Der deutsche Redner

oder

Album classischer Prosa

in einer chronologisch geordneten

Beispiel- und Mustersammlung

deutscher Beredsamkeit aller Zeiten.

* * *

Zum Gebrauch auf Gymnasien

* Realschulen *

ferner für

Studirende und Staatsbeamte

und für

Gebildete

überhaupt.

Vorangehend:

die Grundsätze der Rhetorik.

Bearbeitet und herausgegeben

von

D. Karl Ludwig Kannegießer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

Leipzig, 1854.

Verlag von Fr. Hentze.

Vorrede
zur ersten Auflage.

Nachdem seit längerer Zeit zahlreiche dichterische Blumenlesen als Hülfsbücher für den Unterricht im Deutschen erschienen sind, hat man in den letzten Jahrzehenten angefangen, auch für ähnliche prosaische Sammlungen Sorge zu tragen, und theils die Anweisungen zum Styl mit Beispielen versehen, wie Pölitz, Reinbeck, Falkmann, theils die Beredsamkeit insbesondre bedacht und entweder Reden der alten und neuen Völker zusammengestellt, wie Haupt in seiner Mustersammlung und der Verfasser der Bibliothek parlamentarischer Beredsamkeit, oder sich auf die der neuern Völker beschränkt, wie es in der Bibliothek politischer Reden aus dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert geschieht, oder, wie Rupp, deutsche Reden, aber blos der neuern Zeit, gegeben.

Die vorliegende Sammlung unterscheidet sich von den genannten und von allen mir bekannt gewordenen, wie dies schon der Titel anzeigt: sie ist ein Versuch, die deutsche Beredsamkeit in Beispielen, und mit Rücksicht auf die neueste Zeit auch in Mustern, von Anfang an bis jetzt darzustellen. Ich habe hierbei den Begriff der Beredsamkeit in der engeren Bedeutung genommen, und daher nur Reden, gesprochene, oder wenn auch nicht wirklich gesprochene, doch als gesprochen gedachte, gewählt, diese aber in die geistlichen, gerichtlichen und politischen, wissenschaftlichen und Gedächtnißreden getheilt und einen Anhang von vermischten hinzugefügt.

Die geistlichen oder religiösen machen mit Recht den Anfang, weil hiemit die deutsche Beredsamkeit, und zwar mit einem, freilich nur unbedeutenden, und deshalb auch nicht aufgenommenen Bruchstück aus dem 12. Jahrhundert über das Evangelium Lucä 18, 35 beginnt. Der treuherzige, volksmäßige Berthold aus dem 13. Jahrhundert vielmehr eröffnet die Reihe, dem der tiefsinnige mystische Tauler im 14. Jahrhundert folgt. Der redselige Geiler von Kaisersberg vertritt das funfzehnte, der kräftige, echte Volksredner Luther das sechszehnte, und die beiden Gegensätze, der sanfte, ruhige Spener und der überlebhafte Megerle das siebzehnte Jahrhundert. Für das achtzehnte wählte ich Zinzendorf, Lavater und Reinhard; für die neueste Zeit die noch lebenden, Eylert, Dräseke, Suckow und Marheineke, welche letztere Auswahl wahrscheinlich nicht auf allgemeine Billigung rechnen darf. Schleiermacher hätte vor allen eine Stelle verdient; da ich aber eine Gedächtnißrede von ihm aufnahm, glaubte ich ihn hier auslassen zu dürfen.

Auf die geistliche Beredsamkeit folgt die weltliche, und zwar zuerst die gerichtliche und Staatsberedsamkeit, von denen die erste in den freien Städten des deutschen Reichs bis auf Kaiser Karl V. nicht minder als die geistliche geübt, aber die Reden nur gesprochen, selten aufgeschrieben

wurden; die letztere erst in den neuesten Zeiten erwacht ist, aber immer lebendiger wird; daher die erstere nur durch eine Rede aus dem Berner Twingherrenstreit, durch einen Hülferuf Ulrichs von Hutten an die Deutschen, und ausnahmsweise nicht durch eine Rede, sondern durch eine Denkschrift für Fonk, die letztere aber durch mehrere Reden, besonders der badenschen, baierschen, sächsischen, hessischen Volksvertreter sich hier darstellt, beide durch den Aufruf König Friedrich Wilhelms III. von Preußen im Jahr 1813 an sein Volk und Heer, sowie zur Bildung der Landwehr, und durch eine Rede von Gentz verbunden sind.

Die darauf folgenden wissenschaftlichen Reden dürften nicht wohl fehlen, obgleich sie eigentlich Abhandlungen sind. Rednerischer könnten allerdings die Gedächtnißreden sein, wiewohl auch in ihnen häufig der rednerische Ton vor dem wissenschaftlichen oder erzählenden zurücktritt; am meisten sind es wohl die gewöhnlich kürzeren Gelegenheitsreden, und daher habe ich diesen sowohl den ernsten und feierlichen, als den heiteren und geselligen, den Begrüßungen, Gegenreden, Trinksprüchen, zum Schluß einen Platz eingeräumt. Die Deutschen stehen in letzterer Hinsicht den Engländern und Franzosen und übrigen neueren Völkern nicht nach, ja sie übertreffen sie wohl an Gedankenreichthum, Bedeutsamkeit und Mannigfaltigkeit, und eine besondre Sammlung derselben dürfte nicht unwillkommen sein.

Vergleicht man nun den jetzigen Zustand der deutschen Poesie mit dem der deutschen Beredsamkeit, so gibt die letztere unstreitig mehr Hoffnung als die erstere. Denn so viel Kraft zu ewiger Verjüngung ich dem deutschen Geiste auch in der Poesie zutraue, so möchte es den neuesten und künftigen Dichtern doch schwer werden, sich neue Bahnen zu brechen, um so ihre großen Vorgänger zu übertreffen, während die Prosa sich später bei uns gebildet hat, und besonders die ständische Beredsamkeit erst jetzt aufblüht, die gerichtliche aber so gut wie gar noch nicht vorhanden ist. In der ständischen, als der volksthümlichen, wird der Deutsche sich erst recht seiner Kraft und seiner Eigenthümlichkeit bewußt werden, und mit den Erfolgen derselben eine neue, schönere, edlere Zeit für ihn anbrechen. Schon die jetzt vorhandenen, schon die hier gegebenen, welche einige der wichtigsten Gegenstände, besonders die Preßfreiheit und Gerichtsöffentlichkeit, betreffen, sind ein köstlicher Anfang, und werden die Leser begierig machen, auch die übrigen dieser Art kennen zu lernen. Wenigstens ist dies mein lebhafter Wunsch bei der Herausgabe dieser Sammlung.

Möge mein Werk denn eine freundliche Aufnahme und Theilnahme finden, und eine zweite Auflage mir Gelegenheit geben von allen mir zukommenden Ausstellungen und Rathschlägen zur Vervollkommnung desselben Gebrauch zu machen.

K.

Vorrede
zur zweiten Auflage.

Die zweite Auflage dieser Sammlung ist eine bedeutend vermehrte, theils durch Umarbeitung und Erweiterung der früher in Rücksicht der Anweisung zur Beredsamkeit zu kurz gehaltenen Einleitung, statt deren nun ein Abriß über das ganze Gebiet der Redekunst oder Rhetorik (nach Reinbeck, Püllenberg, Falkmann, Heinrich Richter 2c.) zum Leitfaden für Schulen wie für eigene Belehrung gegeben ist, — theils durch einen **Anhang**, welcher Zusätze, hauptsächlich aus den inzwischen verflossenen Jahren, enthält. Am meisten ist dabei dem Stande der deutschen Beredsamkeit gemäß, die geistliche bedacht, weniger die gerichtliche und Staatsberedsamkeit, wiewohl doch auch hier ein paar, namentlich die erst kürzlich zur Eröffnung der Bundesversammlung zu Frankfurt gehaltene Rede, nicht vergessen sind; die Abtheilung der wissenschaftlichen Reden hat zwei, die der Gedächtnißreden drei, aber ausführliche Beiträge erhalten.

So darf ich denn hoffen, daß dieses Buch noch mehr als früherhin seinem Zwecke überhaupt, sowie den auf dem Titel bezeichneten besonderen Bestimmungen entsprechen werde.

Berlin, im Juni 1853.

K. L. Kannegießer.

Inhalt.

I. Geistliche Reden.

II. Gerichtliche und Staatsreden.

III. Wissenschaftliche Reden.

IV. Gedächtnißreden.

V. Vermischte Reden.

Grundsätze der Rhetorik.

Einleitung.

§. 1.
Sprache.

Die Sprache im eigentlichen Sinne oder die Fähigkeit der Darstellung durch gegliederte Laute, und die Darstellung selbst, ein Eigenthum des Menschen allein, ist der Ausdruck seines geistigen Innern, das den drei Grundvermögen des Geistes gemäß aus Erkenntnissen, Gefühlen und Willensäußerungen besteht, in niederer Hinsicht das allgemeinste und leichteste Mittel der Verständigung, aber auch höheren Zwecken dienend, der Dichtkunst, sofern die Einbildungskraft; der Wissenschaft, sofern der Verstand vorherrscht.

§. 2.
Gebundene und ungebundene Schreibart.

Die Dichtkunst bedient sich meistens der gebundenen Rede, des Verses, die Wissenschaft der ungebundenen oder Satzrede, Prosa.

§. 3.
Beredsamkeit. Poetik und Rhetorik.

Zwischen der Dichtkunst und der Wissenschaft steht die *Beredsamkeit*; sie bedient sich der Form der Wissenschaft, der ungebundenen Rede, schließt aber Gefühl und Einbildungskraft nicht aus, und unterscheidet sich von der Dichtkunst wie von der Wissenschaft hauptsächlich durch den Zweck. Sie will auf den Willen wirken, während die Dichtkunst auf eine höhere Weise geistig zu vergnügen und zu erheben, die Wissenschaft zu lehren beabsichtigt. Die Anweisung zur dichterischen Darstellung wird Poetik, die zur wissenschaftlichen und zur Beredsamkeit Rhetorik (Redekunst) genannt.

§. 4.
Eintheilung der Rhetorik.

Die Redekunst pflegt man in die reine und angewandte einzutheilen, in der ersteren den Stoff und die Form, in der letzteren die verschiedenen Arten der Darstellung abzuhandeln.

I. Reine Rhetorik.

A. Von dem Stoffe.

§. 5.
Eintheilung.

Die Lehre von dem Stoffe beschäftigt sich theils mit der Auffindung des Stoffes (Heuristik) und mit der Anordnung desselben (Disposition), theils mit der Kunst des Ausdrucks, oder der inneren Darstellung (Styl), und mit der Kunst der äußeren Darstellung (Declamation und Action).

§. 6.
1. Auffindung des Stoffes.

Der Stoff ist entweder gegeben oder hängt von Willkür und Wahl ab. Die Thätigkeit, Gedanken zur Ausführung der gegebenen oder gewählten Aufgabe zu finden, nennt man Meditation (Nachdenken, Ueberlegung).

§. 7.
Methoden.

Es lassen sich dabei mehrere Wege oder Methoden einschlagen: die *systematische* oder *strengwissenschaftliche*, die von der Begriffsbestimmung ausgeht und ohne Lücken weiter zu schreiten sucht; die *sokratische*, welche von der Erfahrung ausgeht, den Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchtet, und sich der Gesprächsformen bedient; die *geschichtliche*, welche die Medi-

tation durch die Geschichte des fraglichen Gegenstandes einleitet; die widerlegende, die sich mit Wegräumung von Zweifeln oder mit Bekämpfung der Meinungen Anderer beschäftigt; die erklärende, welche die Gedanken Anderer auslegt; und die beobachtende oder bemerkende, welche durch Vergleichung und Berichtigung die Wahrheit zu erforschen sucht.

§. 8.
Hülfsmittel.

Ein wichtiges Hülfsmittel für die Herbeischaffung des Stoffes ist es, sich mit Schriften gleichen oder ähnlichen Inhalts bekannt zu machen, obgleich dieß auch bisweilen dem eigenen Nachdenken Fesseln anlegt. Vor der Anordnung des Stoffes ist es wohlgethan, sich die einzelnen durch Lesen und durch eigenes Nachdenken, auch wohl durch Unterhaltung mit Anderen erworbenen Gedanken aufzuschreiben und so des ganzen Vorrathes Herr zu werden.

§. 9.
Topik.

Die Lehre von den Zwecken für die Darstellung eines Stoffes nannten die Alten Topik (Ortsanweisung der Begriffe), und die einzelnen allgemeinen hiezu dienlichen Begriffe und Sätze Topica. Es können aber vier Zwecke stattfinden:

1. etwas Geschehenes mitzutheilen, oder zu erzählen;
2. etwas Vorhandenes deutlich zu machen, oder zu beschreiben;
3. durch Auseinandersetzung von Wahrheiten zu belehren;
4. den Willen zu bestimmen.

§. 10.
Erzählung.

Bei Aufgaben für die Erzählung ist Mittheilung von Begebenheiten der Hauptzweck. Begebenheiten tragen sich in der geistigen oder körperlichen Welt zu, und sind hienach Thatsachen oder Naturereignisse.

§. 11.
Fortsetzung.

Bei Begebenheiten kommt in Betrachtung:

1. Entstehungsart und Veranlassung (Zeit, Ort, Personen, und deren gegenseitiges Verhältniß).
2. Ursachen und Triebfedern (wahre und falsche, innere und äußere).
3. Zweck und Absicht der handelnden Personen (Mittel zur Ausführung der That, Hindernisse und Schwierigkeiten).
4. Werth und Wichtigkeit der Begebenheit.
5. Urtheil der Zeitgenossen und der Nachwelt.
6. Ausgang der Begebenheit.
7. Folgen derselben.

Die Begebenheit kann angewendet werden zur Erläuterung der geschichtlichen Ereignisse, oder in geistiger, besonders religiöser und sittlicher Beziehung zur Belehrung über den wahren Werth der Dinge, zum Trost, zur Ermunterung und Nachahmung und zur Demut, zum Vertrauen auf Gott.

§. 12.
Fortsetzung.

Die erzählenden Aufgaben betreffen entweder einzelne Begebenheiten oder eine ganze Reihe derselben, die Geschichte eines Volkes, der Menschheit überhaupt, der Wissenschaften und Künste.

§. 13.
Beschreibung.

Die Beschreibung hat den Zweck, eine vollständige Vorstellung eines Gegenstandes zu erwecken und ihn daher darzustellen, wie er beschaffen ist, und wie er sich äußert. — Die Beschreibung unterscheidet sich von der Erzählung dadurch, daß erstere den Gegenstand darstellt, wie er in Raum und Zeit ist

(coexistirend), die Erzählung, wie er geworden ist (successiv). Gegenstände der Beschreibung sind entweder äußere, Werke der Natur oder der Kunst, (Naturerzeugnisse, Gegenden, Naturerscheinungen, — Gebäude, Gemälde, Standbilder, Feste, z. B. das römische Carneval) oder innere, Zustände des Körpers und der Seele, bei welchen letzteren sich aber, wie überhaupt, die Beschreibung leicht mit der Erzählung verbindet. — Die sogenannte Naturgeschichte sollte Naturbeschreibung heißen.

§. 14.

Belehrung.

Die Belehrung will entweder eine Wahrheit bloß aus einander legen oder zugleich damit Empfehlung oder Warnung verbinden; die erstere aufstellende oder theoretische Wahrheit wendet sich bloß an den Verstand, die zweite anwendende oder praktische zugleich an den Willen und streift hiemit an das Gebiet der eigentlichen Rede.

§. 15.

Theoretische Wahrheiten.

Bei der theoretischen kommt es auf Begriffsentwickelung, vollständige Belehrung und daher Beweisführung an. Einen Begriff entwickeln heißt seine wesentlichen Merkmale angeben und erläutern. Dieß geschieht entweder dadurch, daß man vom Allgemeinen zum Besondern herabsteigt, d. h. die einzelnen Merkmale heraushebt und erläutert, oder vom Besondern zum Allgemeinen aufsteigt. Das Erstere ist die auflösende, analytische, das Letztere die zusammensetzende, synthetische Entwickelung. Durch beide entsteht die Begriffsbestimmung oder Definition.

§. 16.

Chrien.

Die vollständige Belehrung geschieht durch Erklärung des Hauptbegriffs, durch Unterscheidung des Wesentlichen und Unwesentlichen, durch Vergleichung mit ähnlichen Begriffen, durch Widerlegung falscher Begriffe, durch Beispiele und Zeugnisse. Die längere Ausführung eines Gedankens nach bestimmten Regeln nannten die alten Redekünstler Chrie, wobei sich vier Theile unterscheiden lassen: 1) Der Hauptsatz (protasis); 2) die Begründung (aetiologia); 3) die Erläuterung (amplificatio); 4) der Schluß (conclusio). Die Chrien wurden eingetheilt in regelmäßige (ordinatae) und in versetzte (inversae), bei welchen letzteren mit der Begründung oder Erläuterung angefangen wurde. — Zur Erleichterung bediente man sich der Fragen: Wer, was, wo, wodurch, warum, wie, wann (quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando). — Eine theoretische Wahrheit beweisen heißt die Gründe dafür vollständig aufstellen.

§. 17.

Praktische Wahrheiten.

Die praktischen oder anwendenden Wahrheiten sind diejenigen, welche sich auf das Thun und Lassen und zwar des Geistes überhaupt (Wahl einer Lebensart) oder unserer Gesinnungen und Handlungen (Wohlthätigkeit) beziehen, oder gemischter Art sind, z. B. über den Krieg. — Für sie gilt gleichfalls das vorher von den Chrien Gesagte.

§. 18.

Rednerische Aufgaben.

Bei den den Willen bestimmenden Aufgaben ist der Gang der Meditation derselbe wie bei den belehrenden.

§. 19.

2. Anordnung des Stoffes.

Die gegenseitigen Verhältnisse einzelner Gedanken auffinden und bestimmen heißt ihn ordnen (disponiren).

§. 20.

Gesetze der Anordnung.

Die Gesetze der Anordnung der Gedanken stellt die Denklehre (Logik)

auf. Die Anordnung besteht in der Aufsuchung des gemeinschaftlichen Hauptbegriffs, und in der Unterordnung der besondern Begriffe oder in der Classification (Fachvertheilung, Einfachung). Die Zusammenstellung ähnlicher Begriffe gibt Arten (species), die der ähnlichen Arten Gattungen (genera), und die der Gattungen unter den Hauptbegriff den Satz (propositio). Die Gattungen sind die Theile, die Arten die Unterabtheilungen. Die Unterabtheilungen lassen oft neue Unterabtheilungen zu, so daß bei Fortsetzung dieses Verfahrens die Ausführung fast nur in Verknüpfung der ganzen Anordnung besteht. Man pflegt, der leichteren Uebersicht wegen, den Hauptsatz nur in zwei oder drei Theile, selten in mehrere, zu zerlegen.

§. 21.

Erzählung.

Die Anordnung für die Erzählung und Beschreibung ergibt sich meistens schon aus dem bei der Meditation Gesagten. Höhere Begriffe bei der ersteren sind Entstehung, Gang, Erfolg; untergeordnete für die Entstehung: Person, Zeit, Ort, Ursache und Triebfedern, Zweck und Absicht, Mittel; für den Gang: Hindernisse und Schwierigkeiten; für den Erfolg: Ausgang und Folgen, Wichtigkeit und Werth der Handlung an sich und für Mit- und Nachwelt.

§. 22.

Beschreibung.

Die Anordnung von Beschreibungen folgt gewöhnlich den Maaßen des Raums und der Zeit. Bei Beschreibung eines Parks ließe sich ordnen:

1) Naturanlage (Flächen, Berge, Thäler, Teiche, Bäche ꝛc.);
2) Kunstanlagen (Gewächshäuser, Grotten, Einsiedeleien, Denkmäler ꝛc.);
3) Nutzen (Baumzucht, Fischerei, Fasanerie ꝛc.).

Bei Charakterschilderungen:

1) Natürliche Anlagen, 2) Erziehung und Bildung, 3) Umgang, 4) häusliche Lage, 5) Geschäft und Amt, 6) Verdienste.

§. 23.

Abhandlungen und Reden.

Die Anordnung von Abhandlungen und Reden hat gewöhnlich drei Theile: Eingang (exordium), Ausführung des Satzes (tractatio), und Schluß (conclusio). — Der Eingang soll den Gegenstand einleiten, d. h. durch allgemeine oder besondere ähnliche oder entgegengesetzte Aufgaben aufmerksam machen, worauf der Uebergang (transitus) und die Angabe des Hauptsatzes (propositio), bei Reden auch wohl eine Bitte um Nachsicht (captatio benevolentiae) folgt. Der Schluß faßt das Abgehandelte kurz zusammen, bei Reden häufig mit Anwendung auf die Zuhörer, am besten freilich mit einem neuen, kraftvollen Gedanken.

§. 24.

Aufgaben zur Anordnung.

Die Aufgabe wird bisweilen allgemein oder unbestimmt ausgedrückt, oder besteht in einer Stelle aus einem Buche, z. B. bei Predigten aus der heiligen Schrift, in welchem Fall der Hauptsatz daraus hergenommen und genauer bestimmt wird. — Es folgen drei Anordnungen, zwei für Abhandlungen, eine kürzere und eine ausführlichere, und eine für eine eigentliche in dieser Sammlung sich befindenden Rede. Alle drei sind entnommen aus meiner Schrift: „Entwürfe von Abhandlungen und Reden. Breslau 1832.“

§. 25.

Kürzere Anordnung für eine Abhandlung.

Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton.
Klopstock.

Einleitung. Keiner ist wohl gleichgültig gegen Lob, Ehre und Ruhm; Manche sind aber besonders reizbar dafür und streben danach. (Uebergang.) Dieß Bestreben bedarf aber einer sorgfältigen Leitung.

Satz. Was hat man bei dem Bestreben nach Lob, Ehre und Ruhm zu beobachten?

I. Es muß auf die rechten Gegenstände gerichtet sein.
   1) Man muß nicht Lob und Ehre durch Verdienste suchen, die man gar nicht oder doch nur schwer sich erwerben kann.
   2) Es muß nicht auf unnütze oder gar schädliche Dinge gerichtet sein,
   3) sondern nur auf gute. Man muß daher nur das Lob guter Menschen suchen.

II. Es muß Maaß beobachtet werden. Man hat sich also zu hüten,
   1) daß dieß Streben nicht zur Leidenschaft, zur Ehr- und Ruhmsucht werde,
   2) daß man irgend eine Pflicht gegen Andere dabei verletze.

III. Das eigene gute Bewußtsein muß uns höher stehen. Wenn wir nicht geehrt werden, oder weniger, als wir erwarteten, so darf uns dieß nicht niederschlagen und beunruhigen.

Schluß. Wohlgeleitet ist der Ehrtrieb sehr wohlthätig für den Menschen; Ehre und Ruhm erweitern den Wirkungskreis.

§. 26.

Längere Anordnung für eine Abhandlung.

Das reifere Lebensalter.

Einleitung. Man preist die Kindheit wegen Unschuld, Frohsinn und Sorglosigkeit und wünscht sich dieselbe wohl zurück. Aber man schreibt ihr ein Glück zu, das sie größtentheils gar nicht besitzt, denn es besteht in dunkeln Gefühlen. Christus ruft uns nicht zu: Werdet Kinder! sondern: werdet wie die Kinder! — Das Glück des Jünglings und der Jungfrau besteht mehr in Hoffnung und Verlangen als in Besitz.

Satz. Ueber die Vorzüge des reiferen Lebensalters. Diese sind:

I. Selbstbewußtsein. Vergleichung der Lebensalter.
   1) Im Kindheitsalter steht der Mensch dem Thiere näher. Sehr allmälig entwickelt und stärkt sich Körper und Geist, besonders
      a) die Fertigkeit der Rede,
      b) Verstand und Vernunft.
   2) Im Jünglingsalter ist der Mensch im Kampf
      a) mit den Entschlüssen für die Zukunft,
      b) mit den eigenen Begierden und Leidenschaften.
   3) Erst das Mannesalter macht die Menschen selbstständig,
      a) Im Allgemeinen
         aa) durch die Wahl der Lebensart,
         bb) durch sittliche Erfahrung,
      b) im Besondern,
         aa) durch geistige Ausbildung,
         bb) durch sittliche Selbstkenntniß.

II. Willenskraft.
   1) Die Jugend ist weniger sittlich frei, und wird durch andere bestimmt.
   2) Das gereiftere Alter hat größere Willenskraft, zwar auch zum Bösen, doch ist diese Beharrlichkeit nur Ausnahme, hauptsächlich doch zum Guten. Bei erwachter sittlicher Freiheit läßt sich eigentlich erst von Tugend sprechen.
      a) Viele Tugenden des reiferen Alters, z. B. die häuslichen, werden zwar wenig bekannt.
      b) Viele edle Männer und Frauen nennt aber auch die Geschichte.

III. Wirksamkeit.
   1) Des Mannes, besonders die amtliche, und diese hängt ab

a) von den mehr innerlichen Eigenschaften, der Gewissenhaftigkeit, Besonnenheit, Treue;
b) von den äußerlichen, Genauigkeit, Fleiß, Ordnung;
2) des weiblichen Geschlechtes durch
a) Erhaltung des Hauswesens,
b) Erziehung der Kinder,
c) Einfluß auf den Mann.
IV. Freudigkeit.
1) Die der Jugend ist lebhafter, aber mehr sinnlich und nicht dauerhaft,
2) die des reiferen Alters ist gemäßigter, aber dauerhafter. Sie hängt ab
a) von der Arbeitsamkeit.
aa) Die Arbeit selbst macht Vergnügen;
bb) aber sie hat auch Lohn,
α) in der öffentlichen Ehre,
β) im Selbstgefühle.
b) vom häuslichen Glücke. Daher ist diese Freudigkeit mehr ein Zustand als etwas Einzelnes und Zufälliges.

Schluß. Das Greisenalter hat bei allen Unannehmlichkeiten dadurch den höchsten Vorzug, daß der Mensch alsdann der Verjüngung nahe steht und zur Ruhe und Gottergebenheit gelangt ist.

§. 27.

Disposition einer Rede.

Rede auf Friedrich den Großen,

am 24. Januar 1817 von Schleiermacher.

Einleitung. Zwei glückliche, aber sehr verschiedene Zeiten gibt es für die Wirksamkeit, erstere während seines Lebens, wenn man ihn anerkennt, und er sich eine freie Wirksamkeit auf die Mitwelt gewinnt, letztere nach seinem Tode, wann er ganz der Geschichte angehört und ungehemmt auf die Nachwelt wirkt. Aber zwischen beiden liegt eine dunkle und verworrene Zwischenzeit, in welcher seine unmittelbare Wirksamkeit noch nicht ganz verschwunden ist, und die geschichtliche sich noch nicht gereinigt hat.

Satz. Beurtheilung Friedrichs des Großen.
I. Falsche Urtheile.
1) Von den falschen Urtheilen selbst.
a) Diese gab es schon bei seinem Leben, aber sie waren damals von geringerem Einflusse.
b) Sie haben sich auch jetzt schon vermindert,
aa) durch die Erscheinung Napoleons,
α) insofern dieser Früheres verdrängte,
β) und die Welt eine Zeitlang verblendete;
bb) durch neuere Veränderungen der Völker und Staaten, und besonders der preußischen Staatsverfassung und Staatsverwaltung.
α) Seine Institutionen sind verändert;
β) seine Zeitgenossen leben größtentheils nicht mehr.
c) Aber viel ist davon noch übrig. Man behauptet wohl,
aa) sein Sinn und Geist sei nur einer roheren und schlafferen Zeit angemessen gewesen,
bb) er würde alle jetzigen Bestrebungen zurückgehalten, und nur in seiner einmaligen Weise regiert haben.
2) Von der Art und Weise dieser falschen Urtheile.
a) Man verkennt, daß kein Mensch von seiner Zeit und Welt getrennt sich denken läßt.
b) Man wünscht, aus Theilnahme und Vorliebe für ihn, zu er-

forschen, wie er in der jetzigen Zeit gehandelt haben würde — eine unbeantwortbare Frage — denn wie wollen wir ihn in die gegenwärtige Zeit versetzen?

aa) Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat?

bb) Wollen wir ihn aufs neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwischenliegende?

cc) Wann soll das angefangen haben, und wie weit soll es gediehen sein?

dd) In welchem Alter, in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten lassen in das thätige herrschende Leben?

ee) Bei welchem Zeitpunkte soll er die Zügel wieder ergreifen? — Nie werden wir also ein lebendiges Bild zu Stande bringen.

II. Richtiges Urtheil.

1) Bild eines großen Regenten. Dazu gehört

a) Persönlichkeit.

b) Königlicher Geist und Sinn, um

aa) Schutzgeist des Volkes, und

bb) lebendige Seele des Volkes zu sein.

c) Vereinigung beider Eigenschaften.

aa) Charakter der Vereinzelung.

α) Als großer Geist ohne Persönlichkeit ist er zu sehr eine allgemeine Gestalt.

β) als Persönlichkeit ohne Geist und Kraft fehlt seiner Herrschaft Frische und Beharrlichkeit.

bb) Ueble Folgen der Vereinzelung.

α) Im Fall die Persönlichkeit siegt,

αα) überläßt der Herrscher Andern die Herrschaft,

ββ) oder er hemmt das Leben des Volkes und wird selbstsüchtig.

β) Im Fall der königliche Sinn siegt,

αα) dann genießt er sich selbst weniger als ein Unterthan;

ββ) er geht unter über seinen Beruf.

γ) Im Fall beide schwanken, bald das Eine bald das Andre vorherrscht, kann man ihn nicht stark genug halten für sein Amt.

2) Anwendung auf Friedrich den Großen,

a) In Rücksicht beider Eigenschaften. Er vereinigte sie,

aa) der Muße und den Musen ergeben, doch sparsam und arbeitsam, seine Staaten durchreisend;

bb) in fremder Sprache auferzogen, doch den einheimischen Geist stärkend und verbreitend.

cc) selbst nicht ohne religiöse Zweifel doch Religionsfreiheit beschirmend;

dd) für den Frieden gestimmt, doch Krieger und Held;

b) in Rücksicht des Nutzens, um von ihm für die Gegenwart zu lernen, oder um die Gegenwart für ihre Abweichungen gegen ihn zu vertheidigen.

aa) Diese Untersuchung wird unfruchtbar für uns und herabsetzend für den König, wenn wir dabei bloß auf das Aeußere seines eigenthümlichen Wesens und seines königlichen Lebens sehen.

α) Seine äußere Erscheinung war höchst ehrfurchterregend, jetzt würde sie eher das Gegentheil sein

αα) durch Tracht und Sitte,
ββ) durch seine aus Französisch und Deutsch gemischte Sprache,
γγ) durch seinen beschränkten Antheil an vielen jetzt gemein gewordenen Kenntnissen. — Aber er würde auch äußerlich ein ganz anderer sein, wenn er mit uns aufgewachsen wäre;
β) sein königliches Leben, seine Formen und Maximen im Ganzen und in einzelnen Zweigen würden ebenfalls jetzt ganz anders sein. Wir müssen überdieß bedenken:
αα) Er stand damals zu sehr allein;
ββ) es fehlte ihm an dem wichtigsten Verbindungsmittel zwischen ihm und seinem Volk, an einer sich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung.
bb) Diese Untersuchung wird fruchtbar, wenn wir dabei auf das Innere seines persönlichen Wesens und seines königlichen Geistes blicken;
α) mit Rücksicht auf ihn. Er würde jetzt wie damals wirken
αα) durch die frische Kraft und den tiefen Ernst seines Willens,
ββ) durch seine bezaubernde, obgleich selten hervorbrechende Liebenswürdigkeit, als Zeichen der innern Schönheit seines Gemüts;
β) mit Rücksicht auf uns durch die Frage, ob wir seiner würdiger sind als unsre Väter,
αα) durch unsre Bildung, Kunst und Sitten,
ββ) besonders durch Gesinnung, Vaterlandsliebe, Staatsweisheit.

Schluß. Aus der Beantwortung der letzteren Fragen wird hervorgehen, daß ein großer König ein großer Segen für sein Volk ist, und ein noch größerer Segen freilich ein König, dem es vergönnt ist, sein Volk dahin zu führen, wo es für immer großer Könige entbehren kann.

§. 28.

B. Von der Form oder Kunst des Ausdrucks.

1. Innere Darstellung.

a) Allgemeine Mittel.

Die Kunst des Ausdrucks wird eingetheilt in die innere und äußere. Die innere ist die eigentliche Sprachdarstellung im umfassenderen Sinne, welche gewöhnlich Styl (Schreibart) genannt wird. Der Styl oder die durch das Ganze der Darstellung herrschende Art und Weise des Gedankenausdrucks ist zu unterscheiden von der Manier oder der nicht aus dem Wesen des Gegenstandes, sondern aus der bloßen Einheitlichkeit (Individualität) des Schriftstellers oder aus der Nachahmung der Schreibart anderer Schriftsteller hervorgegangene Darstellung. — Die innere Darstellung oder der Styl muß Sprachrichtigkeit, Sprachreinheit, Deutlichkeit und Bestimmtheit, Ordnung, Einheit und Schönheit haben.

§. 29.

Sprachrichtigkeit.

Die Sprachrichtigkeit besteht in der Beobachtung der allgemein angenommenen Gesetze der Sprache, in welcher man darstellt, oder der Sprachlehre, und zwar der herrschenden Mundart, welche im Deutschen das Hochdeutsche ist. Es müssen daher richtig gebildete Wörter gebraucht, die bestimmten Abänderungsformen beobachtet und die Wörter in gehörige Verbindung gebracht werden. — Verstöße wider den Gebrauch heißen Neologismen (falsche Neu-

bildungen), Verstöße wider die Abänderungsformen und die Satzlehre **Solöcismen** (von der cilicischen Stadt Soli, wo ein schlechtes Griechisch gesprochen wurde), oder Sprachfehler.

§. 30.
Sprachreinheit.

Die **Sprachreinheit** verbietet die Einmischung alles Fremdartigen. Verstöße dagegen oder **Barbarismen** (Ausländereien) sind theils Archaismen (Veraltungen), theils Provinzialismen (Landschafts- oder Bezirkswörter), theils und vorzüglich Fremdwörter aus anderen Sprachen, — und dergleichen Wortfügungen. Diese Ausländereien nennt man häufig noch selbst mit Ausländereien: Gräcismen, Latinismen, Gallicismen rc. (Vergriechungen, Verlateinungen, Verfranzungen).

§. 31.
Fortsetzung.

Ueber Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit sind die Meinungen verschieden. Viel hängt dabei von Geschmack und herrschendem Gebrauch ab. Der Reinigung von Fremdwörtern bedarf insbesondere die deutsche Sprache als Ursprache; auch ist die Nothwendigkeit oder Unentbehrlichkeit der Fremdwörter im Deutschen durchaus unerwiesen. Doch ist dabei Maaß und Vorsicht nöthig. Vor Allem bedarf die Kunstsprache Vereinfachung. Quellen der Sprachreinigung für die deutsche Sprache sind die Denkmäler aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen, die Schriften Luthers und seiner Zeitgenossen, wie der ältern und neuern Schwärmer, die Mundarten, die Schwestersprachen, die guten Schriftsteller der Gegenwart, insbesondre aber die innere Fruchtbarkeit der deutschen Sprache selbst durch Ableitung und Zusammensetzung. Siehe: Abriß eines Neubaues der Sprachwissenschaft auf deutschem Grunde von Langensiepen, Barmen 1848.

§. 32.
Deutlichkeit und Bestimmtheit.

Die **Deutlichkeit** bewirkt, daß der Sinn leicht aufzufassen ist, und die **Bestimmtheit**, daß kein andrer aufgefaßt werden kann. Fehler dagegen entstehen aus Verworrenheit der Begriffe, Mangel an richtiger Anwendung der Redezeichen im Schreiben, und der dadurch gebotenen Halte im Sprechen, aus Weitschweifigkeit, sowie aus zu großer Gedrängtheit.

§. 33.
Ordnung.

Die **Ordnung** besteht nicht blos in richtiger, sondern auch in der den besondern Zweck des Vortrages befördernden Gedankenfolge.

§. 34.
Einheit.

Die **Einheit** verbietet alle Abschweifungen von dem Hauptgegenstand, sofern sie den Gesammteindruck schwächen.

§. 35.
Schönheit.

Die **Schönheit** ist diejenige Eigenschaft der Schreibart, wodurch man Wohlgefallen bezweckt. Aeußere Mittel sind: Wohlklang, Geschmeidigkeit und Rundung; innere: Würde, Kürze, Lebhaftigkeit und Natürlichkeit.

§. 36.
Eintheilung der Schreibart.

Man unterscheidet **historische** (geschichtliche), **philosophische** (abhandelnde) und **oratorische** (rednerische) Schreibart; sowie **niedre**, **mittlere**, und **höhere**, hauptsächlich mit Bezug auf Lebhaftigkeit der Darstellung.

§. 37.
b) Besondere Mittel der innern Darstellung. Bildlichkeit der Sprache.

Die Sprache ist zwar überhaupt bildlich, sofern sie die Ausdrücke für die Bezeichnung sinnlicher Gegenstände auf übersinnliche, geistige überträgt,

z. B. begreifen, beleuchten, auseinandersetzen; häufig hat sich sogar die sinnliche Bedeutung ganz verloren, z. B. verstehen.

§. 38.

Eigentlicher und uneigentlicher Ausdruck.

Indeß kann man doch den eigentlichen Ausdruck von dem uneigentlichen, bildlichen, figürlichen, metaphorischen, tropischen unterscheiden, der sich nicht blos in der dichterischen, sondern auch in der lebhafteren prosaischen Darstellung überhaupt, und besonders in der Beredsamkeit zeigt.

§. 39.

Figuren und Tropen.

Die verschiedenen Arten dieses bildlichen Ausdrucks nennt man Figuren oder Tropen, Gestalten, Formen, Wendungen des Ausdrucks, Wechselbilder.

§. 40.

Eintheilung.

Sie werden sehr verschieden eingetheilt, meistens in die, welche sich auf die darzustellende Vorstellung, und in die, welche sich auf die innere Verfassung des Redenden beziehen. Die ersteren heißen sächliche, außenhaftende, objektive, die letzteren innere, selbsthaftende, subjektive. — Die ersteren sind entweder von der Art, daß man die Vorstellung vertauscht, oder sie nicht vertauscht, sondern mehrere Vorstellungen zusammenstellt.

§. 41.

Objektive vertauschende Figuren.

Die vertauschenden sind die Metapher (Wortbild), das Gleichniß, die Allegorie (Sinnbild), die Personifikation (Personendichtung, Persönlichung), die Synekdoche (Größenbild), und die Metonymie (Umtauschung, Namensvertauschung).

§. 42.

Metapher.

Die Metapher oder das Wortbild steht entweder für sich, z. B. rosig statt jugendlich, oder es wird die Beziehung hinzugefügt, z. B. der Lenz des Lebens für die Jugend. — Wird diese durch ein besonderes Wort, wie, gleich, ausgedrückt, so entsteht eine Vergleichung, z. B. ein Lächeln wie des Mondes Stral, wovon sich das Beispiel, die Vergleichung mit etwas Einzelnem, aus der Erfahrung Entlehntem oder Erdichtetem zum Beleg eines Begriffes oder Satzes, wie die eben gegebenen, oder, stark wie Simson unterscheidet. — Wird das Bild für sich, ohne Hinweisung auf die Beziehung ausgeführt, so entsteht das Gleichniß, z. B.: „Er wandelte wie ein Löwe des Bergs, der durch Regen und Sturm hingeht, die Augen im Haupte brennen ihm, aber Rinder greift er an rc. Odyssee 6, 130 rc." — Die Allegorie ist die Ausführung eines Bildes ohne Nennung des Gegenstandes, und wird dann bisweilen zu einem für sich bestehenden Ganzen, z. B. Schillers „Mädchen aus der Fremde," womit zugleich die Personendichtung verbunden ist, wie in dem angeführten Gedichte oder wie wenn Schiller die Freude „Tochter aus Elysium" nennt. — Eine dunkle Allegerie wird zum Räthsel. — Eine fehlerhafte Metapher nennt man Katachrese (Mißbrauch), z. B. „den Keim des Stolzes auslöschen," weil hier das Bild nicht beibehalten ist, statt „den Keim wegschneiden," oder „das Feuer auslöschen."

§. 43.

Synekdoche und Metonymie.

Die Synekdoche und Metonymie bezeichnen eine Vorstellung durch darunter enthaltene Theilvorstellungen oder damit nothwendig verbundene Nebenvorstellungen. Die Synekdoche mehr die inneren, die Metonymie mehr die äußeren Verhältnisse des Raums und der Zeit.

§. 44.

Synekdoche.

Die Synekdoche setzt den höheren Begriff für den niederen, oder umgekehrt, also den Theil für das Ganze (Dach oder Schwelle statt Haus), das Ganze für den Theil (Wald statt Baum), das Geschlecht für die Gattung, (Sterbliche statt Menschen), die Gattung für das Geschlecht (Thaler statt Geld); die Gattung für die Art (der römische Redner statt Cicero); die Art für die Gattung (er ist ein Cicero statt Redner); die Eigenschaften für das Wesen (Allmacht statt Gott); Allgemeines für Besonderes (Armut statt Arme); die Einheit statt der Mehrheit (der Deutsche statt die Deutschen); die bestimmte Zahl für die unbestimmte (tausend für viele).

§ 45.

Metonymie.

Die Metonymie setzt das Frühere für das Spätere und umgekehrt (sich empfehlen statt weggehen, oder Knall statt Schuß); die Wirkung für die Ursache (Segen rauscht herab statt Regen); die Ursache für die Wirkung (das Mitleid rann ihm die Wange herab statt Thränen); den Stoff für die Form (Stahl statt Schwert); die Form für den Stoff (Kugel statt Erde); das Zeichen für die Sache (Oelzweig statt Friede); die Sache für das Zeichen (Sieg statt Lorbeer); das Werkzeug für das Werk (Feder statt Schrift); den Ort für das darin Befindliche (Wald statt Vögel); und umgekehrt (Leichen statt Schlachtfeld); die Zeit für das darin Befindliche oder Geschehende (Licht statt Tag, Jahrhundert statt Personen, Thaten, Werke).

§ 46.

Objektive nichtvertauschende Figuren.

Nichtvertauschende, sondern zusammenstellende Figuren sind vielfach: Zergliederung (Distribution), Häufung (Cumulation), Entgegensetzung (Antithese), Steigerung (Gradation), Wiederholung (Repetition).

§. 47.

Subjektive Figuren.

Die subjektiven Figuren sind Zweifel, Frage, Ausrufung, Anrede an sich selbst, Betheurung, Beschwörung, Auslassung, Verschweigung, Einschiebsel, Umstellung u. s. w.

2. Aeußere Darstellung.

§. 48.

Eintheilung.

Sie bezieht sich theils auf den Ton der Stimme, theils auf die Geberde. Die erstere heißt Deklamation (lauter Vortrag), die letztere Mimik (Geberdung).

§. 49.

Deklamation.

Zum lauten Vortrag ist erforderlich Umfang, Stärke und Wohlklang der Stimme, Richtigkeit und Deutlichkeit der Aussprache, sowie Lebhaftigkeit, Fluß, Einheit in der Mannichfaltigkeit des Vortrages, und Malerei der Rede. Die Malerei besteht in der Bewegung, Höhe und Tiefe, Dehnung und Kürze, Stärke und Schwäche der Töne für die Darstellung des Gegenstandes, wie für die Darstellung des Gemütszustandes. In letzterer Hinsicht unterscheidet man eine Verstandes- und eine Gefühlsdeklamation.

§. 50.

Mimik.

Bei der Mimik kömmt es auf Blick, Miene und Geberde an, und diese bieten zur mimischen Malerei dar Ausdruck, Bewegung und Stellung mit Rücksicht auf Gegenstand und Gefühl.

§ 51.

Bemerkungen.

Die Mimik stellt durch den Körper dar und läßt sich vom Worte trennen; sie tritt dann als selbstständige Kunst, als Pantomime (Geberdenspiel, Geberdenkunst) auf. Die Deklamation begleitet nur das Wort und läßt sich daher nie davon trennen. — Wie die Mimik in der Pantomime kann auch die Deklamation sich selbstständig zeigen, nämlich im Vorlesen. Deklamation und Mimik verbunden müssen sowohl mit der Rede selbst wie unter sich übereinstimmen. — Deklamation, Mimik und Action (ausdrucksvolle Bewegung des ganzen menschlichen Körpers) bilden die Schauspielkunst.

II. Angewandte Rhetorik.

§. 52.

Leben, Wissenschaft, Beredsamkeit.

Die ungebundene Schreibart ist ebensowohl Sprachdarstellung des Lebens wie der Wissenschaft und der Beredsamkeit. Das Leben theilt sich aber in das bürgerliche und außerbürgerliche. Darstellungen oder Vorträge und Aufsätze, welche das erstere betreffen, sind Geschäftsaufsätze; die, welche das letztere betreffen, Briefe.

§. 53.

Eintheilung.

Aber die Darstellung kann auch die Form des Gesprächs und Selbstgesprächs haben. Hienach giebt es acht Gattungen prosaischer Darstellung: 1) Geschäftsaufsätze; 2) Briefe; 3) Geschichtsdarstellungen; 4) Beschreibungen; 5) Abhandlungen; 6) Gespräche; 7) Selbstgespräche; 8) Reden.

§. 54.

A. Geschäftsstyl.

1. Höherer oder Canzleistyl.

Die Geschäftsdarstellung theilt sich in die höhere und gemeine. Die erstere wird auch Kanzelei- oder Kurialstyl genannt und zerfällt wieder in den Hofstyl und in den Gerichtsstyl. Der Hofstyl findet statt in den Aufsätzen, die von dem Regenten des Staats oder dessen Stellvertretern ausgehen, sowie in denen, welche von den Unterthanen an ihn gerichtet werden. Dergleichen sind Staatsschreiben (Manifeste, Noten), Verträge, Verordnungen, Bestallungen, Beschlüsse, Bescheide, Verfügungen (Resolutionen), Eingaben, Erinnerungsschreiben (Memoriale), Bittschriften, Vorstellungen, Gutachten. — Zum Gerichtsstyl gehören: Vorladungen (Citationen), Verhandlungsschreiben (Protocolle), Beschlüsse (Dekrete), Urtheile, Klageschriften, Vorstellungen, Berichte, Zeugnisse, Erbverschreibungen (Testamente), Ehestiftungen, Vollmachten u. s. w.

§. 55.

Höflichkeitsstyl.

Zur Eigenthümlichkeit der Kanzeleidarstellung gehören gewisse Ausdrücke der Höflichkeit, Achtung und Ehrerbietung, den bürgerlichen Verhältnissen zufolge und insbesondre die Betitelungen, schriftliche Anreden und die Bezeichnungen auf dem Umschlage. Diese sogenannte Courtoisie findet zum Theil auch in Briefen statt.

§. 56.

Gemeiner Geschäftsstyl.

Der gemeine Geschäftsstyl begreift Zuschriften, Schuldscheine, Zahlungsbescheinigungen (Quittungen), Ankündigungen, Zeugnisse, Scheine &c.; mehrere derselben haben bestimmte Formen. — Die einfachste Schreibart ist in dem bürgerlichen wie außerbürgerlichen Aufsätzen die beste.

§. 57.

B. Briefe.

Natürlichkeit ist das Haupterforderniß des Briefes. Die Darstellung richte sich nach dem Inhalt des Briefs und dem Verhältniß des Briefstellers zu dem Empfänger. Die Briefe sind entweder Zuschriften oder Antworten. Anrede und Schluß haben ihre besondern Regeln hinsichtlich der Höflichkeit. Kleine Briefe nennt man noch häufig Billette. — Die Briefe lassen sich eintheilen in Wohlstandsbriefe, vertrauliche oder freundschaftliche, unterhaltende und belehrende. — In neuern Zeiten besonders gibt es viele Sammlungen des Briefwechsels berühmter Personen, z. B. Winckelmann's, Lessing's, Göthe's.

§. 58.

C. Geschichtsdarstellungen.

Die Geschichte theilt sich zunächst in Natur- und in Menschengeschichte. Erstere, nicht mit der Naturbeschreibung zu verwechseln, stellt den Entwickelungsgang der Natur dar und ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Der „Kosmos" von Alexander von Humboldt ist hieher zu rechnen. — Die Menschengeschichte läßt sich bearbeiten theils in reiner zeitlicher Folge (chronistisch), theils nach Grund und Folge (pragmatisch), theils mit Rücksicht auf die Menschheit überhaupt, untersuchend (philosophisch). Die ersten Geschichtsbücher der Völker sind gewöhnlich Zeit- oder Jahrbücher (Chroniken und Annalen), trockene Aufzeichnungen der Begebenheiten in der Zeitfolge. — Die pragmatische und philosophische Geschichtschreibung beruht auf Geschichtsforschung.

§. 59.

Menschengeschichte.

Unter Geschichte wird gewöhnlich Menschengeschichte verstanden und diese hat mehrere Zweige. In Betreff Einzelner heißt sie Lebensbeschreibung oder vielmehr Lebens-

geschichte (Biographie); in Betreff Mehrerer Staaten- und Völkergeschichte, Geschichte der Religionen, der Wissenschaften und Künste.

§. 60.

Lebensgeschichte.

Die Lebensgeschichte wird entweder von der betreffenden Person selbst, oder von Andern geschrieben; im erstern Falle heißt sie Selbstlebensgeschichte (Autobiographie). Autobiographien gibt es von dem Kirchenvater Augustin, von Rousseau, von diesen Beiden „Bekenntnisse" genannt, Alfieri, Franklin, im Deutschen von Arndt, Göthe, Holtei; Biographien von Tacitus (Agricola), Voltaire (Karl XII.), Dippold (Karl der Große), und Sammlungen von Plutarch, Sueton, das Pantheon und der Nekrolog der Deutschen.

§. 61.

Geschichte der Staaten, Völker, Religionen u. s. w.

Die Staaten- und Völkergeschichte ist meistens pragmatisch, und hat nicht bloß die äußern Thatsachen, z. B. Kriege, sondern auch die Staatsverfassung und Volksbildung darzustellen. — Die Darstellung der christlichen Religionsgeschichte wird auch Kirchengeschichte, und die der Wissenschaften Literargeschichte genannt. Eine eigentliche Bildungs- oder Kulturgeschichte fehlt noch. Die allgemeine oder Universalgeschichte läßt sich gleichzeitlich (synchronistisch), so daß die Begebenheiten aller Völker nach Zeiträumen zugleich, oder volksgeschichtlich (ethnographisch) abhandeln, indem die Begebenheiten jedes einzelnen Volkes von Anfang bis zu Ende dargestellt werden. — Hieher gehören auch: Zeitungen, Flugblätter, Tagebücher, Geschichtstafeln 2c.

§. 62.

Fortsetzung.

Der Geschichte der ganzen Menschheit, als der Krone aller geschichtlichen Darstellung, wozu ein Anfang z. B. von Herder (Ideen zur Geschichte der Menschheit) gemacht ist, steht die Denkmälerinschrift (Lapidarstyl) als kürzeste und einfachste Darstellung gegenüber.

§. 63.

Eigenschaften.

Haupteigenschaften der geschichtlichen Sprachdarstellung sind Kürze, Bestimmtheit, Einfachheit, Würde.

§. 64.

Geschichtschreiber.

Große Geschichtschreiber des Alterthums sind bei den Griechen Herodot, Thucydides, Xenophon, bei den Römern Sallust, Julius Cäsar, Livius, Tacitus; in der neuern Zeit besonders bei den Engländern Robertson, Hume, Gibbon, Macaulay; bei den Franzosen Voltaire, Sismondi, Thiers; bei den Italienern Villani, Macchiavelli, Guicciardini; bei den Deutschen Johann von Müller, Menzel, Gervinus, Ranke.

§. 65.

D. Beschreibung.

Man unterscheidet Beschreibung von Schilderung; erstere geht bloß vom Verstande aus, an der zweiten nimmt die Einbildungskraft Antheil.

§. 66.

Reine Beschreibung.

Gegenstände der reinen Beschreibung sind: Erde, Gestirne, Natur, woraus drei Wissenschaften entstehen, 1) Erdkunde (Geographie), und zwar Größenverhältnisse, Stoffe und Staaten betreffende, mathematische, physische und politische; 2) Sternkunde (Astronomie); 3) Naturkunde, welche sich theilt in Naturlehre (Physik) und in Naturbeschreibung.

§. 67.

Schilderung.

Gegenstände der Schilderung sind Gegenden, Gebäude, Kunstwerke, Sitten und Gebräuche, Völker und Menschen. Besonders gehören Reisebeschreibungen hieher.

§. 68.

E. Lehrdarstellungen.

Die belehrenden, abhandelnden Darstellungen und Vorträge umfassen entweder eine ganze Reihe zusammengehöriger Wahrheiten und bilden dann ein Lehrgebäude (System), ein Lehrbuch (Kompendium); oder erläutern nur einzelne Wahrheiten vollständig in Abhandlung, oder entwickeln die Vorzüge und Mängel schriftstellerischer Erzeugnisse als Beurtheilung (Recension).

§. 69.

Lehrgebäude.

Das Lehrgebäude ist das bedeutendste dieser Erzeugnisse und bedarf daher vorzugsweise der Einheit, der Eintheilung, meistens auch der Einleitung. Die mittlere Schreibart ist dafür die angemessenste, die weniger der Lebhaftigkeit und des Wohlklanges bedarf als der Deutlichkeit, Bestimmtheit, Kürze. Die Art der Entwickelung kann synthetisch oder analytisch sein.

§. 70.

Lehrbuch.

Das Lehrbuch, sowie der Abriß und Leitfaden, ist zur Grundlage des mündlichen Vortrags bestimmt und bedient sich meistens der auseinanderlegenden (analytischen) Darstellung. Die einzelnen Abtheilungen pflegt man durch Absätze (Paragraphen) und Bezifferung derselben zu bezeichnen. Die Darstellung darf noch einfacher und trockener als in dem Lehrgebäude sein.

§. 71.

Abhandlung.

Die Abhandlung wird, wenn sie zum mündlichen Vortrag bestimmt ist, Vorlesung genannt, wobei dann häufig mehrere desselben Hauptinhalts zusammengehören. Sie erlaubt zweckdienliche Abschweifungen (Digressionen). Abhandlungen werden oft mit der Ankündigung von Feierlichkeiten, z. B. bei Lehranstalten, verbunden, und heißen dann Einladungschreiben (Programme). Sie haben häufig besondere Einleitung und besondern Schluß, uud dürfen sich der lebhafteren Darstellung nähern.

§. 72.

Beurtheilung.

Die Beurtheilung (Recension) gibt den Inhalt, die Form und den Werth eines schriftstellerischen Werkes an, häufig mit Vergleichung ähnlicher vorhandener und mit Proben des Werks. Sie erfordert Besonnenheit, Ruhe und Unparteilichkeit. Die sogenannten Literaturzeitungen bestehen meistens aus Beurtheilungen.

§. 73.

F. Gespräch (Dialog).

Das Gespräch ist Nachahmung der mündlichen Unterredung. Der Stoff muß bedeutend und reichhaltig für die Untersuchung sein bei verschiedenen Ansichten der Unterredner. Trotz der nöthigen Einheit sind daher Mannichfaltigkeit, Abschweifungen, Witz und Laune zuläßig, ja wünschenswerth, Natürlichkeit und Geschmeidigkeit aber Haupterfordernisse. Weitschweifigkeit ist ein dieser Form sehr natürlicher und daher sorgsam zu vermeidender Fehler. — Plato bediente sich in seinen meisten Schriften dieser Darstellungsart, und zwar so, daß der Belehrende sich unwissend stellt, und durch Fragen sich und Andern zur Erkenntniß der Wahrheit zu verhelfen sucht. Sie heißt nach dem Hauptunterredner Sokrates die sokratische. Siehe §. 7. Im Deutschen ist diese Form in neuerer Zeit nicht selten von abhandelnden, philosophischen Schriftstellern, z. B. von Solger im „Erwin", gebraucht worden.

§. 74.

G. Selbstgespräch (Monolog).

Das Selbstgespräch ist die Darstellung der Gedanken eines tiefaufgeregten Gemüts und nähert sich daher dem dichterischen Gebiet, ist aber als vorherrschende Verstandesdarstellung von Selbstgesprächen in Schauspielen völlig verschieden. — Der Sprecher kann die Rede an sich selbst oder an Andre richten. Wenn sie an Gott gerichtet wird, ist es Gebet, das meistens den Anfang von geistlichen Reden bildet! Die sogenannten geistlichen Betrachtungen gehören hieher.

§. 75.

H. Rede.

Die Rede ist eine zum lauten Vortrag bestimmte zusammenhängende Mittheilung von Gedanken über meistens nur Einen Hauptgegenstand, und unterscheidet sich von der Abhandlung theils dadurch, daß sie für Hörer, die Abhandlung für Leser bestimmt ist, theils dadurch, daß die Person des Redners darin häufig hervortritt. Ihr Zweck ist durch Ueberredung zu überzeugen und so auf den Willen zu wirken, ihre Eigenschaften, Lebhaftigkeit und Schwung, ohne jedoch dem Wesen nach das Gebiet der Dichtkunst zu berühren, und eben so wenig sich deren Form, der gebundenen Schreibart zu bedienen. Die Fähigkeit und Fertigkeit dergleichen Vorträge auszuarbeiten und zu halten, heißt Beredsamkeit im engern Sinne. Meistens sind die Reden, ehe sie gehalten werden, vorbereitet, ausgearbeitet, aufgeschrieben, und entweder auswen=

dig gelernt und aus dem Gedächtniß vorgetragen, oder, wie besonders die wissenschaftlichen, zum Theil auch, besonders bei den Engländern, die geistlichen, abgelesen. Am wirksamsten sind meistens diejenigen, welche ohne genaue Vorbereitung gesprochen (improvisirt) werden, oder doch durch plötzlich eintretende Umstände rascher Abänderungen bedürfen, wie dieß bei Gerichtsreden, Gelegenheitsreden, Reden im Augenblick der Veranlassung, zumal bei den sogenannten Volksreden häufig der Fall ist. Als ein solcher Volksredner hat sich in neueren Zeiten der Irländer O'Connel berühmt gemacht.

§. 76.

Eigenschaften.

Die Rede richtet sich nach der Bildungsstufe der Zuhörer und kann daher sehr einfach, aber auch streng wissenschaftlich und gelehrt, sowie geschmückt und bilderreich und der Ton, dem Gegenstande und dem Gemütszustande des Redners gemäß, heiter oder ernst, rührend, scherzhaft, feierlich, spöttisch, lobend oder tadelnd sein.

§. 77.

Theile der Rede.

Die Rede hat meistens die drei bei der Anordnung §. 23 angegebenen Theile, Eingang, Satz, Schluß. — Der Eingang wird häufig von einer besonderen persönlichen oder sächlichen Veranlassung hergenommen und soll die Zuhörer auf den Gegenstand vorbereiten und darauf überleiten. — Die Aufstellung des Satzes ist, besonders bei geistlichen und wissenschaftlichen Reden, mit der Aufzählung der Haupttheile verbunden. Zur Ausführung des Hauptsatzes pflegt man zu rechnen die Erläuterung desselben, die Beweisführung, die Widerlegung des Gegentheils, Antriebe, Beweggründe, Vergleichungen, Beispiele; doch sind dieß nur allgemeine Fingerzeige. — Der Schluß pflegt die Hauptsachen mit einem kraftvollen Gedanken zusammenzufassen.

§. 78.

Eintheilung der Reden.

Man theilt die Reden in die geistlichen, welche religiösen, und in die weltlichen, welche außerreligiösen Inhalt haben. Letztere zerfallen in Gerichts- und Staatsreden, wissenschaftliche (akademische, Universitäts- und Schulreden), Gedächtniß-, Ehren- und Lobreden, und endlich in Gelegenheitsreden.

§. 79.

Geistliche Reden.

Die geistliche christliche Beredsamkeit ist in neuern Zeiten in Europa, und zumal in Deutschland am meisten verbreitet und ausgebildet, und fängt mit der Verbreitung des Christenthums an. Doch ist uns aus den ältesten Zeiten wenig von kirchlicher Beredsamkeit übrig geblieben. In neueren Zeiten zeichnet sich die evangelische Beredsamkeit seit Luther vor der katholischen und griechischen aus.

§. 80.

Gerichts- und Staatsreden.

Bei den alten Griechen und Römern war die gerichtliche und Staatsberedsamkeit am bedeutendsten und wird durch die Namen des Demosthenes und Cicero vertreten. Unter den neuern Völkern sind hier besonders die Engländer, und unter vielen andern ihrer Redner Pitt, Canning, Fox, Brougham zu nennen. In denjenigen Staaten, welche früher oder später eine sogenannte Konstitution oder Verfassung, und ein öffentliches Gerichtsverfahren erhielten, hat sich die Staats- und gerichtliche Beredsamkeit zu bilden angefangen.

§. 81.

Wissenschaftliche Reden.

Nächst den geistlichen Reden ist die Zahl der wissenschaftlichen, zumal in Deutschland, sehr groß. Sie werden besonders bei Feierlichkeiten der Schulen gehalten und nähern sich häufig den Abhandlungen. — Unter den Gedächtniß- oder Lobreden aus dem Alterthum ist die von Isokrates und Plinius dem Jüngern (Panegyricus genannt) berühmt; unter denen der neuern Zeit wurde sonst eine, jetzt nicht selten übertroffene, Lobrede Engel's auf Friedrich II. hervorgehoben.

§. 82.

Gelegenheitsreden.

Unter den Gelegenheitsreden werden die an sich kurzen Trinksprüche (Toasts) in neuern Zeiten oft zu Reden von nicht geringem Umfange benutzt.

I. Geistliche Reden.

1.

Predigt von Berthold [1]).

(Himmel und Erde seien als Bibel der Laien zu betrachten.)

Der allmehtige got hat uns geben zwei groze büch, uns pfaffen, da wir an lernen und lesen und singen. Alle die ding, der uns not ist zu der sele und zu dem libe, alle dugent, der wir bedurfen zu gote und zur werlte, wie wir got minnen suln, und wie wir in loben und ern süln, und wie wir die sunde lazen und fliehen süln, und die undügent und alle bosheit lazen und smehen süln, daz lesen wir pfaffen allesampt an zweien büchen. Daz ein ist von der alten e, und daz ander von der nüwen e; und eins lesen wir bi der naht, und daz ander bi dem tage. Daz ist reht als wiz und swartz; die alte e ist die naht, die nüwe e ist der dag. Und also hat uns got alle naht und dag in siner hüte und in sinem schirme mit diesen zwein buchen. Und daz daz war si, daz erzeigt uns got in der alten e. Da er daz israhelsch volk furt durch die wüstenünge in daz geheißen lant, da gap er in zweier leye wisünge. Dez dages gingen wolken uber in, des nahtes wiset er sie mit dem lihte der stern. „Et fuit illis in velamento diei et luce stellarum nocte.“ Und also gab er in die wisunge dez dages und dez nahtes, wie sie in daz geheißen lant solten komen. Und also hat uns got dise büch gegeben zu wisünge, wie wir in daz geheißen lant süln komen. Daz ist daz himelrich, daz er uns sit anegenge der werlt bereidet hat. Wann nü leyen himelrichs als not ist als uns pfaffen, dar umb hat uch got zwei groze büch gegeben, da ir an lesen und lernen süllet alle die wisheit, der uch not ist an libe und an sele; an der erde bi dem tage, an dem himel bi der naht. Wann der almehtige got hat uns alle ding zu nütze und auch zu güte geschaffen, einhalp zu dem libe und anderhalp zu der sele. Und also sult ir daz ertrich meßen und niesten zu dez libes nütz, also daz ir ez buwen süllet mit korn und mit wine und mit allen dingen, der ir zu dez libes not bedurfet; und also manigerleye tugent mügt ir auch dran lernen und lesen, die uch zu dem himelrich wisen sol in daz geheißen lant, ob ir ez kondet, alse der güte sant bernhart. Do man den fragte, wovon er so wise were, do sprach er: ich lerne an den baümen. Und also mugt ir auch an den baümen große tugent lesen und lernen. Wann ir gedenket in dem hertzen: wol dir, lieber got! wie mannigfalt din gnade ist und din gewalt, daz du uns so vil zu nütze und zu güte hast gegeben; daz die baüme dez winters so dürre und so bloz sin, und nü gein dem sümmer schone blüte und laup uz werfent, und darnach edeles obs treit, daz so güt und wol gesmak dünke; und daz die winreben so gar un-

1) Siehe: Berthold, des Franciskaners deutsche Predigten, aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, theils vollständig, theils in Auszügen. Herausgegeben von Christian Friedrich Kling, u. s. w. Berlin. 1824. — S. 112—119.

ahtber sin, und daz sie doch so guten win gebernt, und den luten so wol zement und die lúte so fro machet; und daz du herre so maniger hande krút uz der erden uff tribest, daz nieman weder búwet noch sewet, daz je zu ettewo nútze und gút ist. So ist die würtze gút, so ist der same gút, so ist sin krút gút; so ist der blúme gút; so gevar ist die, so ist jene súst gevar; die rot, die gel, die brún, die wis; die groz, die klein, die kürtz, die lang; und die würtze vor den siechtum gút ist, und diese fúr einen andern; und also múget ir lip und sele gesunt machen mit der geschepfede unsers herren. Swanne ir in also darumb lobt und in dar umb ert mit gebet, mit lobe und mit danken, so machet irs uch zwifalt nutze, zum libe und zu der sele. Wann unser herre wil, daz man in lobe von allen sinen werken, als ir frauwen da leset in dem salter. — So súlt ir dez nahtes lesen an dem himele und lernen. Do hat got uch vil gúter letzen an geschriben. Wann ich dez willen han, daz ich uch húte ein letze wolle sagen; die súlt ir an dem himel lesen an sieben sternen. Bident alle unsern herren, daz er mir gebe zu sprechen, daz er gelobt werde oben uf in dem himel, und daz ir geseliget werdet an libe und an sele. Und dar umb sprech' ein jegliches ein pater noster und ein ave maria unser frauwen. Ez stent sieben sternen an dem himel. Dar an sult ir lesen und tugent lernen; wann unser herre hat uns alle ding zu nútze und auch zu güte geschaffen, als ich e sprach. Und also hat unser herre die sternen auch geschaffen. Die habent gar groz kraft uber alle ding, die uf erden sint unter dem hymel. Als er den steinen und den würtzen und den worten kraft hat gegeben, daz sie uber alle ding craft hant, an' uber ein ding. Sie habent craft uber baúm und uber winwahs, uber laup und gras, uber crút und wortze, uber korn und alles daz, daz same treit, uber die vogel in den lúften und uber die tier in dem walde und uber die fische in dem wage und uber die wurme in der erden; uber daz allesampt, daz unter dem himel ist, dar uber hat unser herre den sternen craft gegeben, wann uber ein ding. Da hat nieman kein craft uber noch keine gewalt, weder sterne, noch wortzen, noch worte, noch steine, noch engel, noch túfel, noch nieman, wann got alleine; der wil sin auch nit tún, der wil nit gewaltes druber han. Daz ist dez menschen fri wilkúr; da hat nieman gewalt uber, danne du selber. Wolte got gewalt haben uber dez menschen willen, so würde unser deheins niemer verlorn. Wann er den menschen nach im selber gebildet hat, der edele frie herre, da wolt' er im sin wilkúr nit binden noch twingen, als dem esel. Der muz den sag tragen, er dú ez gerne oder ungerne. Also muz der ohse den wagen ziehen oder den pflúg. — Man bindet ein mensche wol, wie man will; aber sinen willen kann man nit gebinden noch betwingen. Swie groze craft die stern haben uber regen, und uber wint und uber alles daz, daz unter dem himel ist; so hant sie doch keine gewalt uber dez menschen willen. Der wille stet an dir selber; got der hat dir ubel und gút fúr geleit; tú weders du wilt; daz stet an dir; got hat ez diner frien willekúr bevolhen. Der almehtige got, der bewise dich dez besten durch alle sin güte. Ich gebe uch den wúnsch; der almehtige got der gebe uch den willen. Wann nieman deheine gewalt enhat uber uwer willekúr, danne ir allein; so gebe uch got das beste. Dez bite ich got wol fur uch; ich mag aber uwer nit betwingen. Wann möhte ich uch betwingen, so liez ich uwer eins niemer kein sunde getún. Nú han ich deheinen gewolt dar uber, noch stern, swie groz craft die stern hant uber alle ding. Sie habent craft uber die selbes lip und uber die gesuntheit und uber die kraft; und uber dinen willen habent sie keine gewalt. Sie habent halt so groze kraft uber alle ding, und die hat in got verlihen: ob dez aller minnesten sterren gebreste, der irgent an dem himel ist, so mohte alle die werlt dester wirs an gesúntheit, dez libes crefte, an lang leben; und alles, daz uff erden lebt, und alles, daz uf erden swebt, daz wer alles dester unberhafter und dester tauber an siner fruhte und an sinem samen. Seht, als wislich hat unser herre alle ding geschafen und alle ding

geordent. Und da spricht der david: herre, du hast alle ding mit wisheit geschaffen. Und swie gar groz craft die stern allesampt mit einander habent, doch habent die sieben planeten sunder groze craft vor allen den stern, die an dem himel sin; und doch habent sie keine craft uber die willekür. Und bi denselben sternen sült ir sieben tugende lernen, ob ir sie selber nit habt. Wann swer ir nit hat, der mag niemer kumen in daz geheißen lant. Und dar umb hat uch got dieselben sieben tugende bewiset an den sieben planeten, daz sie uch zu dem himelrich wisen.

(Es folgt nun eine Darstellung der sieben Haupttugenden an den sieben Himmelskörpern, welche in der damaligen Weltansicht das Planetensystem bildeten, die zugleich mit den sieben Tagen der Woche in Verbindung gebracht werden.)

2.

Das Joch Christi.

Eine Predigt von Johann Tauler[1]).

Die ewig warheit unßer lieber herre jesus christus hat gesprochen: mein joch das ist suße, und mein burde die ist leichte. Diser warheit widersprechen alle naturliche menschen also ferr, als sie die natur tregt, und sprechen, das gotes joch bitter sey und seine burde schwere. Und muß es doch war sein, wan es hat die warheit selber gesprochen! Wan ein ding, daz do sere druckt, und das man schwerlich nach im zeucht[2]), daz heißt ein burden. Kinder, bey dem Joch nympt man den inwendigen menschen und bey der burden den auswendigen menschen. Der inwendig edel mensch der ist kommen auß dem edelen grunt der gotheit, und auch gebildet nach dem edelen lautern got, und do wieder eingeladen und gerufft, und wurt wyder eingezogen, alßo daz er alles gutes magk teilhafftig werden; das der minniglich grunt hat von natur, das mag die sele erkriegen von gnaden. Nun, kinder, wie der ewig got in dem inwendigen grunt gegrunt hat[3]) und vorborgen und vordeckt leyt, welcher mensch daz finden mochte und erkennen und beschawen, der were onn allen zweifel selig. Und wie das ist[4]), daz der mensch seine inwendig gsicht der sele vorkeret und irre geet, doch hat sie ein ewiges locken und neigen darzu, und kan kein rue finden noch haben, wan[5]) alle ding mugen ym nit gnug sein in allen außern dingen, wan das zeucht yn in das allerinnerst an[6]) seine Wissen. Wan diß ist ein End[7]). Als alle dingk rasten und ruen an yr eigen stat, als der stein auff der erden und das fewer in der lufft, also thut die liebe andechtige sele yn got, yrem heil. Wem ist nu diß joch suße und leicht, und diß zihen und diß trahen? — niemandt sicherlich, dan den menschen, die yr gemuthe haben gekeret inwendig in den lauteren g unt gotes von allen creaturen! Kinder, die sele ist recht ein mittel zwischen zeit und ewigkeit.

1) Aus „die Kunst der deutschen Prosa“ von Theodor Mundt. S. 179—187. Tauler, 1294—1361, geboren und gestorben zu Straßburg, Dominikaner, ausgezeichneter Prediger, Mystiker.
2) das man schwer nach sich zieht.
3) sich gegründet, sich einen Grund erschaffen hat.
4) soviel als: obschon.
5) soviel als: weil, denn; in Nachsätzen, wie gleich nachher, für: sondern.
6) an, ane, mittelhochdeutsche Präposition: ohne.
7) denn dieß ist das Ende aller Dinge.

keret sie sich zu der zeit, so vorgist sie on zweifel der ewigkeit, und werden yr dann alle dingk ferre, die got zu gehoren. Also zu gleicher weiße alle dingk, die man ferre sicht, die scheinen dem menschen klein, und was do nahe ist, das scheinet groß. Wan es hat wenigk mittels, als die lauter sonne; wie nuo die sonne zu sechtzigk male grosser sei, dan das gantz ertreich, der aber ein beckenn nympt mit wasser zu sommerzeit, so sie hoch an dez himel stehet, und legt dareinne einen kleinen spigel, dorynne erscheinet die grosse sonne mit einander, und scheinet darinne kaume als ein kleiner bode [1]); und wie klein das mittel ist, das do zwyschen dez kleinen spigel und der grossen sonne keme, daz neme dez spigel das bilde der grossen sonne zuhandt [2]). Also zu gleycher weiße ist es umb den lautern menschen der das mittel gelegt hat. Es sey, was es sey, aber wie klein das immer gesein mag, das der mensch in dem grunt der warheit nit kann noch mag gesehen [3]), on allen zweyffel, das mittel, wie kleine es ist, das benympt im daz, daz sich daz groß gut, das do got ist, in dez spiegel seiner sele nicht erbilden kann noch magk. Ja wie edel und wie lauter bilde ymmer sein, die machen allesampt mittel dez unvorbildten bildes, daz do ist got selber [4]). Nu, lieben kinder, wisset, in welcher sele sich der ewige gutige got erspiegeln sal, die muß bloß sein und lauter, und gefreyet von allen bilden. Und wo sich ein einig bild yn dyßem spiegel weiset und zeiget, do wirt die sele des waren bildes vormittelt [5]), das do got lauter ist. Nun alle die menschen, die diser bloßheit in yn nicht warnemen, das sich diser verborgen grunt in yn nit entdecken und entbilden mag, inwendig der vornufft der sele, dise menschen sein alle kuchendirne und kuchenknechte, und denselben menschen ist das joch bitter. Und wer nye darin gesach [6]) noch des grundes nie geschmeckt, das ist ein offenes zeichen, spricht Origenes, das er des ewiglichen nimer geschmecken noch enbeißen sal. Nun wisset, kinder, welcher mensch zum minsten ym tage eyns nit einkeret in seinen grundt nach seinem vormugen, der lebet nit on zweyffel als ein rechter warer christenlicher mensch. Aber, kinder, die menschen, die den grunt reumen [7]) und sich ym mussigen und die bilde ablegen, das sich die sonne in yrem inwendigen grunde der sele ergiessen magk, denselben menschen ist das joch gotes suße und uber alle suße. Unschmecklich und bitter und widerzeme ist yn allen das, das gote nicht lauter ist, in yn selbs und in allen creaturen. Ja in der warheit, alles, das sie ye geschmeckten oder empfunden haben, den sein alle dise werck ein bitter galle. Wan wo diser edeler grunt geschmeckt wird, der zeucht ßo sere den edlen menschen, er zeucht das marck auß den beinen und das blut auß den oddern. Und wist, wo sich diß bilde yn der warheit hat gebildet, do vorleschen alle bilde yn scheidelicher weiße [8]). Nun, kinder, wurumb hindern den menschen die ding, domit er umbgheet in der zeit? Daz ist: das du mit den Dingen bist vorbildt mit eigenschafft. Werestu des bildes und der eygenschafft ledig und frey und unbekommert, wysse yn der warheit, hettestu ein konigreich, es schadet dir zumal

---

1) Boden, d. h. als kleines Grundbild.

2) Es nähme dem Spiegel alsbald das Bild der großen Sonne hinweg. zuhandt (auch zehant geschrieben) bedeutet: alsbald, abgeleitet von: zur Hand sein.

3) d. h. etwas Aeußerliches, das der Mensch nicht aus dem innern Grunde der Wahrheit in sich aufgenommen, und welches daher als ein fremdes Medium (Mittel) den Spiegel seiner Seele trübt.

4) d. h. wie edel und lauter auch die in unsrer Seele aufsteigenden Bilder immer sein mögen, so treten sie doch alle in den Weg (machen mittel) dem unerschaffnen Bilde in uns, welches Gott selber ist.

5) d. h. durch ein Mittel (medium) getrübt.

6) d. h. nie angeschaut hat — von der mystischen Anschauung zu verstehen.

7) reumen, auch raumen, bedeutet in der mystischen Sprache so viel als reinigen, säubern.

8) d. h. da verlöschen alle Bilder von schädlicher Art.

nichts. Kinder, seyt on eigenschafft und bildeloß und ledig und frey und onbekommert mit allen creaturen, und hab, mit verlaub, wes du bedarffts mit eyner notdorfft, die gemischt sey mit demutikeyt yn gotlicher forcht, so gann dir der ewig got vol deiner notdorfft; on zweifel, hastu seine nicht so getraw dem herren, er sal und muß dich wol vorsorgen, und sold es durch unvernufftige creatur gescheen; er vorlest der seinen nicht, als wenig als er die ewykeit lest. Kinder, man findt von einez altuater geschrieben, der was als bildloß und ledig und frey und unbekommert mit allen creaturen, das ym mit nichte kein bilde bleib in seinez gemute. Nu fuget es sich, daz ein mensch kam, klopffet an seine gemach. Do kam er hervor. Do heischt im der mensch etwas, das er ym auß seinem gemach brengen solt. Do dyßer heilig altuater wider in seine gemach kam, alsbald do wos diß bilde hinwegk, das er zumall darumb nicht entwest, warumb yn dyßer mensch gebeten hatte. Dyßer mensch klopffet aber an, do kam der altuater, und sprach: Sune, ghee selber hereyn und nym, was du bedarffest, wann deine bilde kan ich so lange nicht behalden, das ich wysse, was du wollest, alßo ist meyn gemudt bloß aller bilde und ledig und frey. Kinder, in disen bildlosen menschen, do scheinet die gotliche sonne yn on underloß, und werden ßo adelichen gezogen auß ynn selber und auß allen dingen, und haben yren willen geben gefangen dem gotlichen willen yn allen dingen, und dartzu lauter und bloß sich selber, in allen creaturen, in lieb und in leid yn thun und in lassen. Kinder, dise menschen sein ßo gar vorstrickt ynn dem freien gotlichen willen, und werden so wunniglich gezogen ynn das joch gotes, dos sie dodurch vorgessen liebes und leides und aller dinge, und darumb so scheinen in alle dingk klein und wenig, wan sie sich in got vorgangen haben. Aber die ewigenn dingk scheinen yn naher und groß, wan sie in yn allezeit inwendig gegenwertig sein von yres adels wegen der tugende. Hirumb ßo vorgessen sie inn der sußen liebe gotes alles leidens, ab man sie liebe oder hasse. Des haben sie steten fride mit allen creaturen, mit feinden aber mit freunden. Disen menschen ist allezeit suße das joch unsers lieben herren, in lieb und yn leid steen sie unbekommert mit allen creaturen.

3.

Der christenlich Bilger.

Predigt von Johann Geiler von Kaisersberg [1]).

Aus der christlichen Pilgerschaft.

Christenlich bilgerschafft zuom ewigen vatterland (Zuschrift und Schlußschrift widerholendlich der christenlich bilger) fruchtbarlich angezeigt in glychnuß und eigenschafft eines wegfertigen bilgers, der mit flyß und ylent suocht sin zitlich heymuot. Gepredigt (nach der Zuschrift zuo Stroßburgk in dem münster, ouch zuo den ruwerin in derselben stat) durch den hochgelerten Heer Johannes geiler gnant von Keiserßbergk, doctor der heiligen schrifft, predicant löblicher gedechtnuß zuo straßburgk. Nach der zu Freiburg 1511 ausgestellten Zuschrift, angesehen das es von zuo dem dickeren mol getruckt ist unvolkommenlich und un-

1) Siehe: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel, III, 1, S 6–14. Johann Geiler (von dem Aufenthaltsorte seines Großvaters von Kaisersberg genannt) geboren zu Schaffhausen 1445, gestorben 1510, war zuletzt Prediger in Straßburg.

gerecht, herausgegeben noch meynung und underwysung eygener handgeschrifft Geilers von Jacob Other; gedr. zu Basel durch Adam Petri von Langendorff 1512, fol. 4 ungezählte und 228 gezählte Blätter.

Die Vorred in diß Buoch

Ein yeder mensch sol in dem jubel jor wiederumb heym keren zuo syner besitzung das ist in ewige seligkeit, Levitici XXV.

Min meynung ist zu dem ersten, uch zu sagen, was do sy das jubel jor. Zuo dem andern, was do sy die besitzung zuo deren wir keren söllen. Zuo dem dritten, wie man soll widerümb keren zuo diser besitzung. Denn so werden ir verston myne fürgelegte wort.

Nun zu dem, ersten so find ich dryerlei jubel jor, das alt jubel jor, das ewig jubel jor, und das nüwe jubel jor. Das alt jubel jor ist, das die Juden gehalten hond uß dem gebott des herren. Wenn der herr gebot in dem buoch der opffer, das sy den sybenden tag sölten fyren, das war der sabbath, und über syben mol syben jor, das ist XLIX jor, solten sy ein jor, das ist das fünffzigst jor fyren, und das selb jor solt sin das jubel jor. In dem selbigen jor woren alle ding fry. Das erdrich dorfft man nit buwen noch segen, und was es von im selber gab, das was gemein. Dar zuo würden alle knecht fry und ledig die vor verkoufft woren gewesen. Ouch dorfft nieman kein schul bezalen, sy wurden im noch gelassen. Und was verkoufft oder verpfendt was, das fiel widerümb an sin erben, die es vor besessen hatten. Und zoch ein yeder widerümb heim in sin land dannen er vertriben was und vil andere ding geschahen in disem jor zuo grossen freuden. Und hieß das jubel jor von dem hebreischen wort jobel. Jobel ist in hebreisch als vil als ein horn oder trommet, und in dem sibenden monat des jubel jors, do macht man ein grosse trommetten schal. Darümb sprechent etlich lerer, das man von dem trometen schal das jor genant hab das jubel jor, und das mag wol sin. Wie wol andere lerer ouch anderst do von reden, das loß ich fallen, das ist gewyß. Es hat das jubel jor geheissen, zuo anzeygung mancherley fryheit und fröud so dar inn geschahen. — Das ewig jubel jor, das ist ein lang jor, es ist ewig, es ist das ewig leben, die wesenlich seligkeit, die anschouwung gotz, wie er ist in sinem götlichen wesen. Es ist die fröud dar inn man heißt ingon den getrüwen knecht, das ewig leben, die ewig ruow. Selig ist der das Jubel jor mag erreichen. Das würd sin das wor Jubel jor, bedütet durch das vorgond alt Jubel jor, wenn do würd sin ein volkommen verzyhung aller zytlicher fröud und fryheit. Denn so würt alles erdrich ruowen von der arbeit, Wann do werden wir nymme dörffen essen das brot unserer arbeit, aber ein ander brot uff dem tisch des herren, das er uns hat verheissen in dem evangelio. Ouch würd das verfluocht erdrich unserer sele hinfür nümen tragen dorn und distlen der bösen gedencken und hertzigung. Man würd es ouch nummen dörffen segen mit tugenden und verdienstlichen wercken, denn es würd sin die zit der nyessung, und nit der wirckung. Do werdent wir erlöst sin volkümlich von aller dienstbarkeit der bösen geist. Alle schuld der sünden werden nochgelossen sin, und alle truebseligkeit und pin, zitlich und ewig würd gar ußgetriben sin, Wenn got würd abtrücknen all trehen von den ougen der heiligen, und würd hinfür nit sin weder weinen noch schryen und gar kein schmertz. Denn so werden wir armen ußgetribenen bilgere widerumb mögen inkeren uß disem jomertal in unsere ewige und hymmelsche besitzung. Dise fryheit ist in keinem andern jubel jor, weder im nüwen noch im alten. Darümb selig ist der mensch der das mag erreichen, das geschicht aber nit weder an unserem letzten ußzug, so man spricht, Er zücht hin, er zücht denn worlich hin, jo in das wore jubel jor, die ewige seligkeit, oder in die ewig hell, do würd sin weinen und groß zanclaffen, nit ein jubel aber ein schryen und hülen. Das jubel jor ist uffgesetzt von dem obersten babst christo

jesu, nit hie uff diser erd, noch zuo rom, noch zuo jherusalem, aber im himmel. — Das drit jubel jor ist das nüwe jubel jor, es ist das jor, dar inn verlyhen würd uß gewalt des heiligen vatters des babsts, voll guod ablos und verzyhung aller sünd, denen die do suochen etlich kirchen zuo Rom, das muoß man recht verston, als du öfft gehört hast. Diß jubel jor hat zuo dem ersten uffgesetzt babst Bonifacius der achtest des namen, als do sprechen etlich lerer, und ist uffgesetzt worden ye über hundert jor ein mol zuo sin, und ist das gescheen noch meinung etlicher lerer, noch Christi geburt Tusend und dry hundert jor, darümb hab ich das jubel jor genant das nüwe jubel jor. Darnoch haben betracht die noch gonden bebst, Clemens der sechst und Gregorius, wie so wenig menschen erleben das hunderst jor, und haben es fürgeschalten uff das fünfftzigst jor, das do geleben in diserzit noch gemeinem louff die do alt werden. Darnoch hat es aber fürgeschalten Gregorius der eylfft bapst des namen, uff dry und dryssig jor, als do stot in der bull des bapsts Alexander, die do uß ist gangen als man zalt tusend und fünff hundert jor, und das ist das nuwe jubel jor. Darnoch hat es Nicolaus der fünfft gehalten, als man anfieng zuo zalen Tusent vier hundert und fünfftzig jor, uff den heiligen wyhenachttag. Und Paulus der ander bapst des namen, hat es darnoch gelegt ye über XXV jor, und das ist das aller nüwest jubel jor. Also yetz zuo dem letzsten hat Alexander der yetzigst bapst das jubel jor verkündt zuo halten, diß jor in dem wir zalen MCCCCC. Also hastu von dem trifeltigen jubel jor gnuog, so vil dir not ist.

Nun zum andern so du fragst, was do sy die besitzung do zuo wir keren muessen. Ich antwurt und sprich, das dise besitzung ist got unser herr die gegenwürfflich seligkeit, von dem wir sint ußgangen. Es sint ouch gnod und tugenden so wir verlorn hant und verlossen. Diß sint worlich unsere gueter, unsere richtuom, unsere besitzung. Wos sint worlicher richtuom weder die tugenden und die gnod. Begeren ir richtuom, so liebent die woren richtuom, spricht Gregorius. Dis hat wol gewist einer uß den syben wysen Byas, do im all sin hab verbrunnen was, do fragt man inn wos er verlorn hat. Er sprach Ich hab nüt verloren, sunder all min gueter sint by mir, do redt er von den tugenden siner sele. Unser teil und unser erb ist gott, wer sich mit disem teil nit benuegen lot, der ist zuo vil gytzig. Es spricht david. Min teil sy gott ewiglich. Und an einem anderen ort. O gott min teil syg ouch in dem erdrich der lebendigen. Und wyter. Ich hab eins begert von dem herren, das hoff' ich zuo erlangen. Siehstu, diß besitzung hond wir verlorn durch unser sünd, wir sind beroubt worden wir hont verlossen unsern herren, von im sint wir zuo vil wyt gangen mit dem verlornen sun, wir sint ußgangen von sinem angesicht. Wir sint von gott ußgangen. Zu dem ersten in der fürbildung in dem wort des vatters. Zuo dem anderen in unser eigen wesen durch die erschöpffung. Zuo dem dritten in das wesen der sünd, durch die erbsünd. Zuo dem vierden sin wir ußgangen in diß welt durch die geburt. Zuo dem fünfften sint wir von im gangen durch die würcklichen sünd wyt, noch wyter, und aller wytscht durch boeß gewonheit. Also hont wir verlorn unser besitzung gott, die gnod und tugenden, ouch das wor und recht vatterland das hymmelsch paradiß, das do worlich unser vatterland ist, von dem sint wir vertriben. Wir hont verlossen die hymmelschen wonungen, deren vil sint in dem huß unsers vatters. Ich kan wol gedencken, das ich die besitzung und das ewig jubel jor durch einander vermisch, aber ich acht sin nit, echt ich etwas nutz schaff. Zuo disen besitzungen söllen wir widerümb hin keren in disem nüwen jubel jor. In disem jor der gnoden söllent wir widerümb keren zuo tugenden und guoten wercken zuo dem gebruch der gnoden zuo gott dem herren unserm schöpffer, durch buoß und einen rechten rüwen. Wir söllen thuon als do thet der verlorn sun. Sprich mit hertzen. Ich will uffton, und wil gon zuo minem vatter, es sol sich yederman widerümb heim machen

diß jubel jor zuo siner besitzung, es sy jung oder alt, frouw oder man, wenn die zit ist hie.

Zum dritten frogst, wie muoß man aber widerümb heym keren in das vatterland und zuo der besitzung. Ich sprich, du muost thuon glich wie ein bilger der do widerümb heim zücht in syn vatterland dannen er kummen ist, und wie ein bilger thuet, der do yetz in disem jubel jor gen Rom zücht, der kümpt widerümb mit grosser gnod und abloß, und bringt ouch die zeichen mit im der selbigen gnod. Wir sint bilger, darümb muessen wir uns halten als bilger. Das hat wol betracht der heilig Paulus, do er sprach. Wir hont hie kein blibende stat, aber wir suochen eine zuokünfftige, als ob er sprech. Wir sint hie in disem jomertal nit anders denn als bilger, und als fremd herkummende, die hie kein bliben hont, sunder stetz fürfaren zuo kummen in unser heymuot und vatterland, das ist in das hymmelrich, das haltet inn unser christenlicher gloub. Gott der herr der do reichet von end zuo end, von welt zuo welt, von ewigkeit, zuo ewigkeit, do der beschuoff alle ding, und Adam und eva satzt in das paradiß und sy das gebot gottes brochent, do wurden sy dar uß getriben in diß jomertal, ellendlich verstossen uff das erdrich. Wer Adam und eva nit gefallen in ungehorsam in der übertrettung des gebot gottes, und bliben in der ersten unschuld, so hetten sy und wir all mit inen, gar guot und bald volfuert gehan unser bilgerfart, und weren bliben in dem paradiß, und darnoch froelich on irrung gefaren in das recht vatterland des hymmels. Aber durch ir ungehorsam sint wir alle ellende bilger worden, wann sy wurden verstossen uff diß erdrich, und wir all mit inen, das ist ein ellend on land oder staden. Als sich David des beclagt und spricht. Herr vor dir bin ich als ein zuokümmeling und ein bilger, als all min vetter. Ouch bezügent das alle vetter der alten ee, und die heiligen lerer in der nüwen ee. Es wart gefrogt ein weltwiser wo er doheim wer, do huob er einen finger uff und zeigt an den hymmel und sprach, do bin ich doheim, wann es ist offenlich, daß nyemans hie blybt, wir sterben all, einer hüt der ander morn, einer suß der ander so. Kurtz es ist ein bilgerschafft hie uff diser erden, wir muessen all durch das huenerloch, das ist der tod, darümb sint wir bilger und zuokümling. Wir sint zuokümling, sprich ich. Der heist ein zuokümling der do von ußwendig zuo uns kümt, der do nit by uns geborn ist. Und wir sint also zuokümling, wenn unser sele ist von ußwendig zuo uns kommen, sy kümt anderswo her, sy ist etwas göttlichs, und nit uß erdrich als der lyb, got hat sy uns ingegossen. Wir sint ouch bilger, wenn der heist ein bilger, der do nit an einem ort blibt, sunder er gat stets für sich. Und uns ist nit gegeben das wir hie söllen bliben, es heist, gang für gast. Ein mensch der do geboren wird von einer frouwen der lebt eine kurtze zit, er gat uff als ein bluom, und würd zerknütscht, er flücht wie der schat, und blibt niemer in einem stand. Darümb spricht sanctus petrus. Ich bit üch ir brueder, und erman üch als zuokümlich und bilger, hueten üch vor den fleischlichen begirden, die do stritten wider die sele, die wil wir nun bilger sint, als du gehört hast, so söllen wir uns halten wie bilger, und also gon und widerümb keren in unsere besitzung des hymmelschen vatterlands. Nun sprichstu, wie thuot aber ein bilger, und was hört einem bilger zuo so er wandlen wil, und ein selig fart wil thuon. Es sind XXV stück und Eygenschafft die er an im hat, wil er echter recht thuon. Das erst ist, er bezahlt sin schulden. Das ander, er ordnet sein hußgesinde. Das dritt, er bestelt im ein sack. Zum vierden, ein stab. Zuom fünfften, ein mantel. Zuom sechsten, ein huot. Zuom sibenden nimpt er zergelt. Zuom achten, hat er guot schuoch. Zuom nünden, hendschuoch. Zuom zehenden, er überladt sich nit. Zuom eylfften, nympt er des wegs war. Zuom zwelfften, flücht er boes geselschafft. Zuom dryzehnden, hat er ein hund. Zuom vierzehenden macht er syn testament. Zuom fünffzehenden macht er sich früe uff die fart. Zuom sechzehen=

den, gat er gemach. Zuom sibenzehenden, achtet er keins gespöts. zuom achtzehenden, lot er sich nit lüstlichs hinderen. zuom XIX. lot er syn schatz nit sehen, zuom XX. halt er sich wyßlich in den herbergen. zuom XXI. erlabt er sich offt. zuom XXII. wird er beroubt, so betlet er. zuom XXIII. ist er mit lyb uff dem weg mit gemuet do heim. zuom XXIIII. er besprocht sich mit sinen gesellen. zuom XXV. würd er schon entpfangen so er heym kümpt. Dises sind die eygenschafften eyns rechten christenlichen bilgers, und sint in der zal XXV glich wie du hast ye über das fünfft und zwenzigst jor das jubel jor, also hastu auch so vil eygenschafft des bilgers, die soltu annemen, und also hingon und widerümb keren in din recht vatterland in das hymmelsche Iherusalem unser ewige wonung. Du solt dise ding geistlich ueben und bruchen, die der bilger lyblich brucht. Wie du dem thuon solt, wil ich dich leren dise heilige zyt der fasten. Darümb söllen ir üch dar zuo rüsten und erzuoher machen by zyten, und mit flyß uffmercken, wann ich hab mir fürgesetzt hinfür nit nüwes anzuofohen, vorab ein zyt lang und etlich jor. Wil nit me also zuosammen lesen mit grosser arbeit, als ich nun gethon hab XXII jor, sunder ich wil underston widerümb zuokeren zuo mynen besitzungen, das ist zuo denen dingen, die ich üch vor gepredigt hab, wil dieselbigen in ein recht ordnung setzen, so vil mir gott gnad verlycht, das die arbeit nit vergebens sy, und nit verlorn werd, das ich mit arbeit hab zuo wegen brocht. Es würd villicht der tag eins ander lüten ursach geben bessers zuo sagen. Nun under disen mynen predigen hab ich zuo dem ersten wöllen für mich nemen den bilger, darümb das mich dunckt er werde sich nit übel schicken zuo disem Jubel jor. Dann die christgloubigen menschen werden sich yetz schicken uff die bilgerfart gen Rom abloß zuo erlangen. Uff daß sy sölchs dester beß moegen volbringen, würd inen nit schad sin dise martery. So sy flyssiglich uffmercken werden sy on zwyfel ein wor bilgerfart volbringen. Das helff uns gott der all mechtig. Amen.

4.

Die letzte Predigt

von Dr. Martin Luther[1]).

Evangelium Matth. XI.

Ich Preise dich Vater und Herr Himels und der Erden, das du solches den Weisen und Klugen verborgen hast, und hast es den Unmündigen geoffenbaret, Ja, Vater, denn es ist also wolgefellig gewesen, für dir. Alle ding sind mir ubergeben von meinem Vater. Und niemand kennet den Son, denn nur der Vater. Und niemand kennet den Vater, denn nur der Son, und wem es der Son wil offenbaren.

Kompt her zu Mir alle, die jr müheselig und beladen seid, Ich wil euch erquicken. Nemet auff euch mein Joch und lernet von Mir denn Ich bin sanfftmütig, und von hertzen demütig, So werdet jr ruge finden für ewre Seele, denn mein Joch ist sanfft und meine Last ist leicht.

Auslegung des Evangelii.

Das ist ein schön Evangelium, und hat viel feiner lere in sich begrieffen, Aber wir wollen jtzt zum teil davon reden, als viel wir können, und Gott gnade verleihet.

---

1) Siehe: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. III, 1. S. 198—210. Martin Luther, geboren zu Eisleben den 10. November 1483, daselbst gestorben den 18. Februar 1546.

Der Herr lobt und preiset seinen himlischen Vater allhie, das er hab verborgen solches den Klugen und Weisen, das ist, das er das Evangelium den Weisen und Klugen nicht hat kund gethan, Sondern den Kindern und unmündigen offenbaret, die nicht reden noch predigen können, noch klug und weise sein. Hiemit hat er angezeigt, daß er den Weisen und klugen feind sey, und lust und lieb habe zu denen, so nicht klug und weise, sondern wie die jungen Kinder sind.

Aber das ist für der Welt seer törlich und ergerlich geredt, das Gott den Weisen so feind solt sein, und sie also verdammen, So wir doch meinen, Gott könne nicht regieren, er müsse kluge und weise Leut dozu haben.

Aber es hat diese meinung, die Weisen und Klugen in der Welt machens also, das jnen Gott nicht günstig oder gut seyn kan. Denn sie haben das hertzleid, machens in der Christlichen Kirchen, wie sie es selbs wollen, Alles, was Gott thut und macht, das müssen sie bessern, Das also kein ermer, geringer, verachter Discipel nicht ist auff Erden als Gott, er muß aller Jünger sein, jederman wil sein Schulmeister und Precepter sein.

Das sihet man von anbegin der Welt, in allen Ketzern, Arius und Pelagius, und itzt zu unser zeit, die Widerteuffer und Sacramentirer, und alle Schwermer und auffrhürer, die sind damit nicht zufrieden, was Gott gemacht und eingesetzt hat, Können es nicht lassen bleiben, wie er es geordent, Meinen, sie müssen auch etwas machen, auff daß sie etwas bessers sein für andern Leuten, und rhümen können, das hab ich gemacht, Es ist zu schlecht und gering, ja zu kindisch und nerricht, was Gott macht und stifftet, Ich muß etwas dazu thun.

Das ist die natur der schendlichen weisheit auff Erden, sonderlich in der Cristlichen Kirchen, da ein Bischoff auff den andern, ein Pfarherr auff den andern hacket und beist, und einer den andern hindert und stösset, Wie man allezeit im Kirchenregiment solchs mit grossen schaden erfahren hat.

Dasselbig sind die rechte Meister Klüglinge (davon Christus hie redet), die das Pferd im hindern zeumen, und nicht auff dem wege bleiben wollen, so uns Gott selbs fürgestalt, sondern jmer etwas sonderlichs haben und machen müssen, Das die Leute darnach sagen, Ey, es ist nichts mit unserm Pfarherr oder Prediger, das ist der rechte Man, der wirds thun.

Ists aber nicht verdrieslich, und solt Gott darüber nicht ungedültig werden? Solt er an solchen grossen gefallen haben, die jm so gar zu klug und weise sind, und allzeit ja zur Schulen füren wollen? wie in demselbigen Capitel hernach folget, die Weisheit mus sich rechtfertigen lassen von jren eigen Kindern. Ey es stehet fein, wenn das Ey will klüger sein, denn die Henne. Eine schöne meisterschafft mus sein, wo die Kinder jren Vater und Mutter, die narren und thoren, weise Leute regieren wollen. Siehe, das ist die ursach, das allenthalben die Klugen und Weisen in der Schrifft verdamnet werden.

Der Bapst hat gleich auch also gethan, als da Christus das Predigampt und das Sacrament seines Leibs und Bluts eingesatzt und bestettiget, wie es die Christen brauchen sollen, jren Glauben damit zu stercken und zu krefftigen. Da schreiet der Bapst, Nein, nein, es mus also nicht sein, Es ist nicht weißlich gehandelt, denn sein Decret sagt, Es sei nicht fein, das das Sacrament zur sterckung der Christen Glaube solle gereicht werden, sondern es müsse ein Opffer sein, wenn der Priester die Meß lieset, für die lebendigen und die todten, Als wenn ein Kauffman uber land reisen wil, so soll er zuvor jm eine Meß lesen lassen, alsdann werde es jm glückselig ergehen etc.

Also das Gott die Tauffe hat eingesatzt, das ist dem Bapst ein gering ding, und bey jm bald verloren, und krafftlos worden. Dagegen machen seine Schürling, die da kappen und platten tragen, die müssen mit jren Orden und Möncherey der Welt helffen, das, wer in solchen Orden tritt, der habe eine newe bessere Tauffe, dadurch nicht allein jm, sondern auch andern Leuten (wo sie wollen selig werden) geholffen werde, das ist des Bapstes weisheit und klugheit.

Also gehets unserm Herrn Gott in der Welt, das allewege was er stifftet und ordenet, das mus vom Teufel, und den seinen verkert, dazu gelestert und geschendet werden, Und helt doch die Welt dafür, Gott solle jm solches gar wol gefallen, und gut sein lassen, das ein jglicher Narr ja meistern und regieren wölle.

In Weltlichen sachen und Regiment gehets zwar auch also zu, Wie auch Aristoteles davon schreibt, das etliche Leute sind mit grosser weisheit und verstand begnadet, und nicht gemeine Leute, Als Gott offt einen feinen, hohen, verstendigen Mann gibt, der mit weisheit und rat Landen und Leuten dienen könnte. Aber solche fliehen für den gescheftten, das man sie schwerlich zur Regierung kan bringen. Aber darnach sind andere, die wollens sein und thun, und könnens doch nicht thun, Die heisset man denn im weltlichen Regiment, Naseweisen und Meister Klügel.

Diese schilt man sehr, und man ist jnen auch billich feind, Und mus jedermann klagen, das man für den Narren nirgends kan auskomen, sie sind zu keiner sachen nütz, denn das sie nur har eintragen. Darumb sagen auch die Leute von jnen, hat uns der Teufel mit Narren beschmissen. Und Aristoteles der solches in Regimenten gesehen, das wenig rechter, tüchtiger Leute sind zur Regierung, machet einen unterscheid, zwischen rechten Weisen und Klugen, und audern, die er nennet δοξα id est opinione sua sapientes, die sich düncken lassen, sie sein klug und weise, Gleich wie man auf Deudsch saget, der Dünckel macht den tantz gut, Diese meinen, dieweil sie im Regiment sitzen, und eine hohe Person füren, so müssen sie klug sein. Und ein solcher Narr im Rat hindert die andern, das sie mit keinen sachen fort komen können, Denn er will ins Teufels namen klug sein mit Gewalt und ist doch ein Narr.

So man nu solchen im weltlichen Regiment billig feind ist, die da wollen klug sein, und sinds doch nicht, Viel mehr sind das verdriesliche Leute, denen beide Gott und Menschen billich gram sind, die in der heiligen Christlichen Kirchen, klug sein wollen, und sind nichts, denn diese hindern das Predigampt, das die Leute nicht zu Gott komen können. Als da ist gewesen zu unser zeit Müntzer, die Widerteuffer und Sacramentirer, die dem Evangelio seinen Lauff hindern und wehren, verfüren die Leute, meinen sie sind alleine klug und weise, weil sie im Ampt und Regiment der Kirchen sitzen.

Also wil auch der Bapst ein sehr kluger Man sein, ja der aller weiseste, Allein darumb das er hoch sitzet, und fürgibt, er sey das Heupt der Kirchen, Damit jn der Teufel so auffblehet, das er meinet was er nur thar fürnemen und sagen, das sei eitel Göttliche weisheit, und jederman müsse es annemen und folgen, und sol niemand weiter fragen, ob es Gottes wort sey, oder nicht. Wie er in seinem grossen Narrenbuch thar unverschempt sagen, Es sey nicht zuvermuten, das eine solche Hoheit (als er sein wil) könne jrren etc. Also auch Keiser, Könige, Cardinal, dieweil sie hoch sitzen, so meinen sie, das sie nicht jrren noch feilen können.

Eben solche weisheit hatte Caiphas auch, da er mit den Jüden zu rat gieng, Ihr grobe Narren, jr habt keine köpffe, jr wisset und verstehet nichts, Ists nicht besser, das ein Man sterbe, denn das das gantze Volck verderbe?

Das war ein weiser, kluger Rat, das besser were, einen Menschen erwürgen, denn das gantze Land verderben. Wie gieng aber dieser Rat hinaus? Eben damit brachte ers dazu, das das gantze Land verderben und untergehen muste, Also thun alle solche Naseweisen in der Christlichen Kirchen, und im weltlichen Regiment.

Das ist nu, daß der Herr Christus hie spricht, Er sey den Naseweisen feind, Er wolle sie nicht leiden in seiner Christlichen Kirchen, sie heißen Bapst, Keiser, Könige, Fürsten, Doctores, die jm sein Göttlichs wort meistern, und mit jrer eigen klugheit in der hohen grossen sachen des Glaubens und unsrer seligkeit, regieren.

Solcher Exempel haben wir selb viel erfaren in kurtzer zeit, das solche Klüglinge sich unterstanden einigkeit oder Reformation anzurichten, dadurch in der Christlichen Kirchen, einigkeit würde und solches mit köstlichem fürgeben zu marckt brachten, sagten, So und so sollens der Keiser, die Könige, Fürsten und Herrn machen, so kündte man Landen und Leuten helffen, und viel guts in der Christenheit schaffen, Aber was man durch solche eigen anschlege und klugheit ausrichtet und schaffet, das sihet man, meine ich, jetzt wohl.

Am allermeisten aber, hat solche weisheit und klugheit der Bapst und die Cardinel allwege getriben, so Gottes meister haben sein wollen, und selb die Christenheit regieren. Aber das wil und kan Gott nicht leiden, Er wil nicht Schüler sein, sie sollen Schüler sein, Er ist die ewige Weisheit, und weis wol was er thun oder lassen wil, Sie meinen, dieweil sie oben an im Regiment sitzen, darumb sein sie die Klügesten, sehen tieffer in die Schrifft denn ander Leut. Darum stürtzet sie Gott auch grewlich, denn er wils und kans, und sols auch nicht leiden. Und machets doch also, das das Evangelium, den hohen und Weisen verborgen bleibet, und regieret seine Kirchen viel anders, denn sie gedenken und verstehen, ob sie sich gleich düncken lassen, sie wissen und verstehens alles, Und weil sie im Regiment sitzen, so könne Got jres rats und regierens nicht geraten.

Und lautet gleich, als sey es neidisch geredt, das er eben also spricht, Ich dancke dir, himlischer Vater, So doch gar kein neid und haß in seinem hertzen gewest, denn so er sich selbs mit Leib und Leben für uns hat gegeben, wie kündt da ein neid sein? Aber der verdrus und unlust kompt daher, das die elenden, törichten Leute, die Göttliche Majestet meistern wollen, das kann und sol er auch nicht leiden, und alle frome hertzen dancken ja dafür. Denn des klügelns und meisterns were auch sonst kein ende. Der Teufel reitet die Leute, das sie aus der heiligen Schrifft und Gottes wort einen hohen namen, eigen lob und ehre suchen, und mehr sein wollen, denn ander Leute.

Aber wir sollten hie sagen, lieber himlischer Vater, rede du, Ich wil gerne ein Schüler und Kind sein, und schweigen, denn solt ich die Kirche regieren aus meiner eigenen witz, weisheit und vernunfft füren, so stecke der Karn lengest im dreck, und were das Schiff lang zu drümmern gangen. Darumb lieber Gott, regiere und füre du es selb, Ich wil mir gerne meine augen ausstechen, die vernunfft zu thun, und dich allein, durch dein Wort, regieren lassen.

Aber das kann man bey der welt nicht erhalten, die Rottengeister stehen darumb auff, suchen im grunde nichts anders, denn das sie bey dem Volck grosse ehre haben mögen, das man von jnen sage, das ist der rechte man, der wirds thun, Und das sie sich selb auch mit solchem rhum kützeln und brüsten können, das hastu gethan, das ist dein werck, du bist der treffliche Man, der rechte Meister. Das taug nu für alle Hunde nicht. Denn rechte Prediger

sollen allein Gottes wort vleyssig und trewlich leren, und des ehre und lob allein suchen. Desgleichen sollen auch die Zuhörer sagen, Ich glaube nicht an meinen Pfarher, sondern er sagt mir von einem andern Herrn, der heist Christus, den zeiget er mir, Auff des Mund wil ich sehen, und so fern er mich auff denselben rechten Meister und Preceptor Gottes son führet.

Also würde es recht in der Kirchen stehen, und regieret heissen, und allenthalben einigkeit bleiben, Sonst bleibet allwege der unlust, so auch in der Welt regiment gemein ist, Und wie ein Rat in einer Stad jrre macht, nicht gerne leidet, sondern stößt jn daraus, des sich auch das gantze Land frewet, Also sols auch hie in der Christlichen Kirchen zugehen, das niemands sol geprediget oder gelert werden, denn allein der Son Gottes, der ists allein, von dem gesagt ist, das ist mein lieber Son, den sollt jr hören, und keinen andern Menschen, er sey Keiser, Bapst, Cardinal.

Darumb, sagen wir also, Ich las geschehen, das Keiser, König, Bapst, Cardinel, Fürsten und Herrn klug und weise sein. Aber ich wil an meinen Herrn Christum allein gleuben, der ist mein Meister und Herr, den mich Gott hat heissen hören, und von jm lernen, was rechte Göttliche weisheit und klugheit sey. Da schreiet denn der Bapst und was an jm hanget, Nein, Nein, du solt solchs nicht thun, Du solt der Oberkeit gehorsam sein, und thun, was wir dir gebieten. Ja, sage ich, das sol ich thun, Aber sey du zuvor eins mit dem Herrn, der allhie spricht, Es ist mir alles ubergeben von mjnem Vater etc.

Darumb lieber Bapst, Keiser, König, Herr und Fürst, fare nicht so einher, ich will dich gerne hören in weltlicher regierung, Aber das du wilt in der Christenheit sitzen als ein Herr, und gewalt haben zu schliessen, was ich gleuben und thun sol, das neme ich nicht an, denn du wilt klug und weise sein an dem ort, da du ein Narr bist, und dir nicht offenbart ist.

Denn hie ist der Herr, den man allein soll hören in diesen sachen, wie er auch hie spricht, Niemand kennet den Vater, on nur der Son, und wem es der Son will offenbaren. Das sind die albern und einfeltigen, so sich selb nicht weise noch klug wissen, sondern sein Wort hören und annemen. Ists nu sein Wort, das du mir fürheltest und gebeutest, so wil ichs gerne annemen, wenns gleich ein jung Kind redet, oder auch der Esel, so mit Bileam redet, Und wil hie kein unterscheid haben der Personen, so solchs redet, sie sey klug oder ein Narr, denn es sol heissen, und ist beschlossen, Mir ist alles ubergeben, Ich bin der Man, der allein leren und regieren sol, trotz allen klugen und weisen, die sollen jr augen blenden lassen, und jre vernunfft zuthun.

Denn unser Weisheit und Klugheit in Göttlichen sachen, ist das auge, so der Teufel im Paradis uns auffgethan hat, da Adam und Heva, ins Teufels namen, auch wolten klug sein, Gott hatte sie selbs es geleret, und sein Wort jnen gegeben, das sie sich halten solten, wo sie wolten recht klug sein, So kompt der Teufel, der machets besser, that jnen die augen zu, da sie Gott mit sahen, das sie den Teufel nicht sehen köndten. Das ist die Plage, so uns noch immer anhenget, das wir, ins Teufels namen, weise und klug sein wollen.

Aber hinwieder sollen wir lernen, was das ist, Mir ist alles gegeben, Das ist, ich sol regieren, leren, raten, heissen und gebieten in meiner Kirchen. Und hiemit bekennet er öffentlich, das er sey wahrhafftiger Gott, denn kein Engel noch etwa eine Creatur hat diesen rhum, das jm alles gegeben sey. Der Teufel wolt sich wol ein mal in den Stuel setzen, und Gotte gleich sein, Er ward aber darob bald vom Himel gestossen. Darumb sagt Christus, Mir ist alles gegeben, das ist, Mir, Mir sol man gehorchen, Hastu mein

Wort, so bleib dabey, und sihe niemands an, wer dich anders leret oder heisst, Ich wil dich wohl regieren, schützen und retten, Lasst den Bapst, Keiser, gewaltigen, gelert, weise und klug sein, Aber folge du jnen nicht, wenn sie dir mein Wort nicht bringen, ob jr gleich tausent mal mehr, und alle viel klüger weren.

Item, thue das nicht, das auch kein Engel im Himel thar thun, das er sich hierin der Herrschafft und gewalt unterstünde, selb klug zu sein, oder in Gottes Regiment zu walten und zu herrschen. Und haben doch die elenden armen Leute, Bapst, Keiser, Könige und alle Rotten nicht schew, sich solches anzumassen. Aber Gott hat seinen Son zu seiner rechten hand gesetzt und gesagt Psalm 2. Du bist mein Son, dir hab ich alle Völcker und alle Welt zu eigen gegeben etc. Den solt jr Könige und Herrn hören (wolt jr klug sein) und jm hulden, als ewerm Herrn, und wissen, was er euch sagt, das ichs euch sage.

Dieses sollen wir Christen lernen und erkennen (ob es die Welt nicht thun wil) und Gott auch dafür danckbar sein (wie Christus selb allhie seinem himlischen Vater frölich dancket) das er uns so reichlich gesegnet und gegeben hat, das wir jn selbs können hören. Vorzeiten weren wir gelauffen an der Welt ende wenn wir einen ort gewust, da wir hetten mögen Gott hören reden, Aber das sihet man nicht, das wir jtzt teglich solchs in Predigten hören, ja alle Bücher des vol sind, Du hörsts daheim im Hause, Vater und Mutter, Kinder singen und sagen davon, der Prediger in der Pfarr redet davon, Da soltest du die hende auffheben und frölich sein, das wir zu den ehren sind komen, das wir Gott durch sein Wort mit uns reden hören.

O, sagt man, was ist das? Predigt man doch alle tage, und offt einen tag vielmal, das man sich schier müde daran hören mus? Was haben wir mehr davon? Wolan, so fare hin, lieber Bruder, magstu des nicht, das Gott teglich mit dir redet, bleibe daheim in deinem hause, und in deiner Pfarrkirchen, So sey nur jmer hin klug, und suche dir ein anders, Zu Trier ist unsers Herr Gotts Rock, zu Ache sind Josefs Hosen, und unser lieben Frawen Hembde, da lauffe hin, verzere dein gelt, und keuffe Ablas, und des Bapsts Tredelmarckt, Das ist köstlich ding, darumb hat man müssen weit lauffen, und gros gelt verzeren, Haus und Hoff stehen lassen etc.

Sind wir aber nicht toll und töricht, ja vom Teufel geblendet und besessen, da sitzt der Kautz zu Rom mit seinem Gauckelsack, und locket alle Welt zu sich mit jrem Gelt und Gut etc. Da ein jeglicher zu seiner Tauff, Sacrament und Predigtstuel lauffen solte, Denn wir sind ja damit hoch gnug geehret, und reichlich begnadet, das wir wissen, das Gott mit uns redet, und mit seinem Wort uns speiset, gibt uns seine Tauffe, Schlüssel etc. Aber da sagen die rohen Gottlosen Leute dagegen, Was Tauff? Sacrament, Gotteswort? Josephs Hosen die thuns.

Das ist der Teufel in der Welt, das die hohe Personen, Keiser, König solchs nicht achten, und sich durch die Erzbuben und Lügener, den Bapst und seine Pletting und Schürling also gröblich betriegen und nerren lassen, und jres unflats gar vol schmeissen. Aber wir sollen Gottes wort hören, das er unser Schulmeister sey, und nichts wissen von Josephs hosen, oder des Bapsts Narrenwerck.

Das ist das erste Stück vom Evangelio, wie Christus, und Gott der Va· selbs den Klugen und weisen feind ist, denn sie jm auch grossen uberdrus thun. Sie zureissen die Sacrament und Kirchen, und setzen sich an seine stat, wollen selbs Meister seyn, denen sind alle Engel im Himel, und alle Christen auff Erden feind, und sollen zu jnen sagen, Wiltu mir Christum weisen, und sein

Wort leren, so wil ich dir gerne zuhören, sonst nicht, und wenn du ein Engel vom Himel werest, wie S. Paulus Galat. 1. sagt: Si quis aliud Evangelium docuerit etc.

Ob nu darob die grossen Herrn, Keiser, Bapst, Cardinal und Bischove feindlich zürnen, thun uns in Bann, wolten uns alle gerne verbrennen und morden, Das müssen wir leiden, und sagen, Umb Bapsts, Bischoven, Fürsten willen nicht gelassen. Christus sagt, Kompt zu Mir, die jr mühselig seid. Als wolt er sagen, Halt euch nur an mich, bleibt bey meinem Wort, und last gehen, was da gehet, Werdet jr darob verbrand, geköpfft, so habt gedult, Ich wils euch so süße machen, das jrs wol solt ertragen, Wie man von der Jungfrawen S. Agnes schreibt, da sie zum Kerker gefürt ward, und sollte umbgebracht werden, war jr gleich, als gieng sie zum tantze.

Woher kam jr solcher grosser mut? Ey, Allein von diesem Christo, durch den Glauben an die wort, so er hie sagt, Kompt her zu mir, alle die jr Mühselig seid, Ich wil euch erquicken. Gehets uch ubel, so wil ich euch den mut geben, daß jr noch dazu lachen solt, und sol euch die marter nicht so gros sein, der Teufel nicht so böse, wenn jr auch auff fewrigen Kolen gienget, so sols euch düncken, als gienget jr auff Rosen. Ich wil euch das hertz geben, das jr lachen solt, wenn der Türck, Bapst, Keiser etc. auffs aller grewlichst zürnen und toben. Allein kompt zu mir, Habt jr beschwerung, tod oder marter, so Bapst, Türck, Keiser euch angreifft, erschreckt nicht, Es soll euch nicht schwer zu tragen, sondern leicht und sanfft werden, denn ich gebe den Geist, das solche last (so der Welt untreglich were) euch eine leichte Bürde wird.

Denn es heist alsdenn, so jr umb meinen willen leidet, Mein Joch, und meine Last, die ich euch mit Gnaden aufflege, das jr wisset, das Gott und Mir, solch Ewer leiden wolgefellet, und ich selbs auch helffe tragen, dazu krafft und stercke gebe, wie auch der 31. Psalm sagt, Seid getrost und unverzagt alle, die jr des Herrn harret, das ist, die jr um seinet willen leidet, ewer eigen unglück, Sünde, Tod, und was euch der Teufel und Welt dazu anlegt, Lassets alles an euch lauffen und stürmen, bleibt nur jr getrost und unverzagt mit ewerm harren und warten des Herrn, durch den Glauben, So habt jr schon gewonnen, und seid dem Tod entlauffen, dem Teufel und der Welt uberlegen.

Sihe, das heist nu die Weisen der Welt verworffen, auff das wir lernen nicht selbs weise uns düncken lassen, und alle hohe Personen aus den augen setzen, und schlecht die augen zugethan, an Christi wort uns halten, und zu jm kommen, wie er uns auffs freundlichste locket, und sagen, Du bist allein mein lieber Herr und Meister, ich bin dein schüler. Das und viel mehr were von diesem Evangelio weiter zu sagen, Aber ich bin zu schwach, Wir wollens hiebey bleiben lassen.

Der liebe Gott gebe Gnad, das wir sein tewres Wort mit dancksagung annemen, im erkenntnis, Glauben, seines Sons unsers Herrn Jhesu Christi zunemen und wachsen, und im Bekenntnis seines seligen Worts bestendiglich bleiben bis ans ende, Amen.

5.

Aus Philipp Jacob Spener's Predigt

auf den Sonntag Invocavit [1]).

Text Matth. IV, 3.

Und der Versucher trat zu Ihm und sprach: Bistu Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brodt werden.

Eingang.

Wie gefährlich das menschlich Leben seye, mögen wir nit leicht besser erkennen, als wo wir fleissig gedencken, wie vielerley Versuchungen wir unterworffen seynd; also daß unser liebster Heyland in dem allgemeinen Gebet des H. Vatter Unsers, es damit noch nicht vor gnug gehalten, daß wir insgesamt in der siebenden Bitte bitten, Gott wolle uns erlösen von allem Uebel, sondern nöthig erachtet hat, daß wir absonderlich vorhin in der sechsten Bitt bitten solten, daß uns Gott nicht in versuchung führe.

Es ist uns solches eine gantz nöthige bitte. Wann wir aber in unserm Catechismo derselben bitte verstand anzeigen sollen, so sind die wort von unserm seligen vatter Luthero bedencklich gesetzt, wann es in der außlegung heisset: Gott versucht zwar niemand, aber wir bitten in diesem gebet, daß uns Gott wolle behüten und erhalten, auff daß uns der Teuffel, die welt und unser fleisch nicht betriege, noch verführe, in mißglauben, verzweiflung und andere grosse schande und laster, und ob wir damit angefochten würden, daß wir doch endlich gewinnen und den sieg behalten.

Es stehet aber uns in solchen worten zweyerlei vor augen. 1) Was Gott nicht thue, daß er nemblich nicht versuche, sondern uns in der Versuchung behüte und erhalte; davon wir über acht Tage etwas reden wollen.

2. Wer dann eigentlich diejenige seyen, die uns versuchen? davon jetzt mit wenigem.

So nennen wir nun drey grosse Versucher oder drey grosse Feinde, die sind nemlich der Teuffel, die Welt, und unser eigen Fleisch und Blut.

Der Teuffel ist der Haupt-Feind und der Haupt-Versucher. Es bestehet gleichsam alle sein thun in dem versuchen. Denn nachdeme er von Gott abgefallen, so ist damit alles gute an ihn verdorben, daß auch nicht das wenigste gute mehr an ihm übrig ist. Also liebet er Gott nicht mehr, auch keine seiner Creaturen; sondern er hasset vielmehr Gott und alles, was Gott am liebsten ist, Weil also durch der Menschen gehorsam Gott gepriesen wird, und sie selbst der seeligkeit geniessen, die er verlohren hat; so ist sein haß und neid so groß, daß er Gott dem Herrn solche ehr und dem menschen sein heyl nicht gönnet. Weil er aber zu schwach ist, sich an Gott zu machen, als machet er sich an den menschen, und versuchet sein heyl an ihm: er darff ihm aber mit gewalt nichts thun, so lang er sich an Gott hält; daher greiffet ers also an, daß er suchet den menschen zu verführen, und also von Gott abzuziehen. Dann wo er solches erlangt hat, so ist der mensch in seiner gewalt. Und das nennen wir Versuchung, wann

---

1) Aus: Drey Christliche Predigten von Versuchungen, sonderlich von der Anfechtung böser, gottloser und lästerlicher gedancken, mit welchen glaubige Kinder Gottes offters zu kämpffen haben: gehalten und auff begehren zum truck gegeben von Phil. Jac. Spenern, D. Predigern, und deß Evangelis. Ministerii zu Frankfurt am Mayn Seniore Frankfurt am Mayn. MDCLXXXV. 16. S. 1—22. — Spener aus dem Elsaß, geb. 1635, gest. 1705 als Propst zu St. Nicolai in Berlin, gehört zu den Pietisten.

er seine künste probiret, den menschen in seine stricke zu bringen. Er thut aber solches auff allerhand weise, daß er dem menschen böse gedancken eingiebt, oder ihm allerhand anreitzungen der sünden vorkommen läßt, dadurch sie bey ihme erreget werden. Damit aber solches desto besser angehe, so giebet er genau acht auf den menschen, worzu er etwa von natur geneigter ist. Wer deß geldes begierig ist, dem lässet er gelegenheit vorkommen, etwas zu gewinnen; Wer ehrgeitzig ist, zu ehren zu gelangen; Wer wollüstig ist, seine lüste zu büßen u. s. f. Dann da weißt er, daß der Mensch durch solche gelegenheit bald bewegt und gefangen wird. Ja er gibt auch acht, wie absonderlich zu jederzeit der Mensch gesinnet ist, wie man dann nicht eben allezeit auff einerley weise gesinnet ist. Wo er dann findet, daß auß seinem bösen eingeben gleichsam schon ein funcken anfängt zu glimmen, so versäumet ers nicht, daß er eben damal zunder und schwefel zuträget, das ist, allerhand gelegenheit füget, damit der Mensch dasjenige begehe, wozu er lust hat. Und das treibt der Teuffel so heimlich und listig, daß der Mensch nicht merckt, daß der Teuffel mit im spiel seye, sondern meynet, es seye eben so ohngefähr geschehen: siehet sich also so viel weniger vor. Da er hingegen, wo er nicht gantz verrucht ist, alsobald würde vorsichtiger auff sich acht geben, wo er gedencken solte, daß das der böse Feind seye, der solches angestellet, daß ihme eben diese gelegenheit zur hand komme. Ja es verstellet sich wohl zuweilen der Teuffel in einen Engel deß Liechts, das ist, wo er den Menschen zu einer sünden will verführen, macht er ihm dieselbe gantz leicht, es habe nicht viel auff sich, ja es könne noch dieses und jenes gute darauß entstehen, wo wir solches übel thun. Oder, wo wirs unterlassen, so werden sich andere vielmehr an uns ärgern, welches ärgernuß wir gleichwol verhüten, und also lieber in denjenigen dingen, die uns unser gewissen gleichwohl verbeut, mit machen müßten. Man müsse vieles umb friedens und der gesellschafft willen thun, und was dergleichen mehr ist. Wo dann die teuffelische versuchungen offt so verdeckt sind, daß man sein eingeben, weil es einen feinen schein hat, wohl gar vor gute und göttliche gedancken hält, und nicht erkennt, daß dieses deß versuchers angenommene stimme sey.

2. Es möchte aber der teuffel nicht so viel schaden, wo er nicht seine getreue gehülffen hätte, außer und in uns. Außer uns ist die welt, das ist, andere leute in der welt, die nicht rechtschaffene Christen sein, dann die gehören alle zu der welt. Diese welt versuchet nun auch mit reitzen zum bösen, theils mit allerhand getrang, so sie den frommen anthut, umb sie zur ungedult zu vermögen; theils durch böse exempel, theils durch andere verführungen, wordurch der mensch zum bösen verleitet, oder das gute bei ihm gehindert wird. Was hiedurch täglich vor böses geschehe, liegt an dem tage. Wie mancher, sonderlich etwa junger Mensch, der in einem frommen hauß mit fleiß erzogen und zu allem guten angehalten ist worden, wird verderbt, wann er nachmahl die ärgernuß der Welt vor sich siehet? Daß er nunmehr anfängt zu glauben, es seye umb die Sünde kein solch greulich thun, wie er etwa biß dahin auß Gottes wort unterrichtet war worden. Dann die und die Leute thun ja eben dergleichen, die es ja nicht würden thun, wo es also böß wäre. Da schlägt ein solch böses exempel mehr gutes nieder, als vorhin viel gute exempel und vermahnungen erbauet haben: im Buch der Weißheit 4, 12.

So viel mehr wann noch die Verführung durch Wort dazu kompt, und böse geschwätze gute sitten verderben, 1 Cor. 15, 33. Wann da ein böser Mensch kompt, und fangt an einem andern einzureden, warum er so ein melancholisch, einsam leben führe, warum er sich seines lebens nicht besser gebrauche? Man müsse den Pfaffen nicht eben alles glauben, dann dieselbe gönneten den leuten keine freude. Es seyen vergebene schrecken, da sie den leuten den weg zum himmel so schwer machten; Wo man nicht eben morde, hure, bube, stele und es

allzu bund mache, so könne man so leicht in den himmel kommen, als solche scheinheilige narren. Es seye umb ein, Gott sey mir sünder gnädig, zu thun, so fahre man also gewiß und gewaschen in den himmel, so wohl als andere, die es sich ihr lebtag haben sauer werden lassen. Dergleichen reden höret man zuweilen mit betrübnuß und entsetzen, daß unter dem eusserlichen hauffen der Christen solche weltherzen sein sollen, bey denen kein funcke Christlichen glaubens oder liebe ist. Ja umb solcher ursach willen, und weil dieselbe meynung in vieler hertzen allzu tieff eingesessen ist, wo Christliche Lehrer ein anders zeigen, und wie einmahl der weg zum Himmel nicht so breit seye, daß man mit aller seiner gemächligkeit und pflegung deß alten Adams dahinein kommen könne, vielmehr aber durch die enge pforte einschlüpffen, und die hinderungen vorhin ablegen müste, will solches als sonderliche einbildungen und irrige opinionen, damit dem Verdienst Christi zu nahe getretten werde, gehalten und angezogen werden. Das ist aber die süsse lockpfeiffe des Teuffels, die er durch die Welt anstimmt: Und wer dergleichen redet, er habe auch sonst einen schein, wie er will, lehnet damit dem Satan seine zunge. Er gehöret zu der Welt, die eine Verführerin ist, und nicht selig werden kann. So heissets, daß die Welt versuche.

3. Sagen wir auch, daß unser böses Fleisch, der alte Adam, uns versuche. Das geschicht, wann unser Fleisch, nach welchem wir von natur keinen lust zum guten haben, solchen teuffelischen versuchungen und eingeben platz giebet, lässet ihm dieselbe wohlgefallen, häget sie, kützelt sich damit, und läßt sich also dadurch einnehmen, daß wir auch solchen, nunmehr unsern, Lüsten, die von dem bösen Feind erregt worden sind, nachhängen. Und das ist eben was Jacobus sagt cap. 1, 14. 15. Ein jeglicher werde versuchet, wann er von seiner eigenen Lust gereitzet und gelocket wird, darnach wann die Lust empfangen habe, gebähre sie die sünde, die sünde aber, wann sie vollendet ist, gebähre den tod. — Ist also die versuchung unsers fleisches, welchem wohlgefället, was Gott zuwider ist, eben dasjenige mittel, wordurch die versuchung deß Teuffels und die welt schaden thun können. Dann es würde dem Teuffel und der welt schwer fallen, diese meynung beyzubringen, auß dero nachmahlen alles böse entstehet, daß nemlich das leben nach der welt art das alleranmuthigste und vergnüglichste, das gottselige leben aber verdrießlich und beschwerlich seye; Wo uns nicht von natur jenes mehr als dieses beliebte. Daher wer von deß teuffels und der welt versuchungen verführet wird, nicht denselben bloß dahin schuld geben kann, sondern gedencken sollen, seine eigene boßheit, sein eigen fleisch, habe ihn verführet. Er hat selbst den verräther im busen, und ists selber, der den anderen feinden thür und thor auffmacht, daß ihre versuchungen auch schaden thun können.

Daher finden wir auch von Christo, ob es schon heisset Hebr. 4, 15. Er seye allenthalben versucht worden wie wir, daß dabei stehet, doch ohne sünde. Er konte von dem fleisch nicht versucht werden, dann Er hatte kein sündliches fleisch an sich: Dahero sehen wir in unserm Evangelio, wo die bekandte Histori der versuchung Christi stehet, daß zwar der Teuffel auch gezeigt habe, wie er der versucher seye, da er den Herrn zu allerhand sünden anreitzen wollen, zum mißtrauen, freveler vermessenheit, ehrgeitz und abgötterey. Also sehen wir auch darinnen, wie er sich der Welt gebrauchet, auffs wenigste so fern, daß er dem Herrn derselben herrligkeit und pomp vor augen gestelt, ob er sich dadurch wolte verführen lassen. Das waren also die zween erste versucher, der Teufel und die Welt. Aber der dritten versuchung, die vom Fleisch herkompt, weil sie an sich selbst sündlich ist, muste der Herr frey seyn, als dem, weil er die Heiligkeit selbst war, kein sündlicher gedancke auch nur auffsteigen konte. Er konte nur von aussen, nicht aber von innen angefochten werden. Gleichwol waren

die angrieffe hefftig gnug, wie unser Evangelium zeuget. Wir haben auß demselben nun zwey Jahr nacheinander, das einemahl besehen, wie der Herr von dem Geist in die Wüsten durch göttlichen trieb getrieben worden seye, umb mit dem Teuffel einen kampff zu thun. Nachmahl, wie er viertzig tage gefastet, und drauff angefangen zu hungern. Dieses alles sind allein die vorbereitungen deß kampffs gewesen. Nunmehr folget, daß wir den kampff selbst besehen, und zwar vor dißmahl wollen wir allein dabey stehen bleiben, daß wir sehen, wie der Teuffel den Herren habe wollen zum mißtrauen versuchen; Ist eine hochnöthige materie.

Herr Jesu, der du uns zu gutem dich in allem hast versuchen lassen, stärcke du auch, durch deine krafft, unsers fleisches blödigkeit, daß wir, wo wir auch versuchet werden, ritterlich ringen, durch Todt und Leben zu dir dringen, Amen.

6.

Aus dem Tractat: Auf auf ihr Christen

von Abraham a sancta Clara [1]).

Auff, auff, ihr Christen, und thut nebenst Göttlicher Hülff auch euere Martialische Faust dem Feind zeigen.

Es ist ein Statt in Meixen, die heist Cronenburg, aldort kehren die König ein: Es ist ein Stättel in Palästina, das heist Bethlehem, allda kehren die Bettler ein: Es ist ein Statt in Bayrn, die heist Freysing, dort kehren die Musicanten ein: Es ist abermahl ein Statt in Bayrn, die heist Filtzhoffen, dort kehren die Hueter ein: Es ist ein Statt in Schwaben, die heist Mößkirchen, dort kehren die Geistlichen ein: Es ist ein Statt in Sachsen, die heist Hadersleben, dort kehren die zankischen Eheleuth ein: Es ist ein Statt in Saltzburgerland, die heist Lauffen, dort kehren die Botten ein: Zu Schwein- und Ochsenfurt können endlich die Fleischhacker und Metzger einkehren, etc. Wo aber sollen die wackere Soldaten ihr Quartier haben? Es ist ein Marckt in dem Herzogthumb Steyer, der heist Mehr-Zueschlag, alldar müssen die Soldaten einkehren.

Hinweg mit denjenigen Soldaten, die lieber von den Mußgatellern als von den Musqueten hören: Fort mit denjenigen Soldaten, die lieber mit der Decken als mit dem Degen umbgehen: Auß mit solchen Soldaten, die lieber zu Freßburg als Preßburg in der Quarnison ligen: Nichts nutz seynd diejenige Soldaten, die lieber Lucelburg als Luxenburg belägeren! Nicht zu leyden seynd diejenige Soldaten, die da lieber Partiterey als Parthey Reutter abgeben; zu schimpfen seynd alle diejenige Soldaten, die lieber mit der Sabiel als mit dem Saebel umbspringen; dergleichen Soldaten sollen bei der Gunckel und Spinraedel mit den alten Weibern Faden ziehen; oder bey den Kirschnern die Hasenbälg außklopffen; oder hinter dem Ofen mit der Bruethenn das Nest hueten: Entgegen ein rechtschaffener Soldat schreibe sich von Mehr-Zueschlag, dann solcher auß unverzagter Tapfferkeit nur begehrt auff den Feind Mehr Zue-

1) Siehe: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel III, 1. S. 891 — 896. Abraham a sancta Clara, eigentlich Ulrich Megerle aus Krähenheimstetten in Schwaben, geboren 1642, gestorben 1709 als kaiserlicher Hofprediger zu Wien, ein berühmter, höchst eigenthümlicher, zu seiner Zeit sehr beliebter Kanzelredner.

schlagen, drauff schlagen, drein schlagen, drumbschlagen, ein solcher kühner und tapfferer Soldat ware absonderlich der David.

David wie er zu weissen Haaren und alten Jahren kommen, ist in einen wunderlichen Zustand gerathen, in deme er die gantze Zeit vor Frost und Kälte zitterte; es könte ihme weder die eingehaitzte Stuben, noch die warmen Sonnen-Strallen, weder die gepfefferte Speisen, noch der rauhe Zobel oder Mader-Beltz, weder ein Federreiches Oberbeth disen seinen stätten Frost wenden. Ist er gangen, so hat ihn begleit der Husch Husch: Ist er gelegen, so war neben seiner gelegen der Husch Husch, sonst war dem David allezeit angenehm die Harpffen, aber dazumahlen müste er über Willen auff der Zittern schlagen: was muß doch die Ursach gewest seyn, dieses so wunderseltzamen Zuestands? Viel wird von Vielen beygebracht, ich falle meinestheils jenen Glossisten bey, welche darvor halten, und ihr Mainung absonderlich wol behaupten, daß der David dessentwegen von stätem Frost seye geplagt worden, und kein Wärme schier mehr in ihm ware, weil er so viel Blut die Zeit seines Lebens im Feld wider seine Feind vergossen, und der Ursach halber die natürliche Wärme in ihme so starck gemindert worden: So war denn David ein stattlicher, ritterlich-behertz- und Heldenmüthiger Soldat, der also unverzagt mit seinen Feinden gefochten: Wäre es doch nicht vonnöthen gewest, daß er also schier unsinnig darein geschlagen; sagt jemand, ist er doch allezeit der Göttlichen Hülff versichert gewest, und wo Gottes Hülff gewiß, ist der Sieg auch gewiß in den Händen. Ja spricht David: Gott habe ich auff meiner Seyten allezeit gehabt, aber Gott wil auch, daß der Mensch seine Kräfften anwende, in allem Gefecht und Streit ware Gott bei diesem Helden, gleichwol hat er seine mögliche Mitwürckung darzu gesellt, dann ohne Gott wir nie können obsiegen, und Gott ohne uns auch nit wil, wenigist gar selten die Victori ertheilen: Dieser tapffere David hatte zwar sein einiges Vertrauen auff Gott gesetzt, aber auch stattlich zum Saebel griffen, allezeit gute Kriegs-Anstalt gemacht, sich umb ansehnliche und tapffere Soldaten beworben. Es hatte David absonderlich fünff streitbare Männer gehabt, auß solchen ware der erste mit Namen Jakoboam, welcher allein in einer Schlacht mit eigener Faust 800 erlegt hat: Der andere war Eleazar, der hat einmal in einem Gefecht also gestritten, daß ihme die Hand an dem Degen oder Saebel-Gefäß von lauter Blut angepickter gebliben: Der dritte war Samma, welcher sich auff einem Acker wieder eine gantze Armee gewehret hat: Diese drey seynd auch jene behertzte Soldaten gewesen, welche mitten durch deß Feinds Kriegsheer gebrochen, und dem durstigen David einen frischen Trunck von der Bethlehemitischen Cistern gebracht haben: Der vierdte war Abisai, welcher in einem Tag 300 mit seiner Lantzen erlegt hat. Der fünffte Bananias, so zwey starcke Lewen erwürgt, etc. (dergleichen tapfferste Soldaten wünschte ich nur 10000 unserm Allergnädigsten Kayser) mit solchen ansehnlichen Kriegsleuthen ist der David versehen gewest, mit solchen und dergleichen ist er gantz behertzt in das Feld gezogen, und sich allerseyts streitbar erwisen, uns dermahl und allemal zu einer Lehr, daß wir unser höchstes Vertrauen auff den Allmächtigen, als einem Herrn aller Kriegs-Herrn, setzen, aber auch ritterlich zum Gewöhr greiffen, unser Faust nicht in Buesen stecken, den Degen nicht lassen im Leder verrosten, sondern tapffer fechten mit David, mit Josue, mit den Machabaeern, mit M. Sergio ansehnlich streitten, mit M. Manlio behertzt dreinschlagen, mit P. Lucio unverzagt kämpfen. Ja ich hencke einem jeden Christlichen Soldaten ein Zetl an den Hals, der wird ihn weit besser gefrohren machen, als andere Stygiolossthexandische aberglaubige Mittel; auff diesem Zetl seynd folgende Wort geschriben: Gott bewahre dich, und du wöhre dich.

Christus, der Herr, wie er zu Cana Galilaea auff der Hochzeit sich befande bey so lieben und werthen Gästen, hat das erste sichtbare Wunderwerck

gewürckt auff Erden: da er nemblich Wasser in den besten Wein verkehrt hat; dann, wie der Wein so bald gemanglet, welchen etwann die umstehenden Auffwarter zimlich zum Feyrabend geholffen: oder wie etliche vermuthen, ist er auß sonder Göttlicher Schickung also verschwunden, und die mildreicheste Mutter umb ein andern Wein dessenthalben bey ihrem liebsten Sohn supplicierte, schaffte solcher alsobald den Auffwartern, implete hydrias aqua, sie sollen die Krüg mit Wasser anfüllen und zu ihm bringen, etc. Nachdeme nun solches gehorsambest vollzogen worden, verwandlet er vermög seiner Göttlichen Macht solches Brunn-Wasser in den allerbesten Wein. Allhier entstehet die Frag, warumb daß der gütigiste Herr befohlen hat, daß man diese Geschirr solle mit Wasser anfüllen, er hätte ja ohne zweiffel ohne das Wasser solches Wunderwerck würcken können. Dann hat er die gantze Welt mit dem kleinen Wörtel Fiat auß nichts erschaffen, hätte er gleichmäßig den Wein können ohne Wasser erschaffen? Es beantwortet solche Frag der H. Ambrosius Lect. 6. in Luc. Utraque alteri necessaria est, et industria gratiae, et gratia industriae: Freylich wol hätte Christus können solches Wunder operiren ohne Wasser und Mitwürckung der Menschen, er hat aber wollen, daß solche auch das ihrige dabei thun sollen, dann eins erfordert das andere: der Menschliche Fleiß will nothwendig haben die Göttliche Gnad, und die Göttliche Gnad will auch nichts thun ohne Menschlichen Fleiß.

Es wäre dem Allmächtigen Gott gar leicht durch ein Wunderwerck den Ottomannischen Erbfeind zu vertilgen, ja er konte durch ein Mucken diese ungeheure Bestia in die Flucht treiben: er konnte durch geringen Wind diesen auffgeblasenen Christen-Mörder zu Boden legen: Er konte durch einen Schatten diesem Ottomannischen Mondschein den Garauß machen: Er kondte gar leicht durch ein kleines Würmel diesen gifftigen Tracken überwinden: Es wäre Gott gar gering mit dem kleinesten Geschöpff diesen grossen Monarchen obzusigen; und so er nur den mindesten Engel schicken wolte, konte solcher gar leicht die gantze Ottomannische Pforten auß dem Angel heben: Unterdessen köndten wir zu Hauß in ruhigem Wolstand das Leben fristen, die Wunden sparen, der Kriegs-Unkosten enthebt seyn: Ja wir konten unter der Zeit emsig dem Gottes-Dienst abwarten, und in dem zu München getruckten Blumen-Gärtel betten, damit Gott dieses Türckische Unkraut außrotte: in dem zu Praag getruckten Paradeyß-Gärtel betten, damit Gott diese Ottomannische Schlangen tödte: In dem zu Franckfurt getruckten Schatz-Kästel betten, damit Gott der Türcken Faust von uns abwende: Aber Gottes Vorsichtigkeit handlet weit anderst auff Erden: Utraque alteri necessaria est, et industria gratiae, et gratia Industriae. Den Feind schlagen, den Türcken jagen, die Mahometaner zwagen, die Muslmannern plagen, etc. ist nicht genueg das Gotts-Hauß, sondern Gotts-Hauß und Zeug-Hauß müssen beyeinander seyn: Es ist nicht genueg der Rosenkrantz, sondern Schantzen und Rosenkrantz müssen bey einander seyn: Es ist nicht genug, die Händ zu Gott auffheben, sondern die Händ auffheben und die Händ anlegen müssen beyeinander seyn: Es seynd nicht genug die Schuß-Gebettel, sondern Schuß-Gebettel und Schießen müssen beyeinander seyn: Auff Miracel müssen wir uns nicht steiffen, weilen noch menschliche Mittel bey Handen, sondern mit Seegen und Degen bringen wir Victori zu wegen. Gott wird uns bewahren, also hoffen wir Christen insgesambt, aber wir müssen uns auch wöhren.

7.

Aus einer Homilie

von Nicolaus Ludwig Grafen von Zinzendorf.[1])

Text.

Ave! Agnus Dei!
Christe, Eleïson!
Gloria, Pleurae!

Ich will über die Wunden-Litaney reden.

Es ist mir zwar nicht gewöhnlich, daß ich Liturgien erkläre. Ich bin in dergleichen Sachen der Gedanken, daß sie sich dem Herzen selbst so insinuiren müssen, und selbst die Lateinischen, Ebräischen und Griechischen Worte nach ihrer wahren Kraft gefühlt werden müssen, wenn sie auch allenfalls nicht verstanden würden. Denn man läßt ein Lateinisch, Griechisch und Ebräisch Wort manchmal mit einfliessen, weil mans in unserer Sprache nicht so nachdrücklich geben könte. Da gehts in dem ganzen Verstande so mit fort, und es bedürfte bey uns keiner Erklärung, denn es drukt nur den Sinn aus, der schon im Herzen ligt, und dazu man in seiner Mutter-Sprache kein Wort finden kan; ist also eben so viel als wenn David in den Psalmen Sela sagt: oder vor einem und dem andern Vers mit einem Musicalischen intervallo abwechselt.

Vielweniger bin ich geneigt, unsere teutsche Worte zu erklären. Ich weiß was die Erklärungen und Phrases für eine grosse Gefahr haben, aus den Materien den Saft und Kraft heraus zu kochen, und sie nur anzubrennen: sonderlich wenn man sich mit viel demonstrationen einläßt, und dem Verstande zu thun gibt, wo das Herz nur fühlen und genießen soll. Gewiß wenn unsere Sachen bloß für uns und unter uns blieben, und alle nur von Mund zu Mund gingen, wie es in den alten Zeiten gewesen, per traditionem; so wären sie am allerseligsten in unserm Herzen aufgehoben, ohne Erklärungen: Weil aber eines theils fast keine Sache mehr übrig ist, die für die Gemeine allein bleibt; andern theils unsere Geschwister sich manchmal über Herzens-Sachen examiniren lassen und darauf antworten, und wenn nun schon geantwortet wird, nothwendig recht geantwortet werden muß; und weil sich denn auch immer von Zeit zu Zeit etliche Seelen mit finden, die nicht genug auf ihr Herz acht geben; sondern sich manchmal einen unrechten Concept von etwas machen, denen man vollends ganz darauf helfen muß, und man die Leute nicht ausgezeichnet hat, daß man praecise wüßte, wer sie sind; indem es manchmal solche sind, von denen man es nicht dächte; so wie sich der Heiland wieder manchen Seelen deutlich macht, von denen man es sich wieder nicht vorstellen sollte (darin hat eben der Heilige Geist eine freye Hand und läßt sich nichts vorschreiben), so ist es doch eben so gut, daß etwa einmal eine solche Liturgie der Gemeine mit andern Worten ausgesprochen wird; nicht so wol erklärt, erläutert und paraphrasirt, als nur mit anders lautenden, gleichgültigen, aequipollenten Worten aus dem Herzen der Verfasser wiederholet.

Das habe ich so bey der Uebersehung der Wunden-Litaney in ihren verschiedenen Abtheilungen gefunden.

Eine Litaney, meine Geschwister, ist eigentlich ein öffentliches und gemeinschaftliches Anbeten, da man vor seinem unsichtbaren Haupte steht oder geht:

---

1) Siehe: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel, III, 1. S. 1059—1064. Zinzendorf, Stifter der Brüdergemeinde oder Herrnhuter, ward am 26. Mai 1700 zu Dresden geboren, und starb am 9. Mai 1760 zu Herrnhut.

wenn die συναγωγὴ εἰς αὐτὸν, die Gesellschaft, die um seinetwillen ist, (Ihm zu gefallen), wenn sich die einmal mit einem Munde hören läßt, wenn sie ihren einerley Hertzensgrund auf einerley Art ausdrukt, (wir sind nun einmal alle eins:) wenn sich die selige assemblée von Jungfräulichen Leuten (verschlossen auf die Jesus=Eh seit siebenzehen Zeiten oder Jahrhunderten, die wir nun seit des Lämmleins Marter=Taufe zehlen,) einmal den Bund, das Testament, das Sacrament, das zwischen dem Mann und seiner Gemeine ist, gegenwärtig macht, und entweder in seinem heiligen Namen die Heilige Dreyeinigkeit venerirt, oder in ihrem eigenen Namen sich vor ihrem Mann stellt, und dem vors Herze kniet, dem sie lebet.

Da ist nun freylich etwas an unserm Manne, das seine besondere Attention nach sich zieht, das auch Er in der Ewigkeit selbst ehrt, und das sind seine Wunden. Der Tempel, das Licht und Gott ist der Mann mit Fünf Wunden roth, mit den berühmten Fünf Wunden: denn es sind ihrer freylich viel mehr; aber das sind so die extantesten, die man darum die heilige Fünf Wunden nennt, weil er sie alle Fünf nach seiner Auferstehung wieder gezeigt und recommendirt, und seinen Zeugen von neuen ins Andenken gebracht hat.

Und weil sich nun unter diesen Wunden eine so sonderlich hervorgethan hat, als es nach seinem Tode ausgebrochen ist, da sie einen ganzen Strom Blut und Wasser ausschüttete: so hat die freylich unter allen um so viel mehr den Rang, weil sie einmal des Sohnes Zeichen seyn wird, woran die Nationen, die Stämme Israel, und die ganze Welt erkennen wird, wer der Mann auf den Wolken ist. Denn es werden auch die Leute, die Ihn in der Welt gequält haben, die Stelle, den Ort der Pleura sehen, wohinein Er gestochen worden, und der wird sie endlich alle in Thränen-zerschmelzen, der wird ihnen ihr Herz brechen, da werden sie sich nicht mehr halten können, sie werden sich wie Wasser ausschütten; heulen werden sie, wenn sie den Ort der Pleura sehen werden, und den Jubel=Schall hören von so viel Engeln und unzehlbaren Schaaren ums Lamm herum, die der Heiligen Dreyeinigkeit noch einmal fürs Lamm danken, und Gloria der Seite singen werden.

8.

Predigt von Lavater

vom Aergernisse,

gehalten in der Waysenhauskirche zu Zürich 1770 [1]).

Text: Matth. 18, 7. Weh der Welt der Aergerniß halber; denn es ist ja nothwendig, daß die Aergernisse kommen, aber weh demselben Menschen, durch welchen die Aergernuß kommt.

Meine andächtigen Zuhörer!

Wenn der, der nicht in die Welt gekommen war, die Welt zu richten, sondern sie selig zu machen, der darum gesendet ward, daß ein jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren werde, sondern das ewige Leben habe, der so milde, so sanftmütig war, daß er auch in dieser Absicht so oft das Lamm Gottes genennet wurde, wenn der ein Wehe über die Welt, oder einen besondern Menschen aus=

1) Siehe: Vermischte Predigten von Johann Caspar Lavater, Helfer am Waysenhause zu Zürich. Frkf. u. Lpzg. 1773. — Lavater ward d. 15. Novbr. 1741 zu Zürich geboren und starb d. 2. Jan. 1801 als Prediger in seiner Vaterstadt. Seine „Aussichten in die Ewigkeit" und „physiognomischen Fragmente" haben ihn berühmt gemacht.

spricht, so muß die Ursache ohne Zweifel sehr wichtig, und es überhaupt recht sehr der Mühe werth sein, einen solchen göttlichen Ausspruch mit aller möglichen Aufmerksamkeit zu erwägen.

Lasset uns also, Andächtige Zuhörer, diese heilige Abendstunde dazu anwenden, uns, nach Anleitung dieser äußerst wichtigen Worte

von der großen Gefahr der Aergerniß zu unterrichten und davor zu warnen.

Lasset uns erstlich zeigen, was Aergerniß sei, was das heiße, Aergerniß geben; zweitens die unausweichliche Nothwendigkeit der Aergernisse, und drittens die erschreckliche Gefahr in Erwägung ziehen, deren sich ein Mensch, der Aergerniß gibt, aussetzet.

I.

Wir haben also, Andächtige Zuhörer, vor allen Dingen zu untersuchen, was Aergerniß sei, und was das heiße, Aergerniß geben. Aergerniß heißt in der heiligen Schrift überhaupt eben so viel als Anstoß, und insbesondere als Reizung oder Gelegenheit zur Sünde. Aergerniß des Kreuzes zum Exempel ist der Anstoß, den die Menschen an einem gekreuzigten Heiland nehmen. Jesus Christus ist in diesem Verstand, nach dem 9. Kapitel an die Römer, ein Fels der Aergerniß oder des Anstoßes; man stößt sich an ihn, man schämt sich seiner, man sieht mit einer Art von Verachtung auf ihn herab. Ihr alle werdet euch in dieser Nacht an mir ärgern, heißt: Ihr werdet euch an mir stoßen, euch meiner schämen. Selig ist, wer sich an mir nicht ärgert, sich an meine äußerliche Niedrigkeit nicht stößt, sich meiner auf keinerlei Weise schämt. Seine Jünger ärgerten sich an ihm, heißt, sie fanden seine Lehre anstößig. — Ferner, Andächtige Zuhörer, heißt ärgern, einen andern ärgern, in der heiligen Schrift durchaus eben so viel, als einen zur Sünde reizen; einem einen Anstoß zum Falle, eine Gelegenheit und Versuchung zur Sünde verursachen oder veranlassen. In diesem Verstande kommt es unstreitig in den allernächst auf unsern Text folgenden wichtigen Worten vor: Wenn dich deine Hand, dein Fuß, dein Aug ärgert, so haue sie ab, so reiß es aus. Wenn deine Glieder dich zur Sünde reizen, wenn sie dir zum Fall und Anstoß dienen, so schone ihrer nicht; laß dich eher verstümmeln, ehe tödten, als daß du durch deine Gliedmaßen etwas Böses thust. Wenn die Speise meinen Bruder ärgert, so will ich, sagt Paulus im 8. Kapitel seines 1. Briefs an die Korinther, in Ewigkeit kein Fleisch essen, damit ich meinen Bruder nicht ärgere; das heißt, ehe ich durch Essen des Fleisches, welches dem Götzen geopfert ist, Andere, denen das sündlich vorkommt, reize oder veranlasse, wider ihr Gewissen und wider ihre Ueberzeugung, von dem Fleisch zu essen, wovon ich sonst ohne Verletzung meines Gewissens essen dürfte, ehe ich hierdurch einen Mitchristen zur Sünde verführen würde, will ich lieber mich für immer alles Essens vom Fleische enthalten, welches man vorher den Götzen geopfert und hernach zu den Fleischbänken gebracht hat.

Aergern heißt also, auf irgend eine Weise zur Sünde verführen; Anstöße und Gelegenheit zum Falle geben. Es heißt ganz und gar nicht, bloß jemand durch Tugend beleidigen, jemand durch Ausübung dessen, was recht und gut ist, vor den Kopf stoßen, unwillig machen; ungeachtet dieses allerdings ein Anstoß oder Aergerniß heißen kann, und im gewöhnlichen Leben wirklich so heißt, so ist doch unwidersprechlich offenbar, daß der Ausdruck Aergerniß in der Schrift und insonderheit in unserm Text, nichts anders bedeutet, als Reizung, Verführung zur Sünde, und ärgern nichts anders als zur Sünde reizen oder zur Sünde verführen. Wehe der Welt der Aergerniß halber, heißt also, „die Welt, die Menschen sind sehr unglückselig wegen der vielen Anlässe, Versuchungen und Reizungen zur Sünde.“ Es ist nothwendig, daß Aer-

gernisse kommen, heißt, „in einer Welt, wie die gegenwärtige ist, kann es niemals an mannichfaltigen Reizungen und Verführungen, an vielen Steinen des Anstoßes und Ursachen des Falles fehlen." Wehe dem Menschen, durch welchen die Aergernisse kommen, „noch viel unglücklicher ist der Verführer als der Verführte; Wehe dem, der Steine des Anstoßes Anderen in den Weg legt, Andre fallen macht, das ist, zur Sünde reizt oder verführt."

Wir wissen also nun, theuerste Zuhörer, was das heißt, Aergerniß, ärgern oder Aergerniß geben. Wir wissen hiemit auch, daß wer Andre, es sei mit Worten oder durch Thaten, es sei durch Lehren oder durch Exempel, es geschehe durch Schriften oder Gespräche, durch Thun oder Unterlassen, durch Reden oder Schweigen, zur Sünde verführt, Andre fallen und sündigen, das Laster leichter und angenehmer, die Tugend schwerer und unangenehmer macht, daß der, nach dem biblischen Verstande dieses Worts, ärgert, oder Aergerniß gibt.

Nicht also du ärgerst, der du in allen Dingen den graden Weg der Wahrheit, des Rechts und der Tugend gehst, wenn du dich gleich dadurch bei Vielen verächtlich oder fürchterlich machst; wenn gleich vielleicht auch schwache, fromme Seelen, weil sie deine Absichten nicht wissen, weil sie sich nicht in ihren Gedanken in deine Umstände setzen können, allenfalls dadurch betrübt, unwillig gemacht oder, wie wir ganz wider den Verstand des biblischen Wortes zu sagen pflegen, geärgert werden; sondern du gibst Andern Aergerniß, der du dem Leichtsinn, der Ueppigkeit, der Wollust, der Ungerechtigkeit, der Lüge, dem Irrthum aufhilfst, der du das Laster begünstigest, lobest, durch leichtsinniges Reden und Betragen billigest: denn ärgern und Aergerniß geben heißt anders nichts als zur Sünde verführen.

II.

Laßt uns nun zweitens die unausweichliche Nothwendigkeit der Aergernisse in Betrachtung ziehen. Wenn Jesus in unserm Text sagt: es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen, so versteht sich von selbst, daß er da von keiner unbedingten Nothwendigkeit rede, grade als wenn der Mensch gezwungen würde, Andre zu ärgern oder zur Sünde zu verführen, sondern er will, wie schon gesagt, anders nichts sagen, als es sei bei der gegenwärtigen Beschaffenheit der Dinge, bei dem gegenwärtigen grossen und allgemeinen Verderben der Menschen nicht mehr anderst zu erwarten, als daß sich allenthalben Steine des Anstosses, Gelegenheit zum Fall, Reizungen und Verführungen zur Sünde zeigen. Es sei nun einmal nicht möglich, ohne Anstoß, ohne Hinderniß, ohne oft der Gefahr zur Sünde bloß gestellt zu sein, auf dem Wege des menschlichen Lebens fortzukommen. Man könne unmöglich allen Anlässen, die uns leicht zum Bösen verführen könnten, allen Versuchungen zur Sünde ausweichen; es sei eben eine sehr bedauernswerthe, unglückselige Sache, daß Gottlose und Fromme mit so vielen Hindernissen der Wahrheit und Tugend zu kämpfen haben, daß man den Weg zur Seligkeit mit vielen Steinen zu belegen sucht; eben darum sei die Welt zu beklagen, weil es nun einmal nicht mehr anderst sein könne, weil das Verderben nun einmal so groß und unaustilglich sei.

Aber, sollte denn nun, Andächtige Zuhörer, dem wirklich also sein? sollte es denn wirklich nothwendig, das ist, bei der itzigen Beschaffenheit der Welt unausweichlich und anderst nicht mehr sein können, als daß Aergernisse kommen? Sind wir denn wirklich mit unausweichlichen Versuchungen zur Sünde und mit Steinen des Anstosses umgeben? Allerdings, Andächtige Zuhörer; — aber versteht mich ja recht — wenn ich von unausweichlichen Versuchungen oder von nothwendigen Aergernissen rede, so will ich damit durchaus nicht sagen, daß es unüberwindliche, unübersteigliche Versuchungen gebe, Versuchungen, welche weder mit Gebet, noch Wachsamkeit, noch Nachdenken und Ernst, noch durch den Beistand des heiligen Geistes überwunden und kraftlos für uns gemacht

werden können. Auch will ich nicht sagen, daß es nicht unsre Pflicht und sehr oft möglich sei, schweren und reizenden Aergernissen oder Versuchungen zur Sünde auszuweichen — oder, wer unter uns ist nicht im Stande, diese oder jene Gelegenheit oder Versuchung zur Sünde von sich abzulehnen, diesem oder jenem Steine, woran er so oft gestossen ist, dieses oder ein andermal auszuweichen? O wie viele hundert und tausend Leib- und Seelenverderbliche Sünden könnten wir uns ersparen, wenn wir nicht selbst uns so oft den Gelegenheiten und Versuchungen dazu Preis gäben, wenn wir redlich und vorsichtig genug wären, oft zu uns selbst zu sagen: Nein! dahin will ich nicht gehen, denn, wenn ich hinginge, so dürfte ich vielleicht nicht stark genug sein, der Versuchung zum Spiel, oder zum übermäßigen Essen und Trinken, oder zu unnützen, eitelen und sündlichen Gesprächen, oder zum Spott über Wahrheit und Tugend und Religion u. s. w. zu widerstehen. Ich will mich mit diesen oder jenen Menschen nicht in vertraute Freundschaft einlassen, sonst könnte es um die Unschuld meines Herzens und meiner Sitten bald geschehen sein; Ich will dieses oder jenes Buch nicht lesen; es könnte mir zum Fall und Anstoße dienen. Ich sage, wie viele hundert und tausend Sünden könnten wir uns ersparen, wenn wir oft auf diese Weise mit uns selbst zu reden Zeit nähmen, wenn wir viele Versuchungen, denen so leicht auszuweichen ist, auswichen, wenn wir uns nicht selbst sehr oft vorsetzlich in neue Versuchungen und Anlässe zur Sünde gleichsam hineinstürzten.

Wohl verstanden also, Andächtige Zuhörer, wenn ich mit Jesu sage, es sei nothwendig, daß Aergernisse kommen, das ist, wir seyen, bei der itzigen Verdorbenheit der Welt mit unausweichlichen Versuchungen umgeben; so sage ich damit, auch der beßte, auch der vorsichtigste Christ finde in den Gesinnungen und dem Betragen seiner Nebenmenschen, Anstösse und Hindernisse der Tugend, Gelegenheiten, Anlässe, Reizungen und Versuchungen zur Sünde, mehr als genug; Er könne bey aller Gewissenhaftigkeit und Vorsicht nicht vermeiden, daß ihm Andre nicht sehr oft wichtige Steine des Anstosses in den Weg legen, und ihn auf diese oder jene Weise zur Sünde verleiten. Das ists, Andächtige, das ists eben, worüber unser Erlöser im Text wehklagt; eben wegen dieser unausweichlichen Nothwendigkeit der Aergernisse bejammert er die Welt!

Und welcher Christ, dem die Sache Gottes und des Christenthumes am Herzen liegt, und der auf die Welt hinausblickt, in der er handeln, nach dem Gewissen, nach dem Evangelio, im Namen Jesu Christi handeln soll, welcher Christ, sage ich, wird die Welt nicht mit Jesu bejammern und mit Angst und Entsetzen ausrufen: Wehe der Welt der Aergerniß halber; O du unglückseelige Welt! — Unglücklich eben darum, weil du von allerley Arten von Versuchungen voll bist; ich sehe eben wol, daß es nothwendig ist, daß Aergernisse kommen. So lang die Welt Welt bleiben wird, so lange die Menschen ihre Gesinnungen nicht ändern werden, so lange muß ich mich mit äußerlichen Versuchungen zur Sünde umringt sehen.

Oder betrachtet nur einmal, Andächtige Zuhörer! die Menschen, wie sie sind. Werfe jeder nur einen Blick auf diejenigen Personen, mit denen er Umgang hat, mit denen er in einer häuslichen, freundschaftlichen, bürgerlichen oder gelehrten Verbindung steht, und vermöge seiner Umstände, seines Berufes, seiner Pflicht stehen muß; wird nicht jeder, der sich Mühe geben mag, auch nur ein wenig über die Sache nachzudenken, augenblicklich gestehen müssen: Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen? Diese Personen werden mir beynahe alle, jeder vielleicht auf eine eigene Weise, Steine des Anstosses, Hindernisse der Tugend, Versuchungen zur Sünde in den Weg legen.

Sind sie Feinde von mir? — So werden sie mich sehr gerne fallen sehen; sie werden mich zu Thorheiten verleiten, von denen sie zum Voraus wissen, daß sie mir Schmerzen verursachen, daß sie mich einst quälen und gereuen müssen:

oder, Sie werden mir Hindernisse in den Weg legen, daß ich das Gute, das ich so gern thäte, entweder gar nicht, oder nicht anderst, als mit großer Mühe thun kann: oder, Sie werden mir die Tugend dadurch schwer zu machen, und wo möglich gar zu vereckeln suchen, daß sie die ungerechtesten, die bittersten Verläumdungen heimlich wider mich ausbreiten, um schon zum voraus Andre zu verwahren, mich ja, wenn sie je etwas gutes von mir hören sollten, nicht für tugendhaft, nicht für aufrichtig zu halten: oder, Sie werden mich und meine gute Seite immer mit einem feinen Spotte, oder mit einer lustigen Wendung dem Gelächter einiger seelenloser Witzlinge Preis geben.

Sind sie Freunde von mir, die Personen, mit denen ich umzugehen verpflichtet bin? — abermal, wie nothwendig, daß Aergernisse kommen? — Sie werden etwas fehlerhaftes in ihrem Charakter haben, welches ich nicht wahrnehme, weil mich eine gewisse Liebe, (die freilich im Grunde nichts weniger, als Liebe ist) blendet; das ich mir unvermerkt angewöhne und zu eigen mache, weil ich oft und gern mit ihnen umgehe. Sie werden mir ihre Denkungsart nach und nach beibringen; Sie werden mich Dinge billigen und mißbilligen lehren, die ich nach der Vernunft und dem Gewissen ganz anderst beurtheilen sollte. Sie werden mir schmeicheln; Sie werden mich mit dem unterhalten, was mir Vergnügen macht, und nicht mit dem, was mir nützlich ist; Meine Mängel werden sie mir verhehlen, oder wenn sie ja davon reden, sehr verringern, oder, wenn sie auch das nicht thun, diese mir so nöthige Zurechtweisungen und Demüthigungen dadurch wieder stumpfer und leichter für mich machen, daß sie mich wieder an das Gute, das ich vergessen, und an die Vorzüge, wovon meine Eigenliebe nichts hören sollte, erinnern u. s. w. Aber die Personen, mit denen wir umgehen, seyen weder Feinde noch Freunde — werden wir dann keine Aergernisse von ihnen zu besorgen, keine Hindernisse der Tugend, keine Verführungen zum Laster zu befürchten haben? — O freilich ja — auch da wird der Ausspruch Jesu leider immer wahr genug seyn: Es ist nothwendig, daß Aergernisse kommen.

Oder sind diese Leute etwa frey — überall rein und frey von schädlichen Vorurtheilen, von sündlichen Neigungen, von verderblichen Leidenschaften? Sehen sie alles so an, wie es nach der Wahrheit angesehen werden muß? Ist ihnen nichts heiliger, als das was recht; nichts ehrwürdiger, als das was evangelisch gut ist? Sind sie höher als wir? Wird uns ihr Ansehen nicht blenden? Werden wir nicht ihnen zu Gefallen Ja sagen, wo wir nein, und nein, wo wir ja sagen sollten? Werden sie uns nicht mit einladenden und begnadigenden Mienen ansehen, wenn wir nach ihrem Munde, und nicht nach dem Gewissen reden? Werden sie uns nicht durch Stolz und Verachtung zu demüthigen suchen, wenn wir ihnen widersprechen? Wenn wir die Rechte der Wahrheit und der Religion mit offenen Augen und lauter Stimme behaupten, werden sie nicht oft mit einem Blick unser Herz umwenden, und unsre Zunge gleichsam leiten, anders zu reden, als recht ist?

Sind sie geringer als wir? Werden sie uns nicht ärgern, nicht auf mannichfaltige Weise zur Sünde reizen und verführen können? Werden sie nicht oft alle Kunstgriffe der Schmeicheley anwenden, um uns unsre an sich nichts bedeutende äußerliche Vorzüge recht empfindlich, recht süß zu machen? Werden sie uns nie mit der Wichtigkeit unsrer Person, unsers Amtes, unsers Raths u. s. w. kitzeln? Werden sie es uns sagen dürfen, wenn wir vor ihnen Fehler — Fehler wider das Christenthum blicken lassen? Werden sie nicht oft sogar diesen Fehlern den Anstrich von Klugheit und Tugend zu geben wissen? — Mit einem Wort, wir mögen unsre Augen werfen, wohin wir wollen, so werden wir immer Menschen genug um uns her erblicken, die, sowie sie nun einmal beschaffen sind, nothwendig uns Aergerniß geben, uns in mehrerm oder minderm

Grade, auf eine gröbere oder feinere Weise zur Sünde und zu Abweichungen von dem göttlichen Gesetze verführen, und den Ausspruch unsers Textes traurig genug bestättigen.

III.

Wie aber nun? Andächtige Zuhörer! Wenn es einmal nothwendig ist, daß Aergernisse kommen, wenn es die Beschaffenheit der Welt, das allgemeine Verderben der Menschen nun einmal so mit sich bringt, daß einer den andern zur Sünde verführt, einer dem andern den Weg zur Tugend und Seligkeit mühsam und beschwerlich macht — wird es denn Gott dem Menschen nicht übersehen und zu gut halten, wenn er Andre ärgert, oder zur Sünde verführt? — O nichts weniger, Meine Theuerste; Nein! sein ewig geltender Ausspruch hierüber ist der: Aber wehe demselbigen Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt! äußerst unglückseelig und elend ist jeder, der Andere zur Sünde verführt. Ein solcher hat keinen Anspruch auf die göttliche Huld und Barmherzigkeit. Er wird es in der Ewigkeit schmerzlich genug bereuen; er wird sich dadurch unfehlbar die empfindlichsten Qualen und die peinlichsten Gerichte der göttlichen Gerechtigkeit zuziehen.

O schreckliche Gefahr, in die sich der Urheber der Aergerniß und der Verführer zur Sünde stürzt. — Laßt uns also für das dritte hiebei noch ein wenig stehen bleiben.

Wir bedenken wohl nicht, was Sünde sey, wenn wir Aergerniß gering achten, wenn wir Verführung zur Sünde ohne Zittern denken können. Wir bedenken wohl nicht, daß die Sünde unter allen Uebeln das größte ist; daß sie die Mutter des Todes, eine ewige Quelle von ewigem Elend; daß sie ein Wurm ist, der nicht stirbt, und ein Feuer, das nicht erlöschet; daß sie die Hölle selbst ist, und eine Pein, die da dauert von Ewigkeit zu Ewigkeit — so schrecklich ist die Sünde, so fürchterlich wird sie uns in der heiligen Schrift vorgemalt; — Was muß es also auf sich haben, einen zur Sünde verführen — einen Menschen? einen Unsterblichen? Kann unter allen Grausamkeiten eine mit der Grausamkeit verglichen werden, welche durch die Verführung zur Sünde ausgeübt wird? Einen Blinden irre führen, einem Müden Steine in den Weg legen, einem Dürstenden das Wasser versagen, einem Lahmen Gruben und Fallstricke bereiten — freylich alles entsetzliche, unmenschliche, himmelschreyende Grausamkeiten — aber noch Wohlthaten in Vergleichung mit der Grausamkeit, einen Christen in die Irre zu führen, ihm die Tugend aus Bosheit schwer und bitter zu machen, ihm Versuchungen in den Weg zu legen, ihn fallen, ihn sündigen, ihn Gott und sein Gewissen verachten zu machen — denn die Folgen dieser Verführung sind nicht vorübergehend, sondern ewig, nicht gering, sondern unendlich, unaussprechlich, unbegreiflich, unwiederruflich.

O daß ich Euch für einen Augenblick den Vorhang von diesen schrecklichen Folgen wegziehen könnte: tausend Stimmen würden Euch zujammern: Wehe dem Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt! Es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehenkt, und er in die Tiefe des Meeres geworfen würde! Es wäre ihm besser, daß er nie geboren wäre!

Sündigen ist schrecklich, Andächtige Zuhörer! aber Andere zur Sünde verführen, noch unendlich schrecklicher! Schwer ists, bei eigenen Sünden Buße thun, aber noch unendlich schwerer, Andre, die wir verführt, die wir fallen gemacht, die wir durch Worte oder durch unser Beyspiel zum Laster gelockt und verleitet haben, diese wieder zur Buße zu bringen, wieder aufstehen zu machen, Unschuld und Tugend ihnen wiederzugeben.

Eine Sünde, die niemand weiß als Gott und du, kann freylich abscheuenswürdig und ewig für deine Seele verderblich seyn; aber Sünden, wodurch

du einen andern, zehen, hundert Andre von dem Pfade der Tugend abgelocket, dir und dem Laster nachzufolgen verführt hast; Andre, die du vielleicht nicht kennest, die vielleicht wiederum Andre verführt und mit ins Verderben fortgezogen haben, die vielleicht schon in der Ewigkeit sind, schon Tag und Jahre winseln und jammern, über dich jammern, der du sie verführst hat, am jüngsten Tage dich anklagen, ewig dich anklagen und jammern werden, wie ungleich abscheulicher, verdammlicher, wie ungleich quälender und stechender werden diese Sünden in der Ewigkeit seyn müssen! welche Worte werden ihre Qualen beschreiben, welche Farben ihre Flammen malen können!

Wenn das Urtheil der Verführten so schrecklich, so unwiederruflich ist, wie unwiederruflich und schrecklich wird das Urtheil des Verführers seyn! Wenn Gott dessen nicht schonen wird, der sich durch reizende Versuchungen zur Sünde hat verführen lassen, wie wird er dessen schonen, der Andern Steine des Anstosses, Hindernisse der Tugend, Gelegenheiten und Versuchungen zum Laster in den Weg gelegt hat! Wenn der Richter der Welt ein Wehe über den ausspricht, der geärgert worden — welch ein Wehe wird er über den aussprechen, durch welchen die Aergerniß gekommen ist.

Und, meynet ihr etwa, Andächtige Zuhörer! daß dieses fürchterliche Wehe nur diejenigen angehe, die Andere vorsätzlich und mutwillig zur Sünde verführen? Nur die, welche wissentlich Lehrer des Irrthums und des Lasters sind? Nur jene verruchten Bösewichter, welche der Unschuld Netze stellen und der Tugend mit Vorbedacht Steine in den Weg legen? Nur die, welche Profession davon machen, die Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufzuhalten, die Tugend lächerlich, den Glauben wankend, das Laster schön, die Ungerechtigkeit herrschend zu machen? Nur die, die ihre Häuser und ihre Leiber der Wollust bloß stellen, die den Jüngling mit liebkosenden Worten reizen, die am Abend spät an den Ecken der Gassen stehen, hürisch ausgeschmückt, mit unverschämtem Angesicht zu ihm sprechen: Gehe mit mir, so wollen wir genug buhlen bis morgen frühe; Laßt uns der Liebe pflegen (Sprüchw. 7). Nur die, deren Haus ist ein Weg zur Hölle, der zu den Gemächern des Todes hinabführt; Sollte der Ausspruch Jesu nur allein diese Ruchlosen, diese Gewissensmörder, diese Seelenvergifter, angehen: Wehe dem Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt! Freylich diese vor allen Andern, diese in dem schrecklichsten Grade — aber gewiß nicht, bei weitem nicht diese allein. — Es geht alle die an, welche auf eine feinere, verdecktere, entferntere Weise dem Laster aufhelfen, und die Tugend unterdrücken; das Böse leichter und das Gute schwerer machen.

Es geht mich an, Lehrer der Religion, wenn ich das Laster nicht in seiner ganzen Häßlichkeit, die Tugend nicht in ihrer ganzen Schönheit, dem Christenvolke vorzeige; wenn ich eine bloß menschliche, natürliche, unvollkommene Tugend foderte; wenn ich behauptete oder auch nur vermuten ließe, daß zum seelig werden weniger erfodert werde, als die schärfesten Aussprüche des Evangeliums fodern; wenn ich gewissen Grundsätzen schmeichelte, oder sie nicht gerade zu angriffe, wodurch sich so viele zu ihrem ewigen Verderben einschläfern; — Wenn ich die Vorurtheile nicht zu Boden schlüge, nicht mit aller Macht auszuwurzeln suchte, wodurch sich so manche bey einer sehr mittelmäßigen Tugend verblenden, und Christen zu seyn dünken. Es geht mich an, wenn ich insonderheit durch mein Leben zeigte, daß mir eine vollkommene Tugend und Heiligkeit nicht so sehr am Herzen liege, als es auf der Kanzel das Ansehen haben möchte; Wenn ich ein anderer Mann in der Kirche, ein anderer in Gesellschaft, fromm vor den Frommen, gottlos bei den Gottlosen wäre; Wenn ich da die Sünden verdammte, dort eben diese Sünden ausübte; hier ein Prediger der Tugend, dort ihr Verräther wäre — denn das hieße Aergerniß geben, und wehe demselbigen

Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt; wehe insonderheit dem Prediger des Evangeliums, wenn sie durch ihn kommt!

Es geht dich an, Regent, wenn du zwar kein Laster gebeutst, aber sie nicht ernstlich genug verbeutst; wenn du zwar gute Gesetze gibst, aber sie nicht handhabest; zwar nicht reizest, Böses zu thun, aber zum Bösesthun schweigest; zwar keine Wollusthäuser stiftest, aber sie duldest oder nicht eifrig genug ausrottest; wenn du zwar nicht unrecht richtest, aber nicht streng untersuchest; zwar keine verderblichen Grundsätze anbringest, aber die angebrachten mit Stillschweigen billigest — wenn du das thust, das unterlässest, so gibst du in dem Verstande des biblischen Wortes Aergerniß; und wehe demselbigen Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt!

Es geht auch dich an, Hausvater und Hausmutter — wenn du deinen Kindern oder deinem Gesinde Böses erlaubest, Böses vormachest, oder vor ihnen billigest; Wenn du ihnen das Gute auf diese oder jene Weise geringschätzig oder verächtlich zu machen suchest; Wenn du ihre sündlichen Neigungen und Vorurtheile begünstigst, oder auch nur durch ein furchtsames Schweigen und unthätiges Zuschauen gutheißest; denn das heißt ärgern, und wehe dem Menschen, durch welchen die Aergerniß kommt!

Es geht dich an, wer du auch bist, wenn du durch unvorsichtige, leichtsinnige Worte den Schrecken verminderst, den man vor der Sünde haben sollte; wenn du durch dein Exempel Andre zur Sünde verführest oder in der Sünde stärkest; — Du weißt, wie geneigt die Menschen sind, nur das Böse von uns abzulernen, nur die Laster nachzuahmen; Du weißt, wie gar hinreissend oft die Macht eines einzigen Beispieles ist; Du weißt, o Christ, wie viele Augen auf dich gerichtet sind; wie wichtig eine einzige Sünde, wie theuer eine unsterbliche Seele ist. Lieber, ärgere doch den nicht, für den Jesus Christus gestorben ist! Lieber, zerstöre das Werk Gottes nicht um der Sünde willen! — Sey kein Beispiel des Lasters, sondern der Tugend! Erbaue, erbaue! Breite Wahrheit und Tugend nach deinem beßten Vermögen aus! Sey ein Licht mitten unter dem ungeschlachten und verkehrten Geschlecht der Menschen! Die Folgen deiner Tugend und deines frommen Beyspieles sind so ewig, als die Folgen des Lasters und des Beyspiels zum Bösen! sind so unaussprechlich herrlich und entzückend als jene niederschlagend und verdammlich sind! Sey vorsichtig, ehrbare Dinge zu thun vor allen Menschen, rechtschaffen zu seyn, nicht nur vor Gott, sondern auch vor deinen Nebenmenschen, auch vor den Schwachen! Meide auch sogar den Schein des Bösen! — Thue nicht einmal alles das, was du mit gutem Gewissen thun dürftest, wenn Andere dadurch verleitet werden könnten, wider ihr Gewissen eben dasselbe zu thun. Ich rede aber nicht von dem, was an sich unschuldig und gleichgiltig ist! Du darfst allezeit Gutes thun! Fürchte dich nicht es zu thun! Beleidigest du mit Gutesthun, mit vorsichtigem christlichem Gutesthun; achte es nicht; kränke dich nicht darum; fürchte dich nicht, wenn wider deine Absicht und ohne deine Schuld zufälligerweise etwas Böses dadurch veranlaßt wird. Bitte Gott, daß er es abwende und den Schaden gut mache! Er kann es, und, wenn du redlich bist, wird er es thun! — Verlasse dich auf ihn; auch in diesem Falle wird keiner zu Schanden werden, der auf ihn harret! Er wird deine Gerechtigkeit herfürbringen wie das Licht, und dein Recht wie den Mittag — und ewig werden dir alle die danken, die du durch Worte zum Guten ermahnet, vor der Sünde gewarnet, die du durch dein Beyspiel zur Tugend und zum ewigen Leben gewonnen hast. Amen.

9.

Wie ermunternd bei'm Eintritt in ein neues Jahr die Ueberzeugung für uns sein müsse, daß Alles, was uns begegnen soll, von Gott bereits vorherbestimmt ist.

Am Neujahrstage 1790.

Von D. Franz Volkmar Reinhard[1]).

Unbekannt mit Allen, was mir bevorsteht, und was die erwartet, die hier versammelt sind, Allmächtiger, vor dir, unbekannt selbst mit den nächsten schon werdenden Veränderungen dieses Tages und dieser Stunde, soll ich jetzt reden, soll die, welche mit mir hineintreten in die Dunkelheit des kommenden Jahres, belehren, sie versehen mit gutem Rathe, sie ermuntern zur Standhaftigkeit, zur weisen, muthigen Fortsetzung ihrer Lebensreise sie stärken, ich soll sie vorbereiten, Alles mit männlicher Hoffnung zu erwarten, was die Zukunft herbeiführen möchte. Wie schwer ist es, o Gott, da Wege zu zeigen, wo alles dunkel ist, da Anweisungen zu geben, wo keine Gewißheit herrscht; wie soll man Menschen leiten, die sich fortgerissen fühlen vom Strome der Veränderung, die ihre Bahn nicht selbst bestimmen können, sondern nur folgen müssen dem gewaltigen Zuge dessen, was geschieht! Nein, ich würde es nicht wagen, meinen Mund aufzuthun, ich würde nichts zu rathen, nichts zum Troste, Nichts zur Ermunterung zu sagen wissen, wenn der gewaltige Zug der Begebenheiten, wenn das eilfertige Hinströmen der Zeit, das uns forttreibt, nicht dein Werk wäre, Regierer der Welt, wenn du nicht schon Alles angeordnet und bestimmt hättest, was uns begegnen soll. Du, ja du bists, von dem Alles abhängt, ohne dich regt sich kein Staub in dieser ganzen unermeßlichen Welt, deine Hand leitet alles im Himmel und auf Erden, es ist der Arm deiner Allmacht, der auch den Strom der Zeit beherrscht, der auch den Lauf der Begebenheiten so kühn bezeichnet. Schon festgesetzt ist es also, deine Weisheit hat schon bestimmt, was auch dieses Jahr für uns sein soll, welche Freuden uns in demselben erquicken, welche Leiden uns in demselben treffen, welche Wendungen unsere Schicksale in demselben nehmen werden. Wohl mir, daß ich deinem Volke dies verkündigen, wohl mir, daß ich Alle, welche mich hören, ermahnen, anweisen, bitten kann, auf dich zu sehen, Vertrauen zu dir fassen, und voll Hoffnung den neuen Zeitraum anzutreten, der mit diesem Tage beginnt.

Denn in welcher Verlegenheit müßten wir sein, M. Br., die wir beim Anfange eines Jahres zu euch reden sollen, wenn wir euch nicht auf die Anordnungen einer höchsten Weisheit, wenn wir euch nicht auf die Einrichtungen einer Alles lenkenden Fürsehung Gottes verweisen könnten! Wäre es wahr, daß eine blinde Nothwendigkeit über uns herrsche, so würden wir euch Nichts anders rathen, wir würden euch nichts anders zur Pflicht machen können, als euch mit hoffnungsloser Verzweiflung zu unterwerfen. Und wäre es ein regelloses Ungefähr, wovon unsre Schicksale abhingen, wäre weder absichtsvoller Zusammenhang, noch richtige Folgen in dem, was auf Erden geschieht; so wäre aller Unterricht überflüssig, so müßten wir euch rathen, es von Tag zu Tage darauf ankommen zu lassen, wohin die Willkühr des Zufalls euch werfen werde, und den Eigensinn desselben so gut als möglich zu benutzen. Aber glücklich, glücklich sind wir, daß wir euch zeugen, daß wir euch beweisen können: es walte eine Regierung über uns, die alles ausschließt, was blindes Schicksal und Ohnge-

---

1) Reinhard ward geboren d. 12. März 1753 zu Vohenstrauß in Sulzbach und starb den 6. December 1812 zu Dresden, als Oberhofprediger daselbst.

fähr heißt; ein angenehmes, süßes Geschäft muß es für uns sein, euch beim Anfang eines Jahres daran zu erinnern, gel. Br., daß ihr auf einer sichern Bahn wandelt, die euch von der höchsten Weisheit u. Güte vorgezeichnet ist, die euch nothwendig zur Glückseligkeit führen muß, wenn ihr sie nicht selbst durch Thorheit und Laster in einen Weg zum Verderben wandelt. Immerhin enthülle sie sich also nach und nach diese Bahn, immerhin sei derjenige Theil derselben, welchen wir noch zu vollenden haben, für uns mit Wolken bedeckt, wir können unmöglich irren; was wir noch nicht sehen, ist aufgedeckt vor den Augen Dessen, der uns leitet; was wir noch nicht wissen, hat der Regierer der Welt schon von Ewigkeit her gewußt. Großer Gedanke! Vorherbestimmt, schon von Ewigkeit her festgesetzt ist Alles, was uns begegnen soll; es ist bereits in diesem Jahre entschieden, was in unserm ganzen Leben, was auf Ewigkeit hinaus unser Schicksal sein wird, es ist entschieden nach Gesetzen einer unendlichen Weisheit, nach dem Ausspruch einer grenzenlosen Güte, und mit steter Rücksicht auf unser Verhalten. Nein, keine Betrachtung schickt sich besser für die gegenwärtige Stunde als diese; wir können das neue Jahr unmöglich schicklicher anfangen, als mit ehrfurchtsvollem Nachdenken über diesen großen Rath Gottes; selbst der Theil der Geschichte Jesu, unsers Herrn, welcher den Inhalt des heutigen Evangelii ausmacht, muß uns dazu veranlassen. Laßt uns also ihn selbst bitten, daß er uns Licht, Kraft und Trost schenke, und uns immer stärker empfinden lasse, wie glücklich wir sind, daß wir unter seiner Leitung stehen. Wir verehren ihn in stiller Andacht, und rufen zu ihm mit einem Herzen voll Dank und Hoffnung: Herr von dem wir alle Gaben, u. s. w.

Evangelium: Luc. 2, 21.

Die letzten Worten des vorgelesenen Evangelii beziehen sich auf den Befehl, welchen der Engel der Mutter Christi gleich damals überbrachte, als er ihr die Geburt desselben verkündigte. Du wirst schwanger werden, sagte er zu ihr, und einen Sohn gebähren, deß Namen sollst du Jesus heißen. Lange vorher, ehe das merkwürdige Kind geboren wurde, dessen Beschneidung das Evangelium erzählt, war also bereits von Gott der Name bestimmt, den er führen sollte, und der das große Geschäft, um welches willen Jesus von Gott gesandt war, so treffend bezeichnet. Denket aber nicht, daß von den Schicksalen, die Jesus auf Erden haben sollte, nur dieser unbedeutende Umstand, nur sein Name im Voraus festgesetzt war; nicht blos vorherbestimmt, sondern auch vorher verkündiget, von den Propheten des Alterthums auf das Genaueste geweissaget war Alles, was sich mit dieser großen Person zutragen sollte; der ganze Weg, den sie von ihrer Geburt an, bis zum Tode, und von diesem an, bis zum Throne Gottes vollenden sollte, war ihr auf das Deutlichste vorgezeichnet; bei dem, was ihr widerfuhr, war dem Zufalle auch nicht der kleinste Umstand übrig gelassen; Alles war angeordnet und verknüpft, wie es den wohlthätigen Absichten Gottes gemäß war. Sollte es bei uns anders sein, M. Z.? sollte die Wahrheit Gottes, die Alles lenkt, den Lauf unsers Schicksals weniger genau eingerichtet haben? wird es der Regierer der Welt zugeben können, daß der Zufall neben seiner Herrschaft eine gewisse Gewalt behaupte und mit uns gleichsam spiele? Nein, M. Br., auch unsre Schicksale sind lange festgesetzt gewesen, ehe man noch unsre Namen nannte, und jetzt schon ist es beschlossen, was nicht blos in diesem Jahre, sondern auf Ewigkeiten hinaus unser Loos sein soll. Nichts muß uns auch beim Anfange des neuen Jahres, dem wir heute entgegen gehn, erwünschter sein, als die große Wahrheit, und ich werde daher zeigen:

Wie ermunternd beim Eintritte in ein neues Jahr die Ueberzeugung für uns sein müsse, daß Alles, was uns begegnen soll, von Gott bereits vorherbestimmt ist.

Es wird nöthig sein, daß ich erkläre, wie diese Vorherbestimmung zu verstehen

sei; hernach wollen wir sehen, worauf sich die Ueberzeugung von derselben gründe; zuletzt wollen wir erwägen, wie ermunternd sie beim Eintritt in ein neues Jahr für uns sein müsse.

1) Alles, was uns begegnet, ist von Gott bereits vorherbestimmt. Dies ist's, was ich jetzt behaupte. Man hat es wohl empfunden, M. Z., daß wir eine solche Vorherbestimmung aller unsrer Schicksale nicht nur annehmen können, sondern auch müssen. Allein nicht selten hat man sich dieselbe auf eine Art vorgestellt, die weder mit den Vollkommenheiten Gottes, noch mit unsrer freien Natur übereinstimmte und auf sehr trostlose und gefährliche Folgen führte. Lasset mich also vor allen Dingen mit Wenigem erklären, wie die Vorherbestimmung unsrer Schicksale zu verstehen sei, wenn allem Mißverstande vorgebeugt werden soll. Sie soll nämlich nicht ein bloßes Vorherwissen dessen sein, was uns erwartet, auch nicht ein unbedingt nothwendiger Rathschluß Gottes, sondern eine mit Rücksicht auf unser Verhalten gemachte Anordnung unsrer künftigen Begebenheiten, vermöge welcher uns unausbleiblich um so mehr Gutes bevorsteht, je mehr wir den Willen Gottes erfüllen. Nicht ein bloßes Vorherwissen dessen, was uns erwartet, ist die Vorherbestimmung unsers Schicksals, von der ich rede. Wer wird es läugnen, M. Z., daß der, dessen unendlicher Verstand Alles umfaßt, dem das Gegenwärtige und das Zukünftige, das Mögliche und Wirkliche, das Wichtige und Unwichtige mit gleichem Lichte und mit der größten Klarheit unaufhörlich vorschwebt; wer wird es läugnen, daß dem Allwissenden Alles im Voraus bekannt sei, was uns widerfahren wird, daß er jetzt schon die Veränderungen mit allen ihren Umständen vor sich sehe, die sich für uns und unsre Mitgeschöpfe erst nach Jahrhunderten entwickeln werden?

Dieses Vorhersehen Gottes ist nur zu der Vorherbestimmung noch nicht hinreichend, von welcher hier die Rede ist. Gott ist kein müßiger Zuschauer dessen, was sich mit uns zuträgt, unser Schicksal ist kein bloßer Gegenstand seines Erkennens und Wissens, er hat vielmehr Alles selbst angeordnet, er ist der immer thätige und immer wirksame Regierer der Welt, er ist die höchste und letzte Ursache aller Veränderungen, die sich auf Erden zutragen. Die Vorherbestimmung dessen, was uns begegnen soll, ist mehr, unendlich mehr, als vorläufiges Erkennen, als bloßes Vorherwissen. Aber sehr irren würden wir, wenn wir sie darum für einen unbedingten, nothwendigen Rathschluß Gottes halten wollten. So hat es Manchem geschienen, M. Z. Dadurch behaupte, wie sie meinen, Gott jene höchste unumschränkte Oberherrschaft, die ihm über seine Geschöpfe gebühre, daß er nach einer Willkühr, die keinen Gründen folge, festsetze und bestimme, was jeder sein und werden müsse, daß er manche zu Gefäßen des Zorns, und andere zu Gefäßen der Gnade mache, daß er mit einem Zuge, dem Niemand widerstehen könne, einen Theil der Menschen zur Seligkeit führe, und mit einer eben so unwiderstehlichen Gewalt die Uebrigen ins Verderben stürze. Wie schrecklich wäre unser Schicksal, M. B., wenn die Rathschlüsse Gottes über uns so beschaffen wären, wenn unser Bitten und Flehen, wenn unser Streben und Wirken, wenn unser redlichster Eifer von ihm nicht geachtet würde, wenn alle unsre Anstrengung Nichts beitragen könnte, das, was uns begegnen soll, auf irgend eine Art zu bestimmen. Aber wie könnten solche Begriffe von Gott mit den Belehrungen bestehen, die wir von seinen Gesinnungen gegen uns durch Christum erhalten haben? wie könnten sie mit den Versicherungen einer allgemeinen väterlichen ewig dauernden Gnade vereinigt werden, die uns Jesus gegeben, die er auf alle Weise bestätigt, die er mit seinem Blute versiegelt hat? Nicht unter der Tyrannei einer unbedingten Willkühr stehen wir, M. Br. Der Allweise und Allgütige kann Nichts ohne Ursache beschließen. Die Vorherbestimmung dessen, was uns begegnen soll, ist vielmehr

eine mit Rücksicht auf unser Verhalten gemachte Anordnung. Es ist

nämlich gewiß, M. Z., daß die ganze Reihe unsrer künftigen Veränderungen schon festgesetzt ist, daß sie es schon von Ewigkeit her war. Es ist gewiß, daß in dieser Anordnung, wie Gott sie denkt, wie er sie eingeführt hat, in dem Zusammenhange der Welt Nichts geändert wird, daß Alles dem Rathschlusse Gottes gemäß unausbleiblich erfolgen muß. Aber eben so gewiß ist es auch, daß dieser ganze Rathschluß mit Rücksicht auf unsre freie Natur, mit Rücksicht auf unser Verhalten gefaßt ist. Er hat es von Ewigkeit her gewußt, wie wir denken, wie wir die uns verliehenen Kräfte brauchen, wie wir unter allen Umständen wählen und handeln würden, und darnach hat er unsre Begegnisse bestimmt. Je mehr Gutes, je mehr Anstrengung, Eifer und Treue in Erfüllung dessen, was Pflicht ist, oder in unserm Verhalten er wahrnahm, desto mehr Wohlfahrt, Freude und Seligkeit hat er in den Zusammenhang von Schicksalen aufgenommen, der uns erwartet. So sehr also auch auf Seiten Gottes Alles längst entschieden und festgesetzt ist, was uns widerfahren soll, so sehr haben wir doch auf unsrer Seite es in unsrer Gewalt, auf unser Schicksal einen Einfluß zu äußern, so sehr bleibt es doch auch wahr, daß jeder ernten wird, was er gesäet hat, daß Gott jedem vergilt nach seinen Werken. Denn eben darum, weil Gott diese Werke schon von Ewigkeit her bekannt gewesen sind, hat er seine Maaßregeln im Voraus darnach nehmen, und festsetzen können, was jedem zu Theil werden soll.

2) Aber worauf gründet sich die Ueberzeugung von einer solchen Vorherbestimmung unserer Schicksale; woher läßt sich beweisen, daß Gott Alles schon im Voraus festgesetzt habe, was uns begegnen soll? Vernunft, Schrift und Erfahrung bestätigen diese große Wahrheit. Wir würden von den vornehmsten Regeln unsrer Erkenntniß abweichen müssen, wenn wir sie nicht wollten annehmen. Schon die Vernunft lehrt es, daß Gott Alles, was uns begegnen soll, in dem Sinne vorherbestimmt habe, der vorhin erklärt worden ist. Denn verschwinden, M. Z., verschwinden würden alle würdige Begriffe von Gott, wenn wir dies nicht einräumen wollten. Könnte Gott der Allwissende sein, wenn ihm unser Schicksal nicht von Ewigkeit bekannt gewesen wäre? könnte er der Weiseste sein, wenn er es nicht mit dem Ganzen, dessen Theile wir sind, in Uebereinstimmung gebracht hätte? könnte er der Gütigste sein, wenn er uns den blinden Kräften der Natur Preis gegeben, wenn er es verabsäumt hätte, Alles zu unserm Besten einzurichten? könnte er der Gerechteste sein, wenn er nicht Rücksicht genommen hätte auf unser Verhalten, wenn er den Weisen, wie den Thoren, den Thätigen wie den Trägen, den Tugendhaften wie den Bösewicht behandelte? könnte er, mit Einem Worte, der Regierer der Welt sein, in welcher überall Ordnung herrscht, in welcher Nichts von Ungefähr, Nichts ohne Absicht und Ursache geschieht, in welcher Alles seine angemeßnen Wirkungen und Folgen hat, in welcher aus Allem die erhabenen Eigenschaften und die unendlichen Vollkommenheiten ihres Urhebers hervorleuchten, wenn unser künftiges Schicksal keine festgesetzten Regeln hätte, wenn es sich willkührlich entwickelte, wenn Gott selbst noch nicht wüßte, was wir künftig sein und werden sollen? Lasset es uns eingestehen, M. Z., alle würdige Begriffe von Gott würden verschwinden, wenn wir die Vorherbestimmung unsers Schicksals leugnen wollten, von der ich rede. Schon die Vernunft bestätigt sie. Aber noch weit mehr

die Schrift. Wie genau Alles angeordnet, festgesetzt, vorher verkündigt war, was sich mit unserm Mittler zutragen sollte, ist bekannt. Fast jeder Schritt, den er that, geschah mit Rücksicht auf die Weissagungen der Propheten, fast jede Veränderung, die mit ihm vorging, war schon seit Jahrhunderten kund gethan; das Maaß von Leiden, die er dulden, die Proben des Gehorsams gegen Gott, seinen Vater, die er ablegen, der Tod, den er übernehmen, die Herrlichkeit, die darauf folgen sollte, Alles gehörte zu dem großen Rathschluß der Erbarmung, der von Ewigkeit in ihm festgesetzt war. Was schien unbedeu-

tender zu sein, als sein Name? aber auch er war nicht unbestimmt gelassen, er ward genannt, wie der Evangelist sagt, von dem Engel, ehe denn er im Mutterleibe empfangen war. Fürchtet nicht, daß Gott nicht nur seinen Sohn so bedacht, euch aber vernachlässigt habe. Wisset ihr nicht, daß Jesus das Gegentheil selbst gelehrt hat? Ist es nicht sein großer Ausspruch, daß ohne den Willen des Vaters kein Sperling auf die Erde fällt, daß selbst die Haare auf unserm Haupte gezählt sind? Ist aber das Schicksal des kleinsten Vogels von Gott bedacht, kann die kleinste Veränderung nicht ohne seinen Willen mit uns vorgehen, können wir dann zweifeln, daß er seine Maaßregeln unsretwegen schon ergriffen hat, daß Alles schon entschieden ist, was uns widerfahren soll? Wenn die Schrift noch überdies versichert: alle unsre Tage seien auf sein Buch geschrieben, die noch werden sollen, und deren noch keiner da ist; wenn sie sagt: Gott werde einem jeden geben nach seinen Werken; wenn sie von einem unvergänglichen und unbefleckten Erbe redet, das uns aufbehalten wird im Himmel; wenn sie Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen verkündiget, die Böses thun, dagegen aber Preis, Ehre und Belohnung allen denen verheißt, die Gutes üben; sagt selbst, lehrt sie in solchen und ähnlichen Stellen nicht deutlich genug: es sei festgesetzet, was Jeder zu erwarten habe, es sei festgesetzet, noch ehe wir sind, es sei festgesetzet, mit steter Rücksicht auf unser Verhalten, es sei Alles, was uns begegnen soll, in dem Sinne bestimmt, in welchem es vorher erklärt worden ist? und wie genau stimmt mit diesem Urtheile unsrer Vernunft, mit diesen Aussprüchen der Schrift

auch die Erfahrung überein! Habt ihr eure Hoffnungen und eure Wünsche, eure Bestrebungen nicht oft hintertrieben gesehen? wäre dies möglich gewesen, wenn euer Schicksal ganz von euch abhinge? wenn nicht etwas ganz andres für euch bestimmt gewesen wäre, als ihr gesucht hattet? habt ihr noch nie bemerkt, daß gerade das, was euch wider eure Erwartungen, wider eure Wünsche begegnete, was ihr Anfangs für euer Unglück hieltet, euch zum Besten dienen mußte? wäre dies möglich gewesen, wenn euer Schicksal nicht im Voraus zu eurem Wohl festgesetzet, wenn es nicht so eingerichtet gewesen wäre, daß ihr euch durch eure Unvorsichtigkeit nicht einmal schaden konntet? Sehet ihr nicht, wenn ihr zurückblickt auf euer bisheriges Leben, einen großen Plan weiser und gütiger Führungen aus demselben hervorleuchten, der sich nach und nach entwickelt hat, der offenbar euer Werk nicht ist, dem ihr oft sogar entgegengewirkt habt, und der dennoch zur Vollendung hat kommen müssen? ist es nicht offenbar, daß er von dem Regierer eures Schicksals im Voraus angelegt war, und daß der, durch den schon das Vergangne so weise vorbereitet worden ist, eben so auch für die Zukunft wird gesorgt haben? Und habt ihr es endlich nicht in unzähligen Beispielen gesehen, wie herrlich, wie unerwartet, wie einleuchtend dem Tugendhaften die Belohnungen zu Theil geworden sind, die ihm der Neid und die Ungerechtigkeit der Menschen entreißen wollte? wie wenig es dagegen dem Lasterhaften bei allen seinen Ränken gelang, sich der Strafe zu entziehen, die ihm gebührte? wäre dies möglich, ich bitte euch, wenn nicht weise, feste, unabänderliche Vorkehrungen getroffen wären, die das Schicksal eines Jeden nach seinem Verhalten entscheiden, wenn es nicht wahr wäre, daß Alles, was uns begegnen soll, von Gott bereits vorher bestimmt ist? Ist aber dies unsre Verfassung, ist uns der Weg schon vorgezeichnet, den wir zu gehen haben, o so kann ich euch auffordern, M. B., getrost hinüber zu treten ins neue Jahr, so kann ich euch an die Pflichten erinnern, die ihr in demselben zu beobachten habt. Denn wahrlich! Nichts kann beim Uebergang in diesen neuen Zeitraum

3) ermunternder für uns sein, als diese Ueberzeugung. Höret mich, M. Br., erwäget es, wozu uns die Wahrheit: Gott hat vorherbestimmt, was uns be-

gegnen soll, verbindet, und ihr werdet kein Bedenken finden, den noch verborgenen Veränderungen mit getrostel Hoffnung entgegen zu gehen.

Neuer verdoppelter Fleiß in Erfüllung eurer Pflichten, dies ist das Erste, wozu euch diese Ueberzeugung ermuntern muß. Denn kein unerbittliches, eisernes Schicksal, kein unbedingter Rathschluß Gottes herrschet über euch. So wahr es auch ist, daß von dem Allwissenden, welcher schon von Ewigkeit her gewußt hat, was ihr auch in diesem Jahre thun werdet, Alles bereits festgesetzt ist, was euch erwartet, so ist doch dieses von ihm Festgesetzte nicht anders, als das, was ihr verdient, gerade das, was nach den Gesetzen der strengsten Gerechtigkeit eurem ganzen Verhalten gemäß ist. In eure Hände, in eure Hände also ist euch euer Schicksal gegeben, der Weg, der euch zu jeder Art wahrer Glückseligkeit führen soll, schon gebahnet, schon festgesetzt ist alles das Gute, das euch zu Theil werden soll, wenn ihr entschlossen seid, mit treuem Fleiße zu thun, was euch obliegt. Je mehr Glauben an Gott und Jesum in eurer Seele ist, je mehr dieses Vertrauen euch zu Allem belebt, was eure Religion, euer Ruf und euer ganzer Zustand auf Erden von euch fordert, je mehr Vorsicht und Klugheit, je mehr Aufmerksamkeit auf Gottes Regierung, je mehr vernünftige Ueberlegung euch bei allen euren Schritten leitet, je mehr euch endlich der Geist einer edlen, wohlthätigen, ganz nach dem Muster Gottes und Jesu gebildeten Menschenliebe erwärmt, den das Christenthum in euch wirken muß: desto mehr Gutes steht euch im neuen Jahre bevor, desto mehr Freuden hat Gott euch in demselben zugedacht, desto mehr gewinnet ihr für alle folgenden Jahre, desto mehr Vortheile, desto größere Belohnungen erwarten euch in der Ewigkeit. Vergeblich, M. Br., vergeblich würde es sein, wenn ich euch beim Eintritt in das neue Jahr mit noch so vielen Wünschen überhäufen, wenn ich euch noch so viel Gutes weissagen wollte. Könnten die Wünsche etwas in eurem Verhalten ändern, könnten sie euer Leben bessern, so wäre euch geholfen. Denn darnach ist schon Alles vorherbestimmt, was euch begegnen soll, darnach ist die Reihe eurer Begebenheiten schon eingerichtet und angeordnet. Was bleibt mir also anderes übrig, als euch zu ermahnen, als euch um eurer eigenen Wohlfahrt willen zu bitten: bedenket es, wie viel Gott euch überlassen hat, wie viel auf euch selbst und auf eure Entschließungen ankommt. O ein Jahr des Verdrusses, der Schmach und des Elendes erwartet euch, die ihr bisher leichtsinnig und lasterhaft gewesen seid, wenn ihr fortfahret, es zu sein. Ein Jahr des Verlustes, der Verschlimmerung und eines nie zu ersetzenden Schadens steht euch bevor, die ihr bisher gut gewesen seid, und nicht fortfahret es zu sein. Ein Jahr der Vergeltung, der gerechtesten Vergeltung steht uns Allen bevor, wir mögen uns betragen, wie wir wollen. Jeder wähle! Jeder entschließe sich selbst! Gott hat Gutes für uns bestimmt, wenn wir Gutes wählen, und schon festgesetzt, mit unwiderruflicher Gewißheit festgesetzt ist die Strafe, wenn wir uns zum Bösen entschließen. Ist Ehrfurcht vor dem Urheber unsers Schicksals, ist Liebe zu uns und den Unsrigen, ist Ueberlegung und Vernunft in uns: so lasset uns das Erstere thun, so ermuntere uns die Ueberzeugung, daß Gott Alles vorherbestimmt hat, was uns begegnen soll, beim Eintritt in dieses Jahr zu neuem, verdoppeltem Fleiß in Erfüllung unsrer Pflichten. Sie belebe uns aber auch

zur innigsten Dankbarkeit gegen Gott, wenn uns im neuen Jahre Gutes widerfährt. Denn nicht uns, nicht uns dürfen wir es zuschreiben, wenn sich glückliche Begebenheiten in diesem Jahre für uns entwickeln werden. Durch Alles, was wir dazu beigetragen haben, geschieht Nichts weiter, als daß wir es Gott möglich machen, uns zu segnen. Er kann nichts Gutes für uns beschließen, er kann uns keine Wohlfahrt bestimmen, wenn wir nicht durch Weisheit und Tugend fähig werden, Gutes anzunehmen und Glückseligkeit zu genießen. Aber daß wir Kräfte besitzen, gut und weise zu werden; daß wir Gele-

genheit finden, diese Kräfte zu üben und auszubilden; daß unsre Anstrengung nicht ohne glücklichen Fortgang ist; daß tausend günstige Umstände uns dabei unterstützen; daß es nie unbelohnt bleibt, wenn wir Gutes thun; daß uns so oft Wohlthaten erfreuen, auf die wir gar nicht rechnen konnten; daß wir uns oft über alles Erwarten hervorgezogen, geehrt, beglückt sehen, das, ach! das ist sein Werk, das ist große, freie, unverdiente Gnade; ihm, ihm allein sind wir zuletzt Alles schuldig. O so wollen wir es dir gleich beim Eintritt in das neue Jahr geloben, heilig, feierlich es dir versprechen, weiser, gerechter, ewig gütiger Regierer der Welt, daß jede frohe Begebenheit des Lebens uns an dich erinnere, daß jede erwünschte Wendung unsers Schicksals unser Herz zu dir erheben, daß der Gedanke an dich, daß das Gefühl unsrer Abhängigkeit von dir uns überall begleiten, daß gerührte, innige Dankbarkeit gegen dich unaufhörlich in unsrer Seele herrschen, und alle unsre Empfindungen, alle unsre Handlungen und Freuden heiligen soll.

Doch die Ueberzeugung, daß Alles, was uns begegnen soll, von Gott schon vorher bestimmt ist, muß uns auch

zur Standhaftigkeit bei den Widerwärtigkeiten ermuntern, die uns im neuen Jahre treffen dürften. In einer Welt, wie die unsrige ist, wo wir mit unzähligen Dingen in einer Verbindung stehen, die alle auf uns wirken, wo wir von so vielerlei Seiten angegriffen, verletzt, gekränkt werden können, in einer Welt, wo keine Vollendung ist, sondern blos der erste, freilich mühsame und beschwerliche Anfang zu einem weit glücklichern Leben im Himmel gemacht werden soll, in einer solchen Welt kann es selbst dann, wenn wir unsre Pflichten noch so treu erfüllen, an Widerwärtigkeiten nicht fehlen. Auch das kommende Jahr wird sein bestimmtes Maaß von Leiden für uns haben, und ich würde euch mit Hoffnungen täuschen, die nicht in Erfüllung gehen können, wenn ich euch lauter Gutes in demselben versprechen wollte. Aber ihr sehet auch, M. Br., wie wenig ihr Ursache habt, darüber bekümmert zu sein. Nicht ungemeßne Leiden, nicht Widerwärtigkeiten, die ohne alle Rücksicht auf eure Kräfte und auf euer Bestes euch treffen sollen, habt ihr zu erwarten. Nein, jede Noth, die ihr tragen sollt, ist sorgfältig abgewogen nach euren Kräften, ist so festgesetzt, daß sie euch nicht zu schwer werden kann. Jedes Uebel, das euch begegnen wird, hat der Allweise, hat der Allgütige über euch verhängt, und es, wenn ihr treu seid in seinem Dienste, zu einem Mittel eurer wahren Wohlfahrt bestimmt. Denn denen, die ihn lieben, muß Alles zum Besten dienen. So fasset denn Muth, ihr, die ihr das neue Jahr mit Thränen anfanget, ihr, die ihr gleich in den ersten Tagen desselben Noth und Kummer vor euch sehet, die ihr noch weit mehr Leiden beim Fortgange desselben fürchtet: ist euer Herz fromm und gut, seid ihr es euch bewußt, daß es nicht verdienter Jammer ist, was euch trifft, so rechnet darauf, daß sich Alles herrlich endigen, daß ihr einst mit unaussprechlicher Rührung den Rath Gottes bewundern werdet, der euch so und nicht anders führte, der eben die Widerwärtigkeiten in den Zusammenhang eurer Schicksale einwebte, welche euch darnieder beugten. Es ist Gott, M. Br., es ist Gott, der auch unsre Leiden vorherbestimmt hat. Mit Standhaftigkeit lasset uns ihnen entgegen gehen! sie können uns unmöglich zu schwer werden, unmöglich verderblich für uns sein. Und so ermuntere uns der Gedanke, daß Gott vorherbestimmt hat, was uns in unserm Leben begegnen soll,

zur christlichen Ergebung bei allen Trennungen, die uns im neuen Jahre bevorstehen dürften. Denn nicht um auf immer beisammen zu bleiben, sind wir hier mit einander verbunden, M. B., blos das schwache, leicht aufzulösende Band der Pilgrimschaft verknüpft uns hier. Den Einen führt sein Weg dahin, den Andern dorthin; selbst die, welche durch Natur und Freundschaft mit uns vereinigt sind, werden auf mancherlei Art von uns ge-

trennt; Viele entfernen sich ganz und gehen ins himmlische Vaterland. Es ist wahr: auch die flüchtige Verbindung mit unsern Gefährten zur Ewigkeit, welche hier stattfindet, ist angenehm; ach, unser ganzes Herz hängt an derselben, wenn sie erwünscht ist; es ist daher unaussprechlich schmerzhaft, uns die entrissen zu sehen, die uns mit Zärtlichkeit begleiteten, die uns die Mühseligkeiten unsers Weges so weise, so freundlich zu erleichtern wußten. Aber sollte uns dieses Jahr solche Trennungen herbeiführen, sollte es so beschlossen sein, daß wir so manche von denen verlieren müßten, die uns theuer sind: so laßt uns erwägen, so laßt uns das verwundete Herz mit der Betrachtung heilen, daß kein unglücklicher Zufall die von uns wegtrieb, die uns verlassen, daß sie nicht hinausgeschleudert wurden in eine Wüste, wo sie hilflos herumirren, sondern daß Gott sie von uns hinwegnimmt, daß der Weg, den er ihnen angewiesen hat, daß die Bahn, die nach seiner Weisheit die heilsamste für sie ist, sie von uns trennet, und sie zum schönsten Ziele bringen wird. Groß ist dieser Erdkreis; aber ihr, die ihr euch in diesem Jahre von uns entfernen werdet, gehet hin in Frieden! Gott hat eure Laufbahn abgemessen, überall leitet euch Gott, überall seid ihr in seinem Schutze. Mannichfaltig und verwickelt sind die Wege, auf die wir vertheilt werden; aber ihr, die ihr euch in diesem Jahre entfernen werdet, gehet hin in Frieden! auch eure Laufbahn hat Gott abgemessen, sie führt euch zu eurem Glücke. Traurig ists, die ganz verschwinden zu sehen, die wir lieben, die wir noch nöthig hätten, ohne die wenig Freude für uns auf Erden mehr ist. Aber ihr, die ihr in diesem Jahre euer Ziel finden, die ihr hinübergehen werdet ins beßre Vaterland, scheidet in Frieden! auch euer Weg ist von Gott bestimmt, wir unterwerfen uns und schweigen. Doch vielleicht sind wir es selbst, M. Br., die in diesem Jahre ihr Ziel finden, die hinübergehen sollen ins himmlische Vaterland; sollte dies sein, so ermuntre uns die Ueberzeugung, daß Gott Alles vorherbestimmt hat, was uns begegnen soll, endlich auch

zur lebendigen Hoffnung. Denn was hätten wir zu fürchten, M. Br., wenn es uns auch nicht vergönnet sein sollte, das Ende dieses Jahres zu sehen? uns raubt kein blinder, absichtsloser Zufall das Leben; der, welcher die weit unwichtigern Umstände dieses Lebens mit weiser Güte geordnet hat, kann unmöglich unser Ende übersehen haben. Es trete also ein, wenn Gott will, und es wird uns nicht nachtheilig sein können, es wird alle Noth der Erde beschließen und der Anfang eines bessern Lebens bei Gott werden. Denn dies ist die große Hoffnung, die wir durch Christum zu ihm haben. Wir wissen, so unser irdisches Haus zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von Gott erbaut, ein Haus, nicht mit Händen gemacht, das ewig ist im Himmel. O so führe uns denn, Vater, Vater unser Aller! hier sind wir! führe uns auch in diesem Jahre, wie es dir gefällt. Kein Wunsch, der dir etwas vorschriebe, soll unserm Herzen entfliehen, kein eigensinniges Verlangen soll unserer Seele entweichen; dir unterwerfen wir uns ganz, und ohne Ausnahme. Gegenwart und Zukunft, Leben und Tod, Zeit und Ewigkeit stehen in deinen Händen, und nicht blos für die kurzen Augenblicke dieses Lebens, nein, schon auf Ewigkeiten hinaus hast du den Zusammenhang unsers Schicksals angeordnet. O Gnade, Gnade, das hoffen wir durch Christum, ist in diesem Zusammenhange; Liebe und Wohlfahrt, und Unsterblichkeit und Freuden des Himmels sind seine Theile. Wir zagen also nicht, o Vater! wir zagen nicht. Auch dieses Jahr enthülle für uns, was es wolle. Alles kommt von dir, alles führt uns zu dir. Es geschehe dein Wille! Amen.

10.

Die Erde, ein Schauplatz der Zerstörung.

Nach Evang. Luk. 19, 41 — 44.

Im Oktober 1812, nach der Zerstörung von Moskau, — von R. Eylert. K. Hofprediger und Konsistorialrath zu Potsdam[1]).

Es sollen wol Berge weichen und Hügel hinfallen; aber deine Gnade soll nicht von uns weichen, und der Bund deines Friedens soll nicht wanken — so hast du es selbst verheißen, gnädiger Erbarmer! O gib uns den frommen Sinn, dies mit fester Zuversicht zu glauben, und erfülle dadurch unser Herz bei allen Unfällen des Lebens mit deinem Frieden, Amen!

Es ist, m. Z., das glückliche Gefühl der Gewohnheit, daß wir uns hier auf Erden in unsern Verhältnissen oft sicher glauben, und so wenig an die Gefahren denken, die uns doch von allen Seiten umschweben. Es ist wahr, eine große und herrliche, in sich selbst wunderbar verknüpfte und von ewigen Gesetzen der Macht, Weisheit und Güte zusammengehaltene Ordnung kündet sich uns an in dem ganzen ungeheuern Weltgebäude, wo uns unser Wohnplatz angewiesen ist, und überall erblicken wir in den Kräften der Natur, die sich wechselseitig tragen und unterstützen, eine Ruhe und Harmonie, die das glückliche Gefühl der Ruhe und Unbesorgtheit über unser Dasein bringt. Der Kreislauf wechselnder Erscheinungen in dem unermeßlichen Gebiete der Schöpfung ist so regelmäßig, und in seiner Regelmäßigkeit so fest, daß er sich mit Zuverlässigkeit vorher berechnen läßt; und wir wünschen uns Glück, darauf unsre Einrichtungen bauen, darnach unsre Anordnungen für die Thätigkeit und die Geschäfte unsers Lebens treffen zu können. Oft hat sie uns zur frohen Bewunderung hingerissen, diese erhabene, friedenvolle Eintracht aller Kräfte und Gesetze in den Werken des Allmächtigen, und in ihrem Anschauen rufen wir innigst gerührt aus: Wie groß, o Herr, ist deine Güte, daß die Menschen unter dem Schatten deiner Flügel so sicher auf Erden wohnen!

Aber auf der andern Seite dürfen wir, wenn wir unsern Zustand und unsre Lage richtig und vollständig würdigen und übersehen wollen, es nicht unbeachtet lassen, daß in eben diesem Schooße einer ruhigen und friedevollen Natur, wie in dem geordneten Verein der menschlichen Gesellschaft, doch auch ungeheure Kräfte liegen, die, bald durch unbekannte, bald durch bekannte Ursachen angeregt, oft pözlich einen ganz andern Charakter annehmen, und dann in ihren Aeußerungen eben so furchtbar, als in ihren Wirkungen zerstörend werden. Eine sanfte, freundliche, segnende Liebe und ein drohender zerstörender Ernst sind auch hier wunderbar gemischt und innig verbunden; und wenn jene das Herz mit dem süßen Gefühl des Vertrauens erquickt, so soll dieser es mit tiefer Ehrfurcht und frommer Sündenscheu erfüllen. Ja, m. Z., es ist nicht umsonst und geschieht nicht ohne Absicht, daß wir die Erde oft in einen schrecklichen Schauplatz der Zerstörung sich verwandeln sehen, und daß dann, wenn alles wankt und unsicher wird, die sonst sanfte Ansprache in der Natur sich in zerschmetternde Donnerstimmen verwandelt: sie sollen nicht nur das Ohr, auch das Innere sollen sie erschüttern und es mit dem in sich gekehrten Ernst des Nachdenkens und einer strengen Selbstprüfung erfüllen. — Durch das Unglück unserer Zeit sind wir schon längst in diese ernste Ansicht eingeführt; wir stehen jetzt da, still und nachdenkend, und sehen es weiter nach Norden ziehen, das schwere Kriegswetter; ungeheure Kräfte ringen um Leben und

---

1) Rulemann Friedrich Eylert ward geboren den 5. April 1770 zu Hamm in der Grafschaft Mark. Seit 1818 ist er evangelischer Bischof.

Tod mit einander, und mit Entsetzen sahen wir in diesen Tagen eine große und volkreiche Stadt in Rauch und Flammen aufgehen und größtentheils von der Erde verschwinden. Die Eindrücke, die dieses furchtbare Ereigniß so allgemein und tief gemacht, bringen wir mit Recht auch hier zur Sprache, um dem, wovon gerade das Herz voll ist, eine religiöse Richtung zu geben. Denn ich müßte das Wesen der menschlichen Seele, die Bestimmung der Religion, den Werth eines zu seiner Zeit gesprochenen Wortes, das Beispiel der Propheten, das Beispiel Jesu und seiner Apostel nicht kennen, wenn ich unberührt lassen wollte, was eben jetzt alle Gemüther beschäftigt. Um nun die Sache von der rechten Seite zu fassen, wollen wir hören, was Jesus unser Herr über die Zerstörung und den Untergang der großen, prachtvollen und volkreichen Hauptstadt des jüdischen Landes sagt im Evangelio des Lukas, Kapitel 19, Vers 41 bis 44.

„Als Jesus nahe bei Jerusalem kam, sahe er die Stadt an und weinete über sie und sprach: Wenn du es wüßtest, so würdest du auch bedenken zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen. Denn es wird die Zeit über dich kommen, daß deine Feinde werden um dich und deine Kinder mit dir eine Wagenburg schlagen, dich belagern und an allen Orten ängstigen; und werden dich schleifen und keinen Stein auf dem andern lassen, darum, daß du nicht erkannt hast die Zeit, darinnen du heimgesucht bist.“

Es ist das tiefe und schmerzvolle Gefühl, einer in Thränen sich auflösenden Wehmuth, womit Jesus sich diesmal Jerusalem nahet. Jerusalem war eine der größten und volkreichsten, der schönsten und prachtvollsten Städte des Alterthums, die Hauptstadt des jüdischen Landes und der alte Wohnsitz seiner Könige. Den Untergang und die Zerstörung des im ganzen Morgenlande durch merkwürdige Begebenheiten und ausgezeichnete Schicksale so berühmten und stark befestigten Ortes, der in der Größe seines Umfangs, in der Menge seiner Einwohner, in der Festigkeit seiner Palläste, in dem Reichthum seiner Schätze für eine Ewigkeit aufgebauet schien, die Zerstörung dieser Stadt kündigt Jesus im prophetischen Geiste an. Was er geweissagt hatte, ging, so unwahrscheinlich es auch damals scheinen mochte, nach dem Zeugniß der Geschichte in Erfüllung. Kaum vierzig Jahre waren verflossen, so geschah, was die vorgelesenen Worte ankündigen. Die damals mächtigen Römer belagerten unter der Anführung ihres Feldherrn Titus Vespasianus die unglückliche Stadt; und ihre endliche Eroberung stellt das fürchterlichste Beispiel der Zerstörung auf, das je auf Erden in dieser Art sichtbar geworden ist. Zu der großen Anzahl ihrer Einwohner, die auf eine und eine halbe Million angegeben wird, kam die Menge von Fremden, die eben in diesem Zeitpunkte aus allen Gegenden dahin geströmt war. Eingeschlossen von den Belagerern, entstand in dieser ungeheuren zusammengedrängten Volksmasse im Innern Empörung, und von außen wurde sie von allen Seiten geängstigt. Jerusalem wurde in Brand gesteckt, und nach der Aussage des zuverlässigen Augenzeugen Josephus kamen in dieser grauenvollen Zerstörung einer in Flammen aufgehenden Stadt — wer kann es ohne Entsetzen hören? — mehr als eine Million Menschen um's Leben.

Solche entsetzliche und furchtbare Beispiele der Verheerung stellt freilich die Geschichte nur wenige auf: aber im Ganzen genommen bleibt das menschliche Geschlecht und die Erde, welche es bewohnt, zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen sich gleich; und von Jahrtausenden her, vom ersten Brudermörder und von der Sündfluth an bis auf den heutigen Tag, bis auf die furchtbaren Ereignisse unserer Zeit, bis auf die vor kurzem in Feuer und Flammen aufgegangene große und volkreiche Stadt, ist unsere Erde ein Schauplatz schrecklicher Zerstörung gewesen. Laßt uns auf diese Zerstörung jetzt ernst und wehmuthsvoll hinblicken, und, um sie gehörig zu würdigen und zu

übersehen, sie in ihrem Umfange zuerst kennen lernen, dann aber auch beherzigen, was diese Wahrheit auf uns wirken soll.

Fassen wir unsere Erde als einen Schauplatz der Zerstörung nachdenkend in's Auge, und wollen wir diese in ihrem Umfange übersehen, so dürfen wir nicht lange suchen; sie ist so allgemein, daß wir sie überall erblicken, in dem weiten Gebiete der Natur, in dem Leben aller Menschen und in den Schicksalen ganzer Völker. Dies laßt uns jetzt einzeln der Reihe nach ungestört erwägen.

Schon in dem weiten Gebiete der Natur erblicken wir überall das, bald still und geräuschlos, bald laut und im wilden Tumulte, furchtbar waltende Gesetz der Zerstörung. Im ewigen und festen Kreislaufe bewegen sich die gleichförmigen Wechsel der Jahreszeiten; aber dieser auf- und abrollende, in einander greifende Wechsel, was ist er anders, als ein unaufhörlicher Kampf schaffender und zerstörender Kräfte? Still und unaufhaltsam nagt die Zerstörung an einem jeglichen Leben; und in einem jeden Leben liegt der Keim des Todes. Nur ein gewisses, jeglicher Kreatur eigenthümliches und abgemessenes Maaß von Kraft und Lebensdauer ist in das Ganze der Schöpfung ausgegossen; und in ihrer verborgenen und geheimen Werkstätte regen, mischen und verknüpfen sich die tausendfachen Ursachen, die unaufhörlich zusammensetzen und das Zusammengesetzte wieder auflösen, die hervorbringen und das Hervorgebrachte wieder zerstören, die beleben und das Belebte wieder tödten. Es ist der Moder der Auflösung und Verwesung, aus welchem die Natur im Frühling ihre verjüngten Gestalten wunderbar formt und schmückt; angehaucht und belebt von dem Athem einer befruchtenden Wärme, steht dann das Geschaffene in schöner Lebensfülle da. Aber nicht lange, so verbleicht der Glanz tausendfacher Farben, das regste Leben stirbt ab, des herannahenden Winters kalte Hand verwandelt das schöne Feierkleid der Natur in ein Leichentuch, und die froheste Thätigkeit in eine öde, hie und da nur von Grabesstimmen unterbrochene Stille. Der Boden, auf dem wir wandeln, ist die Erde und der Staub aufgelöster und zerstörter Geschöpfe, die sonst wuchsen, blühten und lebten; und in ihren Auflösungen enthielten sie die Stoffe zu neuen Belebungen. Und dieser ernste, ruhige Wechsel, der in seinen gleichförmigen Erscheinungen ungestört und still, das eine Jahr wie das andere, als ein Engel des Lebens, als ein Engel des Todes, an uns vorübergeht: wie oft erhält er eine ganz andre Gestalt und nimmt den furchtbaren Charakter einer wilden und schnellen Zerstörung an! Wie gewaltig und schrecklich sind die Kräfte der Natur, wenn sie in Aufruhr gerathen und mit losgelassener Wuth auf ihrer Riesenbahn fortschreiten! Mit welchen zerstörenden Waffen sind gerüstet die Brüche der Wolken, die Stöße der Stürme; die Feuerstrahlen der Blitze, die schlagenden Wogen ausgetretener Ströme! und wie ohnmächtig ist aller Menschen Kraft, diesen Aufruhr zu dämpfen, diesen Tumult zu stillen, diese Ausbrüche unschädlich zu machen! wie vielen Tausenden, die sie treffen, bringen sie Tod und Untergang! Nein, wir können unsere Erde nicht ansehen, ohne einen Schauplatz schrecklicher Zerstörung in ihr zu erblicken: überall schon sehen wir diese Zerstörung in dem weiten Gebiete der Natur.

Und eben so in dem Leben aller einzelnen Menschen. Denn mit dem Körper, welcher sie umgibt, sind sie ja ein schwacher, zarter Theil eben dieser Natur, gehören zu ihr, leben in ihren von unübersteiglichen Grenzen fest eingeschlossenen Gebiete, sind umringt von ihren Kräften, unterthan ihren gewaltigen Gesetzen. Ach, wie schwach, wie bald erschöpft ist das, was der Mensch seine Lebenskraft nennt! wie ist sie von allen Seiten mit Gefahren umlagert, die in jedem Augenblick sie zerstören können! Auch in dem regsten, kräftigsten Leben liegen die Keime der Zerstörung, die bald schneller, bald langsamer sich entwickeln, und der Strom fliehender Sekunden eilt so rasch, so unaufhaltsam

vorüber, daß mit jedem zurückgelegten Augenblick der letzte auch näher herbeigerückt ist. Wie furchtbar und schauderhaft wüthet die Gewalt der Zerstörung in der großen Kinderwelt! wie lang ist auf jedem Begräbnißplatze die Reihe beerdigter Säuglinge! Wie Viele, die in der Mitte des Lebens und in der vollen Kraft desselben stehen, werden plötzlich weggerafft; und wie gehört es zu den seltenen Erscheinungen, ein Alter zu erblicken, das es auf achtzig, neunzig Jahre brachte! Und wie darf uns das wundern? Denn, abgesehen jetzt von denen, welche durch den Mißbrauch ihrer Kräfte die frühe Zerstörung derselben selbstverschuldet herbeiführen: kann nicht die Luft, die wir athmen, die Nahrung, die wir genießen, der schnelle Wechsel der Witterung, die auf uns einwirkt, die Arbeit, welche wir verrichten, ein fallender Körper, der uns trifft, ein unvorsichtiger Tritt, den wir thun, ein unglücklicher Zufall, der uns begegnet; dies alles, was keine Klugheit vorherzusehen und keine Vorsicht abzuhalten vermag, kann es nicht so bald den schwachen Lebensfaden zerreißen und unsern Staub sammeln zum Staube unserer Väter? Die vielen Millionen, die vor uns waren, rieb auf die furchtbare Gewalt der Zerstörung; kein Glockenschlag ertönt, wo sie nicht ihre Opfer hinrafft, und — furchtbare Vorstellung! von allen Menschen, die jetzt auf der großen, weiten Erde wohnen, wird nach einigen Menschenaltern auch nicht Ein Mensch mehr auf Erden sein. Ach, wir schwanken, schwach und gebrechlich, auf den dahinrauschenden Wogen der Vergänglichkeit; Einer nach dem Andern sinkt in ihren Schooß, und auch uns wird sie hinabziehen, wie Alle, die vor uns waren, wie Alle, die nach uns sein werden. Ja, ein Schauplatz der Zerstörung ist unsere Erde, wie in dem weiten Gebiete der Natur, so in dem Leben aller einzelnen Menschen.

Laßt uns, um dies furchtbare Bild zu vollenden, noch hinzusetzen: auch in den Schicksalen ganzer Völker und Nationen. Denn wie in der Natur die in Aufruhr gebrachten Kräfte, so beschleunigen die in Wuth gesetzten Leidenschaften der Menschen den ohnehin schon raschen Gang der Zerstörung noch mehr, und führen hartnäckige, blutige Kämpfe herbei, die nicht selten in einigen Stunden verheeren, was Jahrhunderte gebaut haben. Wie wenig wird dann das Leben der Menschen geachtet! wie stürzen sie dann in mörderischen Schlachten zu Tausenden dahin! Wie werden dann, wo das Ungeheuer des Krieges sich hinwirft, die fruchtbarsten Fluren verwüstet, die volkreichsten Gegenden verödet, und Dörfer und Städte ein gräßlicher Raub verzehrender Flammen! Und wann hat diese Gestalt schrecklicher Zerstörung so anhaltend, so entsetzlich ihre zerfleischende, blutige Geißel geschwungen, wann hat sie unsre Erde so in einen Schauplatz der Verwirrung und Noth verwandelt als in unseren Tagen? Wann haben, der Reihe nach, ganze Völker und Nationen mit einer solchen Erbitterung und Wuth gerungen? Wann war der Gang der Dinge so gewaltig, so hinreißend, so räthselhaft verwickelt, so thatenreich, so im zermalmenden Umschwunge, eine große Begebenheit die andere drängend, als in unserem Jahrhundert, das, eingetragen mit blutigem Griffel in die Jahrbücher der Geschichte, als ein einziges dasteht, und welches zu fassen unsere Nachkommen Mühe haben werden? So schließen sich denn die neuen Zerstörungen an die alten an: von Jahrtausenden her bis auf den heutigen Tag war der Jammer blutiger Kriege das Schicksal der Menschheit; wo wir unsern Blick auf die weiten Räume der Erde und ihrer Geschichte auch hinwenden, ein jedes Land, ein jedes Zeitalter ist mit Verheerungen angefüllt; überall sehen wir die Trümmer vormaliger Größe, überall die Zeugen der Wuth, womit die Völker kämpften. — So erscheint uns denn die Erde von allen Seiten als ein Schauplatz der Zerstörung; aus dem Abgrunde der Vergangenheit vernehmen wir ihren dumpfen Wiederhall, und aus der Gegenwart dringt ihr stöhnendes Angst- und Klagegeschrei in unser Ohr und Herz.

Entsetzliche Ansicht! So traurig sie ist, so wahr ist sie. Laßt uns beherzigen, was sie auf uns wirken soll. Und da kann ich mich kurz fassen: sie soll uns erschüttern; sie soll uns losmachen; sie soll uns erheben.

Sie soll uns erschüttern. Es wäre ein Unglück, wenn die Wahrheit, die jetzt unser Gemüth bewegt, uns anhaltend gegenwärtig wäre. Sie würde die Freude am Leben uns verleiden, und uns alle Lust und allen Muth für unsre Pflichten, Arbeiten und Verhältnisse rauben. Aber bei dem starken Hange, uns alles um uns recht ruhig und bequem zu machen, bei der unglaublichen Sicherheit, in die wir uns so gern mit unsern Gefühlen, Genüssen und Erwartungen versenken, thut es Noth, sich an diese furchtbare Wahrheit von Zeit zu Zeit in ernsten Stunden zu erinnern und ihren, wenn gleich schmerzlichen, doch heilsamen Erschütterungen das Herz zu öffnen. Was hilft es, daß wir über unsern wahren Zustand uns selbst täuschen und ihn uns anders denken, als er wirklich ist? Er ändert darum seine Natur und Beschaffenheit nicht; und seine Wechsel sind, wenn sie uns treffen, um so angreifender, je weniger wir sie uns vorher gedacht haben. So schwinde denn der Zauber der Bethörung, und der stille Ernst einer ruhigen Besonnenheit verdränge das Gaukelspiel eitler Hoffnungen. So fasse denn Jeder hell und klar die Ansicht von seinem Leben in's Auge, welche die wahre ist, und halte sie fest. Suche, erarbeite und genieße Jeder immerhin das Angenehme, Schöne und Gute, das seine Lage ihm pflichtmäßig gestattet; aber er vergesse es auch nicht, daß er auf einer Erde lebt, die von allen Seiten ein Schauplatz der Zerstörung ist. Denn siehe, diese Zerstörung kann jeden Augenblick ihren gewaltigen Arm auch nach dir ausstrecken und zerschmetternd dich treffen. Du weißt, mit gewaltigen Kräften ist die Natur ausgerüstet: bewaffnen sie sich gegen dich, so mußt du ohnmächtig erliegen. Du weißt, in dir selbst trägst du die Keime der Zerstörung: entwickeln sie sich, so schützt dich keine Liebe, so rettet dich keine Kunst. Du weißt, gewaltig toben die Stürme des Unglücks, die ganze Völker erschüttern: fassen sie auch dich, so zertrümmern sie in Augenblicken, was du in Jahren bautest. Du wünschest in Ruhe mit den Deinen noch lange zu leben. Gott verleihe es dir! Aber wer gibt dir die Bürgschaft, daß nicht schon in der nächsten Nacht die Donnerstimme in dein Schlafgemach dringt: Mensch, bestelle dein Haus, du mußt sterben. Erschüttern soll uns die ernste Wahrheit: die Erde ist ein Schauplatz der Zerstörung. Und eben darum soll sie uns auch

los machen. Gebunden, mit tausend Fäden gebunden sind wir an's Leben und seine Verhältnisse. Sie fassen das Herz von seiner zartesten Seite, halten es fest und umschlingen es mit freundlichen, köstlichen Gütern; auch ist es heilig und recht, diese süßen Bande, welche Natur und Liebe knüpften, zu ehren und in ihnen das Leben zu halten und zu genießen. Froh und zuversichtlich schlage darum das Herz in dem stillen, friedlichen Kreise, den die Unsrigen liebend um uns ziehen; und leicht und heiter bewege sich unser Lebenssinn in unserm Berufe, den wir lieb gewonnen. Aber dabei rette und bewahre unser Geist sein köstliches Gut, seine Freiheit; und nichts, wie süß es auch sei, nehme ihn so gefangen, daß er dienstbar werde einer andern Herrschaft als der seinigen; nichts fessele ihn so, daß er verliere mit dem Verluste des Irdischen auch die Kraft der Selbstständigkeit und die Würde der Ruhe. Nicht Eigenthum, sondern ein anvertrautes und geliehenes Gut sei uns selbst das Liebste und Beste, wie nahe es auch dem Herzen liegt. Als etwas, das jeden Augenblick von der Hand der Zerstörung uns genommen werden kann, werde Alles von uns gewürdigt und genossen, und nichts überschätzt, nichts über die Gebühr geliebt. Dies ist die herrliche Höhe der Kraft und der Freiheit, zu der uns das vom Himmel gekommene Christenthum erheben kann und will. Beseelt vom seinem

Geiste sollen wir frei werden vom Dienste des vergänglichen Wesens, und uns muthig erheben zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Auf Erden wandelnd, aber mit dem Herzen einer höhern Ordnung der Dinge angehörig, sollen wir uns freuen, als freuten wir uns nicht, sollen wir kaufen, als besäßen wir es nicht, sollen wir dieser Welt brauchen, aber nicht mißbrauchen: denn das Wesen dieser Welt vergeht. Ja, das Wesen dieser Welt vergeht: darum wollen wir von uns thun, was den freien Geist fesselt, das aufstrebende Herz beengt und wie unnützes Gepäck die kurze Reise durchs Leben erschwert. Die ernste Wahrheit: unsre Erde ist ein Schauplatz der Zerstörung — soll uns los machen, und dann auch noch

erheben. Denn in welchem Gebiete toben die Stürme der Zerstörung? wo rauschen ihre Wogen? wo lodern ihre Flammen? Es ist nur die Welt der Körper, die ihre Gewalt ergreifen und wo sie ihr Gesetz geltend machen kann. Zu ohnmächtig, die ihr gezogenen Grenzen zu überschreiten, gehört der edlere Theil in uns, der unsere Menschheit adelt und seine hohe Würde verbürgt, einem höhern Reiche an, das die grobe Materie verschmäht, den verwandten Geist zu sich emporzieht und ihn in seine heilige Obhut nimmt. Fürchtet euch nicht, rief der göttliche Erlöser, auf den die Wuth irdischer Zerstörung eindrang, fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, die Seele aber nicht mögen tödten! und sein Apostel spricht: Unser Bürgerrecht ist im Himmel. Erheben auf den Flügeln der ewigen Hoffnung, die in uns ist, wollen wir uns also zu dem hohen Standpunkte der Christen, wo, das freie Haupt im Sonnenstrahl, der Zerstörung dunkle Wolken unter unsern Füßen hinziehen. Mögen bei'm Anblick irdischer Verheerungen, wie einst die Augen des Erlösers, so auch unsre Augen Thränen tiefer Wehmuth vergießen; wir wollen uns fassen und muthig uns behaupten in dem Bekenntniß: Der Herr ist unsere Zuflucht und unsere Zuversicht für und für. Mag der Gang der Dinge immer fürchterlicher und zermalmender werden: in uns ist der Glaube der Christen; und aufschauend zu der höheren Hand, die mit allmächtiger Kraft das Ruder des Ganzen führt, sehen wir in den Stürmen die Ruhe, in der Zerstörung eine neue Ordnung, in der Nacht verhängnißvoller Tage die Morgenröthe besserer Zeiten. Mag alles Aeußere schwanken: wissend, an Wen wir glauben, stärkt und befestigt sich immer tiefer unser Inneres, und unerschrocken rufen wir aus: Wir fürchten uns nicht, wenn auch die Welt unterginge, und die Berge mitten in's Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Der Herr der Himmelsheere ist mit uns; der Gott unserer Väter ist unser Schutz. Amen.

11.

Der Friedensgruß des Auferstandnen.

Am zweiten Ostertage.

Von D. Johann Heinrich Bernhard Dräseke, Pastor in Bremen [1]).

Wenn in der Kirche, geliebte Mitchristen, ein Unterschied sein kann zwischen dem Gestern, dem Heut, und dem Morgen: so besteht er allein darin:

1) Dräseke ward geboren 1774 zu Braunschweig, war zuletzt evangelischer Bischof zu Magdeburg, hat jetzt seine Aemter niedergelegt und lebt zu Potsdam.

Die Kindschaft heißt in der Kirche „heute;“ denn sie ist da. Die Sünde heißt in der Kirche „Gestern;“ denn sie ist vergangen. Die Seligkeit heißt in der Kirche „Morgen;“ denn sie ist im Anzug. Ein anderes „Gestern, Heute, Morgen“ kennt die Kirche nicht. Darum ist auch der zweite Festtag kein Nachhall nur vom ersten. Dieselbe Eine hohe Feier geht durch das ganze Fest, vom Aufgang bis zum Niedergang.

Möchtet ihr das fühlen! Möchte das Amen des Himmels und das Hallelujah der Erde, das dem Auferstandnen gilt, heute, wie gestern, und morgen, wie heute, von euch vernommen, von euch gesungen werden, und Osterwesen in alle eure Dinge und Geschicke euch begleiten!!!

Bedürfet ihr dessen — und wer bedürfte nicht? — so sonnet euch im Strahle der letzten Osterandacht, und singet gemeinsam:

Die Gemeinde:

Jesus lebt! Sein Heil ist mein!
Ihm geheiligt sei mein Leben!
Reines Herzens will ich sein
Und der Sünde widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht:
Dies ist meine Zuversicht.

Text: Joh. 20, 19 — 23.

Lasset euch zu Muthe sein, Andächtige, als sei der Auferstandene in eure Mitte getreten, wie er einst unter die Seinen trat, und wäre sein: Friede! hier erschollen, wie dort. So lasset euch zu Muthe sein.

Siehe! Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende: diese Verheißung hat er gegeben. Diese Verheißung erfahret, und fühlet in dieser Stunde nichts weiter als sein: Friede mit euch! in euren Herzen.

Es ist wahr, ein üblicher Gruß war jenes: Friede mit euch! Und ein Gruß, konnte man denken, ist ein Höflichkeitswort. Dergleichen hat nicht viel auf sich. Jesus aber meinete im Worte allemal die Sache. Vor Allem diesen Gruß, weil die Bestimmung des Welterlösers sich in ihm aussprach, behandelte er mit Nachdruck. Denket an die Aeußerung vom letzten Abende vor seinem Tode: Den Frieden lasse ich euch. Meinen Frieden gebe ich euch, nicht gebe ich euch, wie die Welt giebt. Wie, wenn bei uns jemand spräche, eintretend: „Guten Tag, ihr Lieben; doch, nicht „guten Tag!“ über dem Herzen weg. Ich sage: guten Tag! aus voller Seele. Denn guten Tag möcht' ich bringen.“ So der Heiland.

Im Texte ist das Gewicht, welches er auf den Gruß legt, noch fühlbarer. Das beim Kommen gesprochene: Friede! wiederholt er nicht nur feierlich, nachdem er den Jüngern Seite und Hände gezeigt hat. Er bringt das Ganze jenes Kommens zu ihnen damit in Verbindung. Die Worte: Gleichwie mich der Vater gesandt hat, also sende ich euch, sind so gestellt, daß sie nur den Sinn haben können: ihr sollt Friedensherolde sein, wie ich der Friedensfürst bin. Frieden, den verlorenen, den fehlenden, traget in die Welt. Damit ihr ihn aber bringen könnet, habet ihn!

Und als er das sagte, blies er sie an und sprach: Nehmet hin den heiligen Geist! Was kann dies nach dem Zusammenhange heißen, als: Nicht Friedensgruß allein, Friedensgeist empfanget von mir. Ihn athmet ein, ihn hauchet aus.

Weil endlich der wahre Friede nur einziehen kann in die Seele, die der Vergebung ihrer Sünde sich freut und von dieser Vergebung eine tiefe Gewißheit empfängt: so fügt der Friedensfürst zu jener Friedensweihe den Friedensauftrag: Vergebung der Sünden in seinem Namen zu ertheilen. Welchen

ihr die Sünde erlasset, spricht er, denen sind sie erlassen; welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.

Vergleichet noch zwei andere Stellen mit diesem Auftritte: Erstlich aus seinem spätesten Zusammensein mit seinen Jüngern die Worte: Gehet nun in die Welt und prediget nun das Evangelium aller Kreatur. Wer da glaubt und getauft wird, der wird selig werden; wer aber nicht glaubt, der ist ein Kind der Verdammniß (Marc. 16). Dann aus einer frühern Zeit das Gebot an die Siebzig bei ihrer Aussendung: Wo ihr in ein Haus kommet, da sprechet: Friede sei mit diesem Hause! Und so daselbst ein Kind des Friedens sein wird, so wird euer Friede auf ihm ruhen. Wo nicht, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden (Luk. 10).

Der Friedensgruß des Auferstandenen hat seine Eigenthümlichkeit ausgesprochen, Geliebte.

Hauptsache ist nun, daß ihr den Frieden selbst euch a n e i g n e t. Das heißt: daß ihr

sein Wesen erkennet,
seinen Besitz ersehnet,
seine Bedingung erfüllet,
seine Wirkung erfahret.

Ich habe im Namen des Auferstandenen für dies Fest nichts weiter an eure Herzen zu legen, als dies. Möchte ichs euch a n h a u c h e n können, wie der Abend linde Stille über die Flur haucht!

1.

Friede mit euch! spricht der Auferstandene. Wollet zuerst das Wesen seines Friedens erkennen. Daß sein: Friede! kein leerer Weltgruß, vielmehr ein voller Gotteshauch ist, bemerkten wir schon. Er muß indeß außerdem noch von folgenden Seiten betrachtet werden.

Zuvörderst ist er kein Geschenk an die Jünger allein; er soll durch sie in die Welt gehen.

Er ist aber so wenig ein Vorrecht jener Tage, welche der Wandel Christi verklärte. Wie noch heute wechselt das wechselnde, Sommer und Winter, Frost und Hitze, Tag und Nacht: so besteht noch heute das Beständige, die auf Christum gestellte und in Christo erfüllte, von einer Zeit aber zur andern mehr und mehr sich vollendende Verheißung: Friede auf Erden! Auch zu dieser Osterversammlung hat sich der Tempel Gottes nur geöffnet, um dies zu bestätigen.

Er ist endlich keine bloße Veränderung unseres äußern Zustandes, der Friede des Auferstandenen, wiewohl er a u c h d i e s e bewirkt, er ist Erneuerung im Geiste des Gemüths; er ist nichts Geringeres, als der in Gott klare, einige, vergnügte, über die Welt und ihr unruhiges Wesen erhobene Sinn. Eben darum, wenn dieser Lebenshauch durch die Schöpfung geht, schlägt alles zu Leben aus, was lebensfähig ist; das Veilchen am Bache, wie die Ceder auf Libanon; und nur an dem, was einmal verdorrt ist, fährt spur- und segenlos der Geist vorüber. Ohne Bild: Ruft Jesus sein: „Friede!" da ist nicht nur Klein so gut wie Groß, und wer den untersten Platz hat, so gut, als wer obenan sitzt; da heißt es gar oft, wie vor Alters schon: Die Hungrigen füllet er mit Gütern und läßt die Reichen leer. Nie aber möchte er m e h r die Hungrigen füllen, als an den Festen, die ihn verherrlichen. Da soll Alles, da soll von den fernsten Enden, da soll aus den niedrigsten Hütten, da soll aus den schwersten Bürden, da soll selbst das, was unter den Sorgen und Mühen, Nichtigkeiten und Eitelkeiten dieses Lebens wie begraben ist, herbei soll Alles, um bei dem Anhauche dieses Friedens sich zu besinnen, daß über der Erde ein Himmel und im Himmel ein Heiland ist.

So ist es mit dem Frieden Jesu. Erkennet sein Wesen, Geliebte! das ist die erste Ermahnung dieser Stunde.

2.

Ersehnet seinen Besitz! das ist die zweite.

Ist der Friede Jesu das, wofür wir ihn erkannt haben, der in Gott klare, einige, vergnügte, über die Welt und ihr unruhiges Wesen erhobene Sinn: so fehlt viel, daß wir ihn schon besäßen. Den Anfang mögen wir gemacht haben, und in den ersten Zügen die Süßigkeit kosten; dies ist der beste Fall. Allein auch aus diesem besten Fall kennen wir mehr aus Ahnung das Glück, als aus Erfahrung. Und sollten schon alle auf diesem Wege sein? Der in Gott klare, einige, vergnügte, über den Schmerz und über die Lust der Welt, denn wer weiß, wo die meiste Unruhe ist!? erhobene Sinn: zeigt er sich überall in der Christenwelt durch die Stellung der Völker, durch die Einrichtung der Staaten, durch den Verkehr der Bürger, durch das Leben der Familien, durch die Beschaffenheit der Herzen, durch die Richtung der Wünsche? Ueberall?

Doch was fragen wir die draußen sind? Und was gehen sie uns an, daß wir sie sollten richten? Aufs eigene Herz die Hand! Und in den nächsten Kreis das Auge! Wohnt unter uns Friede? Des Gottesfriedens Heimath ist das Haus. Wohnt der Friede zwischen Gatte und Gattin, Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Schwester, Herrschaft und Dienstboten, Meister und Lehrling? völliger Friede? Des Gottesfriedens Hauptwerkstätten sollen Kirchen und Schulen sein. Ist der Friede bei uns in Schulen und Kirchen und keine Spur von Mißtrauen und Eigensinn, Haß und Abgunst, Bitterkeit und Parteisucht? Ach wie schön wäre der Ruhm! Aber, unser Ruhm ist nicht fein. Hierin ist unser Ruhm nicht fein, und wer uns noch so gern loben möchte, hierin würde ers nicht können. Vielmehr bedarfs der alten Bitte, nicht im Sauerteige der Bosheit und Schalkheit, sondern im Süßteige der Lauterkeit und der Wahrheit Ostern zu halten (1 Kor. 5, 6 — 8).

Höret die Bitte, ihr Alle, an die sie ergeht, und verschmähet sie nicht. Sie ist nicht ungerecht. Sie ergeht an einen Jeden nur so viel und so fern, als sie ihn angeht. Sie ist überdies nicht ungebührlich. Sie kommt nicht vom Knechte; wenn gleich durch des Knechtes Mund. Sie kommt vom Herrn. Sie ist noch viel weniger unfreundlich. Sie geht eben nur aus seiner treuesten Liebe hervor. Zu dem Guten möchte sie euch das Beste schaffen. Was könntet ihr ersinnen, das unsere Stadt und jeden ihrer Bürger, das unsere Kirchen und jeden ihrer Genossen, das unsere Familien und jedes ihrer Glieder glücklicher machen müßte, machen würde, wenn wir's hätten! als der Friede Jesu? Ich frage: Was? Wisset noch so viel; wenn ihr den Frieden Jesu nicht kennet, verstehet ihr das Beste nicht. Habet noch so viel; wenn ihr den Frieden Jesu nicht erlanget, besitzet ihr das Beste nicht. Freuet euch noch so viel; wenn ihr den Frieden Jesu nicht schmecket, genießet ihr das Beste nicht. Was ist es denn, daß Manche gerade durch ihr Wissen in Ungewißheit, gerade durch ihre Lebensgenüsse in Lebensüberdruß fallen? Was ist das? Und woher kommt das? Der Friede Jesu fehlt: Das ist es, und daher kommt es. Daher sind die Weisen so thöricht und die Begüterten so dürftig, die Lustigen so freudlos und die Eintagskinder so voll langer Weile. Daher blicken sie nicht in die Höhe; denn da winkt nichts; noch in die Tiefe; denn da schreckt Alles. Daher achten sie keines Erlösers, so lang die Verblendung dauert und wagen keinen zu hoffen, wenn die Augen endlich aufgehen. Daher werden sie nicht zu gut, weder vor anklagenden Gedanken, noch vor stechenden Begierden, noch vor Arbeiten, die ihnen zur Last, noch vor Menschen, die ihnen zur Plage sind. Daher leben sie — ich will die Schilderung enden! — so unstät leben sie, so trotzig bald und bald wieder so zaghaft; und sterben so unruhig, wenn nun das Ende nachweiset, aus welchem

Tone das Lied ging. Ja, der Glaube sogar ist in ihren Händen, weil sie deinen Frieden nicht haben, o Jesu, wie das Messer eines Kindes, oder die Fackel eines Blinden. Nicht Liebe, nicht Duldung lehrt ihr Glaube. Zwietracht und Hader säen und, während sie verfolgen und verdammen, meinen, sie thun Gott einen Dienst daran: das lehrt er. Darf er fehlen, der Friede Jesu? darf er fehlen, Geliebte? O, er darf nicht fehlen. Er ist das unentbehrlichste Gut der Menschheit. Und doch fehlt er so sehr! Würdiget das, um seinen Besitz zu ersehnen. Keine dringendere Bitte hat die letzte Andachtsstunde des Osterfestes.

Verlangt euch aber nach des Friedens Besitze, so

3.

erfüllet seine Bedingung. Das ist das Dritte.

Des Friedens Gruß bringet nicht immer des Friedens Segen. Wer kein Kind des Friedens ist, von dem kehrt der Gruß zurück. Alles liegt daran, daß wir Kinder des Friedens werden. Und dazu macht uns zweierlei, die Gewißheit, bei Jesu den Frieden zu finden, und der Drang, bei Jesu den Frieden zu suchen. Beides unzertrennlich zusammen und eins auf das andere ein- und zurückwirkend. Erfüllet die Bedingung.

Christus bringt Frieden über die von Streit und Kampf zerrissene Seele. Lasset euch das gewiß werden. Sein Leben und Leiden, Sterben und Auferstehen ist die Friedensgrundlage. Seine Bibel und Kirche, Taufe und Communion sind die Friedensdokumente. Und ein Friedensfest ist jeder Sonntag, — ach, daß er nur dafür gehalten würde, von Allen, denen ein Sonntag aufgeht! jeder Sonntag, der den Schlußaccord der Woche macht, um ihre Mißlaute aufzulösen, oder, wenn ihr so lieber wollet, an den Eingang der Woche tritt, um, wie ein Cherub mit dem Schwerte jedem Feinde, der mit hinüber möchte, den Weg zu sperren. Gewiß lasset euch das werden, Geliebte. Oder, wüßtet ihr anderswo besser zu versuchen? Wo denn? Die Welt hat keinen Frieden. Der Mammon gibt keinen Frieden. Die Wissenschaft weiß nicht von Frieden. Die Kunst strebt nicht nach Frieden. Wo Mein und Dein hadern, blüht kein Friede. Und wo in Schuld und Ungeduld das Herz zergeht, da haucht kein Friede; nein! da nicht; und sähet ihr auch über euch den blauesten Himmel, und zu euren Füßen den lieblichsten Blumenteppich ausgebreitet. Seit dessen gewiß, Christen, und werdet immer gewisser: Mitten in der tiefsten äußeren Ruhe sei doch kein Friede — ohne den Geist des himmlischen Friedensfürsten. Das ist das Eine.

Doch dies Eine werdet ihr nie von Herzensgrund glauben, wenn ihr nicht in Jesu den Frieden suchet, wirklich suchet, aus Herzensdrang. O fanget an zu suchen! Und die ihr schon mitten darin seid, Glückselige, höret nie auf. An Jesum gebet euch hin. Bei Jesu lernet die Wahrheit erkennen, und in ihrem Lichte über Eitelkeit und Lüge wegkommen. Nach der Heiligung jaget, ohne welche Niemand den Herrn sehen wird. So werdet ihr den Frieden, der nicht von dieser Welt ist, schmecken und von einer Stufe des Heils zur andern befriedigter

4.

seine Wirkung erfahren.

Das Beste würde diese Stunde euch schuldig bleiben, Geliebte, wenn sie in diesem Blicke eure Osterandacht nicht ausruhen ließe.

Wollet ihr die Hauptgedanken nennen, unter welchen der Unfriede und die in ihm versteckte Sünde erscheint: so müsset ihr Wahn, Haß, Furcht nennen. Das sind sie.

Lebt der Mensch ohne den Frieden Jesu, so kommt er ab von der Wahrheit, immer weiter ab. Er hat keine Lust an Wahrheit, keinen Sinn für Wahrheit. Indem er sich selbst betrügt, wird er tausend Täuschungen zum Raube.

Selbst, wenn ihm die Wahrheit erscheint, das ist der ärgste Fluch seines Zustandes! erscheint ein Heer von Zweifeln, die sie wieder verhüllen, in ihrem Gefolge. — Warum muß der Auferstandene, als er unter die Jünger tritt, ihnen Hände und Seite zeigen? Sie hatten seinem Wort von der Auferstehung nicht dreist geglaubt. So stehen sie an, der Erscheinung zu trauen. Erst als sie gesehen, werden sie froh. Sie sind also in seinem Frieden noch Anfänger, und nur in der Folge, als sich in die Tiefen ihres Gemüthes der Glaube senkt, der die Welt überwindet, kommen sie über den Wahn weg. — Je mehr Friede Jesu über uns kommt, Christen, desto mehr Wahrheit kommt mit ihm. Die Zweifel schwinden. Die Irrthümer zerfließen. Das Leben in seinen höchsten Beziehungen wird klar. Klar und gewiß wird, woher wir sind, wohin wir gehen, wozu alle Dinge dienen, und wer sie mit nimmer irrender Hand lenkt. Klar und gewiß wird das; und was geheimnißvoll bleibt, hört auf, uns zu verwirren. Das ist für des Friedens Kinder die erste himmlische Friedenswirkung.

Lebt der Mensch ohne den Frieden Jesu, so kommt er ab von der Liebe, immer weiter ab. Er meint dann sich nur. Das Eigene, und zwar im Eigenen das Schlechteste, das Eitle wird ihm Mittelpunkt seines Lebens. Diese Selbstsucht, die nur aus Wohlbehagen an sich Wohlwollen für andere fühlt, kann nicht Liebe heißen, weil sie den rechten Lebensmittelpunkt nicht hat, den wahrhaftigen Gott. — Warum muß der Auferstandene so nachdrücklich den Friedensgruß wiederholen, als ein neues und abermals neues Gebot, wo er unter die Jünger tritt? Sie waren noch Anfänger in seinem Frieden. Die Scheidewand zwischen Juden und Heiden stand noch da. Und wie manchen Anlaß zu Mißverständnissen gab es fortwährend unter ihnen selbst! Erst in der Folge lernten sie lieben, vollkommener lieben; da kamen sie über den Haß weg. Zuletzt konnte nichts von der Liebe sie scheiden, deren Geist sie hatten; nicht Trübsal, nicht Angst, nicht Verfolgung, nicht Hunger, nicht Blöße, nicht Gefahr, nicht der Tod, nicht das Märtyrerthum mit seinen Qualen. — Je mehr Friede Jesu über uns kommt, Christen! desto mehr Liebe kommt mit ihm. Jene echte Liebe, da es nicht heißt: mit Worten und mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit. Jene treue Liebe, die nicht nach Wind und Wetter sich umsieht, sondern eben, wenn der Wind sich aufmacht, am wackersten festhält. Jene große Liebe, die, über die nächsten Freunde hinaus jeden Menschen als Bruder betrachtet und selbst Beleidiger nicht mehr hassen kann. Empfangen wir aber diesen Liebesgeist: welche Harmonie wird er unsern Empfindungen, welchen Zusammenhang unserer Thätigkeit, welchen Gewinn allen Menschen bereiten, die Gott an uns gewiesen hat! Das ist für des Friedens Kinder die zweite himmlische Friedenswirkung.

Lebt der Mensch ohne den Frieden Jesu, so kommt er von der Ruhe ab; immer weiter ab. Bald quält ihn, woher er Mittel für sein Bestehen, bald, woher er Kraft zu seinen Leistungen, bald, woher er Trost über seine Sünden nehme? Immer aber quält ihn etwas, was es sei und woher es komme, sollte ers auch erst erfinden müssen, oder mit den Haaren herbeiziehen. Und Eins quält noch mehr als das Andere. — Warum muß der Auferstandene, wenn er unter die Jünger tritt, verschlossene Thüren finden? Aus Furcht vor den Juden, sagt die Erzählung. Hätten sie das Wort beherziget gehabt: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, doch die Seele nicht mögen tödten: wir würden jene Furcht bei ihnen nicht finden. Sie waren noch Anfänger in seinem Frieden. Erst in der Folge gewannen sie diesen Frieden völliger und völliger; da kamen sie über die Furcht weg. Sie waren, als die nichts haben und doch alles haben, weil der Geist der Ueberzeugung auf ihnen ruhte: der himmlische Vater weiß, was wir bedürfen. Sie waren als die Ungelehrten und doch Geschickten, weil der Geist der Verheißung auf ihnen ruhte. Sorget nicht, was

ihr reden sollet; es wird euch Alles zu seiner Stunde gegeben werden. Sie waren als die Sündigen, und doch Entsündigten, weil der Geist des Amtes auf ihnen ruhte, das die Versöhnung predigt: welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen. O! die glückseligen Jünger! Wie lieblich, mag man von ihnen sagen mit Jesaias, wie lieblich sind auf den Bergen die Füße derer, die da Frieden verkündigen und Zion die Botschaft bringen. Dein Gott ist König (52, 7)! — Je mehr Friede Jesu über uns kommt, — o freuet euch, daß wir nicht minder bedacht sind! — desto mehr Ruhe kommt mit ihm. Haben wir denn den Frieden Jesu: dann mögen wir angestrengt zu thun haben; wir sind doch gutes Muthes, weil wir die Quelle kennen, aus der alle Kraft fließt. Haben wir den Frieden Jesu: dann mögen wir im Schuldbuche unseres Gewissens große Summen finden; wir sind doch voll Zuversicht, weil wir die Quelle kennen, aus der bei der Erinnerung an das Vergangene und bei dem Gefühle fortwährender Schwachheit aller Trost fließt. Kurz wir sind geborgen; denn der birgt uns, dessen Liebe größer ist, als Mutterliebe, und dessen Flügel reichen, so weit die Himmel reichen.

Habet ihr je Mangel gehabt? fragt Jesus beim Scheiden die Jünger. Sie antworten: Nie! keinen! — Geliebte! Nehmet die Versicherung als die letzte Ostergabe mit euch, ihr werdet auch nie Mangel haben bei Jesu. Die ihr schon jetzt dergleichen bezeugen könnt, weil ihr lange schon mit ihm wandelt, gebet Zeugniß für alle, denen Zeugnisse Noth thun. Ihr aber, die noch keine eigene Erfahrung zu solchem Zeugnisse berechtigt, sammelt Erfahrung. Wandelt in Jesu Gemeinschaft. Wandelt heut' und morgen und am Tage darnach; nur mit ihm, nur immer mit ihm, nur immer ganzer und voller mit ihm. Nimmts dann ein End' auf der Erde, und auch bei euch klopft in der Stunde, da alle Eitelkeiten zerrinnen, die Frage an: Habet ihr je Mangel bei mir gehabt? Verlasset euch darauf: ihr werdet nur sagen können: Herr! Nie! keinen! Wir haben Gnad' um Gnade, wir haben „das volle Heil" aus deiner Fülle genommen. Amen.

Die Gemeinde:

Erinn're dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit.
Halt im Gedächtniß Jesum Christ,
Der von dem Tod' erstanden ist.

Fühl' alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien.
Als sprách' er: Friede sei mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir.

12.

Predigt,

gehalten in der Hofkirche zu Breslau am Sonntage nach dem feierlichen Einzuge des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Breslau (XV. p. Trin.) am 19. September 1841,

von C. A. Suckow, Prediger an der Hofkirche und Professor.

Eine festliche Bewegung, wie unsere Stadt seit lange nicht, — vielleicht niemals — gesehen, hat in der verflossenen Woche alle Bewohner derselben ergriffen. Das geliebte königliche Paar zog in unsern Thoren ein, feierlich und jubelnd von uns Allen im Wetteifer begrüßt — begrüßt zum ersten Male, seit-

dem die Krone diese hohen Häupter schmückt. Wer unter uns, meine Geliebten, wäre von dieser Bewegung unberührt geblieben? sei es, daß er zu einer unmittelbaren Theilnahme an dem Ausdrucke der festlichen Freude berufen war, oder auch wenn er nur anschauend die Feier dieser Tage an sich vorübergehen lassen wollte. Sinn und Geist wurde doch in Jedem unwillkürlich von den großartigen Vorgängen angezogen, und wir können wohl sagen, daß für Stunden, für Tage Alles, was nicht in Beziehung zu jenen stand, wie aus dem Werke schaffender Hände, so aus dem Gespräch, der Berathung, ja aus dem Gedanken selbst, verdrängt war.

Verdrängt, meine Andächtigen, war vielleicht auch in manchem Gemüthe, was sich niemals verdrängen lassen sollte: vergessen vielleicht, was niemals im Gedächtniß verloren werden darf. Oder fand wirklich Jeder unter uns noch Raum im Geiste, daß durch die bunten Bilder glänzenden Prunks jene stille Erwägung, jene tiefe Betrachtung, welche über alle Herrlichkeit der Erde hinausblickt, nicht aus der heiligen, christlichen Heimath verwiesen wurde —? Sammelte sich wirklich in einem Jeglichen der zerstreute Sinn, um wenigstens die Freude selbst in ihrem tieferen Grunde zu erfassen, ihr eine bleibendere Bedeutung abzugewinnen, und, wenn es möglich war, auch aus diesen flüchtigen Schaustellungen festlichen Gepränges sich irgend einer Frucht gottseligen Nachdenkens zu bemächtigen —?

Wenn aber, wie wir bekennen müssen, die Unruhe der vergangenen Tage eine solche Sammlung des Sinnes nicht gestattete, wenn sie vielmehr nach einer ganz andern Richtung, als wir vor dem heiligen Gerichte unsers Innern zu vertreten vermögen, die christlichen Gemüther bewegte; — wenn sie uns über das Maaß hinaus erfüllte, welches Gott, der heilige Gott, in den menschlichen Seelen den Eindrücken dieser Welt bestimmt hat: so müssen wir auch in dieser festlichen Freude, deren wir so gern gedenken, eine Gefahr erblicken, welche den christlichen Sinn bedrohte, oder noch in dieser Stunde bedroht. Jene Gefahr meine ich, meine Geliebten, welche überall und immer uns entgegen tritt, wo die Gewalt des Aeußerlichen, die Macht der Erscheinung, alles Innerliche und Unvergängliche in das Gebiet ihrer Alleinherrschaft zieht, und in dem lauten Getöne der Welt die stillen Zeugnisse des Geistes untergehen läßt. Werdet Ihr, meine Geliebten, in euch inne, daß jene Gefahr auch Euch nicht fremd blieb: so findet ihr es gewiß auch mit mir an der Zeit, daß eine fromme Einkehr in unser Inneres uns zu uns selbst zurückführe, daß die besonnene christliche Betrachtung die Gewalt wieder gewinne, welche ihr übermächtige Eindrücke entreißen konnten, daß der Geist auch in den vergangenen festlichen Freuden einen Gewinn suche, und sie aus der eitlen Flüchtigkeit in den Segen bleibender Einwirkung verwandle.

Es ist jetzt wieder still geworden auf unseren Straßen: werde es auch wieder still in unseren Herzen! der sinnliche Eindruck hatte sein Recht, wenn wir jetzt aus ihm Gewinn und Frucht des Geistes zu ziehen im Stande sind, wenn die freudigen Genüsse, denen wir uns hingaben, uns in dieser Stunde nur zu Erinnerungen an die ewigen Güter werden. Möge uns der Weg der Betrachtung, welche uns einen Rückblick in die vergangenen Tage eröffnen wird, dem heiligen Ziele eines wiedergewonnenen stillen Friedens zuführen!

Evangel. Matth. VI, 24—34. Niemand kann zween Herren dienen u. s. w.

Ungesucht, meine Geliebten, trat mir eine bedeutungsvolle, innere Beziehung entgegen zwischen den ersten Worten des heutigen Sonntagsevangeliums und den Betrachtungen, zu welchen die jüngsten Vorgänge, ihrer Natur nach, veranlassen mußten. Niemand kann zweien Herren dienen! — Das ernste Wort macht ernste Fragen rege, in unmittelbarer Verbindung mit dem,

was wir eben erlebt haben. Dienten wir denn nicht auch einem irdischen Herrn, welcher als der alleinige Mittelpunkt jeder lebendigen Bewegung unter uns erschien? Und litt nicht vielleicht in dem Dienste, welcher sich auf diesen so ausschließlich bezog, der Dienst des ewigen Herrn, welchem wir niemals untreu werden sollen? Müssen wir nicht jetzt wenigstens, wo wir den Lebensinhalt der vergangenen Tage zu christlicher Besinnung bringen, die Gefahr anerkennen, welche aus der Uebermacht einer großen Aeußerlichkeit den innern heiligen Gottesdienst zu beeinträchtigen drohte? — Das sind Fragen, meine Andächtigen, welche wir heute nicht von uns weisen dürfen, heute, wo die empfangenen Eindrücke in uns Allen noch frisch und lebendig sind, doch so, daß sie besonderer Erwägung Raum in der Seele lassen. Zu einem christlichen Rückblicke auf den festlichen Prunk der vergangenen Tage finden wir uns ja ohnehin durch viele Antriebe gedrängt. Mögen wir nur im Lichte des Wortes, welches das heutige Evangelium zu uns redet, erkennen, daß jener Rückblick uns nicht die traurige Anklage einer Abirrung von dem einen rechten Dienste des Herrn bringe, sondern daß er ein dankbar freudiger sein dürfe: dann aber auch uns der ernsten Mahnung nicht verschließen, welche er uns vor Augen stellen wird.

Zu einem freudigen Rückblicke erweckt uns vieles, meine Geliebten, wenn wir das Erlebte noch ein Mal vor unserer Erinnerung vorübergehen lassen. Daß das erhabene Fürstenpaar zum ersten Male, mit voller Macht bekleidet, in die alte Hauptstadt unseres Landes einzog; daß der irdische Gebieter nicht blos aus der Ferne, der Kunde nach ein ungekannter Besitzer der Gewalt, als solcher verehrt wurde, sondern in unmittelbarer Gegenwart uns freundlich nahe trat, damit auch wir ihn in einem volleren Sinne zu haben und zu besitzen glauben durften; daß er durch eine eben so herzliche als feierliche Begrüßung willkommen geheißen wurde: das war uns Allen eine hohe Freude. Ein neuer Bund schien zwischen dem Könige und diesem Lande geschlossen, und wenn wir ihn als den nach göttlichem Rathschlusse geordneten Erben der Krone empfingen, so geschah es doch in der schönen Täuschung der Liebe, als ob unsre Begrüßung die freie That eigener Wahl wäre.

Aber diese Freude dürfen wir uns heute nicht erst durch eine wiederholte Schilderung vergegenwärtigen: sie trat Allen entgegen und ist von Vielen mit beredten Worten ausgesprochen worden. Auch ist es nicht unseres Amts, zu den Darstellungen der genossenen Festfreude eine neue zu fügen. Vielmehr drängt uns alsobald das Evangelium, jene Freude, nicht in ihrer Aeußerung, sondern in ihrem tiefer liegenden Grunde in unsern Seelen aufzufrischen, damit sie als eine christliche, als eine gegen Gott dankbare, die Gestalt eines theuern und unverlierbaren Besitzes gewinne. Niemand kann zweien Herren dienen! Nun denn, meine Geliebten, ist etwa der Spruch des Herrn an uns traurig wahr geworden? Haben wir etwa Einen Herrn geliebt, und den Andern verachtet oder vergessen? Lag etwa in der irdischen Gewalt, welche wir verherrlichten, irgend ein Anspruch, daß über den Dienst Gottes ein Anderer sich erhöbe? — Nein — das ist eben unsere hohe Freude, unser Dank zu Gott, daß er uns nicht in die traurige Wahl zwischen zweierlei Herrschaft gestellt hat; daß der Dienst des irdischen Gebieters nicht in Widerspruch steht mit dem des ewigen: daß wir den König mit ungetheilter Ehre Gottes ehren konnten.

Um so höher und herrlicher, um so inniger und dankbarer gestaltet sich diese Freude in uns, je mehr wir Vergleichungen mit andern Zeiten und Völkern anstellen. Nicht immer und überall hat der zeitliche Dienst mit dem ewigen in Eintracht gestanden. Zu jener Zeit am wenigsten, als der Erlöser das Wort sprach: Niemand kann zweien Herren dienen. Damals eben erstieg Macht und Gewalt der Welt den höchsten Gipfel und gewann in ihrer Erscheinung die Ge-

stalt höchster Vollendung. Das unermeßliche Reich Roms hatte sich Einem Haupte ergeben, von welchem auch der kaiserliche Name als eines höchsten Gewaltigen stammt. Dasselbe Haupt umgab man mit göttlichem Glanze. Man suchte nicht mehr, wie sonst, Göttergestalten am Himmel oder im Gedächtniß ferner sagenhafter Zeiten: er selbst der höchste Gebieter war der gegenwärtige Gott, auch des Opfers und der Gebete theilhaftig. Die Vergötterung des Irdischen war vollendet. Alles Verborgene, Jenseitige, Ewige war herniedergezogen, um vor dem Throne gerichtet zu werden, hinter welchem Grab und Verwesung vergeblich drohten. Man bedeckte und verhüllte alles Zukünftige mit dem Schimmer einer grenzenlosen, Gehorsam, Furcht und Anbetung fordernden Macht.

Dieser übermächtige Bau irdischer Herrlichkeit ist es eben, von welcher Christus so oft redet, als von der Welt, im Sinne der Feindschaft gegen seine göttliche Sendung; dies ist der prunkende Reichthum, welchem Er die Armuth und Niedrigkeit des Menschensohns entgegenstellt; dies ist das großgewaltige Thun, gegen welches er nur ein still demüthiges Leiden hat; dies ist das laute Rufen des Triumphs des Zeitlichen über das Ewige, welches erwiedert und besiegt wird durch den leisen, fast ungehörten Todesseufzer eines von der Welt verworfenen Sterbenden; dies ist zugleich, meine Geliebten, das Götzenthum, mit welchem der Dienst Gottes einen unaufhörlichen Kampf zu bestehen gehabt hat. Jenes Götzenthum — es kehrt unter mancherlei Gestalten immer wieder zurück, es bedroht immer von Neuem das menschliche Geschlecht, es wird noch jetzt über gebundenen, geknechteten Völkern herrschend erblickt, welche das Evangelium noch nicht zum Dienste Gottes hat befreien können.

Wohl uns, meine Andächtigen! Freudig lasset es uns anerkennen, daß unter uns jenes Götzenthum der irdischen Gewalt überwunden ist. Wir erblicken sie nicht im Streite mit dem Dienste des Ewigen, sondern in Eintracht. Sie ist nicht wider das Reich Gottes, sondern in seinem Dienste. Unser irdischer Gebieter erhebt sich nicht als einen Herrn an der Stelle Gottes, sondern er bekennt sich selbst als einen zu dem heiligen Dienste geweihten Knecht. Nicht ist hier der Ort und die Stunde, den christlichen Sinn des Königs mit preisenden Worten zu rühmen: aber wir wissen es Alle, wir haben alle die Zuversicht, daß von Ihm kein Anspruch ausgehen kann, welcher die Ihm gebührende Ehre in einen Widerspruch mit den Pflichten gegen Gott setzen würde. Er selbst will ein Hort der Freiheit sein — der Freiheit, welche auf das Evangelium gegründet ist. Wir wissen dies aus den ersten Anzeichen seines Regiments, aber wir dürfen noch Größeres weissagen. Er wird dem Geiste immer mehr Raum geben, damit Alles nach einer höheren Regel sich gestalte und bewege, als ein menschliches Gesetz abmessen und bestimmen kann. Er wird sorgen, daß unser ganzes äußerliches und bürgerliches Dasein ein Maaß fester, Gott wohlgefälliger, Ordnung finde, denn Gott ist kein Gott der Unordnung. Immer mehr wird Christ und Staatsbürger im Innersten zusammenfallen: einig und versöhnt wird in einem Jeden unter uns der bürgerliche Dienst und der Gehorsam gegen Gott zusammenwohnen. Ja, meine Geliebten, wir vor allen, die wir der evangelischen Kirche angehören, welche sich auch ihrer neuen Zukunft freut: wir müssen eine dankbare Freude zu Gott haben, welcher uns nicht die schwere Versuchung eines zwiespältigen Dienstes auferlegt. Wir können den König ehren, aber in der Furcht Gottes; ihn lieben, aber doch Gott lieben über Alles; aller Obrigkeit unterthan sein, aber in unseren Herzen doch keiner anderen Gewalt einen Altar aufrichten, als dem allerhöchsten Herrn im Himmel, vor dessen Wink alles irdische Herrschen und Gebieten in eitlen Schein und Schatten verschwindet. O, erhebend ist diese Ueberzeugung, in deren Lichte allein uns die durchlebten Feste verklärt erscheinen, in deren Sicherheit allein der Rückblick auf die Vorgänge, welche uns so mächtig bewegten, ein dankbar freudiger sein kann.

Und dennoch, meine Geliebten, ob wir auch die rechte christliche Rechtfertigung der Festesfreude, in welche wir zurückblicken, gefunden zu haben glauben, dürfen wir uns nicht der ernsten Mahnung verschließen, welche uns an eine Gefahr erinnert, der wir vielleicht nicht unversehrt entgangen sind. Nicht als ob diese Gefahr in der Person dessen zu erblicken wäre, welchem unsere festliche Verehrung gewidmet war; nicht als ob ein ausgesprochener oder verschwiegener Grundsatz, nach welchem wir im freien Dienste Gottes bedroht gewesen wären, uns mit der bangen Furcht hätte erfüllen wollen, daß wir irgend einem Götzenthume ein verwerfliches Opfer brächten: sondern die Mahnung legt sich darum unabweislich an unsere Herzen, weil uns in diesen Tagen das Irdische in ungewöhnlicher Herrlichkeit entgegen trat und umgab, weil in dieser entschiedenen Richtung des Gemüths auf dasjenige, was zunächst die sinnliche Auffassung beschäftigte und hinriß, leicht der stille Mittelpunkt des geistigen Lebens vergessen und verloren war; weil solche mächtige Eindrücke nicht allein während ihrer Dauer, sondern auch in ihren Folgen und Nachwirkungen eine Berufung zu jenem fremden Dienste in sich schließen, vor welchem das heutige Evangelium warnt.

Im Allgemeinen, meine Andächtigen, tritt uns überall eine Versuchung und Verlockung nahe, wo Kraft, Schönheit und Lust der Welt sich zu einem überwältigenden Ganzen vereinigen. Erinnert euch nur, welchen beherrschenden Eindruck selbst die Natur in feierlichen Stunden ihrer höchsten Schönheit auf Euch machte! Und die Natur redet doch in einem reinen und lauten Zeugnisse von dem Schöpfer zu unseren Herzen. Aber wenn wir unsere Augen glückselig am hellen Firmament unter den Sternen sich ergehen lassen, wenn wir sie mit unsäglicher Befriedigung in das leuchtende Grün des Frühlings versenken, wenn wir Ohr und Herz mit freudiger Bebung den Tönen und Stimmen des Lebens öffnen, welches wie ein seliges Rauschen Gottes durch die ganze Schöpfung wandelt: ist uns dann auch immer die heilige Majestät des Schöpfers lebendig nahe? Oder sind wir nicht vielmehr im Innersten geneigt zu einer träumerischen Hingebung an die Gewalt, mit welcher uns die Natur beherrscht, als wäre sie in selbsteigener Macht vollendet, und nicht blos, auch in ihrer höchsten Schönheit, der Spiegel eines dunkelen Wortes, in welchem wir den verborgenen Gott suchen und erkennen sollen —? Verhält es sich nicht eben so mit der Schönheit menschlicher Hervorbringungen? Vollendete Kunstgebilde, süß zusammenstimmende Töne, erschütternde oder schmeichelnde Rede der Dichtkunst: das Alles ergreift den Geist, als wäre nun in der Herrlichkeit des irdischen Bildes und Klanges Alles, ja Alles beschlossen und vollendet; als könnte in des sterblichen Menschen Werk das unstillbare Verlangen nach dem ewigen Gotte seine Befriedigung suchen und finden.

Mehr als je der sinnliche Trieb der Menschen sie mit Gefahr bedrohte, mit allem Denken und Wollen sich der Macht des Aeußerlichen hinzugeben und zu unterwerfen, sehen wir die gegenwärtige Zeit in der Richtung des Dienstes der Welt befangen. Jeder erstrebt mit aller Kraft, Mühe und Arbeit die Zierde, die Lust und die Behaglichkeit des Daseins: bewundert wird am meisten, was zu einer schönen und erfreulichen Gestaltung des äußerlichen Lebens zu führen verheißt. Darum wird auch gesteigerter Kunst- und Gewerbfleiß, vermehrter Verkehr, mehr als alles Andere gepriesen, was der menschliche Geist zu suchen und zu erstreben vermag. Auch bewegt sich gern die allgemeine Theilnahme um solche Formen und Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft, welche ihr den entschiedensten Ausdruck eines wohlgefügten und dauernden Baues geben. Und wir Alle, meine Geliebten, müssen wohl bekennen, daß uns diese allgemeine Richtung der Zeit nicht fremd geblieben ist. Aber wohin würden wir gerathen, wenn wir uns ihr ohne christliche Besinnung überlassen wollten? Welche Verirrung

bietet uns die tägliche Erfahrung in der abschreckendsten Weise dar! So unterthänig erscheinen Viele dem Geiste der Welt, daß sie ihn allein auf den Thron erheben, von welchem das Gesetz ihres Daseins ausgeht. Was ihrem Sinne als das Mächtigste und Schönste erscheint, das ist ihnen auch das Höchste und allein jeder menschlichen Anstrengung Würdige. Alles Andere, wonach jemals menschliche Sehnsucht verlangte, ist ihnen ein leerer Traum geworden. Redet nur zu ihnen von dem, der ein Vater ist über Alles im Himmel und auf Erden; meldet ihnen Eure frohe Botschaft von des Menschen Sohn, der für sie gestorben ist: kündigt ihnen an den Tröster, dessen Trost sie verachten: so werden sie sich von Euch abwenden, und nicht wissen, was Ihr sagt, wie Fremdlinge, welche die Zunge eines anderen Volkes vernehmen. Ihnen ist das Alles schon längst untergegangen in dem Ringen und Jagen nach der Vollendung ihres flüchtigen Daseins, in den täglichen Opfern, die sie den Götzen der Welt bringen, in dem verwüsteten Geiste, der kaum noch in ungehörtem Seufzen seines Ursprunges gedenk ist. Sie haben Gott verloren, denn an ihnen ist der Spruch des Herrn erfüllt: Niemand kann Gott dienen und dem Mammon! Sie sind es, von denen jedes Wort unseres ganzen Textes gilt, denn sie trachten nach allem Anderen eher, als nach dem Reiche Gottes.

Eine solche Gesinnung nun, welche sich völlig und ausschließlich dem Irdischen zuwendet, kann durch nichts stärker begünstigt werden, als durch eine Entfaltung irdischer Hoheit, wie wir sie eben vor Augen hatten. Hier verbanden sich mit dem Glanze großartiger Bilder edlere Gefühle, welche aber nur dazu dienen konnten, unsere Gedanken um so mehr an die Gewalt der Erscheinung zu fesseln. Mitten in diesen Festen, in dem Jubel der Unzähligen, in dem Schimmer leuchtender Verzierung konnte wohl Jeden neben der Freude, die er mit empfand, auch die bange Angst ergreifen, ob nicht für alle diese Tausende, deren Jubelruf vernommen wurde, in dem Glanze des gegenwärtigen Eindrucks jedes andere von Oben stammende Leuchten erloschen sei. Eine vorübergehende Täuschung wenigstens konnte uns Alle in Besitz nehmen, als ob die Welt mit ihrer glorreichen Ausrüstung ihr alleiniges Recht auf unsere Theilnahme unwidersprechlich an den Tag legte, und Alles, was wir sonst von dem Reiche Gottes dachten und begehrten, als hohle Einbildung vor das Gericht der siegreichen Wirklichkeit zöge.

Ach, meine Geliebten, für jede tiefere Betrachtung war wohl diese Täuschung des Triumphes der Welt leicht gehoben. Bargen diese Mauern, weil sie festlich geschmückt waren, weniger Thränen und Weh in der Verborgenheit, die sie umschließen? Diese Häuser mit allen Sinnbildern der Freude verziert und erleuchtet, herbergten sie darum weniger Klagen der Kranken und Seufzer der Sterbenden? Und die Menschen, weil sie im Festgewande prangten, trugen sie darum weniger in sich den Gram der Sünde? Oder wenn auch in dem allgemeinen Rufen der Welt für einen Augenblick das Zeugniß ihrer schmerzlichen Sehnsucht nach dem Frieden, den die Welt nicht gibt, verstummte: mußte sie nicht in der nächsten Stunde, kaum daß das verlockende Gepränge den Sinnen entschwunden war, mit doppelter Gewalt wiederum laut werden?

Nicht, um Euch zu betrüben, meine Geliebten, nicht, um das Andenken an empfundene Freuden in eine Klage zu verwandeln, erinnere ich Euch an die schmerzliche Wahrheit, welche hinter allem dem glanzvollen Scheine verborgen lag, und zu welcher der christliche Blick, sei es auch unter schmerzlichen Kämpfen, immer hindurch dringen muß. Niemals dürfen wir uns in dem Heiligthum unserer Herzen von der Macht des Irdischen überwältigen lassen; niemals unser inneres Auge geblendet finden durch den eiteln Schein, welcher sich so gern an die Stelle der ewigen Wahrheit setzt; niemals die Größe der Verlockung verkennen, welche uns zum Dienste des vergänglichen Wesens berufen will.

Diesem Dienste lassen wir sein Recht, aber wir stellen ihm auch seine rechte Grenze. Wir bekennen uns der Erde angehörig, aber als Fremdlinge, deren Wandel im Himmel ist. Wir verehren die Gewalt, die Gott über uns gesetzt hat; wir lieben unsern König, und freuen uns von ganzem Herzen seiner Macht und seines Glanzes, wie wir auch gern unsere Stimmen in den Jubelruf eines treuen Volkes mischten; wir dienen ihm treu und eifrig, ein Jeder in seinem Berufe. aber das vergessen wir nicht, daß der entfernteste Schimmer der Morgenröthe des ewigen Lebens in unseren Seelen stärker und heiliger leuchtet, als der vereinigte Glanz aller Herrlichkeiten der Welt; daß alle menschliche Liebe und Verehrung ihre Geltung findet nach dem Maaße ihres Bundes mit der Liebe zu Gott; daß der Christ überall sich nur denjenigen Dienst auferlegt findet, welcher sich nicht über oder neben den Dienst Gottes stellt. Und nur dann, meine Andächtigen, wenn uns der Rückblick auf die vergangenen festlichen Tage neben der freudigen Bedeutung derselben auch jene ernste Mahnung vor Augen legt, welche wir jetzt haben aufsuchen müssen: — nur dann wird er auch ein segensreicher sein, und aus den flüchtig hingeschwundenen Bildern einen bleibenden Gewinn in unseren Herzen zurücklassen.

O ewiger Gott, Herr aller Herren, segne das Haupt dessen, den diese christliche Stadt freudig als König begrüßt hat! Führe ihn ferner auf ebener Bahn! Erhalte und verleihe ihm königliche Gedanken und weise Rathschläge! Bewahre aber auch uns, lieber himmlischer Vater, die hohe Freude, daß wir in allem unserem irdischen Dienste doch nicht zweien Herren dienen! Laß unsere Herzen nach jeder Bewegung und Unruhe, die von der Welt kommt, immer wieder still werden zu dir! Lösche nicht aus die Opferflamme des Geistes und der Wahrheit, die zu dir emporsteigt, und erhalte in uns aufgerichtet den Altar, der dir allein gehört, der du bist wahrer Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

13.

Predigt

zur Feier der tausendjährigen Selbstständigkeit Deutschlands am 6. August 1843 in der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin vorgetragen von Dr. Philipp Marheineke[1]).

Geliebte in dem Herrn!

Ihr habt schon gestern das zur Andacht stimmende Geläut der Glocken vernommen und vielleicht gedacht, es müsse wohl heut ein Fest, ähnlich den hohen Festen der Kirche, sein. In einem gewissen Sinn ist es allerdings ein Fest zu nennen, welches wir heute begehen: denn es ist das Geburtsfest unseres gemeinsamen deutschen Vaterlandes, das nun tausend Jahre bestanden hat, und müssen wir zwar vor Gott bekennen: tausend Jahre sind vor ihm wie Ein Tag, so ist und bleibt doch für uns Menschen ein so langer Zeitraum, ist er zurückgelegt, ein denkwürdiger Gegenstand, reich an Abwechselungen und Schicksalen und innigst verknüpft mit den heiligsten Angelegenheiten des Volkes. Ihr seid von uns sonst nur gewohnt, Lehren des christlichen Glaubens und Verhaltens zu hören, und wir hüten uns selbst, uns damit sehr tief in die bürgerlichen Angelegenheiten zu erstrecken; doch kann uns auch der Einfluß und die Wirkung unserer

---

1) Philipp Konrad Marheineke, Professor der Theologie und Prediger zu Berlin, ward 1786 zu Hildesheim geboren.

Lehren auf die Verbesserung unseres häuslichen und öffentlichen Lebens nicht gleichgültig sein, und es hat der christliche Glaube selbst das Recht, in das Innerste des Volkslebens hineinzudringen und es nach sich umzugestalten, wie es des Christenthums Art und Zweck gewesen ist vom Anfange an. Um so erwünschter muß uns denn die höheren Orts uns zugegangene Veranlassung und Aufforderung sein, uns heute zum Lobe Gottes zu vereinigen und die großen Thaten Gottes an unserm Volk zu preisen. Da indeß dies nur schwach gelingen könnte, wenn wir nicht wüßten, woran wir anknüpfen könnten in euren Gemüthern, und nicht vorauszusetzen ist, daß Jeder hinreichend von dem neuen Gegenstande unserer Danksagung unterrichtet ist, so wollen wir uns, soweit das in der Kürze geschehen kann, dem ausdrücklichen königlichen Willen gemäß, mit der fortschreitenden Entwickelung Deutschlands von seinem ersten Anfange an beschäftigen und darin, der geschichtlichen Wahrheit zufolge, das Kindesalter, das Jünglingsalter und das Mannesalter des deutschen Volkes unterscheiden. Der Herr lege seinen reichen Segen auf diese Betrachtung! Wir schließen dieselbe an die Worte des Apostels, welche wir lesen

1 Cor. 13, 11. Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.

I.

Also zunächst das Zeitalter der Kindheit des deutschen Volkes.

Ein Kind, wenn es auf die Welt kommt, gewährt mit Recht einen so nachdenklichen als wehmüthigen Anblick. Es hat die große Bestimmung, in Christo ein Kind Gottes zu werden, aber es liegt alles noch unentwickelt in ihm verborgen; es hat, wie von Gott die Anlage zu allem Guten, so von der Natur her den Hang zu allem Bösen; doch lebt es noch in ungetrübter Unschuld; wir wissen, es wird sich hindurch zu bewegen haben durch unaussprechliche Freuden und Leiden, aber es ahnet nichts von dem allen, was ihm begegnen wird. Es ist mit der Kindheit der Völker, wie mit der der Menschen. Das erste und nächste ist nur, daß sie überhaupt zum Dasein gelangen. Die Art und Weise, wie ein einzelnes Kind und ein einzelnes Volk auf die Welt kommt, ist in dieser Beziehung die nämliche, daß seine Selbstständigkeit nur die des Daseins und nicht auch die des Bewußtseins ist. Wir würden uns daher sehr täuschen, geliebte Freunde, wenn wir denken wollten, daß die Deutschen jener Zeit, da sie als einzelne Stämme aus ihren Wäldern zu einem Volke vereinigt wurden, ein Bewußtsein gehabt hätten von einem volksthümlichen Leben oder von ihrer volksmäßigen Zusammengehörigkeit. Sie ließen nur alles mit sich anfangen und fingen selbst, als Volk, wie das Kind, mit der völligen Bewußtlosigkeit an. Es war überhaupt dazumal, im neunten Jahrhundert, die Zeit des Werdens und Gestaltens im öffentlichen Leben. Das Frankenreich, groß und vielumfassend, sollte getheilt werden. Wer gab die Macht dazu? welche blutige Kämpfe waren dem vorhergegangen? es kann an sich ungerecht und willkürlich erscheinen, sofern es zunächst nur darum zu thun war, einem Fürstensohne ein Erbtheil zu geben, und unklug, sofern die Macht eben dadurch sich schwächte. Auf Länderzerreißungen und Völkerzertheilungen hat nie ein sonderlicher Segen geruht, zumal wenn die Volksthümlichkeit darüber unterging. Aber wie so oft, so hat auch hier die Vorsehung aus dem Bösen das Gute zu entwickeln gewußt, und die Zertheilung selbst geschah nicht ohne Rücksicht auf dieser Völker Eigenthümlichkeit, und so legte sie selbst den Grund zur Volksthümlichkeit. Diese in sich verschiedenen Völker waren bis dahin nur durch die Gewalt eines großen Herrschers widernatürlich zu einem Ganzen verbunden gewesen, und vermochten deßhalb auch nach

der Zertheilung nicht wieder, wie auf kurze Zeit versucht wurde, in ein Ganzes zurückzugehen. Was an den Deutschen jener Zeit von allen Geschichtsschreibern gerühmt wird, ist die Gemüthlichkeit, Treuherzigkeit, Freisinnigkeit — köstliche, theure Gaben Gottes, heilige Grundzüge eines zu großen Thaten berufenen Volkscharakters. Es kam hinzu, daß diese geistigen Anlagen früh beschienen wurden, geweckt und entwickelt durch die über Deutschland eben aufgegangene Gnadensonne des Evangeliums, das seine brennenden Strahlen mit göttlicher Kraft in die Gemüther warf, ob es gleich damals schon durch die Hand seiner menschlichen Diener vielfältig entstellt und in Aberglauben verwandelt war. Was der Deutsche damals von Christenthum empfing, war kaum mehr als ein christliches Heidenthum. Der Grund des frühen Verderbens, die Quelle unsäglicher Zwietracht in Deutschland für alle folgende Zeiten war, daß die Deutschen durch ihr damaliges Christenthum selbst gewöhnt wurden, neben ihren angestammten Fürsten noch einen geistlichen Oberherrn außer Landes zu haben, welchem sie nebst ihren Fürsten sich geduldig unterwarfen, weil sie ihm allerdings vom Anfang an einigen Dank schuldig gewesen waren. Aber der Forderung nach sollte nun der Dank für die Gabe der Lehre von der Freiheit der Kinder Gottes [1]) die ewige Knechtschaft sein. Das Volk in seiner Gemüthlichkeit, Kindlichkeit, hatte kein Arges dabei, ließ sich alles gefallen, ließ sich von seinen geistlichen Vätern und Vormündern leiten. In dieser Unmündigkeit, Unbestimmtheit und Trübheit aller Verhältnisse war die christliche Kirche das alles Gestaltende und Bestimmende, Sinn für Gesetzlichkeit nicht vorhanden, das Gesetz noch nichts weiter als persönliche Berechtigung, der Staat aus Privatrechten zusammengesetzt; man konnte nur allmälig und mühselig zu einem verständigen Volksleben kommen. Die herrschende Macht vermochte nicht, dem Einzelnen Schutz zu geben gegen die Willkür der Andern. Es hatte sich jeder selbst zu schützen; dies weckte allerdings den kriegerischen Geist, versetzte aber die Gesellschaft selbst in einen kriegerischen Zustand; diese Tapferkeit ging nachmals zum Faustrecht, zum Ritter- und Räuberthum über und diente nicht dem Ganzen und Allgemeinen, sondern nur dem Privatinteresse gegen Privathabsucht und Herrschsucht, wie auch zur Vertheidigung des Besitzes und Raubes. Auf diesem Wege der Ausbildung nur der besondern Macht und Bevorzugung konnte das Recht sich nicht wahrhaft erheben, — es ist seiner Natur nach ein allgemeines; es konnte nicht zur Gleichheit der Rechte kommen — sie ist die Vernünftigkeit der Gesetze; das Ganze und Allgemeine war als Zweck nicht vorhanden. Es galt allein die Gewalt der Macht und es war schon ein großer Gewinn und das Verdienst der Kirche, daß die Unterbrechung der Fehde und Privatrache für gewisse Tage und Wochen im Jahre erlangt werden konnte. Man hat schon oft über den Mangel an Einheit des deutschen Volkes geklagt. Aber das unabhängige Bestehen so vieler deutschen Fürsten mit ihren Ländergebieten neben einander war auch mit vielen Vortheilen verknüpft. Deutschlands ursprüngliche Freiheitsliebe zeigte sich auch darin, daß jeder der verschiedenen Fürsten sich selbstständig wußte, daß sie nicht an einer Familie ihren Mittelpunkt hatten, sondern alle zusammen ein Wahlreich bildeten; sie wählten im Kaiser sich ihr Oberhaupt selbst und machten bei jeder Wahl neue Beschränkungen seiner Macht; so schwand das kaiserliche Ansehen allmälig zu einem Schatten herab, woran nachmals die deutsche Reichsverfassung unterging. Der treueste Spiegel aller dieser Zustände ist die deutsche Sprache jener Zeit, für uns kaum noch verständlich. Das Volk hat, wie das Kind, nur langsam und mühsam sprechen gelernt. Da konnte es also von dem deutschen Volke mit Recht heißen: da ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge.

---

1) Röm. 8, 21.

II.

Es folgt nun das Jünglingsalter des deutschen Volkes.

Zwischen der Kindheit und dem Mannesalter entwickelt sich im menschlichen Leben das Jünglingsalter, eine Zeit der Wildheit, die allen Gesetzen trotzt und die Schranken derselben an allen Seiten durchbricht, eine Zeit der Ausgelassenheit und Ungebundenheit aller natürlichen Kräfte und des Widerstrebens gegen Bildung und Sittigung. Eine solche Zeit hat auch das deutsche Volk zu durchleben gehabt und die Natürlichkeit derselben war auch gewissermaßen derselben Nothwendigkeit. Wenn die Vernunft und Besonnenheit der Eltern nicht dem unbändigen Knaben entgegentreten, die wilden Kräfte desselben nicht bewältigen, zügeln, an Ordnung und Sitte gewöhnen wollte, was sollte daraus werden? Lassen Eltern es an dieser Erziehung fehlen, so wird die fehlende Vernunft ersetzt durch die Weisheit des Staates, und dieser sorgt überall für die nöthigen Bildungsanstalten. Im Mittelalter war weder durch die Eltern, noch durch die Landesregierung an die Erziehung der Kinder gedacht und so war die Verwilderung allgemein, grenzenlos: die tobende, entfesselte Leidenschaft der Jugend unsers Volkes fand von keiner der beiden Seiten irgend eine Hemmung und Einschränkung. Unter diesen Umständen war es eine Wohlthat, daß die Geistlichkeit noch sich des Volkes und seiner Fürsten annahm; denn obgleich selbst nicht frei von der allgemeinen Wildheit und Rohheit und den christlichen Glauben immer mehr in Aberglauben verkehrend, war sie doch allein noch im Besitz einer geistigen Macht und Herrschaft, von der wir gern zugeben wollen, daß sie den Bedürfnissen, Sitten und Zuständen der Zeit angemessen, und darauf auch ganz wohl berechnet war, wenn man nur nicht verlangt, daß wir sie deßhalb preisen und für uns nachahmungswürdig finden sollen. Die Geistlichkeit hat unter dem Namen der Kirche die Welt zu beherrschen übernommen. Wie hat sie das angefangen? Zuerst so, daß sie bei sich selbst anfing und sich durch ihr Oberhaupt das Joch der Ehelosigkeit auflegen ließ, wodurch sie von aller Sittlichkeit des Staats- und Familienlebens ausgeschlossen, und allein den Zwecken ihres ausländischen Oberherrn dienstbar wurde. Sodann so, daß sie das Heilige sich zum ausschließlichen Eigenthum machte und so die Trennung bewirkte zwischen solchen, die das Heilige besitzen, und solchen, die es nur zu empfangen haben; das war die Trennung zwischen den Geistlichen und Laien; jene sind im Besitz aller Gnadengüter, diese sind dem göttlichen Besitz fremd; jene stellen die Bedingungen, unter denen diese dazu gelangen können; jene haben alle Wahrheit und Lehre, alle Einsicht und Wissenschaft in Beschlag genommen und haben damit zu schalten, zu bestimmen und zu befehlen; diese haben blindlings zu glauben und schlechthin zu gehorchen, ohne eigene Einsicht. Es hat ein Jeder im Beichtstuhle sein ganzes Denken, Wollen und Thun auszubreiten und herzuerzählen, und erfährt dann, wie er sich zu verhalten habe; so hat die Geistlichkeit das Gewissen der Leute in ihre Hände genommen und sich an die Stelle desselben gesetzt; die Bekehrung und Besserung ist nicht die eigene eines Jeden, sondern die auf Befehl der Diener der Kirche. Aeußerliches, wie Messehören, Büßungen, Wallfahrten anstellen, eine Menge Gebete verrichten, Handlungen, die geistlos, mechanisch sind, und nicht allein äußerlich nur verrichtet werden, sondern die man durch Andere verrichten lassen kann — dergleichen ist für das Wesentliche der Frömmigkeit gehalten worden. Die Kirche im Mittelalter hatte sich auch aus dem Ueberschuß der Verdienste Christi und sonstiger guter Handlungen einen eigenen Schatz angelegt, aus welchem sie den Heilsbegierigen spendete und gegen Geld ihnen das Heil der Seele anbot und verkaufte. Zu Christo war nicht unmittelbar zu kommen, sondern nur durch Mittelspersonen und Fürsprecher, welche als die Heiligen angerufen wurden und deren Geschichte ein Gewebe thörichter Fabeln war; die Erfinder derselben nannten das aus Andacht lügen (pro pietate

mentiri). Diese ganze auf das Aeußere hingewendete Frömmigkeit konnte auch der Bilder nicht entbehren, um sie zu verehren und holte sich allerlei Knochen aus den Gräbern, um sie für Ueberreste heiliger Personen auszugeben. Ein dickes, schweres Gewölk trüben Aberglaubens, krankhafter Frömmigkeit, wilder Schwärmerei lagerte sich drückend über unserm theuern Vaterlande, und war so wenig im Stande, die gräulichste Wildheit der Sitten, Raub und Mord, Betrug und jeglichen Frevel, ja die äußerste Lasterhaftigkeit zu verhindern, daß dieses alles selbst vielmehr eine Folge davon war. Wenn das Heilige zu einer Sache, zu einem äußerlichen Besitz geworden, so fällt es auch unter den Gesichtspunkt des äußeren Rechtes, und da kann es auch zu Zwang, Verfolgung und Scheiterhaufen kommen. Wenn du diese bestimmte Reihe von Buchstaben, die der Glaube der Kirche hieß, nicht glaubest als seligmachend, sie gar bezweifelst, sie gar bestreitest, so bist du für Zeit und Ewigkeit verdammt und verloren. Mehr aber als der Buchstabe und der Glaube daran ist nicht gefodert. Es wurde eine Verfinsterung in den Geistern herrschend, von der es schwer ist, jetzt auch nur eine Vorstellung zu haben. Im Mittelalter verbreitete sich in Deutschland, wie durch ganz Europa, die Furcht vor dem herannahenden jüngsten Tag und Gericht und der Glaube an den nahen Untergang der Welt. Es ist nichts so widersinnig, wozu dies Grauen nicht die Menschen trieb. Viele haben sich zur beständigen Buße verdammt, ihr Vermögen der Kirche geschenkt, Andere sich noch in aller Eile der Schwelgerei ergeben und das Ihrige verpraßt. Ein gutes Werk und geeignet, die Seligkeit zu erringen, war, der Geistlichkeit Geschenke zu machen, seine Güter dem Kloster zu vermachen; in dieser Weise haben die wildesten, rohesten Könige der Zeit ihren Frevel abbüßen wollen — eine bequeme Weise, selig zu werden, jedoch nur für die Reichen. Kirchen und Klöster waren für alle Verbrecher sichere Zufluchtsörter und Freistätten. Die Einrichtung war einerseits wohlthätig gegen die Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen, welche von den Kaisern und den Großen ausgingen, aber andrerseits gewährte sie auch den größesten Verbrechern Ungestraftheit vor dem Gesetz. In diesem Zusammenhang kann es nicht unerwartet erscheinen, daß auch das äußerliche Grab dessen, der aus dieser seiner tiefsten Erniedrigung im Tode zur Rechten des Vaters erhöhet, und da der ewige Gegenstand einer wahrhaftigen, geistigen Anbetung ist, dem Aberglauben dieser Zeit als das höchste Ziel des Verlangens erscheinen konnte, welches der Wahnsinn der Kreuzzüge war, in welchen Christen, noch triefend vom Blut der Erschlagenen, am heiligen Grabe niederknieten, und ihre lügenhaften Gebete verrichteten. Ach! das sollte heißen, in die Fußtapfen des Heilands treten; ein Stückchen Erde von dem heiligen Grabe als die höchste Reliquie sollte den ersetzen, von welchem es heißt: was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden [1])! Der Grund unsers Heils ist nicht der sinnliche, leere Grabesgrund, sondern des lebendigen, in euch wirksamen heiligen Geistes Fülle. Wenn alles so äußerlich geworden, das innerste Leben sich veräußert, sich nach außen gekehrt hat und sich selbst fremd geworden, so ist es um die Freiheit der Welt geschehen, die vollkommene Unfreiheit herrschend geworden. Dies ist die Zeit, wo es in Deutschland nur Herren und Knechte gab, außer daß in den Städten, welche nach und nach entstanden waren, noch Gemeinsinn und Freiheit zu finden war. Die Geistlichkeit hat mit dem Ansehen des Christenthums dem menschlichen Geist die Ketten der härtesten Knechtschaft angelegt; sie hat dem Menschen die Seele genommen, wie die Leibeigenschaft ihm den Leib genommen hat, daß beides nicht mehr sein eigen war. Ja, das müßt ihr wissen, gel. Fr., und nicht vergessen, in welcher Knechtschaft unsere Vorfahren gelebt, und wie wir durch göttliche Gnade aus dieser

1) Luc. 24, 5 u. 6.

ägyptischen Dienstbarkeit, gleich den Kindern Israel, errettet worden — so werden wir uns ja nicht mehr wie diese, nach den Fleischtöpfen Aegyptens wieder zurücksehnen. Nicht erwähnen will ich der tiefen Erniedrigung und Demüthigung, die ein deutscher Kaiser von dem Bischofsstuhl zu Rom zu erfahren hatte, nicht des unaussprechlichen Unheils und Elendes, welches durch die zahllosen Ketzerverfolgungen und die gräulichen Hexenprocesse über Deutschland verhängt wurde, nicht auch des theuren Blutes, welches, nicht ohne Theilnahme eines deutschen Kaisers, zu Constanz floß. Aber dies Blut färbte sich schon doppelt roth in der Morgenröthe einer bessern Zeit, die darüber aufging, so daß es nach hundert Jahren einem einfachen deutschen Mönch gelingen konnte, mit seiner Feder an den morschen römischen Stuhl zu stoßen und ihn für einen großen Theil von Deutschland, ja von Europa, für immer umzustoßen. Damit war das Knabenalter des deutschen Volkes vorüber; da, in der Wiederherstellung des Christenthums, konnte es wie bei der Stiftung desselben heißen: das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu worden.

III.

Wir haben endlich noch das Mannesalter des deutschen Volkes zu betrachten.

Wenn die Kinder zur Mündigkeit gelangt sind, so erlangen sie eben damit Selbstständigkeit. Diese ist nun nicht mehr nur die des Daseins, sondern auch des Bewußtseins. Wir sehen denselbigen Fortschritt in der Geschichte des deutschen Volkes. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war, sagt der Apostel. Vorbereitet war dieser große Fortschritt durch die reinen Anklänge des Christenthums, welche durch alle Zeiten und mitten durch alle Verderbnisse hindurch ertönten, durch die lauten Forderungen einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern und durch die heftigen Kämpfe zwischen der geistlichen und weltlichen Macht, welche sich durch das ganze Mittelalter hindurchziehen, vorbereitet endlich auch durch die äußerste Verweltlichung der Kirche selbst, welche nur noch auf Reichthum und Wohlleben bedacht und in alle damit verbundenen Verirrungen und Sünden sich stürzend, in den ungeheuren Widerspruch mit sich selbst gerieth, eben das bekämpfen zu müssen, was sie am meisten an ihr selbst finden ließ. Es war die äußerste Entzweiung mit sich selbst, in der der menschliche Geist da stand; aber nur nach dieser Erfahrung und Entzweiung konnte er seine Versöhnung finden. Eine gründliche Verbesserung aller häuslichen und öffentlichen Zustände des Volkes konnte nur von der Verbesserung der Kirche ausgehen, von der Rückkehr zum wahren, ursprünglichen, christlichen Glauben, und daß Gott etwas Besonderes vorhabe mit dieser und der folgenden Zeit, zeigte sich augenscheinlich genug. Das Aufleben der Wissenschaft, die Erneuerung der unvergänglichen Werke des vorchristlichen Alterthums, das Aufblühen der schönen Künste, die Entdeckung von Amerika, die Erfindung der Buchdruckerkunst — dies Alles brach dem Geist neue Bahnen, erweiterte seinen Gesichtskreis, und bildete die Morgenröthe des neuen Tages, der in der Glaubensverbesserung aufging. Der Deutsche, weil er im Herzen von Europa wohnt, so eignet er sich nicht nur alles Fremde lebhaft an, sondern fühlt auch in ihm selbst aufs Lebhafteste den Pulsschlag des geistigen Lebens. Der Geist, bisher sich selbst entfremdet und durch die Kirche selbst gefangen und außer sich gehalten, kehrt nun in sich selbst zurück und hat alles Wahre und Wirkliche nicht mehr nur in der äußerlichen Erscheinung vor sich, sondern auch als einen Gedanken in sich; er nimmt sich das Recht und die Freiheit, das ihm bis dahin vorenthaltene Wort Gottes in der Bibel mit eignen Augen zu lesen; im Abendmahl ist ihm Christus gegenwärtig, aber nicht mehr als eine Sache, die in ein Behältniß gesperrt werden kann, sondern allein im Geist, im Glauben und Genuß. Wie in Christo alle Schätze der Weisheit und Erkennt-

niß verborgen liegen [1]), so sind sie durch die Reformation auch wirklich gehoben, diese heiligen Schätze, und so dem deutschen Volk zu gut gekommen, und ihm zum wahren, lebendigen Eigenthum geworden, und können und sollen es nun auch immer mehr werden. Der Deutsche weiß sich durch Gottes Gnade im Besitz der göttlichen Wahrheit und berechtigt zu ihrer Erkenntniß; Jeder hat Anspruch darauf; es gibt keine Priester- und Laienwelt mehr; willst du mit Gott versöhnt sein, so mußt du selbst dabei sein und dazu thun. Hiermit ist seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß alles Heil wieder in das Innerste des Menschen versetzt und eben damit alle Innigkeit des Gefühls, alle Wahrheit des Glaubens wieder gewonnen; dieser Glaube allein, der das Verdienst und die Gerechtigkeit Christi in sich aufnimmt, nicht das äußerliche Werk macht selig. Auf dem Grunde dieses protestantischen Glaubens fühlt sich der Deutsche frei zu sein, d. h. auch in dem, was ihm ein andres ist, bei sich zu sein, sich selbst treu zu sein. Er lebt im Glauben an die göttliche Wahrheit und forschet in der Schrift, aber er folgt darin seinem Gewissen und seiner gewissenhaften Ueberzeugung und läßt sich diese nicht anbefehlen. Er nimmt an dem öffentlichen Gottesdienste gern und mit Freuden Theil; aber er würde, wollte man ihn von Außen dazu zwingen, es nicht mehr thun, blos um sich seine Freiheit zu retten. Er unterwirft sich allen Gesetzen und Ordnungen des Staats und ehret den König; aber er weiß zugleich, daß das nothwendig und feiner selbst im höchsten Grade würdig sei. Alles Ansehen in der Welt hat nur so lange keinen Werth für ihn, als er der Nothwendigkeit desselben und des Wahrheitsgehaltes darin nicht gewiß geworden, und deßhalb hat die Erkenntniß der Wahrheit, die Belehrung und Bildung in aller Beziehung einen so hohen Werth. Was irgend der fortschreitenden Bildung widerstrebt, was irgend dem Geist neue Fesseln anlegt, was ihm in Kunst und Wissenschaft, in der Betriebsamkeit und Geschäftsthätigkeit vorschreibt: bis hierher und nicht weiter, das gehört der protestantischen Kirche nicht mehr an, das hat sich im Geist schon von ihr getrennt. Denn wie durch sie das Christenthum der Welt wiedergegeben worden, so auch der Geist sich selbst; auch die Grenze, die es allerdings gibt, zu finden, zu bestimmen und einzuhalten, will er keinem Andern verdanken, als sich selbst. So, geliebte Freunde, weht die Fahne des freien Geistes über dem deutschen Volke und es bewahrt und bewährt sich darin seine ursprüngliche, angeborne Freiheitsliebe. Hat es noch dreier Jahrhunderte bedurft, um den Geist der Freiheit, wie er in der protestantischen Kirche lebt, als Denk- und Gewissensfreiheit, als Glaubens- und Lehrfreiheit zu seinem Recht kommen zu lassen, so müssen wir allerdings auch noch jetzt mit Mäßigung, mit Besonnenheit verfahren, aber auch wissen, daß die Zeit und Gegenwart keine andere Aufgabe hat, als diese Gedanken immer allgemeiner herrschend zu machen, und sie mit dem vollen Bewußtsein ihrer Wahrheit und Nothwendigkeit in alle Verhältnisse des Lebens hinein zu bilden und danach alle häuslichen und öffentlichen Zustände des Volks zu verbessern. Das Rückwärtsschauen in die Vergangenheit, in die Geschichte des deutschen Volks, ist wohl gut und nützlich, um zu erkennen, wie Alles geworden, um in dem Vergangenen das Vernünftige aufzusuchen und es zu unterscheiden von dem Falschen und Unrechten, überhaupt die Erfahrung der Vorzeit sich zu nutz zu machen, aber es ist selbst ein unfreies und geistloses, wenn es darauf ausgeht, Veraltetes, Erstorbenes wieder zum Leben zu bringen; denn es bedarf der Anknüpfung an den gegenwärtigen Geist, und so muß es durch ihn selbst auch frei hervorgebracht werden können. Da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war, sagt der Apostel. Es kann der Mann sich nicht mehr an den Spielen der Kindheit ergötzen, noch an den wilden Bewegungen des Knaben theil-

1) Col. 2, 3.

nehmen. Die vergangene Zeit in die gegenwärtige einführen, ist eben so widernatürlich, als wollte der erwachsene Mann seine Leibesgestalt zu der des Jünglings und Kindes zurückschrauben. Der Apostel fordert uns vielmehr auf, daß wir nicht mehr Kinder seien und uns wägen und wiegen lassen von allerlei Wind der Lehre, durch Schalkheit der Menschen, durch Tauscherei, damit sie uns erschleichen und verführen [1]). Es kann die Mode, wenn sie in ihren Erfindungen sich erschöpft und verarmt fühlt, in Kleidungen und Wohnungen das deutsche Alterthum wieder hervorsuchen, aber ernsterer Art ist die Befriedigung der höheren, den Geist und Gedanken, das äußere Wohl und innere Heil des Volkes betreffenden Bedürfnisse. Bedenken müssen wir da, daß nicht nur die Vergangenheit eine Geschichte hat, sondern auch die Zukunft, d. h., daß sie ein Recht hat auf unsere freie, selbstständige Thätigkeit, wodurch wir ihr eine Geschichte machen und vorbereiten, indem wir den Samen edler Thaten und großer Gedanken in die Furchen der Zeit auswerfen, hoffend, er werde dereinst aufgehen und Frucht bringen. Sehet nur, Geliebte, von uns, die wir dazumal noch im blinden Heidenthum lagen, war kaum die Rede, als Deutschland zum Dasein kam, und was ist aus uns geworden durch des evangelischen Glaubens Macht und durch unserer großen Herrscher Geist und Muth, Weisheit und Tapferkeit, rastloses Fortschreiten, treues Hinblicken auf das Ziel einer Zukunft, deren wir jetzt als einer Gegenwart uns erfreuen! Sollen wir nun auf dem Ueberkommenen thatenlos ansruhen oder uns gar mit kindischer Eitelkeit in unserer Vollkommenheit bespiegeln, nicht fortschreiten, nicht rastlos weiter streben? Die Weisheit und christliche Gesinnung der Regierenden ist, des Volkes Geist und inniges, gerechtes Wünschen bei Zeiten zu verstehen, ihm zuvorzukommen durch eine wohldurchdachte, dem Geiste des Volks entsprechende Gesetzgebung, und so das ungemessene Vertrauen zu gewinnen, und eben damit alle, auch die verkehrten, Wünsche in die richtige Bahn hineinzulenken. Des deutschen Volkes gesunde Vernunft und christliche Gesinnung ist, nichts Unbilliges, Uebereiltes zu verlangen, den Glauben zu bewahren, daß das Wahre und Rechte doch endlich siegen müsse, unter allen Umständen aber nicht zu wanken in der deutschen Treue, sondern den Herrschenden die Bestimmung des rechten Zieles und Maaßes zu überlassen. Was jetzt noch in Deutschland alle Fortschritte des Volkes auf eine höhere Stufe hemmt, ist die Heuchelei, d. h. einerseits das so Thun, als sei man mit allen großen Gedanken der Zeit vertraut und einverstanden, und man kann doch dabei andrerseits das innere Widerstreben und die entschiedene Abneigung davor nicht verhehlen. Mit solchem blöden Gewissen ist heutigen Tages nicht mehr durchzukommen; die deutsche Treue ist auch die deutsche Ehrlichkeit, und sie ist auch erst die rechte, ungeheuchelte Frömmigkeit. Dafür lasset also auch uns mit Ernst und Eifer sorgen, daß unsre Freiheitsliebe nicht sei ohne die Wahrheitsliebe, daß die Freiheit uns nicht, wie der Apostel sagt, zum Deckel der Bosheit werde [2]), daß keinerlei Art von Unredlichkeit und Ungerechtigkeit sie entweihe, sondern sie nur die durch unsern heiligen Glauben gefoderte, gerechtfertigte, geheiligte sei. Frei sei das Wort, in Rede und Schrift, doch der Wahrheit, doch dem Gesetz gemäß. Frei sei unser Verhalten, wie im Sprechen, so im Versprechen, ohne Tücke und Hinterlist, ohne Falschheit und Heuchelei, dem deutschen Sprichwort gemäß, nach welchem der Mann von seinem Wort nicht verschieden ist. Frei sei unser deutsches Volk nicht nur in der Unabhängigkeit nach außen und von jedem andern Volk, sondern auch in sich selbst, und so auch frei von dem grimmigen Feinde, der die Fürsten und Völker plagt, — von allem Völkerhaß. Denn frei ist nicht, wer noch der Sünde dient, wer noch von seinen Launen und Leidenschaften sich beherrschen läßt, wer noch ein Sklav seiner selbst ist, sondern, wenn euch der Sohn

---

1) Ephes. 4, 14. 2) 1 Petri 2, 16.

frei macht, so seid ihr recht frei, sagt er selbst[1]). Wer war freier als er? Unbefangen und unschuldig, umgeben von der List und Tücke Anderer, ist er durch diese Welt gegangen, frei von allem Vorurtheil und aller Vorliebe, nicht achtend auf das, was Andere in ihren Vorurtheilen über ihn dachten und sagten, nicht seinen Vortheil beabsichtigend, sondern allein des Volkes Glück und aller Völker Heil, ja auch mit freiestem Gehorsam sich hingebend und aufopfernd für die Welt, ein reines und unbeflecktes Opfer. Ihn, der nur für die Freiheit der Welt gelebt hat und gestorben ist, ihn lasset uns stets vor Augen haben; sein Geist allein und das redliche, aufrichtige Bekenntniß zu ihm kann unser Volk auf immer höhere Stufen der Vortrefflichkeit führen; wer aber, wie Jacobus sagt, genau hineinschauet in das vollkommene Gesetz der Freiheit und darin beharret und ist nicht ein vergeßlicher Hörer, sondern ein Thäter, derselbige wird selig sein in seiner That[2]). Amen.

Heiliger Gott, barmherziger Vater in Jesu Christo! Wie unaussprechlich haben wir dir zu danken für die Weisheit und Gnade, für die Langmuth und Treue, womit du nun tausend Jahre über unserm deutschen Vaterlande gewaltet, und es durch so viele Schicksale und Trübsale, durch gute und böse Zeiten hindurchgeführt, und wie ein schwaches Kind allmälig groß gezogen hast. Im Namen aller der Millionen unserer deutschen Vorfahren, die seitdem waren und vergangen sind, stehen wir hier vor dir, deine Vaterhuld zu preisen, und die Tiefe der heiligen Rathschlüsse, womit du dich an unserem Volk verherrlicht hast, zu bewundern und anzubeten. Wie du einst wiederholt zu Israel sprachst: ich will dein Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein[3]), so hast du von jeher unser Volk und jedes, das seiner Abstammung war, durch den Sinn für tiefe Geistigkeit und Frömmigkeit ausgezeichnet und uns dadurch zu dir in ein näheres, innigeres Verhältniß gesetzt als alle andere. Wie ein weiser Vater hast du unser Volk erzogen und dich in allen Zeiten zu seiner Fassungskraft gnädig herabgelassen; du hast dem Kinde zuerst die wenn auch nicht lautere Milch des Evangeliums gereicht, da es stärkere Speise noch nicht vertragen konnte, die wilde Jugend des Volks langmüthig getragen, damit es endlich, wie dein großer Apostel gesagt hat, herankomme zu dem Mannesalter in Christo, deinem Sohn[4]). So laß uns denn diese deine Barmherzigkeit aufs tiefste empfinden und verehren; nimm an den innigen Dank für alle deine väterlichen Führungen, und verhüte in Gnaden, daß wir uns je derselben unwürdig machen. Gib, daß das Licht deines heiligen Evangeliums, der reine Schein deines heiligen Wortes, womit du uns begnadigt hast, nimmer im deutschen Volke erlösche. Führe das große Werk der Geistesfreiheit, das du in uns angefangen hast, auf immer höhere Stufen und laß alle Anschläge dagegen zu nichte werden. Laß die in allen Ländern des deutschen Reiches jetzt gestiftete herzerhebende Vereinigung zur Unterstützung unserer bedrängten Glaubensgenossen in nicht evangelischen Ländern auch unter uns kräftig und groß aufblühen, damit wir nicht die letzten sein, wenn es gilt, öffentlich Zeugniß zu geben und dir zu danken für das, was unserm nächsten Vaterlande der Grund seiner Blüte und Größe gewesen ist. Fördere in deiner Gnade immer mehr und mehr die Einheit des deutschen Vaterlandes im reinen, evangelischen Geist und Glauben. Gründe die Ordnung des kirchlichen Lebens unter uns immer tiefer und fester, und laß sie in allgemeiner, regelmäßiger Weise in unser gesammtes Volksleben hineingeflochten, nicht bloß die augenblickliche, vorübergehende Abhülfe von einzelnen Gebrechen sein. Belohne unsers geliebten Königs treues Sorgen und unablässiges Bemühen um das Glück des Volkes

---

1) Joh. 8, 36. 2) Jac. 1, 25. Röm. 8, 2. 3) 3 Mos. 26, 12. Jerem. 24, 7. 4) Ephes. 4, 13.

mit den frohesten, gesegnetsten Erfolgen und gib, daß er mit seinem starken Arm die Schrecken des Krieges von dem deutschen Vaterland abwehre. Laß alle, die da arbeiten in Kirchen und Schulen, in dem Bewußtsein ihres redlichen Fleißes und in den Früchten ihrer mühevollen Thätigkeit Kraft und Stärke, Ermunterung und Begeisterung finden; öffne ihnen den Mund zum Bekenntniß deines heiligen Namens ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, ohne Buchstabendienst und Götzendienst! Nimm dich der Armen und Kranken, der Witwen und Waisen an, und sei mit uns allen, wie du von Anfang mit unserm Volk gewesen bist! Erhöre diese Bitten um Christi willen! Amen.

II. Gerichtliche und Staatsreden.

1.

Aus Thüring Frickard's, Stadtschreibers zu Bern, Beschreibung des Twingherrenstreits daselbst, im Jahre 1470 [1]).

Einleitung.

Die Stadt Bern war von dem deutschen Kaiser Friedrich II. zur unmittelbaren freien Reichsstadt erhoben, und hatte dem kriegerischen Muth ihrer Bürgerschaft, so wie ihren Verbindungen mit dem umwohnenden kleinern Reichsadel ihre Erhaltung und Unabhängigkeit zu verdanken. Unter der klugen Leitung dieser kriegskundigen Ritter und weiser Regenten aus ihrer Mitte gelangte sie durch glücklichen Erfolg der Waffen, durch vortheilhafte Verträge, und durch geschickte Benutzung der Zeitumstände allmälig zum Besitz eines ansehnlichen Gebietes, das sich über einen großen Theil des westlichen Helvetiens ausdehnte. Doch so ansehnlich der Umfang dieses Landkreises, so verschieden und zum Theil beschränkt waren die Herrscherrechte, welche der Stadt über die vielen Bestandtheile desselben zustanden. Letzteres war besonders der Fall mit den Besitzungen jenes um Bern herum wohnenden Adels, der persönlich nur durch Bürgerrecht mit der Stadt verbunden und ihr verpflichtet war, auch blos freiwillig die Mannschaft seiner Herrschaften den Aufgeboten derselben unterworfen hatte. Im Jahre 1415 ertheilte zwar Kaiser Sigismund der Stadt Bern auf ewige Zeiten die landesherrlichen Rechte der Besteuerung und Heerfolge über alle diejenigen, „welche in derselben Twingen und Bännen sitzen, und Fried, Schirm und Hülfe von ihr haben," und zwar mit der Befugniß, „diese Rechte nicht allein zu Handen des Reichs, sondern auch zu ihrer eigenen Nothdurft auszuüben." Indeß mehrere der Landbesitzer oder Twingherren [2]) fuhren dennoch fort, über ihre Herrschaftsangehörigen jene höhere Gewalt sich zuzueignen. Ungeachtet einer gütlichen Uebereinkunft hatte der Zweck allgemeiner Gleichförmigkeit nicht erlangt werden können. Unter diesen Verhältnissen wurde Peter Kistler 1440 Mitglied des Rathes und gelangte endlich zur höchsten Staatswürde. Dieser Mann war es, der aus Eifer für der Stadt Nutzen, wie er selbst angibt, oder aus Ehrgeiz,

---

1) Herausgegeben mit Anmerkungen von Emanuel von Rodt, Bern, 1837, der aber, wie er in der Einleitung sagt, nicht die Urschrift, sondern nur eine Abschrift und zwar mit einiger Modernisirung der Schreibart, doch mit möglichster Bewahrung des Urcharakters hat abdrucken lassen. — Die folgende Einleitung ist aus der seinigen zusammengezogen.

2) Twingherren, gleichbedeutend mit Gerichtsherren, Besitzer eines Twings, d. h. der Gerichtsbarkeit in einem gewissen Kreise, einer Dorf- oder Kirchspielmark; nicht Zwinger, Volksbedrücker.

wie seine Gegner ihm vorwarfen, durch planmäßige Angriffe auf die von den Twingherren bisher ausgeübten Rechte der Urheber eines Streits wurde, welcher ursprünglich blos um herrschaftliche Befugnisse sich drehend, in der Folge zu einem eigentlichen Parteienkampf zwischen Adel und Bürgerthum, oder vielmehr zwischen der Klasse des Adels und dem Anhange Kistler's erwuchs.

Rede.

(Im Namen aller übrigen Twingherren nahm Herr Adrian von Bubenberg das Wort und fing an zu erzählen von der Stiftung der Stadt, wem sie anfangs zu regiren befohlen worden, und daß der Geschlechter noch drei zugegen wären, die von Erlach nämlich, Urban von Muhleren und er [1]), die samt Andern, welche durch ihre Voreltern in die Stadt gezöcht [2]), auch etwa genöthet worden, die Stadt hätten emporgebracht und ihr mit ihren Herrschaften eine Landschaft ringsherum gebildet, durch deren Mannschaft die Stadt einen großen Theil, wo nicht ihr ganzes Land erobert habe; denn selbst, was sie erkauft, wäre für sie nicht zu kaufen gewesen ohne die Furcht vor der weidlichen Ritterschaft in der Stadt und vor der hübschen Mannschaft, welche dieselbe von dem eingezogenen Adel erhalten, deren Kraft die großen Grafen und Fürsten an mehreren Enden erkundet hätten.)

„Und wer hat denn die erkauften Herrschaften bezahlt? Wahrlich nicht der schlechte [3]) gemeine Burger; oder wenn auch dafür eine Tell [4]) aufgelegt wurde, so trug er nicht viel dazu bei. Auch hatte damals die Stadt noch wenig Rent und Gült [5]); selbst jetzt, wo dieselbe große Renten und Einkommen genießt, und der Lande viele hat, sehet ihr ja, daß sie dennoch kaum damit fürkommen [6]) kann, und oft gesagt wird, daß wenn der Seckelmeister nicht so viele Jahre schon so geschickt der Stadt hausgehalten hätte, oder wenn er bald mit Tode abginge, etwas bös an die Hand müßte nehmen [7]), aus ihren Schulden zu kommen. Wahrlich, die großen, reichen Geschlechter, die in der Stadt sich befanden, die haben die Käufe fast ganz müssen bezahlen.

Wer hat die langwierigen Kriege gegen die Fürsten zu unterhalten und zu ertragen vermocht? Der Stadtseckel nicht, denn noch hatte man keine Landschaft, von der man es hätte können nehmen. Eben so wenig hätte es der arme, gemeine Burger und Handwerksmann vermocht. Der reiche, mächtige Adel aber, dem alle Rent und Gült in dieser Landschaft auf zwei oder drei Meilen Wegs herum angehörten, der auch die gemeinen Handwerksleute dieser Stadt erzogen [8]), der war es, der die schweren Kriege unterhielt! Wie große Rychtagen [9]) diese Geschlechter gehabt, das findet ihr wohl in so vielen Klöstern, in dieser Stadt sowohl als in der ganzen Landschaft (so man seit Kurzem genannt die vier Landgerichte), die sie gestiftet und begabet haben. Und besonders, wenn einige jener Geschlechter abgingen, wie es leider zum großen Schaden dieser Stadt der Fall mit vielen war, vergabeten sie alle ihre Renten und Gülten den Klöstern; was nun der Stadt nicht mehr zur Hülfe dient, weder in Lieb noch in Leid, wie zuvor, sondern bleibt fast Alles vor der Stadt außen; glaubten die ehrlichen Geschlechter damit Gottes Ehre und ihrer Seelen Heil zu schaffen. Ich fürchte aber, sie haben damit nur viel Huren [10]) und Buben gestiftet; hätten sie dies betrachtet, so hätten sie ohne Zweifel ihr Gut lieber der Stadt vergabet, wie es

1) Von dem vorhandenen Adel waren einige Geschlechter, wenn schon altadelig, doch erst später nach Bern gekommen, wie z. B. die Scharnachthal, vom Stein; andre zählte man zum neuen Adel.

2) gelockt. 3) arme. 4) Steuer, taille. 5) Zinsbriefe. 6) auskommen. 7) es derselben dann schwer fallen werde. 8) ernährt. 9) Reichthümer.

10) Statt Huren hat eine Abschrift Herren; ersteres Wort wird aber in den alten Schriften gewöhnlich neben Buben gesetzt.

auch Einige gethan; denn ich wüßte wohl nachzuweisen, daß viele ehrliche, absterbende Geschlechter das Ihrige der Stadt verordnet haben.

In Summe, es ist ein solch trefflicher Adel in dieser Stadt gewesen, daß wir selbigen jetzt zu unsren Zeiten weder an Leib noch Personen, und viel weniger noch an Gut nur zu verzehnten [1]) vermöchten oder wüßten. Diese Geschlechter haben zu der Stadt Ehre und Aeufnung [2]) weder ihre Leiber noch ihr Gut gespart, auch ihre Unterthanen in der ganzen Landschaft, die sie gemacht [3]), dazu gehalten. Seither ließen sich in der Stadt einige Fremdlinge und neue Berner nieder, was wir ihnen nicht verbönnend [4]); hätten ihnen auch gerne Ehre und Freundschaft, wie ein Burger dem anderen schuldig, erwiesen. Da suchen sie jetzt aber uns um unsre alten und ererbten Rechte zu bringen, wenn es von ihnen abhinge, nennen dies der Stadt Nutzen, den sie nie gesucht, und reden von derselben Freiheit, die Könige und Kaiser ihnen gegeben haben; wovon sie aber nichts verstehen, und sprechen von redlichen Bernern, die lieber das Ihrige dargäben denn wider die Stadt legtend [5]).

Wie redlich sie seien, dessen sollte man noch wohl eingedenk sein seit dem letzten Kriege, den man mit den Oesterreichern gehabt. Oder was haben sie denn bisher der Stadt vom Ihrigen gegeben oder nur nachgelassen? Ich sehe nichts, denn daß sie stets von der Stadt nehmen, von ihr leben und reich werden, sie, die noch vor Kurzem arm gewesen [6]). Wenn sie nur etwa bis nach Höchstetten oder Stettlen hinausreiten und einmal draußen essen, so muß ihnen Alles wohl bezahlt sein. Als sich aber begab, daß man nach Frankreich, zum Kaiser, zum Herzog von Burgund, in die Niederlande hinab, und nach Turin zum Herzog von Savoy hat reiten [7]) müssen, wozu es Eurer MrGHrn. Ehre willen, einer ehrlichen [8]) Ausrüstung bedurfte, da haben Hr. Niklaus von Dießbach, mein Herr jetziger Schultheiß, mein Herr alter Schultheiß von Ringeltingen und ich müssen reiten. Ich wünschte, daß jene an meiner Stelle gewesen wären, und möchte dann sehen, was sie der Stadt geschenkt [9]) haben würden? Ich aber könnte durch Rechnung wohl erweisen, daß seit meines Vaters, Hrn. Heinrichs, Tode (was nicht lange her ist), ich dieser Stadt wegen über 500 rhein. Gulden [10]) verritten habe, die ich zum Theil noch Eurer Stadt und Handwerksleuten schuldig bin. Wohl weiß ich, daß die andern drei meiner Herren ihren Theil an Kosten auch gehabt haben. Das beduret mich nit [11]); denn unsre Väter haben noch mehr gethan.

Diese Leute wollen aber, daß wir geben, bis wir der Stadt nichts mehr zu geben, noch ihr zu dienen haben, oder sie wollen es uns sonst anrichten [12]) zu nehmen. Sehen wir ja, daß, weil sie den Angriff nicht selbst thun dürfen, sie einen frechen Bauern zu Dorf [13]) anreisen [14]) müssen! Ich glaube wahrhaf-

---

1) zum zehnten Theil zu ersetzen.

2) aufenen, äuffern (von auf) heißt: in Aufnahme bringen.

3) die sie gebildet, worunter der seitherige Bezirk der vier Landgerichte verstanden ist.

4) Das bernerische Wort für mißgönnen; daher verbünstig, mißgönnend.

5) denn sich der Stadt zu widersetzen.

6) Bubenberg scheint hier offenbar auf Kistler und einige seiner Anhänger zu zielen, die er neue Berner nennt, weil etwa nur ihre Väter oder Großväter hier sich niedergelassen. Worauf aber der Vorwurf, betreffend den letzten Krieg mit Oesterreich, deutet, ist nicht klar. Dieser Krieg kann nur derjenige von 1467 bis 1468 gewesen sein, wo Kistler dem Feldzuge vom erstern Jahr als Pannerhauptmann unter Bubenbergs Oberbefehl beigewohnt hatte.

7) Auf Reisen wurde bekanntlich damals meist geritten. 8) anständigen.

9) der Stadt nicht angerechnet.

10) Nach heutigem Geldwerth etwa das Zehnfache. Sein Vater war Schultheiß und 1464 verstorben. 11) reuet mich nicht. 12) zu nehmen trachten.

13) zu Dorf, z'Dorf gehen heißt im Bernerdialekt so viel als: drauf losgehen, über einen herfallen. 14) anhetzen zum Angriff.

tig, unserer und unserer Voreltern Wohlthaten wegen hassen sie uns, und verderbten uns gerne, damit sie uns keinen Dank schuldig wären! Sie aber können der Stadt nichts geben, sondern nur nehmen, wollen taub [1]) werden, wenn ein frommer Berner die Wohlthaten unsrer Voreltern und unsre geleisteten Dienste anzüchet [2]). Um diese zu verkleinern, dürfen sie gar hin und wieder sagen, es wolle ein neuer muthwilliger Adel aufstehen, der Stadt und Land wolle überlegen sein; und ihre Voreltern hätten einen solchen nie dulden wollen, sondern ihn vertrieben und dafür ihr Blut und Schweiß dargeben. Sie rathen als nothwendig, es mit uns auch also zu machen, schämen sich nicht, öffentlich Lügen und Dinge zu sagen, wovon sie nichts wissen. Denn wie bereits gesagt, das Regiment von Bern, das von jeher der Adel geführt, hat nie keinen Adel vertrieben, wohl aber große Kriege mit Fürsten und Grafen geführt und ihnen obgesiegt, und dies hat die Stadt eben durch den Adel ausgeführt. Und wie hätten sie denn diesen vertrieben, da eben der größte Adel dieser Lande (mit Ausnahme Einiger, die auch in andere Städte gezogen) hier in dieser unserer Stadt sich niedergelassen und hier abgestorben ist? Wovon ich wohl etwa bis auf vierzig Geschlechter zu zählen wüßte.

Wer aber der neue, muthwillige und überlegene Adel seie, der da aufstehen will, den kenne ich nicht; sie, die solches sagen, seien es denn selbst; denn bisher haben wir hier in der Stadt noch von Niemanden Muthwillen und Ungelegenheit weder gehört noch gespürt; so was wäre auch nicht geduldet worden. Seit wenigen Jahren aber sind Einige aufgestanden, die vorher schlechte, arme Gesellen gewesen, die aber früher werken [3]) konnten, es jetzt aber nümmen [4]) können, die nichts Andres als große Junkern wollen sein; die man vormals gegrüßt und genannt Meister Peter! Meister Rudolf! Meister Hans [5])! Wollte man aber jetzt nicht tief vor ihnen sich bücken, eine halbe Meile Weges mit entdecktem Haupt ihnen entgegen kommen, ihnen nicht Junker! Herr! ja auch Gnädiger! sagen, so würde es übel angehen!

Wie, oder womit haben sie so schnell bekommen, was sie doch nicht ererbet haben; sie, die vor wenig Jahren noch arm gewesen sind? Wahrlich, es muß nicht Jedermann, der neben ihnen saß, nutz gewesen sein, oder man muß sich vor ihnen gefürchtet haben [6]). Jetzt fangen sie aber an, übermüthig zu sein, trachten nach unserm väterlichen oder mütterlichen Erbe, das sie unverhört nehmen wollen, indem sie unsre Briefe und Siegel noch nie haben einsehen, noch deren Inhalt anhören wollen, als allein diejenigen des Hrn. Niklaus von Dießbach; auch die gelten aber nichts bei ihnen, obschon sie den unsrigen gleich, und die alten, weisen, theuern Berner sie unter der Stadt Siegel haben ausgehen lassen! Ist es nicht gemuthwillet, so weiß ich nicht was gemuthwillet heißt! Lieber Gott! wenn auf solche Weise Gericht und Recht zu halten von einem großen Fürsten ausgeschrieen [7]) würde, würden diese nicht selbst sagen: O was

---

1) zornig. 2) anführt, davon redet.

3) werken, arbeiten, Handwerk treiben; in der Volkssprache der Schweiz noch immer üblich.

4) berndeutsch für nicht mehr.

5) Versteht sich, daß solche Bücklinge und Titulaturen nur etwa von gunstbedürftigen Landleuten gefordert und gegeben wurden. Die emporgewachsene Macht der Stadt Bern hatte damals bereits der Bürgerschaft die Köpfe groß gemacht, sie von dem Betriebe der Handwerke abgewandt; übrigens hat der Redner hier besonders den Venner Peter Kistler und dessen Anhang im Auge; diese sind die Meister Peter, Rudolf u. s. w.

6) Die Abschrift ist hier undeutlich: er muß etwan in Wybs gesäßen legen gsin sin. Bubenberg läßt vermuthen, jener Wohlstand sei auf unrechtmäßige Weise, auf Kosten des Staats oder Publikums erworben worden, und die, welche dabei Einsehen thun konnten, hätten es aus Furcht nicht gethan, hätten Weiberröcke getragen.

7) einem großen Fürsten nachgeredet.

großer Tyrann! Und sie thun es selbst! Sind auch solche weise, hübsche gerechte Bekanntnisse [1]) von uns je erhört, oder gegen wen ist je gemuthwillet worden? Sie können es nicht erzeigen.

Worin sind wir nun der Stadt überlegen [2]), wie sie uns ferner vorwerfen? Vielleicht darin, daß alle unsre Renten und Gülten [3]) hier in der Stadt verthan und verzehrt werden; wo nicht gar noch mehr dazu? So wie es bei mir der Fall ist, daß ich dem Wattmann [4]), wenn er bezahlt sein will, muß zinsbar sein, um nicht etwa eine Matte oder einen Hof verkaufen zu müssen.

Auf Bitte der Handwerksleute führen wir unser Korn herein, geben ihnen dasselbe ohne Baarzahlung um zwei Plappart wohlfeiler als die Landleute; deßgleichen mit unserm Weine, den wir allein in die Stadt führen und hier einer ganzen Gemeind um einen ziemlichen Schlag [5]) verkaufen, davon auch der Stadt große Umgelder [6]) und Böspfennige [7]) bezahlen, dessen wir enthoben wären, wenn wir den Wein in unsern Häusern vor der Stadt einlegten und auch dort tränken. Auf diese Weise kämen wir nicht so sehr in Schulden, wie es geschieht, so daß ich wahrhaftig besorge, bei Langem werden wir oder unsre Kinder bei unserm Dienen in Armuth gerathen, und daß sodann unsre Güter einigen derjenigen zufallen mögen, die uns jetzt so gerne das Unsre nähmen. Also muthwillen wir und sind der Stadt überlästig!

Wollten sie aber sagen, ist es nicht in der Stadt, so ist es auf dem Lande, daß jenes der Fall seie. Da will ich sie nun gebeten haben, uns einen Einzigen zu zeigen, der muthwillig behandelt worden, oder der da klage, daß wir ihm überlästig seien. Es wäre denn etwa ein böser Lecker [8]), der nach bekannter Urtheil [9]) von uns, aber dennoch gnädiglich bestraft worden. Es möge Jemand hervortreten, der klagen könne, wir suchten irgend Jemanden das Seinige zu nehmen, oder Weib und Töchter ihm zu schmähen? Es wird sich keiner finden [10]).

Und in Summe, wären wir unsern Unterthanen so überlästig, würden sie uns denn so dringend bitten, unsre Herrschaften nicht zu veräußern, wie solches geschieht, wenn wir in der Stadt Dienst für uns so wohl hausgehalten, daß wir etwa suchen mußten, die eine oder andre derselben an MeGHrn., oder sonst zu verkaufen? Welchem vorzukommen unsre Unterthanen sich selbst schätzten und mit Steuer belegten, um damit einen Theil unsrer Schulden zu bezahlen, so daß wir alsdann den Verkauf unterließen, wie dies viele MeGHrn. hier zugegen wohl wissen.

Wie ist ihm nun zu thun, damit wir unsre Ehre und unser Erbe vor diesen uns aufsätzigen Leuten zu bewahren vermögen, die beide zu verlieren man nicht ertragen kann? Leicht wüßten wir es zu thun, wenn wir dieser Stadt Ruhe, Ehre, gute Ordnungen, so wenig schonen wollten, als sie es thun. Sie heißen uns hinausgehen, söndern uns von ihnen, damit sie mit allen Listen und Ale-

---

1) Beschlüsse. 2) lästig. 3) Geld- und Naturalzinsen.
4) Handelsmann, bei dem Bubenberg auf Zins borgen mußte.
5) Jedermann um einen mäßigen Preis.
6) Das Umgeld, octroy, eine Abgabe von dem in die Stadt geführten Wein, war eine schon von alten Zeiten her überall eingeführte Auflage; ihr Name wird von: Unrecht, **mala tolta**, hergeleitet, welchen Namen das darüber unwillige Volk derselben gegeben habe. Anfangs blos auf die Getränke gelegt, wurde das Umgeld nachwärts an einigen Orten, wie z. B. in Zürich auch auf andere eingeführte Waaren und auf deren Transit gelegt.
7) eine von frühern Zeiten her in der Stadt eingeführte Auflage auf den eingekellerten Wein, deren Bezug von ihren Unterthanen einige Twingherren freiwillig zugelassen, die übrigen aber bisher verweigert hatten.
8) Schalk, loser Vogel. 9) in Folge Urtheilsspruches.
10) Mit Recht hebt Joh. von Müller, Bd. IV., diese Aufforderung Bubenberg's als ein schönes Lob für jene Twingherren aus.

fanzen [1]) uns das Unsrige nehmen können, und wir dulden alles um der Stadt und der Regirung Ruhe willen, zu künftigem Ende, daß gute Ordnung nicht aufgehoben werde. Denn wollten wir uns nicht nach ihrem Willen söndern und heraustreiben lassen, wie wir es wohl hindern könnten, was vermöchten sie uns zu thun? nichts! Und dennoch wollen sie es, wie sie sagen, in der Stadt Namen thun, mit welchem Deckmantel sie alle ihre Gewaltthaten und Ungerechtigkeit zudecken, so daß mit Grund bei vielen frommen Männern Urbans von Muhleren Rede zum Sprichwort geworden ist: „Er wolle der Stadt gerne dienen, nicht aber für die Stadt in die Hölle fahren!" Und weil man denn zuweilen (wie billig) diesem vorkommen will, so sind wir ihnen dann ein überlegner [2]) Adel. Unsre Lehre ist aber die: daß wenn man Niemanden wider Recht des Seinigen beraube, und deßhalb Hand obhalte, das heiße dann der Stadt Nutzen und Ehre und den Eid beobachten.

Nun dulden wir's, obwohl sie nicht die Stadt sind, wie sie sich dafür ausgeben, sondern die Stadt vielmehr auf unsrer Seite ist; denn durch die, welche in den Aemtern [3]), und durch die Mehrzahl der Personen, die in das Regiment verordnet sind, wird die Stadt benamset [4]). Nun haben wir auf unsrer Seite den neuen und den alten Schultheißen, neue und alte Venner, und, wie wir hoffen, den Mehrtheil des kleinen Rathes. Und wer zweifelt, daß wenn wir bei einander wären, oder uns wieder zusammenthäten, was sie uns (wenn wir wollten) nicht wehren könnten, daß auch im großen Rath wir ihnen weit überlegen wären.

Aber wir wollen die Regierung in keine Gefahr oder künftige Unordnung bringen, sondern ruhigere Mittel an die Hand nehmen, und wollen diesen Neulingen um ihre Neuerungen ein ziemliches [5]) Recht anbieten, ihnen überlassen, ein Gericht zusammenzusetzen aus frommen, unverläumdeten Männern in- oder außerhalb des Landes, wo sie wollen, oder auch aus der Mitte des kleinen oder großen Rathes dieser Stadt, mit Ausschluß derjenigen, die so schnell, meistens unverhört und unerdauert, uns unsre Ehre und ererbtes Gut haben nehmen wollen. Was dann jene Richter, nachdem sie uns verhört, bei ihren Ehren und Eiden erkennen werden, bei dem wollen wir in guten Treuen bleiben.

Inzwischen aber werden wir uns mit der Hülfe Gottes bei unserm Herkommen, Erbe und Rechten, wie bisher, erhalten und davon nicht kommen. Das wollen wir Euch, MeGHrn, hiemit angezeigt und Euch ermahnt haben, dieses unser gebührliches Anerbieten nicht in den Wind zu schlagen, sondern dieser löblichen Stadt zu schonen, und unserm rechtlichen Vorschlag dermaßen zu begegnen, daß es zu der Stadt Aeufnung und Ruhe möge dienen, was unsrer Seits die höchste Begierde ist, die wir haben.

---

1) Alfanzereien, noch heute ein gebräuchlicher Ausdruck für eitle, leere Vorwände, Chikanen. 2) überlästiger.
3) Unter den Aemtern werden hier die höchsten Staatswürden verstanden.
4) vertreten. 5) ziemendes.

2.

Klagschrift an alle Stände deutscher Nation, von Ulrich von Hutten 6).

Ein Clagschrift des Hochberuomten und Eernvesten Herrn Ulrichs von Hutten gekroeneten Poeten und Orator an alle stend Deütscher nation, Wie unförmlicher weise und gantz geschwind, unersuocht oder erfordert eini-ges rechtens. Er mit eignem tyrannischen gewalt, von den Romanisten, an leib, eer, und guot, beschwert und benoetiget werde. Ein grosses dingk ist die warheit, und starck über alle. III. Esdrae IIII. — Neun ungezählte Blätter in 4° ohne Angabe des Druckortes.

Allen und yeden teütscher Nation, fürsten, herren. Edelleüten: Burgern, und gemeinen, was stands oder wesens die seint, Embeüt ich Ulrich von Hutten Poet und Orator: meine underthenige schuldige willig und früntlich dienst zuvor. Gnädigen günstigen lieben Herren und freünd, Als ich verschiner zeyt, auß lieb und zuoneigung der Christenlichen warheit, auch wolmeinung unsers vatterlands teütscher Nation, etliche ding, die zuo verhalten weder christlich, noch meiner gepür geacht schrifftlich angezeigt, und durch den truck außgegossen hate, Nämlich von dem übermaessigen unzimlichen, des Baptsts gewalt, von dem verkerten stand der Statt Rom, von wollüstigem unordenlichem überfluß, und unersätlichem geitz der geistlichen, von der Simoneischen ketzerey, und unfromkeit der Curtisanen in gemein von denen, die wiewol Geistlich genennet sein wöllen, doch gar nit dem geist, sonder fleischlichem wesen nach leben, unnd mit aller be-gir nach wollust des leibs trachten, auch von Constitution und gesätzen der Bäpst, die sie ye mer und mer fürnemen, Von dem tyrannischen gewalt der Bullen, so taeglich sie umher regiert, und dergleichen ander dingen, durch welche die Cristen-liche warheit, vilfaltigklichen, und gleich unauffhörlich abgezogen, teütsch land aufs scheblichst und schmeelichst beschwert und undertruckt wirt, und die ding so klaerlich vor augen waren, das sie niemant widersprechen, so gar unbillich, das sie keines wegs entschuldiget, noch vertedingt werden möchten, auch als ich die durch geschrifft offenbaret, nit allein mich keyner übelthat schuldig wüste, darumb ich straff zuo gewarten hette, sonder auch der massen verdienet erkannte, dardurch ich billich belonung zu vorhoffen gehapt als der vormanung gaeb sollycher dyng, die Cristenlycher ler gemeß, mir nit minder gepürlich, dan dem glauben beysten-dig, und gemeynem nuotz nottürftig, dann ye das meyn vornemen gewest, wie ich durch guettige ermanung, vorschaffen möcht, do mit die selbigen geystlichen doch zum lesten, sich zur besserung erinerten, uff das sye gemeinem Cristlichem volck, zuo irer vervolgung nitt zuo vyel ursach gaeben, und ich aber auß erbarem ge-muet, lauterem gewissen, Cristenlichem glauben und guotter hoffnung dises ange-fangen, hab ich als bald eyn sollich bewegung etzlycher menschen wider mich be-funden, als hette ich mich neüwerung, oder umbkerung eynes gemeynen Standß unterfangen dann man mir mit emssigklicher gramschafft grausamlichen trauwen, mit ser hefftigem schrecken, und gegenwärtiger farhe begegnet ist, als sölt man mych mit bapstlichem bann verthammen, oder in gefengnuoß legen, oder aber öf-fentlichen umbbringen. Ich byn Auch gewarnet, der keines zuo förchten, sonder man gedenck mich heimlich mit woffen oder gifft zuo ermorden. Und ist gemein-lich aller achtung gewesen, Ich werde, es geschehe gleych in welcher gestalt es wöll abgetilget, unnd von leüten gethan, Es haben auch etliche sych hoeren las-sen, Sy wissen mehr dan sye offenbaren gedörffen. So bin ich von Rom außher

6) Siehe: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel III. 1. S. 211 bis 226. Ulrich von Hutten ward geboren den 21. April 1488 auf dem fränkischen Schlosse Stackelberg, und starb im August 1523 auf der Insel Ufnau im Züricher See. Herder nennt ihn den deutschen Demosthenes.

vorstendiget unnd bericht, durch was stifftung und emsiges anhalten, solliche radtschlaege uber mich geschehen. Unnd als Ich nachdem in Brabant gezogen, do selbst etliche tag am hofe deß großmächtigsten unßers aller gnaedigsten herren künig Carolus, meyner geschäfft halben vorharrete, Ist mir von guotten fründen, und bekanten, so ich deß ortes hab, hefftige warnung geschehen, mich bald, wöll ich meyn leben behalten, von dannen zuo machen. Dan zuo vorderst ann dem ort werde mir uff das geschwindest nach getrachtet, also das ich nit anderß, dann mit eylender flucht entgehen moege. Als mir das voerkommen, hab ich erstlich, in betrachtung und ansehen meyner unschuldt, die sachen leycht geacht. Als mir aber bald darnach solche ding nit einer oder zwen, sonder mer unnd vil zuo erkennen geben, hab ich mich bedacht, die sach nitt lenger zuo verachten, und eylentes von dannen verruckt. Ich sag nitt, wer myr der massen noch gestalt oder getracht hab, oder das es in der warheyt also geschehen. Sonder sag ich, gutte fründt haben mich gewarnet, mir werde nach meynem leben getracht, und jetzu sey ich nitt weyt von meinem end. Do ich nun als der unwissend fleissigklich gefragt, von wem ich oben angezeygete farhe zuo gewarten, ist mir gesagt, ich hab mich vor denen, so des bapstes geschäften hie aussen pflegen, und einen yeden Curtisanen, er sey wer er wölle zuo hueten. Das aber gedachte warnung, nitt on grüntlich wissen der sachen geschehen, hat sich bald darnach bewisen. Dann als ich den Rhein wider auff gezogen, seynd mir etliche von Rom kommend begegnet, dye offentlich gesagt, es sey zuo Rom bey allen das geschrey Leo der Bapst sey unversuonlich uber mich erzörnet, hab auch bestalt, mich uff das aller härtest unnd geschwindest zuo vervolgen. Und do ich gen mentz kommen haben mich gutte freünd und günder mit frolocken entpfangen, sich meyner zuekuonfft vast gefreüdt und etliche sich nit wenig, das ich noch lebte vorwundert. Dann sy angezeyget, ist auch das gemeyne geruecht gewest, man stelle mir der massen nach, das ich dem bad nit wol entgeen werde. Der halben sy auch eyn zeitlang an meynem leben verzagt gewest, förchtend es wer schon umb mich geschehen. On not ist uff diß mol zuo vorzelen, was ich doselbst weyter erfaren, Do ich wider gen Franckfurt kommen, seind mir briefe und botten von guoten fründen zuogeschickt, auch etliche selbs zuo mir gereiset, anzeigend, wie yetzo der Bapst mit briefen und botschafften, von etlichen teütschen fürsten fordere, etlichen auch zuo denen er irer pflicht nach, fuge hab, gebotten, mich im gefangen gen Rom zuo überantwurten, und zuo voran, hab er sollichs mit einem von den groesten, den er meinte, sol das am basten zuo thuon haben, gantz ernstlich verschafft, mit angehenckter trawung, wo das nit von im geschaech, in fürter mer, nit vor einen freünd zuo halten, sonder seine huld von im zuo wenden. So bald nuo solliche mer außgebrochen, ist ein grosser schrecken in die, so mir vor mit gunst und lieb verwandt, gefallen, und haben sich etliche von den kleinmuetigen und erschrockenen, als bald mein entschlagen und geeüssert. Es ist aber yetzo gemelts geruecht noch kaum erkant gewest, hat man mir noch weiter auß niderlandt, zuo wissen gethon. Wie einer des Bapsts geschickten, yetzo bey Roemischer K. M. auß bevelch mich allenthalben im reich anzuogreiffen, gewalt zuo bekommen, sich grosses fleiß bearbeyte, und also brachium seculare, das ist den weltlichen gewalt, nach zuo ervolgen. Disen und dergleichen erschröcklichen vermanungen und geschichten nach, seitmal ich offenlich sieh, was ich vorhien nit glaubt hette, von in gedacht werden solle, yetzo nuon zuo der that kommen, und wiewol ich bißher der massen gehandelt, das mein fürnemen zuo gemeinem nutz, wolfart des vaterlands, auch zuo aller erberkeit, rechtem glauben und der waren geistlicheit, nit wenig gedienet habenn möchte, darumb das auch nit allein niemands gezym zuo schelten, sondern von noeten, durch yderman so der warheit pflegen wöllen, bezeugt und gelobt werden muesse. Und ich doch umb grösse willen der farhe, so mit gewalt und heimlich wider mich gericht (dann ich mich offenlich und durch recht noch jetzo nit zuo

förchten hab oder weis) nuon hinfür in fürstlichen hoefen, nit stat hab noch meinen herren und freünden dienen, und (die sum darvon zuo reden) das ich mich (auß scheuung der Curtisanen, deren an allen orten vil seind, die auch gifft und eisen haben, und on zweifel in alle weg dem bapst dienen werden) alles offenlichen gebrauchs entschlagen muoß, und das selbig doch nit aus verschuldung einiges irtumbs; ich geschweig der missethat sonder auß gewalt dero, die in irem mißleben nit leiden moegen, die warheyt von inen außgegeben werden, so wil ich der selbigen leüte gewalt und macht entwychen, auß den hoefen, auß gemeinen versamlungen, auß den stetten, und offentlichem wandelen. Aber der massen will ich wychen, das ich doch mitler zeyt nit von bezeügung der warheit (zuo welcher alle ding gezogen werden sollen) noch auch von beschirmung freiheit des vaterlands (deßhalbe ich auch den tod nit förchten sol) imer abtrete. Das ich dann zuetuon vor langem mit allem vermoegen underſtanden, hab es aber mit früntlichen vermanungen dohien nit bringen moegen, das die ding so götlicher warheit und freyheit des vatterlands entgegen sein, sich in der guetlichkeit und friolich wölten ànderen, sonder werde zuoletst dohien genoetiget, das ich nit allein, nach leuten muoß dencken, die mir die warheit hanthaben, und freyheit des vaterlands vorfechten helffen, sondern auch anrueffen, die mich bey meinem leib und leben behalten. Hierumb der ich vor mit gantzem fleiß betrachtet habe, wie ich leüt bewegte, dye der Cristenlichen warheyt (die unter so vil vortruckern not leydt) zuo hilff kaemen, und der selbigenn die misfarbe, domitt sie lange zeyt haer nit on mercklìche schmach und nachteyl unßers glaubens verplendt gewest, abwüscheten, und das joch so etwan von Christo unßerm herren sanfft und leydlich auffgelegt, jetzo von den angezeygten gottes widerwertigen, mit grosser bitterkeyt beschwerlich und untraeglich gemacht ist, abwörfen, und ausschluogen, den schnoeden und schandlichen bezwangk, do mit teutsche Nation vil jar haer durch die Baepste betrangt und untertruckt gewest hinlegten, und widerbraechten die freyhayt, welhe got selbs den seinen gantz milticklich dar gegeben, aber gedachte baepst, gantz unfreüntlich und freuelich benomen, ungestuemlich zerbrochen, und nahet gantz auß getilget haben, der selbig ich, umbgeben mit nachtrachtungen, getrieben durch vervolgung, werde gezwungen, uff das ich beym leben bleybe, und sollicher ding lenger pflegen moege, Iderman umb hilff rat, unnd beystand an zue schreyen. Wo flihe ich aber hin? Oder was hilff bitte ich? Gnaedigen herren unnd guotten freündt gemeine teütsche Nation, euch suoch ich ann. Eüch bitte ich, Wolt ir lassen auß treyben die wol verdieneten? Wolt ir lassen die unschuoltigen mit gewalt peynigen. Das sey weyt von eüch. Nit lasset von euch sagen, das ir gegen eynem heymischen und landß verwanten nit guettig und barmhertzig gefunden, so doch alweg die teütschen, gegen frembden und auß lendern, sich frey und milt erzeygt haben? Seyt auch darvor, das nit wo ir mich verlyessent, Ich bezwungen wörde außlendische hilff zuo suochen, und frembden beystand an zue rüffen. Ich werd mit keinem rechten angefochten, sonder durch gewalt, unnd menige meyner wider wertigen uberfallen. Ich werd nit rechtlich oder billiger weyß ersuocht sonder mit muotwilligem grimm meyner feinde betrangt. Wo ist redlicheyt und tugent der teütschen? Wo ist ire sterck unnd manheit, dar von alle Nation alle völcker singen und sagen? Ir werden teutschen, beschirmet alle eynen, dan eyner hat vor uch alle gearbeytet. Dan jetzo waer ich inn deß Roemischen bischoffs genaden und gunst, hette ich nit wöllen unßerm vatterland zue guot, an gemeinen nuotz wenden, alles das ich mitt so grosser arbeyt In meynem harten und schwaeren wanderen, durch so vil bittere gegenfell, und widerwertikeyt des glueckes gesucht, und erworben hab, dar umb ich so vil nacht gewalt, so vil taeglicher und nächtlicher reyß weyt und breit gethan, so vil muoge gehapt, so vil not erlitten, eyn schmaelich unnd verächtlich armuot getragen, viel Jare im Elend umb gezogen, und das selbig alles in der be-

sten zeyt, und meinen blůenden Jaren. Mich haben aber hulde der warheyt, und lieb meines vaterlands zuo inen gezogen. Dester je mer solt ir mich gethaner dinst geniessen lassen. Und bite, ir wöllet mich frucht meyner arbeyt enphahen lassen, alleyn darumb, das ir gesehen werd meyn fleiß und dinst erkandt habenn. So ist je erbärmlich zuo hoeren, das ich, wie wol mich noch nymants beklagt, nymants uberzeůget hat, vor keinen richter gefordert bin, unnd mir nye keine missetat auffgelegt ist, allein zuo peinlicher straff gezogen, und unerfordert einiges rechtens zuo dem tot geheyschen werde und wil euch nymer fuogen, mich unvorhoert, on antwort, und sonder urteyl ertoeten lassen, ich geschweyg, das, wie wol doch in teutschen landen gericht und recht ist, die ubeltat as die ich oder ein ander betriben hette, zuo straffen, und ich kein recht nie geflogen bin, über das alles, zuo spott und verachtung diser Nation, bey einer frembden oeberkeit hien gericht werden solt. Hierumb noch, wie allwegen vor mein beger unnd bitt an eůch, Wo yemant meines schreibens oder thuons beschwerde trueg, und mich deshalben klagens nit erlassen möchte, ir wolt verschaffen mich von dem selbigen vor meinem natürlichen, einigen und unser aller Herren R. K. M^t^. vorgenommen, und nit also mit gewalt und on recht verkürtzt werden, zuovor an umb des willen, das nit meine feind, ob sie mich, do gott vor sey, irem willen und fürnemen nach, umbraechten, übelthat oder laster nach meynem tod uff mich ertichten. Und ob ir meinenthalben nichtz thuon oder lassen, so wölt doch meines geschlechtes, oder freůntschafft hirinn verschonen, das nit denselbigen dise mackel und befleckung werde angehangen. Das bitten euch zuogleich mit mir: underthaenigelich flehend mein armen alten Vatter und Muotter, meine jungen betruebten Brueder, alles mein geschlecht und früntschafft, ein grosse schar der jhenen, die mir eeren und quots günnen, vil gelerter leůt, vil edler Ritter und knecht. So ermane ich euch weiter, hab ich ye durch meine schrifft, gemeiner teůtschen Nation lob geschafft; ir wöllt euch doch auch mein geruecht bevolhen lassen sein. Hab ich ye unsers vatterlands preiß gewürcket, ir wöllent eůch doch über mein anfechter erbarmen. Hab ich ye eůwere eer geweitert, so wöllent doch yetz mein heil nit verlassen. Solt ich von euch abgetrennet und gerissen werden? von diser erden, die mich in meiner gebuort empfangen, Auß dem lufft, der mich erneret, von disen leůten, deren ich so gar freůntlich gewonet hab! mein vätterlich wonung verlassen! die heimischen herdtstatt und altar, unnd nit der gestalt, das ich ins ellend gehe, do selbst armseligklich zuo leben, sondern zuo einer grawsamen marter, schantlich aldo zuo sterben, abgenommen und verruckt werde, Helfft alle frommen teůtschen. Erhaltet den betrangten und genoetigten, und laßt nit binden mich, der die Baepstlichen bande hab von euch ziehen wöllen. Ob schon meiner feinden unzimlicher gewalt von etwo vil jaren her in einen grossen mißbrauch ist kommen, das lasset mir doch nit an meinem leben schaden. Ich ermane euch meines dienstes, der vileicht eines lones wert, meiner woltat umb die ich widergeltung zuoverhoffen. entschůtzt mich, (der, wo straefflich erkannt waer, billich under euch solt gestraft werden) gegen eim ußlendigen macht, als lands leůt, als die umb deren willen ich etwas gethon hab, wider einen ungebürlichen, unformlichen, muotwillen unnd gewaltsamm. Dann mir ye billicher solt gebüren, hilff und rettung umb eůch zuo erwerben, dann meinen widerwertigen mich zuo ertoeten gezimen. Wie billich mag dann geacht werden, das, wie wol ich nie keines lasters, keiner schand oder übeltat geschuldiget, und ich kein uneer oder laster (on ruom zuo reden) von mir weiß, dannach mir (als ich gewarnet) mit gifft nach gestalt, mit waffen und geweer zuogesetzt wirt! und forderen mich gen Rom, uff das deren hertzen mit gramschafft gegen mir erhitziget, iren augen einen lufft schaffen moegen. Ist yemant also unbarmhertzig, also mit demant verhertet, das ja dises mein truebsal nit zuo weinen bewegt, O allmechtiger gott, der alle ding siehst, wölst deine rechtvertigen augen, über disen jamer wenden.

Und ir teütschen wolt mich, ewern landßman, und den unschuldigen vorfechten alle umb eins willen kriegende, seitmol auch dise sach uch all in gemein antrift, dann ist nit in guotem schein, was nachurteil auß meiner verdamung volgen moegen hierumb verhuetet, das dises beispil nit weyter bey uch inwurtzele. Ir habt ab meiner verderbung farhe zuo gewarten, und auß meinem tod volget ewer gefencknüß. Thuot auff eüwere augen, und erkennet, wo ir seyt, und wohien ir gefuert werden. Man schuldigt mich nit, das ich übel gelebt, sonder duncket mich, umb das ich wolgemeinet, zuo straffen. ich werd nit als hette ich einen menschen geletzet vorgenommen, sonder umb das ich vil verletzten zuehilff kommen, an die marter und den tod gezogen. Niemant clagt über Hutten, das er jemant mit gewalt begegnet sey, sonder kumpt jm zuo schaden, das er der vergwaltlichten warheit zuohilff kommen, so darff man mir nit die schuld geben, das ich ein nüwes fewr hab anzinden wöllen, sunder ist war, und mag mir für ein wolthat gerechnet werden, das ich den weit umb sich brennenden flammen des Leonischen geytzes, der sich ye lenger ye mer yetzt zuo gemeiner verderbung außbreitet, hab zuo besehen understanden. Mir wirt kein mißhandlung zuegemessen, sonder muoß der erberkeit entgelten, kein frummer ist mir abgünstig, sonder hassen mich die boesen. O traw, glaub, und redliheit aller Teütschen, verhengent nit das mit gewalt überwinden, die mit recht nit haben wöllen fechten. Lassent mich die nit undertrucken, denen ich, uff das sie euch alle nit undertruckten, mich entgegen gesetzt, und in faerlichkeit ergeben hab. Und das ich euch weyter nichts ermane, so lasset mich doch, das vor keynem nie versagt, umb euch erverbenn, das ich, ob mich yemant besag, zuo verhoer und antwurt kommen moege. Es ist eine alte gewonheit, und tieff in der teütschen gebrauch erwachsen, unbeschuldigte, unverantwurt, und on urteil, keinen menschen auch von den minsten zuo doeten, oder auch uff andere weiß zuo straffen, eynem yeden wirt gericht gesessen, und urteil erkennt. Nit wegeret mir, das man einem sewhirten vergunt, das allen armen knechten widerfaren mag. On zweifel, mag ich vor einem gebürlichen richter zuo antwurt kommen, ich werd überwinden. Sol ich aber mit gewalt und macht kriegen, so bin ich vil besser nit, dann ir mich haben wolt, wiewol ich der (wo eüwer hilff gewiß) on forcht bin, werd dannocht nit, ob ich schon von euch verlassen, in farhe gesetzt, auß vertruwen meines gewissens, vorzagen, dann ich hoffe zuo gott, und er wirt mich erloesen. uff das nit als ein grimmiger leo mein seel verzucke wo nit yemant sein würde der mich rettet. Mich haben umbgeben vil hunde, und der radt boeßwilliger leüt, hat mich belegert. Sie warten uff meine seel, als ein leo bereit zuo dem raub. Aber got wird abwenden alles übel zuo meinen feinden, und in seiner götlichen warheyt, wird er sie zerstrewen. Dann er wirt mich erloesen auß den stricken der iagenden Curtisanen, und von dem scharffen wort, des bapstes Leonis. Der selbig wirt yetzo über mich, und durch brennende anreitzung seiner begir, wirt er ungestümmigklich gegen mir yehetzt und getriben. Ist aber so weyt von hinn, das ich villeicht seinet halben in sicherheit waer. Hierumb mir diser zeit allein von den Curtisanen, und andern des Bapstes anhenger, im teütschen land, farhe zuostat. Die selbigen (als ich guot wissen hab) nit nach lassen, sonder auß schmertzen irer durch mich angefochten und verhinderten practicken, suochen sie weg, mich zuo vervolgen. Wie wol nuon on zweifel irem boesen leben nach, gott selbs über sie erzörnet ist, so wil doch auch gebüren, sie meinenthalben anred und rach nit zuo erlassen. Dann durch die hende der seinen strafft gott die übelthaeter. Vormals haben sie teutsch Nation erbermlich umbgetriben. yetzo denken sie, alle die ire heimlicheit offenbaret haben, zuo verderben. Wolten das die teutschen leiden: Solt nit irem so hochfertigen muotwillen entgegen gedacht werden: Und das ir recht verstandt haben wer mich vervolge, und mir nachstelle: das seind die ursacher stiffter und handler aller der ding, die, wo von mir in meinen buchern und geschrifften nit gestrafft und

gescholten weren, möcht ich sonder anfechten und entgeltnüß bleiben, hete ich sie aber gelobt, wer ich selig gemacht. Dise keren allen fleiß an, geben hilf radt, fürschub und fürdernüß dar zuo, das teütsch landt ye mer und mer, von den Romanisten beraubet und geschunden werde. Ich meine die untrewen Curtisanen, die verfluchten Symoneischen ketzer, die ein verhaßte, schandtliche, lästerige practick in gebrauch haben bracht, darauß gott geschmaecht und verspottet, die warheyt verblendt, teütsch Nation nit allein durch abnemung und beraubung ires geldes und zeitlicher gueter beschaedigt, sonder auch durch boeß exempel und beispil, so sie von Rom herauß bringen, an gemeinen sitten verkert und geergert wirt. Dann seitmal sie als diener, außrichter, und schaffner des Bapsts jm zuo dem unbillichen überschwencklichen gewalt, der zuo er an ir fürschub nie kommen waer, verholffen, haben sie allen boesen hendlen und wesen ursach geben. Durch diser fleiß regiert der aberglaub, und bleibt die wore gottes eer außgeschlossen. Durch dise feind die baepst dohien behertziget worden das sie die warhafftig evangelischen geschrifft, des merteils vertruckt, und etliche gesetz allein zuo irem gewinn und eigen nutz beschriben haben. Dise aetzen den Roemischen geltschlundt, und speisen den unersättlichen geitzworm, der hie unsere vaeterlichen gueter verschlindt, und von dorther widerumb von jm speyet zerstoerung guoter sitten. Dise haben es dohin bracht, das uns die Baepst einen strick angelegt, den wir (sie werden dann außgereütet) nimmer auffknüpffen moegen, dises feind die boesen anreitzer, zuo schaden des vatterlands geboren. diß feind des Roemischen tisches weidleüt, die für und für der selbigen fresserey zuo jagen. Und nit minder jagen sie zuovil, dann auch Rom solcher ding unersätlich ist. Hierumb thuond auff ewere augen ir teutschen, und secht wer euch die beraub, und in fremden landen zuo nachred bringe von wem ir am meinsten schaden, nachtheil, und ewers stadts ergerniß habt. Nempt war der schalckhafftigen aplaßkremer der schedlichen kauffleüt, die eüch gratien, dispensation absolution, und allerley bullen zuom marckt bringen, die treiben kauffmanschatz, mit geistlichen und heiligen dingen, in der kirchen gottes, darauß er etwan trib und schluog, die doch nuor schnoede und weltliche war kaufften und verkaufften. Diß seind die kunstreichen werckmeister aller boeser sünd, die listigen und gescheiden stiffter alles betrugs, von denen herkumpt vertruckung und gefencknüß dises lands. Solche haben mich in verhindernüß bracht, unruewig, und leidig gemacht, in farhe und not gesetzt, umb keiner anderen ursach willen, dann das ich ire kunst außgeben, ihre schand entbloesset, irer rauberey zuo gegen gewest: irer unbarmhertzigen schinderey verhindernüß gethon. Und villeicht durch mich nit wenig irem gewinn entzogen, dem rechten waren Christen glauben etwas zuogangen. Allweg hab ich uffruor vermitten, und nit wöllen des gemeinen volcks entboerung ursach geben, und das ir mercket, das mein meinung nie gewest. umbkehrung des geistlichen stands zuo erwecken, so hab ich bißher, was des selbigen mißleber und ungeber antrifft, in latin geschriben, als jn heimlich ire gebrechen anzeigend. Dann wiewol ich das zuothuon guote fuog: und mer dann genuogsame ursach gehabt, so wolt ich doch dise ding dem gemeinen hauffen noch nit offenbaren. Dieweil ich aber yetzo sieh, das sie durch keine guetige vermanung sich bekeren wöllen, sonder gegen brueberlicher getrüwer vermanung, mördery und außtilgung wenden, so will ich dannoch auch also, nichtz ärgers gegen jnen fürnemen, sonder wie ich auch yetz vor jn, umb das sie mir gewalt und unrecht thuon clagen, ewer gnaden und gunst hilff bewerben, und beistand anrueffen, nit das ir sie verderbet, sonder das ich durch eüch vor jnen moeg enthalten werden. Dann wiewol sie mir so manigfeltig, und offt ursach gegeben, will ich doch auch noch nit, das sie umb ire missethat gestrafft werden, sonder des jnen geweret, sollichs hienfür gegen mir oder jemants fürzuonemen radten und weißen. welchs der billicheit zuo achten, das ob ich schon nit umb euch begerte, solt es die sache auß ir selbs von euch erlangen. Und zweifelt nit, das

wo ir die selbig also zueherßen nemmet, als sie euch scheinbarlich vor augen ist, mir hernach euch umb hilff anzuo suechen, nicht von noeten sein werden. Des ich mich auch auff diß mal meiner yetzgehapten bitte unnd begierde, unnd der sachen billicheit nach zuo eüweren treüwen genaden und günsten als unabwendtlichen anhengern der Evangelischen warheyt, liebhaber götlicher gerechtikeit, beschirmer deß vaterlandß gemeiner freiheit, und vorvolger alles unrechts, schanden, und laster, versich und getroeste. Und wil das also von eüch beschehen, alzeit untertaenigklich und freintlich, mit allem meynen vormegen wider zuo verthienen, willig und yeflissen seyn. Geben unter meynem an gebornen Insigel uff Sanct Michaels des ertzengels obent Im jor nach Crist gebuort MCCCCC und XX.

Seitmal ich auch verstanden hab, wie das etliche mir zuo nachtheil, meine buecher und geschrifft, bey den unverstendigen übel außlegen. und anders, dann die an jn selbs verstanden werden moegen, verteütschen, domit ich mich dann bey yederman alles verdachts erledige, und auch gemeinem mann, wie billich oder unbillich ich gehandelt, und ob ich dem Bapst oder seinen Romanisten ye Ursach geben hab, mich oben angezeigter weyß zuo vervolgen, erkentlich sey, so habe ich mir fürgenommen, Alle meine Buecher, die ich bißher in Latin geschriben, und drucken hab lassen, darinnen dann (als ich nuon erst sieh) dem Bapst seines gefallens nit von mir gelebt, in teutsche sprach, so best ich jmer mag, und sich das schicken will, zuo tranßferieren und außlegen. Dann ich gantz kein abschew trage, sonder beger von hertzen das yderman wissen hab, welches die braut sey, darumb man mir tantzen zuogemuot. So zweifel ich nit, wo die selbige meine gschrifft ins teütsch kommen (als dann ob gott will, bald geschehen sol) man werd erfinden, das ich anders nit, dann erbarlich, eerlich, und als ein frummen vom Adel nit ungebürlich geschriben. Das hab ich meiner notdurfft nach zuovor anzeigen und verkünden wöllen.

Ulrich von Hutten, qui supra.

3.

Denkschrift für Peter Anton Fonk, Kaufmann in Cöln.

(Auszug.)

Die Unverletzlichkeit rechtskräftiger Urtheilssprüche gehört zu den ersten heiligsten Grundstützen jeder bürgerlichen Geschäftsverfassung; ohne dieselbe ist keine Sicherheit des Eigenthums, keine Sicherheit der Personen denkbar. Schwankende Gerechtigkeit ist keine Gerechtigkeit, sie zerstört ihr Wesen in sich selbst, und wie dürfte sie auf das öffentliche Zutrauen, das ihre Würdigkeit begründen muß, noch Anspruch machen, wenn sie heute ihren eigenen Aussprüchen, die sie früherhin als unverletzliches Heiligthum erklärt hatte, gradezu entgegenhandeln wollte? Müßte nicht jeder Bürger zurückbeben, wenn er die Feste zertrümmern sähe, die seine persönliche Freiheit für immer sichern sollte, und welcher Mensch könnte noch auf die ehrwürdigsten Rechte seiner bürgerlichen Existenz zählen, wenn selbst die feierlichsten Urtheilssprüche nicht die Kraft hätten, ihm die Aufrechthaltung derselben zu verbürgen? — Das sind Betrachtungen, die sich jedem rechtlichen Manne aufdrangen, der das unerhörte Schicksal des Herrn Fonk unbefangen und mit echtem Bürgersinne beherzigte, und die von vielen ehrwürdigen Männern vorzüglich damals laut ausgesprochen wurden, als Herr Fonk am 3. November 1820 zum dritten Male eingekerkert wurde.

Durch zwei souveräne Urtheilssprüche war bereits von zwei verschiedenen Gerichtshöfen förmlich erklärt worden, daß die Untersuchung, die schon zum zweiten Male erneuert worden und länger als drei Jahre lang gedauert hatte, keine

hinreichenden Anzeigen darböten, um eine Anklage wider den Herrn Fonk zu rechtfertigen, und daß derselbe daher in Freiheit zu setzen sei.

Der Bürger, dessen ganzes Leben so strenge und so anhaltend, als das des Herrn Fonk, geprüft worden ist, und den darauf zwei verschiedene Gerichtshöfe für verdachtlos erklärt haben, sollte dann doch endlich einmal gegen leidenschaftliche Verfolgungen gesichert sein und sein Leben in Ruhe genießen können.

So viel bleibt allemal unbestreitbar und es ist eine nothwendige Folge der Verfügungen, daß das Urtheil, wodurch die Unzulänglichkeit der aufgeregten Verdachtsanzeigen anerkannt und der Angeschuldigte daher in Freiheit gesetzt worden ist, so lange rechtskräftig bleibt, und als rechtskräftig aufrecht erhalten werden muß, als nicht wirkliche, neue, vorher unbekannte Beweise sich hervorgethan haben. Wo war aber ein ähnlicher neuer Beweis von Verdächtigkeit gegen den Herrn Fonk in dem Augenblicke, als er am 3. November 1820 unter dem Vorwande von neuen Motiven zum dritten Male verhaftet ward? Auf der Stelle bewies er dem Herrn Landgerichtsrathe Kramer, daß alles das, was man demselben als neue Motive aufgebunden hatte, schon längst geprüfte und abgeurtheilte Dinge seien. — — —

Dem Herrn Fonk bleibt unter diesen Umständen nur das innere Bewußtsein seiner Unschuld und das unerschütterliche Vertrauen auf die Gerechtigkeit von Richtern, die zu sehr von ihren Pflichten durchdrungen sind, als daß sie die Unschuld einer dawider verschwornen Kabale opfern sollten. Nur dieses Bewußtsein und dieses Vertrauen konnte den Herrn Fonk dazu vermögen, nicht schon längst aus einem Lande zu fliehen, wo er so oft und so lange das Spiel gesetzlicher Willkür gewesen war. „Fugit impius nemine persequente, justus autem, quasi leo confidens, absque terrore est.“ (Prov. 28, 1.)

Die zwei früheren Proceduren, an und für sich allein genommen, können nicht mehr in Betrachtung kommen, zufolge den Artikeln 246 und 247 der Criminalordnung; durch zwei, von zwei verschiedenen Gerichtshöfen erlassene Urtheile ist alles, was darin mit so unsäglicher Mühe zusammengehäuft worden war, nach der pünktlichsten Prüfung als unzulänglich erklärt worden, um damit einen Verdacht von Schuld wider den Herrn Fonk zu begründen. Ohne die Rechtskraft dieser Urtheile zu verletzen, darf also auf nichts von allem dem, was in den zwei früheren Untersuchungen vorgekommen war, für sich allein, mehr Rücksicht genommen werden; das sind längst abgeurtheilte Sachen; non bis in idem.

Nur in sofern können jene früheren Proceduren jetzt noch ein Mal geprüft werden, als es sich davon handelt, das, was seit den Entscheidungen darüber neuerdings entdeckt worden sein soll, damit zu vergleichen, und zu entscheiden, ob dies von dem Gewichte sei, daß es die früher als unzulänglich anerkannten Anzeigen nunmehr außer Zweifel stelle, oder nicht. — — —

Wenn ich nun die angeblich neuen Beweise, die dem Herrn Fonk in seinen Schlußverhören eröffnet worden sind, alle, einzeln und zusammen genommen, für sich allein und in Vergleichung mit den frühern Proceduren anschaue, so bleibt es mir wahrhaft unerklärbar, wie man dafür den Herrn Fonk zum dritten Male acht Monate lang im Kerker schmachten lassen durfte. — — —

Der Beweis der physischen Unmöglichkeit, daß Cönen in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1816 sein Leben in der Wohnung des Herrn Fonk habe verlieren können, bleibt durch die mit nichts entkräfteten, immer gleichlautend beschwornen Zeugnisse der drei Mägde Schoof, Gallibert und Ott unerschütterlich feststehen. Zu ihnen tritt noch eine vierte Zeugin, die, wenn sie auch ganz allein wäre, jedem rechtlichen Manne, der ihren moralischen Charakter genau kennt, die nämliche feste Ueberzeugung gewähren würde. Ich meine die Ehegattin des Herrn Fonk. Diese Heilige — das ist sie wirklich nach dem Aus-

spruch Aller, die ihren ganzen Lebenswandel genau kennen — diese Heilige, die nicht fähig ist, auch nur im Scherze eine Lüge zu sagen, verdankt die sanfte Ruhe, womit sie das harte unverdiente Schicksal ihres Gatten und ihr eigenes so viele Jahre lang erduldet hat, einzig nur ihrer innern Ueberzeugung von der Unschuld ihres Gatten; eine Ueberzeugung, die nicht blos auf ihrem durch das zwölfjährige Eheband unerschütterlich gewordenen Bewußtsein, daß ihr Ehemann keiner unedeln Handlung, geschweige denn einer so gräuelvollen fähig sei, beruhet, sondern auch durch die physische Gewißheit begründet ist, daß ihr Gatte an jenem Abend von 9 Uhr an bis zum hellen Morgen des folgenden Tages keinen Augenblick von ihrer Seite gekommen ist. Das erzählt sie Jedem, der sie hören will, mit einer Ruhe und Unbefangenheit, daß sich ihre Ueberzeugung Jedem, der noch einigen Glauben an Tugend hat, mittheilt.

Die Sprache, in der Madame Fonk sich über den nämlichen Gegenstand vor dem Throne Seiner Königlichen Majestät in einer eigenhändigen Vorstellung ausdrückte, die sie Höchstdenenselben am 30. Juni jüngsthin einreichen ließ, ist zu merkwürdig, als daß ich es mir versagen könnte, diese Vorstellung mitzutheilen:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Eine schwer niedergebeugte Gattin und Mutter wagt es, vertrauensvoll vor den Thron Euer Königlichen Majestät zu treten, nicht um von Allerhöchstdenselben eine Gnade zu erflehen, sondern um an der unmittelbaren Quelle des Rechtes den Schutz der Gesetze, und Gerechtigkeit, nichts als strenge Gerechtigkeit allerunterthänigst nachzusuchen.

Ich bin die Gattin des nun schon bis in das fünfte Jahr auf die willkürlichste Weise verfolgten Kaufmannes Peter Anton Fonk, von hier, dessen hartes unverdientes Schicksal eine so unglückliche Berühmtheit erhalten hat, daß solches ohne Zweifel auch Euer Königliche Majestät nicht unbekannt geblieben sein wird.

Man beschuldigte ihn, einen jungen Mann, den Wilhelm Cönen von Crefeld, in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1816 ermordet zu haben. Niemand konnte von der Absurdität dieser gräßlichen Beschuldigung und von der Unschuld meines Gatten inniger überzeugt sein als eben ich. Gott, der Allwissende, ist mein Zeuge, und vor dem Throne Euer Königlichen Majestät beschwöre ich auf das feierlichste, daß von dem Augenblicke an, wo der junge Cönen mit seinem Committenten Schröder an jenem Tage, Abends zwischen acht und neun Uhr, zuletzt unser Haus verließ, bis zum hellen Morgen des Tages mein Gatte nicht mehr von meiner Seite gekommen ist. Mit mir allein speiste er zu Nacht, ging mit mir gegen elf Uhr zu Bette, und verließ unser gemeinschaftliches Schlafgemach und Bette nicht wieder bis am andern Morgen, nachdem ich bereits aufgestanden war. In dem ganzen Zwischenraume hatte, außer unsern drei Mägden und unsern vier unmündigen Kindern, kein fremder Mensch unser Haus betreten.

Unsre drei Mägde haben die Wahrheit dieser meiner Betheuerung durch ihre eidlichen Aussagen vor Gericht bestätigt. Die physische Unmöglichkeit, daß mein Gatte in jener Nacht noch in irgend einer Berührung mit dem jungen Cönen habe sein können, war und ist mir also eben so klar wie mein eigenes Dasein. Auch beweiset die innere Einrichtung unsers Hauses anschaulich, daß ohne mein und der drei Mägde Wissen eine so schreckliche That darin nicht Statt haben konnte, und wenn man meinen Gatten der Mordthat bezüchtigen wollte, so hätte man nothwendig mich selbst als Theilhaberin daran mit beschuldigen müssen; noch nie hat es aber die Lästerung gewagt, ihre Verläumdungen so weit zu treiben.

Auf das Zeugniß aller Menschen ohne Unterschied, die mich kennen, darf ich mich kühn berufen, ob ein einziger von ihnen mich einer unedlen Handlung fähig halte. Ich war so glücklich, von meinen Eltern eine solche Erziehung zu erhalten, und meine Grundsätze sind von der Art, daß es mir unmöglich gewesen sein würde, mit einem Manne, der das Unglück gehabt hätte, einen Menschen zu tödten, auch nur noch Einen Tag zusammen zu leben; ich würde ihn, mich und unsre Kinder bis in den Tod beweint haben, aber unsre Trennung für ewig hätte keine Vorstellung, keine Rücksicht abwenden können. Um so fester knüpfte aber auch mein innigstes Bewußtsein von der Unschuld meines Gatten und von der Ungerechtigkeit der Verfolgungen, die er erdulden mußte, das Band unsrer auf gegenseitige Achtung und Vertrauen gegründeten Liebe. Zwölf Jahre lang sind wir verbunden, und es mag wol wenig Ehen geben, die so glücklich sind, als die unsrige es immer war und noch ist. Seit den verschiedenen Verhaftungen, die mein Gatte erleiden mußte, trug ich noch zwei Pfänder der Liebe von ihm unter dem Herzen; bei ehrliebenden Gatten und Gattinnen mag das noch mehr als Worte die Wahrheit meiner Betheuerung beglaubigen, daß ich nicht blos die moralische Ueberzeugung, sondern auch die vollkommenste physische Gewißheit von der Unschuld meines Gatten habe.

Diese Gewißheit und der Hinblick auf die ewige Vorsehung hat mich bei allen den Leiden, die ich über das unverschuldete Schicksal meines Gatten erduldete, noch aufrecht erhalten.

Gerichtliche Untersuchung haben wir nie gefürchtet, die strengste Untersuchung vielmehr gewünscht, sobald es der Lästerung gelungen war, den Verdacht einer Unthat, deren mein Gatte durchaus unfähig ist, wider denselben zu erregen.

Unser Unglück war es, daß die erste Einleitung der Untersuchung in die Hände eines ungeübten Beamten, des hiesigen Generaladvokaten von Sand, fiel, der ohne rechtlichen Grund und ohne gesetzliche Befugniß den ersten Gewaltstreich wagte, meinen Gatten in unsrer Wohnung zu verhaften, und während vierzehn Tagen darin gefangen zu halten.

Ueber die Gesetzwidrigkeit dieses Verfahrens sprachen erfahrnere Gesetzkenner sich damals laut aus; die Verantwortlichkeit, der von Sand sich dadurch ausgesetzt hatte, ward um so einleuchtender, da seine Versuche, meinen Gatten durch die competente Behörde in gesetzliche Haft zu bringen, in allen Instanzen mißlang, und er dadurch in die Nothwendigkeit versetzt ward, meinen Gatten wieder auf freien Fuß zu stellen. Von Sand sah sich nun in der mißlichen Lage, alles anzuwenden, um meinen Gatten zu vernichten, wenn er nicht seine eigene politische Existenz gefährdet sehen wollte.

Darin liegt der Grund zu allem dem Getriebe, das bald darauf angesponnen ward und als Stütze zu den beispiellosen Verfolgungen benutzt wurde, denen mein schuldloser Gatte so viele Jahre hindurch sich ausgesetzt sah.

Es würde mich von meinem gegenwärtigen Zwecke entfernen, wenn ich Euer Königlichen Majestät hier all jenes Getriebe aus einander setzen wollte; mir genügt es für jetzt, die successiven Resultate davon anzuführen.

Der hiesige gesetzlich competente Untersuchungsrichter fand darin noch immer keinen Grund, um die von dem Generaladvokaten von Sand darauf neuerdings nachgesuchte Verhaftung meines Gatten zu verordnen.

Von Sand wendete sich nun an den damaligen hiesigen Appellationsgerichtshof und erwirkte im Februar 1817, daß die Untersuchung dem gesetzlichen Instruktionsrichter entzogen und dem Appellationsgerichtsrathe Efferts übergeben ward. Nun erhielt von Sand alles, was er verlangte. Mein Gatte ward am 19. Februar 1817 verhaftet und unter der unmittelbaren Leitung des von Sand eine Procedur geführt, die die Befangenheit der Beamten, die sich damit befaßten, offenbar an den Tag legte. Auch entzog daher der damalige Revisions-

hof in Coblenz, durch Urtheil vom 4. October 1817 auf den Grund von rechtmäßigem Verdachte die Untersuchung dem Untersuchungskommissarius Efferß, sowie dem damaligen hiesigen Appellationsgerichtshofe und verwies dasselbe an die Gerichte Euer Majestät in Trier.

Nach der erschöpfendsten Untersuchung und nach der genauesten Prüfung derselben erging dort endlich am 23. Juni 1818 das Urtheil, wodurch der dasige Königliche Appellationsgerichtshof erkannte, daß keine hinlängliche Anzeigen vorhanden seien, die eine Anklage wider meinen Gatten rechtfertigen könnten, und daß derselbe daher in Freiheit zu setzen sei.

Wir glaubten nun endlich unser häusliches Glück wieder in Ruhe genießen zu können; in dem Rathe unserer Verfolger war es aber anders beschlossen.

In den Vertheidigungsschriften, die mein Gatte bei dem Königl. Appellationsgerichtshofe in Trier eingereicht hatte, waren vielfache Pflichtwidrigkeiten mehrerer hiesigen Beamten mit grellen Farben geschildert worden; mein Gatte ließ öffentlich bekannt machen, daß er sich auch vor dem größern Publikum durch den Druck rechtfertigen würde, sobald einmal über das Schicksal des Kiefers Christian Hamacher, wider den, der befragten Mordthat wegen, die Anklage erkannt worden war, entschieden sein würde. Dieser öffentlichen Rechtfertigung suchte man durch eine neue Untersuchung entgegen zu arbeiten, deren Einleitung bereits am 3. September 1818 in den hiesigen Zeitungen angedeutet ward. — Nur das Bewußtsein seiner Unschuld konnte meinen Gatten bestimmen, anstatt zu fliehen, auch diese neue Prüfung mit Ruhe abzuwarten.

Wirklich ward er am 12. Februar 1819 zum zweiten Male verhaftet und von hier in die Gefängnisse nach Trier gebracht. Die Verhaftung geschah auf Befehl eines Beamten, der durchaus keine gesetzliche Befugniß dazu hatte. Alle Rechtsgelehrten sprachen das laut aus. Durch gesetzwidrige Willkür war also mein Gatte neuerdings seiner Freiheit beraubt.

Wenigstens glaubten wir berechtigt zu sein, zu erwarten, daß diese erneuerte Untersuchung nach der bestimmten Vorschrift der Gesetze in dem kürzesten Zeitraume zur Entscheidung befördert werden möchte; allein auch hierin wurden wir getäuscht. Alle unsre Vorstellungen und Bitten um Beschleunigung der Justizpflege blieben unerhört und selbst die wiederholten Befehle, die das Justizministerium Euer Königlichen Majestät auf meine Vorstellungen zu dem nämlichen Zweck erließ, waren ohne Erfolg. Erst am 24. November ward die Untersuchung für geschlossen erklärt und an das öffentliche Ministerium beim hiesigen Königlichen Appellationsgerichtshofe abgegeben, um die Sache dem Anklagesenat vorzutragen.

Nach der bestimmten Vorschrift der hiesigen Kriminalordnung hätte dieser Vortrag unmittelbar nach dem Verlaufe der ersten fünf Tage geschehen müssen; aller unsrer wiederholten Vorstellungen um Justizbeschleunigung ungeachtet ward er über zwei Monate hinaus unter leeren Vorwänden verzögert.

Endlich erging am 24. Februar 1820 das Urtheil, wodurch auch der hiesige Königliche Appellationsgerichtshof erkannte, daß die neue Untersuchung weder für sich allein, noch in Verbindung mit der früheren Untersuchung eine Anklage wider meinen Gatten zu begründen vermöge, daß derselbe daher in Freiheit zu setzen sei.

Vielleicht hat noch kein Mann vor Gericht gestanden, dessen Handlungsweise, dessen ganzes Leben so umfassend und so strenge als das meines Gatten untersucht worden ist. Zwei souveraine Gerichtshöfe hatten ihn nach einer länger als drei Jahre hindurch unausgesetzt fortgesetzten Untersuchung für so schuldlos erkannt, daß auch nicht einmal ein gegründeter Verdacht von Schuld gegen ihn vorhanden sei.

Die Aufrechthaltung rechtskräftiger Urtheilssprüche ist unstreitig das Heiligste in jedem wohlgeordneten Staate, weil ohne sie keine Sicherheit des Eigenthums und der persönlichen Freiheit des Unterthans denkbar bleibt, und ohne diese Sicherheit jedes öffentliche Zutrauen, das die Grundstütze der höchsten Staatsgewalt ist, zerstört würde.

Auch wir waren also berechtigt, darauf zu vertrauen, daß die beiden souverainen Urtheilssprüche, wodurch mein Gatte sogar als verdachtslos erklärt worden war, uns gegen jede fernere Verfolgung schützen würden. Wie hätten wir nur ahnen dürfen, daß eben das öffentliche Ministerium, das Eure Königliche Majestät eigens niedergesetzt haben, um auf die Handhabung und Vollziehung der Urtheilssprüche zu wachen, sich über diejenigen hinaussetzen würde, wodurch mein Gatte zwei Mal in Freiheit gesetzt worden war?

Ohne neue Beweise von Verdacht, wovon in den frühern Proceduren nichts vorgekommen war, durfte mein Gatte nun nicht wieder verhaftet werden; so verfügt es die hiesige Gesetzgebung in den bestimmtesten Ausdrücken. Diesen Verfügungen zum Trotze veranstaltete der erste Generaladvokat, den Eure Königliche Majestät an die Spitze des öffentlichen Ministeriums bei dem hiesigen Appellationsgerichtshofe ernannt haben, daß mein Gatte am 3. November 1820 neuerdings und zum dritten Male eingekerkert ward. In dem vorläufigen Verhöre, das dieser Einkerkerung vorherging, bewies mein Gatte, daß alles das, worauf man solche begründen wollte, durchaus nichts Neues, sondern in den frühern Proceduren schon längst abgeurtheilte Sachen seien; darauf ward jedoch keine Rücksicht genommen, sondern blos deßwegen, weil der erste Generaladvokat es ohne Weiteres verlange, verfügte der Landgerichtsrath, dem der Antrag dazu gemacht war, die Verhaftung.

So schmachtet denn mein Gatte auch jetzt wieder als Opfer von gesetzwidriger Beamtenwillkür acht Monate lang im Kerker.

Als der siebente Monat seiner jetzigen Verhaftung bald zu Ende war, hatte man ihn noch nicht über das vernommen, was die lange Dauer seiner dritten Verhaftung begründen sollte; er bat daher durch die allerunterthänigst hier beigefügte Vorstellung vom 25. Mai letzthin den Untersuchungskommissarius, zu veranstalten, daß die Untersuchung doch endlich einmal zum Ende und zur Entscheidung befördert werden möchte.

Da diese Bitte ohne Erfolg und ohne Beantwortung blieb, so wendete mein Gatte sich zu dem nämlichen Zwecke mit der ebenfalls allerunterthänigst hier beigefügten Vorstellung vom 8. des gegenwärtigen Monats an den versammelten Anklagesenat.

Dem darin erklärten Entschlusse, unsre Beschwerden über die willkürliche Verzögerung der Justiz vor den Thron des gerechtesten Königs zu bringen, und der herannahenden Allerhöchsten Ankunft Euer Königlichen Majestät haben wir es zuverlässig allein zu verdanken, daß darauf endlich am 25. und 26. dieses die Schlußverhöre mit meinem Gatten abgehalten sind.

Nach den Vorschriften der Gesetze müßte nun die Untersuchung geschlossen und ehester Tage dem Anklagesenate zur Entscheidung vorgetragen werden; die traurige, aus den frühern Proceduren geschöpfte Erfahrung, wie willkürlich in unsrer Sache alle Gesetze von denen, die zur Handhabung derselben eigends angeordnet sind, außer Achtung gesetzt werden, läßt mich indessen voraussehen, daß, sobald Eure Königliche Majestät von hier abgereiset sein werden, das öffentliche Ministerium die Beendigung der Sache wieder um mehrere Monate hinausschieben werde, wenn nicht eine höhere Gewalt ins Mittel tritt, um uns den Schutz der Gesetze gegen jede Willkür zu sichern. — Ich selbst ehre die Gesetze zu sehr, als daß ich verlangen sollte, daß die höchste Königliche Gewalt in die Entschei-

dung der Sache selbst eingreifen möchte; mit voller Ruhe unterwerfen wir uns der Entscheidung unbefangener Richter.

Ich bescheide mich eben so sehr, daß die dem ganzen Staate gewidmeten kostbarsten Stunden Eurer Majestät es nicht gestatten, daß Allerhöchst dieselben sich über das Detail des ganzen Ganges dieser einzelnen Procedur näher berichten lassen. Nur ein Wink, den Eure Majestät Allerhöchstdero hiesigem Appellationsgerichtshofe, als der höchsten Justizstelle der Provinz, zu ertheilen allergerechtest geruhen werden, auf die strenge Beobachtung der Gesetze in dieser Sache zu wachen, wird hinreichen, um der Willkür, der wir so ungeheuer lange unterliegen mußten, ein Ende zu machen, und zugleich die durch jene Willkür so sehr gefährdete Ehre der Justizverwaltung in der hiesigen Provinz zu retten.

Eure Königliche Majestät bitte ich zu dem Ende allerunterthänigst, daß Allerhöchstdieselben allergnädigst geruhen mögen, Allerhöchstdero hiesigem Appellationsgerichtshofe zu befehlen, daß derselbe sich über den Gang der Untersuchung wider meinen Ehegatten, sowie über den Grund der Verzögerung derselben berichten lassen und streng darauf wachen solle, daß die Vorschriften der Gesetze auch in dieser Sache auf das Genaueste beabachtet werden mögen.

Mit der kindlichsten Zuversicht, daß Eure Königliche Majestät meiner gerechten Bitte allergnädigst zu willfahren geruhen werden, ersterbe ich in tiefster Unterwürfigkeit Eurer Königlichen Majestät

Cöln, den 30. Juni 1821.

allerunterthänigste Catharina Fonk,
geb. Foveaux.

Wenn der hohe Anklagesenat die Aufmerksamkeit haben wollte, in dem hiesigen Arresthause bei den dasigen Aufsehern und bei allen, die dort in einiger Berührung mit Herrn Fonk waren, über die Sorge und die Pflege, die seine Gattin während der ganzen Dauer seiner jetzigen Verhaftung ihm alle Tage dort persönlich brachte, sowie über die ungekünstelten Verhältnisse sich zu erkundigen, wodurch diese beiden Ehegatten ihre gegenseitge Liebe äußerten; so würde er sich überzeugen, daß das, was Madame Fonk vor dem Throne des Königs, unsers Herrn, von dem zwölfjährigen unveränderten Glück ihres Ehebandes sagte, keine leeren Phrasen, sondern die wirkliche Wahrheit sei.

Ein guter, ein so unveränderlich guter Gatte ist keiner schlechten Handlung, und am wenigsten einer Mordthat fähig. Wer nur etwas Menschenkenntniß besitzt, wird das mit mir aussprechen, und wahrlich wägt das einzige Zeugniß, das Madame Fonk über den sittlichen Charakter ihres Gatten, nicht blos durch Worte, sondern auch durch ihr unausgesetztes Betragen gegen ihn ablegt, alle die Verläumdungen auf, wodurch so manche böse Menschen seine Moralität verdächtig zu machen gesucht haben. — —

Gerechte Richter sollten doch nie die Moralität eines Mannes, der das Unglück hat, verfolgt zu werden, nach den Verläumdungen beurtheilen, denen auch sie selbst ausgesetzt sein würden, wenn sie ein ähnliches Schicksal träfe, vor dem kein Mensch, auch nicht der höchste Staatsbeamte, sich von einem Augenblicke zum andern gesichert halten kann. So viele erlauchte Beispiele unsers Zeitalters sind davon sprechende Beweise.

Um den wahren Charakter eines Mannes zu beurtheilen, dürfen nur die Zeugnisse solcher rechtlichen Männer in Anschlag kommen, die mit ihm in genauerem gesellschaftlichem Verkehr gestanden und dadurch Veranlassung gehabt haben, das Innere seiner Seele zu durchschauen.

Herr Fonk darf stolz auf die Einhelligkeit der Stimmen sein, die solche Männer von anerkannter Rechtschaffenheit für ihn erheben.

In der ersten Procedur sind schon mehrere amtliche Zeugnisse des Polizeidirektoriums von Rotterdam, des hiesigen Bürgermeisteramtes und der hiesigen

Handlungskammer, sowie einiger der angesehensten Handlungshäuser von Frankfurt zu den Akten gekommen, die das bewähren.

Die amtliche Erklärung des Polizeidirektoriums zu Rotterdam verdient um so mehr in Betrachtung gezogen zu werden, weil dieselbe nicht von der Fonk'schen Familie nachgesucht, sondern durch ein amtliches Ersuchungsschreiben des Herrn von Sand veranlaßt worden war.

Dieser hatte in dem Schreiben geäußert: die Sage gehe, daß P. A. Fonk in Holland keinen guten Ruf habe. Wie falsch und verläumderisch diese angebliche Sage sei, beweist die Antwort des Rotterdamer Polizeidirektoriums, welches darin grade das Gegentheil versichert und über den Charakter und die Lebensweise des Herrn Fonk in Rotterdam, sowie über den Ruf, den derselbe dort genossen habe und noch genieße, sich aufs Rühmlichste ausspricht, ein anschaulicher Beweis, wie wahr es sei, daß man den Sagen, die sich gegen einen verfolgten Mann erheben, gar nicht trauen dürfe, daß dieselben durchgängig das Werk der Verläumdung sind, und daß es empörend sein würde, wenn Richter, die über das Schicksal eines solchen Mannes zu entscheiden haben, darauf die mindeste Rücksicht nehmen wollten.

Herr Büschgens ward in der Assise zu Trier gefragt: Von welcher Seite kennen Sie den sittlichen Charakter des Kaufmannes Fonk? Er antwortete: „Von der besten Seite; ich habe ihn in meinem 17ten Jahre in Rotterdam kennen gelernt und seitdem fortwährend in freundschaftlichen Verhältnissen mit ihm gestanden, nie aber das mindeste Unrechtliche von ihm gehört oder erfahren; sein Betragen in Rotterdam war so, daß man ihn als Muster für andre junge Leute seines Alters aufstellen konnte. Auch sein Associé Beckers von Rotterdam gibt ihm das nämliche Zeugniß und sagte mir noch neulich, als er zufällig grade an dem Tage bei mir war, wo ich die Zeugenladung nach Trier erhielt: Ich kenne den Fonk besser als Sie und seine Eltern; ich weiß, daß er keiner schlechten Handlung fähig ist, deßwegen habe ich auch seinen Namen in unserer Firma beibehalten, und obschon das jetzt unserm Hause schadet und ich von Vielen darum angegangen worden bin, mich von ihm zu trennen, so habe ich das doch nicht thun wollen."

Auf die nämliche rühmliche Weise schildert Herr Bonzel von Lille, mit dem Herr Fonk früherhin ebenfalls während fünf Jahren in Handlungsgesellschaft gestanden hatte, den sittlichen Charakter desselben in dem hier beiliegenden Zeugnisse.

Solche Zeugnisse, herkommend von Männern, deren Rechtlichkeit allgemein anerkannt ist, und die durch langjährige persönliche Verbindung mit dem Herrn Fonk die Denkart und die Lebensweise desselben genau kennen gelernt hatten, müssen doch wol mehr als genügend sein, um alle Vorurtheile zu vernichten, die man durch verläumderische, lügenhafte Sagen und Gerüchte wider den guten Leumund des Herrn Fonk zu erregen bemüht gewesen ist.

Ich selbst kenne denselben jetzt ins vierte Jahr; ich habe ihn in so mancherlei Lagen und Verhältnissen gesehen, und in unbewachten Augenblicken zu beobachten Gelegenheit gehabt. Hätte ich auch nicht durch das jahrelange Studium der Proceduracten die volle Gewißheit und Ueberzeugung von seiner Unschuld erhalten, die nichts in mir zu erschüttern vermögend ist; so würde seine Persönlichkeit allein, so wie ich solche kennen gelernt habe, mir schon genügen, um mich zu überzeugen, daß er keiner unedlen Handlung, am wenigsten ein Verbrechen zu begehen fähig ist, und auf diese moralische Ueberzeugung schon allein würde ich zu Bekräftigung seiner Unschuld die Hand für ihn ins Feuer halten. Er ist der liebevollste Ehegatte, der zärtlichste Vater, der treueste Sohn, der aufrichtigste Freund, theilnehmend und mitleidig gegen Unglückliche, wie man wol Wenige findet, und mit vieler wissenschaftlichen Bildung verbindet er den reinsten Sinn für alles Gute.

Wie wäre es möglich, den Mann, der alle diese schönen Eigenschaften in sich vereinigt, einer Mordthat fähig zu halten, und seine Ehre und sein Leben den Wünschen seiner Verläumder zu opfern? — —

Die angeblichen Anzeigen beruhten theils auf leeren Muthmaßungen, deren Unrichtigkeit und Unwahrheit sich bewiesen hat, theils auf Hörensagen von Zeugen, deren Meineidigkeit außer Zweifel steht, die also schon deßwegen gar keinen Glauben verdienen, nebst dem aber auch durch die Versicherung derjenigen, von denen das angeblich Gehörte hergekommen sein sollte, widerlegt sind. Wo wäre also noch ein Grund, der an den Urtheilen vom 23. Juni 1818 und 24. Februar 1820 eine Aenderung bewirken könnte? Nur neue Beweise von Schuld würden dies vermögen, so verfügt es das Gesetz, und da hier bereits zwei frühere gleichlautende Urtheile die Verdachtlosigkeit des Herrn Fonk ausgesprochen haben, so versteht es sich ja doch von selbst, daß die neuen Beweise von dem Gewichte sein müßten, daß sie die Schuld außer allem Zweifel stellten. Hier ist nun aber durchaus kein Schaffen eines neuen Beweises von Verdacht. Wenn also anders die Heiligkeit rechtskräftiger Urtheile noch einigen Werth behalten und das darauf gegründete öffentliche Vertrauen zu den Gerichtshöfen nicht für immer zerstört werden soll, so kann der Erfolg und die dritte Freisprechung meines Schützlings keinen Augenblick mehr zweifelhaft bleiben.

Cöln am 13. Juli 1821.

Gesehen und genehmigt. J. A. Aldenhoven,
P. A. Fonk. Advokat.

4.

Rede an Friedrich Wilhelm III., König von Preußen, bei dessen Thronbesteigung am 16. November 1797 von Friedrich von Gentz [1]).

Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Der Augenblick, in welchem ich meine Stimme erhebe, ist der feierlichste im Lebenslaufe eines monarchischen Staates. Der neuen Sonne, die vom Throne herab leuchtet, schließen sich alle Herzen auf. Eine neue Lebenskraft dringt vom Mittelpunkte aus, und neue Lebenslust rinnt durch die entferntesten Zweige. Das Volk wünscht, hofft, vertraut. Ew. Majestät werden dem ein huldreiches Gehör nicht versagen, der es wagt, einen Theil dieser Wünsche, dieser Hoffnungen auszusprechen.

Es ist kühn, sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und die Erwartungen aller Individuen einer

---

1) Siehe: Bibliothek parlamentarischer Beredsamkeit ꝛc. 1. Heft. Leipzig, 1831. „Friedrich von Gentz (geb. zu Breslau 1764, gest. zu Wien 1832) gab in den nachfolgenden Worten voll Geist und Wahrheit dem König das Bedürfniß des Landes kund; so einfach und bescheiden seine Rede ist, so durchdacht und richtig bleibt sie; und wie das Wort zur Zeit, wo es ausgesprochen ward, nicht ungehört verhallte, sondern furcht= und arglos von einem jungen Monarchen vernommen und beachtet ward, so möge es, da jene lautern und lichtvollen Wahrheiten auch für unsre Zeit von hohem Werth und Wichtigkeit sind, in seiner ganzen Tiefe ins Herz derer dringen, die über das Schicksal der Völker gebieten."

Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das seinige hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Frieden, in der sich heute noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heute für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät bestiegen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es fast nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Berufe gewachsen zu sein. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkür zu lenken, war immer ein belohnendes und oft ein sehr verdienstliches Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbstständigen und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen, und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — dieser Genuß, dieser Triumph war den Regenten unsrer Tage aufbewahrt.

Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eigenen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöst werden soll. Das wahre Wachsthum der Menschheit gedeiht noch in Stürmen und Ungewittern. Die Wolken, woraus diese sich zusammenziehen, mit fernsehender Weisheit zu zerstreuen, dem Bürger in der Anordnung und Verwaltung seines Staates ein sicheres und untrügliches Werkzeug zur Erreichung aller seiner gerechten Zwecke zu zeigen, mit Wohlwollen stark, mit Stärke wohlwollend zu sein, das Ganze mit gewaltiger Hand zu umfassen, und doch jedes einzelne Glied nur sanft und leise zu berühren: — das sind die Thaten, wodurch jetzt wahre Unsterblichkeit zu erringen ist: das sind die Thaten, die wir mit bescheidener Sehnsucht, die wir mit liebevoller Zuversicht von Ew. Majestät erwarten dürfen.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebensprincip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern, und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer selbst als Kraft bewußt sein, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdies ist die Frage: Ob bloße Gewalt Regierungen gründet? für uns glücklicher Weise eine müßige; denn in Ew. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen. Fern sei die thörichte Anmaßung, Ew. Majestät eignen Entschlüssen vorzugreifen, Rathschläge zu anticipiren, die eine erleuchtete Wahl schon an ihrer ächten Quelle zu suchen wissen wird, oder mit einigen allgemeinen Grundsätzen die unermeßliche Reihe von Aufgaben, durch welche sich das große und mühevolle Leben eines Königs winden muß, umfassen zu wollen. Aber ein bescheidener Blick auf die vornehmsten Zweige der Verwaltung des preußischen Staates; ein frommer, ein patriotischer Wunsch, der einen solchen Blick natürlich begleitet; ein treuer Ausdruck dessen, was der Geringste im Volke dunkel, der Gebildete deutlicher und entwickelter denkt — dies, Allergnädigster König, sind die ersten Lebenszeichen, welche die Morgenröthe einer neuen Regierung beleuchten, dies sind die ersten Freudengesänge, womit eine Nation ihren neuen Beherrscher begrüßen muß. Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, ein so großer Schauplatz liegt vor Ihren Augen ausgebreitet, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß Nichts, als was groß, also Nichts, als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es gibt in dem Zeitalter, worin wir

leben, nur eine einzige, ächt schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle.

Was der preußische Staat in diesem Augenblicke ist, vermögen Ew. Majestät aus dem erhabenen Standpunkte, in welchen das Schicksal Sie gestellt hat, besser als irgend einer Ihrer Unterthanen zu beurtheilen. Die Vorzüge und die Mängel, die Kräfte und die Schwächen, die Krankheiten und die Heilmittel der großen Maschine entfalten sich am besten vor dem, welcher das Ganze überschaut. Es wäre eben so unnütz, mit Lobpreisungen des Guten, welches wir genießen, als mit Klagen über die Uebel, welche uns drücken oder drückten, vor Ew. Majestät Thron zu treten. Noch viel unnützer wäre es, in der Vergangenheit zu wühlen. Die Vergangenheit gehört der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit — ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns blos zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, blos zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen. —

Das erste Verhältniß des Staates, welches sich unserm Auge darbietet, ist das, worin er als ganzer Staat auftritt: sein Verhältniß gegen andre Staaten. Nach der Natur der Dinge sollte es nur den zweiten Rang behaupten, aber bei der Lage, in welcher Europa sich befindet, bei der wechselseitigen engen Verbindung, die das Völkersystem dieses Welttheils seit einigen Jahrhunderten gestiftet, bei der unvermeidlichen Einwirkung eines Staates auf die andern, die dies wohlthätige und gefahrvolle System geschaffen hat, sind die auswärtigen Verhältnisse eines Reiches die wesentliche Bedingung seiner innern Wohlfahrt, und fast ohne Ausnahme die erste Quelle, woraus sein Glück oder sein Verderben herfließt, geworden. Die Leitung dieser Verhältnisse behauptet daher, wenn nicht uneingeschränkt den ersten, doch gewiß einen sehr hohen Rang unter den Staatsgeschäften.

Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eine Deklamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärtere Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume, der verführerischen Träume verwiesen. Es gibt keinen positiven Vortheil, der nicht durch einen Krieg viel zu theuer erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größrer Uebel, der wenigen noch größern, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit, können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Jede andre Lehre ist nicht blos verderblich, sondern frevelhaft.

Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maaßregeln, das Ziel aller militärischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein. Auf diesen erhabensten aller Zwecke müssen Macht und Klugheit in unablässiger Vereinigung hinarbeiten.

Die erste Bedingung aber für einen großen Staat, der bei der jetzigen politischen Lage von Europa den Krieg vermeiden will, ist die — daß er beständig dazu gerüstet sei. Denn wenn gleich seine Gerechtigkeit hinreicht, ihn gegen gerechte Angriffe sicher zu stellen, so kann nur seine Furchtbarkeit allein ihn vor den ungerechten schützen. Ein starkes und geübtes Kriegsheer ist also noch immer Präliminarbedingung des Ruhestandes.

Ew. Majestät besitzen ein solches Heer, das trefflichste, das geehrteste, dessen sich irgend ein europäischer Staat zu rühmen hat. Dieses Heer ist ein halbes

Jahrhundert lang das Muster für Europa gewesen. Der schöpferische Geist des größten Generals, den die Kriegsgeschichte der neueren Zeit, und eines der größten Männer, den die Weltgeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, weht und athmet in diesem Heer. Unsre Fürsten standen, und stehen noch an der Spitze desselben. Von dieser Seite bleibt uns nichts mehr zu wünschen übrig. Die Lage des Staates erlaubt, und die innere Vollkommenheit der Armee erheischt keine Hauptveränderung in der Mannszahl, in der Disciplin, in der Organisation derselben. Die militärische Weisheit kann dies kostbare und ehrwürdige Werkzeug unsrer politischen Sicherheit nach Umständen und Bedürfnissen modificiren, wird es aber nicht leicht umgestalten.

Bei den musterhaften Anordnungen, welche diese Armee in fast ununterbrochener Uebung erhalten, bei der rastlosen Thätigkeit, die diese Anordnungen unaufhörlich belebt, bei der Höhe der taktischen Kunst, die sie einmal und für immer erreicht hat, bei dem stolzen Bewußtsein, bei dem feurigen Ehrgefühl, welches allen Mitgliedern derselben, den höheren wie den niedrigeren, beiwohnt — kann auch der anhaltendste Friede ihr nicht gefährlich werden. Ein Feldzug ist nur die Fortsetzung ihrer täglichen Operationen, nur die unmittelbare Anwendung dessen, was längst bei ihr zur andern Natur geworden war. Sie wird nach zwanzig-, nach funfzigjähriger Ruhe, sobald die ernste Stunde der wahren Kriegesnothwendigkeit — Vertheidigung des Vaterlandes gegen ungerechten Angriff — schlägt, nichts weiter zum Siege nöthig haben, als gute Feldherren: und diese sind in dem Hause Friedrichs II. so einheimisch, in dem Wirkungskreise, den sein Andenken beseelt, so unvergänglich als sein Ruhm.

Die militärische Macht muß auswärtigen Staaten die Neigung, aber die diplomatische Klugheit muß ihnen, mit der Neigung, auch selbst die Veranlassung zu Feindseligkeiten benehmen.

Ganz isolirt von dem großen Staatenbunde kann der mächtigste Staat nicht leben und sicher sein. Denn selbst die Maxime einer unerschütterlichen Gerechtigkeit gegen unabhängige Mächte — an und für sich die oberste Bedingung eines dauerhaften Friedens — kann nur dann absolute Sicherheit bewirken, wenn alle andre von einem ähnlichen Geiste geleitet werden. Verbindungen sind also unvermeidlich; das große Geschäft ist nur, sie mit Klugheit zu wählen und mit Geschicklichkeit zu behandeln. Die geographische, kommercielle, politische, militärische Lage eines jeden Staates zeichnet ihm die Bündnisse vor, die seine größte Aufmerksamkeit verdienen. Wenn es auch unter dem beständigen Wechsel der politischen Verhältnisse nicht möglich sein sollte, immer auf einer und derselben diplomatischen Linie zu bleiben, so muß doch in einem jeden nach weisen Grundsätzen regierten Staate die beständige Tendenz herrschen, jene Bündnisse, die man mit Recht natürliche nennt, aufrecht zu halten, und wenn Umstände sie gewaltsam zerschlugen, wieder herzustellen. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß die Staaten sich im Ganzen immer wohl dabei befanden, wenn sie diesen Bedürfnissen treu blieben, und daß der Zeitpunkt, wo Launen, Irrthümer oder Ränke, sie auf eine entgegengesetzte Bahn schleuderten, auch der Zeitpunkt ihres Verfalls, wenigstens einer unverkennbaren Abnahme ihrer Kräfte war. Das jetzige Jahrhundert hat davon, der kleineren nicht zu gedenken, zwei große und furchtbar lehrreiche Beispiele aufgestellt.

Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände, die Bedürfnisse unsers Staates und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen — nur eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang in dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung, denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung, und zu-

setzt das innere Vermögen eines Staates tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder, was schmählicher als alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und redlich zu sein: sie kann ihre Pläne, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen, mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Kabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen, und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters von Europa auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen.

Wenn der Staat durch ein mächtiges Kriegsheer in die glückliche Lage gesetzt ist, den Krieg nicht fürchten zu dürfen, und durch weise Leitung der auswärtigen Verhältnisse in die noch viel glücklichere, ihn anhaltend zu vermeiden, alsdann kann sich die ganze Aufmerksamkeit des Monarchen auf die Bedürfnisse der innern Verwaltung richten.

Jeder der beiden Hauptzweige, in welche diese Verwaltung zerfällt: die Rechtspflege und die Administration des Staatsvermögens — bedarf einer eigenthümlichen, durch die charakteristische Verschiedenheit der Geschäfte bestimmten Sorgfalt. Die Rechtspflege, die einer unwandelbaren Neutralität, die Finanzadministration die einer ununterbrochenen Wirksamkeit. Diese gedeiht nur, wenn sie mit fester und geschickter Hand geleitet, jene nur, wenn sie sich selbst überlassen wird.

Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der preußischen Civiladministration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist als irgend ein andres der älteren und neueren Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen; Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruches der Gerechtigkeit selbst erhob: — das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen beides sichern. Es ist ein glorreiches Attribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt, und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht: alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde, und als solche nicht blos aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königes verbannt.

Die Verwaltung des Staatsvermögens — die zweite Hauptfrage der innern Administration — ist in unsern Tagen, wo die Bedürfnisse großer Staaten so unendlich gestiegen sind, wo ein sehr ansehnlicher Theil des Privatreichthums zur Befriedigung dieser Bedürfnisse verwendet werden muß, wo jede allgemeine Maaßregel in die innersten Falten des Familienwohls greift, ein Gegenstand von erster, fast mit Nichts zu vergleichender Wichtigkeit geworden. Die Finanzadmistration ist nicht nur der Lebensgeist jeder Staatsoperation, sondern auch das oberste Richtmaaß aller Privatgeschäfte, aller Industrie, folglich aller öffentlichen und individuellen Wohlfahrt. Nirgends ist der Einfluß

der Regierung auf die Gesammtheit der Unterthanen, und zugleich auf jeden Einzelnen, so unmittelbar wohlthätig, oder so unmittelbar drückend, als hier.

Zweckmäßige Vertheilung der Geschäfte, regelmäßige Aufsicht und wechselseitige Kontrolle, Ordnung und ernste Genauigkeit im Kassenwesen, befriedigende Klarheit und wachsame Strenge im Rechnungssystem: kurz alles, was die Grundlage und das Gerüst einer guten Finänzoperation ausmacht, befindet sich in der preußischen Monarchie in einer musterhaften Verfassung. Nur davon allein hängt unser Glück ab, daß die Hand der Weisheit bei der Bestimmung der Ausgaben, daß die Hand der Weisheit bei der Wahl der Mittel zur Einnahme sichtbar, unablässig sichtbar sei.

Wir sagen es uns mit Entzücken: — denn wir fühlen, was dies in der gegenwärtigen Lage von Europa bedeutet — daß alles, was zu einem weisen Haushalter auf dem Throne gehört, in Ew. Majestät aufs Glücklichste vereinigt ist. Nur zum Wohl Aller, nur zum Flor und zum wesentlichen Glanze des Staates wird die ansehnliche Masse von Kräften verwendet werden, worüber Ew. Majestät von nun an uneingeschränkt gebieten. Sparsamkeit und Freigebigkeit werden im wohlthätigsten Verhältnisse gemischt erscheinen. Nie werden für große und erhabene Zwecke, für die Vertheidigung des Staates, für die Unterstützung der Nothleidenden, für Plane zur Bildung der Bürger, zu Verbesserung oder Verschönerung des Landes, zur Erleichterung der gesellschaftlichen Existenz — nie werden für wahre Bedürfnisse die Mittel der Ausführung fehlen, nie werden sie für eingebildete zu erwarten sein.

Eben so wichtig aber, als Ordnung in der Ausgabe, ist Sorgfalt bei der Wahl der Quellen, woraus die Einnahme fließt.

Die ausgebreiteten Domänen, welche Ew. Majestät in den meisten Ihrer Provinzen besitzen, sind ein schätzbares Kapital, von dessen Einkünften ein beträchtlicher Theil der Staatsausgaben bestritten wird. Ein menschenfreundliches System hat sich neuerlich gegen die großen Bezirke, in welche diese Domänen bisher vertheilt waren, erklärt, und die Zerspaltung derselben in kleinere Besitzungen angerathen. Es sind sogar Proben mit dieser Theorie in Ew. Majestät Staaten angestellt worden. Wie glücklich sie auch im Einzelnen ausfallen mochten, die Beibehaltung der großen Arrondissements hat im Ganzen mächtige Gründe für sich. Die größte und aus einem Mittelpunkte geleitete Bewirthschaftung derselben ist grade dazu geschickt, große und einleuchtende Beispiele zur Nachahmung aufzustellen, und durch einsichtsvolle Thätigkeit, durch glückliche Combinationen der verschiedenen Zweige der Oekonomie, durch Einführung neuer Methoden zur Verbesserung des Bodens und Veredlung der Produkte, durch geschickte Behandlung des wichtigen Verhältnisses zwischen Gutsherrschaft und Unterthanen, vielleicht gar durch eine gelungene Auflösung des in unsern Tagen so kritischen Problems der Dienstpflichtigkeit, jedem andern Gutsbesitzer zum belehrenden Muster zu dienen. Dieser Vortheil möchte den günstigen Wirkungen jenes, immer etwas gewagten, in Rücksicht auf die Zeitumstände sogar etwas unpolitischen Systems, wohl das Gleichgewicht halten.

Die Domäneneinkünfte sind nicht groß genug, um die gesammten Staatsausgaben zu decken: es ist also eine unvermeidliche Nothwendigkeit, Abgaben von den Bürgern zu fordern. Diese Nothwendigkeit fühlt der Gemeinste wie der Unterrichtete; und — ohne zu entscheiden, ob die Thatsache der Regierung oder den Unterthanen zu größerer Ehre gereicht — so viel ist gewiß, daß kein Land in Europa die Last der Abgaben mit einer so vernünftigen Ergebung, mit einer so aufgeklärten Bereitwilligkeit trägt als das unsrige. Der Umfang dieser Abgaben hängt natürlich von dem jedesmaligen Umfange der Bedürfnisse des Staates, die Gestalt, in welcher sie erhoben werden, von den Anordnungen der Administration ab. Mit unbegrenzter Zuversicht können wir darauf rechnen,

daß Ew. Majestät diese wichtige Partie nur den einsichtsvollsten und geprüftesten Männern übertragen werden. Eine einzige Bemerkung, weil sie die allgemeine Zufriedenheit so wesentlich interessirt, ein einziger Wunsch, weil er dunkler oder entwickelter in allen Gemüthern liegt, begleite hier den Ausdruck unsrer wohlgegründeten Hoffnungen.

Jede Abgabe hat ihre eigenthümliche Wirkung, und beschränkt auf eine ihr eigenthümliche Art das Eigenthum, die Industrie und die Freiheit der Bürger: denn jede Abgabe ist an und für sich ein Uebel, obgleich ein nothwendiges Uebel, und die Bedingung alles Guten, welches die bürgerliche Gesellschaft uns zuführt. Haben sich die Einwohner eines Landes an eine gewisse Form der Beschränkung gewöhnt, so hört diese beinahe auf, eine Last zu sein, sie wird ein für allemal bei allen bürgerlichen Unternehmungen und Verhandlungen in Abrechnung gebracht. Legt man ihnen aber die Beschränkung in einer veränderten Form auf, so werden alle bisherige Verhältnisse verrückt, und ein zehnmal geringerer neuer Druck wird zehnmal stärker als der gewohnte gefühlt. Nichts ist daher für das glückliche Einverständniß zwischen der Regierung und den Unterthanen bedenklicher als die Einführung neuer Klassen von Abgaben, oder gar die Wiedererweckung solcher, von denen man sich auf immer erlöset glaubte. Mehren sich die Bedürfnisse des Staates, treten neue unvorhergesehene Ausgaben hervor, so ist es unendlich vortheilhafter, die schon vorhandenen Auflagen zu erhöhen, als neue zu errichten. Aus eben dem Grunde ist die Vervielfältigung der Abgaben überhaupt nachtheilig. Das, was der Staat nöthig hat, unter wenigen einfachen Rubriken zu erheben — das ist wahre Staatsökonomie und wahre politische Weisheit.

Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er — nicht etwa der Convenienz, sondern den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang; und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müsse alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen! Jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete.

Kein abschreckendes Monopol, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privatindustrie durch unnütze Reglements, hindre den Landwirth, den Fabrikanten, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größten möglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staates und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll — muß den Zwang nicht einmal fürchten, viel weniger fühlen.

Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang darf hier nicht mehr die Rede sein. Er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer deklamiren. Mit der Freiheit der Presse

verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkt betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je, auch in seiner schlimmsten Ausdehnung, den Rechten des Bürgers werden kann.

Was, ohne alle Rücksicht auf andere Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es, seiner Natur nach, nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen ins Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maaßregel, die sie beschränken will, vor ihr zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Produkte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu Märtyrern der Wahrheit.“ Tausend bösartige Insekten, die Ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstiget von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes, und setzen ihr Gift — als wäre es eine verbotene Kostbarkeit — bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift — die Produkte der bessern Schriftsteller — verliert seine Kraft, weil der Ununterrichtete nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechten gut heißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblikken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deßhalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen; — darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, strenge verantwortlich sein: aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher als die entgegengesetzte, und, wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Nie kann dies System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet! Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen, und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor!

Wenn dem Bürger eines Staates alles, was zum erlaubten Genuß des

Lebens und zur Entwickelung seiner Kräfte gehört, offen steht; wenn er, gegen die Angriffe auswärtiger Feinde geschützt, sein frei gewähltes Gewerbe in ungestörter Ruhe betreiben kann; wenn ihm eine strenge, unparteiische, durch keinen Eingriff der Willkür gehemmte Rechtsverwaltung die Garantie seines Eigenthums und die beruhigende Aussicht gewährt, daß nie einer seiner Mitbürger mächtiger sein wird als die Gesetze; wenn billige, gleichförmige, nach einfachen Grundsätzen geordnete, ohne Druck und Schikane erhobene Abgaben ihm nur so viel von seinen Einkünften entziehen, als zur Erhaltung des Staates erforderlich ist, und eine weise und gewissenhafte Administration die zweckmäßige Verwendung seiner Beiträge verbürgt; wenn keine ungerechte oder übelverstandene Einschränkungen ihn hindern, seine Fähigkeiten, seine Kenntnisse, sein Vermögen, nach eigener Neigung und Einsicht, nach der Idee, die er selbst von seinem Vortheile hat, zu benutzen; wenn er überdies seine Gedanken über alles, was ihn umgibt, vortragen, und seinen Zeitgenossen sogar seine Irrthümer und seine Grillen mittheilen darf, wenn endlich die Regierung die edle Bereitwilligkeit, das, was noch in der Organisation des Staates fehlerhaft sein möchte, zu verbessern, durch Thaten darlegt: — dann ist alles erschöpft, was der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft suchte. Die Vereinigung dieser Güter, aber auch nur die Vereinigung derselben, füllt die ganze Sphäre der Wünsche und Erwartungen eines vernünftigen Wesens aus. Die, welche lehren möchten, daß es mit „etwas weniger" gethan sei, sind geheime Bundesgenossen, oder unbewußte Mitarbeiter derer, welche mehr verlangen. Wer aber mehr verlangt, ist ein Feind der Ordnung, des Friedens, der mühsam erworbenen Schätze einer langen Kultur, ein Feind der fortschreitenden Vervollkommnung des Menschen, — ein Feind Ew. Majestät und des Vaterlandes.

Der Inbegriff dieser Güter ist die bürgerliche Freiheit, die unter einer monarchischen Verfassung bis zu ihrer höchsten Reife gedeihen kann. Was jenseits derselben liegt — davon trennen uns fürchterliche Abgründe, undurchdringliche Nächte, das grauenvolle Chaos allgemeiner Zerrüttung, das Interregnum aller sittlichen Grundsätze, ein wüster Schauplatz von Trümmern, Thränen und Blut! — Mehr als ein unglückliches Volk ist vor unsern Augen in diesen bodenlosen Schlund gestürzt, und hat mit einer Masse von Elend, worunter die Einbildungskraft erliegt, die Fehler seiner Regierung, oder die Schuld seiner eigenen Thorheiten gebüßt. Vor diesem letzten und größten aller Uebel wird uns auf immer Preußens guter Genius bewahren; so lange Ew. Majestät uns beherrschen, ist jede Besorgniß fern; ein unumwölkter Himmel verkündigt den seligsten Tag. Von einer weitverbreiteten Gährung unberührt, in einem ringsumher tobenden Sturme aufrecht zu bleiben, ist wahrlich kein kleiner Gewinn: dies stille Glück bewirkt, dies stille Glück bewahrt zu haben, wird von nun an der höchste Genuß, der höchste Triumph im Leben eines guten Königes sein.

Möge das schönste Loos, das je einem Monarchen zu Theil ward, Ew. Majestät beschieden sein! Mögen günstige Sterne jedes Uebel abwenden, welches die Weisheit nicht vorhersehen oder besiegen konnte! Möge, wie Ew. Majestät Privatleben aller stillen und häuslichen Tugenden reinstes Vorbild, der Sammelplatz aller häuslichen Glückseligkeiten war, so der balsamische Friede, der um große Gemüther schwebt, sich auf den glücklichen Fürsten eines glücklichen Volkes herabsenken! Möge die Erhabene Prinzessin, der alle Herzen entgegen wallten, als der erste Glanz ihrer entzückenden Herrlichkeit über dem Horizonte dieses Reiches aufging, die volle Ernte goldener Früchte theilen, die Ew. Majestät an dem edlen Stamme der allgemeinen Wohlfahrt entgegenreift! Möge eine so reizende Laufbahn ein fernes Ziel — für unsre Wünsche

nie fern genug, beschließen! Möge, wenn einst dieses Ziel erreicht werden muß, Ew. Majestät angebeteter Name, mit Friedrichs Namen vermählt, zur glorreichen Unsterblichkeit wandeln!

5.
Aufruf des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm des Dritten, im Jahr 1813.

1) An mein Volk.

So wenig für mein treues Volk als für Deutsche bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Kriegs, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden; erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen unsre Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtige Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen, erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euren angebornen König als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefodert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegen gehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein

wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

2) An mein Kriegsheer.

Vielfältig habt ihr das Verlangen geäußert, die Freiheit und Selbstständigkeit des Vaterlandes zu erkämpfen. Der Augenblick dazu ist gekommen! Es ist kein Glied des Volkes, von dem es nicht gefühlt würde. Freiwillig eilen von allen Seiten Jünglinge und Männer zu den Waffen. Was bei diesen freier Wille, das ist Beruf für euch, die ihr zum stehenden Heere gehört. Von euch, geweiht, das Vaterland zu vertheidigen, ist es berechtigt zu fordern, wozu jene sich erbieten. Seht, wie so Viele alles verlassen, was ihnen das Theuerste ist, um ihr Leben mit euch für des Vaterlandes Sache zu weihen. Fühlt also doppelt eure heilige Pflicht! Seid Alle ihrer eingedenk, am Tage der Schlacht wie bei Entbehrung, Mühseligkeit und innerer Zucht. Des Einzelnen Ehrgeiz, er sei der Höchste oder der Geringste im Heer, verschwinde in dem Ganzen. Wer für das Vaterland fühlt, denkt nicht an sich. Den Selbstsüchtigen treffe Verachtung, wo nur dem allgemeinen Wohl es gilt. Diesem weiche jetzt Alles. Der Sieg geht aus von Gott! Zeigt euch seines hohen Schutzes würdig durch Gehorsam und Pflichterfüllung. Muth, Ausdauer, Treue und strenge Ordnung sei euer Ruhm. Folgt dem Beispiel eurer Vorfahren; seid ihrer würdig und eurer Nachkommen eingedenk! Gewisser Lohn wird treffen den, der sich auszeichnet; tiefe Schande und strenge Strafe den, der seine Pflicht vergißt! Euer König bleibe stets mit euch; mit ihm der Kronprinz und die Prinzen seines Hauses. Sie werden mit euch kämpfen. Sie und das ganze Volk werden kämpfen mit euch; und an unsrer Seite ein zu unsrer und zu Deutschlands Rettung gekommenes tapferes Volk, das durch hohe Thaten seine Unabhängigkeit errang. Es vertraute seinem Herrscher, seinen Führern, seiner Sache, seiner Kraft, und Gott war mit ihm! So auch ihr! Denn auch wir kämpfen den großen Kampf um des Vaterlandes Unabhängigkeit. Vertrauen auf Gott, Muth und Ausdauer sei unsre Losung!

Breslau, den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

3) Verordnung über die Organisation der Landwehr.

Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen. Preußen, würdig des Namens, theilt ihr dies Gefühl! Auch ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck euch zu befreien. Mit Rührung werde ich die Beweise davon gewahr in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen meines Heeres sich stellen; in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer, voll Verachtung der Gefahr, sich zum Kriegsdienst erbieten; und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen. Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bun-

desgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volks. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn der Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt. Preußen! zu diesem Zweck ist es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr aufs Schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit die erstere und werde den letzteren anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue ich auf ihn. Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Heerd alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsre Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften. Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung Aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen. Meine Sache ist die Sache meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa.

Gegeben Breslau den 17. März 1813.

Friedrich Wilhelm.

6.

Aufruf an die Deutschen.

Indem Rußlands siegreiche Krieger, begleitet von denen Sr. Majestät, des Königs von Preußen, ihres Bundesgenossen, in Deutschland auftreten, kündigen Sr. Majestät der Kaiser von Rußland und Sr. Majestät der König von Preußen den Fürsten und Völkern Deutschlands die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit an. Sie kommen nur in der Absicht, ihnen diese entwandten, aber unveräußerlichen Stammgüter der Völker wieder erringen zu helfen, und der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr zu leisten. Nur dieser große über jede Selbstsucht erhabene, und deshalb Ihrer Majestäten allein würdige Zweck ist es, der das Vordringen Ihrer Heere gebietet und leitet.

Diese unter den Augen beider Monarchen, von ihren Feldherren geführten Heere vertrauen auf einen waltenden gerechten Gott und hoffen vollenden zu dürfen für die ganze Welt, und unwiderruflich für Deutschland, was sie für sich selbst zur Abwendung des schmachvollesten Joches so rühmlich begonnen. Voll von dieser Begeisterung rücken sie heran. Ihre Loosung ist Ehre und Freiheit. Möge jeder Deutsche, der des Namens noch würdig sein will, rasch und kräftig sich anschließen; möge jeder, er sei Fürst, er sei Edler, oder stehe in den Reihen der Männer des Volks, den Befreiungsplänen Rußlands und Preußens beitreten, mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben.

Diese Gesinnung, diesen Eifer glauben Ihre Majestäten nach dem Geiste, welcher Rußlands Siege über die zurückwankende Weltherrschaft so deutlich bezeichnet, von jedem Deutschen mit Recht erwarten zu dürfen.

Und so fordern sie denn treues Mitwirken, besonders von jedem deutschen Fürsten, und wollen dabei gern voraussetzen, daß sich keiner finden werde unter

ihnen, der, indem er der deutschen Sache abtrünnig sein und bleiben will, sich reif zeige der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen.

Der Rheinbund, diese trügerische Fessel, mit welcher der Allentzweiende das erst zertrümmerte Deutschland, selbst mit Beseitigung des alten Namens, neu umschlang, kann als Wirkung fremden Zwanges und als Werkzeug fremden Einflusses länger nicht geduldet werden. Vielmehr glauben Ihre Majestäten einem längst gehegten, nur mühsam noch in beklommener Brust zurückgehaltenen, allgemeinen Volkswunsche zu begegnen, wenn sie erklären, daß die Auflösung dieses Vereins nicht anders als in Ihren bestimmten Absichten liegen könne.

Hiermit ist zugleich das Verhältniß ausgesprochen, in welchem Sr. Majestät der Kaiser aller Reußen zum wiedergeborenen Deutschland und zu seiner Verfassung stehen wollen. Es kann dies, da sie den fremden Einfluß vernichtet zu sehen wünschen, kein anderes sein, als eine schützende Hand über ein Werk zu halten, dessen Gestaltung ganz allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheim gestellt bleiben soll. Je schärfer in seinen Umrissen und Grundzügen das Werk heraustreten wird aus dem ureignen Geist des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltner wird Deutschland wieder unter Europa's Völkern erscheinen können.

Uebrigens werden Sr. Majestät nebst Ihrem Bundesgenossen, mit dem Sie in den hier dargelegten Gesinnungen und Ansichten vollkommen einverstanden sind, dem schönen Zwecke der Befreiung Deutschlands vom fremden Joche Ihre höchsten Anstrengungen jederzeit gewidmet sein lassen.

Frankreich, schön und stark durch sich selbst, beschäftige sich fernerhin mit der Beförderung seiner innern Glückseligkeit. Keine äußere Macht wird diese stören wollen, keine feindliche Unternehmung wird gegen seine rechtmäßigen Grenzen gerichtet werden. Aber Frankreich wisse, daß die andern Mächte eine fortdauernde Ruhe für ihre Völker zu erobern trachten, und nicht eher die Waffen niederlegen werden, bis der Grund zu der Unabhängigkeit aller Staaten von Europa festgesetzt und gesichert sein wird.

Gegeben im Hauptquartier zu Kalisch den 13. März 1813.

Fürst Kutosow Smolensk,
Generalfeldmarschall und oberster Befehlshaber der verbündeten Armee.

7.

Ueber eine allgemeine deutsche Gesetzgebung.

Rede des badischen Abgeordneten Freiherrn von Türkheim, gehalten 1819 in der ersten Kammer der ersten badischen Ständeversammlung.

Meine Herren!

Deutschland ist durch harte Erfahrungen der jüngst vergangenen Zeiten auf die Nothwendigkeit seiner Vereinigung zurückgeführt worden. Dessenungeachtet ist in der auf diese Erfahrungen gebauten Bundesverfassung noch wenig dafür geschehen. Ob unter den gegebenen Umständen mehr hätte geschehen können, und wie das Problem der Anwendbarkeit eines Staatenbundes auf monarchische Staaten sich lösen werde, — alles dies zu erörtern liegt außer unserm Beruf; — aber die unverkennbare Thatsache gehört hierher, daß der Bund, welcher blos die Souveraine vereinigt, unser gemeinsames Vaterland nur mit schwa-

chen, in mancher Hinsicht prekären Banden umschlingt; denn es folgt daraus, daß je lockerer jene Bande der Verfassung sind, um so mehr es Noth thue, das feste Zusammenhalten der in Vereinzelung zu schwachen Theile auf Gesinnungen und Sitten des Volks, also auch auf den innern Organismus, welcher sie erzeugen und erhalten soll, zu stützen.

Durch nichts wird aber der eigenthümliche Charakter der Völker mehr gebildet, als durch die Institutionen der bürgerlichen Gesellschaft, welche nicht nur das öffentliche Leben, den Verkehr des Bürgers mit dem Bürger bestimmen, sondern ihn in das Privatleben, in den häuslichen Kreis, die erste Schule des Menschen, zurückbegleiten.

Es ist also eine Gemeinschaft wenigstens in den Grundzügen unserer Gesetze und Einrichtungen unerläßlich, wenn sie sich in unsern Gesinnungen äußern soll, denn sie kann nicht in den Resultaten erhalten werden, wenn sie den Principien entzogen wird. —

Wenn aber in einer Periode gänzlicher Umgestaltung der ganzen Gesetzgebung, wo nach und nach die Reihe der Reformation an jedes Vermächtniß der Voreltern kommt, jeder einzelne Bundesstaat seinen eigenen Weg ohne alle Aufmerksamkeit auf die Nachbarn einschlüge, ja sich noch in dieser isolirenden Eigenheit gefiele, so würden bald die Sprache und Erinnerungen aus der Geschichte das Einzige bleiben, was uns noch als Volksstamm auszeichnete.

So war es doch nicht in den Zeiten des deutschen Reichs, obgleich dasselbe schon längst den entwickelten Keim seiner Auflösung in sich trug.

Die Territorial-Verfassungen hatten sich unter einer gewissen Suprematie der Reichsverfassung aus gleichen Quellen gebildet; Reichs- und Kreistage erhielten in Gegenständen der Polizei einige Einwirkung und dadurch Gleichförmigkeit; das römische Recht war allgemein angenommen, und die Grundlage der ganzen Civilgesetzgebung; immer lebte selbst noch ein gemeines deutsches Privatrecht, obgleich kein promulgirter Codex, sondern nur gleichförmige historische Entwickelung zu Grunde lag; — nach den Reichsgerichten war das gerichtliche Verfahren ziemlich allgemein ausgebildet worden, und die Carolina war die gemeinschaftliche Quelle der Criminalgesetzgebung. Darum konnten auf einer hohen Schule an der Elbe oder der Ostsee deutsche Rechtsgelehrten für die Grenzen Frankreichs oder Helvetiens gebildet werden, welchen dann das Landrecht und besondre Statuten der Heimath eine leichte Nachholung waren.

Jetzt ist es freilich mit dem wesentlichen Princip unserer Bundesverfassung, — der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten in ihrer inneren Verwaltung — nicht vereinbar, daß die Organisation der Staatsmaschine die Gesetze über die Verhältnisse der Gemeinheiten und der verschiedenen Stände, das bürgerliche und peinliche Gesetzbuch, sowie die Gerichtsverfassung für alle Bundesstaaten, verbindlich von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt aus bestimmt werden, aber um so mehr ist zu hoffen, daß die einzelnen Regierungen sich werden angelegen sein lassen, mit der Selbstständigkeit ihrer eigenen Gesetzgebung Aufmerksamkeit auf jene der Bundesgenossen und Rücksicht auf gleichen Charakter zu verbinden.

Es sind auch bereits, außer dem ohnehin zum Wesen und zur Competenz des Bundes gehörigen militärischen Vertheidigungssysteme, einige andere wichtige Nationalangelegenheiten in die Sphäre der Bundesberathungen gezogen worden. Ueber die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtung, eine ständische Verfassung einzuführen und die Verhältnisse der Mediatisirten festzusetzen, hat das einzelne Bundesglied der Gesammtheit Ausweis zu geben; auch die Gesetze der Preßfreiheit und die Verfassung der Universitäten — dieser theuern Unterpfänder unserer eigenthümlichen Nationalbildung — sind zu gemeinsamer Berathung aus-

gesetzt, deren Resultat wir ohne Besorgniß entgegensehen dürfen; selbst für Bestimmungen über Freiheit des Verkehrs im Innern Deutschlands sind hoffnungsvolle Anregungen erfolgt [1]).

Warum sollte es nun nicht möglich sein, auch in anderen einflußvollen Materien der eigentlichen Gesetzgebung im Innern, welche den Bürger des Staats erzieht, seine Denkungsart bestimmt, unbeschadet der Autonomie eines jeden Bundesstaats, und ohne irgend eine Art von Zwangsverbindlichkeit über gewisse Hauptgrundsätze zu einer nothwendigen Uebereinstimmung zu kommen.

Es gibt hierzu zwei Wege: Der erste, wenn in dem einzelnen Bundesstaat die Aufmerksamkeit jener Geschäftsmänner, welchen Gesetzentwürfe übertragen sind, in gegenwärtigem Zeitpunkte allgemeiner Organisirung auf die gleichzeitige Ausbildung anderer deutscher Staaten gerichtet, und das Bessere, selbst das Gleichgute eher in Uebereinstimmung mit dieser letzteren, statt, wie oft geschieht, absichtlich im Contrast aufgesucht wird. Daß dies geschehen möge, ist ein Wunsch, welchen auszusprechen den Ständen als Organ des Volks geziemt.

Der zweite und noch wirksamere, wenn jene Regierungen, welche gegenwärtig besonders thätig in zeitgemäßer Ausbildung ihrer Staatsinstitutionen sind, sich verabreden wollten, gewisse Hauptgrundsätze und folgereiche Fragen, welche sie jetzt fast durchgängig zu Hause durch einsichtsvolle Männer, zum Theil durch eigens aufgestellte Commissionen begutachten lassen, statt dieser isolirten Erörterungen, gemeinschaftlich einem Vereine der kompetentesten Beurtheiler zur Prüfung zu übergeben. In jedem Falle würde das Resultat dann vielseitiger, folglich für sich selbst vorzüglicher ausfallen, und überdies würde es hoffentlich zu der gewünschten Gleichförmigkeit führen.

In sehr vielen deutschen Staaten ist jetzt namentlich die Einführung öffentlicher Rechtspflege und der Geschwornengerichte in Anregung gekommen. Wie wäre nun bei dem unverkennbar großen Einfluß dieser beiden Institute auf das ganze Volksleben für Uebereinstimmung in Charakter und Sitten gesorgt, wenn über ihre Einführung nach dem Gutachten der gewählten Rathgeber in dem einen Lande bejahend, in dem andern verneinend entschieden, die Annahme in dem einen unbedingt in der ausländischen Form, in dem andern mit wesentlichen Abänderungen beschlossen würde?

Zu gemeinschaftlichen Untersuchungen und Verabredungen wird kein Congreß, sondern nur gegenseitige Mittheilung erfordert. Es wird auch dadurch der freien Entschließung jeder Regierung weder über die Annahme des Resultats, noch weniger über die weitere Ausarbeitung vorgegriffen, aber die Ansichten würden sich berichtigen und fixiren, und es wäre wenigstens in den Grundzügen der Ausführung Gleichförmiges zu hoffen.

Selbst über die Ausarbeitung eines gemeinschaftlichen Civilgesetzbuches könnten sich alle, oder doch viele deutsche Staaten sehr wohl vereinigen; fände dies aber auch Hindernisse, so könnten doch auch hierin auf dem vorgeschlagenen Wege gewisse Hauptgrundsätze festgestellt werden. Geschieht aber auch dieses nicht, so werden die für sich allein handelnden Regierungen von Staaten zweiter und dritter Größe wenigstens wohlthun, das bereits bestehende Gesetzbuch eines größeren Staates auszuwählen, und blos die auf besondere Verhältnisse gegründeten Zusätze beifügen, wie es bei uns in der Periode der fremden Herrschaft mit dem code Napoléon geschehen ist.

Das sind nach meiner Ueberzeugung die einzigen Wege, auf welchen

---

1) Bekanntlich ist aber von allen den Hoffnungen, welche der Redner ausspricht, so weit eine Entwickelung der angeregten Verhältnisse vom Bundestage ausgehen sollte, nichts in Erfüllung gegangen.

Deutschland bei dem jetzt in den meisten seiner Staaten bemerklichen Streben nach einer passenden Gesetzgebung der Alternative entgehen kann, in Bälde, entweder als blos idealer Staatenkörper durchaus fremdartig gebildete und eben so gesinnte Bestandtheile zu enthalten, oder, wenn mehrere dieser Letzteren auch ohne die Absicht der Uebereinstimmung dennoch durch die anziehende Kraft der Gallomanie in einem Vereinigungspunkt zusammenträfen, wenn in andern dagegen das Extrem der Abneigung gegen alle Neuerungen die Oberhand behielte, sich in eine neumodisch französische und in eine altmodisch deutsche Hälfte zu spalten, welche sich gegenseitig zurückstoßen und gar nicht mehr verstehen würden, statt daß das Ganze verjüngt und zeitgemäß deutsch sein sollte.

Die so sehr verbreitete Tendenz, alle Vorbilder mit unbedingter Bewunderung aus Frankreich zu nehmen, hat ihren Grund in einem sehr erklärbaren, aber darum nicht weniger verwerflichen Irrthum. Frankreich, als der einzige große Staat, der in Folge einer gänzlichen Umwälzung ganz neu und auf allgemeine Principien gebaut wurde, mußte aber darum an Kraft und Einfachheit seines Organismus Manches vor allen, nur theilweise ausgebesserten Staatsgebäuden voraus haben.

Man verglich aber nur die Wirkung, und gewöhnte sich, Frankreich als Normalstaat zu betrachten, ohne zu bedenken, daß der Vorzug nur in der neuen Bauführung besteht, und daß man, wo ebenfalls neu gebaut werden soll, in manchem Stück wohl besser bauen kann.

Der Anerkennung des bewährten Guten bei andern Völkern soll man sich zwar nicht hartnäckig verschließen; wenn aber jene Thoren sind, welche alles, was aus dem gepriesenen Auslande kommt, nachahmen möchten, so sind auch diejenigen noch keine Weisen, welche alles, was sich dort als natürlich gut bekundet, ohne Prüfung auch für anwendbar bei sich halten.

Alles, was außer den farbigen Streifen auf den Landkarten einen reellen Unterschied in den Eigenschaften und Bedürfnissen unter den Völkern der Erde begründet, Klima, mit seinem Einfluß auf Charakter und Lebensweise, historische Entwickelung, topographische und politische Lage, — selbst die beharrlichen Eigenheiten der Volksstämme, welche wir anerkennen müssen, ohne ganz in die Geheimnisse der Natur einzudringen, fodert auch bei uns seine Rechte, welche weder unter dem Druck eines Despoten, noch unter jenem einer herrschenden, alles einebnenden Meinung ganz vertilgt werden können.

Darum mögen auch die bürgerlichen Einrichtungen unter den deutschen Völkerschaften selbst immer noch ihre Abweichungen erhalten, je nachdem die besonderen Verhältnisse sie in ihrer Individualität näher oder weiter aus einander stellen, nur möge man sie immer mehr unter sich als mit fremdartigen Stämmen verbunden erblicken.

Ich wiederhole demnach meinen vorausgeschickten Antrag.

8.

Aus der Rede des Hofraths und Professors Behr in Würzburg,

in der bairischen Ständeversammlung vom Jahre 1819 gehalten, betreffend die Revision der Gesetze über das Duellwesen [1]).

Meine Herren! Ich betrete diese Bühne, nicht sowohl um meinen Antrag auf die Bitte an Se. Majestät um schleunige Revision der Duellgesetze zu unterstützen und zu vertheidigen, — es kann dessen vor einer solchen Versammlung nicht bedürfen; — ich will vielmehr nur das, um was es sich handelt, noch einmal kurz Ihnen vor Augen stellen.

Das Ehrgefühl eines Menschen beruht, nach richtiger Ansicht, auf dem Bewußtsein der Reinheit der öffentlichen Meinung von seinem rechtlichen und moralischen Werthe, und in dem Triebe, jene Reinheit der öffentlichen Meinung davon ungetrübt zu erhalten. Daß dieser Trieb sich nur durch ein tadelloses Benehmen, in rechtlicher und moralischer Hinsicht, durch das Streben nach dem Verdienen jener Reinheit vernünftig äußern könne, ist eben so klar, als daß die wirklich oder vermeintlich beleidigende Handlung eines Dritten höchstens einen Versuch zu enthalten vermöge, jene Reinheit der öffentlichen Meinung zu trüben. Diesen Versuch niederschlagen wollen durch Ablegung einer Probe von Muth oder Kunst im Gebrauche der Waffen, deren Erfolg oft zufällig gegen den rechtlichsten und ganz moralischen Menschen entscheidet, ist nicht nur Thorheit an sich, sondern setzt auch die ganz falsche Richtung des Ehrgefühls voraus, als ob solches allein auf dem Bewußtsein des öffentlichen Glaubens an den Muth oder die Waffenkunst lediglich beruhe, bei völliger Gleichgültigkeit gegen den eigentlichen moralischen und rechtlichen inneren Werth. Diese ganz falsche Richtung des Ehrgefühls scheint immer mehr überhand zu nehmen. Eine bloße Schein-Ehre tritt an die Stelle der wahren Ehre, Muth und Waffenkunst werden höher geachtet als Recht und Tugend, und — Wehe dem Volke, unter welchem der Muth und die Waffenkunst seines Adels und seines Wehrstandes nicht die wahre Rechtlichkeit und Tugend zur Grundlage hat, dreimal Wehe dem Volke, dessen künftige Staatsbeamte einen, noch überdies oft nur erschraubten, Muth der strengen Rechtlichkeit und Tugend vorzuziehen förmlich eingeübt werden! Aus diesem Gesichtspunkte scheint es mir, sei die Sache Ihrer besondern Aufmerksamkeit würdig. Deshalb wende ich mich an Sie, als Stellvertreter eines ganzen Volkes, als Bewahrer seiner heiligsten Interessen. Nicht blos der zu besorgende Jammer einzelner Familien soll Sie bewegen, nicht blos die Beruhigung der Väter, die ihre Söhne dem Wehrstande hingeben, oder auf Universitäten senden, darf Sie bestimmen; das höhere Wohl aller Familien, die Rettung des wahren Ehrgefühles gegen das Erstickt-werden durch den Trieb nach Schein-Ehre, die Erhaltung des wahren Sinnes für Recht und Tugend, die Grundbedingung echter Volksstärke und Größe, die Obsorge hierfür muß Ihrem Beschlusse zum Leitsterne dienen. Und in der That, solche Interessen sind des kräftigen Einwirkens einer Volksrepräsentation eben so werth als bedürftig. Man wende mir doch ja nicht ein: das Vorurtheil sei zu tief gewurzelt, als daß man hoffen dürfe, hier mit Wirkung einschreiten zu können. Ja, leider, ist das Vorurtheil tief, sehr tief gewurzelt; aber sollen wir, was versäumt ward, nicht gut zu machen suchen? Wollten Sie wohl einen Theil der Blutschuld auf sich nehmen, wie ihn die Unthätigkeit wirklich auf sich

1) Siehe Lehrbuch der teutschen prosaischen und rednerischen Schreibart rc. von Pölitz, Halle, 1827. S. 292—297.

nehmen mußte? Können, dürfen wir jener falschen Richtung des Ehrgefühls, mit ihren verschlechternden Einwirkungen auf den Nationalcharakter, freie Bahn lassen? Nein, sehe ich Sie einstimmig sprechen; aber auch auf manchem Gesichte die kluge Erinnerung: wozu das alles? was kann's helfen? es gibt doch kein Mittel, hier Meister zu werden; höchstens treibt man zu größerer Heimlichkeit; die Sache selbst ist nicht zu vertilgen! — Verhindern wir uns doch nicht ewig selbst durch Erinnerung an unsere Schwäche, uns zu muthigen und kräftigen Versuchen, wenigstens zur Bewirkung des anerkannt Nothwendigen zu erheben; die Kraft des Ganzen, beseelt es nur ein ernstes Wollen, ist bei weitem nicht so unbedeutend. Manche Unart und Rohheit läßt sich am besten mit ihr entgegengesetzter feiner Art und Delikatesse bekämpfen. Zu dieser Klasse von Unarten scheint mir jedoch der Duellunfug nicht zu gehören. Dem falschen Muthe muß sich ein kräftigerer echter Muth gegenüber stellen, und mit entscheidendem Uebergewichte ihm gebieten, ihn lehren, daß er sich zügeln müsse. Ein solcher Muth muß aus der Gesetzgebung sprechen. Diese hat nicht Ursache, der Unart, dem Vorurtheile sich anzuschmiegen, wie man fälschlich lehren will. Die Unart, das Vorurtheil muß dem Gesetze weichen. Dazu nur bedarf es der Gesetzgebung, daß der Austritt aus dem rechten Gleise des Freiheitsgebrauches, erfolge er aus Absicht, Gewohnheit oder Vorurtheil, mit Kraft und Nachdruck zurückgebannt werde auf die Grenzen des Gleichgewichts. Die bis jetzt bestehende Duellgesetzgebung ist an sich, und in Hinsicht auf die in unsrer Verfassung ausgesprochenen Grundsätze, nicht mehr passend und anwendbar; ihre Unwirksamkeit ist nur zu sehr beurkundet. Lassen Sie uns also die Regierung nachdrücklich bitten, einen muthigen Versuch in ihrer Verbesserung zu machen. Die Regierung wird in ihrer Weisheit Mittel und Wege finden, die — ohne übermäßige Härte, die meistens sich selbst vereitelt — berechnet auf das Abgraben der Urquelle des Duellunfugs, diesem Uebel wesentlich zu steuern geeignet sein werden. Sie wird gleichzeitig dafür sorgen, daß in Militärschulen, wie auf Lyceen und Universitäten, mehr darauf Bedacht genommen werde, als bisher, das echte Ehrgefühl zu wecken, und bis zu dem Grade zu befestigen, auf welchem seine Ausartung schwerer möglich wird. Sie wird den zweifachen Charakter des Zweikampfes, als eines Privat- und als eines öffentlichen oder Staats-Verbrechens zugleich, als eines Eingriffes in Privatrechte und in das ausschließende Schutzrecht des Staates, als einer Verhöhnung seiner schützenden Kraft, als einer unduldsamen Art der Selbsthülfe, scharf ins Auge fassen, und darnach ihre verhütenden Drohungen bemessen. Indessen vermögen auch noch so passende Drohungen nur dann ihrem Zwecke — der Verhütung — zu genügen, wenn alle Hoffnung auf Begnadigung durchaus hinwegfällt.

Ohne diese Gewißheit würden auch die künftigen besten Gesetze so wenig fruchten, wie die bisherigen. — Noch sei es mir erlaubt, über die Zweckmäßigkeit und Zulänglichkeit der in Vorschlag gebrachten Ehrengerichte zur Vermeidung des Zweikampfes einige Fragen hier vorzubringen. Nämlich: 1) Wenn sich Duellanten bisher den Gerichten des Staats zu entziehen suchten und wußten, werden sie sich den Ehrengerichten bereitwilliger stellen, um vorhandene Duelle zu beseitigen? Was berechtigt zu der Hoffnung auf diese größere Bereitwilligkeit? 2) Würde der Staat durch Errichtung solcher Ehrengerichte nicht ein unzweideutiges Bekenntniß der Unzulänglichkeit, der Schwäche, der ermangelnden schützenden Kraft seiner übrigen bisherigen Institute an den Tag legen? 3) Sollen diese Ehrengerichte auch nur in gewissen Fällen den Zweikampf gestatten, und unter ihren Augen vornehmen lassen, so sanktionirt der Staat selbst in diesen Fällen die Eigenmacht, die Selbsthülfe, und mit ihr die vorhin bemerkte falsche Richtung des Ehrgefühls, und setzt sich unverkennbar mit sich

selbst und seinem Wesen in Widerspruch. Endlich 4) wenn die Oeffentlichkeit der Strafrechtspflege mit dem Institute der Geschwornengerichte, wie wir alle sehnlich hoffen, eingeführt würde: möchte es auch dann noch besonderer Ehrengerichte bedürfen, oder würden nicht vielmehr die in Sachen angeblich oder wirklich gekränkter Ehre in besonderer Art zusammen zu berufenden Geschwornengerichte am besten selbst die Stelle solcher Ehrengerichte vertreten? — Doch überlassen wir auch den Vorschlag der Ehrengerichte vertrauungsvoll der legislativen Weisheit unsrer Regierung. — An Sie wende ich mich jetzt nur wiederholt mit dem Wunsche um Unterstützung meines Antrages an Sie, als Väter, an Sie, als gewissenhafte Stellvertreter des Volkes! Es gilt der Erhaltung geliebter Söhne, der Bewahrung so mancher herrlich keimenden Thatkraft für das Vaterland; es gilt der Abwendung schneidenden Vorwurfs tiefgebeugter Eltern; es gilt dem Hemmen weiterer Ausartung des echten Ehrgefühls, und der um sich greifenden Verwilderung einer Klasse von Menschen, auf denen größtentheils die Hoffnung einer besseren Zukunft für das Vaterland beruht.

9.

Jordan's Rede über den kurhessischen Verfassungsentwurf vom Jahre 1831.

Vorerinnerung.

Folgende Rede enthält den Grundriß zu einer constitutionellen Verfassung. Jordan hielt dieselbe in einer der ersten Ausschußsitzungen des in Kurhessen auf den 16. October 1830 zur Berathung einer Verfassungsurkunde zusammenberufenen Landtags. Demselben wurde eine landesfürstliche Proposition, eine Art Verfassungsurkunde, aus 54 Paragraphen bestehend, vorgelegt. Auf dieselbe bezieht sich Jordans Rede hin und wieder in indirecter Weise. Zur Berathung dieser Proposition ward nämlich noch am Tage der Landtagseröffnung ein Ausschuß ernannt, und von diesem Jordan zum Vorstand erwählt. Wie weit seine Thätigkeit auf dem Landtage mit dem gegenwärtigen Schicksale des vieljährigen Dulders in Zusammenhang stehen mag, entzieht sich wohl der Beurtheilung; nur daran zu erinnern wird frei stehen, daß auch Dahlmann, der Urheber der hannöverschen Verfassungsurkunde, von einem ähnlichen, freilich viel milderen, Schicksale heimgesucht wurde.

Sylvester Jordan, geboren zu Omes, einem kleinen zur Pfarrei Axams gehörigen Weiler, 2 Stunden von Innspruck in Tyrol am 30. December 1792, Sohn eines dürftigen Schuhmachers katholischen Glaubens, übte zuerst selbst das Handwerk seines Vaters, bis er 1806 das Gymnasium zu Innspruck besuchen konnte. 1813 studirte er zu Landshut die Rechte, begann 1820 in Heidelberg die akademische Laufbahn und ward 1821 Professor der Rechte in Marburg. 1830 vertauschte er den akademischen Lehrstuhl mit der Staatstribune, und traf als Vertreter der Universität in October in Kassel ein. Hier erwarb er sich durch furchtlosen Ernst, durch Freimüthigkeit und Unerschütterlichkeit, sowie durch sein treuherziges, natürliches und fröhliches Wesen allgemeines Vertrauen. Er hatte es sich zur Pflicht und Aufgabe gesetzt, dem Lande eine den geistigen und materiellen Interesse des Staats möglichst entsprechende und würdige Verfassung zu verschaffen, und dies mißlang ihm nicht. Aber er zog sich auch durch seine Wachsamkeit über die Verfassung und durch neue Anträge das Miß-

fallen und den Unwillen der Reaktionspartei seit 1832 in hohem Grade zu, daß er endlich am 18. Jun. 1839 von seinem Universitätsamte, dem er sich inzwischen wieder gewidmet hatte, suspendirt und eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet wurde. Sein Prozeß hat 4 Jahre gedauert, und nach dem gegenwärtig veröffentlichten Erkenntniß ist er seines Amtes entsetzt und zu 5 Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt. Die Vossische berlinische Zeitung theilt aus Hamburg vom 24. Oct. 1843 die Nachricht mit: „Der europäische Verein für das Weintrinken hat am 18. October seine zweite Versammlung gehalten und eine Sammlung zum Besten der Familie des unglücklichen Professor Jordan veranstaltet. Der nicht unbedeutende Ertrag — gegen 400 Mark — ist in diesen Tagen an die Familie Jordans nach Marburg abgesendet worden." — Auch in Neuyork ist für ihn gesammelt, und eine Vertheidigungsschrift von August Boden erschienen.

Rede.

Was Referent einst aus innigster Ueberzeugung in seinen Versuchen über allgemeines Staatsrecht als die Aufgabe der wahren Staatsweisheit, d. i. der Klugheit im Dienste der Vernunft, bezogen auf die Staatsverhältnisse, bezeichnete, ist noch fortwährend seine unerschütterliche Ueberzeugung. Er setzte nämlich jene Aufgabe darein, daß man weder das Alte gewaltsam zerstöre, noch das Neue gewaltsam verhindere; weder jenes blind hasse, noch dieses eben so blind liebe, sondern daß man den Gang der Ereignisse ohne Vorurtheil und Leidenschaft, blos mit dem Lichte der Vernunft und der Geschichte, sorgfältig beobachte; nach der Natur jenes Ganges nur die Hindernisse beseitige, welche der freien und selbstständigen Entwickelung und Ausbildung des Neuen entgegentreten, und so ohne das Alte mit Gewalt festhalten oder das Neue mit Gewalt herbeiführen zu wollen, nur die Geburt des letzteren erleichtere; dabei aber nicht vergesse, daß nichts von dem, was bei dieser Entfaltung des Neuen nicht von selbst, nach dem bloßen Gange der Natur, hinwegfällt, für Altes oder Veraltetes gehalten werden dürfe. Die neuen Gestaltungen sollen bei ihrer Entstehung und Ausbildung nicht verkrüppeln oder gar verwundet werden, sondern frisch und lebensvoll, ohne gewaltsame Störung der vorhandenen Verhältnisse, gleichsam unmerkbar ins Dasein treten und die Weisen, welche diese Umgestaltung zu vermitteln und zu leiten haben, dabei nur die Geburtshelfer ihrer Zeit sein.

Dieser Ansicht, gegen welche wohl schwerlich gegründete Zweifel erhoben werden können, schließt die weitere, vom Referenten ebenfalls schon öffentlich ausgesprochene Behauptung sich an, daß als die eigentlichen Urheber der Revolutionen, dieses größten der Uebel, welche Völker treffen können, diejenigen zu betrachten seien, welche thöricht wähnen, man könne die wahren Anforderungen der Zeit mit der Gewalt zum Schweigen bringen, darum den unabweislichen Reformen hartnäckig sich entgegenstellen, und, obwohl selbst nur ein Spiel der Wellen des großen Zeitstromes, dennoch dessen Lauf zu hemmen wagen. Denn das einzige Mittel, den Revolutionen sicher und dauerhaft vorzubeugen, sind zeitige und zeitgemäße Reformen. Wenn man die Wasser eines Stromes anschwellen sieht, so muß man dessen Bett bei Zeiten erweitern, sonst bahnt sich seine Gewalt selbst ein neues Flußbett, was aber nie ohne Verheerungen geschieht.

Nach dieser Feststellung der Nothwendigkeit zeitgemäßer Reformen überhaupt entsteht zunächst die Frage, ob auch in unserem Kurhessen eine solche Nothwendigkeit in der That begründet sei? Die Nothwendigkeit einer verbessernden Umgestaltung der Staatsverfassung ist bei einem Volke dann eingetreten, wenn sich dieses selbst in geschichtlicher und geistiger Hinsicht dergestalt umgebildet hat, daß es die erfolgte Umwandlung an sich wahrnimmt, und nun selbst

einsieht, daß die alten Formen seines Staatslebens für die neugestalteten Verhältnisse unzureichend und mit den neugewonnenen, gediegeneren Ansichten im Widerstreite seien, und daß demnach diese Formen da, wo sie nur das öffentliche Leben in geregelter Ordnung zusammenhalten sollten, dieses selbst nun völlig hemmen und in dessen inneres Getriebe störend und verletzend eingreifen; wenn also das Volk, die bessere und gebildetere Mehrheit desselben, die Nothwendigkeit der Umgestaltung der bisherigen Staatsformen anerkennt, lebhaft fühlt, wünscht und diesen Wunsch laut und offen ausspricht. Daß nun das Bedürfniß einer solchen Umgestaltung auch von der besseren und besonneneren Mehrheit des kurhessischen Volkes im gegenwärtigen Zeitmoment lebhaft gefühlt, und eine zeitgemäße Umbildung der bestehenden Staatsverfassung aus innigster Ueberzeugung gewünscht werde, daß also die aufgestellte Frage zu bejahen sei: wer möchte, wer könnte dies bezweifeln, da die jüngsten Ereignisse und die laut und mit Kraft erhobene Stimme des kurhessischen Volkes hierüber keinen Zweifel übrig lassen? Nur die Unwissenheit, Verblendung oder Befangenheit kann diese Stimme, den Nothruf unseres Volkes, verkennen, mißdeuten, oder bösen Einflüsterungen zuschreiben. Doch es ist überflüssig, hierüber etwas zu sagen, da unser allergnädigster Landesfürst selbst die Stimme seines Volkes richtig verstanden, und in deren Folge die Nothwendigkeit einer zeitgemäßen Umgestaltung unserer bisherigen Staatsverfassung durch die Einberufung der Landstände und die demselben vorgelegte Proposition einer neuen Staatsverfassungsurkunde thatsächlich anerkannt hat.

Ich kann mich daher zum eigentlichen Gegenstande meines Vortrags selbst, nämlich zur Darlegung derjenigen Grundsätze wenden, von welchen wir bei der Abfassung einer neuen zeitgemäßen Verfassungsurkunde, somit auch bei der Prüfung der genannten landesherrlichen Proposition, auszugehen haben. Richtige Principien sind auch hier, wie in Allem, die Hauptsache; sie bilden den Prüfstein für die Proposition und zugleich die leitenden Motive bei der Festsetzung der einzelnen Bestimmungen in der neuen Verfassungsurkunde. Alle Bestimmungen eines Gesetzes sind nämlich nur dann und darum haltbar, wenn und weil sie sich auf allgemeine unbestreitbare Grundsätze, als ihre Grundlagen, zurückführen lassen. Sind wir über die hier zu befolgenden Grundsätze einig, so wird es uns ein Leichtes sein, den Werth der Proposition hiernach zu bestimmen, ihre etwaigen Mängel aufzudecken und zu bemessen, was wir von ihr anzunehmen oder wegzulassen, und was ihr anzufügen haben werden, um ein zeitgemäßes Ganzes an das Licht zu fördern, die von uns zu befolgenden leitenden Grundsätze ergeben sich aus der Beantwortung der Frage:

> Wie muß eine Staatsverfassung überhaupt beschaffen sein, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen?

worauf daher mein gegenwärtiger Vortrag auch allein sich beschränken wird.

Wohl alle Sachkundige stimmen hinsichtlich der aufgestellten Frage darin mit einander überein, daß eine Staatsverfassung, um dem Zweck ihres Daseins völlig zu entsprechen, im Allgemeinen drei Eigenschaften an sich tragen müsse. Sie muß nämlich 1) die rechtliche Ordnung im Staate auf eine der geistigen Bildungsstufe und den geschichtlichen Verhältnissen des Volks möglichst entsprechende Weise begründen; 2) den Bestand dieser Ordnung für die Dauer verbürgen, und 3) die fortschreitende Vervollkommnung der Rechtsordnung, sowie der Volksbildung überhaupt möglichst erleichtern und fördern. Von jeder dieser Eigenschaften ist besonders zu handeln.

I. Die erste Eigenschaft, nämlich die zeitgemäße Begründung der öffentlichen Rechtsordnung insbesondere, fordert, daß die Rechte und Pflichten der Staatsregierung sowohl als des Volkes und der einzelnen Unterthanen auf eine

den herrschenden Rechtsansichten, dem von der Vernunft gegebenen Rechtsgesetze, dem Princip der vernünftigen Gleichheit der Menschen angemessene Weise, vollständig, bestimmt, gemeinverständlich und consequent festgesetzt werden, so daß der Rechts- und Pflichtenkreis eines Jeden, er mag den Gehorchenden oder den Regierenden angehören, möglichst genau abgegrenzt und gegen Verletzungen aller Art, namentlich gegen Willkür, gesichert sei, und daß auf der andern Seite die Staatsregierung zwar auch die nöthige Kraft und Autorität besitze, um die bestehende Rechtsordnung aufrecht zu halten und das öffentliche Leben innerhalb der Schranken dieser Ordnung zu leiten und zu erhöhen, aber zugleich auch verhindert sei, die Staatsgewalt zu mißbrauchen, oder deren Ausübung völlig zu unterlassen. Dieses Alles wird erreicht, wenn

die Rechte und Prärogative des Herrschers sowohl als die bürgerlichen und politischen Rechte der Unterthanen, sowie die beiderseitigen Pflichten grundgesetzlich festgestellt werden. Es ist nicht rathsam, die bürgerlichen Rechte, als von selbst sich verstehend, aus dem Grundgesetze wegzulassen, denn die Meinungen und Ansichten über diese Rechte sind sehr verschieden und veränderlich, wie die Erfahrung beweiset, und als ein wirkliches Recht, dessen Schutz sicher auch von den Gerichten nicht versagt werden kann, ist im Staate nur dasjenige zu betrachten, welches auf einem ausdrücklichen Gesetze beruht. Jedes andere ist schwankend, verschiedener Deutung fähig und stets der Willkür preisgegeben. Man darf es daher nicht für überflüssig halten, die sogenannten allgemeinen Menschenrechte in die Verfassungsurkunde aufzunehmen. Die urkundliche Feststellung beugt jedem Zweifel und jeder Mißdeutung vor, schützt vor Vergessenheit, Entziehung oder Schmälerung und gewährt Zuverlässigkeit und Sicherheit, wenn die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt in ihrem Umfange dem Herrscher und dem Volke (den Vertretern desselben) gemeinschaftlich zusteht. Nur bei einer so geregelten Gesetzgebung können die herrschenden Rechtsansichten und die materiellen Bedürfnisse des Volkes vollständig und mit Umsicht beachtet werden, läßt sich jeder Mißbrauch der gesetzgebenden Befugniß verhindern und eine völlige Sicherheit der bestehenden Rechte erwarten, und ist auch allein eine staatsbürgerliche Freiheit denkbar. Selbst die authentische Auslegung darf, da sie ein Ausfluß der gesetzgebenden Gewalt ist, von der Theilnahme und Zustimmung der Volksvertreter nicht ausgeschlossen werden, wogegen das Dispensationsrecht, eigentlich eine Befugniß, die Wirksamkeit der Gesetze zu durchlöchern und Einzelne vor Andern zu begünstigen, möglichst zu beschränken und nur da zu gestatten sein dürfte, wo die Gesetze es ausdrücklich einräumen; wenn die Rechtspflege, dieses Palladium der Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, von der regierenden Gewalt unabhängig, möglichst schnell und nicht zu kostspielig ist, und von Männern ausgeübt wird, welche entschiedene Proben von ihrer Intelligenz, ihren Kenntnissen und ihrer moralischen Willenskraft abgelegt haben; besondere Vorschriften über persönliche Verhaftung, Haussuchung u. s. w. dürfen in einer guten Verfassungurkunde gleichfalls nicht fehlen; wenn die Staatsregierung, die Leitung des öffentlichen Volkslebens, die Handhabung und Vollziehung der Gesetze und die Betreibung der auswärtigen Angelegenheiten zwar einem einzigen, dem Regenten, zusteht, damit es ihr nicht an Planmäßigkeit, Umsicht und Energie fehle; der Regent aber, da er heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, bei der Ausübung der Regierungsrechte an die Mitwirkung (Contrasignatur) verantwortlicher Minister verfassungsmäßig gebunden ist, damit die Unterthanen auch gegen den Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staatsgewalt, überhaupt gegen von der Regierung zu besorgende Rechtsverletzungen, nicht ohne Schutz und ohne Rechtshülfe seien; wenn die Staatsverwaltung formelle Einfachheit mit innerer Lebendigkeit und organischem Zusammenhange in ihren einzelnen Theilen und Abgliederungen verbindet,

und wenn endlich der Staatshaushalt, hinsichtlich der Einnahmen und Ausgaben, möglichst geregelt ist. — Nur unter diesen Voraussetzungen wird ein Staat einen lebendigen und lebensvollen Körper, ein organisch und mechanisch vollkommenes Ganze bilden.

II. Was sodann die zweite Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, die dauerhafte Verbürgung der zeitgemäß geregelten Rechtsordnung, d. i. die Garantieen einer bestehenden Staatsverfassung betrifft, so leuchtet es zunächst wohl von selbst ein, daß eine gute Verfassungsurkunde auch für diese Verbürgung Sorge tragen, sonach die Garantieen ihres Fortbestandes, in so weit es thunlich ist, in sich aufnehmen und solche Vorkehrungen treffen müsse, welche der Schmähung und Hemmung jener Garantieen vorbeugen und dagegen geeignet sind, diesen selbst Fortbestand und Kraft zu sichern.

Bedenkt man nun, daß alle gesetzlichen Normen, so umsichtig man auch für ihre urkundliche Feststellung sorgen mag, an sich todt sind, und Lebendigkeit, Kraft und Bestand nur von denen erhalten können, deren Thun und Lassen sie ordnen sollen, d. h. von der Staatsregierung einerseits, und von dem Volke und jedem Gliede des letzteren andererseits; so lassen diese Garantieen sich in zwei Hauptklassen bringen, wovon die eine die Regierung, die andere hingegen das Volk betrifft. Beide Klassen kommen darin mit einander überein, daß sie eine zweifache Tendenz haben, nämlich die Bewirkung des Verfassungs- und Gesetzmäßigen und die Verhinderung des Verfassungs- und Gesetzwidrigen, so daß demnach sowohl die Staatsregierung, als das Volk stets den Willen und die Kraft habe, die obliegenden Pflichten zu erfüllen und das Pflichtwidrige zu unterlassen.

Was insbesondere die auf die Regierung bezüglichen Garantieen anlangt, so bezwecken sie die Fortdauer der Regierung, nämlich die Verhinderung ihrer Unterbrechung, welche durch eine zweckmäßige Einrichtung der Regierungsfolgeordnung allein bewirkt werden kann. Zu dem Ende hat diese das Erbfolgerecht, die Erbfolgeordnung und die Eigenschaften genau zu bestimmen, welche der Thronerbe überhaupt, um seine Rechte geltend machen zu können, und insbesondere dann haben muß, wenn er die Regierung wirklich antreten soll; für die Fälle der zeitlichen Unfähigkeit des Thronfolgers oder des Monarchen selbst eine mit hinlänglicher Intelligenz und Willenskraft ausgestattete Staatsverwesung (Regentschaft), sowie eine Behörde anzuordnen, welche die über die Thronfolge etwa entstehenden Streitigkeiten, noch vor dem Eintritte der Regierungsnachfolge, zu entscheiden hat, und endlich die zur Verhinderung einer völligen Thronerledigung erforderlichen Maaßregeln auf eine Weise zu treffen, welche deren Vollführung verbürgt.

Die in Rede stehenden Garantieen sollen die Veränderung der verfassungs- und gesetzmäßigen Regierung verhindern, d. h. bewirken, daß die Veränderung der Person des Regenten möglichst ohne Einfluß auf die Beschaffenheit und den Gang der Regierung bleibe. Dies läßt sich erwarten, wenn der jedesmalige Nachfolger in der Regierung die nöthige intellektuelle Bildung besitzt, um das Verfassungs- und Gesetzmäßige richtig zu verstehen, und es ihm auch nicht an moralischen Beweggründen fehlt, das Verfassungs- und Gesetzmäßige stets zu wollen. Darum dürfte es wohl unerläßlich sein, in der Verfassung für die Erziehung des Thronfolgers, deren Wichtigkeit, aber auch Schwierigkeit kaum Jemand verkennen kann, die nöthige Vorsorge zu treffen. Diese Erziehung ist so einzurichten, daß der Thronfolger die Heiligkeit seines künftigen Berufs einsehen und achten lernen, und diejenigen theoretischen und praktischen Kenntnisse sich erwerben könne, welche zu einer gerechten und weisen Regierung erforderlich sind. Zweckmäßig dürfte hierbei insbesondere auch die Bestimmung sein, daß der Thronfolger nach erlangter Mündigkeit in allen Zweigen der Staatsregierung, unter der Leitung eines geschickten und erfahrenen Geschäftsmannes, arbeiten,

auch in Begleitung eines solchen Mannes das Land bereisen solle, um dieses sowohl in natürlicher als geschichtlicher Hinsicht, sowie dessen Bewohner genau kennen zu lernen, und daß er, nach erreichter Volljährigkeit, in das Collegium der obersten Staatsleitung (Staatsrath, Staatsministerium u. s. w.) einzutreten habe, so wie zu den Verhandlungen mit den auswärtigen Staaten zuzuziehen sei. Sodann ist in der Verfassung auszusprechen, daß der Regierungsnachfolger bei seinem Regierungsantritte die Beobachtung und Aufrechterhaltung der Verfassung in Gegenwart der Volksvertreter eidlich und feierlich angelobe, und daß die Leistung der Staatshuldigung, welche sodann zuerst von den Volksvertretern geschehen soll, die durch dieselbe zugleich erklären, daß der Regierungsantritt verfassungsmäßig geschehen sei, durch diesen Regierungseid bedingt werde.

Diese Garantieen sollen die innere Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit der Regierung in ihrem ganzen Umfange verbürgen. Zu dem Ende darf, da der Regent als solcher heilig, unverletzlich und unverantwortlich sein soll, kein Befehl desselben, welchen Gegenstand der Staatsverwaltung er auch immer betreffen mag, vollziehbar sein, wenn er nicht von dem Vorstande des betreffenden Departements, welcher für die Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit des Befehls verantwortlich bleibt, zuvor contrasignirt worden ist; aber auch kein Departement ohne einen verantwortlichen Vorstand und kein Verwaltungszweig bestehen, der nicht einem obersten Departement untergeordnet wäre, in welcher Hinsicht vorzüglich die Polizei, die sonst zu leicht in die sogenannte geheime Polizei ausartet, ein besonderes Augenmerk verdient; muß ein jeder Minister, welcher einen verfassungs- oder gesetzwidrigen Befehl contrasignirt, sowie jeder Beamte, der einen nicht contrasignirten Befehl vollzieht, von den Volksvertretern vor Gericht angeklagt werden können; darf insbesondere das ohnehin möglichst zu beschränkende Begnadigungsrecht da nicht eintreten, wo wegen Verletzung der Verfassung eine Untersuchung eingeleitet oder eine Verurtheilung ausgesprochen worden ist; müssen ferner die Verwaltungsbeamten einerseits gegen willkürliche Behandlung sicher und überhaupt auf eine ihres Amtes würdige Weise gestellt, andererseits aber auch wegen jeder Pflichtverletzung einer strengen und unnachsichtigen Untersuchung und Bestrafung unterzogen werden (die Milde wäre hier von den bedenklichsten Folgen); muß weiter den Volksvertretern außer der Befugniß, die Minister und andere pflichtvergessene Beamten anzuklagen, oder gegen Letztere eine Untersuchung insoweit zu veranlassen, als es nicht schon von der Staatsregierung geschehen ist, gleichviel ob die Begehung in einem Mißbrauche oder in dem Nichtgebrauche der Amtsgewalt besteht, die Befugniß eingeräumt werden, die Staatsregierung in ihrem Thun und Lassen zu controliren, die Abstellung der wahrgenommenen Mißbräuche zu bewirken, und den gegründeten Beschwerden einzelner Unterthanen, sowie ganzer Klassen derselben und der Corporationen Abhülfe zu verschaffen; muß nicht minder grundgesetzlich bestimmt werden, daß die Gesuche, Bitten und Beschwerden der Unterthanen nie ohne eine mit Gründen versehene Entschließung bleiben dürfen, und jedem Unterthan gegen Verletzung von Seiten der Staatsregierung der Rechtsweg als letztes Sicherungsmittel offen bleibe; zu welchem Zwecke für die Rechtsvertretung des Staates, sowie in Bezug auf Privatverhältnisse auch für die Rechtsvertretung des Landesherrn, den Unterthanen gegenüber, in der Verfassung Fürsorge zu treffen ist; und endlich ein jeder Unterthan bei Erlangung des Staatsbürgerrechtes verbindlich zu machen sei, nicht nur jede Pflichtwidrigkeit eines Beamten zur Kenntniß der einschlägigen höheren Behörde, und, wenn dies ohne Erfolg bleibt, oder auch gleich anfangs, zur Kenntniß der Volksvertreter, beziehungsweise des fortbestehenden Ausschusses derselben zu bringen, sondern auch sich selbst nicht zum Verfassungs- oder Gesetzwidrigen, bei Vermeidung festzusetzender Strafen, namentlich des Verlustes des Staatsbürgerrechtes

mißbrauchen zu lassen. Außerdem sind für die Verbürgung der Verfassungs- und Gesetzmäßigkeit der Regierung auch die Garantieen, welche das Volk betreffen, wirksam, sowie umgekehrt auch wieder die auf die Regierung bezüglichen Garantieen einen sehr großen Einfluß darauf haben, daß das Volk seinerseits den ihm obliegenden Pflichten nachkomme.

Zu den Garantieen, welche das verfassungs- und gesetzmäßige Leben und Handeln des Volks zu bewirken und zu verbürgen haben, gehören vornehmlich: 1) die Volkserziehung, die nicht blos die sittliche, religiöse und intellectuelle Erziehung und Ausbildung, obwohl hierauf das größte Gewicht zu legen und darum das Hauptaugenmerk zu richten ist, sondern auch den erforderlichen Unterricht in den menschlichen, bürgerlichen und politischen Rechten und Pflichten umfassen soll. Die wahre Volksaufklärung gilt mit Recht eben so für eine Hauptstütze des monarchischen Freistaates, wie die Unwissenheit und Stupidität des Volkes für eine Grundlage der Despotie. Die sittliche Mündigkeit führt allein sicher zur politischen; jene ist aber bedingt durch die moralische Stimmung und Kraft des Willens und die intellectuelle Ausbildung des Geistes. Ohne diese Erfordernisse läßt daher keine politische Freiheit sich denken, welche der Sittlichunmündige stets mit der Zügellosigkeit verwechseln wird. Wie könnte auch der Mensch, welcher unfähig ist, sich selbst zu beherrschen und sich und seine Familie zu leiten, zur Handhabung und Förderung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit beitragen? Die Volkserziehung, sowie der öffentliche Unterricht in Kunst und Wissenschaft, verdient daher eine ganz vorzügliche Beachtung in einer guten Verfassung, die nicht verkennen darf, daß die moralische und intellectuelle Bildung des Volkes der Hauptangel ist und bleibt, um den Alles sich dreht und die Hauptgrundlage des Ganzen bildet, welche die staatsbürgerliche Freiheit begründet, trägt und fördert; 2) die Sprech- und Preßfreiheit, bezogen auf alle Angelegenheiten des Staates, d. i. die Publicität, in Folge welcher nicht nur jeder Staatsbürger die Maaßregeln, Verfügungen und Anordnungen, sowie die etwaigen Fehler und Mißgriffe der Regierungsbehörden, unter Beobachtung der dieser schuldigen Ehrerbietung beurtheilen und dieses sein Urtheil zur Kenntniß des Publikums bringen, diesem seine Ansichten und Meinungen über öffentliche Angelegenheiten vorlegen, so zur Bildung, Berichtigung und Leitung der öffentlichen Meinung nach Kräften beitragen, und nöthigenfalls sich selbst vor dem Publikum gegen Angriffe und Verunglimpfungen aller Art vertheidigen darf; sondern auch alle Akte der Staatsregierung, namentlich die Rechtspflege und das Verfahren bei Anstellung der Beamten, sowie die Versammlungen der Landstände — insoweit nicht eine zeitliche Geheimhaltung durch eine richtige Politik geboten wird — möglichst öffentlich sein sollen. Diese Publicität wird mit Recht für die Schöpferin und Pflegerin eines lebens- und kraftvollen öffentlichen Geistes und somit auch aller segensreichen Wirkungen gehalten, die von diesem ausgehen. Sie ist, wie das untrüglichste Kennzeichen der politischen Mündigkeit eines Volkes, so auch das sicherste und kräftigste Palladium der bürgerlichen und politischen Freiheit eines solchen, da sie vorzugsweise als die Erzeugerin und Erhalterin der öffentlichen Meinung erscheint, an deren Allmacht alle Versuche der Willkürherrschaft scheitern; 3) eine möglichst unabhängige Städte- und Gemeindeverfassung. Die Einheit und Kraft und die Bildung und Erhaltung der Fähigkeit und Tüchtigkeit des Volkes für das Staatsleben und den Betrieb der öffentlichen Angelegenheiten, hängen hauptsächlich von der Beschaffenheit der Verfassung der Städte, Flecken und Dörfer ab, wiewohl in der Verfassungsurkunde nur die Hauptumrisse derselben Platz finden können, deren weitere Ausführung einem besonderen Gesetze vorbehalten bleiben muß. Wie der Hausvater die Familienangelegenheiten, unabhängig von außen, mit den Seinigen anordnet, so sollen auch die Angelegenheiten der Gemeinheiten möglichst frei und unab-

hängig von der unmittelbaren Einwirkung der Staatsgewalt bleiben; sie bilden ja eben die Hausangelegenheiten der betreffenden Gemeinden. Möglichste Unbeschränktheit in der Entwickelung, der Ausbildung und dem Gebrauche der geistigen und physischen Kräfte muß den Hauptgesichtspunkt bilden, von dem man bei der Verfassung der Gemeinden auszugehen hat. Mehrere Gemeinheiten sollen sodann wieder in eine Provinz für die gemeinsamen Provinzialangelegenheiten, und endlich alle Provinzen in Eine große Landes- oder Volksgemeinde für die allgemeine Landes- und Volksangelegenheiten verbunden werden.

Ein Stadt- oder Dorfgemeinderath, gebildet aus den aktiven Gemeindegenossen, soll als Organ für die Gemeinde und deren Angelegenheiten, ein Provinzialrath, gewählt aus den aktiven Bürgern der zur Provinz gehörigen Gemeinden, als Organ für die Provinz und deren Angelegenheiten und ein Landesrath, bestehend aus den freigewählten Volksvertretern, als Organ für das ganze Land und dessen allgemeine Angelegenheiten bestehen. Es dürfte wohl von selbst einleuchten, wie wichtig eine richtige Abgliederung des Volkes bis zu den Familien herab sei, weil hauptsächlich hiervon die Vollkommenheit des Volkslebens, die äußere (mechanische) Gelenkigkeit, der innere (organische) Zusammenhang, die Gesundheit und Kraft des Volkskörpers und somit das Gedeihen und Heil des Staates abhängt. Ist nicht die innere Zerrissenheit des Volkes und die dadurch herbeigeführte Lähmung der einzelnen Glieder desselben als die Hauptquelle zu betrachten, woraus der Despotismus Leben, Nahrung und Gedeihen schöpft? 4) Eine kräftige Volksvertretung, die, mit hinlänglicher Intelligenz ausgerüstet, einen möglichst ausgedehnten Wirkungskreis, in Bezug auf alle Angelegenheiten des Staates, und zwar nicht blos das Recht des Beirathes, sondern auch das Recht der Zustimmung, sowie der Bewilligung hinsichtlich der materiellen Mittel hat, welche zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse erforderlich sind, und sich in einer möglichst selbstständigen Stellung befindet. Bei der Organisation der Volksvertretung hat man theils auf das Recht, an den Wahlen der Volksvertreter Antheil zu nehmen, theils auf die Wählbarkeit zu sehen. Das (aktive) Wahlrecht ist hauptsächlich an die materiellen Interessen zu knüpfen, und daher nur solchen Staatsbürgern einzuräumen, welchen man vermöge ihres eigenen Interesse zutrauen kann, daß sie bei Wahlen umsichtig verfahren und stets die Fähigsten und Würdigsten zu ihren Repräsentanten erwählen werden; die Wahlfähigkeit dagegen durch keine besonderen Eigenschaften, sondern nur durch ein völlig reifes Alter, rechtliche Unbescholtenheit und staatsbürgerliche Selbstständigkeit zu bedingen, jedoch für die Dauer der Repräsentativqualität kein zu langer Zeitraum fest zu setzen, damit etwaige Fehlgriffe in den Wahlen nicht zu nachtheilig werden, und so leicht kein verderblicher Geist unter den Volksvertretern sich einschleichen könne. Zu einem würdigen Volksvertreter ist außer den nöthigen Kenntnissen nur ein möglichst hoher Grad von sittlicher Willenskraft, geistiger Intelligenz, Gewandtheit und Klugheit erforderlich. Diese Eigenschaften richten sich aber nicht nach Geburt, Stand oder Vermögen. Es läßt daher gar kein haltbarer Grund dafür sich anführen, daß ein Volksvertreter ein bestimmtes Vermögen besitzen, oder diesem oder jenem Stande angehören solle, weil ein unbefangenes Auffassen und Beurtheilen der Staatsverhältnisse vielmehr von dem zu erwarten ist, der nicht zu den Reichen oder zu einer bevorzugten Standesklasse gehört, der, mit einem Worte, für seine individuellen Verhältnisse bei den Staatsangelegenheiten am wenigsten betheiligt ist. Die Besorgniß wegen Bestechlichkeit u. s. w., welche Geburt, Stand oder Vermögen auch nicht beseitigen können, wird durch die Vorsicht bei den Wahlen, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die kurze Dauer der Repräsentativeigenschaften am besten gehoben. Bei den Wahlen ist also die größte Vorsicht nöthig, und daher, wenn ein Volk nicht bis in die untersten Klassen hinab sehr gebildet

ist, das System der Mittelwahlen zu empfehlen, nach welchem zuerst durch einen oder mehrere Wahlakte die Wahlmänner, und von diesen sodann die Volksvertreter gewählt werden. Dadurch wird der Einfluß der beweglichen Massen vermieden und doch keinem selbstständigen Staatsbürger das Stimmrecht bei den vorbereitenden Wahlen entzogen. Die Wahlmänner müssen hingegen in der Wahl der Volksvertreter so wenig als möglich beschränkt werden, und wenn sie den rechten Mann von Kopf und Herz gefunden zu haben glauben, diesen auch wählen dürfen, ohne erst nach dessen Geburt, Stand und Vermögen fragen zu müssen. Daß man übrigens hierbei auch die bestehenden Verhältnisse möglichst zu berücksichtigen habe, ergibt sich aus der Natur des Reformenwesens von selbst. Eine solche Berücksichtigung der obwaltenden besonderen Verhältnisse ist ganz vorzüglich bei der Beantwortung der Frage: ob man das Ein- oder Zweikammersystem zu wählen habe, erforderlich. Das Zweikammersystem hat, wenn der Staat groß ist, und es nicht an den zu einer sogenannten Pairskammer erforderlichen Elementen gebricht, unverkennbare Vorzüge, wie ich bereits an einem andern Orte zu zeigen suchte. Ist aber ein Staat klein und fehlt es ihm überdies an einem reichbegüterten Adel, wie beides (wir können es nicht in Abrede stellen) in Kurhessen der Fall ist, so kann nur das Einkammersystem gedeihlich sein. Bei diesem Systeme gewinnt überdies das Volk an Einheit, indem der Kastengeist nach und nach nothwendig sich verliert, die Volksvertretung an sich nicht in zwei entgegengesetzte Elemente gespalten ist, und der Geschäftsgang des Landtages an Einfachheit und Schnelligkeit. Eine erste Kammer, zusammengesetzt aus einem Adel, dem es meist an dem gebricht, was zu einem wahrhaft aristokratischen Element gehört, Reichthum, Intelligenz und Kenntnisse, der darum wegen Mangels an Reichthum von der Staatsregierung nicht nur nicht unabhängig, sondern vielmehr dieser — der zu hoffenden Stellen und Ehrenauszeichnungen wegen — oft blind ergeben ist und wegen des Mangels an Intelligenz und Kenntnissen der zweiten Kammer nicht einmal das Gleichgewicht zu halten vermag, jedoch in der Regel die Opposition gegen dieselbe bilden wird, ist nur als ein Hinderniß wahrhaft nützlicher Reformen zu betrachten, und mehr geeignet Fürst und Volk in steter Spannung zu erhalten, als das Band der Eintracht zwischen beiden zu befestigen. Was die eine Kammer beschließt, wird die andere verwerfen, weil das, was bei getheilten, ja entgegengesetzten Interessen der Standesklassen, welche die eine Kammer bilden, nützlich ist, den Standesklassen der andern schadet oder wenigstens zu schaden scheint. Das so häufig zur Begründung einer ersten Kammer vorgegebene Anwogen des Volkes gegen den Thron ist überhaupt meistens grundlos und am wenigsten in kleinen Staaten zu befürchten, in welchen die Liebe zu den angestammten Fürsten, gepflegt durch die näheren Berührungen, in denen Fürst und Volk, einer großen Familie ähnlich, zu einander stehen, jede Furcht vor einem solchen feindlichen Anwogen beseitigt, und darum jede Maaßregel dagegen überflüssig macht. Eine Uebereilung im Betriebe der Geschäfte läßt sich, da diese in einem kleinen Staate leicht zu übersehen und etwaige Fehlgriffe nicht von so großen Folgen sind, wohl nicht besorgen und kann durch eine gute Geschäftsordnung leicht verhindert werden. Ohnehin kommt das Meiste auf eine gründliche Bearbeitung der den Landständen vorzulegenden Propositionen an, welche der Regierung obliegt.

Um die Wirksamkeit der landständischen Thätigkeit nie zu unterbrechen, ist es nothwendig, einen bleibenden landständischen Ausschuß anzuordnen, welcher während der Zwischenzeit von einem Landtage bis zum andern der Staatsregierung zur Seite steht, und die Rechte der Ständeversammlung nach einer erhaltenen Instruction ausübt, der Ständeversammlung jedoch Rechenschaft abzulegen hat. Die Einberufung des Landtags muß dem Minister des Innern als Verfassungspflicht obliegen, und in der Regel alle drei Jahre geschehen.

Eine eigenmächtige Versammlung der Volksvertreter dürfte nur bei einer Regierungsveränderung als zulässig und zweckmäßig sich darstellen; endlich 5) die Nationalbewaffnung oder Landwehr. Ein stehendes Heer, eine Kriegsmacht im Innern des Staats, ergeben dem Machthaber, ihm verpflichtet zum unbedingten Gehorsam wird nach dem, einem Kriegsheere in der Regel einwohnenden eigenthümlichen Geiste dem Volke nur leicht fremd bleiben, in der Regel eine den Rechten und Interessen des Volkes drohende Stellung einnehmen, und der Verfassung und politischen Freiheit im dem Maaße gefährlich werden, in welchem dessen unbedingte und blinde Ergebenheit gegen den Machthaber steigt. Denn kann man nicht wohl läugnen, daß der Geist einer Soldateska von dem Geiste des Volkes schon an sich völlig verschieden ist, so muß diese Verschiedenheit nothwendig in dem Grade zunehmen, in welchem der Geist des Volkes und der des stehenden Heeres, ein jeder nach seiner eigenthümlichen divergirenden Richtung, sich aus- und fortbildet. Kein Despot kann ohne eine den Rechten und Interessen des Volkes entfremdete Kriegsmacht bestehen, weil das Volk nie zum Peiniger an sich selbst werden wird. Dagegen ist die Nationalmiliz oder Landwehr, da sie blos zum Schutze der eigenen Rechte die Waffen führt, freigesinnt, enthusiastisch nur für die Wohlfahrt des eigenen Landes, schlagfertig nur gegen äußere Feinde und gegen feindliche Störer der innern Ruhe, gegen das friedliche Volk selbst aber, d. i. gegen ihre eigenen Angehörigen, gänzlich unbrauchbar.

Was vermöchte auch eine Volksvertretung, einem Monarchen gegenüber, durchzusetzen, welcher eine blindergebene Soldateska zur Seite hätte und seine Proposition wie sein Veto mit dem Waffengeklirre von Tausenden unterstützen könnte. Die Geschichte, diese große Lehrmeisterin in Allem, vorzüglich aber in der Politik, weiset genugsam nach, daß die frühere landständische Verfassung in Deutschland hauptsächlich durch die Entstehung der stehenden Heere ihr Ansehen und ihre Wirksamkeit verloren hat. Da jedoch stehende Heere, zumal in den deutschen Bundesstaaten, welche bestimmte Contingente stets in Bereitschaft haben müssen, nicht wohl entbehrt werden können, so hat man wenigstens dahin zu wirken, daß durch eine möglichst kurze Dienstzeit und häufige Beurlaubung der antinationale Geist bei dem Militär vermieden, und dagegen volksthümlicher Sinn bei demselben geweckt und erhalten werde. Dadurch wird auch die in unserer Zeit so drückend gewordene Kostspieligkeit des Militärs, und die nur zu leicht zu besorgende Gefahr der Entsittlichung des Volkes, wozu eine meist müßige Soldatenkaste, nach bekannter Erfahrung, hauptsächlich beiträgt, am besten vermieden.

III. Was endlich die dritte Eigenschaft einer guten Staatsverfassung, daß sie nämlich die Vervollkommnung der Rechtsordnung und der Volksbildung möglichst erleichtere und fördere, anbelangt, so kann sie nur eine natürliche und darum zugleich nothwendige Folge der beiden ersten Eigenschaften sein. Ist nämlich, vermöge der ersten Eigenschaft, die Freiheit und Sicherheit der Person und des Eigenthums, sowie der möglichst ausgedehnte freie Gebrauch der geistigen und physischen Kräfte, durch die Verfassung und Gesetze gehörig begründet und verbürgt, und vermöge der zweiten Eigenschaft der Mißbrauch oder Nichtgebrauch der Staatsgewalt möglichst gehemmt und eine verfassungs- oder gesetzmäßige Regierung hinlänglich garantirt, so kann es auch nicht fehlen, daß die sittlich religiöse und intellectuelle Bildung des Volkes, genährt und gepflegt durch den aus dem freien Verkehre mit den Produkten des Geistes, des Bodens und der Industrie hervorgehenden Wohlstand, sowie überhaupt durch die Zusammen- und Wechselwirkung der geistigen und physischen Kräfte, auch rasche Fortschritte zum Ziele stets erhöheter Vollkommenheit mache. Schreitet aber die Volksbildung vorwärts, so können auch die Einrichtungen des Staates nicht zurückblei-

ben, weil diese, als die Formen des Volkslebens, nothwendig nach der Volksbildung sich richten müssen. Je moralisch-kräftiger, je geistig gebildeter und vernünftig freigesinnter ein Volk ist, desto vollkommener muß auch seine Staatsverfassung sein, sowie dagegen ein rohes und in seiner Majorität sittlichunmündiges Volk nur durch die Schrecken der Despotie gezügelt werden kann. Darum ist auch der Schluß von der Beschaffenheit der Verfassung auf die Beschaffenheit des Volkes völlig gegründet; es muß aber auch ein Volk stets wachsam sein auf sich selbst, weil von der eigenen Kraft der Bestand und das Gedeihen der Staatsverfassung hauptsächlich abhängt. Wie aus der Blüthe der sittlichen Kraft des Römervolkes die großen Männer hervorgingen, die man mit Recht bewundert, so sind die Nerone, Tiberiusse, Domitiane u. s. w. die scheußlichen Erzeugnisse der Entsittlichung, Verdorbenheit und Kraftlosigkeit des Volkes gewesen. Die Vervollkommnung des Staates und seiner Institutionen kann demnach nur das Resultat der Vervollkommnung der Individuen sein. Darum muß immer das Hauptaugenmerk auf die Volkserziehung und die dadurch zu erzielende sittlich-religiöse Willenskraft und unverschrobene Geistesbildung gerichtet werden. Dem Einzelnen ist dabei besonders einzuprägen, daß er zur Vervollkommnung des Staates dadurch am meisten beitrage, daß er emsig bemüht sei, sich selbst in moralisch-religiöser und intellectueller Hinsicht zu vervollkommnen und seine Bildung durch die That zu bewähren. Die Staatsverfassung selbst oder vielmehr die Fundamentalurkunde, worauf dieselbe ruht, darf daher nur mit größter Vorsicht, etwa nach bestimmten Zeiträumen abgeändert werden. Denn sie, als die Trägerin des Ganzen, soll ein unantastbares Nationalheiligthum sein. Nur zu leicht stürzt das ganze Staatsgebäude zusammen, wenn man an den Grundsäulen desselben rüttelt oder gar einzelne von denselben umreißt. Hieraus folgt, daß man in der Verfassungsurkunde selbst deren Abänderung möglichst erschwere und an solche Bedingungen knüpfe, welche über die Zweckmäßigkeit und den allgemeinen Wunsch einer vorgeschlagenen Abänderung keinen Zweifel übrig lassen, daß man auch für den Fall einen Ausweg treffe, wo über den Sinn einer verfassungsmäßigen Bestimmung eine gütlich nicht auszugleichende Meinungsverschiedenheit zwischen der Staatsregierung und den Volksvertretern entstehen sollte, und daß man in der Verfassungsurkunde nur allgemeine Bestimmungen aufnehme und alles Besondere eigenen Gesetzen vorbehalte, deren Abänderung nach dem Bedürfnisse der sich umgestaltenden Verhältnisse leicht bewirkt werden kann. Ließe eine Verfassungsurkunde zu sehr in das Besondere sich ein, so müßte man entweder sie selbst leicht abänderlich machen, oder unzweckmäßige Normen, die, weil sie in der Verfassungsurkunde stehen, eben so schwer abzuändern wären, wie diese zum Nachtheile des Staatslebens fortbestehen lassen.

Nach diesen Grundsätzen wollen wir, meine Herren, einen Verfassungsentwurf bearbeiten und dabei alles Gute benutzen, was uns theils in der landesherrlichen Proposition, theils in andern Verfassungsurkunden deutscher Staaten geboten wird. Wenn wir ernstlich nur das Rechte und Gute wollen, so werden wir es auch mit Gottes Beistand sicher erringen, denn wer könnte, wer dürfte dem Rechten und Guten widerstreben? Und ist Gott mit uns, wer könnte wider uns sein?

10.

Rede des Abgeordneten Welcker
über Bedingung und Form des Untersuchungsarrestes.

Gehalten in der zweiten Kammer der badischen Ständeversammlung am 22. Julius 1833[1]).

Vorerinnerung.

Den Antrag auf Feststellung von gesetzlichen Bedingungen und der Form des persönlichen Untersuchungsverhaftes hatte der Abgeordnete Merk in der Sitzung der zweiten badischen Kammer vom 12. Junius 1833 entwickelt. Allgemeine Unterstützung war demselben zu Theil geworden und beschlossen, ihn zur näheren Berichterstattung an die Abtheilungen zu verweisen. Am 20. Julius erstattete der Abgeordnete Sander den darauf bezüglichen Commissionsbericht, und theilte zugleich den Versuch eines Gesetzes über persönliche Freiheit mit. Zur Diskussion des Commissionsberichtes wurde in der zweiten Kammer am 22. Julius geschritten, und im Verlauf derselben hielt der Abgeordnete Welcker folgende Rede

Rede.

Ich unterstütze den Commissionsantrag und die in der Motion und in dem Commissionsbericht enthaltenen Bestimmungen, die wirklich sichernd und liberal sind; allein zum großen Theil sind sie mir nicht sichernd und liberal genug, und da es doch besser sein wird, blos im Allgemeinen die Hauptgesichtspunkte aufzustellen, als jetzt schon einzelne Artikel ausführlich zu kritisiren, so will ich nur diese Hauptgesichtspunkte mit einigen Worten zu unterstützen suchen. Ich finde es nämlich als etwas ganz außerordentlich Hartes, die persönliche Freiheit der Bürger durch den Untersuchungsarrest so zu beschränken, wie es neuerlich nicht blos in Baden, sondern in Deutschland geschieht. Es ist eine bekannte Sache, daß dieses ganz außerordentlich absticht gegen das Verfahren in andern freien Staaten, gegen das Verfahren, das selbst unsre Carolina[2]) kennt. Auf das Verfahren in den frühern deutschen Verhältnissen, so weit nicht das Faustrecht herrschte, auf das Verfahren in Griechenland und Rom muß man die Augen

---

1) Karl Theodor Welcker, geboren am 29. März 1790 zu Grünberg im Großherzogthum Hessen, studirte in Gießen und Heidelberg, und ward zuerst Professor der Rechte in Gießen, sodann in Kiel, Heidelberg, Bonn und zuletzt in Freiburg. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er schon als Student in Heidelberg durch eine Schrift: Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe, — die politische durch die Rede: Deutschlands Freiheit, Gießen 1814. Auf dem badischen Landtage von 1831 glänzte er als einer der ersten Wortführer in einer Reihe von Vorträgen und Motionen, unter welchen der Antrag auf vollkommene Preßfreiheit, sowie ein andrer auf gesetzliche Steuerverweigerung im äußersten Falle — das meiste Aufsehen erregten. Als die Preßfreiheit am 1. März 1832 ins Leben gerufen wurde, traten Welcker und Rotteck mit einem neuen Blatte „der Freisinnige" auf, in Folge desselben, nachdem die Preßfreiheit schnell wieder zurückgenommen war, beide in Ruhestand versetzt, im Jahre 1840 ihrer amtlichen Wirksamkeit zurückgegeben, Welcker aber (Rotteck starb schon im Herbst desselben Jahres) im Jahre darauf abermals in den Ruhestand versetzt wurde. Schon während der früheren Suspension begannen beide das nun in 14 Bänden vollendete Staatslexikon, worin sich die reifsten Früchte der schriftstellerischen Thätigkeit Welckers finden, namentlich die Abhandlungen über den Adel, die Jury, die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit. Im Conversationslexikon heißt es von ihm: „Sein Gemüth ist noch deutsch, sein Kopf französisch, seine Phantasie streift nach England und Amerika, und dessen ungeachtet noch zuweilen in das Mittelalter. Seine Persönlichkeit hat viel Liebenswürdiges, sein Privatleben würdig u. s. w." — Er lebt jetzt amtlos in Freiburg. Siehe: Bibliothek politischer Reden. Berlin, 1843.

2) Die peinliche Halsgerichtsordnung, gegeben von Karl V 1532.

richten, wenn man im Ganzen und Allgemeinen angemessene Bestimmungen treffen will. Ich sage, dieser Untersuchungsarrest ist außerordentlich hart in den meisten Fällen, und dabei noch zwecklos. Hart ist er, denn man kann auf diesen Untersuchungsarrest die furchtbar-schweren Worte des Beccaria [1]) anwenden, die so große Wirkungen machten: „In dem Untersuchungsarrest sitzt ein Bürger und leidet, nicht weil man weiß, daß er schuldig ist, sondern weil man es nicht weiß!" — Und ich glaube, daß die Gründe, die man gewöhnlich anführt, um diesen Untersuchungsarrest so leicht zu verhängen, wie er in unserer jetzigen Praxis verhängt wird, nicht Stich halten. Denn sie beruhen auf der bürgerlichen Sicherheit, auf der Sicherung der Freiheit und der Rechte der Bürger. Es ist aber eine schlimme Sicherheit, wenn ich um derselben willen in Gefahr gesetzt werde, als ehrlicher Mann in den Untersuchungsarrest geworfen zu werden. In vielen Fällen, und in der Ausdehnung, wie es gegenwärtig stattfindet, ist die Sicherheit zerstört. Ich spreche nicht davon, wenn Polizeiarrest, um Verbrechen zu verhindern, im Falle von Unordnungen stattfindet. Denn solche Sicherheitsarreste sind sehr wohlthätig. Hier ist die Sache bald abgemacht, wenn nur die Form gut gehandhabt wird, wie sie im Bericht vorgeschlagen ist. Ich spreche von Untersuchungsarresten, welche stattfinden, um einen Angeschuldigten von der Flucht abzuhalten. Man legt auch hier zu großen Werth darauf, daß der Mensch gestraft werde und nicht entfliehe. Ich sage, viel zu großes Gewicht, und werde das durch ein argumentum ad hominem beweisen. Es ist bekannt, daß in Griechenland und Rom in den besten Zeiten der dortigen Republiken jeder Verbrecher, wenn er angeschuldigt war, bis zu dem gefällten Urtheilsspruch das Recht hatte, mit seinem ganzen Vermögen davonzugehen. Und dieses waren doch geordnete und ausgebildete Staaten. Sie haben aber kein so großes Gewicht darauf gelegt, daß die Bürger gerade diese oder jene bestimmte Strafe erleiden, sondern glaubten, es wäre dem Gesetze schon Genüge geschehen, wenn dieser Mann für immer aus dem Staat entfernt werde, und solchergestalt sich immer von der Gemeinschaft losgesagt hätte. Ich gebe zu, daß man gegen Vagabunden, von denen man fürchtet, sie kommen wieder, strenger sein muß. Allein ich glaube, daß man selbst bei Vergehen, die man am wenigsten billigen wird, nämlich bei Majestätsbeleidigungen, weßwegen in Baden mehrere Verhaftungen vorgekommen sind, so verfahren könnte, wie die römischen Kaiser gethan haben, die das flüchtig ausgesprochene Wort so wenig achteten, daß sie keine Untersuchung deßhalb haben wollten und glaubten, daß bei solchen Vergehen Genüge geschehe, und die verletzte Achtung vollkommen hergestellt werde, wenn ein angesessener Bürger deßhalb landflüchtig wird. Es ist also nicht nothwendig, ihn zum Voraus zu verhaften. — Sodann darf ich daran erinnern, daß Jeder, der die Carolina, dieses als barbarisch verschrieene Gesetz, kennt, der es gründlich studirt, finden wird, daß hundert Mal bei uns Verhaftungen eintreten, wo sie nach der Carolina nicht nöthig sind, so daß wir also in unserer Praxis hinter dieser Gesetzgebung weit zurück sind, womit ich jedoch den Richtern in unserem Lande keinen Vorwurf machen will. Ich klage ja über den Mangel der Gesetze, und wo die Gesetze fehlen, sind die Richter durch eine Art von Verantwortlichkeit und Besorgniß bestimmt, Verhaftungen vorzunehmen, weil sie nicht wissen, ob man das Gegentheil nicht mißbilligen werde. Wenn aber der Herr Regierungscommissär und ein Mitglied der Kammer erklärten, über diese Verhaftungen finden bei uns keine Klagen statt, so möchte ich nur an die Stimmen in der Kammer bei dem Vortrag der Merk'schen Motion erinnern. Die Klage findet bei den Gerichten nicht statt, weil sie nicht durchgeführt

---

1) Cesare Marchese de Beccaria aus Mailand, 1735 — 1793, Verfasser der trefflichen Schrift dei delitti e delle pene, Nap. 1764. (von den Verbrechen und Strafen).

werden kann, allein daß Verhaftungen vorkommen, wo sie nach guten Gesetzen nicht vorfallen sollten, ist keine Frage.

Was die Bedingungen betrifft, so will ich blos beispielsweise einige derselben rechtfertigen. Ich glaube auch, daß, wie in der trefflichen Abhandlung unseres Präsidenten (Mittermaier) ausgeführt ist, und von mehreren Gesetzgebern anerkannt wird, aus bloßer Furcht vor Collusion [1]) kein Bürger seiner Freiheit beraubt werden sollte. Wenn auch Einige ein Wort mit einander gesprochen haben, und ein Lügenplan geschmiedet worden ist, so gibt dies gerade das beste Mittel an die Hand, um hinter die That zu kommen. Die erste Bedingung eines Verhafts bei einem Vergehen sollte immer die sein, daß ein Vergehen wirklich da ist, und dann erst muß die zweite Frage erhoben werden, ob eine bestimmte Person dieses Vergehens verdächtig ist. Dies ist die große Grundlage des früheren deutschen Rechts und des römischen Rechts, und die Carolina fordert Beides. Wer die ganze Reihe von Artikeln in derselben gelesen hat, die von den Indicien handeln, weiß, daß diese Carolina hier gut ist, indem sie wahren juridischen Beweis fordert. Später hat es geheißen, einen nicht ganz vollen Beweis; allein ein mehr als halber Beweis gefällt mir immer noch besser als bloße Wahrscheinlichkeit, indem unter dem Schilde dieses Wortes alles geschehen kann. Es gleicht einem Irrwisch, der im Kopfe herumfliegt. Ich verlange nicht subjektive Wahrscheinlichkeit, sondern Beweise, wenn sie auch nicht ganz voll sind. Also diese beiden Dinge, daß durch strenge Beweisgründe wenigstens ein Beweis vorhanden sei, fordere ich sowohl in Beziehung auf den Thatbestand als den Verdacht. Sodann aber würde ich als ganz besondere Bedingung außerdem, daß der Mensch der Flucht verdächtig sein muß, ins Gesetz selbst aufgenommen wünschen, daß das Gericht genau zu erwägen habe, ob in dem vorliegenden Falle der Nachtheil, daß der Mensch landflüchtig werde, und sich dadurch der bestimmten Strafe entziehe, so groß erscheint, daß es nothwendig ist, ihn seiner Freiheit zu berauben, ob nicht dadurch das Interesse aufgehoben wird, daß der Mensch seine Strafe duldet. Wenn der Staat ein Straferkenntniß fällt, und ein Mensch das Vaterland verläßt, so wird es in den meisten Fällen genügen.

Nun kommen wir aber auf einen Punkt, wo es klar wird, daß es nothwendig ist, den Antrag oder den Wunsch der Commission weiter auszudehnen, indem hier die Sache mit der Bestimmung zusammenhängt, wann die Specialuntersuchung erkannt werden soll. Auch darüber enthielt die Carolina eine ganz vortreffliche Bestimmung, die aber in unserm gemeinen deutschen Rechte verwischt worden ist. Bei uns besteht zwischen der General- und Specialuntersuchung ein blos formeller Unterschied, während nach der Carolina ein förmliches Erkenntniß auf Specialuntersuchung nothwendig war, und erst durch diese Specialuntersuchung wurde die Bedingung gegeben, den Menschen als verdächtig hinzustellen. Vorher durfte ich Niemand speciell als verdächtig hinstellen, ich durfte nicht seine Papiere in Beschlag nehmen, oder ihn überhaupt gefangen setzen. Wenn er sich durch die Flucht verdächtig machte, so war dies selbst schon eines jener Indicien, und es sollten also die Bedingungen, unter denen ein Bürger speciell vor seinen Mitbürgern als verdächtig hingestellt werden kann, als Gesetz aufgenommen werden. Alsdann würde auch der Antrag des Motionsstellers Beachtung finden können, den die Commission selbst berücksichtigt hat, der Antrag nämlich, daß in Beziehung auf dieses barbarische Mittel der Papierbeschlagnahme Bestimmungen getroffen werden sollten. Ich erinnere auch hier an eine treffliche Abhandlung unseres

---

1) Das auf rechtswidrige Täuschung Dritter gerichtete Verabreden.

Herrn Präsidenten, auf die ich mich beziehe, und nur das noch behaupte, daß mit dieser Maaßregel der größte Mißbrauch in vielen Theilen von Deutschland getrieben wird und unsre römischen Gesetze von diesem Mißbrauch nichts wissen, sondern ihn perhorresciren.

Endlich muß ich noch durchaus wünschen, daß in dieses provisorische Gesetz einige kleine Bestimmungen aufgenommen werden, die wesentlich sind zur Sicherung unserer Mitbürger vor Willkür uud Verletzungen in Criminalsachen. Der erste Punkt ist der, daß für richtige Protokolle nicht blos durch den guten Glauben, sondern durch die Jurisdiktion gesorgt werde. Wenn Leben, und Alles, was dem Menschen werth ist, auf der Aussage eines Protokollisten beruhen soll, der gewissermaßen Richter und Ankläger in Einer Person ist, so ist dies eine schreckliche Unsicherheit. Der achtungswürdigste Mann, wenn er eine Criminaluntersuchung anfängt, hat ein Interesse, den Menschen schuldig zu finden. Er hat eine vorgefaßte Ansicht von seiner Schuld und glaubt, man möchte ihm später Vorwürfe machen, wenn er ihn loslasse. In dieser Ansicht führt nun der Einzelrichter das Protokoll, oder ein Mensch, der von dem Richter ganz abhängig ist, ein Rechtspraktikant, dem er oft sagen kann, was er will, oder es ist der Rechtspraktikant selbst, noch ein unerfahrener Mann, der Richter und Actuar in Einer Person. Es sollten deßhalb alle Criminalprotokolle in Gegenwart eines selbstständigen und auf dieses Geschäft beeidigten Actuars geführt werden.

Ein anderer Punkt ist noch wichtiger. Es ist ein fürchterlicher Gedanke, sich in die Möglichkeit hineinzusetzen, daß ein Bürger von einem Gerichtshof verurtheilt werden soll, vielleicht auf eine ganz einseitige, unvollständige Relation hin. Diesem könnte wenigstens dadurch vorgebeugt werden, daß das Schlußverhör des Angeklagten und seine Vertheidigung in Gegenwart des Angeschuldigten vorgetragen werde. — Es ist endlich der Punkt von der größten Wichtigkeit, daß alles, was auch nur entfernt den Schein von Kabinetseinfluß hat, beseitigt werde. Wenn nämlich das hofgerichtliche Urtheil dem Justizministerium eingeschickt wird, das selbst nur einen Theil der allgemeinen Verwaltungsstelle der Regierung bildet, und dieses mit dem Staatsministerium über die Sache communicirt, und dann, ohne daß nur der Betheiligte etwas davon erfährt, die Sache an's Oberhofgericht geschickt wird, so ist dies ein Einfluß des Ministeriums auf Rechtsstreitigkeiten, der zur Kabinetsjustiz gehört. Denn hier spricht sich die Ansicht des Ministeriums aus, an dessen Spitze eine außerordentliche moralische Gewalt steht, daß der Richter hier mehr thun solle. Der Betheiligte wird nicht gehört, er vertheidigt sich nicht, und wenn dieses keinen Einfluß auf das Urtheil ausübt, so gibt es keine Kabinetsjustiz mehr. Ich wünsche also, daß dieses in den Entwurf aufgenommen werde, und spreche zum Schluß noch den Wunsch aus, daß entweder ein solches Gesetz auf diesem Landtage noch vorgelegt werde, oder aber der Entwurf des Criminalprozesses, der schon im vorigen Herbste ausgearbeitet war, auf einem besondern Landtage im nächsten Winter berathen werde, damit endlich dem großen und dringenden Bedürfniß einer Verbesserung unseres Rechtszustandes in Criminalsachen abgeholfen werde. Wenn ich diese Versicherung erhalte, so will ich auf das provisorische Gesetz verzichten. Wenn ich noch zwei Jahre lang oder noch viel länger in Beziehung auf diesen für Ehre und Freiheit unserer Mitbürger so wichtigen Punkt warten sollte, so fände ich es auf das Tiefste bedauerlich. Ich denke mich in Gegenwart aller derjenigen, die den Criminalzustand unseres Landes, nämlich den gesetzlichen Zustand, kennen, und ihn vergleichen, nicht blos mit demjenigen andrer freier Staaten, sondern anderer deutscher Länder. Jeder wird sagen, daß es vielleicht kein Land in Deutschland gibt, wo dieser Zustand mangel-

hafter ist. Es gehört gewiß zur Ehre der Regierung, daß diesem Mangel abgeholfen werde, und eine heilige Pflicht ist es für uns, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten.

11.

Herr's Rede über das homöopathische Heilverfahren.

Gehalten am 12. August 1833 in der zweiten badischen Kammer[1]).

Einleitung.

Der geistliche Rath und Pfarrrector in Kuppenheim, Herr, für die Stadt Baden zum Abgeordneten in der zweiten badischen Kammer gewählt, begründete in der 39. öffentlichen Sitzung der zweiten Kammer seinen früher gestellten Antrag in Bezug auf das homöopathische Heilverfahren durch die mitgetheilte Rede in einer so geistreichen und allgemein interessanten Weise, daß dieselbe wohl in einer für unsere Zeit so bedeutenden Frage einen dauernden Werth in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Sie gehört aber ohne Zweifel in den Kreis der Reden, welche sich auf die Verhältnisse der Kirche, Wissenschaft und Kunst zum Staate beziehen. Die Aufnahme, welche diese Rede in der badischen Kammer fand, ergibt sich aus Folgendem: Der Abgeordnete Merk trug darauf an, die Motion nicht in Erwägung zu ziehen. Man kenne ein berühmtes Lustspiel unter dem Titel „der eingebildete Kranke." Wenn die Kammer sich mit Gegenständen dieser Art beschäftigen würde, so erlebe man vielleicht ein Seitenstück zu jenem Lustspiel unter dem Titel „der eingebildete Arzt." — Von mehreren Abgeordneten ward dennoch die Motion unterstützt und der Druck begehrt. Weitere Erfolge sind aber nicht bekannt geworden.

Rede.

Meine Herren!

Man könnte sich vielleicht wundern, daß ich in diesem Saale einen Gegenstand zur Sprache bringe, welcher nach seiner Grundlage in das Reich der Wissenschaft, in die Arzneikunde gehört.

Allein eben dieser Gegenstand greift in das öffentliche Leben tief ein, denn Gesundheit der Staatsbürger ist ein Theil des öffentlichen, allgemeinen Nationalvermögens.

Die Geistlichen waren im Alterthum gar oft auch die Aerzte des Volkes, und noch jetzt hat der Geistliche den wesentlichsten Einfluß, besonders auf dem Lande, auf den Gebrauch der Aerzte und der Arzneimittel — auch jetzt noch besteht eine Hauptpflicht des Geistlichen in dem Besuch und in der Besorgung der Kranken, der Genesenden und der Sterbenden, jedes Pastorale wird darüber einen Abschnitt enthalten, wenn es vollständig ist. Des Geistlichen Pflicht ist es, am Kranken- und Sterbebette auszuharren, wenn auch Alles und selbst die Aerzte weichen — ohne Ansehen eigener Gefahr, Ansteckung oder Tod, so lange auszuharren, bis der Patient genesen oder ins Land der ewigen Ruhe und des Friedens hinübergegangen. — Dies, und daß kein Arzt in dieser Versammlung Platz genommen, zu meiner Entschuldigung, daß ich es wage, Ihre Geduld, meine Herren, in Anspruch zu nehmen.

Nicht auf das Doctrinelle des Gegenstandes will ich Ihre Aufmerksamkeit

---

1) Siehe: Bibliothek politischer Reden ꝛc. II. 2.

hinlenken, das sollten die Aerzte unter sich zum Wohle der Leidenden ausmachen; darüber kann ich, können wir überhaupt nicht Schiedsrichter sein.

Die Arzneikunde ist ein Kind der Naturbeobachtung und der Erfahrung; Alles, was ihre Pfleger als Beobachtungen und Erfahrungen angeben, kann daher von den Nachkommen nur auf demselben Wege bestätigt oder widerlegt werden, auf welchem die Vorgänger ihre Beobachtungen anstellten, ihre Erfahrungen sammelten. Man braucht aber kein Arzt zu sein, um zu wissen, daß die Aerzte das nicht immer thaten, daß ihre Systeme und Heilmethoden der Natur zuweilen Fesseln anlegten. Gewiß ist, was Bako von Verulam fordert: non fingendum aut excogitandum, sed videndum, quid natura faciat et ferat, — hie und da nicht befolgt wurde, und daß manche medicinische Systeme vielmehr aus der Stubengelehrsamkeit als aus der Naturbeobachtung ihre Nahrung gezogen haben. Die Arzneikunde ist auf diese Art, nach dem Urtheil ganz unbefangener Aerzte, welche den Zweig, von dem ich sprechen werde, nicht kennen, nach und nach zu einem großen Reichthum an Hypothesen, Theorieen und Satzungen gekommen, welche lebhaft an die Zeiten der Scholastiker erinnern.

Mag auch jedes System seine gute Seite gehabt haben, so ist eben dadurch, daß dieses Gute aus dem Nichtguten herausgerissen werden mußte, um es mit dem Guten der andern Systeme zu verbinden, die Medicin durch diese Verbindung, welcher die innere Gliederung, die Harmonie so häufig abgeht, eine Musterkarte geworden, welche öfters zu mehr oder weniger witzigem, nicht selten gerechtem Tadel Stoff gegeben hat.

In vielen Aerzten, welche die Verwirrungen und Verirrungen einsahen, schlich sich daher ein Indifferentismus ein, welcher zum Besserwerden nichts beitragen konnte, aber wenigstens den praktischen Vortheil hatte, daß er weniger schadete als die Selbstzufriedenheit Anderer, welche den Leidenden unaufhörlich mit Heilmitteln aller Art heimsuchten.

Das Bedürfniß nach einer Umgestaltung der Arzneikunde, nach einer Vereinfachung des Heilverfahrens wurde immer größer und fühlbarer, aber es war schwer, dieselbe zu bewerkstelligen. Die Aerzte befehdeten sich darüber wechselseitig, aber die Summe der Thatsachen nahm hierdurch in dem Maaße nicht zu, und die Bibliotheken wurden dadurch vielmehr bereichert als die Wissenschaft. Wenn ich Ihnen, meine Herren, nach diesen Worten den Namen Hahnemann nenne, so werden die meisten unter Ihnen wissen, was ich damit sagen will. Zur Bestätigung oder Nichtbestätigung seiner Lehre kann und will ich Ihnen nichts sagen; nur das kann ich Ihnen vorlegen, was mein gesunder Sinn mich lehrt, was ich, ärztlicher Hülfe bedürftig, selbst erfahren habe.

Die Lehre Hahnemanns, bekannt unter dem Namen der Homöopathie, ist so einfach und schlicht, daß sie in ihren Grundpfeilern und Hauptumrissen der Gebildete jedes Standes fassen kann; dadurch läßt sich auch der Umstand erklären, daß, im Verhältnisse zu den homöopathischen Aerzten, so viele Laien warmes Interesse für dieselbe zeigen; denn eben der Laie betrachtet Manches, was seinem Fache nicht streng angehört, vorurtheilsfreier als der Arzt, welcher, gewöhnt an seine Handlungsweise, an seine Ideen, oft gar nicht daran zweifelt, daß sie wirklich die allein richtigen seien.

Erlauben Sie mir, meine Herren, folgende kurze Darstellung über das Entstehen und den Fortgang dieser Lehre, entnommen aus den biographischen Notizen über Hahnemann, zu unserer allgemeineren Verständigung.

Der Entwickelungsgang der Naturstudien Hahnemanns zeigt, daß er zur Erkenntniß der Widersprüche gekommen, jenem Indifferentismus anheimfiel, und,

obgleich ganz entblößt von Subsistenzmitteln sich lieber mit seinen großen Sprachkenntnissen ernährte als mit ärztlicher Praxis.

In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit der Uebersetzung der Arzneimittellehre des Engländers Cullen beschäftigt, und ärgerlich über die dort aufgestellten Theorien, wie die Chinarinde wirke, durchzuckte ihn der Gedanke, was dieses Medikament, welches man bekanntlich gegen das kalte Fieber so häufig anwendet, bewirken möge, wenn man es gesunden Menschen eingibt. Zuerst bemerkte er an sich selbst, daß es die Erscheinungen des Fiebers hervorbringe. An diesem damals so schwachen Faden spann Hahnemann fort; er versuchte viele Jahre lang ganz still eine Reihe von Arzneimitteln an sich und andern gesunden Menschen. Durch Versuche am Krankenbette, welches für ihn wieder wissenschaftliches Interesse gewonnen hatte, kam er zu dem Erfahrungssatze, daß man gegen Krankheiten dasjenige Mittel anwenden müsse, welches im Gesunden die Krankheit, die man heilen will, oder ähnliche Erscheinungen hervorrufe, daß man zur Heilung hiernach die Arzneimittel nur in sehr geringer und seltner Menge und in ganz einfacher Form, nicht in üblichen Gemengen, anzuwenden habe.

Es war natürlich, daß dieser Erfahrungssatz, welchen Hahnemann in ein systematisches Ganze zu bringen strebte, nach und nach einen großen Kampf herbeizog. Denn er widersprach so ziemlich Allem, was bisher behauptet worden war, und bestätigte er sich, so konnte es nicht fehlen, daß er der Arzeneikunde eine ganz andere Richtung geben mußte, eine Aenderung, welche zu vielen Interessen entgegentrat, als daß der Erfahrungssatz Hahnemanns sich auf irgend eine ausgedehnte Anerkennung, ja nur Prüfung, Rechnung machen durfte.

Man ließ Hahnemann anfangs unbeachtet; es entspann sich aber der Kampf desto stärker, je größer im Verlauf langer Jahre die Zahl der durch Prüfung zu Vertheidigern gewordenen heranwuchs und je auffallender die Heilungen wurden. Eine Menge oft anonymer Spott- und Gegenschriften erschien, und die Wissenschaft wurde mit einer Menge Persönlichkeiten besudelt. Ein barsches Wort gab das andere, statt die sprühenden Funken zur zweckmäßigen Beleuchtung des neuen Gebäudes zu benutzen, gab man sich nur die fruchtlose Mühe, sie zu einem das Gebäude zerstörenden Brande, wo möglich zur Vernichtung anzuhäufen. Weit entfernt, den von manchen Homöopathen angestimmten Ton zu billigen und in Allem zu rechtfertigen, muß ich doch bekennen, daß es von den Gegnern unrecht war, Hahnemanns Herausforderung an das Krankenbett zur thatsächlichen Prüfung seiner Lehre geradeweg von der Hand zu weisen und sich auf theoretische Widerlegung zu beschränken, welche in positiven Wissenschaften einen Kreis bildet, über den man nie hinauskommen kann. Auffallend, daß die Gegner den viel schwereren Weg der Widerlegung einschlugen; denn der der Versuche war und ist noch der viel leichtere. Hahnemanns Lehre würde ganz unfehlbar gefallen sein, wenn nur einige Aerzte seine Angaben am Krankenbette mit der von ihm geforderten Genauigkeit und Redlichkeit angestellt und hierdurch den Beweis geliefert hätten, daß Hahnemann ein Lügner sei. Aber eben weil man das nicht that, so wurde Mancher, der in dem Widerstreben mitunter das erblickte, was man das Manscheln nennt, aufmerksam; und dunkel mochte in ihm der Gedanke aufsteigen, es möge doch etwas Wahres an der Sache sein, welcher man so arg entgegenarbeitete. Auch ist mir das ein Beweis für ihre Wahrheit, daß jeder Arzt, welcher es über sich bringen konnte, sie zu prüfen, ein Anhänger derselben geworden ist, und sie nie wieder verließ.

Widersprach die Lehre der seitherigen Medicin, so widersprachen sich die Gegner in den Gründen zu ihrer Widerlegung; man hat gar Vielerlei gesagt, was der Lehre den Garaus machen sollte, — ich will Sie, meine Herren, damit

nicht behelligen. Nur so viel: man hat Alles versucht; aber Hahnemann ließ sich dadurch nicht abhalten, seinen Weg zu verfolgen. Doch ist es zu beklagen, daß die Barschheit, allen Reformatoren eigen, auch in ihm mit den Jahren zunahm und oft arg ausbrach.

Lassen Sie mich bei der Schattenseite dieses Streits abbrechen, — er hat sein Ende lange noch nicht erreicht. Kampf ist nöthig, er pocht das Erz aus.

Sie werden sich mit mir aus der Geschichte aller Wissenschaften erinnern, daß alle Neuerungen einen desto größeren Zwiespalt hervorrufen, in je schrofferem Gegensatze die Neuerung zu dem Seitherigen sich zeigte. Ich kann auch nicht verhehlen, daß Hahnemann, nach dem Urtheile Sachkundiger, sich in der Erklärung über seine Ansichten manche Widersprüche hat zu Schulden kommen lassen, aber bis auf die Stunde, so viel ist richtig, hat man thatsächlich nicht nachweisen können, daß sein oben angegebener Erfahrungssatz falsch sei.

So manche angesehene Stimme erklärt sich nun für diese Methode, und selbst Hufeland, der Anführer der alten Schule, läßt ihr nicht Unrecht widerfahren. Ihre Grundprincipien sind durch alle Krankheiten, gewisse äußerliche, dann plötzliche Unglücksfälle durch Vergiftung u. s. w. ausgenommen, praktisch durchgeführt; unsterblich wird sie nicht machen; denn auch diese Methode wird uns einen Fleck lassen, wo es uns ergehen kann wie dem Achilles.

Aber so weit ist es doch wohl gekommen, daß man die Augen vor dem Erfolge nicht mehr verschließen, blos so wegläugnen oder sich mit Ausflüchten helfen kann. Denn wäre die Methode wirklich so nichtig oder gar so gemeinschädlich, wie manche Uebelwollende sagen, so hätte sie seit länger denn dreißig Jahren zum Untergange Zeit gehabt, oder sie wäre ohne Zweifel von den Staatsbehörden schon lange und mit Recht unterdrückt worden.

So viel mir bekannt, geschah von den Regierungen für die Sache so gut wie nichts; doch erlaube ich mir, Ihnen anzuführen, auf welche Weise einige Fürsten ihr gewogen sich zeigten, und wie sich wenigstens die Toleranz der Regierungen kund gab. Der vorige Herzog von Anhalt-Köthen hielt es in einem Dekret vom 1. Juli 1822, wie er selbst sagte, für eine Regentenpflicht, die Heilart seinen Unterthanen zu empfehlen; der jetzige Herzog, dessen Leibarzt, wenigstens noch vor Kurzem, ein strenger Anhänger der alten Lehre war, äußerte sich in einem neulich in öffentlichen Blättern abgedruckten Dokumente, daß er sich selbst von den Vorzügen der neuen Heilart vor der alten überzeugt habe; der Herzog von Lukka hat ein größeres Hospital errichtet, worin alle Kranken von zwei eigens angestellten Aerzten ausschließlich homöopathisch behandelt werden; die königlich sächsische Regierung hat die aus Privatmitteln erfolgte Einrichtung eines homöopathischen Hospitals zu Leipzig genehmigt. Sr. Majestät der König von Preußen hat sich auf das Anrathen seines allopathischen Arztes der Methode mit Erfolg bedient, und mehrere Glieder der hohen Königsfamilie haben ihr das Wohlwollen und Zutrauen bereits zugewendet, Sr. Maj. der König von Baiern hat den Dr. Roth nach Oesterreich gesendet, um dort die Dokumente über die homöopathische Behandlung der Cholera zu sammeln; sie liegen im Druck vor, und geben den schönsten Beweis von der Wirksamkeit der schnellen Methode in jener gräßlichen Krankheit; die baierische Regierung steht, öffentlichen Nachrichten zufolge, im Begriff, ein Lokal zur Behandlung der Kranken nach homöopathischen Grundsätzen zu errichten und für Unterricht darin zu sorgen; Sr. Maj. der König von Würtemberg, sowie die königlich preußische Regierung zu Düsseldorf haben gewissen Aerzten ausdrücklich die Erlaubniß gegeben, die homöopathischen Arzneien ihren Kranken selbst zu geben. In Kopenhagen ist auf Veranlassung des Professors Wendt in einer Anstalt ein besonderes Lokal bestimmt worden, worin die Kranken homöopathisch behandelt werden sollen; selbst in Stockholm hat man die Heilversuche in einem Lazareth we-

nigstens nicht gehindert. — Die zweite Kammer in Darmstadt hat sich der durch ein Dekret bedrohten Heilmethode angenommen, und den Grundsatz vertheidigt, daß eine Wissenschaft, welche dem Gemeinwesen Nutzen bringe, nicht nur nicht unterdrückt werden dürfte, sondern zu unterstützen sei. Einige Städte haben auch wirklich ihren Dank für das, was homöopathische Aerzte den Gemeinden geleistet haben, öffentlich ausgesprochen, z. B. Raab in Ungarn, und Braunschweig, dessen Magistrat zwei Aerzte, in der homöopathischen Literatur als Schriftsteller bekannt, durch öffentliche Ueberreichung werthvoller Geschenke zu ehren suchte.

Ich lege Ihnen diese Beispiele der Anerkenntniß, die ich noch mit andern vermehren könnte, darum vor, weil aus ihnen hervorgeht (was so viele bezweifeln oder bekämpfen, welche über den Gegenstand sprechen, ohne ihn nur entfernt zu kennen), daß nämlich das homöopathische Heilverfahren gemeinnützig sei und der Beförderung werth.

Erlauben Sie mir aber auch, Ihnen noch kurz anzugeben, was man dagegen gethan hat von Seiten der Regierungen. Oeffentliche Blätter meldeten vor einigen Jahren, daß Se. Maj. Kaiser Nikolaus den Dr. Herrmann, einen Sachsen, angestellt, und ihm zu homöopathischer Behandlung der Kranken das Hospital zu Tuttschin in Podolien anvertraut habe; Herrmann legte nach Verfluß der accordirten Zeit öffentliche Rechenschaft ab. Allein sie scheint nicht an den rechten Ort gekommen zu sein, denn in der neuesten Zeit wurde die Homöopathie auszuüben in den russischen Spitälern verboten — ich sage verboten. Weiter ging man in Oesterreich im Jahre 1819, wo es ein kaiserlicher Leibarzt dahin brachte, daß die von einer gemischten Commission beaufsichtigten, gut ausgefallenen Heilversuche viel früher als Sr. Maj. der Kaiser es befohlen hatte, aufgehoben wurden, worauf ein in öffentlichen Blättern bekannt gewordenes kaiserliches Rescript erschien, welches allen homöopathischen Aerzten auferlegte, sogleich ihre Verbindungen als solche mit ihren Patienten aufzugeben, und die ganze Heilmethode für alle Zeiten verbot. Sehr muß es aber auffallen, daß trotz des in strengen Worten abgefaßten Dekrets in Oesterreich eine große Anzahl selbst in Staatsdiensten befindlicher Aerzte ist, welche die homöopathische Methode öffentlich und ungehindert ausüben, zum deutlichsten Beweise, daß sich im Bereiche der Wissenschaft durchaus nichts verbieten läßt, und daß das Publikum die Methode in Schutz genommen hat. Denn allein in Wien sind zwei und zwanzig homöopathische Aerzte, wovon einer das Zutrauen sogar in dem Hause des ersten österreichischen Staatsbeamten genießt, und zwei homöopathische Apotheken. In vielen Ländern hat man den homöopathischen Aerzten verboten, die Arzeneimittel, welche nach ganz anderen Grundsätzen bereitet werden, als die man bei den gewöhnlichen befolgt, an ihre Kranken unentgeltlich abzugeben.

In diesem Verbote liegt eine faktische Anerkennung, wenn sie die Sache auch eben nicht fördert. In einigen Staaten, wie selbst neuerlich in Preußen, hat man den Apothekern aufgegeben, auch diese Arzeneien zu fertigen, worin also noch größere Anerkennung liegt; denn wäre die Methode schlecht, so würde man auch die Mittel und Wege ganz abschneiden, sie auszuüben. Der Streit über diese Verbote, Mittel unentgeltlich abzugeben, wird immer noch lebhaft fortgeführt. Denn man möchte das von mancher Seite gern benutzen, der Methode wirklich das Ende zu bereiten. Einfach löst sich der Streit dafür auf, daß, da kein Beweis geführt worden ist, die Methode sei gemeinschädlich, keinem licenziirten Arzte verboten werden kann, die homöopathischen Mittel, von deren Echtheit er Gewißheit hat, unentgeltlich seinem Kranken abzugeben. Denn Verschenken begründet kein Gewerbe, und die Controle der Aerzte durch den

Apotheker ist ein Ding, welches in der Wirklichkeit gar nicht besteht, weil es Anderes voraussetzt, was rein unausführbar ist.

Unsere hohe Regierung hat bis jetzt der Sache freien Lauf gelassen, sie hat nichts dafür und nichts dagegen gethan, was wohl vorerst das Bessere war. Ein hemmendes Eingreifen, so sehr man es auch einerseits gewünscht haben mag, hätte auch nur dann Stattfinden können, wenn ein Staatsinteresse gefährdet gewesen wäre. Mit Dank muß man daher erkennen, daß bei uns nichts geschah, was anderwärts, wo die Staatsgewalt von sogenannten Kunstverständigen irre geleitet worden war. Wenn ich nun sicher hoffe, die hohe Regierung werde einerseits gegen die Wissenschaft nicht interveniren, so scheint mir doch andererseits die Zeit gekommen, wo die Regierung in der Lage ist, gewisse Bestimmungen über das Verhältniß der die neue Heilmethode Ausübenden festzustellen. Ihre Zahl ist bei uns bedeutend und wächst mehr und mehr, selbst unter den im Staatsdienste befindlichen Aerzten; unter jener Zahl sind Männer, denen man Interesse nicht vorwerfen kann, denn sie ergaben sich der Methode auf die Gefahr hin, eine große Praxis zu verlieren; mehr als sie schon hatten, konnten sie nicht mehr gewinnen. — Sie konnten an Reputation nicht mehr gewinnen, wohl aber verlieren. Nicht zu läugnen steht jedoch, nach dem Zeugnisse homöopathischer Aerzte selbst, daß sich auch in diesen Zweig der Arzneikunde gewagt haben, welche in doppelt schlechtem Rufe stehen, daß sie nämlich als Aerzte überhaupt nicht genug Kenntnisse haben, und daß sie die neue Methode als ein Terrain betrachten, wo sie den von dem Abgeordneten von Rotteck erwähnten finanziellen Grundsatz des Habhaftwerdens und Packens in die praktische Ausführung bringen.

Ja, zur Praxis ganz unbefugte Menschen machen da gute Beute, und obgleich hier die bestehende Medicinalordnung genügt, daß man solche Pfuscher zur Rechenschaft zieht und ihnen das ungesetzliche, gefährliche Treiben niederlegt, so scheint man das übersehen zu haben, was in zweifacher Hinsicht übel ist. Denn 1) ist es ein Fehler der Verwaltung, wenn Gesetze nicht gehandhabt werden, und 2) wird durch das Treiben Unbefugter auf die ohnedies in mancher Sphäre nicht beliebte und in andern Sphären übelgemachte Sache ein schlechter Schein geworfen, welchen man geneigt sein könnte, auf die ganze Heilmethode und alle ihr Zugethanen auszudehnen. Um also nebst einem gewissen Zunftgeiste ein Haupthinderniß der freien Entwickelung und äußeren Enthaltung der homöopathischen Heilmethode zu entfernen, wäre es durchaus nothwendig, daß keinem homöopathischen Arzte die Praxis erlaubt würde, bevor er nicht vor einer dazu qualificirten Prüfungscommission seine Befähigung beurkundet hätte, und daß man gegen die schlechten Jünger, die mir nicht höher stehen als jeder wandernde Arzeneikrämer, die gesetzlich bestehenden Bestimmungen streng anwendete.

Sie werden mir, meine Herren, auf das Erstere vielleicht entgegensetzen, daß man die Candidaten nicht nach Methoden und Systemen examinire, sondern im Allgemeinen über das ganze ärztliche Wissen. Aber hier tritt uns der Mangel gerade entgegen, daß fast von allen Lehren der Medicin die homöopathische Methode, deren wissenschaftliche Begründung sich durch alle einzelnen Zweige der Medicin hinzieht, aufs Hartnäckigste zurückgestoßen wird, — eine Thatsache, deren Grund sich leicht erklären läßt.

Mir ist nur München bekannt, wo Vorträge darüber gehalten werden; um diese zu hören, müßten die Aerzte, welche die Methode kennen lernen wollten, dahin reisen, und um sich zur Praxis vorzubereiten, nach Leipzig, wo ein besonderes Hospital dafür ist. Allein das geht doch nicht an; die meisten Aerzte sind nur darauf angewiesen, sich die Kenntnisse zuerst aus den zahlreichen Werken zu verschaffen und nach und nach zu Heilversuchen überzugehen. Sie, meine Her-

ren, sehen mit mir ein, daß dieser mehr autodidaktische Weg jedenfalls ein Umweg ist, welcher durch eine Menge von Zweifeln und Bedenklichkeiten zu einem Ziele führt, welches der Anfänger nur ganz in der Ferne erblickt und dem der Gewissenhafte nur ängstlich entgegen sieht.

Der Schüler an der leitenden Hand des tüchtigen Lehrers am Krankenbette lernt in einer Stunde mehr als in einer Woche durch eigenes Suchen. Die homöopathische Heilmethode setzt, wie die ältere oder allopathische, dieselben Vorkenntnisse voraus, was die Gegner haben läugnen wollen, und meiner Ansicht nach muß der Mediciner vorerst den ganzen Kursus, wie er üblich ist, durchmachen, um seine Wissenschaft nach allen Richtungen kennen zu lernen. Allein diese Richtung sollte ihn doch auch zu der homöopathischen Methode führen. Einzelne Disciplinen der Arzeneiwissenschaft erhalten zwar durch sie, wie mir vorurtheilsfreie homöopathische Aerzte versichert haben, eine andere Gestalt, weil die Grundansichten, von denen die alte und die neue Schule ausgeht, divergirend sind, aber das sollte von dem Lehren nicht abhalten. Als Geistlicher glaube ich hier füglich eine Parallele ziehen zu können; man sorgt für den allgemeinen religiösen Unterricht der protestantischen und der katholischen zukünftigen Geistlichen, aber je nach den Bedürfnissen und der verschiedenen Richtung der beiden Confessionen ist der Unterricht im Speciellen sehr verschieden, und man unterwirft daher die zukünftigen Seelsorger verschiedenen Prüfungscommissionen; lächerlich würde es wenigstens sein, die Katholiken von Protestanten und umgekehrt prüfen zu lassen.

Meine Herren, es gibt auch verschiedene Wege zum Heilen und zum Geheiltwerden; wenn ich auch kein Urtheil fällen kann, welches der in der Regel bessere, kürzere und sichere sei, so muß ich Ihnen doch nach dem, was ich mir von der homöopathischen Methode angeeignet und erfahren habe, frei bekennen, daß ich dieselbe für einen recht schätzbaren Weg halte, welcher verachtet zu werden durchaus nicht verdient. Jeder auch noch so geringe Beitrag zur leiblichen Wohlfahrt unserer Mitbrüder soll willkommen sein, er füllt eine Lücke in der Wissenschaft aus, die, nach dem Erkenntnisse ergraueter Aerzte, der Vervollkommnung überhaupt noch so sehr fähig ist, und darum vindicire ich diesem Beitrage, dieser neuen Methode zur Wiederherstellung der verlorenen Gesundheit, das Recht des ungestörten Beweises der Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit, das Recht öffentlicher Anerkennung, aber nicht auf jene Art etwa, wie man zur Zeit der französischen Republik dekretirte: die französische Nation erkennt einen Gott an, — sondern einer Anerkennung durch unbeschränkte Gestattung der öffentlichen Prüfung, des freien Bekenntnisses und der Ausübung in der Form, welche die ganze Natur der Methode mit sich bringt, für welche der Maaßstab der älteren Methode nicht gelten kann. Damit ihr aber diese Anerkennung werde, gibt es nur Eine Basis: Guten Unterricht und zweckmäßige Anleitung.

Wenn nun schon die strenge Wissenschaft der neuen Lehre sich nicht zu schämen brauchte und das geistige Interesse durch sie eine neue Förderung erhielt, so sind ihr auch die materiellen Interessen nicht fremd, im Gegentheile, sie springen so klar ins Auge, daß selbst der Laie hier ein vollgültiges Urtheil fällen kann. Die materiellen Interessen bilden ohnedies eine weites Feld für unsere ständische Wirksamkeit, jetzt um so mehr, weil ihre Förderung, bei den großen Hemmnissen überhaupt, zur unumgänglichen Nothwendigkeit wird. Wenn Sie also, meine Herren, einen Antrag unterstützen, der auf diese Förderung abzielt, wenn Sie Veranlassung geben, daß eine große Last gemildert und gemindert werde, so unterstützen Sie heute im eigentlichen Sinne des Wortes populären Antrag. Ich sage eine Last; denn sind auch viele Menschen selbst Ursache ihrer Körperleiden, so ist es doch nicht zu verkennen, daß es viele Krank-

heiten gibt, denen der Mensch auszuweichen nicht im Stande ist, und darum nenne ich Krankheiten immer einen Tribut, den wir dem Schicksale zahlen; sorgen wir dafür, daß er nicht zu sehr anwachse, und ein Hinderniß zur Wiedererlangung der Gesundheit werde; er wächst aber wirklich bedeutend an, wenn die pekuniären Mittel, jenes Tributs los und ledig zu werden, zu sehr in Anspruch genommen sind. Daß nun die Heilmethode, von der ich hier spreche, eine bedeutende Ersparniß an Geld und Zeit veranlasse, erlauben Sie mir noch, meine Herren, Ihnen zum Schlusse darzulegen:

1) Die homöopathischen Arzneimittel haben einen so höchst geringen Geldwerth, daß sie von den Aerzten ganz unentgeltlich gegeben werden können; ja selbst dann, wenn sie, vom Arzte verschrieben, vom Apotheker abgegeben werden, kann sie dieser nur um einen überaus geringen Preis anschlagen, welcher mit dem der gewöhnlichen Arzneimittel in gar keinen Vergleich kommt. Die Apothekerkosten fallen also entweder ganz weg, oder sie werden bedeutend verringert.

2) Ich sehe wohl ein, daß, wenn die Methode noch allgemeineren Eingang findet, der Stand der Apotheker bedeutende Verluste erleiden wird, und daß die Zahl der Apotheker selbst um vieles abnehmen muß. Ich beklage diesen Stand und diese Herren. Allein solche Aenderungen treten bei allen Entdeckungen hervor, können und dürfen aber deren Einführung und Benutzung nicht im geringsten hindern. Als die Buchdruckerkunst erfunden und für Hexerei und Zauberei ausgeschrieen wurde, hat das tausendjährige Reich der Abschreiber ein Ende gehabt; durch das neue Maschinenwesen sind eine Menge Hände, bis auf weitere Verwendung, die sich immer wieder findet, einstweilen nicht in Pensions-, sondern in wirklichen Ruhestand versetzt worden. Die Dampfschifffahrt hat der Segelschifffahrt den Rang abgelaufen und die Leinpfade öder gemacht. Mein Stand hat sich Secularisation, Aufhebung der Steuerfreiheit u. s. w. müssen gefallen lassen. Alle Stände sind seit vierzig Jahren großen Veränderungen unterlegen.

Wenn man je den Grundsatz geltend machen würde, daß Entdeckungen und Erfindungen nur unbeschadet des Herkommens sich geltend machen dürften, dann müßten wir ein Wehe über unsere ganze Staatswirthschaft rufen. Zum Glück sind aber die Umstände mächtiger als die Menschen, die sich ihnen widersetzen. — Rechtsverletzungen können durch solche neue Entdeckungen und Bereicherungen nicht stattfinden und daher auch keine Entschädigungen.

3) Nach dem Urtheile einer bedeutenden Zahl älterer Aerzte, welche früher der älteren Heilmethode ergeben waren, bekommen viele Krankheiten bis zur Genesung einen viel kürzeren Verlauf durch homöopathische Behandlung. Aus dieser Verkürzung entspringt der wesentliche Vortheil, daß der Kranke seinem Geschäft eher wiedergegeben wird. Welchen Einfluß das vorzüglich beim Landmanne ausübt, ist leicht einzusehen.

4) Nicht allein für den Privatmann, sondern auch für Staats- und Gemeindekassen entspringen hieraus bedeutende Ersparnisse; der Aufwand in Civil- und Militärspitälern wird um unberechenbare Summen vermindert und die oft so schwer belasteten milden Fonds werden erleichtert. Der ehrliche Arme kann sich seiner Genesung freuen, ohne sie durch den Gedanken getrübt zu sehen, wie sollst du jetzt die Medikamente bezahlen? Mancher läßt sich dadurch sogar abhalten, Hülfe zu suchen, denn er scheut die Kosten für sich oder die Gemeindekasse. Daher wird mancher Kranke ein Opfer der Vernachlässigung, wie ich so oft seit dreißig Jahren mich leider überzeugte.

5) Für den Kranken ist diese Heilmethode noch um deßwillen von großem Nutzen, weil ihm der Arzt die Arzneimittel sogleich geben kann. Denken Sie sich, meine Herren, den Arzt, wenn er im Winter Stunden weit reist;

das Recept muß einige Stunden zur Apotheke getragen werden, dort wird die Bereitung wegen vieler Anforderungen aufgehalten, und dann muß der Weg zurückgemacht werden; darüber geht ein halber Tag hin, bis der Kranke seine Sehnsucht nach der Arzenei befriedigt sieht. Und was kann während dessen nicht alles geschehen sein! Es ist möglich, daß die Krankheit indeß eine ganz andere Richtung nimmt, so daß das bestverordnete Mittel nun nicht mehr paßt und den Tod bereitet. Auch dies habe ich erlebt. Zeit gewonnen heißt in Krankheiten schon viel gewonnen. Hier ist die Zeitersparniß von größter Wichtigkeit. In der Stadt, meine Herren, weiß man diese Verhältnisse weit weniger zu würdigen als auf dem Lande selbst, wenn man mitten unter der Noth lebt, wo ich sechs und zwanzig Jahre gelebt habe.

6) Ich habe bis jetzt die Gesundheit der Menschen in Schutz genommen; ich nehme auch die der Thiere in Schutz. Wenn die homöopathische Methode, welche sich bei kranken Thieren so sehr bewährt, je mit materiellen Vortheilen verknüpft ist, so ist es hier.

Das Vermögen des Landmannes steckt in Liegenschaften und in Vieh; erstere kann er ohne dieses nicht bebauen. Man hat Feuerversicherungsanstalten, Assekuranzen für Hagelschlag, auch Viehassekuranzen — treffliche Anstalten, welche aber die wirkliche baare Vorauszahlung von Zinsen erfordern. Der Landmann schlägt leider nur zu oft das Leben eines Stückes Vieh höher an als sein eigenes, und doch scheut er die Kurkosten, welche oft so bedeutend ausfallen, daß sie den Werth des genesenen Stückes übersteigen; oder das Thier wird während der Kur untauglich und muß getödtet oder um einen Spottpreis verkauft werden.

Wird dem Landwirthe ein Thier krank, so handelt es sich um die Erhaltung eines Kapitals, so zwar, daß die dafür aufzuwendenden Kosten das Capital selbst nicht nur nicht erreichen oder gar aufzehren, sondern daß sie wie ein billiger Zinsfuß zu einem Capital sich verhalten. — Es handelt sich um eine wichtige staatswirthschaftliche Frage, welche die homöopathische Methode uns darbietet.

Und wären es auch, meine Herren, nur diese materiellen Vortheile, welche uns im Allgemeinen durch dieses Heilverfahren zu gut kämen, so würden unsre kranken Mitbrüder, unsre unbemittelten Hülfsbedürftigen gewiß einen Dienst der Menschheit darin erblicken, sie dieser Vortheile theilhaftig zu machen. Fragen Sie diese Personen, welche in ihrer Familie, in ihrer Hauswirthschaft Proben der guten Wirkung unserer Methode gesehen haben, ob sie dieselbe wieder mit einer anderen vertauschen wollen, und dieses Urtheil zieht auch schon in der Wage; fragen Sie sie, und sie werden Ihnen sagen: hätte diese Heilart auch keine anderen Vortheile als die, daß wir uns ohne Geld- und Zeitaufwand ihre Mittel verschaffen können, daß diese Mittel, sind sie auch nicht am Platz, doch nichts schaden können, und keinen Keim zu fernerem Kranksein legen, daß sie auch den widerspenstigen Kranken, den zartesten Kindern ohne Ekel leicht beigebracht werden können und nicht schmerzhaft sind, so haben wir damit genug; wie ihr Herren Aerzte das Alles erklärt, geht uns nichts an, wenn's nur hilft. — Der älteren Heilkunst, zusammengesetzt aus mehreren Methoden, will und kann ich, der auch ihr viel zu danken hat, an ihrer Brauchbarkeit, an ihrem Werthe überhaupt nichts nehmen, auch ihr bleibe ihr Wirkungskreis und er wird ihr bleiben; aber wenn uns die neue Methode im Ganzen zu demselben Resultate führt, so bringt sie, die uns lehrt, mit dem geringsten Kraftaufwand die möglichst große Wirkung hervorzubringen, äußere Vortheile mit sich, welche jener großentheils abgehen. Nicht Alles wird sie gut machen, und schlechte Aerzte wird es immerdar geben; die beste Gesetzgebung wird das nicht hindern können; aber was sie treiben, kann der Wissenschaft nie auf die schwarze Tafel geschrieben werden.

Meine Anträge gehen nun dahin:

1) Die Kammer möge der hohen Regierung den Wunsch zu erkennen geben, daß für theoretischen und praktischen Unterricht in dem homöopathischen Heilverfahren auf unsern Hochschulen gesorgt werde, und daß zu dem hierzu erforderlich werdenden Gutachten nur solche Aerzte, welche in dem allopathischen und in dem homöopathischen Heilverfahren gleich tüchtig bewandert sind, aufgefordert werden.

2) Die hohe Regierung möge keinem Arzte die Ausübung der homöopathischen Heilmethode gestatten, der nicht in ihr die geeignete Prüfung bestanden habe.

3) Die hohe Regierung möge durch die betreffenden Behörden Sorge tragen lassen, daß jedem zur Praxis Unbefugten auch die homöopathische Praxis strengstens untersagt und er im Betretungsfalle zur Rechenschaft gezogen werde.

Indem ich diesen die öffentliche Wohlfahrt betreffenden Gegenstand Ihrer Aufmerksamkeit und Prüfung angelegentlichst empfehle, bemerke ich nur noch, daß diese Prüfung, den wissenschaftlichen Standpunkt bei Seite lassend, in rechtlicher und staatswirthschaftlicher Hinsicht ganz frei sein kann, zu welchem Behufe ich die Ehre habe, Ihnen einige Werke zu übergeben, welche, wenn Sie meinen Antrag unterstützen und in die Abtheilungen verweisen, wohl am besten der ernannten Commission übermacht werden.

Es sind folgende: Die Homöopathie in staatspolizeirechtlicher Hinsicht von Dr. Tittmann, königlich sächsischem Hof- und Justizrath und geheimem Referendar, — einem bekannten Schriftsteller. — Die Homöopathie von dem Standpunkte des Rechts und der Medicinalpolizei, von Dr. Albrecht, Advokat in Dresden. — Die homöopathische Heilkunst und ihr Verhältniß zum Staate von Dr. Groß. — Ueber Maaßregeln gegen die Ausübung des homöopathischen Heilverfahrens vor Dr. Sundheim, Advokat in Gießen.

Wie ich Ihnen diese Schriften für den Gegenstand vorlege, so würde ich Ihnen ganz offen auch die gegen ihn vorgelegt haben; allein so viele rein ärztliche, von dem theoretischen Standpunkte aus verfaßte Gegenschriften erschienen sind, so wenig kenne ich eine, welche das Verhältniß der Homöopathie zum Staate von dem entgegengesetzten Standpunkte als jene vier Schriften dargestellt hätte.

Zugleich bin ich beauftragt, Ihnen die Regierung und Ständen gewidmeten Verhandlungen über denselben Gegenstand in der Darmstädter zweiten Kammer zu überreichen, nebst den Briefen eines homöopathisch Geheilten je für die fünf Abtheilungen dieser hohen Kammer.

Genehmigen Sie, meine Herren, den innigsten und herzlichsten Dank für die Geduld und die Aufmerksamkeit, die Sie meinem Vortrage zu widmen die Güte gehabt haben; ich empfehle Ihnen das Wohl des Volks und des Vaterlands, für welches Fürst, Regierung und Stände sich längst vereinigt haben.

12.

Merk's Rede über Judenemancipation.

Gehalten am 27. September 1833 in der zweiten badischen Kammer[1]).

Vorwort.

Der badischen zweiten Kammer waren im Jahre 1833 viele Petitionen überreicht, welche auf volle Gleichstellung der Bekenner des mosaischen Glaubens mit den christlichen Staatsbürgern in allen politischen wie bürgerlichen Rechten antrugen. In der 68. öffentlichen Sitzung derselben Kammer erstattete der Abgeordnete von Rotteck im Namen der Majorität der Commission, welche jene Petitionen geprüft hatte, Bericht; dieser schloß mit folgenden Worten: „Ihre Commission, meine Herren, wiederholt den Antrag auf die Tagesordnung unter der ausdrücklichen Erklärung ihres, den Gesinnungen und Beschlüssen der Kammer von 1831 gemäßen, fortwährenden Wunsches, die Emancipation der Juden möglichst bald realisirt zu sehen, sowie ihrer Hoffnung, daß solches Ziel auf dem durch jene Beschlüsse angedeuteten, wenn gleich bis jetzt von den Israeliten mißverstandenen oder abgelehnten Wege auf eine allseitig befriedigende Weise werde erreicht werden." Die angedeuteten Beschlüsse der Kammer von 1831 aber waren folgende: 1) „Den Juden solle jetzt schon eine vollständige Gleichstellung in Hinsicht ihrer politischen Rechte mit den Christen nicht zu Theil werden. 2) Die Regierung soll gebeten werden, eine Versammlung von Abgeordneten der Israeliten zu veranlassen, und dieser diejenigen Vorlagen zu machen, welche die Regierung selbst für zweckmäßig findet, um sofort die der weiteren Civilisation der Israeliten entgegenstehenden Hindernisse nach Thunlichkeit zu beseitigen. 3) Das neue Gesetz über die Bürgerannahme und jenes über die Gemeindeverfassung soll an dem bisherigen Rechtszustand der Israeliten nichts, weder zu ihrem Vortheil noch zu ihrem Nachtheil, ändern, sondern sie sollen in dem ungeschmälerten Besitz aller derjenigen Rechte verbleiben, die sie bisher in den einzelnen Gemeinden besaßen." Nachdem Rotteck seinen Bericht beendet hatte, trug der Abgeordnete Gerbel die Ansicht der Minorität in der Commission vor, welche beschlossen hatte, „die eingekommenen Petitionen dem Großherzoglichen Staatsministerium zu dem Ende zu überweisen, um ein angemessenes, durch die Zeit und Gerechtigkeit gebotenes Gesetz über die Emancipation der Juden auf sachgemäßem Wege vorzubereiten." Darauf begann die Debatte, welche der Abgeordnete Merk mit der angeführten Rede eröffnete. Die Hauptredner der Kammer, wie Bekk, Sander, Welcker, Bader, Rindeschwender, Duttlinger, Fecht, Föhrenbach, zuletzt noch einmal die beiden Berichterstatter ließen ihre verschiedenen Ansichten über diese bedeutende Frage der modernen Civilisation vernehmen. Die Abstimmung ergab das Resultat, daß der Vorschlag der Minorität in der Petitionscommission von 35 gegen 15 Stimmen verworfen wurde. — Seitdem haben sich in späteren Kammersessionen, zuletzt 1842, dieselben Ansichten und Resultate über die Judenemancipation in Baden wiederholt, ein Zeichen, daß die Kammer sich in dieser Frage nicht über etwaige Vorurtheile ihrer Committenten zu erheben wußte.

Joseph Merk, geboren zu Donaueschingen am 21. Dec. 1780, studirte zu Freiburg die Rechte, war erst Sachwalter, seit 1831 Abgeordneter, seit 1834 Rath und geheimer Referendar im Justizministerium, auch Mitglied der Gesetzgebungscommission. Er hielt sich in den constitutionellen Kämpfen fern von jeder Heftigkeit, und konnte deßhalb wohl bisweilen den Schein eines übertriebe-

1) Siehe: Bibliothek politischer Reden u. s. w. II. 1.

nen Moderantismus nicht vermeiden. Was seine Wirksamkeit und Thätigkeit aber unter den bisweilen schwierigen Verhältnissen bestimmte, das war die Rücksicht auf die praktische Richtung und die Möglichkeit der Ausführung. Ihm kam es immer zunächst darauf an, daß die Maaßregeln der Kammer auch von Erfolgen begleitet werden möchten. Daher warf er sich häufig, wie dies schon früher bei der Motion Rottecks der Fall gewesen war, zum Vermittler zwischen den extremen Richtungen auf und sah nicht selten seine Anstrengungen von glücklichen Erfolgen gekrönt. Für die Kammersitzung von 1839 wurde er zum Regierungscommissär ernannt, was nothwendig auf seine Thätigkeit als Abgeordneter Einfluß ausüben mußte; doch wußte er auch in dieser doppelten Stellung, die eigentlich einen Widerspruch in sich enthielt, seine freie Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Rechtsentwickelung, welche je länger je mehr zu verschwinden drohte, zu bewahren, und sprach sich ohne Scheu und Rücksicht z. B. bei den Verhandlungen der Kammer über die Lage Hannovers aus, so daß man keine Veränderung seiner früheren Gesinnung an ihm bemerken konnte. Merk ist vorzüglich ein juristischer Redner; seine Vorträge sind abgemessen, gedrängt und besonnen; sie wirken mehr auf den Verstand als auf die Phantasie, indem sie sich von dramatischem Schmuck und leidenschaftlichem Ausdruck ganz fern halten. Die Schärfe seines Verstandes weiß aber jedem Gegenstande, mag er auch schon vielseitig beleuchtet und erörtert sein, immer noch neue Seiten und Ansichten abzugewinnen, so daß seine Reden in den Discussionen der badischen Kammer eine wohlverdiente Beachtung finden mußten und ihnen der Beifall auch in den größeren Kreisen des deutschen Vaterlandes nicht fehlen konnte.

Rede.

Als ich im Jahre 1831 dafür stimmte, daß zwar nicht sogleich und geradehin die Gleichstellung der Israeliten ausgesprochen, sondern nur durchgreifende Vorbereitungen zur Erzielung derselben getroffen werden sollten, so dachte ich nicht daran, daß diesfalls gar nichts geschehen werde, zwar nicht in der Art, daß man von ihnen fordere, daß sie in Hinsicht der äußeren Gestaltung ihrer Religion und ihrer Ceremonialgesetze nachgeben, weil man dies nicht von ihnen verlangen kann, und von ihnen nicht zugegeben werde könnte, sondern nur in Beziehung auf die Modification gewisser Gebräuche und Gewohnheiten. Ich bedaure, daß deßhalb nichts geschehen ist, sehe aber nun ein, daß mit den Einleitungsmaaßregeln nicht gedient sein wird, sondern es besser ist, wenn sich die Kammer geradehin für die Gleichstellung ausspricht. Ich glaube nämlich, daß dies nach der Idee des in seiner Einheit bestehenden Staats eine Staatspflicht sei, und daß in Beziehung auf dasjenige, was in andern Staaten geschieht, die Ehre von Baden es um so mehr fordere, einen entscheidenden Schritt dafür zu thun, als Baden sonst in diesem Theil der Gesetzgebung andern Staaten sogar vorgeschritten ist. Man sage nicht, daß die Israeliten der Regierung nicht entgegengekommen seien, und daß sie unterlassen hätten, eine Neigung zu zeigen, sich unsern bestehenden Einrichtungen zu assimiliren. Wäre dieses aber auch nicht geschehen, so glaube ich, daß man ihnen deßhalb mit Recht keinen Vorwurf machen kann. Der Impuls zur Verbesserung ihres Zustandes muß meiner Ueberzeugung nach von uns ausgehen, und es ist, psychologisch betrachtet, eine verkehrte Forderung, daß sie sich zuerst assimiliren sollen. Vielmehr glaube ich, daß der andere Weg naturgemäßer sei. Der Unterdrückte ist nicht gerade in der Lage, sich selbst emancipiren zu können, sondern man muß ihm dazu helfen, und so lange der Israelit keine Gewißheit hat, daß er bei erreichter Bildung auch deren Nutzen haben werde, so lange er fürchten muß, ungeachtet dieser erreichten Ausbildung doch von der Ausübung der allgemeinen öffentlichen Rechte zum Theil ausgeschlossen zu bleiben, kann er auch kein besonderes In-

teresse daran haben; erst wenn er dessen gewiß ist und die Bahn sich freigegeben sieht, wird er auch in einem freieren Aufschwung das höhere Ziel des Staatsbürgerthumes zu erstreben sich bemühen. Meiner Ueberzeugung nach bleibt also nichts übrig, als die Israeliten in die Masse der christlichen Bevölkerung mit gleichen Rechten hinein zu werfen, damit sie, vom Strome fortgerissen, gleich den in einem Flußbett hinrollenden Kieseln sich abrunden und dem Bestehenden sich anfügen. Richtet man den Blick auf diejenigen Länder, wo diese Gleichstellung schon erreicht ist, so zeigt sich keinesweges die Gefahr, die man sonst davon fürchtet, und es sind die Folgen keinesweges eingetreten, mit denen Einer den Andern zu erschrecken sucht. Es war auch nicht diese Besorgniß, die in England kürzlich die Bill über die Emancipation scheitern machte, sondern es waren die Grundsätze der Tories, die beharrlich darauf ausgehen, in dieser Zeit nichts an dem Alten zu ändern, und auch darum, weil in England kein positives Gesetz den Hebräern in der Ausübung der allgemeinen Rechte hindert, sondern diese Uebung in vielfacher Beziehung nur deßwegen nicht stattfindet, weil dieselbe dort an die Leistung eines besondern Eides gebunden ist, der so wörtlich genommen wird, daß die Israeliten ihn vermöge ihrer Religion nicht leisten können. Bei uns sollte wohl die Besorgniß eines so großen Nachtheils nicht vorherrschen, weil die Israeliten schon in dem Genuß der meisten bürgerlichen Rechte, besonders derjenigen stehen, die sich auf den Verkehr beziehen, und weil sich dieser Genuß in unserem Staatsrecht am früheſten in Deutschland gegründet findet, weßhalb wir auch schon in dieser Beziehung gar nicht zurückbleiben sollten. Schon das erste Constitutionsedict hat in dem §. 8 den Hauptgrundstein zu ihrer Emancipation gelegt, indem nach dessen Hauptprincip keine Religion im Staate in dem Sinne herrschend sein kann, daß die Mitglieder irgend einer solchen von der Theilnahme an dem Ausfluß der allgemeinen staatsrechtlichen Vortheile auszuschließen seien. Der zweite Hauptpfeiler, worauf die Forderung auf Gleichstellung beruht, ist der aus der natürlichen Billigkeit in das Staatsrecht übergegangene Satz, daß derjenige, der gleiche Lasten zu tragen hat, auch den Mitgenuß an den gleichen entsprechenden Rechten haben solle. Eine andere und entgegengesetzte Folgerung aus der nämlichen Grundlage wurde durch das Rechtsprincip verliehen, und man konnte eine solche Forderung nicht durch das Vorgeben beschwichtigen, daß religiöse Sitten und Gewohnheiten es hindern, diese Rechte gehörig und im Einklang mit unsern Einrichtungen zu üben. Denn wenn die Israeliten diese Sitten und Gewohnheiten nicht hindern, alle Verpflichtungen gegen den Staat zu leisten, wenn dieser keine Bedenklichkeiten bei der Annahme solcher Leistungen findet, so sehe ich nicht ein, welche Bedenklichkeit in der Gestattung der Ausübung der diesen Verpflichtungen entsprechenden Rechte liegen soll. Es ist meiner Ueberzeugung nach eine etwas schwere Unterscheidung gegen die Israeliten rücksichtlich der Forderung zur Leistung ihrer Bürgerpflichten und rücksichtlich der Beschränkung der Ausübung ihrer Rechte gemacht, worin ich keinesweges irgend eine Consequenz finden kann, und sie hat auch für sich eigentlich keinen Grund. Denn betrachtet man diejenigen Israeliten, die in ihrer Bildung fortgeschritten sind, so findet man nicht, daß ihre Religion und Sitten hierin ein besonderes Hinderniß sind. Der jüdische Arzt wird auch am Sabbath seine Kranken besuchen, und der Advokat seine Prozesse führen. Es ist auch insbesondere nicht zu läugnen, daß der Widerspruch gegen die Gleichstellung der Juden einen Stillstand in dem Gang der Civilisation bewirken würde, der mit dem großartigen Aufschwung, den unsre Gesetzgebung hinsichtlich der Einführung der Rechtsgleichheit und der Ausgleichung der verschiedenartigen Interessen der bürgerlichen Gesellschaft genommen hat, in einem sonderbaren Contrast steht; man fühlt, daß das, was man für diese Lückenhaftigkeit noch anführt, daß nämlich die Staatsklugheit es zur Zeit noch fordere, diese

Kluft nicht auszufüllen, nicht genüge. Es ist nicht so gerade das materielle Uebelbefinden in der gegenwärtigen Lage der Israeliten, und andererseits die Besorgniß der christlichen Bevölkerung in Beziehung auf die ihr durch die Gleichstellung zugehenden Nachtheile, die bei der Frage über die sogenannte Emancipation hier entscheidend wäre, sondern es ist das Unrecht, wodurch sie von dem entfernt gehalten werden, was doch allgemeinen Rechtens ist, daß sie Lasten tragen und ihnen zum Theil die Rechte genommen bleiben sollen — ein Unrecht, das wenigstens die Staatspolitik nicht beschönigen kann, weil die Gründe, die für die Hinhaltung sprechen, diejenigen Gründe, die nach Recht und Vernunft und dem Geiste der Verfassung die Emancipation anrathen, nicht überwiegen. Sie überwiegen sie besonders nicht, wenn man nach der Natur der Menschen voraussetzt, daß solche Mißstände, wie sie allerdings da sind, und wie sie dem Judenthum seit Jarhunderten ankleben, nicht in einer Generation untergehen können, daß sie sich überhaupt nicht eher heben werden, als bis die Entfesselung geschehen ist; denn gerade dasjenige, was ihnen noch fehlt, ist von der Art, daß darin der meiste Antrieb zu ihrer Vervollkommnung und zur Abstoßung dessen liegt, was in ihren Formen und Gewohnheiten ihrer Emancipation entgegenstehen soll, und zur Anpassung an unsre Civilisation. Sie können ohne eine solche Ausbildung nicht zur Uebung dieser Rechte kommen, und zum Behufe dieser Ausbildung ist es eben so nothwendig, daß sie dasjenige ablegen, was ihnen so sehr entgegensteht, kurz, daß eine gewisse Charakterveränderung mit ihnen vorgeht. Es kann deßhalb auch nicht wohl die Rede von einem so oft gehörten successiven Uebergang, einer successiven Gleichstellung die Rede sein, weil sie ja die meisten Rechte schon haben, und dasjenige, was noch übrig ist, gerade der Antrieb zu ihrer Vervollkommnung sein, also vorausgehen muß.

Ich weiß zwar wohl, daß die Meinung, es sollten die Israeliten jetzt schon, also vor der Gleichstellung, so beschaffen sein, ziemlich verbreitet ist, allein es ist deßhalb nicht minder widernatürlich, und darum ist auch von einer Seite ausgesprochen worden, daß der Widerspruch gegen ihre Emancipation in einer gewissen christlichen Popularität zu liegen scheine. Ich glaube auch, daß Viele, die dagegen sind, dieses für populär halten, allein ich möchte auf diese Popularität das Beiwort „christlich" nicht anwenden; denn man kann es sich nicht verhehlen, daß nicht wegen der Religiosität, nicht wegen der Besorgniß eines Eintrags in das Christenthum selbst viele Stimmen im Volke gegen die Emancipation sind, sondern wegen der Besorgniß, daß bei einer Gleichstellung die Thätigkeit der Christen noch überflügelt werde, und wegen der Besorgniß, daß bei einer Zulassung zum Staatsdienste theils ihre Gewandtheit, theils die von Vielen vorausgesetzte geringere Scheu in Anwendung unerlaubter Mittel die Christen verdrängen werde. Das ist es, was besonders im Volke den Widerstand gegen die Emancipation erhält. Es ist also eigentlich bei dem Lichte betrachtet das Mißtrauen in unsre eigenen Kräfte und sogar die Voraussetzung unsrer eigenen Schwäche und Zugänglichkeit, weßhalb wir die Schranke gegen sie nicht niederreißen wollen. Es wäre aber eines Gesetzgebers unwürdig, von der Unterstellung eines solchen moralischen selbst verschuldeten Unterliegens bei einem Akte der Gleichstellung auszugehen, und letzteren deßhalb nicht ergehen lassen zu wollen.

Die Gesetzgebung steht höher; es ist ihre Aufgabe, die öffentliche Meinung zu berichtigen und die Vorurtheile zu vernichten. Es ist nämlich offenbar, daß bei der Gleichstellung der Israeliten noch manches Vorurtheil im Spiele sei. Die Nachtheile und schlimmen Folgen, die durch sie eintreten sollen, werden schon seit langer Zeit nacherzählt und zum Theil schrecklich hingestellt, obgleich in den Ländern, wo die Emancipation besteht, von allem dem nichts zu erblicken ist. Ueberhaupt sieht man wohl, daß der Widerspruch gegen ihre Gleichstellung sich weniger auf die Sache als auf die Persönlichkeit bezieht, welche Persönlichkeit

aber in der Gleichstellung untergehen muß. Nur darf man nicht fordern, daß dieses sogleich geschehe. Es wird gewiß geschehen, aber es werden Generationen dazu nothwendig sein.

Man hat vor funfzig Jahren, als man die Israeliten etwas menschlich zu behandeln begann, als man ihnen gewisse Rechte gab, dasselbe Geschrei erhoben, und gleichwie man sich jetzt darüber wundert, so wird man sich in funfzig Jahren darüber wundern, daß heut zu Tage noch von Vielen ein so heftiger Widerspruch gegen diese Gleichstellung erhoben wird. Man richte die Blicke auf die junge Generation der Israeliten, besonders in den Städten, man betrachte die Art ihrer Erziehung und den Grad ihrer Ausbildung, so wird man doch finden, daß diese Zeit der Reife nahe sei. Schon das große Interesse, daß sie an dieser Frage überall nehmen, und die aus ihrer Mitte erschienenen Vertheidigungsschriften voll Scharfsinn und Beredsamkeit, freilich auch mit dem Ausdruck eines gewissen bitteren Gefühls, das aber nach meiner Ansicht etwas verzeihlich ist, beweisen doch hinreichend ihre Ausbildungsfähigkeit. Man muß bei solchen Betrachtungen nicht hinuntersteigen und den niedersten Theil des Volkes betrachten; denn wenn wir unsre Civilisation auch nach dem unteren Theil des Volkes bemessen würden, so könnte man auch manches dagegen zu erinnern haben.

Auch die Einwendungen, die man dagegen in dem Berichte der Mehrheit der Commission macht, haben auf mich keinen besondern Eindruck geäußert; denn der Einwand, daß hier eine Verfassungsabänderung höchst bedenklich sei, wird verschwinden, weil es gewiß weniger auf eine Abänderung der Verfassung, als auf eine Erläuterung derselben ankommen wird, indem der §. 9 derselben, der festsetzt, daß die Mitglieder der drei christlichen Confessionen Ansprüche auf alle Militär- und Civilstellen haben sollen, andere noch nicht positiv ausschließt, und der §. 37 bedarf nur einer in der früheren Gesetzgebung und dem Geist der Verfassung liegenden erläuternden Ausdehnung. Noch viel weniger ist mir der Einwand klar, daß nicht die Zeit dazu vorhanden sei. Gerade jetzt ist die Zeit, einen Theil der Bevölkerung von 18,000 Seelen für das constitutionelle System zu gewinnen zu suchen, zu welchem sie, weil sie zurückgestoßen werden, keine besondere Liebe gewinnen können.

Es ist überhaupt die Zeit, daß alle Staatsangehörigen sich in ein großes Bürgerthum consolidiren, um mit vereinter Kraft für die Erhaltung der Verfassung zu wirken. Ich bin also entschieden für die Gleichstellung der Juden, etwa in dem Sinne, wie das hessische Gesetz solche ausspricht, wobei es denn darauf ankommen wird, ob, wenn wir die Vorlage eines Gesetzes erhalten, für eine gewisse Uebergangsperiode einige Vorsichtsmaaßregeln zu treffen sein möchten, worüber sich aber hier auszusprechen nicht der Ort sein wird. — Meine Herren, ich glaube, daß es in dieser Sache nichts mehr taugt zu zögern und zu temporisiren, daß in Vergleichung dessen, was in fast allen andern constitutionellen Staaten geschehen ist, dieses Zögern uns in eine sonderbare Stellung bringt, daß man es in Vergleichung mit den Grundsätzen, die aus dem Vernunftrechte, aus dem Repräsentativsystem, aus den constitutionellen Staatseinrichtungen hier schon entwickelt worden sind, unerklärbar finden würde, diesen Stillstand zu behaupten. Ein Beschluß auf die Tagesordnung würde für diejenigen in Deutschland, welche die Harmonie der Gerechtigkeit lieben, als Dissonanz tönen. Ich stimme für den Antrag der Minorität.

13.

Ueber Preßfreiheit.

Rede des badischen Abgeordneten von Liebenstein als Berichterstatters über den Antrag des Abgeordneten Winter von Heidelberg auf Herstellung der Freiheit der Presse. Gehalten im Jahr 1819.

Vorerinnerung.

Dieser ausgezeichnete Vortrag ist in der zweiten Kammer des ersten badischen Landtags gehalten, welcher, als der wirkliche Lebensanfang der badischen Verfassung am 22. April 1819 unter der innigsten Theilnahme des Volks eröffnet, aber schon am 28. Juli bis in die erste Hälfte des nächsten Jahres vertagt wurde. Die Ausführlichkeit dieser Rede, welche den Inhalt eines Commissionsberichtes umfaßt, findet ihre volle Berechtigung in der tiefen Begründung des Gegenstandes. Ueber den Redner und seine Bedeutung während des ersten Landtages äußert sich Rotteck im Staatslexikon (Bd. 2. S. 111) folgendermaßen: „Die Regierung hatte sich der Störung der Wahlfreiheit enthalten, und es traten daher echte Volksvertreter, lauter Organe der Volksgesinnung, in den ständischen Saal. Unter ihnen war ohne Widerspruch der ausgezeichnetste der Freiherr von Liebenstein (nicht Grundherr, und daher Mitglied der zweiten Kammer), ein Mann voll Feuereifers für die Freiheit und durch sein anerkannt überlegenes Talent geeignet zur Uebernahme der Anführerstelle, die ihm vertrauend und eifersuchtslos allseitig überlassen ward. Von ihm ganz vorzüglich ging der Impuls aus zur Erstrebung einer thunlichst schnellen Vervollständigung und Bekräftigung der Verfassung mittelst eines energisch ausgesprochenen Verlangens nach denjenigen Gesetzvorlagen und Gründungen, welche theils als Ergänzung und Fortbildung, theils als Gewährleistung der constitutionellen Rechte kostbar schienen. Daher wurde von Seiten der näheren Freunde oder Liebensteins fast gleichzeitig eine Menge dahin zielender Motionen auf die Tafel des Hauses niedergelegt, gehend namentlich auf die gesetzliche Regulirung der Ministerverantwortlichkeit, auf Trennung der Justiz von der Administration und Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtssachen, auf Einführung von Geschwornengerichten, auf Abschaffung der Landes- und Herrenfrohnden, auf Verbesserung des Staatsdieneredikts, auf einzulegende Rechtsverwahrung gegen ein erst am Vorabend der Landtagseröffnung publicirtes, für die staatsbürgerlichen Gleichheitsansprüche vielfach kränkend lautendes Adelsedikt, auf ein die Preßfreiheit verwirklichendes Preßgesetz, auf Herstellung einer deutschen Handelsfreiheit, auf Milderung der Jagdherrlichkeit u. s. w., endlich, welche Motion von Liebenstein sich selbst vorbehielt — auf Verwandlung der Natural-Zehntpflicht in eine zu fixirende, doch ablösliche, ihrem bisherigen Reinertrag gleichkommende Grundabgabe. Alle diese Anträge wurden von der Kammer beifällig, viele mit Enthusiasmus, aufgenommen; mehrere gaben durch die darüber zu erstattenden Berichte und die Discussion derselben den wohlbenutzten Anlaß zu der edelsten und kräftigsten Sinnesäußerung der Deputirten und zu einem derselben entsprechenden Aufschwung des öffentlichen Geistes im Volke. Unter den bemerkten Vorträgen haben ganz vorzugsweise das allgemeine Interesse in Anspruch genommen eine Rede Liebensteins über die Handelsfreiheit (merkwürdig zumal durch eine scharfe Kritik der bisherigen Verhandlungen des Bundestages), sodann desselben Bericht über die von dem wackern Abgeordneten Winter von Heidelberg erhobene, die Verwirklichung der Preßfreiheit verlangende Motion (eine wahrhaft klassische Rede über den an Wichtigkeit alle andern übertreffenden Gegenstand), und der von dem

Abgeordneten Winter von Karlsruhe (später Minister des Innern) erstattete vortreffliche Bericht über das Adelsedikt, welcher bei den Standes= und Grundherren und den Hofleuten eben so viel Zorn erregte als Freude im Volke und Beifallsruf in der Nation.

Liebenstein war in der Zeit bis zum zweiten Landtage (1822 bis 23) als geheimer Referendar in das Ministerium des Innern berufen (früher war er Oberamtmann zu Lahr gewesen) und hatte das Ritterkreuz des Zähringer Ordens erhalten. In der schwierigen Stellung eines Volksabgeordneten, der zugleich Regierungscommissär auf dem zweiten Landtage war, bot Liebenstein seine Beredsamkeit in einzelnen Fällen vergeblich auf, um die Kammer zur Nachgiebigkeit gegen die ministeriellen Maaßregeln, besonders in Angelegenheiten des Militärbudgets, zu bestimmen. Hier trat ihm ein neuer Führer der Opposition, von Itzstein, im Verein mit andern standhaften Volksvertretern gegenüber. Doch trug Liebenstein das Seinige bei, um eine liberale Gemeindeordnung herzustellen, sowie die Oeffentlichkeit der Verhandlungen bei vorfallenden Anklagen der Minister durchzusetzen. Er starb schon ein Jahr darauf, 1824. — Die von ihm verfaßten Schriften sind: Ueber stehende Heere und Landwehr, Karlsruhe, 1817. — Der Krieg Napoleons gegen Rußland in den Jahren 1812 und 13. 2 Bde. Frankfurt, 1819.

Meine Herren!

Die Freiheit der Presse, oder mit andern Worten, die volle Freiheit der Gedankenäußerung durch Rede und Schrift und Bildung, ist eine der großen politischen Fragen, die seit dreißig Jahren die ganze gesittete Welt beschäftigen und bewegen, an deren befriedigende Lösung die höchsten Interessen der jetzt lebenden und der kommenden Geschlechter geknüpft sind. Alle civilisirten Völker unsers Welttheils ringen nach gesetzlicher, verfassungsmäßiger Freiheit, und alle denkende Köpfe unter diesen Völkern haben es längst erkannt, daß ohne volle Freiheit der Gedankenäußerung jede andere Freiheit trügerisch und vergänglich sei.

In dieser erleuchteten Versammlung, berufen zum Schutz und zur Pflege unsrer jungen Freiheit, zur Erhaltung und weitern Ausbildung unserer uns allen theuren Verfassung konnte kein heilsamerer, besser überdachter Vorschlag gemacht werden als der, Sr. königlichen Hoheit den Großherzog um den Entwurf eines Gesetzes zu bitten, wodurch die Presse in unserm Staate von den Fesseln, die sie noch trägt, entlastet und ihrer natürlichen Freiheit wieder gegeben werden soll.

Indem ich den ehrenvollen Auftrag erfülle, Ihnen, meine Herren, über diesen hochwichtigen Antrag im Namen Ihrer Commission Bericht zu erstatten, bin ich mir bewußt, daß ich zu einer Versammlung von Volksvertretern spreche. Ich darf voraussetzen, daß der große Gegenstand Ihnen in keiner seiner weitumfassenden Beziehungen fremd sei; ich darf annehmen, daß Sie alle von seiner hohen Bedeutung auf das Lebendigste durchdrungen sind. Ich werde sie daher nicht ermüden mit der Aufzählung der vielfachen Vortheile, welche die freie Presse jedem Staate gewährt, der ihrem segensreichen Wirken die freie Laufbahn nicht eigensinnig verschließt. Ich werde Ihnen nicht schildern, wie die Befugniß der freien Rede jedes Talent erweckt und stärkt, wie sie die Herzen aller Genossen des Staats mit lebendiger Theilnahme an seinem Gedeihen durchströmt, wie sie den Schatz der edelsten Kräfte in tausend und aber tausend Kanälen dem Mittelpunkt des Staatskörpers zuführt, und von da aus den ganzen Organismus des Volkslebens mit neuer Wärme durchdringt und zu erhöhter Thätigkeit emporhebt. Ich will Ihnen nicht aus einander setzen, wie die offene freie Rede mit ihrer Fackel alle finstern Irrgänge der mächtigen Willkür erhellt, wie sie jeden Mißbrauch der Gewalt vor ihr unerbittliches Gericht zieht, und je=

den tief in der Menschenbrust ruhenden Trieb der unumschränkten Herrschaft bändigt und zügelt. Wenn die Sonne am hellen Himmel glänzt, bedarf es keines Beweises, daß es Tag sei, außer für die Blinden. Und die Blinden sehen das schöne freundliche Tageslicht doch nicht.

Ich will auch nicht versuchen, Ihnen, meine Herren, in ihren Wirkungen eine Anstalt zu schildern, die sie alle kennen, eine Anstalt, die, wo nicht ihre erste Entstehung, doch ihre vollendete systematische Ausbildung einer Zeit verdankt, die in ihrem dünkelhaften Uebermuthe sich herausnahm, alles bevormunden zu wollen, selbst den freien Geist des Menschen, eine Anstalt, zu deren eifriger Anpreisung gutmüthige, ängstlich besorgte Beschränktheit, politische Gespensterfurcht und mönchische Verfinsterungssucht den unnatürlichen Bund geschlossen haben. Ich will Sie, meine Herren, nicht aufs Neue zu einer Betrachtung leiten, die Sie zuverlässig längst angestellt haben, wie nämlich die Regierungen, indem sie es unternehmen, durch die Anstalt der Censur jedem sogenannten Mißbrauch der Presse zuvorkommend zu begegnen, die fast eben so umfassende und schwere als seltene Last der Verantwortlichkeit für jedes Wort, das in dem Bereich ihrer Herrschaft gedruckt wird, auf sich laden, eine Verantwortlichkeit, die, mit Consequenz und Strenge geübt, beinahe jede Aeußerung des Gedankens ersticken, und das mächtige Werkzeug zur Bildung des menschlichen Geistes, die Presse, zum gänzlichen Stillstand bringen muß, oder, mit Nachsicht und Schonung gehandhabt, jede Regierung, zumal die der kleinen Staaten, in tägliche, oft abenteuerliche Verlegenheiten verwickeln kann.

Alles dies sind Wahrheiten, die heute keinem gebildeten Europäer mehr fremd sind. Es ist eines der politischen Axiome geworden, die in unsern Tagen keines weiteren Beweises mehr bedürfen, daß in repräsentativen Staaten die Presse frei sein, und die Aeußerung des Gedankens durch Schrift und Bild keiner vorhergehenden Censur, die jedem möglichen Mißbrauch in Polizeiwegen zuvorkommend abwehren will, mehr unterworfen sein soll. Die Völker des westlichen und mittleren Europa's sind zu ihrer politischen Mündigkeit gelangt. Das Ansehen der allgemeinen Vormundschaft, das auf niedern Stufen ihrer Entwickelung ihnen vielleicht heilsam gewesen sein mag, paßt nicht mehr für den Zustand ihrer jetzigen Reife.

Wenn wir einmal über die Grundansicht einig sind, daß die Freiheit der Presse ein wesentlicher und unentbehrlicher Bestandtheil einer jeden repräsentativen Verfassung sei, so entsteht für uns die Frage:

Warum ist uns der Genuß dieses unschätzbaren Gutes noch vorenthalten? Sind Hindernisse vorhanden, welche die Herstellung der natürlichen Freiheit der Presse in unserm Staate dermalen noch oder für immer unmöglich machen? Liegt ein solches Hinderniß etwa in den Bestimmungen unserer Verfassungsurkunde, deren 17. Artikel sagt: „Die Preßfreiheit wird nach den künftigen Bestimmungen der Bundesversammlung gehandhabt werden."

Ihre Commission ist nicht dieser Meinung. Die Bundesakte sagt den deutschen Völkern den Genuß der Preßfreiheit zu, unsere Verfassung hat sie Badens Volk bestimmt. Nur in Hinsicht der gesetzlichen Normen für die Ausübung des zugestandenen Rechtes soll der Beschluß der hohen Bundesversammlung abgewartet werden. Wann aber dieser Beschluß zu Stande kommen wird, läßt sich nicht mit irgend einem Grade von Wahrscheinlichkeit vorhersagen.

Es können noch Jahre verstreichen, ehe er in die Wirklichkeit tritt. Unterdessen mahnt und drängt aber die Zeit. Wir haben eine repräsentative Verfassung. Sie soll befestigt, ausgebildet werden. Dazu ist aber die Freiheit un-

ſrer Preſſe unerläßlich. Nichts ſcheint vorhanden zu ſein, was hinderte, daß wir nicht in Beziehung auf unſer einzelnes Land den Beſchlüſſen, welche die hohe Bundesverſammlung für ganz Deutſchland faſſen will, voraneilen und auf conſtitutionellem Wege ein unſern beſondern Bedürfniſſen entſprechendes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe errichten dürften. Daß die einzelnen Staaten des Bundes durch die Bundesakte und deren Wächter und Vollzieher, die Bundesverſammlung, an einer ſolchen legislatoriſchen Maaßregel auf keine Weiſe verhindert ſind, zeigt das Beiſpiel Würtembergs. Denn ſchon am 30. Januar 1817 hat Sr. Majeſtät der jetzt regierende König ſeinem Staate ein umfaſſendes Geſetz über den Gebrauch der Preſſe gegeben, und es iſt uns nicht bekannt, daß dem Vollzug deſſelben von Seiten der hohen Bundesverſammlung die mindeſte Schwierigkeit entgegengeſetzt worden wäre. Wir könnten, wenn es den drei Faktoren unſrer geſetzgebenden Gewalt ſo gut dünkte, feſtſetzen, daß unſer Geſetz nur proviſoriſch gelten ſollte, bis die hohe Bundesverſammlung mit dem ihrigen für den geſammten Bund zum Schluß gekommen wäre. Nichts ſcheint aber auch zu verhindern, daß wir den Grad von Freiheit, welchen das künftige Bundesgeſetz der Preſſe gewähren wird, als ein Minimum von Rechten betrachteten, daß wir ſomit, falls das Bundesgeſetz das unſrige an freiſinnigen Beſtimmungen überbieten würde, mit unſern Einrichtungen uns an die für den geſammten Bund gültigen anſchlöſſen, im andern Falle aber unſer höheres Loos von Freiheit für uns bewahrten. Oder liegt ein Hinderniß einer zeit- und vernunftgemäßen Freiheit der Preſſe etwa in der Rückſicht auf möglichen Beifall oder Tadel auswärtiger Regierungen?

Die Bundesakte ſpricht die Unabhängigkeit des Bundes im Ganzen und der einzelnen Staaten im Beſondern feierlich aus. Die Völker Deutſchlands freuen ſich des Glaubens an das wirkliche Daſein dieſer Unabhängigkeit. Sie finden darin einigen Troſt für manche vereitelte Hoffnung. Es iſt für die Regierungen von dem allerhöchſten Intereſſe, daß dieſer Glaube nicht erſchüttert oder geſchwächt werde.

Oder liegt es endlich in der Natur eines kleinen Staats, daß das Volk in demſelben des Genuſſes der Preßfreiheit nicht theilhaftig werden könne? Die Regierungen, deren Aufgabe iſt, den kleinen Staaten die Anhänglichkeit, Liebe und Treue der Völker zu erhalten und zu befeſtigen, können dieſes Argument nicht gebrauchen. Was müßte man von Staaten denken, deren eigene Regierungen zugeſtänden, daß ſie unfähig ſeien, ihren Völkern den Genuß eines Rechtes zu ſichern, das auf der jetzigen Stufe ihrer Entwickelung den Völkern ſchlechthin unentbehrlich iſt?

Wenn es Staaten gibt, in denen die Freiheit der Preſſe von der Nothwendigkeit dringender geboten iſt als in andern, ſo ſind es gerade die kleineren. Denn wo die Preſſe beſchränkt iſt, muß Cenſur ſein. Die Cenſur legt jeder Regierung die Bürde der Verantwortlichkeit auf für alles, was in dem Kreiſe ihrer Wirkſamkeit gedruckt wird. Sind aber die Regierungen nicht, je kleiner ſie ſind, deſto unfähiger, dieſe Verantwortlichkeit dem mächtigen Auslande gegenüber zu tragen? Und wenn Regierungen kleiner Staaten die Cenſur mit ſteter ängſtlicher Rückſicht auf die Verantwortlichkeit gegen das Ausland handhaben wollen, muß dann nicht in ſolchen Landen die Preſſe in einen Ekel und Verachtung einflößenden Grad von Nichtigkeit und Knechtſchaft verſinken?

Welches Beſtreben kann übrigens an ſich vergeblicher, ſeltſamer und kindiſcher ſein als das der Cenſur in manchen kleinen Staaten: mit dem höchſten Grade von Wachſamkeit und Sorgfalt, mit der angeſtrengteſten Thätigkeit, mit einer Wichtigkeit und einem Ernſt, die jeden Augenblick das Wohl, ſelbſt das Daſein des Staates auf der Spitze ſehen, verhindern zu wollen, daß eine Flugſchrift oder ein Zeitungsartikel nicht gedruckt werde, deren Druck der Verfaſſer jedesmal, wenn ihm daran gelegen iſt, ohne die mindeſte Schwierigkeit inner-

halb 24 Stunden in dem überall nahen Auslande bewirken kann? Wenn es somit nicht dem mindesten Zweifel unterliegen kann, ob die gesetzgebende Gewalt in Baden, nämlich Se. königliche Hoheit der Großherzog und seine getreuen Stände, berechtigt sei, den künftigen Beschlüssen der hohen Bundesversammlung voranschreitend, ein umfassendes Gesetz über den Gebrauch der Presse aufzustellen, so gelangen wir nun zu der weitern Frage: Wie ist dieses Gesetz einzurichten? War der bisherige Gang dieser Untersuchungen an der leitenden Hand der Vernunft leicht und sicher, so wird er von nun an höchst schwierig. So wenig bei der Frage: Ob? einem gebildeten Menschen, der das Licht des 19. Jahrhunderts nicht hartnäckig von sich stößt — Zweifel entstehen können, so schwer zu beantworten und so verschiedenartiger Entscheidung fähig ist die Frage: Wie? Alle Denker und Schriftsteller, welche diesem höchst interessanten Zweige der Gesetzgebung ihre Forschungen gewidmet haben, sind einverstanden damit, daß es eine der allerschwierigsten Aufgaben für die gesetzgebende Weisheit sei, ein vollkommen gutes, jeder vernünftigen Forderung entsprechendes Gesetz über den Gebrauch der Presse zu gründen. Die Gesetzgebungen aller Völker, bei denen der Grundsatz der Freiheit über die Anmaßung der Willkür gesiegt hat, sind mehr oder weniger verschieden, und alle sind mehr oder weniger mangelhaft.

Vielleicht ist es unserm Jahrhundert noch nicht beschieden und erst einem spätern vorbehalten, gestützt auf die vielfachen Versuche des unsrigen, aufgeklärt und belehrt durch unsre Mißgriffe und Erfahrungen, ein in allen seinen Theilen gutes, jedem gerechten Anspruch genügendes Gesetz über den Gebrauch der Presse hervorzubringen. Die Schwierigkeit ist zwar nur eine einzige, aber sie ist von der größten Wichtigkeit und von dem eingreifendsten Einfluß auf das Ganze des Gesetzes und seine einzelnen Theile. Es ist nämlich die Schwierigkeit, die Grenzlinie zu bestimmen, an der die Befugniß der freien Gedankenäußerung aufhört und jeder weitere Schritt als Eingriff in die Sphäre eines gegenüberstehenden Rechts der Strafgewalt des Staates anheimfällt, der vorhanden ist, um alle Rechte zu schützen.

Wir könnten vielleicht, meine Herren, diese Schwierigkeit behutsam umgehen, wenn wir uns darauf beschränken wollten, Se. königliche Hoheit den Großherzog im Allgemeinen um die Vorlegung eines Gesetzentwurfes über die Freiheit der Presse zu bitten, ohne dabei in die Erörterung der Frage einzugehen, was das Gesetz enthalten solle? Damit hätten wir aber unsre Aufgabe nur zum geringsten Theile gelöst. Wir sind es unsrer Stellung dem Throne gegenüber schuldig, auszusprechen, was nach unsrer Ansicht das Gesetz enthalten soll. Wir sind es dem künftigen Gesetze selbst schuldig, unsre Ansicht über seinen nothwendigen Inhalt schon jetzt festzustellen; denn es kann für die Abfassung des Gesetzentwurfes nicht anders als von den heilsamsten Folgen sein, wenn schon zuvor durch den Austausch der Ideen und den Kampf der Meinungen der große Gegenstand von allen Seiten beleuchtet und für das künftige Gebäude feste Grundlagen gewonnen werden.

Wenn ich es aber unternehme, vor Ihnen, meine Herren, darzulegen, was nach der Ansicht Ihrer Commission der Inhalt unsers künftigen Preßgesetzes sein sollte, so dürfen Sie weder erwarten noch fürchten, daß ich Sie mit den Resultaten alles dessen bekannt zu machen suchen werde, was für die Freiheit der Presse in andern Ländern auf legislatorischem Wege versucht, auf doctrinellem gedacht und geschrieben worden ist. Ein solches Vorhaben würde noch weit über die Grenzen hinausführen, welche die Natur der Dinge meiner gegenwärtigen Rede setzt, und die ich nicht zu überschreiten denke.

Ich werde daher genöthigt sein, auf alle historischen Untersuchungen zu verzichten, und mich lediglich darauf beschränken, von einem festen Grundsatz

ausgehend und den Standpunkt legislatorischer Weisheit unverrückt im Auge behaltend, die Hauptansichten festzustellen und den Grund zu dem künftigen Gebäude zu ebnen und abzustecken.

Jeder Mensch hat die natürliche Befugniß der freien Rede. Da die Buchstabenschrift und die bildende Kunst nur Mittel sind, das Gedachte oder Gesagte Andern anschaulich zu machen, oder ihm bestimmte Form und Dauer zu geben, so folgt aus der Befugniß der freien Rede von selbst die Befugniß der freien Darstellung des Gedachten in Schrift und Bild. Aus der Freiheit des Schreibens und Bildens folgt aber wieder die Freiheit im Gebrauch des Presse, des Grabstichels, der Steinplatten u. s. w., weil alle diese Dinge nur Werkzeuge sind, die der menschliche Scharfsinn zur Vervielfältigung des Geschriebenen oder Gezeichneten erfunden hat. Denkt man sich den Menschen in einer festen Verbindung mit andern Menschen zur Erreichung bestimmter Zwecke, oder mit andern Worten, um dem Ziel ohne Umschweif näher zu rücken, denkt man sich den Menschen im Staate, so werden seine Befugnisse zu Rechten. Jedem Rechte der Staatsgenossen tritt aber eine Pflicht an die Seite, nämlich die Pflicht, durch den Gebrauch des e genen Rechts nicht die Rechtssphäre anderer Gleichberechtigten zu verletzen.

Dieser unwandelbare Grundsatz für den Gebrauch jedes Rechtes im Staate muß auch als oberste Norm gelten für die Ausübung des Rechts, die Presse, den Grabstichel, als Mittel zur Aeußerung der Gedanken zu gebrauchen.

Das Gesetz spreche daher als obersten Grundsatz aus, daß jedes Individuum im Staate befugt sei, drucken zu lassen und durch den Druck zu verbreiten, was ihm beliebt, insofern dadurch kein Recht Anderer verletzt wird! Niemand kann befugt sein, vor dem Drucke prüfen zu wollen, ob das, was ein Anderer drucken lassen will, kein Recht verletze, und darnach zu entscheiden, ob das zum Druck Bestimmte auch wirklich gedruckt werden dürfe oder nicht.

Für die Presse und die mit ihr verwandten Werkzeuge gelte als Regel, wie für andre Handlungen der Menschen, daß, wer durch ihren Gebrauch ein entgegenstehendes Recht Anderer verletzt hat, den dadurch verursachten Schaden vergüten und die im Gesetz ausgesprochne Strafe leiden muß.

Die Rechte, die durch den Gebrauch der Presse und andrer ihr ähnlichen Werkzeuge verletzt werden können, sind entweder öffentliche oder Privatrechte, Rechte des gemeinen Wesens, oder Rechte einzelner Staatsgenossen.

Die Verbrechen oder Vergehen, die durch den Gebrauch der Presse lediglich begangen werden können, sind daher entweder öffentliche Vergehen oder Vergehen gegen Private. Als eine Bürgschaft, daß man durch den Gebrauch der Presse keine Rechte verletzen wolle, weder öffentliche noch Privatrechte, als ein Mittel, welches dem durch die Presse wirklich Verletzten, es sei der Staat selbst oder ein Individuum, die Möglichkeit der Genugthuung sichern oder doch erleichtern soll, haben alle bisherigen Gesetzgebungen das Verbot des anonymen Drucks angesehen. Damit eine Schrift nicht anonym sei, wird gewöhnlich erfordert, daß auf dem Titel derselben mit Bezeichnung des Wohnorts entweder der Verfasser oder der Verleger oder wenigstens der Drucker genannt und die Jahreszahl des Druckes angeführt sei. Eine Druckschrift, welche diese Bedingungen nicht erfüllt, wird für anonym angesehen. Der Druck und die Verbreitung in diesem Sinn anonymer Schriften wird von den Gesetzgebungen ohne Rücksicht auf den Inhalt für ein Vergehen erklärt, und als solches einer härtern oder gelinderen Strafe unterworfen.

Als ein wohlthätiges Schutzmittel gegen muthwillige Kränkung der öffentlichen oder Privatrechte durch das Werkzeug der Presse möge auch unser Gesetz die Bestimmung aufnehmen, daß es verboten sei, in dem vorher entwickelten

Sinn anonyme Schriften zu drucken oder zu verbreiten. Auf die Uebertretung des Verbots möge es eine Strafe setzen, welche mit dem Reize zum Vergehen in Verhältniß steht, so viel sich nämlich ein solches Verhältniß für alle künftigen möglichen Fälle annähernd ausmitteln läßt.

Auf welche Weise können aber Rechte des Staats oder der Staatsgenossen durch den Gebrauch der Presse verletzt werden? Oder mit andern Worten: Welche Aeußerungen in Druckschriften, welche bildliche Vorstellungen sind als Verletzungen des öffentlichen oder Privatrechts, demnach als Vergehen zu betrachten?

Die Beantwortung dieser Frage bietet die größten Schwierigkeiten dar.

Der Verletzungen des öffentlichen Rechts sind mannichfache gedenkbar. Der Hauptfehler der meisten bisherigen Gesetzgebungen über die Presse bestand darin, daß sie den Begriff der Verletzungen des öffentlichen Rechts über Gebühr und Maaß ausgedehnt, und manche Aeußerungen in Druckschriften unter das Schwert des Strafgesetzes gestellt haben, welche der Natur der Sache nach als erlaubt und daher als schuldlos angesehen werden müssen. Dadurch wird bewirkt, daß, wie ein geistvoller Schriftsteller gesagt hat, die Preßfreiheit, welche diese Gesetze gewähren, einem goldenen Apfel gleicht, der wohl das Auge ergötzt und zum Genuß einladet, dessen aber der Mund sich enthalten muß, weil er, innen faul, dem Gaumen nur Asche und Moder darbietet.

Die Aufgabe einer vernünftigen Gesetzgebung wird sein, aus der Sphäre der Verletzungen des öffentlichen Rechts durch das Werkzeug der Presse alle diejenigen Rubriken auszuscheiden, welche der Natur der Dinge nach nicht hineingehören, und nur dasjenige stehen zu lassen, was unzweifelhaft für eine Verletzung des gemeinen Wesens gelten kann; dahin können gerechnet werden:

Unzweideutige Aufforderungen zur Empörung, zum Umsturz der Verfassung, oder zur Widersetzlichkeit gegen die bestehende verfassungsmäßige Gewalt; Angriffe auf die persönliche Ehre des Staatsoberhaupts. Nicht das strenge Recht gebietet, aber die Staatsklugheit muß anrathen, besonders in einem kleinen Staate, daß auch Angriffe auf die persönliche Ehre auswärtiger Regenten den Verletzungen des öffentlichen Rechts beigezählt werden. In Deutschland mag es aus dem Bundesverhältniß sich ergeben, daß die persönliche Ehre aller Regenten der Bundesstaaten unter dem Schutz des öffentlichen Rechts in den einzelnen Staaten des Bundes gestellt werde. Die meisten Gesetzgebungen rechnen auch Angriffe auf die Religion unter die Verletzungen des öffentlichen Rechts.

Eigentlich bedarf die Religion keines äußeren Schutzes von Seiten des Staats. Sie steht in ihrer Heiligkeit hoch erhaben über allem irdischen Thun und Treiben. Der Schmutz der Erde kann die himmlische Reinheit ihres Wesens weder erreichen noch trüben. Auch ist nicht zu verkennen, daß alles, was das Gesetz zum Schutz der Religion gegen Preßfreiheit verordnen kann, seiner Natur nach in unbestimmten Ausdrücken gefaßt sein muß. Daraus aber folgt unvermeidlich, daß der Verfolgungssucht und dem Hang zur Verketzerung ein weites Feld geöffnet wird. Religiöser Fanatismus und finsterer Aberglaube werden sich stets geneigt fühlen, selbst gegen die bescheidensten Forschungen des freimüthigen Denkers als gegen Angriffe auf die Heiligkeit der Religion das Schwert des Gesetzes anzurufen. Priesterstolz und Priesterherrschsucht haben von jeher ihre Sache für die Sache der Religion ausgegeben. Jedes Wort, das in dem Preßgesetz zum Schutz der Religion selbst gegen unwürdige Angriffe steht, wird von ihnen als ein willkommenes Mittel angesehen werden, um alle Donner der strafenden Gerechtigkeit auf die Häupter der Verwegenen zu schleudern, die sich erkühnen möchten, die persönliche Heiligkeit mancher Diener des Altars dem leisesten Zweifel bloß zu stellen.

Wenn es gleichwohl unvermeidlich ist, die Religion in dem Preßgesetz zu erwähnen, so möge die Bestimmung ungefähr so lauten: „Es soll verboten und strafbar sein, drucken zu lassen oder durch den Druck zu verbreiten, was die klare unzweideutige Absicht zeigt, die Würde und das Ansehen der im Staate geduldeten positiven Religionen anzugreifen oder zu zerstören."

Gleicher Unbestimmtheit und somit gleicher Gefahr der gemißbrauchten Anwendung in boshafter verfolgungssüchtiger Absicht ist nothwendig alles unterworfen, was zum Schutze der guten Sitten im Preßgesetz verfügt werden kann. Gleichwohl ist es unerläßlich, auch der öffentlichen Moral zu erwähnen und festzusetzen, daß alle unzweideutige Angriffe auf sie verboten und strafbar sein sollen.

Dagegen wird ein vernünftiges Preßgesetz, das sein Ziel, nämlich die Freiheit der Presse, zu sichern und ihren verfassungsmäßigen Gebrauch festzustellen, nicht selbst zerstören will, als Verletzung des öffentlichen Rechts nicht anführen dürfen:

Die Aufstellung aller und jeder blos theoretischen Ansichten und Meinungen, sowol aus dem Gebiete der Staatswissenschaften, als aus dem Umfang aller übrigen Zweige des menschlichen Wissens.

Die Beurtheilung und den Tadel der Handlungen und Maaßregeln auswärtiger Regierungen. Jedes Gesetz, das diese Befugnisse verpönt oder auch nur einschränken will, wird statt der Freiheit Knechtschaft des Gesetzes, statt des lebendigen Aufschwungs stumpfe Unbehülflichkeit der öffentlichen Meinung herbeiführen. Ein solches Gesetz wird in den meisten Fällen nachtheiliger wirken als selbst die den Geist bevormundende Censur bisher da gewirkt hat, wo man sie mit weniger Liberalität zu handhaben verstanden hat.

Jeder Mensch hat ein unbestreitbares Recht auf Erhaltung seiner äußern Ehre und seines guten Namens, soweit er nämlich nach seiner Individualität nach seinem Betragen und seinen Sitten, auf äußere Ehre und guten Namen Anspruch machen kann. Dieses Recht auf Ehre und guten Namen ist durch den Gebrauch der Presse der empfindlichsten, ausgedehntesten und dauerndsten Kränkung ausgesetzt. Es ist daher eine unzweifelhafte Pflicht des Staats, dieses Recht seiner Bürger gegen Antastungen durch den Gebrauch der Presse zu schützen, sowie er es gegen mündliche Verletzungen durch Strafgesetze gegen Injurien schützt. Diesen Schutz soll oder darf aber der Staat nicht so gewähren, daß er der Rechtsverletzung durch zuvorkommende Maaßregeln verhindernd vorbeugen will. Er soll vielmehr die That abwarten. Erst wenn sie vollbracht ist, soll die richterliche Gewalt einschreiten, den ungerechten Angreifer strafen und dem Beschädigten Ersatz seines Schadens zuerkennen.

In demselben Verhältniß, wie die gedruckte Injurie leichter verbreitet werden kann als die blos mündliche oder geschriebene, in demselben Verhältniß wie die gedruckte dauernder, also kränkender ist als die mündliche, in dem nämlichen Verhältniß muß der Schutz des Staates auch kräftiger sein. Die Strafe für die gedruckte Verletzung der persönlichen Rechte eines Andern muß weit strenger sein als für eine gleiche blos schriftliche oder mündliche Injurie, damit das Maaß der Strafe auch wirklich für ein Mittel der Abschreckung vor dem Vergehen gelten könne.

Alle diese Sätze werden kaum von Jemandem in Zweifel gezogen; desto greller abweichend aber sind die verschiedenen Meinungen, desto schneidender wird der Widerspruch, wenn von der Beantwortang der Frage die Rede ist:

Was ist die Verletzung des persönlichen Rechts auf Ehre durch die Presse? Was ist also erlaubt, von Andern drucken zu lassen, und was ist von Andern drucken zu lassen verboten?

Eine der zwei verschiedenen Hauptmeinungen beantwortet die Frage so: Ich darf von Andern durch den Druck bekannt machen, was mir beliebt, That=

sachen, Handlungen, Verhältnisse, Eigenschaften, gleichviel, ob diese Bekanntmachung dem Andern unangenehm, kränkend, seiner Ehre nachtheilig und auch in andern Beziehungen schädlich ist oder nicht, sobald das Angeführte oder Behauptete nur wahr ist, und von mir auf erhobene Klage des Andern vor Gericht als wahr erwiesen werden kann. Nach dieser Ansicht habe ich unter allen Umständen nur ein Recht ausgeübt, und kann daher nie vor Gericht in Anspruch genommen, nie bestraft, nie zum Schadenersatz verurtheilt werden, wenn ich nichts als die gerichtlich erweisbare Wahrheit gesagt und durch den Druck verbreitet habe.

Die andre Hauptmeinung hält den Beweis der Wahrheit der angeführten Thatsachen oder aufgestellten Behauptungen nicht in allen Fällen für allein hinreichend, um mich gegen die Klage wegen Verletzung der Privatrechte eines Andern durch den Gebrauch der Presse zu schützen. Sie verlangt auch von mir, ich solle nachweisen, daß die Thatsache, die ich von einem Andern angeführt, das Verhältniß, das ich aufgedeckt, die Eigenschaft, die ich beurtheilt, in irgend einer Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse stehe. Sie will mir den Beweis der Wahrheit nur dann gestatten, wenn ich einen solchen Zusammenhang mit der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nachweisen kann. Sie will mich hingegen nicht zum Beweise der Wahrheit zulassen, sondern den bloßen Akt der Bekanntmachung durch die Presse als einen widerrechtlichen Eingriff in die Rechtssphäre eines Anderen ahnden, wenn ich nicht das thun kann, daß die Thatsache, das Verhältniß, die persönliche Eigenschaft des Andern, deren öffentliche Bekanntmachung oder Beurtheilung seiner äußern Ehre nachtheilig ist, in irgend einer Beziehung zu meinen eigenen Rechtsverhältnissen stehe.

Diese Meinung unterscheidet demnach verschiedene Fälle. Sie läßt den Beweis der Wahrheit zu, oder mit andern Worten, sie gestattet, daß die Klage wegen Verletzung des persönlichen Rechts eines Andern durch den Gebrauch der Presse niedergeschlagen werde durch den Beweis der Wahrheit des Gesagten:

Wenn die Beschuldigung irgend eine öffentliche Handlung eines Staatsmanns berührt.

Wenn sie zwar nicht auf eigentliche Amtshandlungen der Staatsbeamten geht, aber doch auf solche Handlungen oder Verhältnisse derselben, die mit der nothwendigen Behauptung ihres persönlichen Ansehens unverträglich sind, also in besonderer Anwendung für unsern Staat auf solche Handlungen oder Verhältnisse, die nach den Bestimmungen unsers Dienerediкts vom 30. Januar 1819 zur Entlassung im administrativen Wege führen können.

Wenn die Beschuldigung auf eine solche Handlung geht, welche nach den Bestimmungen des bestehenden peinlichen Rechts ein Verbrechen ist, ohne Unterschied, ob der Beschuldigte ein öffentlicher Beamter oder ein bloßer Privatmann ist;

Wenn die Beschuldigung oder die Bekanntmachung solche Thatsachen oder Privathandlungen eines Andern betrifft, die mit meinen privatrechtlichen Verhältnissen in Beziehung stehen.

Diese Meinung läßt aber den Beweis der Wahrheit nicht zu, sondern untersagt die bloße Thatsache der öffentlichen Bekanntmachung und straft das Ueberschreiten des Verbots als Preßvergehen ohne Rücksicht auf die Wahrheit oder Unwahrheit des Bekanntgemachten, wenn von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen Andrer die Rede ist, wovon ich irgend eine Beziehung zu der Sphäre meiner eigenen Rechtsverhältnisse nicht darzuthun vermag.

Die erste der beiden widerstreitenden Ansichten empfiehlt sich auf den ersten Blick durch das Interesse, das jedes gutgeartete Gemüth an der heiligen Sache der Wahrheit nimmt. Ihre Vertheidiger rechtfertigen sie:

Durch die Behauptung, daß jede wahre Thatsache ein Gemeingut der

menschlichen Gesellschaft sei, und Niemand durch irgend ein Gesetz gehindert werden dürfe, die Wahrheit zu erkennen und die erkannte zu verbreiten;

Durch die unveräußerlichen Rechte der Geschichte, welche ganz und gar aufgeopfert würden, wenn es nicht erlaubt wäre, Privatverhältnisse und Handlungen der Menschen öffentlich zur Sprache zu bringen.

Dem ersten Grunde aber steht die Betrachtung entgegen, daß das Mittel zur Erforschung und Verbreitung der Wahrheit nicht zugleich ein Mittel sein soll und darf zur unheilbaren Verletzung des Rechts anderer Menschen auf Erhaltung ihrer äußeren Ehre.

Dem andern Grunde aber, welcher von den Rechten der Geschichte hergenommen wird, entziehen die Vertheidiger dieser Meinung selbst den besten Theil seiner Kraft, indem sie für die Person des Regenten eine Ausnahme von dem Rechte, jede Wahrheit zu erforschen, und jede erkannte Wahrheit zu verbreiten, gestatten wollen. Das Recht der ewigen Wahrheit geht weit über die Rechte jeder sterblichen Person. Wenn hier das Interesse der Wahrheit allein entscheiden soll, so darf für Niemanden, selbst nicht für die Oberhäupter der Staaten, eine Ausnahme von ihren ewigen Gesetzen gestattet werden.

Mit den Rechten und Interessen der Geschichte, welche in der That keine anderen sind als die Rechte und Interessen der ewigen Wahrheit, verträgt sich die Ausnahme zu Gunsten des Regenten durchaus nicht. Dem Reich der Geschichte gehören nicht die Privatpersonen an, die ihr dunkles Leben in bedeutungsloser Stille hinbringen. Ihrem Richterspruche fallen die öffentlichen Charaktere anheim, die auf dem großen Schauplatz des öffentlichen Lebens handelnd auftreten.

Von allen öffentlichen Charakteren gehören dem Reich der Geschichte aber am meisten an die Könige und Fürsten, weil ihr Standpunkt der höchste, der Kreis ihres Handelns der ausgedehnteste ist. Die staatsrechtliche Fiction, daß der Regent nicht selbst handle, sondern nur wie ein Wesen höherer Art über den Ereignissen stehe, ist blos aus der Natur der repräsentativen Verfassung entsprungen, hat nur da Bedeutung, wo solche Verfassungen bestehen, und gilt nur, wo von der Anwendung ihrer Grundsätze auf die Verhältnisse des äußern Lebens, z. B. von der Verantwortlichkeit, die Rede ist.

In den freien Räumen der Geschichte hat sie keine Bedeutung. Hier gilt der Mensch nur, was er war, hier fällt das Urtheil über ihn nur nach dem wahren Werth seines Handelns und Wirkens aus. Welche traurige, unwürdige Geschichte wäre das auch, der das Gesetz über die Verantwortlichkeit den Mund über die Könige verschlossen hielte, die nur über die geringern Häupter ihr Urtheil fällen dürfte, und an den höchsten mit stummer Ehrfurcht schweigend vorübergehen müßte!

Die Vertheidiger der entgegengesetzten Meinung, welche bei der für die Ehre Andrer nachtheiligen Bekanntmachung von reinen Privathandlungen und Verhältnissen den Beweis der Wahrheit nicht zulassen will, nehmen ihre Gründe hauptsächlich von den Betrachtungen legislatorischer Klugheit her. Sie wollen die Ehre der Bürger nicht ohne Gewinn für das öffentliche Wohl in Gefahr stellen. Sie wollen die Ruhe der Familien, den Frieden der Ehen, die Ehre der Frauen nicht boshafter Verläumdungssucht rettungslos preisgeben. Sie nehmen an, daß Männer, die durch Talent und Verdienst hoch im öffentlichen Leben stehen, Seelenstärke genug besitzen sollen, um sich über die Angriffe der Verläumdung hinwegzusetzen; daß es auch den ausgezeichnetsten Menschen heilsam sein kann, aus halbwahren Beschuldigungen, aus der entstellten oder übertriebenen Darstellung von Thatsachen aus ihrem Privatleben zu vernehmen, was daran zu ändern ihnen die Klugheit gebieten mag, daß endlich Männern, die in der Gesellschaft so hoch stehen, nur dann geziemt, die Hülfe der Gerichte nachzusu-

chen, wenn sie wirklich ehrenrühriger, herabwürdigender Handlungen bezüchtigt werden, daß aber alsdann die Erhaltung ihrer Ehre ihnen dringend gebietet, den Beweis der Wahrheit der Anschuldigung vor Gericht zu fordern, nicht ihn niederzuschlagen.

Die Vertheidiger jener Meinung wissen aber auch, daß die große Mehrzahl der Menschen im Staate ihr Leben auf einer niedern Stufe hinbringt, daß es für diese Geringeren im Volke keine höheren Güter gibt als den Frieden in ihren häuslichen Verhältnissen, den stillen, ruhigen Besitz ihres bürgerlichen guten Namens. Sie halten es für eine der heiligsten Pflichten des Staats, diese unschätzbaren Güter seiner friedlichen Bürger gegen die Pfeile giftiger Verläumdungssucht zu bewahren. Sie finden keine hinreichende Beruhigung in der Einwendung, daß ja die Anschuldigung bewiesen werden müsse, und wenn der Beweis nicht geführt wird, als Verläumdung der Ahndung des Gesetzes anheimfalle. Sie finden die Gefahr für die Gesellschaft nicht sowohl darin, daß sonst unbescholtene, der Achtung ihrer Mitbürger genießende Menschen durch Aufdeckung wahrer Thatsachen aus ihrem Privatleben, durch Enthüllung wirklich bestehender oder früher bestandener Verhältnisse um ihre äußere Ehre gebracht werden können, wie gering auch immer in den meisten Fällen die Ausbeute für das öffentliche Wohl, und wie empfindlich oft der Nachtheil davon sein mag. Sie finden, abgesehen von der großen, oft durch nichts zu ersetzenden Unannehmlichkeit, mit einem Verläumder vor Gericht gestanden zu sein, und das Verfahren über den Beweis, den er für die angebliche Wahrheit seiner Anschuldigungen versucht hat, ausgehalten zu haben; sie finden, sage ich, die größere Hälfte der Gefahr für die Ehre der Staatsgenossen und den Frieden der Familien in der Art, wie für eine wissentlich falsch aufgestellte Thatsache ein Beweis unternommen und geführt werden kann. Sie finden den höchsten Gipfel des Uebels darin, daß ein Mensch seinen Nachbar mit wissentlicher Erdichtung einer schlechten Handlung beschuldigen, daß er in der vollen Ueberzeugung von der Falschheit seiner Anklage den Beweis dafür unternehmen, damit durchfallen und gestraft werden, und doch seinen Zweck erreicht haben kann, den Zweck nämlich, den fälschlich Angeschuldigten in der öffentlichen Meinung zu beschimpfen und ihm somit mehr Uebels zuzufügen, als der wissentlich falsche Ankläger zu dulden hat. Sie sehen die Gefahren für die Unschuld noch höher gesteigert, wenn der Urheber der Verläumdung mit noch schlauerer Bosheit zu Werke geht, wenn er für die Anstellung der falschen Anschuldigung irgend einen feilen Menschen dingt, der für ein gutes Stück Geld die Strafe der Verläumdung auf sich nimmt, und wenn der Urheber sich selbst die unschuldige Rolle eines Beweiszeugen vorbehält.

Diesen Vertheidigern der Meinung, daß der Beweis der Wahrheit der Thatsache nicht in allen Fällen zugelassen werden könne, wird von den Anhängern der entgegengesetzten Meinung der Einwurf gemacht: Wenn man einmal nicht verhindern könne, daß eine kränkende Sache gedruckt werde, so helfe die Nichtzulassung des Beweises zu nichts. Die Beschimpfung liege in der ersten Bekanntmachung, nicht in dem ferneren Verlauf der Sache. Hierauf ist die Antwort in der That nicht schwer. Wer ganz zuverlässig weiß, daß einer ehrenkränkenden Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen eines Andern eine nicht gelinde Strafe auf dem Fuße folgt, daß alle Prozeßkünste zu nichts helfen, daß es ihm nicht vergönnt ist, seinen Feind in ein an sich schon demüthigendes gerichtliches Verfahren zu verstricken, daß keine Hoffnung vorhanden ist, den Feind durch die Details einer an sich zwar mißlingenden Beweisführung zu beschimpfen, und dem öffentlichen Hohn preiszugeben, oder gar durch die Hinterthüre einer sogenannten halben Beweisführung zu entschlüpfen, dem wird die Lust vergehen, unter seinem Namen Schmähreden drucken zu lassen. Er wird entweder ganz schweigen, oder, wenn sein Drang unwiderstehlich ist, sich hinter den Schild der Anonymität verkriechen, was doch, der

Beweis mag zulässig sein oder nicht, immer möglich bleibt. Einige Beispiele von rücksichtsloser Strenge in der Anwendung des Gesetzes werden indeß auch hier ihre wohlthätige Wirkung nicht verfehlen. — Der Meinung, daß der, welcher seinen Nächsten durch Bekanntmachung von reinen Privathandlungen oder Verhältnissen öffentlich zu kränken unternommen hat, mit dem Beweis der Wahrheit des Angeführten nicht angehört werden, sondern durch seine bloße Handlung für sich der Strafe des Gesetzes verfallen sein solle, stehen zwei große Autoritäten zur Seite:

1) Die Gesetzgebung, die über diesen Punkt in dem Mutterlande der freien Presse, in England, besteht.

2) Die neueste Gesetzgebung Frankreichs über die Presse, welche mit ausdrücklicher Anerkenntniß des brittischen Vorbildes und seiner Vernunftmäßigkeit im Laufe des verflossenen Frühlings durch gemeinsames Wirken der Regierung und beider Kammern zu Stande gekommen ist.

Ihre Commission, meine Herren! hat beide widerstreitende Ansichten auf das Sorgfältigste geprüft, und sich eifrig bemüht, den Vereinigungspunkt zu finden, von welchem aus sie die Rechte der Wahrheit und der Geschichte retten, und doch zugleich der Ehre der Staatsgenossen und dem Frieden der Familien den unerläßlichen Schutz gegen die Angriffe der Bosheit und Rachsucht gewähren könne.

Aus dem Kampfe der Meinungen ging endlich die Ansicht hervor, daß das Gesetz den Beweis der Wahrheit nicht zulassen wolle, wenn die Anschuldigung oder beleidigende Bekanntmachung in Zeitungsblättern oder Flugschriftrn erschienen ist; daß aber der Beweis der Wahrheit unternommen werden dürfe, wenn der Inhalt eines Buches oder einer größern Druckschrift von wenigstens zehn Bogen einem Privatmann Stoff zur Anstellung der Klage wegen Verläumdung durch Mißbrauch der Presse gegeben hat.

Die Gründe dieser Unterscheidung leuchten in die Augen. Wer blos schreiben will, um Individuen wehe zu thun, der wird sich nicht leicht dazu entschließen, die Mühe der Verfassung eines Buches oder einer größern Schrift zu übernehmen. Sind ihm die periodischen Blätter verschlossen, und kann er seine Galle nicht in Flugschriften niederlegen, ohne unausbleibliche Strafe erwarten zu müssen, so ist für die Ruhe und Ehre Anderer nicht viel von ihm zu fürchten. Wer sich aber auf einen höhern Standpunkt gestellt und dem Dienst der Wissenschaften geweiht hat, von dem darf in der Regel nicht besorgt werden, daß er auf die Verletzung der Ehre seiner Mitbürger ausgehe. Gegen seine schriftstellerische Thätigkeit bedarf die bürgerliche Gesellschaft jener Bürgschaft nicht, welche ihr gegen die Verfasser von flüchtigen Zeitungsartikeln und ephemeren Pamphleten von nöthen ist.

Dieser Ansicht steht das Verbot der Verfassung und Verbreitung von anonymen Druckschriften als unterstützende Analogie zur Seite. Denn auch die Anonymität ist nicht untersagt aus dem Gesichtspunkte der Erforschung der Wahrheit der Thatsache, für welchen Zweck es vielmehr ganz gleichgültig ist, ob Verfasser, Verleger und Drucker sich nennen oder nicht, sondern aus dem Gesichtspunkte der unerläßlichen Beschützung der öffentlichen und Privatrechte gegen Verläumdung und Bosheit.

Nachdem wir so die Ansichten darüber festgestellt haben, was zu drucken erlaubt sein soll, und was nicht, bleibt mir noch übrig, einen prüfenden Blick auf vier besondere Punkte zu richten:

1) Die Frage, ist für Zeitungen und politische Zeitschriften eine eigene Gesetzgebung nothwendig, oder genügt es auch für diese Gattung von Druckschriften an der allgemeinen Gesetzgebung über die Presse, ist schon oft aufgestellt und sehr verschieden beantwortet worden. Manche Stimmen fordern über diese poli-

tische Tagesschriftstellerei ausnahmsweise die fortdauernde Censur, weil — sagen sie — die Regierungen die öffentliche Meinung leiten müssen, nicht sich dem ungewissen Lauf dieses rastlos bewegten Stromes sorglos anvertrauen könnten. Die so reden, thun nur ihre gänzliche Unkunde des Gegenstandes kund. Nicht leiten sollen die Regierungen die öffentliche Meinung wollen, sondern sie sollen aufmerksam sein auf die Stimme ihrer geheimnißvollen Macht, sie sollen ihre Aussprüche vernehmen, und darnach ihre eigenen Maßregeln sorgfältig prüfen und abmessen. Ihre eigene Meinung kennt die Regierung. Es ist weder nöthig noch nützlich, daß sie Tag für Tag nichts als das tausendstimmige Echo ihrer eigenen Meinung vernehme. Wenn gewisse Ansichten der Regierung irrig, wenn manche ihrer Maaßregeln verderblich sind — und wer möchte die Möglichkeit des Gegentheils behaupten? — so können solche akustische Kunststücke nur dazu dienen, die Irrthümer zu befestigen und die Uebel, welche daraus entspringen, ins Unendliche zu vervielfältigen. Weder das gemeine Wesen hat Vortheil davon, noch die Regierungen selbst, wenn diese in den Zeitblättern nichts zu hören bekommen als den Wiederhall ihrer eigenen Ansichten. Die strenge Kritik soll sich darin vernehmen lassen, selbst scharfer, ja kecker Tadel muß laut werden dürfen. Eine vernünftige Regierung — und jede andre ist dem öffentlichen Interesse ohnedies zuwider — wird dadurch nichts an ihrem Ansehen verlieren. Das gemeine Wesen aber muß nothwendig dabei gewinnen, wenn durch freimüthige Kritik ihrer Maaßregeln der Regierung neue Gesichtspunkte eröffnet werden, die ihr früher entgangen sein können, und sie so in den Stand gesetzt wird, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten. Je höher die politische Entwickelung eines Volkes steigt, einen desto höhern Grad von Wichtigkeit erlangen die politischen Zeitschriften, desto allgemeiner und begieriger werden sie gelesen, und desto mehr verdrängen sie Werke von größerem Umfange aus der Theilnahme des Publikums. Wie gegründet auch immer die Besorgnisse sein mögen, welche manche Gelehrte aus dieser Richtung der Geister für das Fortschreiten der ernsten gründlichen Wissenschaft schöpfen, die Richtung ist einmal vorhanden und läßt sich nicht abwenden, weil sie die nothwendige Wirkung der Entwickelung zum öffentlichen Leben ist. Manche wollen auch in großen selbstständigen Staaten den Zeitungen und Journalen die frische Lebensluft der Freiheit gönnen, in kleinen Staaten sie aber fortwährend in dem dumpfen Kerker der Censur gefangen halten, weil — sagen sie — die kleinen Staaten sich nicht dem Zorn der Mächtigen bloß stellen können, der durch die Keckheit der freien Rede so leicht gereizt werde. Es sind dies meist wohlmeinende, aber schwache Gemüther, deren geängstigte Phantasie den Horizont über uns stets mit diplomatischen Donnerwolken bedeckt sieht, die jeden Augenblick drohen, sich in Zornesgluthen auf unsre Häupter zu entladen. Ich habe schon früher bemerkt, daß eben, weil die Regierungen kleiner Staaten den Zorn der Mächtigen mehr zu scheuen haben als die großer, es ihnen doppelt angelegen sein muß, sich der lästigen Bürde der Verantwortlichkeit für jeden Buchstaben, der bei ihnen gedruckt wird, zu entladen.

Als ein Mittel, die Keckheit der politischen Zeitschriftsteller zu zügeln, hat man in der neuesten Zeit die Cautionen erfunden, und in der Freude über den schönen Fund die Summe dieser Cautionen auch sogleich über alles Maaß gesteigert. Wo man sich endlich nach langem Zögern dazu bequemen mußte, den politischen Schriftstellern das zweischneidige Schwert der Freiheit in die Hand zu geben, da fand man einige Beruhigung über die Gefahren, womit der mögliche Mißbrauch droht, nur in der Hinterlegung von höchst bedeutenden Kapitalien, wozu man die Eigenthümer der Journale zwingt. Es ist schon anderwärts gesagt worden, daß dies den Geist von dem Gelde abhängig machen und die Wahrheit auf der Börse verhandeln heißt.

Mögen Staatsregeln von so seltner Art auch in einem Lande nöthig und

nützlich sein, wo alle Elemente des öffentlichen Lebens in furchtbarer Gährung aufgeregt sind; in dem ruhigen, zu seiner politischen Entwickelung in gemessener Bewegung fortschreitenden Deutschland wären sie widersinnig.

Als Bürgschaft für die Einbringlichkeit der Strafen, wozu die Eigenthümer der Zeitschriften künftig verurtheilt werden können, scheinen die Cautionen bei uns überflüssig. Sollen sie aber als Mittel dienen, die Unternehmung von Zeitschriften zu erschweren, so scheinen sie durchaus verwerflich, als ein neues Experiment in der alten Kunst, nur zum Schein zu gewähren, und mit der einen Hand wieder zurück zu nehmen, was die andere gegeben hat. Unser Preßgesetz wird unbedenklich aussprechen dürfen, daß jeder Staatsgenosse befugt sei, ohne besondere Staatsbewilligung oder die Erfüllung anderer lästigen Bedingungen, die Herausgabe von Zeitungen oder andern periodischen Schriften zu unternehmen. Daß die Herausgeber solcher Blätter an die genaue Beobachtung der allgemeinen Vorschrift des Preßgesetzes gebunden seien, wird keiner besondern Erwähnung bedürfen.

2) Verantwortlich für den Inhalt einer Druckschrift ist der Natur der Sache nach zuvörderst der Verfasser, wenn er genannt ist. Hat er sich nicht genannt, was das Gesetz gestatten muß, so trifft die Reihe der Verantwortlichkeit den Verleger. Ist auch dieser auf der Schrift nicht genannt, was ebenfalls erlaubt sein muß, so trifft die Verantwortlichkeit immer in gleichem Maaße den Drucker.

Tritt nach diesen Grundsätzen die Verantwortlichkeit des Verfassers in Wirksamkeit, so müssen Verleger und Drucker frei ausgehen. Muß das Gesetz sich an den Verleger halten, weil der Verfasser unbekannt ist, so muß der in der Reihe der Verantwortlichkeit hinter dem Verleger stehende Drucker wieder frei ausgehen, so daß diesen die Schuld nur dann trifft, wenn Verleger und Verfasser nicht genannt sind.

Von diesen Sätzen mag der einzige Fall ausgenommen werden, wenn der Inhalt einer Schrift unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag alle drei, Verfasser, Verleger und Drucker, gleiche Strafe treffen.

Für den Inhalt einer Zeitschrift kann und soll der Herausgeber, der immer bekannt sein muß, allein verantwortlich sein. Den Verlegern, Druckern, Verfassern oder Einsendern einzelner Artikel braucht kein Theil an der Schuld zugemessen zu werden, den einzigen Fall ausgenommen, wenn der Inhalt eines Artikels unzweideutig aufrührerisch ist. Hier mag das Schwert des Gesetzes alle Häupter der Theilnahme treffen.

Wenn vor Gericht von der Verantwortlichkeit eines bekannten inländischen Verfassers oder Verlegers die Rede ist, so kann es natürlich keinen Unterschied bewirken, ob die Schrift im Lande oder außer dem Lande gedruckt ist.

Wenn falsche Namen auf dem Titel einer Druckschrift angegeben werden, so muß dies eben so angesehen werden, als ob die Schrift anonym wäre. Der überwiesene Verleger, Drucker und Verbreiter solcher verfälschten Druckschriften müssen daher gleicher Strafe unterliegen, wie die Verleger, Drucker und Verbreiter anonymer Druckschriften.

Die eigenthümlichen Verhältnisse des deutschen Buchhandels erfordern einige besondere Rücksichten von der Gesetzgebung über die Presse in Deutschland.

Der Strenge nach könnte man sagen, der Buchhändler sei verantwortlich für den Inhalt aller Schriften, die er verkauft. Diese Bestimmung des Gesetzes würde aber die ganze Natur des gegenwärtigen deutschen Buchhandels vernichten. Kein Buchhändler ist im Stande, sich mit dem Inhalte der zahllosen Schriften, die ihm zum Verkauf zugesandt werden, bekannt zu machen.

Er kann daher nicht dafür verantwortlich sein, oder muß den Verkauf aufgeben. Der Ausweg, den man schon versucht hat, daß der Buchhändler die ihm zum Verkauf zukommenden Schriften der ihm vorgesetzten Polizeibehörde vor-

legen und der Verkauf erst beginnen soll, wenn er von dieser Behörde die Genehmigung dazu erhalten hat, führt zu Nichts. Die Behörden haben noch weniger Zeit als die Buchhändler, die Fluth von neuen Druckschriften durchzulesen, die jeder Posttag herbeiführt. Mit Rücksicht auf die einmal bestehenden Verhältnisse des deutschen Buchhandels, die ohne höchst empfindlichen Nachtheil für den gegenwärtigen Stand und das Fortschreiten der Nationalbildung keine Veränderung erleiden können, wird jedes Gesetz über den Gebrauch der Presse in Deutschland die Bestimmung aufnehmen müssen, daß die Buchhändler nicht verantwortlich sein sollen für den Inhalt solcher Druckschriften, die sie auf dem Wege des ordentlichen Buchhandels beziehen, mit Ausnahme der anonymen Schriften (in dem früher entwickelten Sinn), deren Verbreitung ihnen ganz untersagt sein soll, widrigenfalls sie als Theilnehmer angesehen und bestraft werden sollen.

Hat die competente Behörde durch rechtliches Urtheil entschieden, daß eine Druckschrift nicht weiter verbreitet werden soll, so versteht es sich von selbst, daß kein inländischer Buchhändler sie ferner absetzen darf, ohne als Mitschuldiger des Preßvergehens in Verantwortlichkeit und Strafe zu verfallen.

Daß für die Klage wegen Rechtsverletzung durch den Gebrauch der Presse eine Verjährungszeit bestehen müsse, wie für jede andere Klage, leuchtet von selbst ein. In der Natur der Sache scheint es zu liegen, daß der Termin der Verjährung nicht zu weit hinausgesetzt sein dürfe. Der Zeitraum eines vollen Jahres, vom ersten Tage der Verbreitung der Schrift an gerechnet, scheint allen billigen Ansprüchen des öffentlichen und Privatrechts Genüge zu leisten.

3) Dem ersten flüchtigen Blicke leuchtet es ein, daß es keiner Gesetzgebung möglich ist, das Maaß der Strafe voraus genau zu bestimmen, welches jedes einzelne Vergehen durch den Mißbrauch der Presse treffen soll.

Für die Grade des Vergehens gibt es eine unendliche Skale des Mehr oder Minder.

Daher müssen auch die Strafsätze einer Mehrung oder Minderung, je nach der Beschaffenheit des Falles, fähig sein. Das Gesetz kann nicht mehr thun als die Gattungen der Strafe, das Maximum und das Minimum für jede dieser Strafgattungen, festzusetzen. Das Uebrige muß es der Beurtheilung verständiger und billiger Richter überlassen. Im Allgemeinrn wird man blos feststellen können:

Da der Reiz zum Mißbrauch der Presse stark ist, da die Uebel, welche dem gemeinen Wesen wie den einzelnen Staatsgenossen durch diesen Mißbrauch zugefügt werden können, höchst empfindlich sein können, so dürfen die Strafen, deren Androhung und Vollstreckung jenen Reiz niederschlagen soll, nicht all zu gelinde sein. Uebel und Buße müssen in einem angemessenen Verhältniß stehen.

Wenn das Gesetz in den meisten Fällen sich nicht seiner Wirksamkeit selbst berauben will, so wird es nicht bei der bloßen Verhängung von Geldstrafen stehen bleiben dürfen, sondern es wird die absichtlichen Uebertreter nach der Verschiedenheit der Fälle zugleich mit längerem oder kürzerem Arrest bestrafen müssen.

Ist das durch das Werkzeug der Presse begangene Vergehen ein öffentliches, so müssen natürlich schwerere Strafen eintreten, als wenn das Vergehen blos gegen die Ehre von Privatpersonen gerichtet war. Hat eine Schrift den Aufruhr gepredigt, hat sie zur Widersetzlichkeit gegen die verfassungsmäßige Gewalt oder zum Umsturz der Verfassung aufgerufen, so müssen die Strafen des Hochverraths oder der Empörung die Urheber und Verbreiter treffen. Hat sie die persönliche Majestät des Regenten angetastet, so trete die Strafe der beleidigten Majestät ein. Hat sie sich endlich an der Ehre eines auswärtigen Regenten, an der Heiligkeit der Religion oder der öffentlichen Moral vergangen, so treffe eine angemessene peinliche Strafe den Urheber und die Verbreiter.

Von Schadenersatz wird bei Preßvergehen nur die Rede sein können, wenn sie gegen einzelne Personen gerichtet waren. Als feste Grundsätze werden in dieser Hinsicht gelten können:

Es muß außer der Ehrenkränkung noch eine wirklich zugefügte Beschädigung nachgewiesen werden können. Dieser Fall kann namentlich auch vorhanden sein, wenn Jemand den Namen eines Andern fälschlich auf eine Druckschrift oder ein Bild als Verfasser, Verleger, Drucker, Zeichner oder Kupferstecher gesetzt hat.

Der nachgewiesene Schaden muß von dem Angreifer dem Beschädigten vollständig vergütet werden.

Auf Schadenersatz zu klagen ist Niemand berechtigt als der Beschädigte selbst. Von Amtswegen ohne ausdrückliches Verlangen des Beschädigten kann der Richter darauf nicht erkennen.

4) Die Frage, meine Herren! wer über Preßvergehen richtet, und in welcher Form gerichtet werden soll, ist eine der wichtigsten, vielleicht die wichtigste von allen, denn von ihrer befriedigenden oder unbefriedigenden Lösung hängt es größtentheils ab, ob wir ein gutes Preßgesetz erhalten oder nicht, ob die längst ersehnte Freiheit der Presse uns ihre goldnen Früchte bringen wird, oder ob sie uns noch länger versagt bleiben sollen.

Sie haben gesehen, meine Herren! wie höchst schwierig es ist, durch gesetzgebende Verfügungen zu bestimmen, in wiefern eine Handlung überhaupt für ein Preßvergehen zu achten und daher strafbar, oder in wiefern sie für einen rechtmäßigen Gebrauch der Befugniß zur freien Gedankenäußerung zu halten und daher erlaubt sei.

Ihrem Scharfblick ist es nicht entgangen, daß das Mehr oder Minder der Strafbarkeit durch kein Gesetz für alle einzelnen Fälle vorausbestimmt werden kann, sondern daß der Grund der Strafbarkeit des einzelnen Falls jedesmal nach den besondern Verhältnissen ermessen werden muß; daß folglich das Gesetz sich darauf beschränken muß, den höchsten und den niedrigsten Grad der jedesmal zulässigen Strafe festzusetzen, daß aber die Bestimmung des Maaßes der Strafe im einzelnen Fall nothwendig der Einsicht des Richters überlassen bleiben muß.

Aus diesen Bemerkungen ergibt sich von selbst, daß bei der Verwaltung keines andern Zweiges der öffentlichen Strafgewalt der Willkür des Richters mehr Spielraum gestattet ist als bei dem Urtheil über Preßvergehen. Wenn der Gebrauch dieser Willkür nicht in despotische Unterdrückung ausarten soll, so muß dieser Richter in einem ganz ausgezeichneten Grade verständig und einsichtsvoll sein. Er muß alle Beziehungen einer menschlichen Handlung aufzufassen verstehen, und mit sicheren Blicken in die geheimsten Falten des Herzens zu schauen wissen. Aber daran genügt es noch nicht. Er muß mit hohem Ernst und unerschütterlichem Sinn für die Heiligkeit des Rechts, des öffentlichen sowohl als des persönlichen, auch ein menschliches Herz verbinden. Er muß den sanften Regungen der Billigkeit nicht unzugänglich sein und den Kampf mit wenn auch tadelndem, doch theilnehmendem Gefühl zu überschauen wissen.

Die Zumuthung, den seltenen Verein solcher Eigenschaften bei jedem Individuum vorauszusetzen, dem die Regierung die Ausübung richterlicher Funktionen anvertrauen will, wäre in der That zu stark. Soll gegen die empörendste Willkür in der Handhabung des Preßgesetzes irgend eine Gewähr gegeben sein, so leuchtet es ein, daß die Strafgewalt niemals von einem einzelnen Richter ausgeübt werden darf, sondern nur einem Collegium von Richtern, einem förmlichen Gerichtshof, anvertraut werden darf.

Mit dieser Bestimmung ist aber noch nicht Alles gewonnen. Unter den Preßvergehen sind diejenigen, wenn auch nicht die häufigsten, doch die wichtig-

sten, welche in die Sphäre des öffentlichen Rechts verletzend eingreifen, und unter diesen sind wieder diejenigen für das öffentliche Wohl die bedeutendsten, welche rein politischer Natur sind.

Bei allen solchen Vergehen steht aber die Regierung, deren Aufgabe die Erhaltung der Verfassung, der Schutz der bürgerlichen Ordnung und des damit auf das Engste verbundenen Ansehens der Obrigkeit ist, dem Angeschuldigten als Partei gegenüber.

Von dem Leben in einem repräsentativen Staate sind politische Reibungen unzertrennlich. Der Regierung stellen sich Unzufriedene gegenüber. Diese sind der Natur der Sache nach zu scharfem Tadel der Staatsregeln der Regierung geneigt, und werden nicht selten von dem Stachel der Leidenschaft zu noch bedenklicheren Aeußerungen getrieben. Die Glieder der Regierungen, auch der gerechtesten und bestgesinnten, sind Menschen, und den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur unterthan. Wenn sich die Gegner nicht verachten lassen, und das ist nicht bei allen thunlich, so gern es die Gewalt von sich zu rühmen pflegt, so setzt sich eine Empfindsamkeit an, die sich leicht, ihrer selbst unbewußt, hinreißen läßt, oft nur unbequeme Aeußerungen der Gegner für offenbare Angriffe auf das öffentliche Wohl, auf die Verfassung und das Dasein des Staates selbst zu nehmen. In solcher Lage der Dinge muß es für die Bürger des Staats im höchsten Grade bedenklich sein, die Strafgewalt gegen den Mißbrauch der Presse in der Hand von Männern zu sehen, mit deren Stellung zu der Regierung die öffentliche Meinung nie die Idee der vollkommenen Unabhängigkeit verbinden wird, nämlich in der Hand von Richtern, welche die Regierung anstellt und besoldet.

Der Gerichtshof, welcher berufen ist, über Preßvergehen zu entscheiden, daher oft in den Fall kommen kann, zwischen der Regierung und ihren Gegnern im Volke zu richten, muß aus vollkommen unabhängigen Männern zusammengesetzt sein; er muß aus dem Volke selbst hervorgehen, er muß ein Tribunal von Geschwornen sein.

Nur einem solchen Tribunal wird in einem repräsentativen Staat die Strafgewalt über Preßvergehen mit vollem Vertrauen auf seine Unparteilichkeit übertragen werden können.

Man wende nicht ein, die neueste Geschichte eines benachbarten Staates (Frankreich) zeige, daß auch Geschwornengerichte sehr parteiisch sein können. Dort liegt das Uebel nicht in der Anstalt selbst, sondern in ihrer höchst verwerflichen Einrichtung.

Wenn in einem Staate der Krieg der Parteien aufs Heftigste entbrannt ist, wenn die oberen Stellen der Verwaltung fast ausschließlich mit Männern einer Partei besetzt sind, und diesen Verwaltungsbehörden das Recht eingeräumt ist, die Geschwornen zu ernennen, so wird das Geschwornengericht kaum minder parteiisch sein als diejenigen, deren Willkür es gebildet hat.

So ist es aber nicht gut, und so soll es nicht sein. Solche monströse Mißgeburten von Geschwornengerichten wollen wir bei uns nicht hoffen. Wir wollen diese Geschwornengerichte aus der freien Wahl des Volkes hervorgehen lassen. Einstweilen, bis das Gericht der Geschwornen für alle peinliche Sachen eingeführt ist, und die öffentliche Freiheit auf diese Anstalt als einen ihrer Grundpfeiler sich stützen kann, mögen die Wahlmänner unsrer Bezirke unsre Geschworne für Preßvergehen sein. Aus der Zahl der Wahlmänner des Bezirks, dem der Angeschuldigte angehört, werde das Gericht in die Zahl von zwölf Schöppen durch das Loos gebildet. Dem Kläger, sowie dem Beklagten stehe es frei, die aus der Urne emporsteigenden Namen ohne weitere Anführung eines Grundes zu verwerfen, bis nur noch zwölf Namen in der Urne zurück sind. Den Vorsitz bei diesem Gericht und die Leitung der Verhandlungen

führe der Justizbeamte des Bezirks, in dem der Angeschuldigte wohnt. Ihm mögen noch die zwei Vorsteher der nächsten Bezirksämter zur Seite stehen. Wenn die Geschwornen über die That ihr Schuldig ausgesprochen haben, so bestimmen die Richter das Maaß der Strafe.

Es ist schon öfter behauptet worden, und ich trage kein Bedenken, aus vollem Herzen einzustimmen, daß Preßfreiheit ohne Geschworne weniger als eine halbe Freiheit und daß sie in vielen Fällen gefährlicher sei als Censur.

Wenn über Preßvergehen Geschworne urtheilen, so ergiebt sich daraus als nothwendige Folge:

Es kann nur das Verfahren einer Instanz stattfinden. Nur gegen den Ausspruch des Richters, der nach dem Erkenntniß des Schuldig das Maaß der Strafe festsetzt, sei Appellation an die höhere Gerichtsbehörde gestattet.

Es kann kein inquisitorisches Verfahren stattfinden, sondern die nothwendige Form der Verhandlung ist der Anklageprozeß.

Es muß daher ein öffentlicher Ankläger bestellt werden.

Dieser muß in allen Fällen, wo das öffentliche Recht durch den Mißbrauch der Presse, oder ihr verwandter Werkzeuge, verletzt erscheint, als Kläger auftreten.

Wo hingegen die Verletzung Privatrechte betrifft, darf sie der öffentliche Ankläger nicht verfolgen. Nur der Beleidigte selbst kann befugt sein, in solchen Fällen als Kläger aufzutreten.

Das Urtheil der Geschwornen muß in allen Fällen ohne den mindesten Aufschub in Vollzug gesetzt werden. Ausgenommen ist nur der Fall, wenn gegen das Maaß der zuerkannten Strafe Appellation ergriffen wird.

Daß das Gericht befugt ist, die fernere Verbreitung einer Schrift, deren rechtsverletzende Tendenz es ausgesprochen hat, zu untersagen, selbst die Vernichtung des noch vorhandenen Vorraths von Exemplaren anzuordnen, leidet eben so wenig Zweifel, als daß sodann jeder Staatsgenosse ohne Ausnahme verpflichtet ist, dem Ausspruch unbedingte Folge zu leisten.

Nachdem ich so das gerichtliche Verfahren bei Preßvergehen in seinen Hauptmomenten beleuchtet habe, bleibt mir noch übrig, von der polizeilichen Beschlagnahme von Druckschriften, Kupferstichen und Bildern zu reden.

Die vorläufige Beschlagnahme vor der Eröffnung des Verfahrens kann nicht von dem Gericht selbst angeordnet werden, weil dieses erst für dieses Verfahren besonders gebildet werden soll. Sie kann nur von der Administrations- oder Polizeibehörde ausgehen.

Eine solche vorläufige Beschlagnahme kann nicht stattfinden in Fällen, wo bloße Privatrechte durch die Presse verletzt scheinen.

Denn ehe der Beleidigte als Kläger aufgetreten ist, kann keine Behörde befugt sein, von der Sache Kenntniß zu nehmen. Die Beschlagnahme kann aber verfügt werden von dem Gericht nach erhobener Klage und nach eröffneter Verhandlung. Sie kann aber vor dem gefällten Urtheil nur verfügt werden auf ausdrückliches Begehren des Klägers, auf dessen Gefahr und gegen hinreichende Bürgschaft für den dem Angeschuldigten dadurch verursachten Schaden.

Eine vorläufige Beschlagnahme vor erhobener Klage ist zulässig in Fällen, wo das öffentliche Recht Gegenstand der Verletzung ist. Sie kann aber nie eintreten, ehe die Druckschrift erschienen, d. h. verbreitet worden ist, weil sie sonst Censur wäre, Censur aber unter allen Gestalten unzulässig ist.

Wenn die Polizeibehörde eine solche vorläufige Beschlagnahme wegen Verletzung des öffentlichen Rechts für nöthig hält, so sei sie verbunden, innerhalb vier und zwanzig Stunden dem für Preßvergehen bestellten öffentlichen Ankläger von ihrem Beschluß Nachricht zu geben. Dieser muß sodann seine Klage innerhalb acht Tage bei der Justizbehörde einreichen, unter deren Leitung das Geschwornengericht in Wirksamkeit treten soll. Versäumt der öffentliche Anklä-

ger diesen Termin, so muß der Beschlag auf Verlangen der Betheiligten aufgehoben, und von dem Staate aller dadurch verursachte Schaden samt Kosten ersetzt werden. Wird die Klage innerhalb acht Tage erhoben, so muß der Beschlag bis zur endlichen Entscheidung der Sache fortdauern.

Da die Verbreitung anonymer Schriften allgemein verboten ist, so ist die Polizeibehörde befugt, jede anonyme Druckschrift, von dessen Dasein sie Kunde erhält, in Beschlag zu nehmen. Sie muß den öffentlichen Ankläger davon innerhalb acht Tage in Kenntniß setzen, und dieser hat seine Klage innerhalb des Verjährungstermins von einem Jahre zu erheben. Nach dessen Verfluß ist die Klage verfallen und der Beschlag aufgehoben.

Zum Schlusse erwarten Sie, meine Herren! von mir vielleicht noch den Entwurf eines vollständigen Preßgesetzes. Diese Arbeit glaube ich mir und Ihnen aber ersparen zu können. Mir schien es genügend und unserm Standpunkt angemessen, alle Hauptpunkte, welche ein gutes Preßgesetz umfassen muß, einer sorgfältigeren Erörterung und Prüfung zu unterwerfen. Den Entwurf des Gesetzes selbst werden wir mit Vertrauen von der Weisheit der Regierung erwarten dürfen.

Im Namen Ihrer Commission stelle ich hiermit den Antrag, Se. Königl. Hoheit den Großherzog zu bitten, Ihren getreuen Ständen baldmöglichst einen Gesetzentwurf über die Presse zur Berathung vorlegen zu lassen, worin die in dieser Rede entwickelten Ansichten berücksichtigt und besonders die Einführung der Anstalt des Geschwornengerichts für die Beurtheilung im Preßvergehen ausgesprochen wird.

Nachschrift.

Man wird vielleicht nach dem Erfolg dieser Rede fragen. Sie machte einen großen Eindruck; aber eine fernere Verhandlung über Preßfreiheit unterblieb, weil die Kammer, wie schon bemerkt, am 28. Juli vertagt wurde. Inzwischen erschienen die Karlsbader Beschlüsse, am 18. October 1819, welche die Erreichung einer gesetzmäßigen Preßfreiheit in Deutschland fast in das Gebiet der Unmöglichkeit verwiesen. Als die badischen Stände im Juni 1820 wieder einberufen wurden, waren die Preßverhältnisse schon so drückend, daß der Abgeordnete von Rotteck in der ersten Kammer sich begnügen mußte, den Antrag auf „Minderung des Preßzwangs" zu stellen, welcher nämlich in Gemäßheit der badischen Verordnungen noch härter geworden war als die Karlsbader Beschlüsse vorschrieben. Es erlangte derselbe nach hartem Kampfe die Zustimmung der Majorität in der ersten Kammer, bald darauf aber in der zweiten Kammer den einstimmigen Beifall. Aber immer beengender wurden die Fesseln der Presse. Endlich im Jahre 1831 wurde auf Antrag des unter dem Einfluß der damaligen europäischen Weltbewegung berufenen Landtags von der Regierung das sehnlichgewünschte Gesetz über Preßfreiheit und Preßvergehen vorgelegt, berathen und angenommen; aber schon im Juni und Juli 1832 erschienen die bekannten Bundesbeschlüsse in Frankfurt, dadurch wurde die jugendliche Preßfreiheit in Baden wieder aufgehoben. Dabei blieb es in Baden, dabei in ganz Deutschland bis auf den heutigen Tag.

14.

Ueber Gerichtsöffentlichkeit.

Rede des Abgeordneten Klinger in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843*).

Wenn schon, meine Herren, ich nicht im Stande sein werde, etwas Neues über den vorliegenden Gegenstand zu sagen, da schon gestern und vorgestern ausgezeichnete Redner darüber gesprochen haben, und auch im Deputationsberichte ein reichhaltiges Material zusammengetragen ist, welches dasjenige vollständig begründet, was die außerordentliche Deputation beantragt hat, so halte ich mich doch für verpflichtet, mit einigen Worten hervorzutreten, theils aus dem Grunde, weil Wahrheiten, wenn sie auch mißfallen, nicht oft genug gesagt werden können, theils auch um dadurch an den Tag zu legen, daß ich mich bei Feststellung meiner Meinung nicht von einer flüchtigen Richtung der Zeit habe hinreißen lassen. Meine Herren, der Zweck des Strafverfahrens kann kein anderer sein als Erforschung der wirklichen materiellen Wahrheit. Der Weg, der am schnellsten und am sichersten dazu führt, dieser Weg wird im Interesse des Rechts eingeschlagen werden müssen; denn es handelt sich beim Criminalverfahren um unveräußerliche Güter, um Ehre Leben, und Freiheit. Zwar behauptet die hohe Staatsregierung, daß im Inquisitionsprocesse durch die Schriftlichkeit die Garantie vollständig gegeben sei, um sicher zur Erforschung der materiellen Wahrheit zu gelangen. Allein ich kann dieser Behauptung nicht beitreten, erkläre mich vielmehr für Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Anklageproceß mit Staatsanwaltschaft in Verbindung mit Voruntersuchung. Wenn sich Jemand in irgend einer Lage, in irgend einem Verhältnisse von Etwas sicher, genau und vollständig überzeugen will, so wählt er dazu nicht die Berichterstattung eines Dritten, sondern er wird wünschen, selbst zu hören, selbst zu sehen, sich selbst zu überzeugen, und darauf sein Urtheil zu gründen. Ich frage Sie, meine Herren, wo ist ein Kaufmann, der, wenn ihm die Gelegenheit geboten ist, es verschmähet, die Waaren, die er zu kaufen sucht, vorher erst selbst zu sehen, sie selbst zu prüfen? Ich frage Sie, wo ist ein Landwirth, der ein Gut kaufen will, der sich nur auf eine bloße Beschreibung desselben aus dritter Hand verläßt? Er wird selbst hingehen, selbst hören, selbst in Augenschein nehmen, weil in Jedem die Ueberzeugung lebt, daß eigne Augen anders sehen als die eines Dritten? Wo ist ein Jurist, der bei einem Processe von irgend einiger Wichtigkeit nicht wünschen sollte, mit seinem Clienten vorher selbst Rücksprache zu nehmen, um alles Thatsächliche genau zu ermitteln, was auf den Gang des Processes von Einfluß sein könnte? Wo ist ein Arzt, der einem ihm noch unbekannten Kranken schriebe: Gib mir nur schriftlichen Bericht, ich brauche dich weder zu sehen, noch zu hören, ich werde schon aus dem Berichte deine Krankheit erkennen, und die richtigen Mittel treffen? Ueberall, meine Herren, in allen Verhältnissen des Lebens, wo es gilt, einen Entschluß zu fassen, sich ein sicheres Urtheil zu bilden, wird man unwillkürlich den Wunsch haben, erst selbst zu sehen, selbst zu hören, sich selbst zu überzeugen. Nur dieser Inquisitionsproceß mit seiner Schriftlichkeit macht fast die einzige Ausnahme von diesem naturgemäßen Verlangen; nur ihm genügt es, daß dem erkennenden Richter Bericht von einer andern dritten Person, von dem Protokollanten, gegeben werde. Er verbietet

---

*) Siehe: ausgewählte Reden der Volksvertreter in der Sächsischen zweiten Kammer 1843 in Hinsicht der beiden Fragen Gerichtsöffentlichkeit und Preßfreiheit. Herausgegeben von Held. Leipzig 1843. — Auch die folgende Rede über Preßfreiheit von Oberländer ist daher entnommen.

dem erkennenden Gericht, unmittelbar in Verkehr zu treten mit dem Angeschuldigten und den Zeugen, sich selbst zu unterrichten, selbst zu sehen, selbst zu hören. Allein die Schrift ist nicht im Stande, ein treues, klares, deutliches, vollständiges Bild von dem zu geben, was bei dem Untergerichte von dem Angeschuldigten und den Zeugen geschehen, gesagt und gesprochen worden ist. Es ist eine reine Unmöglichkeit, jedes Wort, jede Sylbe in der Schrift aufzunehmen; es ist unausführbar, selbst wenn man annehmen wollte, es würde dem zu begegnen sein durch die Stenographie. Denn, meine Herren, wenn man damit auch Treue und Vollständigkeit schaffen wollte, so würde das Ergebniß das sein, daß die Akten in Kurzem zu Bergen anwüchsen, womit man einen Fluß ausfüllen könnte. Es würde keinem Gerichtshofe möglich sein, solche Aktenstöße zu lesen, und es gehörte, wie ein Schriftsteller sagt, ein Geschwindleser dazu. Was folgt daraus, daß nicht Alles und Jedes schriftlich niedergelegt werden kann? Es folgt daraus, daß der, welcher die Aussagen des Angeschuldigten und der Zeugen aufnimmt, nur einen kahlen Auszug davon geben kann. Dem Untersuchungsrichter ist es daher allein überlassen, das Erhebliche von dem Unerheblichen auszuscheiden; in seiner Hand liegt es, was der erkennende Gerichtshof erfahren und nicht erfahren soll. Ist aber auch das, was er ausgeschieden hat, das Richtige? Der Eine legt einen höheren Werth auf einzelne Umstände und schreibt 4, 5, 20 Bogen darüber; ein Anderer legt wieder diesen Werth auf andere Thatsachen, und Keiner von ihnen trifft vielleicht das allein Erhebliche. Es ist in der That auch nicht leicht, allemal das Richtige zu treffen, das auszuscheiden oder aufzunehmen, was bei der Entscheidung von Einfluß sein kann oder nicht. Es ist nicht leicht, sage ich, zumal in den ersten Stadien der Untersuchung, weil man nicht jederzeit im Voraus wissen kann, was dereinst von Wichtigkeit sein werde. Wenn man über alle Umstände des Verbrechens sofort durch eine genaue Erzählung aufgeklärt werden könnte, so würde man von einzelnen Angaben vielleicht ganz anders urtheilen, als am Schlusse der Untersuchung es möglich ist. Es ist aber auch nicht leicht, weil in sehr vielen Fällen tiefe Rechtskenntniß dazu gehört, zu wissen, ob gerade dieser oder jener Umstand von Einfluß auf die Entscheidung sei oder nicht. Allein man könnte sich damit vielleicht eher begnügen, daß nur ein Auszug dem erkennenden Richter gegeben werde, auf den er sein Urtheil baut, wenn nicht auf der andern Seite eine gleich große Gefahr daraus entstünde, daß dieser Auszug nicht allemal ganz getreu ist und nicht getreu sein kann. Es ist nicht möglich, alle und jede Worte einer kürzeren oder längeren Erzählung im Gedächtniß zu behalten; dem Protokollanten und Untersuchungsrichter wird dies auch nicht möglich sein. Was einer in zehn Minuten spricht, wird in der Niederschrift vielleicht mehre Bogen betragen. Wie ist es möglich, daß derjenige, der vor zehn Minuten eine Periode von Angeschuldigten und Zeugen vernommen hat, behaupten könne: er habe Alles Wort für Wort in seinem Gedächtnisse aufgefaßt? Es kann im Protokoll nur der Sinn dessen wiedergegeben werden, was der Angeschuldigte oder die Zeugen ausgesagt haben, mehr nicht. Man hat hierbei aber traurige Erfahrungen genug gemacht; im Auslande sowohl als im eigenen Vaterlande kommen Beispiele in Unzahl vor, aus denen es sich ergibt, daß der Sinn der Aussage der Angeschuldigten und der Zeugen vom Protokollanten oft ganz mißverstanden, irrig aufgefaßt und mit diesen Irrthümern niedergeschrieben worden ist. Ich würde im Stande sein, mehre Beispiele davon sofort aufzuführen. Ich werde mich aber in der Hauptsache dessen enthalten. Ich glaube, daß ein guter Protokollant, ein solcher, welcher viel Bildung besitzt, welcher sich viel mit Belletristik beschäftigt hat, der sich dadurch eine blühende Sprache angeeignet, der sich in Schrift und Wort einer eleganten Diktion bedient, daß dieser nicht im Stande ist, seine Sprachweise ganz aufzugeben und sich der des Zeugen oder Angeschuldigten genau zu bedienen, es wird immer Etwas von sei-

ner Subjektivität in das Protokoll übergehen, und das ist gefährlich, weil ein solches Protokoll nicht verstanden wird. Daher erfahren wir häufig, wie im Protokolle Aussagen niedergelegt sind, daß man oft glauben muß, der Angeschuldigte, der Zeuge weiß sich außerordentlich gut auszudrücken, es ist Alles so richtig, so geordnet vorgetragen, der Angeschuldigte muß ein Mann von Bildung sein, und am Schlusse liest man, wie Leue in seiner Schrift bemerkt: „übrigens scheine der Angeschuldigte oder der Zeuge etwas schwach an Verstande zu sein." Man stützt sich darauf, daß durch das Vorlesen des Protokolls dem abgeholfen werde; der Angeschuldigte und der Zeuge habe das Recht, Erinnerungen gegen das Protokoll zu machen, er werde auftreten und sagen: das ist meine Meinung nicht. Allein treten Sie hinaus in die unteren Klassen des Volks, und Sie werden finden, daß es nicht im Stande ist, beim Vorlesen des Protokolls den Sinn desselben vollständig zu erfassen, eben weil es in einer andern Ausdrucksweise als in der seinigen abgefaßt ist. Um Eines zu erwähnen, so ward vor ganz kurzer Zeit ein Mann in Polizeistrafsachen verurtheilt; er erklärte, daß er nicht wisse, wie er zu dieser Strafe komme. Ich sah das Protokoll ein und fand, daß die Strafe diesem Protokolle nach ganz in der Ordnung war; denn im Protokolle war ausgesprochen, daß der Angeklagte bekannt habe, daß er eine obrigkeitliche Verfügung erhalten, er habe bekannt, daß er dessen ungeachtet das und das gethan, er habe bekannt, daß er geflissentlich dagegen gehandelt habe. Das Protokoll war vorgelesen, genehmigt, von ihm selbst vollzogen worden, und dennoch erklärte er, es sei nicht wahr, er habe nie eine obrigkeitliche Verfügung in dieser Angelegenheit erhalten. Beim Vorlesen des Protokolls hat er dasselbe weder überhaupt, noch weniger aber verstanden, was es heißt: geflissentlich gegen eine obrigkeitliche Verfügung handeln. Nicht allezeit ist es möglich, dergleichen Protokolle als irrig darzustellen; es ist unendlich schwierig, die Glaubwürdigkeit der Protokolle zu vernichten. Es wurde in dem vorliegenden Falle möglich gemacht; denn es konnte nicht nachgewiesen werden, daß eine obrigkeitliche Verfügung an diesen Mann erlassen worden. Ganz natürlich folgte daraus, daß er nicht geflissentlich dagegen gehandelt haben konnte. Eine Menge von andern Fällen schweben vor meinem Gedächtnisse; ich will aber darauf verzichten, ich habe nur daraus andeuten wollen, daß es nicht möglich sei, durch das Vorlesen des Protokolls eine Garantie gegen Irrthümer und Mißverständnisse zu geben. Ja Sie werden, meine Herren, in der Civiljustiz dasselbe finden. Lassen Sie heute eine große Verhandlung stattfinden über verschiedene Punkte, es ist der Richter, der Protokollant gegenwärtig, es sind eine Masse von Personen zugegen, vielleicht 10, 15, 20 Advokaten, das Protokoll wird aufgenommen, vorgelesen, genehmigt, unterzeichnet, und kaum sind einige Tage ins Land gegangen, so treten die Parteien auf und sagen: das Protokoll habe einen andern Sinn, als er vom Gegentheile angenommen werde, es sei nicht so zu verstehen, man habe bei dem Vorlesen das anders verstanden, und so erhebt sich bald darauf wieder ein Proceß über den Sinn des Protokolls. Also mit dem Vorlesen des Protokolls ist nichts gedient. Um wie viel trauriger ist das in Criminalsachen; ein Wort zu viel oder zu wenig ist oft im Stande, über Ehre und Freiheit zu entscheiden! Der königliche Herr Commissar hat in seiner vorgestrigen Rede erklärt, das Protokoll sei das Original vom Geschehenen, das vorgelesene, genehmigte und beglaubigte Protokoll gewähre die höchste Garantie. Allerdings ist es das Original, es ist das Orignal für den, der es niedergeschrieben hat, das Original für das Gericht, aber nicht das Original für den, der seine Aussagen darin niedergelegt hat. Warum nicht? Es enthält nur einen Auszug von seinen Aussagen, und es enthält diesen Auszug auch in einer andern Sprachweise, als die des Angeschuldigten oder Zeugen ist. Vergleichen Sie, meine Herren, mit jenen Mängeln das mündliche unmittelbare Verfahren. Das

mündliche Verfahren gibt eine ganz andre Garantie. Ich verstehe hier unter diesem mündlichen unmittelbaren Verfahren dasjenige, wornach der Richter Nichts für wahr annehmen darf, als was er selbst gehört von den Zeugen und dem Angeschuldigten, oder was er nicht mindestens aus der Voruntersuchung wiederholt bestätigen gehört hat. Es ist damit zugleich Schriftlichkeit verbunden, in der Voruntersuchung werden auch die hauptsächlichsten Punkte protokollarisch fixirt, ebenso auch bei der Hauptverhandlung, und neben dieser Fixation durch die Schrift tritt noch der unmittelbare Verkehr mit dem Richter ein. Meine Herren, es ist möglich, bei dem mündlichen Verfahren durch eine zeitgemäße Frage des Richters das Dunkel, welches über irgend einer That schwebt, sofort aufzuhellen. Ist das möglich bei unserm Inquisitionsverfahren? Bisweilen wohl, aber nicht immer. Warum? Die Punkte und Momente, die in den Untersuchungsakten nicht vorhanden sind, diese sind auch nicht für den erkennenden Richter da; er kann nicht nachhelfen, wenn Umstände weggelassen worden sind. Er kann sich keine Aufklärung mehr über die Sache verschaffen, er kann auf einzelne einflußreiche Gegenstände gar nicht kommen; denn die Akten enthalten oft keine Andeutung davon. Ich erkläre daher, es ist kein Heil in der Schriftlichkeit, und hauptsächlich hat mich dazu bestimmt, nicht seit gestern und heute, sondern schon seit Jahren, der Umstand, daß ich gesehen habe, es sei nicht möglich, daß von dem Untersuchungsrichter etwas Anderes gegeben werden könne als ein Auszug von dem, was der Angeklagte und die Zeugen gesagt haben, und obendrein in einer Uebersetzung, die nicht das Original ist. Aber wo es sich um Gegenstände so wichtiger Art handelt, da muß die Angabe jedes Umstandes treu, wahr und vollständig sein. Meine Herren, es lassen sich noch eine Menge von andern ebenfalls sehr wichtigen Gründen für das mündliche Verfahren anführen. Ich berühre sie nicht; ich habe nur diejenigen herausheben wollen, die mich besonders überzeugt haben. Ich verzichte darauf, noch mehr anzuführen; wozu auch ist es nöthig, Beweise für die Vorzüglichkeit des unmittelbaren Verfahrens geben zu wollen? Fordert man einen Beweis dafür, daß Tag nur Tag, und Nacht nur Nacht sei? Gewiß nicht. — Ich erkläre mich auch für die Oeffentlichkeit. Ich bin der festen Ueberzeugung, meine Herren, daß die Oeffentlichkeit einen großen Sporn für die Wahrhaftigkeit bietet. Es ist nicht zu läugnen, daß in einer großen Versammlung da, wo die Feierlichkeit und Würde der Verhandlung so groß ist, diese Feierlichkeit, diese Würde einen tiefen Eindruck auf die Menschen hervorbringt. Es ist leichter in der Umgebung von wenigen Personen der Wahrheit weniger zu huldigen als vor einer großen Versammlung. Die Erfahrungen andrer Länder beweisen das in Bezug auf das Criminalverfahren vollständig; sie beweisen es damit, daß, während bei uns selten Jemand sich veranlaßt findet, sich als Zeugen aufzuwerfen, sie dort von den Tribunen herabkommen, sich zu Zeugen anbieten, um Aufklärung zu geben, und um dem, der vielleicht eine falsche Aussage gethan hat, zu widersprechen. Diese Erfahrung macht man selbst in Ländern, wo man es am wenigsten vermuthen sollte. Ich meine Italien. Ich darf nicht unterlassen, hier eine Mittheilung zu erwähnen, die mir von einem ausgezeichneten Criminalisten Deutschlands hierüber gemacht worden ist. Er sagt, er habe Italien bereist in der Absicht, um daselbst das Land mit seinen Sitten und Institutionen, besonders das öffentliche, mündliche Verfahren dort kennen zu lernen. Um die Stimme des Volkes darüber zu erfahren, habe er sich entschlossen, in die niedrigsten Wirthshäuser zu gehen. Er sei herabgestiegen zu den Vetturinis und Vaccinis. Er habe sie gefragt: wie steht es mit eurem öffentlichen Verfahren? Seid ihr damit zufrieden? Die Antwort sei gewesen: Nein, das ist ein böses Verfahren. Warum? Früher, als das schriftliche Ver-

fahren bestand, da ging man hin, gab seine Aussagen vor wenigen Personen an der Gerichtsstelle ab, sie wurden niedergeschrieben, und es ward nicht so genau genommen. Da war es möglich, seinen Freunden durchzuhelfen. Allein jetzt, wo man vor der öffentlichen Versammlung erscheinen muß, jetzt, wo die Feierlichkeit der Handlung auf jedes Gemüth einen tiefen Eindruck macht, wo bald der Präsident des Gerichtshofes mit Fragen in einen hineinstürmt, bald der Vertheidiger, bald wieder die Beisitzer des Gerichts, bald endlich der Staatsprokurator mit Fragen aller Art überhäuft, da wird man gedrängt und getrieben, daß es nicht möglich ist, mit Unwahrheit hervorzutreten; man kann nicht anders, man muß die Wahrheit sagen. Es ist die Oeffentlichkeit auch zu gleicher Zeit ein Sporn für den Richter, möglichst gerecht zu sein. Es kann nicht fehlen, daß der Eindruck, der durch die Feierlichkeit der Handlung auf die Zeugen gemacht wird, auch bei dem Richter stattfinden werde. Er muß mit großer Aufmerksamkeit allen Ergebnissen der Verhandlung folgen. Er würde sich dem Spotte, der Verachtung des ganzen Publikums aussetzen, wenn er zur Parteilichkeit, zur Ungerechtigkeit sich verleiten lassen wollte. Der Richter selbst hat aber auch zugleich ein Recht darauf, daß Alles öffentlich bekannt werde, daß alle Verhandlungen öffentlich seien, damit das Volk wisse, daß Gerechtigkeit von ihm geübt worden. Dasselbe gilt bei ihm von der Unmittelbarkeit. Denn ist er jetzt davon überzeugt, daß die Schriftlichkeit mit manchen Mängeln behaftet ist, weiß er, daß er nur einen unvollständigen Auszug erhält, in der That, so wird er zwar seine Pflicht erfüllen, indem er sein Urtheil auf die Akten gründet, aber ob er sich in seinem Gewissen allemal so frei fühlt, das, meine Herren, lasse ich dahingestellt sein. Es ist keine Frage, daß die Oeffentlichkeit auch Rechtssinn begründet und Rechtssinn verbreitet. Wir haben ein Criminalgesetzbuch von einigen hundert Artikeln; es ist eine Masse von einzelnen Bestimmungen darin, welche der Mehrzahl des Publikums unbekannt sind. Man darf nicht sagen, das Gefühl, das Gewissen sagt es schon einem Jeden, was Recht oder Unrecht sei. Die Erfahrung zeigt das Gegentheil. Es gibt feine Subtilitäten des Criminalrechts, wo es schwer ist zu entscheiden, wie schon gestern vom Abgeordneten Dr. v. Mayer angeführt worden, ob eine Handlung strafbar oder nicht strafbar ist. Man denke nur an die Selbsthülfe, an die Ausübung und den Schutz des Besitzes. Es kommt vor, daß Jemand in Untersuchung gezogen wird, der glaubt, er sei in seinem vollsten Rechte. Es wird durch Oeffentlichkeit der Verhandlung Aufklärung und Rechtskenntniß verbreitet werden, wenn auch erst nach und nach. Wir müssen doch sehr wünschen, daß alle die Gesetzbestimmungen, die einmal bestehen und gegeben sind, allgemein bekannt und treu befolgt werden. Wir hindern dies jetzt durch die Nichtöffentlichkeit. Allein das größte Recht auf Oeffentlichkeit scheint mir der Angeschuldigte selbst zu haben. Es ist keine Kleinigkeit, in Untersuchung gezogen zu werden; denn die Folgen können von den größten Nachtheilen begleitet sein. Sehr leicht verbreitet sich das Gezischel davon von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr, verbreitet sich über die ganze Umgegend hin, der gute Ruf ist untergraben und der Mann gebrandmarkt. Es sind viele Fälle dieser Art in unserm Vaterlande bekannt, und selbst wenn auch nachher die Freisprechung erfolgte, ward Mißtrauen und Verfolgung nicht gehoben. Ich mache nur auf einen Fall dieser Art aufmerksam. Vor nicht zu langer Zeit wurde Jemand der Brandstiftung bezüchtigt, hierauf aber gänzlich freigesprochen; dennoch war er, verfolgt von der Meinung und dem Mißtrauen des Publikums, veranlaßt, seine Heimath zu verlassen, und wird vielleicht jetzt die zweite Heimath wieder aufgeben müssen. Warum? weil das Publikum nicht die Gründe kennt, die seine Unschuld darstellen, aus denen er freigesprochen ist. Der Mann kommt dadurch zu dem höchsten Elend und Unglück, und vor wenigen Tagen habe ich von einem ähnlichen Fall des Auslandes gelesen. Es war eine Frau in Untersu-

chung gezogen worden, auch in Bezug auf Brandstiftung. Nachdem die Untersuchungsakten geschlossen waren, hatte der Referent darüber Vortrag zu erstatten, und sprach seine Meinung dahin aus, die Angeschuldigte sei frei zu sprechen, es hafte kein Verdacht auf ihr. Allein, fügte er hinzu, die Untersuchungsakten haben zugleich die traurige Wahrheit ergeben, daß, wenn diese Person in ihre Heimath wieder zurückkommt, sie ihres Lebens nicht mehr sicher sein werde, es hafte einmal der Verdacht der Brandstiftung auf ihr; und er trug daher darauf an, daß sie zu ihrer eigenen Sicherheit auf einige Jahre in das Arbeitshaus gebracht werde. Warum? Um bei der aufgeregten Stimmung des Publikums, welches die Gründe der Freisprechung nicht kennt, nicht todtgeschlagen zu werden. Etwas der Art kann bei uns nicht vorkommen; unsre Richter stehen auf einer zu hohen Stufe der Intelligenz und Humanität, als daß sie eine solche Entscheidung geben könnten. Allein es ist Beweis genug dafür, daß es nothwendig ist, die Oeffentlichkeit einzuführen, damit das Publikum weiß, aus welchen Gründen Jemand verurtheilt oder freigesprochen wird. Bleiben diese Gründe unbekannt, so bleibt auch nach der Freisprechung immer noch ein Verdacht haften, der Verachtung und Verfolgung oft zur Folge hat. Ich erkläre mich aber auch für den Anklageproceß und kann damit um so kürzer sein, weil von mehren Rednern vor mir darüber schon mit großer Ausführlichkeit und Klarheit gesprochen worden ist. Ich beziehe mich nur darauf, daß es nothwendig ist, daß eine bestimmte Anklage formirt werde, damit nicht das beliebte Hineininquiriren in andre Gegenstände erfolgt. Hauptsächlich aber darum, weil ich mich auch von der großen Gefahr der Triplicität des Richters überzeugt habe. Man hat gesagt, der Richter könne alle diese drei Functionen im Interesse des Rechts auf sich nehmen; allein es ist gegen die Natur des Menschen, er kann nur einer, nicht ein doppelter zugleich sein. Kann man nach Ost und nach West zu gleicher Zeit sehen; kann man vorwärts und rückwärts zu gleicher Zeit schreiten; kann man Blitze mit der Rechten gegen Jemanden schleudern und dieselben wieder mit seiner Linken auffangen wollen? Das widerstreitet der Natur. Es gibt nur eine E i n h e i t des menschlichen Willens. Ich muß mich daher gegen den jetzigen Inquisitionsproceß und gegen die zeitherige Triplicität des Richters und f ü r den A n k l a g e proceß erklären. Meine Herren, es würde mir möglich sein, eine Menge anderer Gründe darzulegen, die für den Vorzug der Oeffentlichkeit, Mündlichkeit, des Anklageprocesses mit Staatsanwaltschaft sprechen, denn das Material dazu ist unendlich reich; allein ich verzichte darauf, da von mehren Abgeordneten vor mir der Gegenstand mit großer Vollständigkeit behandelt worden ist. Nur das füge ich noch hinzu: Die Regierung hat der Ständeversammlung auch gestern wieder das Versprechen gegeben, sie werde, wenn sie zu einer anderen Ueberzeugung gelangt sei, wenn sie erkannt habe, daß das von der Deputation Beantragte wirklich große Vorzüge vor dem Inquisitionsprozesse besitze, gern bereit sein, den diesseitigen Wünschen entgegenzukommen. Es ist ein offenes, redliches Wort. Die Regierung hat das ernste, heilige Streben nach Wahrheit und Recht; sie wird W o r t halten, und ich bin der Ueberzeugung, sie wird veranlaßt sein, r e c h t b a l d W o r t z u h a l t e n, da ich hoffe, sie werde sich bald eines Andern überzeugen. Denn die W a h r h e i t, wenn auch noch so sehr von Hemmnissen umgeben, wird überall durchdringen und den S i e g davontragen.

15.

Ueber Preßfreiheit.

Rede des Abgeordneten Oberländer in der sächsischen zweiten Kammer im Jahre 1843.

Meine Herren! Da ich gestern wegen bedeutenden Unwohlseins nach Beginn der Tagesordnung unsere Versammlung verlassen mußte, und daher die von den verschiedenen Rednern entwickelten Ansichten nicht kenne, auch mein körperlicher Zustand heute nur taliter qualiter das Sprechen zuläßt, so werde ich Ihre gütige Nachsicht in mehr als Einer Beziehung in Anspruch nehmen müssen. Aber wenn diesmal auch schon vier und siebzig Mitglieder unserer Kammer sich erhoben hätten für das kostbare und unveräußerliche Recht der freien Gedankenmittheilung, so würde ich keinen Anstand nehmen, mit meinen letzten Kräften als fünf und siebzigster Sprecher aufzutreten für die Freiheit des menschlichen Geistes, für das wichtigste Hülfsmittel zu jeglichem Fortschreiten in allen Gebieten menschlicher Kenntniß und Wissenschaft, für dieses sicherste Schild gegen die Schläge des Unrechts, der Unterdrückung und der Willkür jeglicher Art, für die mächtigste Schützerin und unentbehrliche Gewährleisterin aller übrigen Freiheiten — für die Preßfreiheit, ohne welche alle Repräsentativverfassung für immer ein leerer Schall bleibt. Darum wird in diesen Reihen der würdigen Vertreter des sächsischen Volkes, der treuen Wächter seiner Verfassung, über diese Frage nur Eine Stimme sein, wie es nur Eine Stimme ist unter allen Verständigen und Wohlgesinnten aller civilisirten Völker des Erdbodens. Ich trete damit nicht in Opposition gegen die Ansichten, die so eben ein verehrter Staatsminister entwickelt hat. Auch er gehört gewiß zu denjenigen, welche die Freiheit des menschlichen Geistes, also die Preßfreiheit, im Princip anerkennen, nur daß wir wegen der Mittel zur Abwendung des Mißbrauchs dieses Rechts nicht einerlei Meinung sein werden. In diesem wichtigen Moment, wo ein ganzes Volk, gestützt auf sein gutes, durch das Herzblut seiner Kinder, durch seine Liebe und Treue für Fürst und Vaterland verdientes, durch heilige Urkunden verbrieftes Recht, seine Regierung um Erhörung bittet, da fehlt nicht die innerste Bewegung der Seele, da steht vor ihr die ganze Wichtigkeit der Stellung eines Volksvertreters. Mit tiefer Bewegung, von dem großartigen Verhältniß der Sache durchdrungen, mit Begeisterung, aber darum nicht ohne Prüfung und Ueberlegung, gebe ich meine Stimme ab. Daß ich sie noch in dieser Sache, auf dieser erhabenen Stelle, in dieser ehrwürdigen Halle, wo sich vor den Blicken von ganz Deutschland die Vertreter eines würdigen und intelligenten Volkes über eine Angelegenheit nicht nur ihres Landes, sondern der ganzen Menschheit mit dem Aufblick auf den, der Alles leitet, berathen, abgeben kann, das werde ich stets zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens zählen. Mein Zweck kann nicht sein, Ihr gewichtiges Einverstehen mit den Anträgen unsrer Deputation erst hervorzurufen, denn ich müßte bei Ihnen in den Verdacht großer Eitelkeit kommen, wenn ich die Meinung verriethe, als könnte ich noch etwas Neues hinzufügen, sondern damit möglichst aus allen Theilen des geliebten Vaterlandes jenes Einverstanden erschalle und nachhalle, und unsre Regierung sich um so sicherer davon überzeuge, daß auch das sächsische Volk seine Bitten nicht eher einstellen werde, bis erfüllt worden, was den Völkern Deutschlands, nachdem sie das Vaterland von der Schmach fremder Despotie befreit, und ihre Fürsten in ihren Rechten und Thronen befestigt, von letzteren vor ganz Europa feierlich verheißen, und in allen Verfassungsurkunden der einzelnen constitutionellen Staaten Deutschlands noch besonders zugesichert und bestätigt worden ist. — Verlangt ganz Deutschland die Preßfreiheit nach dem 18. Artikel der deut-

schen Bundesakte vom 8. Junius 1815, so beanspruchen wir Sachsen sie noch besonders nach §. 35 unsrer Verfassungsurkunde [1]). — Nach einer bekannten Rechtsregel ist ein nach Zeit und Umfang unbestimmt gelassenes Versprechen so bald und so gut als möglich zu erfüllen. Nach einem fast zwölfjährigen Zeitraume sind wir aber noch da, wo wir vor dem Versprechen waren. Und daß, was den Umfang dieses Versprechens anbelangt, der vorgelegte Gesetzentwurf eher jeder anderen Sache als einem Preßfreiheitsgesetze ähnlich sieht, darüber braucht man nicht erst einen Commentar zu schreiben. Ist aber die Verfassung nicht das kostbarste Gesammtgut für Fürst und Volk, die Gewährleistung des gegenseitigen Rechts, woran Fürst und Volk gleichen Antheil nehmen? Es ist also auch die Heilighaltung und die Erfüllung der Verfassung die wichtigste Angelegenheit für Alle; Fürst und Volk, die Minister wie die Stände, haben hier alle gleiche Pflicht. Darum, meine Herren, wer für die Constitution, wer für eine einzelne Paragraphe der Constitution, wer für die Preßfreiheit spricht, der spricht nicht nur für das Volk, sondern auch für die Regierung. Es besteht aber diesen heiligen Bestimmungen entgegen nicht die Preßfreiheit, der Grundsatz, sondern die Censur, also das pure Gegentheil. Kaum kann es zwar fehlen, daß das, was hier gesagt werden muß, da und dort mißliebig aufgenommen werden wird; allein die freie Rede, die Rede der innern Ueberzeugung ist ein uns vertrautes Gut, für dessen Nichtgebrauch wir eben so verantwortlich sind wie für den bösen Gebrauch. — Der einzige Grund, der gegen die Preßfreiheit angeführt zu werden pflegt, besteht darin, daß sie oft mißbraucht werden könne und leider überall mißbraucht werde. Aber wir wollen dem Mißbrauch ebenfalls Schranken setzen, feste Schranken setzen. Diese Freiheit darf nicht die Rechte Anderer und das Sittengesetz verletzen, nicht die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährden. Die Ueberschreitung dieser Grenzen, der Mißbrauch dieses Rechts muß der strengsten Bestrafung und Civilentschädigung unterworfen sein. Die durch die Presse begangenen Verbrechen müssen sogar härter geahndet werden als die gewöhnlichen, weil ihre Wirkung weithin verbreitet ist. Denn eine Verläumdung, eine Verletzung, ein Angriff, der mit der Schnelligkeit der Preßverbreitung geschieht, schlägt tiefere Wunden als die mündliche Rede. — Dieser Gefahr vorzubeugen ist jetzt die Censur bestimmt. Allein abgesehen davon, daß dieses Institut den Mißbrauch, wie wir Alle wissen, nicht hindert, so hat es auch große Nachtheile und Rechtsverletzungen in seinem Gebiet und Gefolge. An die Stelle der Censur sollen zur Abwendung des Mißbrauchs der Presse die strafenden Gerichte treten, und zwar wegen der eigenthümlichen Verhältnisse der Presse am zweckmäßigsten die Geschwornengerichte. Wir weisen also gänzlich zurück die Beschuldigung, als verlangten wir eine unumschränkte Freiheit der Presse; auch wir fordern die Beschränkung derselben, aber nicht durch die Willkür, dies ist der unauslöschliche Charakter selbst der sogenannten liberalen Censur, sondern durch das Gesetz, was oft noch härter sein mag als die Censur. Denn gerecht ist der Abscheu gegen den Mißbrauch der Presse und gegen die Preßfrechheit. Allerdings kann die Freiheit der Presse zu den tiefsten Abscheu erregenden Mißbräuchen übergehen. Wie in allen menschlichen Dingen, so ist auch hier der böse Wille zu fürchten. Was ist aber im menschlichen Leben Großes und Edles nicht mißbraucht worden, was kann nicht gemißbraucht werden? Sollen wir die Religion abschaffen, die Kirchen schließen, weil auch sie unzählige Male mißbraucht worden sind? sollen wir das monarchische Princip, das Königthum, für verwerflich erklären, weil es oft in Sultanismus ausartete und zur Unterdrückung der

1) Der Paragraph 35 der Verfassungsurkunde lautet: „Die Angelegenheiten der Presse und des Buchhandels werden durch ein Gesetz geordnet werden welches die Freiheit derselben unter Berücksichtigung der Vorschriften der Bundesgesetze und der Sicherung gegen Mißbrauch, als Grundsatz aufstellen wird.

Menschenrechte mißbraucht wurde? Können wir die heilsamsten Einrichtungen und Anstalten des Staates entbehren, weil so oft Unheil aus ihnen hervorgeht, und sie für Einen oder den Andern mit Beschränkungen und Beeinträchtigungen verbunden sind? Ueber die Mißbräuche darf man die Wohlthaten nicht vergessen, und das Nothwendige muß man um so mehr beibehalten, wenn die Letzteren die Nachtheile der Ersteren aufwiegen? Daß aber alle Erscheinungen des Mißbrauchs der Presse, als Verläumdungen und empfindliche Verletzungen von Privatpersonen, Angriffe der Religion und Sittlichkeit, Verbreitung von Lehren, welche dem Staat im Ganzen oder der Staatsregierung nachtheilig sind, welche die Grundsätze der Ordnung untergraben, Liebe und Vertrauen der Unterthanen zu ihren Fürsten erschüttern, auch in solchen Ländern vorkommen, wo die literarischen Erzeugnisse der Censur unterliegen, das wird Niemand läugnen, das ist eine tägliche Erfahrung, eine Erfahrung aller Zeiten und Völker. Eine Maaßregel aber, die neben dem Vorwurfe der größten Ungerechtigkeit auch noch der der Unzweckmäßigkeit trifft, die wird Niemand für die Länge vertheidigen wollen; es können sie höchstens außerordentliche Umstände auf Zeit rechtfertigen. Ich habe die Censur ungerecht genannt, weil sie eine jede Rechtfertigung ausschließt, wenn der Censor streicht, was ich geschrieben habe. Ich kann mich ihm gegenüber nicht rechtfertigen, nicht beweisen, daß er mit Unrecht gestrichen hat, weil die Erlaubniß der Veröffentlichung der Sache vor dem Publikum, die einzige Möglichkeit zur Rechtfertigung, mir entzogen ist. Willkür ist und bleibt der ausschließliche Charakter der Censur, also eines Instituts, welches constitutionelle Staaten nicht kennen sollten; denn es ist dem subjectiven Ermessen des Censors überlassen, die Meinungen, welche er für schädlich, für irrig hält, nach seinem Belieben zu streichen. Ist es aber nicht Hohn gegen den menschlichen Geist, gegen die Gottheit selbst, einem Menschen das vernichtende Urtheil über die geistigen Erzeugnisse vieler tausend andrer ihm nicht Nachstehender, ihn vielleicht hundertmal Ueberragender einzuräumen? In einem constitutionellen Staate soll kein Bürger in der Ausübung eines wesentlichen Rechtes der Willkür eines Anderen unterworfen sein, das ist ein Satz, welchen Niemand bestreitet. Wie will man nun diese Willkür bei dem unveräußerlichsten aller Rechte, bei dem Rechte, Andern seine Gedanken mitzutheilen, Belehrung zu geben und zu empfangen, rechtfertigen? Wie kann man einem einzelnen Menschen das Recht verleihen, nach Willkür die Gedanken seiner Mitbürger zu verstümmeln, zu verfälschen; und wie will man einer gebildeten Nation zumuthen, nur das als Wahrheit gelten zu lassen, was der Censor für wahr hält? Wie darf man sich in christlichconstitutionellen Staaten erlauben, die freie Entwickelung der Keime und Anlagen zu hindern, welche die Natur und der Schöpfer in uns gelegt hat? Der Zwang der Geister ist eine wahre Versündigung gegen den Schöpfer. Hat man die Sklaverei des menschlichen Körpers, die Leibeigenschaft, für immer aufgehoben, sind wir der Sklaverei des Grundeigenthums, das heißt, den auf dem Grundeigenthum haftenden Lasten entgegengetreten, so werden wir auch wie aus Einem Munde die Sklaverei des menschlichen Geistes, das heißt die Unterdrückung der freien Presse, die Censur, verdammen. Denn jede Sklaverei ist eine Schmach; und da in dieser geehrten Versammlung wohl Niemand läugnen wird, daß der Geist höher steht als der Körper und das Grundeigenthum, so ist die Sklaverei des Geistes, die Unterdrückung der freien Presse, gewiß eine größere Schmach als jede der beiden andern. Dies erkennt auch unsre Verfassung ausdrücklich an, indem sie dieser Sklaverei ein Ende zu machen versprochen hat. Ja, wir fordern das Recht zurück, welches der Schöpfer und die Natur den Menschen gab, welches aber eine falsche und übelverstandene Politik der Regierungen ihnen nahm und bis jetzt vorenthielt. Und welcher Nutzen wurde durch solche Maaßregeln den Regierungen erzeugt? Wurden die Mißgriffe der Re-

gierungen etwa weniger getadelt und angegriffen, weil dies im Verborgenen geschah? Konnte Vertrauen und Liebe daraus erwachsen, daß man die Erfüllung jener heiligen Versprechungen von Zeit zu Zeit hinausschob, daß man nur der Regierungspartei die Freiheit der Presse gestattete, alle Uebrigen aber zum Stillschweigen verdammte? In Nichts trifft die Regierungen mehr der Verdacht, in den Völkern keine anderen Meinungen als die ihrigen zuzulassen, als in der Unterdrückung der Preßfreiheit. Wenn sich hie und da in Deutschland Stimmen von Unzufriedenen gezeigt haben, so liegt der Grund vorzugsweise darin, daß jene Verheißung nicht erfüllt worden ist; und auch für die andern Gründe der Unzufriedenheit würde es zur alsbaldigen Beschwichtigung beitragen, wenn man endlich die verheißene Preßfreiheit gäbe. Meine Herren, es gibt — also sagt ein großer und von Königen geehrter Schriftsteller — es gibt in dem Zeitalter, in welchem wir leben, nur eine einzige wahrhaft schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen, nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen, — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle. Haben aber die deutschen Minister unsern Fürsten die Wahrheit gesagt, wenn sie ihnen vorgeredet haben, daß die deutsche Bundesakte in ihrer Reinheit und Preßfreiheitsverheißung keine Gewährleistung mehr gäbe für die Ruhe und Ordnung in unserm deutschen Vaterlande? Hat sich die deutsche Nation in der That seit dem Jahre 1815 als eine so schlechte und unwürdige gezeigt, hat sie ihre Pflichten gegen den Fürsten in der That so schlecht erfüllt, daß man sich für ermächtigt hält, die Erfüllung der Rechte zu suspendiren, welche man ihr zugesichert hat? Hat sie wirklich verdient, daß nun seit einem Vierteljahrhundert das Martialgesetz gegen dieselbe in Anwendung gebracht wird? Dem Himmel sei Dank, Deutschland bewahret noch den Nationalcharakter seiner Väter, und seine Volksstämme werden sich stets als eine Nation bewähren, die, um mit den öffentlich ausgesprochenen Worten eines deutschen Ministers zu reden, — durch ihren edlen Charakter und tiefen Sinn, wie durch Achtung für gesetzliche Ordnung und Anhänglichkeit an ihren Fürsten in den entscheidendsten Momenten der vollen Bewunderung Europa's würdig geblieben ist. Eine Nation, die ein solches Lob verdient, kann so schnell nicht ausarten. Warum also hat man nicht längst auf gesetzlichem Wege, statt auf dem der Willkür und der verhaßten Censur, die Mißbräuche der Presse zu bekämpfen gesucht; bieten Deutschlands Gerichte so wenig Garantie, daß Preßunfug, Preßmißbrauch vor ihren Tribunalen ein Asyl gefunden haben würde? Sollte, also sagt der biederfeste Schlözer, etwas dem Staate oder einem einzelnen Bürger Schädliches gedruckt werden, so findet sich in jedem Lande schon eine Stelle, die dagegen Rath schaffen kann und muß. Sie heißt die heilige Justiz. Deutschlands Gerechtigkeitspflege weist den Verdacht der Begünstigung der Preßverbrechen mit Entschiedenheit und der tiefsten Indignation zurück, und nimmt mit Recht das Vertrauen in Anspruch, daß wahre Gesetzübertretungen durch die Presse bei ihr stets eine unparteiische, umsichtige und ernste Rechtsprechung gefunden, und letztere unfehlbar den Zweck aller Strafjustiz auch hier nicht verfehlt haben würde. Darum kann ich nimmermehr glauben, daß unsere deutsche Nation, und die sächsische insonderheit, nicht eben so gut sein sollte, wie irgend eine von denen, welche der Preßfreiheit sich erfreuen. Nun wohlan, meine Herren, wenn man überall mit dem Munde der deutschen Nation das beste Zeugniß gibt, so gebe man es ihr auch durch die That, so behandle man sie auch darnach, und spreche durch Entziehung solchen einem würdigen und freien Volke gebührenden Rechts nicht das beleidigende Urtheil aus: die deutsche Nation ist weder würdig noch reif, so behandelt zu werden, wie die Engländer, Franzosen, Holländer, Belgier, Schweizer, Schweden, Dänen, Nordamerikaner, ja selbst wie das junge Volk der Griechen, welches erst vor wenig Jahren aus der fast vierhundertjährigen türkischen Skla-

verei befreit worden ist, und deßhalb doch wohl den Gebrauch der Freiheit noch nicht so gewohnt ist wie das deutsche. Oder wollen etwa die deutschen Regierungen das Letztere bestreiten? Sonach ist es eine Schmach, eine Herabwürdigung der deutschen Nation, daß man ihr die Preßfreiheit entzieht, also daß sie sich vor den andern Völkern Europa's entscheiden muß, und auch in der That deßhalb vielfach verhöhnt wird. Ist aber die Schmach der Völker die Ehre der Regierungen?! — Wenn die deutsche Nation, wie Alle mit dem Munde anerkennen, eine edle ist, und die eben durch die Eigenschaften des Geistes und Herzens verdient, besser behandelt zu werden, wenigstens eben so gut, wie andere; so ist es traurig, sehr traurig für uns, daß man eine solche Schmach auf uns ruhen läßt. Und dieses besonders auf unser Vaterland Sachsen angewendet, so ist es noch demüthigender und niederschlagender, daß unsere Regierung nicht einmal die provisorischen, durch angebliche Schuld des deutschen Volkes hervorgerufenen, Ausnahmegesetze für hinreichend hält, daß sie bis jetzt nicht einmal das gewährt hat, noch gewähren will, was jene gestatten. Womit hat solches das sächsische Volk verdient? Wir haben nichts verbrochen, und das sächsische Volk, in dessen Namen wir hier stehen, hat auch nichts verbrochen. Meine Herren, soll ich noch eine gewichtige Autorität dafür anführen, daß man sonst wirklich nicht so verächtlich von dem deutschen Volke, seinen Verdiensten und Ansprüchen dachte? Es sind die Worte des Präsidialgesandten der hohen Bundesversammlung selbst, in dem Protokolle vom 17. Mai 1817 ausgesprochen: „Die Bundesversammlung wird, eingedenk der hohen Bestimmung, zu der sie berufen worden, und der Vorschriften und Zwecke der Bundesakte, sich durch keine ungleiche Beurtheilung eines einzelnen Bundesgliedes abhalten lassen, selbst bedrängter Unterthanen sich anzunehmen, um auch ihnen die Ueberzeugung zu verschaffen, daß Deutschland nur darum mit dem Blute der Völker vom fremden Joche befreit, und Länder ihren rechtmäßigen Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher Zustand an die Stelle der Willkür treten möge." Die deutschen Völker haben also nach Auflösung des deutschen Reiches nicht schlechter gestellt werden sollen; nach diesem Programm des Bundestags hat alle Willkür ein Ende nehmen sollen. Ist nun unser Rechtsanspruch auf Preßfreiheit so begründet, daß, wenn es noch ein höchstes deutsches Reichsgericht gäbe nach altem Zuschnitt, nicht besser, ein solches nach dem darüber vorhandenen Brief und Siegel unbezweifelt eine Verurtheilung der einzelnen deutschen Regierungen zu Gewährung der versprochenen Preßfreiheit aussprechen würde, so lassen Sie uns, meine Herren, mit diesem Programm der deutschen Bundesversammlung in der Hand getrost die Frage aufwerfen, wer die Schuldner seien, die Völker oder die Regierungen? Jean Paul, der beste Vertheidiger der Preßfreiheit, sagt: „Das arme Volk! Ueberall wird es in den Schloßhof geladen, wo die größten Lasten des Friedens und des Krieges wegzutragen sind; überall wird's aus demselben gejagt, wo die größten Güter auszutheilen sind." Daß aber die Gründung des deutschen Bundes wirklich und wahrhaftig, woran man jedoch jetzt hier und da zu zweifeln anfängt, nicht nur die Befestigung der Fürstenthrone und der Privilegien der Bevorzugten, sondern auch die Sicherung der Rechte der deutschen Nation und der Unterthanen der Bundesstaaten zum Zwecke hatte, davon zeugt deutlich die Note, welche von den neun und zwanzig deutschen Fürsten am 16. November 1814 den Gesandten von Oesterreich und Preußen in Wien übergeben wurde, und worin es unter Anderem heißt: „Namentlich sind wir damit einverstanden, daß aller und jeder Willkür, wie im Ganzen durch die Bundesverfassung, so im Einzelnen in allen deutschen Staaten durch Einführung landständischer Verfassungen vorgebeugt werde." Gelegentlich und nebenbei gesagt, kann ich diese Note auch nicht anders verstehen, als daß es in der Absicht der contrahirenden Fürsten gelegen habe, eine Repräsentation der deutschen Nation auch

bei der Bundesversammlung eintreten zu lassen, was auch nach Aufhebung der höchsten deutschen Reichsgerichte unerläßlich war. Meine Herren! ich brauche mich nicht vor dem Einwande zu verwahren, als ob ich von dem Berathungsgegenstand abwiche; denn ich habe schon vorhin angedeutet, die Unterthanen der deutschen Bundesstaaten haben durch Auflösung des deutschen Reichs nicht schlechter gestellt werden sollen. Gewiß ist es aber, daß, wenn noch ein höchstes deutsches Reichsgericht bestände, auf Grund der Briefe und Siegel, welche wir über die Zusicherung der Preßfreiheit aufzuweisen haben, die Verurtheilung der einzelnen Regierungen auf Gewährung derselben erfolgen müßte. Unser größtes Unglück ist und bleibt es, daß die neue Staatenbildung, die Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse Deutschlands, nicht unmittelbar nach Auflösung des deutschen Kaiserthums und der damit zusammenhängenden Institutionen geschehen ist, vielmehr der für Deutschland ewig schmachvolle Rheinbund dazwischen liegt; denn außerdem würde sich das Neue an das bestehende Alte angeschlossen haben. Das Neue hat aber nur einen Werth, wird nur dann gerecht, wenn es sich an das bessere Alte anschließt, im Sinne des besseren Alten geschieht. Ist man nicht in dieser Versammlung, nicht bei der Regierung darüber einverstanden, daß man bei allen Reformen auf historischem Boden stehen müsse? Damals hat man aber den historischen Boden verlassen, man hat Neues geschaffen, ohne sich der alten Rechte zu erinnern, und dadurch ist es geschehen, daß wir um unsre besten Rechte gekommen sind. Durch die Knechtung und die schmachvolle Unterjochung der deutschen Fürsten und der deutschen Nation durch Napoleon, den entschiedensten Feind und empörendsten Zertreter der Rechte der Fürsten und Völker, den es je gegeben hat, war es gekommen, daß die heilige Scheu vor den in anerkannter Wirksamkeit bestandenen Rechten der Unterthanen verloren gegangen. Nach Bezwingung des Welttyrannen durch die Völker wurden die Throne wieder frei, nicht so die Völker; bei diesen blieb's beim Bonapartismus. — Wenn ich schon zu Anfang meiner Rede bemerkte, daß die Preßfreiheit die beste Gewährleisterin einer jeden Repräsentativverfassung sei, so mögen wir dies namentlich auch für wie gegen uns gelten lassen. Weßhalb ist die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen so unerläßlich? Wegen der Controle, welcher auch die Stände bedürfen. Diese geschieht aber nur durch die öffentliche Meinung. Diese aber kann nicht entstehen, kann sich nicht bilden, wo nicht Freiheit der Presse besteht. Man hat es — incredibile dictu — hie und da übel nehmen wollen, wenn das Handeln und Streben der Volksabgeordneten der öffentlichen Beurtheilung durch die Presse unterworfen wird. Meine Herren! das Volk wird sich wahrhaftig nicht von Menschen, die es selbst gewählt hat, mit völligem Stillschweigen befehlen, Gesetze vorschreiben und das Geld aus dem Beutel bewilligen lassen. So lange man aus Deutschland kein Trappistenkloster macht, so lange verzichte man auf ein solches Stillschweigen. Gegen seine selbstgewählten Vertreter will das Volk reden dürfen. Es verlangt also Preßfreiheit auch gegen seine eigenen Vertreter und das von Rechtswegen. — Und eben so nothwendig ist die Preßfreiheit für die Staatsregierungen. Durch den Preßzwang und die Censur muß sie einem jeden wahrhaft ehrenden Lobe, einem jeden volle Ueberzeugung gewährenden Lobe entsagen. Jean Paul sagt: „Ja sogar euer Lob gilt aus einem Staate Nichts, dem die Freiheit des Tadels gebricht." Eine censirende Regierung hat kein Organ, mittelst dessen sie auf die öffentliche Meinung einwirken kann. Denn was sie in den Blättern ihres Landes nicht streichen läßt, wird von den Lesern als halbamtlich, was sie aber streichen läßt, als ihr unangenehm genommen. Die inländische Literatur, die Zeitschriften verkümmern geistig und ökonomisch; das Publikum wendet sich an freie Blätter des Auslandes, und diese geistige Contrebande ist gefährlicher als die materielle. Auch hier erlauben Sie mir, wieder eine gewichtige Autorität anzuführen, weil geachtete Staatsrechtsleh-

rer und Publicisten mit ihren Worten mehr Vertrauen einflößen. Es ist dies der edle Freiherr von Wangenheim in der Schrift: „Die Wahl des Freiherrn von Wangenheim zum Abgeordneten betreffend." Da sagt er:

„Und wenn sich die wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche Nichts will, als daß die Regierungen ihr Wort einlösen, ihren Völkerschaften gesetzliche Freiheit lassen, die gesetzliche Gleichheit nicht verletzen, die Sicherheit der Rechte Aller, welche jede wirklich wohlmeinende und wohlgeordnete Regierung zu gewähren hat, auch wirklich gewähren, und daß sie die Sicherheit Deutschlands und dessen Wohl durch einen echten Staatenbund nicht blos, wie seit siebenzehn Jahren geschehen, versprechen, sondern wirklich und wahrhaft gründen sollen, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland, welche keine Revolution, sondern nur Evolutionen will, und daher von dem Volke auf diesem Wege der Evolution, Treue gegen den Regenten, Gehorsam dem Gesetze, Ehrerbietung vor der ordnungsmäßigen Obrigkeit fordert, — wenn sich diese wahre öffentliche Meinung in Deutschland nicht noch lauter, bestimmter, entschiedener und allgemeiner ausspricht, woran liegt es?"

„Daran liegt es, daß, weil der ehrliche Mann von den Rechten der Regenten nicht reden kann, ohne ihrer Pflichten, und nicht von den Pflichten des Volks, ohne auch seiner Rechte zu erwähnen, weil er Schwarzes nicht weiß, Saures nicht süß, Schlechtes überhaupt nicht gut nennen kann, die öffentliche und geheime Censur vielen solchen Männern den Mund verschließt. Dann erfährt der Regent nicht einmal, wo seine Minister in seinem Namen sündigen. Denn wenn die Männer der echten Mitte nicht laut werden dürfen, so reden die Männer der Extreme, welche, obgleich aus ganz entgegengesetzten Gründen, Nichts zu verlieren haben, allein; und während beide die öffentliche Meinung nicht auszusprechen vermögen, scheint diese sich, aus Haß gegen das eine Extrem, dem andern Extrem zuzuwenden, ohne sich ihm wirklich zugewandt zu haben. Denn man liebt deßwegen die bittere Galle noch nicht, wenn man sie dem süßlichen Gifte vorzieht! Nun aber setzt man die ganze Wahrheit in die Aussprüche des einen Extrems und die ganze Lüge in die Aussprüche des anderen Extrems, identificirt mit den Männern dieses Extrems die Männer der echten Mitte, mit dem dem Extreme angehörenden Journalismus allen Journalismus, mit dem Ungeiste wilder Volkshaufen den Geist der Ständeversammlungen, und zeigt dann dem Fürsten ein gesetzliches und getreues Volk als ein ungesetzliches und untreues, und verwandelt so, indem man Regenten und Volk gegen einander mißtrauisch macht, die gesunde öffentliche Meinung in eine scheinbar krankhafte, und thut alles Mögliche, um diesen Schein in ein Sein zu verkehren."

Meine Herren! die Regierung, welche den Preßzwang übt, verliert immer mehr die Liebe und das Vertrauen des Volks, wäre sie voll des reinsten Eifers für Volksbeglückung, weil sie das freie Urtheil scheut. Zwar kann unsere sächsische constitutionelle Regierung getrost sagen: „Wir brauchen das öffentliche Urtheil nicht zu scheuen, wir scheuen es in der That nicht." Ich unterschreibe das vollkommen; allein so vermeide man auch den Schein, so erkläre man Etwas nicht für nothwendig, für durch die Zeitverhältnisse geboten, was es nicht ist. Das täglich wiederkehrende Gefühl des Bevormundetwerdens schwächt jene Liebe und Anhänglichkeit an die Regierung immer mehr, und die Censur hat nebenher noch die Folge, daß sie gerade die Intelligentesten und geistig Mündigen am meisten erbittert. Die Regierung setzt sich durch die Censur der Gefahr aus, nicht zu hören, was das Volk bedarf, sie erfährt nicht, was es drückt und bewegt, sie hört nicht die öffentliche Meinung. Und in welch zweideutiges Licht stellt sich eine Regierung durch Preßzwang und Censur, indem sie nach Sinn und Wesen der Censur das gewissermaßen gut heißt und autorisirt, was geschrieben wird. Ein auffallendes Beispiel davon werden nächstens unsere Kam-

merverhandlungen darbieten. Um wie viel mehr ist dies in Zeiten allgemeiner Aufregung der Fall, und daß Deutschland, daß ganz Europa in einer solchen Zeit lebt, wollen wir uns nicht verbergen. Ich unterscheide hier wohl zwischen faktischem Verhalt und der Idee. Es ist hier nicht der Ort, alle Ursachen und Veranlassungen derselben zu erforschen. Aber Niemand wird wohl verkennen, daß viele Völker zu größerer politischer Mündigkeit erwachsen sind, und daß sie darum die Erfüllung der Verheißungen hoffen, welche in früherer sturmvoller Zeit von den Thronen gegeben worden sind, daß diese Forderungen bald milder, bald stürmischer gehört werden, und daß die Minister, welche nicht darauf achten, schwere Verantwortlichkeit auf sich laden. Wahrlich! es thut endlich noth, namentlich im deutschen Vaterlande, daß diese Aufregung schwinde, daß volles Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern zurückkehre. Einer der vorzüglichsten Keime dieser Aufregung ist aber nach meiner festen Ueberzeugung, ich wiederhole es nochmals, daß die Verheißung der Preßfreiheit nicht erfüllt wurde.

„Niemand als wir," sagt Freiherr von Wangenheim, „kann wärmer wünschen, daß ein auf gemeinsamen Interessen der deutschen Fürsten und Völker gegründeter Bund erstehen und bestehen möge, Niemand als wir kann zugleich entfernter von dem Wahne sein, daß das Rechte, Schöne und Gute durch Anwendung von gewaltthätigen Mitteln begründet, entwickelt und im Leben verwirklicht werden könne; Niemand kann heißer als wir für das Wohl von Deutschlands Fürsten und Völkern zu Gott dem Allmächtigen beten; allein, bis wir eines Bessern belehrt werden, glauben wir in unserer redlich erworbenen und in der besten Absicht freimüthig ausgesprochenen Ueberzeugung nicht zu irren, daß auf dem bisher eingeschlagenen Wege das von allen guten und rechtlichen Menschen, und darum gewiß auch von den deutschen Fürsten ersehnte Ziel nicht werde erreicht werden können." Darum

Abgethan
Sei das Mißtrauen und der Wahn!
Abgethan, was Fürst und Volk entzweite!
Und der Geist, der gottgeborne, schreite
Freie Bahn!
Weg mit dem Gedankenmord!
Freies Wort
Ist der allertreuste Hort!
Nur die Freiheit soll im Lande walten,
Throne selbst kann Freiheit nur erhalten
Fort und fort!

Wende ich mich nun von diesen allgemeinen Ansichten noch mit wenigen Worten zu den Schlußanträgen der Deputation, namentlich zu dem ersten, daß die hohe Staatsregierung ersucht werden solle, bei dem Bundestage auf nunmehrige Aufhebung der in Bezug auf die Presse erlassenen provisorischen bundesgesetzlichen Bestimmungen hinzuwirken, so höre ich Viele ungläubig sagen: Ja das wird Nichts helfen, das ist der sicherste Weg, um Nichts zu erlangen. Allein, meine Herren! es ist vorauszusetzen, daß alle deutsche Ständeversammlungen, so weit es noch nicht geschehen ist, die gleichen Anträge an die Staatsregierungen stellen werden; und die Regierungen der constitutionellen Staaten können und werden diese Anträge nicht zurückweisen, da in allen Verfassungsurkunden die Preßfreiheit versprochen worden ist. Gibt bei diesen dem organischen Statut des deutschen Bundes entgegenstehenden Bestimmungen die Stimmenmehrheit den Ausschlag, und sind die constitutionellen Fürsten Souveraine nicht nur in ihren Staaten, sondern auch beim Bunde — man erinnere sich an die Hauptgarantie der Akte, so muß und wird, wie nach meinem obigen Citate der Präsidialgesandte am 17. März 1817 erklärt hat, das Gesetz und der Grundsatz

über die Willkür und die Ausnahme siegen. Hoffen wir, meine theuren Collegen, daß die vereinigten Stimmen der Abgeordneten der deutschen Völker diesmal nicht spurlos verhallen werden vor der hohen Pforte des Bundespallastes zu Frankfurt, wie es geschehen ist mit dem bescheidenen und demüthigen Hülferuf unserer Brüder in Hannover, die nur noch durch schmerzvollen Ausdruck ihres Angesichts und durch die zum Himmel erhobenen Hände und Blicke stillschweigend den Gram ihrer Herzen und die unterdrückte Rechtsforderung aussprechen. — Was aber den zweiten aus drei Punkten bestehenden Antrag anlangt, so begnüge ich mich damit, Ihnen darüber Rudhardt, welchen man für tüchtig und würdig hielt, ein neugegründetes Königreich zu verwesen, anzuführen, welcher darüber in seinem Lehrbuche über das Recht des deutschen Bundes also sagt:

„Die Preßfreiheit ist einer der vorzüglichsten Theile und das vorzüglichste Sicherungsmittel der bürgerlichen gesetzmäßigen Freiheit, welche den Unterthanen der deutschen Bundesstaaten auch durch den Bund (Artikel 18) versprochen worden ist; und da zu einem Bundesbeschlusse, welcher über die Preßfreiheit gefaßt würde, die freie Uebereinkunft aller Bundesglieder, nicht blos Stimmenmehrheit erfordert würde, so war und ist es der Staatsgewalt in den einzelnen Staaten unbenommen, ihre Grundsätze auch früher, und wenn sie die gesetzliche Preßfreiheit den ihr angehörigen Bürgern nicht länger vorenthalten zu dürfen glaubt, durch ein Landesgesetz auszuspechen."

„Bei der künftig eintretenden Mitwirkung der einzelnen Bundesglieder zu einem Bundesschlusse über die Preßfreiheit sind die Minister derselben, so wie in allen Handlungen, welche constitutionelle Rechte betreffen, nach der Verfassung der einzelnen Länder dafür verantwortlich, daß sie in Verfassungswidriges nicht eingehen."

Sodann: „Es ist ferner staatsrechtlich unmöglich, daß ein Minister von seiner Regierung eine Vollmacht zu einer Uebereinkunft habe, welche auf die Aufhebung oder Abänderung der Staatsverfassung oder der Landesgesetze gerichtet wäre, vielmehr ist, — besonders bei der Verantwortlichkeit selbst in der unumschränktesten Vollmacht die stillschweigende Klausel enthalten: insofern die Bestimmungen des Vertrags mit der Verfassung und den Gesetzen des Landes vereinbar sind. Nur in demselben Sinne kann auch einem solchen Vertrage die Ratification der Regierung ertheilt werden."

Es ist dies nicht nur die Theorie eines Schriftstellers und königlich baierischen Staatsraths, sondern sie ist auch bestätigt durch das Beispiel des Königs Maximilian Joseph, welcher, als er die Bundesbeschlüsse vom Jahre 1819 in seinen Landen bekannt machte, seinen Behörden und Unterthanen vorschrieb: daß sie sich darnach geeignet achten sollten, mit Rücksicht auf die ihm zustehende Souverainität und die seinem getreuen Volk ertheilte Verfassung und die Gesetze des Landes. Und daß die Regierungen diese Bundesbeschlüsse wirklich nicht so ausgelegt haben, als ob gar keine Preßfreiheit zu gewähren sei, das hat außer Baden namentlich auch das Königreich Baiern später wiederholt bewiesen. Auch König Ludwig von Baiern hat im Jahr 1831 seinen Reichsständen eine vollständige Gesetzgebung über die freie Presse vorgelegt, also lange nach den provisorischen Bundesbeschlüssen von 1819 und 1824. Hätten doch damals die Regierung und die Reichsstände Baierns über die Gesetzgebung sich vereinigt! Wahrscheinlich würde dann viel Gram, viel Kummer, viele Bitterkeit nicht nur in diesem Lande, sondern auch in andern deutschen Ländern nicht entstanden sein. — Aber, meine Herren! können wir auch nach alle dem die Preßfreiheit als ein uns zugesichertes Recht fordern, so wollen und werden wir sie gleichwol aus den Händen eines liebenden Fürsten auch gern als ein Geschenk der Gnade betrachten, wenn wir dabei auf sein väterliches Herz und auf das Dankgefühl unsers Volkes blicken. — „Die Geschichte," bemerkt ein edler Schriftsteller,

„wird einstens denjenigen Staat und diejenige Regierung als die erste preisen, welche zuerst und am aufrichtigsten die Preßfreiheit gewährte.“ Lassen Sie uns, meine Herren! unsere unauslöschliche Liebe und Treue für König und Vaterland dadurch am besten beweisen, daß wir den Grundstein zu diesem Ruhme der Regierung unseres Friedrich August legen helfen! Ja, meine Herren! möchten wir diese freudige ruhmvolle Aussicht unsern Committenten mit in die Heimath bringen können! — Sollten aber, was wir nicht fürchten, unsre bittenden und ernsten Worte abermals den Sieg verfehlen, dann bleibt uns Nichts als die immerwährende Protestation gegen die Verfassungsverkümmerung, damit aber zugleich das Bewußtsein der Pflichterfüllung treuer Volksabgeordneten, und mein letztes Wort mit dem Dichter Uhland:

„Und kann es nicht sein Ziel erstreben,
So tretet in das Volk zurück;
Daß ihr vom Rechte Nichts vergeben,
Sei euer lohnendstolzes Glück!“

16.

Aus den „Debatten des rheinischen Landtags über die Emancipation der Juden. Berlin 1843.

Ein Abgeordneter der Ritterschaft.

Die Frage der Juden-Emancipation oder ihrer gänzlichen Gleichstellung mit den Christen ist in neuerer Zeit vielfach in Anregung gebracht und der Gegenstand weitläuftiger Erörterungen geworden. Ich will versuchen, dieselbe auf einige Hauptmomente zurück zu führen und diese dann zum Gegenstande einer kurzen Erörterung zu machen.

Was ein durch Form und Geist engverbundenes, kein Opfer und Entbehrungen scheuendes und nur das Eine Ziel verfolgendes Ganzes den ungünstigen Conjuncturen zum Trotz zu erreichen im Stande ist, dafür liefert das Volk Israel einen merkwürdigen Beweis. Während dasselbe Jahrhunderte lang und in der tiefsten Erniedrigung eine kümmerliche Existenz fristete, deren Erhaltung es nur seiner Isolirung und Eigenthümlichkeit verdankte, erblicken wir dasselbe jetzt im Besitz der größten Macht, der Geldmacht, als den Inhaber vielleicht des vierten Theiles des beweglichen Kapitalvermögens unsrer Staaten, als den Buchführer und Gläubiger der Fürsten, als den großen Säckelträger und Wechselzieher der Völker, als den Autokraten im Börsen-, Papier- und Aktienwesen in den Staaten, und als den Herrscher über Gut und Blut in ganzen Strichen des platten Landes. Wer hierin eine Ueberschätzung der Bedeutung der Juden und des Judenthums erblickt, dessen Verblendung ist nur zu beklagen, die allein die großen Vorzüge übersehen kann, mit denen das Volk der Juden ausgestattet ist, und welche ihm durch seine traditionellen Vorstellungen und Sitten dem verflachenden Indifferentismus und Kosmopolitismus gegenüber gesichert sind. Das Volk der Juden bildet den Centralstamm des menschlichen Geschlechts, und Alles, was dem Menschen an Gaben, wie an Fehlern und Mängeln, von der ersten Schöpfung und dem Falle her zukommt, ist darum in reicherem Maaße und in größerer Fülle bei ihm vereinigt als bei irgend einem andern.

Daher war es von jeher, auch vor der christlichen Zeit, Gegenstand des Hasses und der Verfolgung der übrigen Völker, darum war es auch das auserwählte Volk des Herrn, und darum bleibt es uns, selbst in dem Zustande der

Erniedrigung, wann und wo sie auf ihm lastet, ehrwürdig und ein Gegenstand der innigsten Theilnahme. Handelte es sich blos um den Genuß der bürgerlichen Rechte, ich würde keinen Anstand nehmen, ihnen denselben, da, wo sie sind, im reichlichen Maaße zu gewähren. Ich sage: da, wo sie sind, denn die Gewährung unbedingter Freizügigkeit müßte stets den größten Bedenken unterliegen, da die Juden überall als heterogenes Element auftreten, dessen Abwehr nach so vielen und langen Erfahrungen Niemandem verdacht werden kann. Eine ganz andere Frage aber ist die, ob der Staat durch Gewährung aller politischen Rechte sich seines bisherigen christlichen Charakters vollends und bis auf das Letzte entkleiden soll. Er wird dadurch nothwendig auf die einzige Grundlage der materiellen Interessen und der rohen Gewalt zurückgeführt, eine Grundlage, die keinem Weiterdenkenden zusagen dürfte. Ich weiß sehr wohl, daß man jene christliche Grundlage durch das Wort Humanität ersetzen möchte, doch kann dieser Ausdruck immer nur die beiden Bestandtheile des Menschen, das geistige und das sinnliche Element, bezeichnen. Das erstere wird uns stets auf das Christenthum und das letztere auf die Herrschaft der materiellen Interessen oder der rohen Gewalt zurückführen. Ein merkwürdiges Beispiel hierfür liefert Frankreich, wo, um nur einer der handgreiflichen äußeren Erscheinungen zu gedenken, in allen Gerichtshöfen ohne Ausnahme nicht das Bildniß des lorbeerbekränzten Regenten, sondern das Bildniß des mit Dornen gekrönten gekreuzigten Erlösers hängt, und hinreichend beweiset, in wessen Namen hier in letzter Instanz Recht gesprochen wird. Kann aber der Jude in diesem Namen Recht sprechen, kann er als Verwaltungsbeamter christliche Zustände auffassen, schützen und fördern, kann er z. B. Schulrath, kann er Kultusminister werden? und er muß es können, wenn die Emancipation zur Wahrheit werden soll. Ich weiß sehr wohl, daß ein großer Theil der Juden dem Glauben und den Sitten ihrer Vorfahren entsagt und auf diesem Wege zur Emancipation zu gelangen hofft, aber ich weiß auch, daß dieses nur eben so viele Gegner des Christenthumes mehr sind, die in das Lager des mächtigeren und gefährlicheren Feindes, des Indifferentismus, übergegangen sind, was die Erfahrungen der neuesten Zeit hinreichend bewiesen haben, wenn es noch eines solchen Beweises bedürfen sollte. Einer der früheren Redner hat geäußert, daß er es nicht unternehmen wolle, die Sache vom religiösen Standpunkt aus zu betrachten, wie es der Herr Referent wegen seines geistlichen Charakters gethan habe; ich aber will es unternehmen, und zwar von demselben Standpunkt aus, den jener bezeichnet. Wenn aber der Herr Referent die Emancipation der Juden als eine nothwendige Folge der Grundsätze des Christenthums darstellen zu können glaubt, so stelle ich dem Referenten von meinem Standpunkte aus eine höhere Autorität entgegen. Es ist die Autorität der katholischen Kirche, die diese Folge nirgends und zu keiner Zeit ausgesprochen hat, während sie zu allen Zeiten die Sklaverei als mit den Grundsätzen des Christenthums unverträglich erklärt hat. So lange aber diese Autorität nicht gesprochen, so lange ich mich nicht von meiner irrigen Auffassungsweise überzeugt, kann und darf ich, trotz dem Referenten, der Emancipation der Juden, als mit den christlichen socialen Zuständen unverträglich, stets und laut widersprechen.

III. Wissenschaftliche Reden.

1.

Ueber den Genuß des Lebens.

Aus den „Reden im Menschenton" vom Verfasser der Menschenfreuden.

Erster Theil. Berlin 1779.

Das Auditorium ist das ganze menschliche Geschlecht; wollte Gott, daß dabei weder Schwarzen noch Weißen Thränen in's Auge kämen!

Daß wir von dem Leben, welches wir unter der Sonne führen, einen wahren und menschlichen Genuß schöpfen — dies ists, meine tausendmaltausend Menschenbrüder! wornach wir bei Tag und Nacht zu streben haben. Kurz ists genug, wie ihr wißt; und, wenn wir manchmal noch einen weiten Weg mitzumachen denken, hält uns schon Jemand fest, in dessen Händen wir stillstehen müssen. Je weniger der Arme nun hat, desto sorgfältiger muß ers zu nützen suchen. Auch will es unser Aller Vater, daß wir das Leben auf seiner Erde genießen sollen. Ich sehe mich oft hierauf um; und je mehr und je weiter ich mich umsehe, desto stärker überzeuge ich mich, daß dies wirklich sein Wille sei. Das, was uns im Ernst selig macht, hat Er uns allen gegönnt. Daß wir Kinder es uns auch so einander gönnten, gemeinschaftlich uns darüber freuten und frohlockten! Ach! ich vermag's euch nicht zu sagen, wie warm mir dabei ums Herz wird, so oft ich das denke. Mit ausgestreckten Armen stehe ich dann zwischen Himmel und Erde, umfasse euch alle, meine Brüder, und segne euch. Seh' ich euch denn heiter und froh, tönen die Lieder der Freude aus euren Palästen und aus euren Hütten, aus euren Lauben, Grotten, Kähnen und Höhlen: so blick' ich mit inbrünstiger Liebe zu dem auf, welcher uns Allen so wohl will. Klein und groß, Weiße und Neger, wandeln wir millionenweis vor ihm umher und sind in seinen Augen alle theuer und werth. Dort oben hoch leuchtet für uns insgesammt seine Sonne; und wenn sie um Mittag brennender scheint; so führt er hier ein Volk unter seine Palmbäume, und dort ein Volk unter seine Eichbäume, lässet den West lieblich dazu wehen und spricht: meine Liebe ists, welche für euch beide Schatte nbeut.—

Daß wir das Leben besitzen, Menschenbrüder! ist etwas; daß wirs aber genießen, ist mehr, ist alles. Genuß allein gewährt uns erst Gefühl vom wahren Werth desselben, und läßt uns mit jedem Augenblick gleichsam aufs neue aus den Händen der Gottheit nehmen. So oft wir eine von den edelsten Wonnen des Lebens schmecken: so oft freuen wir uns im Grunde darüber, daß wir geboren sind. Einen Tag voll wahrer, menschlicher Lebensgenüsse, und ein Jahrhundert, worin man entweder unempfindlich und ohne aufzuschauen mit den Maulwürfen umherkriecht, oder grausam vom Zutritt zu jeder Freude ab-

gedrängt wird — stellet beide neben einander; laßt mir die Wahl; ich greife nach dem Tage. So war denn doch ein Tag wenigstens dein, ganz dein, sprach' ich zu mir selbst beim Weggehen, und segnete zum Abschied alle Wesen von Gott an bis aufs geringste Geschöpf, welche vom Morgen bis zum Abend dazu beigetragen hatten, daß mir der ganze Tag so gedrängt voll von Seligkeit war. — Doch laßts euch nun näher bestimmen, Weltbürger! was ich unter Genuß des Lebens mir denke.

Jedes Menschenkind, von dem an gerechnet, welches zur Krone geboren ward, bis zu dem, welches den größten Theil seines Lebens mit bloßem Kopfe zubringen muß, findet, wie ihr alle wißt, auf der Erde Gutes und Böses für sich. Daß dies so sei, darf uns nicht wundern; denn die Erde ist nicht für einen allein, sondern sie ist für uns alle da. Auch gibts noch viele Millionen anderer Geschöpfe, welche sammt und sonders an sie ihre Forderungen machen. Die Interessen der mannigfaltigen Creaturen durchkreuzen sich. Im Ganzen muß allen Genüge geschehen. Was das eine Wesen für sich als gut erkennt, findet das andere böse für sich; und wobei zehn leiden, gewinnt das eilfte, weil es grade von entgegengesetzter Natur ist. Am Ende finden wir sogar, daß der Untergang des einen Geschöpfs den Wohlstand des andern befördern muß. Ihr mögt mir glauben, daß ich oft darüber reflectirt habe, warum dies so sei, und ich traue es auch vielen unter euch zu, daß ihr eben dies gethan und die Güte des Vaters der Welt gegen euch selbst zu vertheidigen gestrebt habt; aber nach jedesmaliger Untersuchung werden wir alle gefunden haben, daß es nicht anders sein konnte. Dabei müsset ihr euch denn sammt mir eben so beruhigen, wie er sich dabei beruhigt hat. Ueberhaupt darfs keinem Geschöpf einfallen, auf eine uneingeschränkte Vollkommenheit zu hoffen. Diese ist die glänzende Prärogative des Schöpfers. Neben den Schranken, welche uns gesetzt sind und gesetzt werden mußten, entspringen die Quellen des Bösen für uns. Da wir nun allenthalben diese Schranken antreffen: so müssen wir sie auch unsern Wünschen setzen; und der Punkt, wo wir sie hinstellen können, ist der, daß wir zufrieden sind, wenn unser Zustand von solcher Beschaffenheit ist, daß das Gute in selbigen das Böse überwiegt. Daß die ganze Einrichtung der Welt von dieser Art sei, daß in Ansehung des gesammten Zustandes jeder Creatur sich dies behaupten läßt, haben alle Weisen und Guten auf Erden zu beweisen sich bemüht; und meine Seele freut sich, so oft ich irgend einen von ihnen zu diesem Behuf auftreten sehe. Es kann auf der Erde kein thätigerer Gottes- und Menschenfreund sein, als so ein Mann. Dieses Uebergewicht des Guten in unserm Zustande ist die Basis von allem Genuß des Lebens. — Aber daran ists nicht genug, daß es blos da sei. Ich kenne viele unter den Menschen, für die das Schicksal die günstigste Einrichtung getroffen, und für die es hie und da sogar mehr gethan hat, als für hundert andere zusammen; aber sie sind nichts weniger, als wahre Genießer des Lebens. Sehet euch nur um; ihr werdet dergleichen Leute zu eurer Rechten und Linken antreffen. Nein, man muß sich des Uebergewichts des Guten in seinem Zustande auch bewußt sein. Man muß das überwiegende Gute kennen; und wissen, was für Einflüsse es auf unsern Wohlstand hat, und wiefern es denselben befestigt, vermehrt und erhöht. Je deutlicher ein solches Bewußtsein wird, je vervollkommter sich unser Zustand durch das überwiegende Gute unsern Augen darstellt, desto höher steigt in einer solchen Stunde für uns der wahre Genuß des Lebens. — Diese Vorstellungen öffnen alsbald unser Herz der Freude. Der Anblick unsers glücklichen Zustandes erheitert uns. Ihn wünschten, ihn erflehten wir; er ist nun da, wir billigen sofort die ganze Einrichtung der Welt und vergessen wohl gar alle überstandene Leiden darüber; oder, wenn ihr Andenken an uns fortdauret, so dient es nur dazu, das Gefühl unsers gegenwärtigen Wohls noch mehr zu verschönern. Wenn denn diese Freude aus unserm

Innersten hervorbringt und durch alle Adern und Nerven sich ergießt; wenn sie unser ganzes Wesen belebt und erfüllt, dann haben wir vollen Lebensgenuß. — Aber Brüder! es könnten Lasterhafte unter euch sein, welche das, was ich bisher geredet habe, mißbrauchten, und ihre zügellosesten Ausschweifungen damit entschuldigten. Nach Lebensgenuß, könnten sie sagen, streben wir; es ist Pflicht für uns, daß wir dies thun. Wir finden ihn bei jeder Befriedigung unsrer Leidenschaften: man störe uns nicht darin. Nur gar zu oft hörte ich schon diese Sprache, und ich will gern aus Liebe zu unserm Geschlecht die Hoffnung hegen, daß sie alle Lasterhaften auf Erden führen und sich damit täuschen. Ach! wie beb' ich doch, wenn ich den unersättlichen Wollüstling, den Leichtsinnigen, den Schwelger so reden höre! Ihr seid ja Menschen, ruf' ich ihnen zu, euer Genuß des Lebens muß menschlich sein. Wenn er dies nun sein soll: so darf das Gute, welches ihr in eurem Zustande anzutreffen glaubt, kein blos scheinbares Gutes sein. Es muß der Würde eurer Natur angemessen sein, muß euch wahrhaftig eurer Bestimmung näher führen, und den Werth eures Geistes und Herzens erhöhen. Auch müssen die Genüsse eures Lebens, wenn sie menschlich sein sollen, nicht über lang oder kurz eure Tage mit Vorwürfen und mit Gram über euch selbst anfüllen. Eine Stunde eurer Freuden muß euch nicht die Ruhe ganzer künftiger Jahre kosten: Am Ende eurer Bahn müsset ihr noch auf alle eure Genüsse mit der heitersten Miene zurücksehen, jeden derselben segnen und als Vorbereitung auf jene höhern Freuden betrachten können, welche ihr in andern Scenen eures Daseins hoffet. Dies bitt' ich euch, Bürger der Erde, denkt hinzu, so oft von Genuß des Lebens in eurem eigenen Herzen die Rede ist! Fassen wir diese Gesichtspunkte: so werden wir nicht irren; so mögen wir die schuldlosesten, die heitersten Genießer sein; und, je mehr wir dies sind, desto mehr erfüllen wir unsre Bestimmung. Ich darf glauben, daß ihr es gern sehen werdet, wenn ich jetzt etwas ausführlicher solche Beschaffenheiten, Situationen und Erscheinungen des Lebens betrachte, in welchen Uebergewicht des wahren Guten für uns ist, und worin uns das Gefühl dieses Uebergewichtes die edelsten und menschlichsten Genüsse verschaffe. Dabei werde ich euch nur hie und da einen kleinen Fingerzeig geben dürfen, um euch in der Meinung zu befestigen, daß jeder von diesen Genüssen tausend Grade der Veredlung zulasse; daß viel auf dem Anbau unsers Geistes und Herzens beruhe, um uns zu höhern Graden derselben empor zu schwingen; daß das Bewußtsein, von einem dieser Grade zum andern aufzusteigen, die menschlichste Beruhigung gewähre, und daß der Stand auf dem obersten davon, wenn es uns jemals gelänge, ihn zu erreichen, uns zur höchsten Glückseligkeit eines endlichen Wesens erheben müßte. — Ich bin Enthusiast für die Freiheit, meine Brüder, und muß es auch sein, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil ich Mensch bin. Sie steht unter den Gerechtsamen unsrer Natur hoch oben an und gründet sich ganz auf die Idee eines vernünftigen Wesens. Zwischen Himmel und Erde ist kein förmlicherer Widerspruch zu finden, als ein Sklavenmensch. Denk' ich mir den Gedanken: Ein Mensch Sklav des andern, so empört sich in meinem Busen schon alles menschliche Gefühl dagegen, und denk' ich mir vollends dies: Tausend Menschen Sklaven eines einzigen, so überfällt mich so ein Schaudern, als kämpften alle Elemente den letzten Kampf, und als wohnt' ich der einbrechenden Zerstörung der gesammten Natur bereits bei. Freiheit allein ist schon vortreffliches Uebergewicht des Guten in unserm Zustande für uns, und jedes Gefühl derselben ist darum süß, weil es mit unserer Würde übereinkommt und den ursprünglichsten unter allen Trieben unsers Herzens befriedigt. Umsonst strebt man diesen Trieb im Menschen auszurotten; er ist ihm Natur, und die mögen auch Ketten nicht vernichten. Sobald der Mensch nur zu fühlen anfängt, was er sei, so wagt er alles, die Ketten zu zerbrechen. Findet er sie zu stark, so schmiegt er sich zwar unter sie, aber er knirscht

oder seufzt dabei. Und kommt der erste Augenblick, in welchem er die Ketten zerbrechen zu können glaubt, so erhascht er ihn, schleudert die Ketten weit weg, setzt sich in Freiheit, und opfert Leben und Alles für sie auf. Was ich hier sage, spricht die Geschichte der Menschheit in so unzähligen Thatbeweisen so laut, daß auch der Tyrann bekennen muß, daß es Wahrheit sei. Völker, denen das Eigenthum des Menschen, welches ihm die Natur so wohlthätig verlieh, nicht geraubt wird; die ihr in edler menschlicher Freiheit lebt, und alles das, worauf der Mensch einen beträchtlichen Werth legt, eure Tage, eure Weiber und Kinder, den Ertrag eurer Arbeiten und eures Schweißes, eure Vernunft, euer Gewissen und euern Glauben in ungekränkter Ruhe für euch habt; die ihr in euern Beherrschern die Menschenfreunde, die Väter von euch und die Beschützer eurer Freiheit verehrt, euch segne ich als die glücklichsten unter allen Nationen, und nie denk' ich an euch, ohne mir das reizende Bild von allgemeiner Glückseligkeit vorzuhalten, welche unser ganzes Geschlecht auf der Erde genießen könnte, wenn nicht noch so vielfältig der Natur grausam entgegengearbeitet würde! Da, wo der Mensch nicht Sklav von andern ist, hört er schneller auf, Sklav von sich selbst zu sein. Die Freiheit ist ihm zu überwiegend schön, als, daß er sie nicht in aller Fülle zu genießen suchen sollte, und dann nur, Menschenbrüder, sind wir ganz frei, wenn wir auch das Joch unsrer Leidenschaften abgeworfen haben. Ach! reizender und höchster Lebensgenuß ists, nach deutlichen Vorstellungen zu handeln, den Mittelpunkt alles dessen, was man wünscht und thut, so wie Gott, in einer weisen Güte feststellen, allenthalben sich der Liebe zur Ordnung bewußt sein, an jedem Abend aufs vollbrachte Tagewerk, und am letzten Abend aufs ganze Lebenswerk zurücksehen und dabei mit williger Einstimmung seines eigenen Herzens sagen können, daß es wahrhaftig Menschenwerk sei! Ich weiß nicht, wie mir wird, wenn ich Leute sehe, welche die würdigsten Begriffe von menschlicher Freiheit zu hegen das Ansehen tragen, die den Tyrannen verabscheuen, den feigen Sklaven verachten, vom großmüthigen Tod für die unterdrückte Nation reden, und daneben bei der kleinsten Beleidigung, welche sie etwa empfangen, in eine unaufhaltsame Wuth gerathen, oder in den Anfällen heftiger Sinnlichkeit trotz aller ihrer Grundsätze in die unkeuschen Umarmungen jeder Buhlerin sinken. Wie kann doch eine und dieselbe Seele über einen und denselben Punkt so verschiedener Meinung sein, und auf der einen Seite sich etwas nicht nehmen lassen wollen und auf der andern es verschwenderisch wegwerfen?

Die Leidenschaft allein ist ein zu sicherer Führer, weil sie bei jedem empfangenen Reiz erwacht. Durch Reflexion über unsern Zustand und über unser wahres Wohl setzen wir uns erst in die Verfassung, richtig darüber urtheilen zu können, ob ihre Befriedigung uns in der That glücklicher mache, oder nicht, und wenn wir denn diesem Urtheile gemäß verfahren, und nach demselben sie entweder befriedigen, oder unterdrücken, oder mäßigen, so befestigen wir unsere Ruhe und stärken uns in der Achtung gegen uns selbst. Alsdann kann es nicht fehlen, daß das Uebergewicht in unserm Zustande auf Seiten des Guten sei. Es muß dabei vielmehr zu so einer Beträchtlichkeit anwachsen, daß es auch die schwersten äußerlichen Widerwärtigkeiten nicht aufzuwiegen vermögen. Ein Wink für uns, meine Brüder, einen großen Theil vom Genuß des Lebens von andern beinahe unabhängig zu machen!

Mit jeder Aufklärung der Vernunft, ihr Bürger der Erde, muß euch das Leben genießbarer werden. Ich weiß zwar, daß einige unter euch gegen diesen Schatz Einwendungen machen, und es ist gut, daß sie dies thun; so zeigen sie auf der Stelle damit, daß sie den Aufklärungen der Vernunft auch etwas zu verdanken haben; weil man ohne sie keine sonderlichen Einwendungen zu machen gewohnt ist. Einen von selbigen — er schläft nun schon, und hatte das Glück, daß ihm die schwärmerische Rache der Priester das Grab nicht erschweren konnte, weil er in keinem von ih-

ren Tempeln eingesenkt sein wollte — habe ich besonders über den Punkt immer gern reden gehört. Das gute Herz und die Liebe zu unserm Geschlecht sprachen aus jedem seiner Worte; und weil dies war, so hätte er noch hundertmal sonderbarer reden mögen, ich würde dem Manne nicht gram geworden sein. So viel ist gewiß, daß mit den Aufklärungen der Vernunft unsere Bedürfnisse vervielfältiget werden; daß wir durch sie gereizt, an dieser und jener Einrichtung der Dinge um uns her mehr auszusetzen finden; und daß wir ohne sie mancher uns jetzt Mühe kostenden Untersuchung überhoben sein würden, auf die wir sonst nicht hätten gerathen können. Ich habe selbst über die Sache manchmal meine eigenen Gedanken gehabt, wenn ich Tag und Nacht nach strengen Beweisen irgend einer mir wichtig scheinenden Wahrheit forschte, und andere um mich her erblickte, wie sie, darüber unbekümmert, bei Tage aßen und tranken, des Nachts in aller Ruhe schliefen, und dabei wohl beleibt waren und wie Milch und Blut aussahen. Aber essen, trinken und schlafen, und übrigens dabei dick und fett werden, schien mir doch nicht Genuß des Lebens genug. Ich mags nicht sagen, wer mir alles in der Schöpfung dabei einfiel, von denen ich wußte, daß sie eben dies so hätten. Ich habe sie oft heerdenweise beisammen gesehen, wie sie nach ihrer Art herrlich gespeiset, dazu froh gebrüllt und muthig hinten ausgeschlagen haben; aber, Gott weiß! so sehr ich mich an dem Anblick zu aller Zeit ergötzt habe, weil ich die Zufriedenheit gern an allen Geschöpfen ausgedrückt sehen mag; so ist mir es doch nie eingefallen, nach ihrem Zustand mich zu sehnen. Eine einzige Stunde, in welcher ich mich meiner recht menschlich bewußt bin, in meine Verhältnisse mit der übrigen Welt deutlich einschaue, Zusammenhang in meinen Bestimmungen erblicke, hier edle Kenntnisse sammele und dort gesammelte zu meinem und andrer Menschen Wohl anwende, ist doch wohl dreimal so viel werth, als das längste Leben, wenn ich es als Thier hinbringen sollte. Mag es doch sein, daß die Aufklärungen meiner Vernunft nach Beschaffenheit der gegenwärtigen Lage der Dinge manches Leiden auf mich abwerfen, welches ich ohne sie nicht hätte; das Gute, welches sie über meinen gesammten Zustand ausbreiten, ist offenbar überwiegend. Sie wecken und veredeln meine schönsten Gefühle, erheben mich zu höhern Arten von Glückseligkeit und verschaffen mir in der That einige Herrschaft über die ganze übrige Natur. Was hat nicht ein einziger Augenblick, in welchem ich mich von irgend einer Wahrheit lebendig überzeuge, oder worin ich ein albernes Vorurtheil verabschiede, oder indem ich die Ursachen und Wirkungen einer für mich wichtigen Erscheinung überschaue, für Seligkeit für mich! In meiner Kindheit, in welcher ich noch über nichts nachdachte, hatte ich auch manche Beunruhigung noch nicht, die ich jetzt habe; ich brauchte zu meiner Befriedigung weniger, als ich jetzt brauche, und wenn das Tanzen und Springen dabei in Betracht kommt, so muß ich gestehen, daß ich damals dessen ungeachtet wirklich mehr tanzte und sprang, als jetzt. Aber deßhalb soll es mir nie in den Sinn kommen, zu wünschen, daß ich in den Zustand meiner Kindheit zurücktreten könnte. Ich weiß zu gut, wie unaussprechlich viel ich bei der Entwickelung meiner Fähigkeiten gewonnen habe; und wenn ich daran denke, was mir die Welt als Kind war, und was sie mir jetzt ist; so gebe ich bei Berechnung der Freuden, welche ich auf der Erde wahrhaftig genossen habe, meine ganze Kindheit für eine einzige Woche im männlichen Alter hin. Unsere Vernunft braucht zu ihrer Entwickelung mehr Zeit, als unsere Triebe; denn das Edlere bildet sich langsamer. Einzelne Lichtfunken sprühen nach und nach aus der jungen Menschenseele hervor, und auch sie sind schon eine reizende Entdeckung für den Beobachter des Menschen. Der arbeitenden Natur muß Hilfe geleistet werden. Die schwachen Funken müssen gestärkt, die einzelnen concentrirt werden. Mit jeder Vermehrung des Lichts in der Seele empfängt ihre Glückseligkeit Zunahme; denn wir werden doch nimmermehr annehmen können, daß die Natur, welche

allenthalben so meisterhaft gehandelt hat, am Menschen gefehlt und die ersten Lichtfunken mit eigener Hand in ihm geschlagen haben werde, wenn er in der thierischen Finsterniß glücklicher gewesen wäre. Auf ihrem Wege weise fortgehen, heißt seine Bestimmung erreichen. Sorget also, ihr Brüder! für die Aufklärungen eurer Vernunft, mit unermüdetem Eifer! Forschet nach Wahrheit! Erweitert die Sphäre eurer Kenntnisse! Schauet in die Verbindungen der Dinge, in die mannigfaltigen Verhältnisse derselben gegen euch und gegen sich unter einander, und in den ganzen Umfang eurer Bestimmung ein! Je richtiger ihr über die Welt und über euch selbst denken lernt, desto mehr Zusammenhang werdet ihr im Ganzen antreffen, und je zusammenhängender ihr alles findet, desto überwiegender wird in euren Augen allenthalben das Gute sein.

Mehr wahren Genuß des Lebens würden auch viele unter euch haben, wenn sie in ihren Forderungen rechtmäßiger wären. Ich habe es euch schon gesagt, daß wir uns es nicht einfallen lassen dürfen, auf eine durchaus vollkommene Seligkeit Anspruch zu machen. Ein Gemüth, welches zu viel verlangt, übersieht auch das, was es wahrhaftig hat. In jedem Augenblick findet es sich getäuscht, und mit diesen Täuschungen muß seine Mißbehaglichkeit sich vermehren. Glaubt es mir, wenn ihr das, was ihr vom Schicksal fordert, allemal recht untersuchtet, ihr würdet eure Forderungen oft schnell zurücknehmen; aber es ist dafür gesorgt, daß wir nicht alles gleich empfangen, was wir fordern, und diese anscheinende Härte des Schicksals kommt uns bei unsern übertriebenen Anforderungen noch zu statten. Ich habe Gott manchmal dafür gedankt und danke ihm noch in diesem Augenblick dafür, daß ich statt einer goldenen Krone meinen simpeln Kastorhut trage. Ein König hat viel tausendmal mehr zu bedenken, als ich, und eben darum ists mir, als erblickt' ich ihn in der Gefahr, viel tausendmal öfter zu fehlen, als ich. So oft ich das bei mir recht überlege, so oft seh' ich meinen Hut zufrieden darauf an, und nehme ihn vor jedem Menschen ab; und hätte er einen noch weit gröbern Filz auf, als ich. Mäßigkeit in unsern Forderungen wird dann in uns mehr Platz greifen, wenn wir unser Herz willig dem Glauben an Gott öffnen. Ach! meine tausendmaltausende von Menschenkindern, von welcher Religion ihr auch sein mögt, laßts euch alle von Sonne, Mond und Sternen sagen, daß er sei! Glaubet ihr aber an ihn, so glaubet auch ganz an ihn, und er sei euch Gott in aller Hinsicht! Nichts ohne ihn — und was nun geschieht, gut. Gut fürs Ganze auf der Stelle, und gut für jeden einzelnen Theil über lang und kurz. Diese Grundsätze führen unmittelbar zur Zufriedenheit. Ich empfehle sie euch allen; ihr mögt Paradiese oder Einöden bewohnen, mit Pelzen euch umkleiden oder mit Palmblättern euch schürzen, so empfehl' ich sie euch mit aller Wärme meines Herzens. Von ihnen geleitet, finden wir in allen Lagen und Zuständen unsers Lebens volles Uebergewicht des Guten. Sei mir gesegnet, Weiser! und lebtest du mit wenigen Vertrauten am Fuße eines verlassenen Gebirgs, oder müßtest du gar einsam auf irgend einer Insel im Meere umhergehen, der du die Zukunft dem Regierer des Ganzen überlässest, dein Schicksal gut findest, weil er es gut findet, jedes kleinen gegenwärtigen Glücks dich dankbar freuest, und alle Zweifel und Kämpfe deines Herzens ihm im Sonn- und Mondenschein opferst, du hast mehr Lebensgenuß, als Menschen oft im blendendsten Pomp!

Der Mann, welcher Gefühl fürs Schöne hat, er finde es, wo er wolle, füllt ebenfalls das Leben für sich mit herrlichen Genüssen an. Gewohnt, alles von seiner besten Seite zu betrachten, findet er allenthalben überwiegendes Gutes. Der Anblick des wahren Schönen ergötzt ihn, so wie ihn die Harmonie der Töne erfreut. In seiner Seele schwebt das Bild des Schönen, jeden Gegenstand ohne ihn, welcher einige Züge desselben hat, umarmt er freundschaftlich. Findet er das Schöne in menschlichen Handlungen, so sympathisirt er damit. Findet ers

in den Künsten, so bewundert ers. Noch reizender ist ihm die schöne Natur. Ihre Schönheit geht ins unübersehbare Große, und dabei ist sie still, simpel und ungezwungen. Ach! diese, diese ists, Brüder, welche ihr alle nützen müsset. Sehet, ihr habt sie insgesammt vor euch; es kommt nur darauf an, daß ihr innern Sinn genug für sie habt. Ist dieses, so bedürfet ihr nur wenig vom Schicksal zu erhalten; das übrige ersetzt euch alles die schöne Natur. Meinetwegen mögen andere Tag für Tag in dem größten Weltgeräusch sich befinden, an ihren prächtig servirten Tafeln die kostbarsten Leckerbissen in unverzeihlichem Uebermaaße genießen, ihre Nachmittage verspielen, ihre Nächte verschwärmen und jeden Sonnenaufgang verschnarchen; an mir finden sie den Mann nicht, welcher sie deßhalb beneidet. Ich schlafe, wenn Schlafenszeit ist, bin mit einem simpeln Gericht zufrieden, klage dabei weder über Vapeurs noch über Indigestion, und wenn der Tag heiter ist, so fliehe ich muthig und unbeschwert in den Schooß der Natur, öffne alle meine Sinne ihren Reizen, lasse sie in mich einströmen, und vergesse, daß es reichere Leute gebe, als ich bin. Genuß der Natur, o ihr Kinder derselben, glaubts, ist edler Genuß des Lebens. Dies wußten von jeher die weisesten und thätigsten unter den Menschen, welche, wenn sie fürs Vaterland und für ihre Mitbürger gearbeitet hatten, das Gewühl der Menge verließen und in die Arme der Natur flohen, um in selbigen von ihren Arbeiten auszuruhen.

Nun möchte ich euch gern noch, ihr Brüder der Erde, auf eine von den schönsten Gattungen der Genüsse eures Lebens recht aufmerksam machen; und dies sind die Ergießungen der geselligen, der sanften und wohlthätigen Triebe unsers Herzens. Jede derselben hat Seligkeit für euch, denn der Mensch ist nie ruhiger, nie mit sich selbst zufriedener, als wenn er zum Wohl seiner Nebenmenschen etwas beigetragen hat. Die Aehnlichkeit, welche er hierdurch mit Gott empfängt, ist ihm zu auffallend sichtbar, als daß er sie verkennen sollte. Freundschaft, wie erhöht sie den Werth unsers Lebens! Seelen, welche ihrer nicht fähig sind, verlieren viel. Aber wisset, sie ist nicht geräuschvoller Umgang mit Tausenden. Sie ist Vertraulichkeit gegen Auserkorne aus dem großen Haufen, welche in edler Art mit uns harmoniren, und die wir deßhalb in unser Ich aufnehmen. Mit ihnen gehen wir in unwandelbarer Treue durchs Leben, nehmen an ihren Schicksalen Theil, lassen sie Theil an dem unsrigen nehmen, fürchten jede Trennung von ihnen und machen sie uns durch immer erneuerte Redlichkeit verbindlich. Weltbürger! habt ein freundschaftliches Herz, schätzet den Mann, welcher unter Beweisen seiner Tugend und Zuneigung für euch spricht: laß mich mit dir gehen! Der Gang geht oft durch Dunkelheiten und Labyrinthe; wie werdet ihr die Stunde segnen, in welcher ihr den fandet, an dem ihr euch dann halten könnt! Liebe, zärtliche Liebe durchdringt euch auch. Sie ists, die euch tausend neue Genüsse des Lebens verschafft, und jeden, den ihr schon hattet, veredelt. Theuer und werth sei euch der Gatte, welcher nur für euch lebt, und an jedem Morgen sich freuet, euch im Licht des Tages wieder zu erblicken! Hauchet einander unaufhörliche Sehnsucht nach euch ein! Erleichtert euch durch Gefälligkeit, durch Sanftmuth und stille Theilnehmung des Lebens Lasten! Verbunden durch einen gemeinschaftlichen Schöpfungszweck, Mann und Weib, wetteifert in redlicher Liebe für eure Kinder! Bewillkommt hold jeden neuen Ankömmling in die Welt, der es durch euch ward! Sehet eine zahlreiche Menge derselben für euren unschätzbarsten Reichthum an, und bildet sie nach Maaßgabe eurer Lage erst zu kleinen und dann zu großen Seligen! Unter euren Händen sehet sie wachsen und blühen und edle Früchte tragen! Seid nirgends lieber als in ihrer Mitte! Arbeitet, so lange ihr könnt, an ihrer Beglückung, und werdet durch ihren dankbaren Segen noch gestärkt, wenn das Schicksal euch von ihnen ruft! — Liebet, ihr Brüder der Erde, auch die Verwandten eures Geblüts! Sie, die um so viel näher an euch stehen, als die übrigen Menschen, stehen nicht von

ungefähr so nahe um euch. Erreichen sollt ihr sie zuförderst können mit euren Dienstleistungen, und es ist grausam, von denen sich trennen zu wollen, mit welchen uns die Natur verband. O heitern und hohen Lebensgenuß hat der Mann, welcher von seiner ganzen Familie als Wohlthäter, als Segensstifter verehrt wird! Die Blicke aller Seinen sind auf ihn gerichtet, und muß er von ihnen gehen, so sehen sie ihm noch nach, so lange sie können.

Leidenden weihet euer Mitleid, wo ihr sie findet! Könnet ihr mehr für sie thun, als mit ihnen weinen, so säumt nicht. Handlungen der Menschenliebe, der Großmuth, der Erbarmung und des uneigennützigen Diensteifers belohnen auf der Stelle mit dem göttlichen Bewußtsein, daß man ein edler Mann sei. Jeder Anblick des gewesenen Unglücklichen, welchen Ihr Retter ganz oder halb wurdet, hat fortgesetzten Lohn für Euch, und ihr könnet nicht daran denken, daß ihr andern Menschen Genüsse des Lebens gewährt habt, ohne euch selbst im Genuß des eurigen gestärkt zu fühlen. —— Seht, meine tausendmaltausend Menschenbrüder, so mögen wir das kurze, flüchtige Leben benutzen und den Werth desselben zur höchsten Unschätzbarkeit erheben. Weise ist der, welcher während seiner ungewissen Tage Genuß an Genuß mit menschlicher Würde drängt! Und glücklich der, welcher nicht allenthalben, wo er ihn sucht, grausam von selbigem zurückgedrängt wird!

Wie? warum verfinstern sich so viele von euren Gesichtern, indem ich dies sage? Soll die traurige Miene, welche ihr annehmt, der trübe, seufzende Blick, den ihr zum Himmel richtet, ein stilles Bekenntniß sein, daß euch die schönsten Genüsse des Lebens versagt werden? Ha! mein ganzes Herz bebt! Und wärens nur nicht so viel Tausende, an denen ich die traurige Miene erblickte! Ganze Nationen stehen oder knieen und ringen die Hände gen Himmel. Ach! die Natur und ihr Schöpfer sinds nicht, welche die Klagen dieser Elenden treffen! Menschen sinds, über die sie seufzen! Wie? Menschen seufzen über Menschen? Brüder stören die Ruhe ihrer Brüder? Wie ist es möglich, daß ein Mensch den andern von Genüssen des Lebens abdrängen kann? Schätzt er sie selbst nicht, oder glaubt er, daß jener sie nicht zu schätzen wisse? Thut er das erste, und findet das letzte dessen ungeachtet bei ihm Statt, wie will er sich rechtfertigen? Eben so ein Herz, das nach Glückseligkeit strebt, wie er hat, haben auch alle seine Brüder. Und eben, weil sie dies haben, besitzen sie auch mit ihm gleiches Recht auf die edelsten Genüsse des Lebens. Maskirte Grausamkeit ists, zu sagen, daß derjenige mit seinem Schicksal zufrieden sei, welcher nie ein besseres gehabt habe. Wohl ihnen, den Unglücklichen, wenn sie in diesem Fall sich befinden! So haben sie doch noch etwas, womit sie sich beruhigen können. Aber es ist nicht möglich, daß der Mensch, wenn er andere um sich her Genüsse vom Leben einernten sieht, welche die Natur offenbar allen ihren Kindern gegönnet hat, nicht alsbald auch Wünsche seines Herzens nach selbigen empfinden sollte. Und kann er sie nun nicht befriedigen, wie mag ihn der Gedanke martern! Nehmet dies zu Herzen, ihr, die ihr andere vom Genuß des Lebens abhaltet, und vor ihren Augen doch kaltblütig das eurige mit Inbrunst genießen könnt! Ihr wühlet in ihren Eingeweiden, und raubtet ihr ihnen in einem Augenblick das Leben selbst, so handeltet ihr nicht so unmenschlich, als jetzt, da ihr sie einen langsamen Tod sterben lasset. Jede eurer Freude werde euch durch den Gedanken, daß ihr Geschöpfe, die eben das sind, was ihr seid, neben euch niederschlägt, so lange verbittert und vergällt, bis ihr auf den menschlichen Vorsatz gerathet, sie edelmüthig aufzurichten, und ihn mit Schnelligkeit ausführt!

Die Schande der Menschheit, die Sklaverei! ach, kennte man doch ihren Namen nicht mehr! Mit Entsetzen folge ich den Schlachtopfern derselben in ihre armselige Knechtschaft, und sehe an ihnen die menschliche Natur zur untersten Tiefe herabgewürdigt. Ha! Christen! ihr seid mir theuer und werth! Eure

wohlthätige Religion ists, die mich an euch fesselt und fesseln wird, so lange ich bin. Aber was soll ich zu eurer Entschuldigung sagen, wenn ihr noch Menschen aus einem Welttheil in den andern schleppen, sie nicht nur ihres Vaterlandes und des tröstenden Anblicks ihrer Freunde, sondern auch ihrer Freiheit berauben, und sie hartherzig in den Stand der Thiere werfen könnet? Fühlet ihr nichts von zurückkehrender Menschlichkeit, wenn sie euch, ihre müßigen und tyrannischen Herren, unter dem drückendsten Joch von Arbeit und Mühseligkeit darauf ansehen, wie ihr so ungebunden um sie her wandelt, und dabei einen thränenvollen Rückblick auf die Küsten zurückthun, die sie verlassen mußten und wo sie einst mit gleichem Recht eben so ledig und los wandelten, wie ihr! Möget ihr auch wohl noch darauf stolz sein können, daß ihr Bürger des gesittetesten Welttheils seid? Möget ihr es den Nationen, welche euch verabscheuen lernen, wohl noch sagen dürfen, daß ihr Verehrer der liebenswürdigsten unter allen Religionen seid? Für Leute aus dem verderbtesten Erdstrich müssen sie euch halten, die ein ungeheures Mißgeschick in ihre Meere verschlug! Für Bekenner einer Religion, in welcher man Mordbegier für Gottesdienst hält, und Menschenblut wie Blut der Thiere verspritzt!

Auch höret mich, ihr Christen, über einen Gegenstand, worüber man nicht oft und warm genug mit euch reden kann! Unter euch lebt ein Volk, zahlreich und merkwürdig aus mehr denn einer Ursache. Zerstreut lebt es unter euch in allen euren Reichen und Provinzen. Es ist weit älter als ihr, und ihr habt seine sonderbare Geschichte in Händen. Es seufzt über euch schon viele Jahrhunderte; denn ihr drückts oft mit unzubilligender Härte. Dies, daß sie vom Glauben ihrer Väter nicht wanken, ists, was sie euch verächtlich macht. Sie duldens, und hangen fort am uralten Glauben. Ihr sehets und bleibet ungerührt. So solltet ihr doch endlich aufhören, Menschen zu hassen, welche ihrer Religion so viel unter euch aufopfern, und von denen ein Geschlecht nach dem andern übers Opfer hinstirbt! Lange genug habt ihrs versucht, sie durch Druck und Lasten in euren Schooß einzuführen, — oder war dies etwa nie eure Absicht? wenigstens hätt' euch euer eigen Herz sagen sollen, daß dies nicht der rechte Weg dazu sei! — so solltet ihr doch nun einmal ernstlich darauf bedacht sein, obs euch nicht durch Milde und Menschlichkeit gelänge. Ewig werdet ihr der ganzen Welt den Beweis schuldig bleiben, daß ihr berechtigt seid, ein Volk niederzudrücken, darum, weil es sich so schon unter schweren Verhängnissen beugt. Klagt ihr über seine Sitten — ich will jetzt nicht einmal zu dem allgemeinen Rechtsmittel greifen und einwenden, daß man auch seine Gegenklage hören sollte — aber sagt mir doch, was thut ihr denn nun eigentlich zu seiner Verbesserung? Von euren Gesellschaften schließt ihr diese Menschenmenge feindselig aus. Seid ihr besser, und wolltet ihr sie bessern, so könnten sie ja von euch lernen, wenn ihr sie nicht von euch entferntet. In überaus einförmige Lagen des Lebens schränkt ihr sie zurück, in welchen ihnen beinahe nichts freigelassen ist, als der Wucher; fast, damit ihr euren Gewinn wieder von ihnen desto ergiebiger haben könntet. Mag eure Religion auch wohl das Geringste zu eurer Rechtfertigung darüber sagen? Lehrt sie euch, reizt sie euch, Menschen zu hassen und zu drücken, welche das nicht glauben können, was ihr glaubt? Wollt ihr denn immer den menschenfreundlichen Gesichtspunkt verrücken, aus welchem euer Herr im Tode noch, den er doch aus ihrer Väter Händen nahm, sie betrachtete, wenn er sprach: Sie wissen nicht, was sie thun? Schaut über euch und sehet, daß die Sonne auch für sie scheint; wehrt ihnen den frohen Muth in ihren Strahlen nicht! Was die Natur ihnen gönnt, dürft ihr am wenigstens ihnen verbittern. Sie sind Menschen, wie ihr, auch menschliche Freiheit können sie fordern, wie ihr. Nur dadurch werdet ihr die Würde eurer Religion gegen sie behaupten, wenn ihr ihnen zeigt, daß sie auch die Kraft habe, verjährten Haß gegen ein verunglücktes Volk in den Seelen ihrer Verehrer zu däm-

pfen. Jetzt habt ihr nichts vor ihnen voraus, als äußerliche Uebermacht. Dann aber werdet ihr auch in ihrem Innern Flüche unterdrücken, welche ihr ihnen gegen euch, gegen euren Glauben und gegen seinen Stifter jetzt abzwingt.

Jede Bedrückung, jede unnatürliche Einschränkung, welche Weltbürger gegen Weltbürger ausüben, hemmet den wahren Lebensgenuß. Sklaverei ist nicht nur Grausamkeit, es ist auch grausam, wenn es Menschen gibt, die, wenn sie ihre Tage berechnen, kaum die Hälfte derselben für sich leben. Mögen sie den Werth des Lebens an solchen Tagen auch wohl schätzen, an welchen das Leben nicht ihnen zugehört? Mit entzückendem Vergnügen seh' ich ein Land darauf an, wo man für den arbeitsamsten Theil der Menschheit von dieser Seite eine wohlthätige Abänderung trifft. Den edlen Mann schmerzts, ganze Mengen um sich her fröhnen zu sehen. Versetzt er sie in eine menschlichere Lage, so belohnt ihn schnell dafür der Anblick glücklich werdender Familien, welche durch den Gedanken, daß nun alle ihre Tage ihnen zugehören, zum Fleiß aufgemuntert, ihre Aecker zu Gärten und ihre Hütten zu Wohnsitzen der Freude umschaffen. Ein mäßiger Zehend, welchen er von ihren reichen Ernten empfängt, wird mehr wahren Gewinn für ihn abwerfen, als ihre mühseligsten Fröhnungen. — Steigen die Auflagen in einem Staat zu hoch, verlieren sie die menschliche Proportion mit dem Gewerbe der Bürger, so wird auch durch sie der Lebensgenuß gestört. Gedrückt unter ungleichen Lasten schleichen die Einwohner muthlos umher, mögen die überspannten Abgaben kaum erschwingen, und sehens nicht mehr für Glück an, Weib und Kinder zu haben. Ach dreimal selige Gefilde, in welchen der erste Grundsatz der Regierung der ist, daß der Wohlstand des Unterthanen der schönste Reichthum des Fürsten sei! In ihnen hört man nicht von Pressungen. Jahr aus Jahr ein trägt der Unterthan seine gemilderten Abgaben willig ab und lässet keine ihn am Ende verwüstenden Reste aufsummen. Handel und Gewerbe blühen darin, und ein erlaubter Luxus lässet den cirkulirenden Reichthum durch aller Einwohner Hände gehen. Jeder von ihnen lebt gern, weil das Leben für ihn gewinnvoll und leicht ist! — Krieg, wenn er lange dauert, bringt ganze Millionen um die edelsten Genüsse des Lebens. Er zerreißt die sanftesten, menschlichsten Banden, entführt die Gatten, die Söhne, die Väter, stört die Ausbreitung der Wissenschaften, verwüstet die Schönheiten der Schöpfung, raubt die Ruhe und führt an deren Statt Furcht und Grausen herbei. Der Verlust, welchen die Menschheit dabei macht, ist gegen den Gewinn gerechnet, immer wie zehn gegen eins, und dies eins, welches sie dabei gewinnt, könnte sie auf andere Art auch gewinnen, ohne zehn dabei zu verlieren. Den Krieg fliehen daher alle edle Beherrscher, so lange sie können; und müssen sie ihn führen, so führen sie ihn mit Edelmuth und mit menschlichem Erbarmen und kürzen ihn ab. Dann nur, ihr Bürger der Erde, möget ihr auf vollkommene Glückseligkeit, so wie Menschen sie haben können, hoffen, wenn der Geist des Kriegs euch alle verläßt, und ihr freundschaftlich dahin übereinkommt, jeder an den nothwendigen Leiden, welche ihm seine Natur auflegt, genug zu haben.

Traurig ist's, wenn ich noch ganze, zahllose Völker erblicke, welche beinahe ohne alle menschliche Begriffe sind, und die sich in Ansehung der Genüsse des Lebens wenig über die Thiere erheben. Zur Uebung ihrer Geisteskräfte nicht angeleitet, vom Umgang mit aufgeklärten Nationen ausgeschlossen, durch viele Generationen schon verwildert, geben sie am Ende das Dasein wieder ab, ohne den vollen Werth desselben kennen gelernt zu haben. Noch trauriger aber ists, zu sehen, wenn unter klärern und glücklichern Himmelsstrichen, wo der Geist des Menschen zu mehrerer Bildung gelangen kann, der größere Haufe vorsätzlich in Unwissenheit und Aberglauben niedergedrückt, mit Vorurtheilen eingewiegt, und vom erheiternden Licht zurückgehalten wird. Ach! wie bejammert euch der Redliche, ihr größern Theile der Nation, wenn er gewahr wird, daß dies euer

Schicksal sei! Mögens doch Priester und Staatsmänner sein, welche dabei sich wohl befinden, und ihrem niedrigen Privatinteresse eure schönsten Lebensgenüsse aufopfern — sie sind ein Auswurf unsers Geschlechts! Eine unumschränkte Gewalt in den Händen, entfernen sie jeden denkenden Kopf, geben allen Wissenschaften ein dürftiges, abschreckendes Ansehen, verbieten alle Untersuchung der Wahrheit, stählen die Gesetze, füllen die Augen des Volks mit Gaukeleien, werden dabei gefürchtet und angebetet, saugen das Mark aus den Gebeinen ihrer Brüder, und trösten sie, wenn sie armselig und niedergeschlagen seufzen, mit den Hoffnungen eines künftigen reichern und frohern Lebens. Licht her! Licht her für die zahllosen Mengen! Warum sollen sie nicht auch die Wahrheit sehen; warum nicht auch über ihre Bestimmung richtiger denken und dadurch die edelsten Genüsse vom Leben einernten? Sie, der größte Theil der Nation, verdienen die größeste Achtung ihrer Fürsten! Man zeige ihnen nur die Wahrheit; sie sind Menschen und werden sie bald liebenswürdig finden. Man treffe Anstalten zur Volksbildung, damit jeder Stand den Genuß vom Leben schöpfe, welchen er in seiner Sphare haben kann! Das wären Freunde des Vaterlands und Freunde der Fürsten, welche hierzu beitrügen! Sollten denn nicht weisere Unterthanen folgsamere Unterthanen sein? Sollte der Fürst nicht seliger sein, wenn er auf sein ganzes Volk als auf eine Familie hinsehe, welche aus lauter frohen und muthigen Kindern bestände? Unwissende, abergläubische, unzufriedene Menschen haben die stärkste Anlage zu Bösewichtern. Sie rächen sich dafür, daß man die Gefühle der Menschlichkeit in ihrem Busen unterdrückt, durch fühllose schwarze Thaten, welche sie bei jeder Gelegenheit ausüben. Wer ist Schuld, wenn sie hernach zu Scharen auf den Galeeren arbeiten, in Blockhäusern sitzen, auf Scheiterhaufen und auf Rädern liegen, oder unerkannt und ungestraft die viehischesten Laster ausüben — antwortet, ihr Niederdrücker der Vernunft, wer ist Schuld daran? Verachten, verabscheuen muß euch jeder Edle, fliehen muß er euch in der Nähe und in der Ferne, und ein lichteres Land suchen, wo er Weisheit und Freude zugleich athmen darf! Ich muß noch, meine Tausendmaltausende von Menschenkindern, über einen überaus ehrwürdigen Gegenstand zu euch reden, dessen falsche Behandlung und Anwendung euch so vielfältig im Genuß eures Lebens stört. Ich bin ein Mensch, wie ihr, und beurtheile daher euch nach mir. Mein Heiligstes, mein Bestes, das ich kenne, und welches mir alle Freuden meines Lebens noch erhöht, ist die Religion. Ich habe sie freiwillig und gern umarmt, und aus meinen Händen soll sie nun nicht kommen, so lange ich bin. Aber ich wag' es zu sagen, und bekümmere mich nicht darum, wenn viele unter euch mich darüber verdammend ansehen wollten; genug, daß ich die Wahrheit sage, daß ich sie mit dem menschenfreundlichsten Herzen sage, und daß alle Edlen mich dabei lohnend anlächeln; — daß sie noch vielfältig einen ganz entgegengesetzten Zweck erreiche. Wahren, menschlichen Lebensgenuß soll sie uns lehren; stärken soll sie uns darin, dies ist ihre ursprüngliche Bestimmung. Könnte sie auch wohl zu etwas anderem da sein, sie, die die mehresten von euch, so sehr sie auch sonst in ihren Meinungen von einander abgehen, für göttlichen Ursprungs erklären? Ach! wäre sie doch nun für euch alle diese segnende Wohlthäterin! Aber was seh' ich? Ganze Haufen von euch finden in ihr noch ihren Beruf, die schönsten und edelsten Genüsse des Lebens aufzugeben, von der Gesellschaft sich zu trennen, ihr ihre Kräfte, welche sie in ihrem Schooße gesammelt haben, undankbar zu entziehen, ein unthätiges Leben in selbstgewählten Einsamkeiten zu führen, und sich da mit absichtlosen Uebungen der Andacht zu martern, welche die Gottheit weder verlangen noch gut heißen kann. Ist es möglich, daß die Religion es sein kann, welche euch auf solche Abwege verleitet? Kehret zur Welt zurück, genießet sie als Weise, machet sie andern um euch her genußvoll als Menschenfreunde; dies soll die Religion auf euch wirken! — Ueber-

haupt sollet ihr nicht glauben, Brüder, daß sie ein düsteres, schwermüthiges, oder auch nur sonderbares Wesen über uns ausbreiten müsse. Alles soll an uns seinen guten natürlichen Gang behalten. Der Heiterkeit offen, sollen wir jede Freude, welche wir auf Erden für uns bereitet finden, aufnehmen, und sie als einen neuen Antrieb zu desto sorgfältigerer Erfüllung unsrer Pflichten betrachten. Furcht sollen wir gar nicht kennen, denn der Tugendhafte hat in der ganzen Welt nichts, welches er fürchten dürfe. Aber freilich, wenn dies geschehen soll, muß die Religion uns richtige Begriffe von Gott und unsrer Bestimmung geben. Der Glaube an Gott muß nicht da sein, uns zu schrecken. Süß, angenehm, beseligend muß er uns werden, damit unser eigen Herz unaufhörlich den Wunsch hege, daß Gott sein möge. O ihr Priester und Diener des Allerhöchsten unter allen Nationen, macht euch dies zur ersten Pflicht, die Gottheit so liebenswürdig, so wohlthätig zu schildern, als ihr nur Bilder dazu finden könnet! In einem sanften, reizenden Licht laßt sie wohnen! Von ihr her laßt ununterbrochene Ströme des Segens auf alle ihre Geschöpfe fließen. An allen Werken ihrer Hände sucht das Schöne, das Vollkommene auf! In den furchtbarsten Auftritten der Natur zeigt sie als huldvollen Vater! Sehet, so nennt Gott die Religion der Christen, und darum lieb' ich sie vor allen. Ach, schaut der Mensch ihn in diesem Bilde, wie muß er sich in jedem Lebensgenuß dadurch gestärkt fühlen! Aber unverantwortlich ists, wenn ihr durch furchterregende Vorstellungen die Menschen von Gott abschreckt! Unverantwortlich gegen ihn und sie, wenn ihr durch Ideen von despotischer Strenge, von niedrigem Eigennutz, von unzuerfüllenden Forderungen, von Grimm und Rache, und von Strafen ohne Absicht der Besserung des leidenden Subjects, die Gemüther der Kinder zweifelhaft, mißtrauisch, heuchlerisch und zagend gegen ihren Vater macht! Lehret sie ihn lieben und ihm ähnlich werden, begangene Fehltritte verbessern und dann bei Redlichkeit und Treue allewege auf ihn hoffen; so gebt ihr ihnen einen Stab in die Hand, an den sie sich halten, und der noch feststeht, wenn sie längst gesunken sind. Unterrichtet sie denn auch menschlichvernünftig über ihre Bestimmung, und sprecht zuförderst, auf diese Erde setzte euch Gott, und zwar, daß ihr hier schon solltet selig sein; doch will er euch einst noch seliger machen. — Ich vermags nicht anzuhören ohne innern Gram, wenn man ewig und unaufhörlich auf diese Welt schmäht und das Leben in derselben so unwürdig abmalt, und die Gemüther der Menschen einzig und allein auf jene Zukunft hinlenkt, daß sie die Freuden der Gegenwart übersehe. Welche unedle Anwendung der Religion! Feindseliger kann man doch wohl gegen Menschen nicht handeln, als wenn man ihnen das Gute aus den Händen windet, was sie schon haben, und nur auf das sie verweiset, welches erst kommen soll! Und wodurch will man dies Verfahren gegen die Vernunft rechtfertigen? Ist eine Zukunft voll noch höherer Genüsse, welcher Weg, um auf ihm als ein Seliger in sie einzugehen, kann wohl gewisser zu ihr führen, als der, wenn man von der Gegenwart, welche ihr vorangeht, alle menschlichen Genüsse zu schöpfen sucht? O ihr Bürger der Welt, der Glaube an ein künftiges Leben sei euch theuer und werth. Haltet ihn fest! freuet euch sein! aber er verkehre in euren Augen eure Bestimmung nicht; sondern er verschönere sie noch! Die Erde ist herrlich, und eure Bestimmung auf ihr ist die, daß ihr vom Leben auf derselben unter frohen Erwartungen des künftigen den menschlichsten Genuß schöpfet. Dies ist wahre, einzige Vorbereitung aufs künftige, und habt ihr sie einst aus allen Kräften betrieben; so mögt ihr den Glauben mit von hinnen nehmen, daß niemand gegründetere und in den Augen der Gottheit geltendere Ansprüche auf ihre anderweitigen erhabenern Segnungen in jeder vorwaltenden Scene euers Dasein machen könne, als — ihr.

2.

Vom Dagewesensein und Wiederkommen [1]).

Um Mitternacht, als der Vollmond über den Kirchhof schwebte, unter lauter Gräbern gehalten.

Alles schläft jetzt; dort in ihren Häusern die Lebendigen, und hier in ihren Grüften die Todten. Oede, wortlose Stille ist weit um mich her. Vollmond, du und ich sind wach! Heiliger, feierlicher war mir dein sanftes Licht noch nie, als in dieser Mitternacht! Unter jenen bedeckten Gängen will ich nicht verweilen, wo die Dämmerung herrscht; im Angesichte deiner Fülle, hier unterm offenen Himmel, wo Grab an Grab neben mir ist, will ich stehen, und auf jeden Gedanken horchen, welcher durch mich hinfährt. Scheine du dabei auf jeden hohen und niedergesunknen Hügel, und auf mich! Führe die wandelnden Schatten von allen Leichensteinen, und von jenen Linden, welche zerstreut umher grünen, von einer Seite zur andern, und wecke in mir, dem einzigen hier lebendigen Manne, alle die milden, menschlichen Gefühle, welche viele von den umliegenden Todten auch einst haben mochten, als sie noch in stillen Nächten, über sich und dich nachdenkend, zu dir aufblickten! —

So liegt ihr denn alle schon hier, kommt früher und später hierher, ihr meine ehemaligen Mitgenossen des Lebens! Seid da gewesen, sollt wieder kommen: Was ich bin, waret auch ihr. Wie euch geschah, wird auch mir geschehen. Gott! welche sonderbare Ereignisse hat der Mensch! Er ist da und wird gesehen; verliert sich wieder, ist in Vergleich mit Sonne, Mond und Sterne nicht lange da gewesen, und soll einmal von neuem erscheinen. Ach! da gewesen sein ist hohen Dankes werth! Waret ihr Redliche, die ihr hier schlaft und ruht, wie mußtet ihr euch bei eurem Hintritt noch darüber freuen, daß ihr jemals in die Reihe der Wesen eingetreten wart! Unter euch mische ich mich denn gern, wenn ich dies denke, und hebe meine Hände zum Vater des Lebens auf, und sehne mich innigst nach jeder Stunde, welche er noch mein lassen werden will. Und sind sie denn alle dahin, diese Stunden, und kommt die letzte herbei, welche ich mein nennen darf, so preise ich ihn einst noch für gehabtes Sein, und geb' es, Psalm und Lobgesang im Herzen, in seine Hände zurück. Ja, da gewesen sein ist hohen Dankes werth; aber wiederkommen noch höhern! Als ihr nun sanket und fielt, ihr friedlichen Schläfer rund um mich her, da dachtet ihr so einen Gedanken an Wiederkommen, und der Busen schwoll euch dabei noch einmal hoch auf. In großer Noth sucht man das Beste zu retten; da ihr nun hörtet, daß alles, was ihr schätztet und liebtet für euch gerettet sein sollte, saht ihr den Verlusten zufriedener zu. Ha! euer Trost soll der meinige sein! An den Gedanken des Dagewesenseins will ich fest den Glauben an Wiederkommen heften. Jetzt schon will ich dies mit vollem Christeneifer thun, damit dieser Glaube in den Augenblicken, wo ich seiner am meisten benöthigt bin und wo mich nichts beruhigen kann, als er, recht lichthell und glänzend vor mir schwebe. Da gewesen sein und wiederkommen, will ich immerdar denken, wenn ich in eine mir angenehme oder doch wichtige Lage eintrete. Da gewesen sein und wiederkommen, will ich auch Andern zurufen, so oft ich damit Gutes für sie stiften kann.

Daß ich hier über eure Gräber noch wegwandle, liebe Todten, das ists, daß ich noch lebe. Mein Ich ist noch beisammen. Geist webt noch durch die Maschine, setzt alle Räder derselben in Bewegung, und schafft durch gemeinschaftliche Mitwirkung derselben mein Sein. Wärme ist noch im schnellumlaufenden

---

1) Aus den „Reden im Menschenton" vom Verf. der Menschenfreuden, Theil 1. Berlin 1779.

Blut, und die hierdurch reizbar erhaltenen Nerven gewähren Empfindungen. Diese setzen mich noch in Verbindung mit der gesammten Welt außer mir. Die äußerlichen Gegenstände wirken durch sie auf mich und ich unterscheide dadurch mein Dasein von dem ihrigen. Bilder von empfangenen sinnlichen Eindrücken bleiben in mir zurück und werden noch der Grund von Ideen. Diese kette ich zusammen und so erneuert sich noch in jedem Augenblick das Vernünftige meines menschlichen Daseins. Ich bin nicht gleich und plötzlich in dasselbe eingetreten. Nach und nach entwickelte es sich erst in mir. Wär' ich sogleich in den Besitz desselben eingegangen, wäre der erste Augenblick meiner Existenz mit vollem Bewußtsein meines Seins angefüllt gewesen, so würde ich die Seligkeit des Lebens im höchsten Umfang geschmeckt haben. Doch, so oft ich mich nun in mich selbst zurückziehe, und mit äußerster Gewalt mich von der ganzen Welt trenne, und dann mit einem Male wieder in sie eintrete und ihr alle meine Sinne öffne; so oft fühle ichs, welch eine Wonne das Leben sei. Mitten unter allen Wesen steh' ich denn da, lasse mich schauen und schaue sie, denke, daß sie sind und daß ich bin, und freue mich über sie und über mich. Jetzt, da ich auf euren Gräbern stehe, ihr Todten, und euren Zustand gegen den meinigen halte, jetzt durchströmt mich ein allmächtiges Gefühl vom Werth des Lebens. Und dies geschätzte Leben soll ich einst abgeben, wie ihr! Wenn ich recht daran gewöhnt bin, wenn mein Verlangen darnach erst recht inbrünstig und heilig ist; dann soll ich aus den Reihen der Wesen gerissen, und mein Ich eben so zerstört, aufgelöset und in tausendmaltausend Theile umhergestreut werden, wie das Eurige! Uebergehen sollen denn diese zerstreuten Theile, diese unkenntlichen Ueberreste vom Räderwerk der künstlichen Maschine in einsame Grashälmer und Grabblumen! Das soll nicht nur gewiß geschehen, sondern ich soll auch, so lange das Leben noch mein ist, dies schon fürchten, und in jeder feierlichen Stunde, in welcher ich über meine Bestimmung nachdenke, mich mit dem Gedanken daran quälen! — Ach! da gewesen sein und wiederkommen! Der war einer meiner unzubelohnendsten Wohlthäter, welcher mich diese Verbindung von Ideen zuerst lehrte! Ihm hab' ichs zu verdanken, daß ich einst aus den Reihen der Wesen ruhiger abtreten werde; weil mich die Hoffnung begleitet, irgend einmal wieder in sie einzugehen. Das Leben gebe ich zwar ab, aber ich empfange es wieder, und ihr alle, die ihr hier umherliegt, empfanget es auch wieder. Schätzten wir es vorher schon, ehe wir es jemals verloren hatten, wie noch weit werther werden wir es, nach geschehenem Verlust wieder erlangt, halten! Der Augenblick wird Seligkeit, welche ich mir jetzt noch nicht ganz denken kann, für mich haben, in welchem ich das erste neue Gefühl vom Abermalsein schöpfe, mitten unter allen Wesen wieder stehe, die übrige Welt wieder von mir und mich von der übrigen Welt unterscheide und hoch erfreut rechts und links um mich her schaue. Vollmond! hier in deinem phantasieerweckenden Licht genieße ich einen sanften Vorschmack dieser Seligkeit schon! Es ist mir nicht, als wäre ich vor einigen Minuten erst hierher gekommen, sondern als hätte ich Jahrhunderte in einer von diesen Grüften bereits gelegen, und als stände ich mit neuem Dasein hier unter dir, legte beide Hände ans Herz und dächte: Es ist doch etwas unaussprechlich Süßes und Holdes zu sein und zu leben! Wohl mir! meiner ward nicht vergessen! Mit allen Wesen bin ich wieder da, und die gesammte Schöpfung bewillkommt mich aufs Neue. —

Aller Gräber ungeachtet, welche ich täglich zu sehen bekam, und selbst mitten unter diesen zahllosen Behältnissen der Todten, preise ich die Reize der Welt, in der ich lebe. Du Mond hier über mir und ihr Sterne all am Himmel weit und breit waret Zeugen davon, wie oft ich in heitern Nächten mein Lager verließ und mit innerm Drang eure hohe Glorie und Herrlichkeit anstaunte. Lange noch nicht Jüngling, fühlte ich schon, wie mein Herz sich dabei hob, und die erste Wahrheit, von der ich mich fest überzeugte, war die, daß Niemand die Vortreff-

lichkeit der Schöpfung aussprechen könne. Beim Anbruch des Tages, im Morgenroth, bestärkte ich mich noch in diesem Glauben, und mit der Sonne zugleich ging Seligkeit für mich auf. Nie habe ich den kleinsten Spaziergang in Gärten, Feldern und Waldungen vollendet, ohne mein Schicksal dafür zu segnen, daß ich nicht als Embryo umkam, oder nur geboren ward, um auf Erden ein Grab zu finden; sondern daß ich Zeit genug hatte, mich auszubilden, um mit menschlichem Blick im großen Welthause umherzuschauen. Unerschöpflich waren mir immer die Freuden der Natur, rein und zaubernd, und sind es noch. O ihr Schläfer um mich her, waren sie es auch für euch? Weidete euer Auge sich gern am Himmel? senkte es sich mit schönen Thränen eines entzückten Herzens nieder zu Saatfeldern und Blumenauen herab? Ja, gewiß waren unter euch viele, welche die Wonnen der Schöpfung sahen und fühlten! Ach! auf die Gräber derselben müssen die Strahlen der Sonne wärmender und der Mondschein lieblicher fallen! Singende Lerchen müssen über selbigen länger schweben und das schönste Grün des ganzen Kirchhofs müsse in jedem Frühling sie kleiden! Mich soll, so lange ich bin, nichts stören im Anschauen Himmels und der Erden! Stören sollen mich nicht darin die Begierden nach hohen Ehrenstellen, nach weitläuftigen Weltgeschäften und nach unbeglückendern Reichthümern! Stören nicht Unzufriedenheit, nicht gegenwärtiges Ungemach, nicht Furcht vor ungewisser, verborgener Zukunft! Vergehen auch Himmel und Erde einst für mich. — Ha! da gewesen sein und wiederkommen! Eines neuen Himmels, einer neuen Erde wart' ich! Nicht auf immer gehen für mich verloren die Reize der Schöpfung. Das Licht des Tages wird wieder für mich anbrechen; die Sonne werd' ich wieder schaun, und dich, stillprangender Vollmond! Unter Gräbern nicht mehr; ach! unter Gräbern dann nicht mehr! Schöner als mein Garten, wo doch so viel tausend Tulpen blühen, und so viel hundert Malven standen, wird sie sein, die große, weite Erde! Innigst geliebtes Land des Vaters, und anmuthvollster Aufenthalt für alle seine tausendmaltausend Kinder. An einem schönen Tag im Mai, so wie ich ihn jetzt bereits manchmal lebte, konnt' ich schon sehen, was die Erde werden könnte. So eines gehabten Tages werde ich auch dann nicht vergessen, lauter paradiesische Gefilde werde ich durchwandeln und am Anschauen der verschönerten Welt mich sättigen.

Waret ihr Todten auch Verehrer der Gottheit? Fandet ihr den Gedanken schön und groß, daß sie sei und euch liebe? So segne ich mit ausgebreiteten Händen alle eure Grüfte, und die Stunden, in welchen ihr in sie eingingt! Ihr habt dann empfunden, welch eine Seligkeit es sei, an ihn zu glauben, und unter seinen Augen sich zu freuen und zu dulden. Ich, ich, der Lebendige unter euch allen, genieße die Glückseligkeit noch. Im Mondschein und Sternenschimmer lege ich auf jedes eurer Gräber mein feierliches Bekenntniß seines Daseins hin. Gesucht, anhaltend gesucht habe ich den Glauben an ihn, und gefunden. In Hainen und auf Erntefeldern glimmte er tief im Busen auf; unter Gräbern fühlte ich ihn angefacht, und in gestirnten Nächten ward er Flamme am Himmel. Dort, dort oben, im unermeßlichen Raume, beim Anblick so unzählbarer Welten, stärkt er sich recht, und noch in diesem Augenblick, da ich vom großen Todtenbehälter zu dir aufblicke, glänzender Vollmond, durchbebt mich ein frommer, ergötzender Schauer von Gottes Sein und von Gottes Gegenwart. Da habe ich ihn denn unaufhörlich betrachtet in allen seinen Werken, und mich überzeugt, daß diese Werke und ich dazu da wären, daß ich sie darauf anschauen sollte. Wenn alles um mich her still war, kein Geräusch der Menschen rauschte, kein Vogel sang und auch nicht ein Lüftchen sich regte; dann wars, als redeten mich viele seiner Werke laut an, als forderten mich Wiesen und Felder, Höhen und Thäler zu seiner Bewunderung auf. Die ganze Natur sprach um mich her und alles, was sie sprach, war nur eine Stimme, hatte nur einen Sinn, daß Gott ein Gott der

Liebe sei. So, so denke ich ihn mir. Ich denke ihn, wie er alles nur dazu schuf, daß er nicht allein Seligkeit besitzen und genießen wollte, sondern daß auch Millionen Wesen um ihn her daran Theil nähmen. Wie er für jedes dieser Wesen so gesorgt hat, daß es das Maaß von Glück und Freude empfange, dessen es seiner Natur nach empfänglich ist. Wie der Mensch unter allen in seinen Augen der werthgehaltenste ist, und wie er für ihn erhabenere Genüsse des Lebens bestimmt hat, durch welche derselbe sich ihm mehr nähert, als alle. Wie er vom Menschen nichts fordert, als was er zu leisten vermag, und wie er jede dieser Forderungen in sein Wohl verknüpft hat. Wie er den Fehlenden begnadigt, seine Hände immer nach ihm hinbreitet, um ihn barmherzig zu empfangen, und ihn dann wieder im Guten stärkt. Wie er kein Uebel als Zweck, sondern nur als Mittel zur Erlangung wahrer Glückseligkeit, für ihn zuläßt, und solchergestalt allenthalben Traurigkeit für ihn in Freude verwandelt. Wie er ihn oft durch dunkle und verworrene Wege führt, und wider sein Erwarten wieder auf die Plaine bringt, wo ihn von allen Seiten Licht überrascht. Dies that er für euch insgesammt, meine Brüder, die ihr hier schon schlummert und ruht! Gnädig und barmherzig war er für euch, wie für mich; darum freutet ihr euch sein mit mir. Und in diesem Gottesglauben soll ich unterbrochen werden? Beraubt soll ich werden all des Gefühls von Wonne und Seligkeit, welche auf mich aus den Betrachtungen seiner Liebe strömt? O wie so gern wollte ich länger an ihn glauben! wie so gern länger seine Gotteswerke betrachten und von einem derselben zum andern gehen! Von Zeit zu Zeit fände ich dann seine Welt noch schöner, und ihn, den Urheber derselben, noch größer! Warum soll denn auch Gott für mich verloren gehen? — Da gewesen sein und wiederkommen! Ja wiederkommen! und dann wieder an ihn glauben, als zuvor! O ihr Todten, ihr Todten! begleitet euch die Hoffnung hierher, wie sehnsuchtsvoll nach ihm mußte euer letzter Gedanke an ihn noch sein! Wenn wir dann einst unsre Schlummerzeit ausgeschlummert haben, und ins Leben wieder hinüber erwachen, so schwebt er unter allen Wesen zuerst vor uns. Heiliger, gestärkter Glaube an ihn hebt sich dann wieder aus unserm Innern hervor, und wir schauen ihn in noch vortrefflichern Werken seiner Hände sein noch vortrefflicheres Bild. Vollendete Liebe ist es dann, welche wir sehen, und menschlicher Bestimmung glänzenderer Fortgang! Vielleicht führt er uns dann von Welt zu Welt, und spricht: Schauet an, ihr Lieben! alles und jedes, was ich schuf und erhielt! Findet das, was ihr nun sehet, noch schöner, noch meisterlicher, als das vorige! Werdet gewahr, daß meine Schöpfung unendlich sei, wie ich! Mit Entzückung, ihr Todten, denk' ich jetzt schon oft diesen Gedanken. Große, unaussprechliche Erwartungen füllen dann mein Herz, und ich suche dann den Glauben an ihn zu einer recht menschlichen Lebhaftigkeit in mir zu erheben, damit ich einst würdig sein möge, zu höhern Offenbarungen seiner Majestät hinzugelassen zu werden. Wie Mondschein und Sonnenglanz, so denk' ich, differirt mein Glaube jetzt und dann an ihn!

Wahrheit such' ich allenthalben, Wahrheit allein lieb' ich. Auch dies war ein frühes Geschäft meines Herzens, und seitdem ich es zu betreiben anfing, habe ich es nicht wieder weglegen können. Ich fühlte mich zu sehr als Mensch dabei, wenn ich von Wahn und Irrthum mich entfernte, als daß ich mich zu ihnen gutwillig hätte zurückgesellen sollen. Darum scheute ich keine mühsame Untersuchung, und die Schutthaufen schreckten mich nicht, unter welchen ich hier und da einen kostbaren Edelgestein aufzufinden glaubte. Muthvoll riß ich das Vorurtheil an meinem Herzen nieder, und wenn es auch Jahrtausende lang unterm Menschenhaufen sich behauptet hatte und von Priestern ins Innere des Heiligthums der Religion aufgenommen worden war. Die Wahrheit allein kann Nutzen schaffen, sie allein tröstet und segnet. Ha! Vollmond! in deinem sanften, ernsthafte Betrachtungen befördernden Schimmer liegt der Wahrheitfor=

scher gern seinen Untersuchungen ob! Wenn das Geräusch menschlicher Geschäftigkeit um ihn her verstummt und ihn nichts mehr zerstreut, dann sammelt er alle seine geistigen Kräfte und richtet sie auf seine Lieblingsgegenstände. Gewiß sitzt auch jetzt, von deinem Licht umgeben, hie und da ein Weiser, entfernt vom Kreise der Seinen und seiner gewöhnlichen Geschäfte, und denkt Gedanken der Nachwelt würdig! O, daß ihn gefundene Wahrheit erfreue und daß er sie allen seinen Brüdern mittheile! Vielleicht richtet er seine Blicke fest und starr auf seine Bestimmung und ist in Gedanken bei diesen Gräbern, wo ich stehe. Ihn schüttert dann wohl das Bild derselben, und es jammert ihn, einst mitten im Wahrheitforschen still stehen zu müssen. Ich stehe auch hier, wohin du dich denkst, Edler, rufe ich ihm zu, und breite meine Arme nach ihm aus, um ihn sympathisirend auf dem Todtenacker noch zu empfangen; laß uns nicht traurig sein! Weder dich noch mich müsse das Grab schrecken! Da gewesen sein und wiederkommen! Sieh! wir geben unser liebstes Geschäft nicht ganz auf; unterbrochen soll es nur werden. Mußten wir es doch oft schon unterbrechen, wenn unser äußerlicher Beruf uns davon wegzog, oder unsere Ermattungen in Schlummer übergingen. Laß uns nicht Wunder dünken, wenn nach einer langen Reihe von Jahren die Natur uns auch einmal eine recht feierliche Ruhe bereitet und unsern angestrengten Geist einwiegt! Nichts soll von unsern Kenntnissen für uns verloren sein. Von dem Standpunkt, wo wir Halt machten, sollen wir wieder ausgehen, und dann einen langen unübersehbaren Weg in den lichtvollen Gefilden der Wahrheit wallen. Süß wirds alsdann für uns sein, schon jetzt nach Einsicht und edler Wissenschaft gestrebt zu haben. Segnen werden wir unsern Fleiß und unsern Eifer; und jede Stunde, welche wir hier schon der Wahrheit widmeten, wird dort in unsern Augen eine solche sein, die wir recht für unsre Bestimmung verlebten. An Forschen gewöhnt, werden wir schneller und glücklicher finden. Die Wahrheit in all ihrer Würde, in liebenswürdigster Einfalt, ganz lauter und verklärt, wird sich uns darbieten. Die Sphäre unsrer Kenntnisse wird sich reinigen und erweitern. Besser und mehr werden wir sehen, und bei jeder erreichten Aussicht werden sich neue Schauplätze für uns öffnen, in welche wir weit hinblicken können. Sieh diesen Sternhimmel über uns! Unermeßlich ist er und du magst ihn mit einem Blick nicht umfassen. Unermeßlich wird auch das Feld unserer Kenntnisse sein, welches dort vor uns liegt, und immer tiefer und tiefer werden wir eindringen in das Wesen der Dinge und in all ihre Verbindungen und Bestimmungen.

Die Begleiterin der Wahrheit ist gern die Tugend. Edle! die ihr hier ruht, ihr sorgtet Geist und Herz zugleich zu bilden. Ihr entwarfet euch einen schönen Plan zum Leben, sammletet Grundsätze der Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit, durchdachtet sie, nahmet sie auf zu Maximen, und bliebet ihnen treu. Auf Gräbern stärket ihr euch wohl auch so in großen und menschlichen Vorsätzen, wie ich. Ach! war es euch nicht ein reizendes Vergnügen, euch eurer innern Güte immer mehr und mehr bewußt zu werden, und von Tag zu Tag sanftere Harmonie unter allen Neigungen eures Herzens zu empfinden? Wie selig ist doch der, welcher jede unlautere, menschenfeindliche Gesinnung haßt, und dessen Seele mitten im ruhmvollen Sieg über aufbrausende Leidenschaft ihren Gang ruhig und edelmüthig fortgeht; der sein Leben zu einem immer schönern und vollständigern Ganzen bildet, und allenthalben, wenn er unter seine Brüder tritt, mit den Zurufungen bewillkommt wird: Wohlthäter! Segensstifter! Erfreuer! Das ist schön, zu Thorheiten aufgefordert, gereizt werden, Thorheiten ausüben sehen, und sie doch nicht ausüben! Schön, zum Menschenhaß öffentlich eingeladen werden, die Verfolgungen schon ergehend erblicken, und auf der Stelle den Verfolgten in seinen Schutz nehmen! Da fühlt der Redliche, daß er gethan habe, wie er thun mußte und bei keinem Gefühl mag er sich besser befinden, als bei

diesem. Auch so eine liebliche Stille wie hier unterm Sternhimmel im Vollmondsschein ruht dann auf ihm, und er blickt dabei heitrer zu Sonne, Mond und Sterne hinauf. Nie vergißt er es, daß er edel gehandelt hat, und das Andenken seiner schönsten Thaten begleitet ihn allenthalben. Er weiß den Tag nach Jahren noch recht genau, an welchem er eine bequeme Gelegenheit fand, sich an seinem Feinde zu rächen; wo er seine Rache unter Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Vaterlandsfürsorge und heilige Religion verbergen konnte, und wo ihm alle Welt zuwinkte, daß er die Gelegenheit nutzen, seinen Widersacher demüthigen, schmerzhaft niederdrücken und dann mit Füßen treten sollte; aber daß er dies nicht that, daß er großmüthig die Rache aufgab und mit den Verbergungen derselben sein eigen Herz nicht täuschte, dies ergötzt ihn noch, und wird ihn ergötzen, so lange er ist. Er erinnert sich gar lebhaft noch der Stunde, in der er unter Menschen sein mußte, welche den schändlichsten Ausschweifungen ergeben waren; in der die Reize der Wollust von allen Seiten auf ihn eindrangen und ihn hinzureißen drohten; jung und vollkräftig war er noch, lenksam und nach jeder Freude strebend, daß er mitten durch alle diese Gefahren seine Unschuld unbefleckt hindurchtrug und den jugendlichen Leichtsinn unter die Achtung zwang, welche jeder edle Weltbürger sich selbst schuldig ist, dies ists, was ihn noch erheitert und lebenslang erheitern wird. Seine öffentlichen sowohl, als seine verborgenen Handlungen darf er getrost der Welt zeigen, und könnte er sein Herz aufschließen; so würde er furchtlos und freudenvoll alle seine Brüder hineinschauen lassen. Vollmond, in deinem Angesicht — Gräber, bei euren Hügeln schwöre ich der Tugend heilige Treue! Fest eingewebt ist sie in die Würde meiner Natur und in mein Wohl. Hätte ich nichts zu hoffen, als dies Leben, so wollte ich doch an ihrem Arm unabdringlich durch dasselbe hingehen; aber so ist sie Tugend für mehr denn eine Welt! Ach! da gewesen sein und wiederkommen! Wie wird durch den Gedanken der Edle im Gang zu ihr gestärkt! So solltet ihr denn nicht nur darum der Tugend getreu sein, um als Heilige in Gräber einzugehen, ihr redlichen Todten um mich her! Eine neue Welt voll Uebungen derselben und voll Lohns für sie solltet ihr wieder vor euch finden! Gearbeitet solltet ihr haben an Verbesserung und Veredlung eures Herzens, um euch dadurch zu höherer moralischer Vollkommenheit in längerer Zukunft fähig zu machen! Ach! schmerzte es euch im ersten Leben, so oft ihr euren eigenen Gedanken nach noch nicht genug thun konntet; wie wird es euch entzücken, im zweiten mehr thun zu können! Der Mann, welcher den engern Kreis von Wirksamkeit, der ihn erst umschloß, so redlich und gern ausfüllte, muß einst mit menschlicher Wonne in den weitern eintreten, welchen ihm die segnende Gottheit anweisen will. Hier muß er denken, kannst du den Glanz deiner Natur in einem noch liebenswerthern Lichte zeigen; hier kannst du ihm noch ähnlicher werden und näher kommen — dem Vater der Weisen! Ist niedrigere Tugend schon Seligkeit, wie vielmehr wird es höhere sein! Und da begleiten euch denn, ihr Freunde der Tugend, alle gesegneten Folgen, welche dieselbe auf eure Natur hatte, noch in jene Welt hinüber. Da empfindet ihr ihren hohen Lohn erst ganz. Zwar blieb hier schon keine von euch unbelohnt — Friede im Busen war Segens genug für sie! Doch sollet ihr auch dann nicht mehr leiden durch Verkanntwerden und durch Ungeachtet sein. In den Wohnungen der Unschuld und Ruhe drängen die Neider, wüthen die Verfolger, nicht mehr. Welche Seligkeit wirds sein, vom zweiten Leben das noch erhalten, was man am ersten etwa zu fordern hat!

Gewiß ging es euch eben so, liebe Todten, als mir. In Stunden, welche ich recht dazu aussetze, mich mit mir selbst zu beschäftigen, denke ich oft alle meine Schicksale durch. Ich fange von vorn an im Leben, so weit mein vernünftiges Bewußtsein zurückreicht, und schreite dann über jede Stelle darin, auf welcher mir etwas Wichtiges aufstieß, mit langsamer Beobachtung hin. Ein Ganzes ist es, was ich

sehe; dies sagt mir der erste Blick. Die mehresten meiner Begebenheiten scheinen sich alsbald aus einander entsponnen zu haben, und ich bemerke, daß zuweilen etwas, was seiner Geringigkeit wegen beinahe von mir übersehen war, durch stete Fortschritte und Verkettungen, welche es machte und empfing, von äußerster Wichtigkeit ward, und endlich meiner gesammten Lage eine andere Wendung gab. Da ist Ring an Ring in der Kette meiner bereits gehabten Schicksale, und wäre hie oder da einer von selbigen herausgenommen worden, so wäre der ganze noch übrige darauf folgende Theil der Kette anders geworden. Das sehe ich denn auch wohl bald, daß irgend Jemand bei der ganzen Sache die Direction haben müsse, welcher sie vorher übersehen, und der sich sehr gut auf sie verstehe. Aber bei allem dem bleibt mir doch vieles von dem, was sich für mich ereignet hat, sonderbar und manches unerklärlich. Besonders kann ich damit nicht fertig werden, wenn mich, wie der Fall wirklich ist, zuweilen etwas sogar überaus schnell überrascht hat. Ich glaube nun wohl, daß es allerdings mit dem übrigen in Verbindung stehen müsse; aber wenn ich dem Faden der Verbindung nachgehen will, verliere ich ihn unvermerkt aus den Augen. Auch finde ich hie und da etwas, welches mit dem übrigen nicht harmonirt, und wovon ich gar nicht einsehe, warum es geschehen mußte. Vielmehr werde ich gewahr, daß es geradezu dem Entzweck des Ganzen entgegen war. Ich weiß auch noch, daß ich mich damals, als es bevorstand, der Ereignung desselben widersetzte; aber es geschah alles meines Widerstandes ungeachtet, und noch bis jetzt empfinde ich die widrigen Einflüsse davon auf mich. Es ist mir überdies noch, als fände ich in meinem Leben hie und da Vorbereitungen, welche ohne Erfolg geblieben sind. Manchmal kommt mirs vor, wenn ich dies so betrachte, als wenn irgendwo gebauet würde, und die Bauleute weiter nichts thäten, als daß sie die Materialien zusammenbrächten, oder hie und da den Grund zu legen anfingen, das Gebäude selbst aber den Anschein hätte, als wenns in vielen hundert Jahren nicht in die Höhe geführt werden möchte. Dieses Bild schwebt hier unter Gräbern stärker und lebhafter vor mir noch, als sonst. Hier ist mirs gar, als sehe ich auch den Grund, welcher an einigen Orten gelegt war, wieder einsinken; als würden die zusammengebrachten Materialien wieder zerstreut, als kämen von Zeit zu Zeit Handlanger und Arbeitsleute von fremden Bauen, welche sie sammt und sonders wegholten, und als wäre zuletzt nicht die geringste Spur davon übrig, daß man am ersten Ort jemals zu bauen den Gedanken gehabt hätte. Ach! ihr Todten, ich darf glauben, daß ihr auch oft solche Stunden gehabt haben mögt. Euer Leben war zum Theil wohl noch sonderbarer, noch verflochtener, als das meinige. Wenn ich mir nur die unter euch denke, welche in der Blüthe ihrer Tage schon sanken oder gar noch unausgebildet dahin fielen, so falte ich meine Hände, und kann nichts weiter thun, als zum Vollmond mit innern Kämpfen deshalb aufschauen. Eben das, was ich bei Beherzigung meiner Schicksale empfinde, habt auch ihr empfunden, und nach Maaßgabe der größern Sonderbarkeit derselben noch mehr. Ich sehe euch, ihr, die ihr nun lange schon hier unthätig und unbeweglich seid, wie ihr während eures Wandels auf Erden oft in verborgener Einsamkeit saßet und Aufschlüsse vieler Erscheinungen im Leben suchtet; wie ihr mit Emsigkeit forschtet, wie ihr in diese oder jene Lage gekommen waret, und warum ihr in sie hättet eingehen müssen; wie ihr die unsichtbare Hand, von der ihr auch glaubtet, daß sie euch führe, mit kindlicher Zufriedenheit an euer Herz zu drücken strebtet und doch dabei den menschlichen Wunsch eures Herzens nicht unterdrücken konntet, daß ihr das Ziel etwas deutlicher sehen möchtet, an welches sie euch leite. Ich sehe es, wie manchem Redlichen unter euch hierbei zuweilen eine Thräne entschlüpfte, ein schuldloser Seufzer aus der Brust hervordrang, und wie er dann, wenn er in die Gesellschaften seiner Freunde zurückkam, sich zur Miene der Ruhe und Heiterkeit zwang. Da gewesen sein und wiederkommen! Ach! habt

ihr diesen Gedanken mit eben der Wärme durchdacht, als ich; habt ihr alsdann in selbigem eben die Ruhe gefunden, welche ich darin oft suchte und immerdar fand; so fiel in euer Herz auch so ein sanftes, reizendes Licht, als jetzt vom Himmel herunter noch auf eure Grüfte sich senkt! So will ich denn nun, so lange ich noch bin, in diesen euren Fußtapfen wandeln, damit sie mich eben so ergeben, eben so zufriedengestellt über Leben und Gott, in den Schoos der Mutter unser aller leiten, in welchen ihr vor Jahren und Jahrhunderten schon eingesammelt wurdet! Wenn mehr als ein Leben für mich ist, so darf es mich nicht befremden, daß im ersten davon mir vieles so sonderbar und wohl gar unerklärlich ist. Den Aufschluß davon wird das zweite nur geben können, und da ich noch nicht weiß, durch welche Reihen von Schicksalen mich in selbigem die Gottheit führen werde, so will ich im Dunkeln mit Ehrerbietung gegen sie so lange wandeln, bis es ihr gefällt, Licht um mich her zu verbreiten. Je mehr Vorbereitungen ohne gehörigen Erfolg ich jetzt für mich entdecke, desto höher sollen meine Erwartungen über die mir bevorstehende Zukunft steigen. Wie reizend wirds dann für mich sein, die Gottheit über alles, was sie meinetwegen that und geschehen ließ, an meinem eigenen Herzen aufs Vollkommenste rechtfertigen zu können! Die sanfteste, beseligendste Harmonie werd' ich dann unter allen meinen Schicksalen finden. Anscheinende Widersprüche werden unverstandene Winke zu damals noch verborgen gewesenen wünschenswürdigen Bestimmungen werden. Jede Verwickelung wird sich angenehm auflösen. Die ganze Aussicht in mein Dasein rück= und vorwärts wird heiter und sonnenvoll sein; und allenthalben werd' ich auf meinen Wegen, welche ich schon gegangen bin und noch gehen soll, die weiseste Güte erblicken, welche mich huldvoll leitet und nie verläßt. Da ists mir dann schon, wenn ich dies recht lebhaft denke, als seh' ich die Weltbürger alle, ihre Hände aufs Herz, wie sie jeden gehegten Zweifel zurückwünschten, auch an überstandenes Elend mit Freuden sich erinnerten, sich ganz dem Vater der Welt nun hingäben, und sprächen: Schön und herrlich hast du alles hinausgeführt, Weisester und Gütigster! Uebertroffen hast du alles, was wir wünschten und fleheten! Darum folgen wir dir nun auch heilig durch jede Scene, in welche du uns noch leiten willst, und fragen nicht mehr schwermüthig: Allgewaltiger, wo führest du uns hin?

Noch ein Gedanke fängt mich an hier unter euch zu beunruhigen, o Todte! Eure Gräber würden mir nicht heilig sein, wenn ich nicht glauben dürfte, daß eure Herkunft in dieselben Traurigkeit verursacht hätte. Der war gewiß kein guter Weltbürger, über dessen Tod viele froh sein mußten! Entweder war er ein Menschenfeind, lebte mitten in der Gesellschaft wie in einer Höhle, und knüpfte nicht gern Bande mit seinen Brüdern, oder er machte die Bande zu Fesseln, unter denen sie seufzen, und daß Gott sie zerreißen möchte, flehen mußten. Nein, gewesene Mitgenossen des Lebens, ich glaube es, daß der Hintritt vieler von euch über die Gesellschaft, aus welcher ihr gehen mußtet, Tiefsinn und Schwermuth verbreitete. Träger und Begleiter weinten vielleicht, als man euch begrub. Mit gesunkenem Muth standen wohl Gatten, Kinder und Freunde in traurigen Reihen am Grababend um eure Gruft her, blickten bald auf den eingesenkten Sarg, bald zum Vollmond, welcher auch so wie jetzt überm Kirchhof schwebte. Nach Jahren noch kamen an schönen Sommerfesttagen wohl viele von euch ehemals unterstützt gewordene Familien hieher, und freuten sich noch, um einen Mann her sein zu können, welcher oft in ihre Hütten einging, ihnen Arbeit und Nahrung verschaffte. Auch mir sind einige eurer Gräber merkwürdiger, als die übrigen. Waret auch ihr nicht gerade meine Wohlthäter, so sagt's mir der Nachruhm doch, daß ihr Wohlthäter vieler Menschen waret. Dafür seh' ich die zum Theil schon gesunkenen und flach gewordenen Hügel derselben mit der Achtung an, welche ich der Tugend auch im Grabe noch widmen muß, und wünsche, daß,

wenn mich einst eben so ein schon flacher Hügel deckt, derselbe von Menschen auch noch so sorgfältig und gern bemerkt und von den übrigen unterschieden werden möge, als der eurige. Menschen will ich lieben; tugendhafte und heilige Bande will ich mit ihnen knüpfen. Leben will ich, nicht blos für mich, sondern auch für die Gesellschaft, und die, welche zunächst um mich her sind, sollen wünschen lernen, ewig mit mir beisammen sein zu können. Theuer und werth sollen sie mir sein — sie, welche die Natur in meine Arme führte, ohne mich und sie erst zu fragen: wollet ihr euch auch einander umfangen? Theuer und werth auch die, welche ich aus dem großen Menschenhaufen mir ausgriff und erkor, daß sie meine Begleiter sein, Sonnenschein und Regenwetter, so wie es in der Schöpfung vorfiele, mit mir theilen und bis an ihren oder meinen Abend meiner redlichsten Fürsorge für ihre Wohlfahrt genießen sollten! Verführten will ich nacheilen, ein lehrbegieriges Gemüth mir dankbar machen, und die verlassene Waise in das Haus eines Reichen führen, welchen das Schicksal ohne Nachkommen ließ. Dafür will ich weiter nicht belohnt sein, als durch mein eignes Herz und durch das Auge derer, welche ich liebe. Mein Herz soll zu mir sagen: So handelst du als Mensch! So thust du recht! Ihr Auge soll mich gern sehen, wenn sie mir begegnen; soll sich auf mich zum liebsten unter allen Menschen heften. Durch das Auge derer, welche ich liebe, will ich in ihr Herz sehen, und wenn ich dann darin Freude und Freundschaft für mich erblicke, so sollen sie wieder in meinen Augen meine ganze ihnen ergebene Seele lesen, sollen sich an mich hinlehnen, nach mir schmachten und vorm Tode mich nicht verlassen. Daß wir uns trennen müssen, wollen wir einander uns nicht verhehlen; aber nie sollen sie davon reden, ohne daß ich ihnen aus der Fülle meines Herzens zuriefe: Da gewesen sein und wiederkommen! Ach! unaussprechlichen Werth erhält dieser unerschöpfliche Gedanke bei dieser Anwendung! Er lindert nicht nur die Leiden, welche für empfindliche Herzen jede Trennung hat, sondern er giebt auch meinen Verbindungen auf Erden ein noch weit ehrwürdigeres, feierlicheres Ansehen. So liebe ich euch denn, meine Freunde, länger, als ich dachte! Als ich euch vorfand, als ich euch suchte, nahm ich nur Rücksicht erst auf unsere jetzige Lebenszeit. Nun hab' ich gelernt, daß unsere Verbindungen am Grabe nicht ganz aufhören, daß das Band hinüber reicht, uns dort wieder umschlingt und für längere Zukünfte fesselt. Nun wird mir die Stunde recht wichtig, in der wir uns zum ersten Male die Hände drückten. Ach! hätten wir da den Druck gleich recht empfunden! Er war Druck für mehr denn eine Welt! Gott! wie ruhig und heiter steht sich's mit solchen Gedanken auf Gräbern! Vollmond! verdoppele Deinen Schein bei diesen Betrachtungen, und all' ihr Sterne Gottes funkelt mir lieblich dabei zu! Wie alle Nächte, so hört die letzte auch wieder auf, und das Erwachen von ihr unter freiem Himmel im verjüngten Tag wird wonnevoll sein. Da seh' ich sie denn alle wieder, welche ich schon sah und so gern sah! So wie ich, wenn ich jetzt in meinem ersten Leben in eine große Gesellschaft von Menschen trete, denjenigen von ihnen zuförderst mich nahe, welche ich schon kenne und an die vor allen hineile, welche ich durch langen Umgang werthschätzen gelernt habe und liebe, so werd' ich im zweiten Leben auch die unter Millionen zuerst umarmen, mit denen ich vereinigt einen großen Theil meines vorigen Daseins heiter und froh zuückgelegt habe. Suchen werd' ich sie allenthalben, und forschen, ob nicht irgendwo menschliche Antlitze mir entgegenscheinen, auf denen ich ihre mir unvergeßlich gebliebenen Züge entdecke. Tritt denn aus irgend einem großen Haufen menschlicher Seligen ein Mann hervor, so gestaltet wie Er, den meine Seele über alle Menschen liebte, und mit eben so viel väterlichem Blick, als er mir sonst immer entgegen trug; sucht er auch mich, und begegnen meine Blicke den seinigen: ach! unter allen Freuden der neuen Welt soll dies eine der paradiesvollsten für mich sein! Danken will ich ihm da noch für die Ansprüche auf Sein und Wiedersein, welche er mir gab!

danken noch mehr für jede edle Richtung, welche er meinem Herzen beibrachte! Lange und abermal lange will ich an seinem Busen schweben, ihn dort noch Vater nennen, und bei jeder Wonne, deren ich theilhaftig werde, einen Seitenblick auf ihn richten und denken: Wärst Du nicht gewesen, nicht ganz so für mich gewesen, als Du es warst, so wären alle diese Wonnen für mich verloren! Dann spricht er wohl: Komm, laß uns die Redliche suchen, welche Dich an den Tag gebar und so willfährig, so treu eine lange Strecke mit uns den ersten Weg ging. Mit Sehnsucht wandern wir dann aus Gefilden in Gefilde, begegnen vielen Tausenden von vollendeten Erdentöchtern und sehen sie nicht unter ihnen. Sie war doch fromm, sagt er dann, und hatte eine Seele, des Wiederfindens werth, und kann auch hier nicht fern von uns sein. Ha! dort sitzt sie wohl, sprech' ich, auf'm Blumenplatz unter'm Blüthenbaum, hat die Hände hingestreckt und scheint die Miene einer schmachtenden Erwartung zu tragen. Schon erblickt sie uns, eilt uns entgegen, sinkt in des Vaters Arme, in denen sie so oft lag, und ich umschließe sie mit den meinigen, und — werde wieder umschlossen. Von wem? Die Gattin ist's, welche ich mir erkor, daß sie auf Erden mein wäre! An ihrer Seite hat sie eins unserer Kinder, welches sie zuerst fand. Nach sich hin zieht sie mich, und wir segnen uns wieder in der neuen Welt. Dann suchen wir auch die übrigen, welche wir Kinder nannten, und frohlockend eilt bald aus diesem, bald aus jenem Menschenhaufen eins davon an uns her. Freude übers Wiedersehen ist auf allen Seiten, und unaussprechlicher Dank strömt uns aus ihren Lippen noch zu. Ihnen nach kommen lange Reihen von Menschen, welche alle unsere Nachkommen in vielen Geschlechtern sind. Sie umringen uns. Wir werden ein großer Haufen. Wir begegnen unsern Eltern wieder, welche ihre Voreltern in vielen Gliedern bei sich haben. Wir schließen uns an sie. Der Haufe wird immer größer, wird unübersehbar; wir überzeugen uns da erst recht, daß das Menschengeschlecht nur eine Familie sei. Von Zeit zu Zeit erblick' ich wieder einige meiner Freunde. Sie umarmen mich alle mit den lebhaftesten Ausdrücken erneuerter Liebe, und denken mit mir vorwurfslos ans erste kurze Leben zurück. Von Stunden reden wir da noch unter Entzückung, in welchen wir einer an des andern Wohl arbeiteten, mit Ergießungen des Herzens in unsern Lauben saßen und über Himmel und Erde, über Bestimmung des Menschen und über Gott sprachen. Menschen, in deren Herzen ich den Saamen der Tugend streute, und die ich mit den erheiternden Grundsätzen der Religion vertraut machte, schauen mich in Genüssen ihrer Seligkeit liebreich an, als wollten sie mir zurufen: wir sind den Grundsätzen getreu geblieben; der Saame trägt Früchte. Gerettete Verführte machen mich belohnend zu Zeugen ihres Glücks; unterstützte Unglücklichgewesene wollen ihre jetzigen Wonnen mit mir theilen. Ach! wäre von allen künftigen Freuden auch nur die Freude des Wiedersehens da, wie seligkeitsvoll wäre das kommende Leben nicht schon! Dann treffe ich auch einen nach dem andern von jenen Weisen und Edlen an, welche auf Erden in weiter Entfernung des Orts und der Zeit von mir lebten, und von denen ich so viel Gutes und Großes hörte und las. Im ersten Leben hatte ich schon oft gewünscht, sie zu sehen, und der Wunsch hatte mir nicht können gewährt werden. Verwandte Gesinnungen verbrüdern uns auf der Stelle, und unsere Neigung für einander ist so herzlich, als hätten wir ein halbes Jahrhundert zuvor mit einander durchlebt. Von allen Nationen lern' ich die Würdigen, die Ausgezeichneten kennen, und ihre erhabenen Seelen zeigen sich in ihren Blicken. Da stehen die menschlich gesinnten Helden, die ruhigern und stillern Wohlthäter ganzer Völker, die Erleuchter des Menschengeschlechts, die Verbesserer und Milderer der Sitten ihrer Zeitgenossen, die guten Könige und Fürsten, Mann bei Mann, werden dort noch bewundert, verehrt, geliebt und ernten dort noch die Segen ihrer Uneigennützigkeit, Vaterlandsliebe, Wahrheitsforschung, Heldenmüthigkeit

und Wohlthätigkeit ein. Verbunden lebt das ganze Menschengeschlecht in heiliger Ruhe. Selige bei Seligen, in großen und kleinen Mengen, lieben sich die zahllosen Kinder des Weltvaters, nehmen von einander und geben einander wieder erhöhten Genuß ihrer Freuden und werden von ihm immer mehr begnadigt, beglückt. Ha! da gewesen sein und wiederkommen! Da gewesen sein ist hohen Dankes werth — Wiederkommen noch höhern.

Dächten diesen Gedanken doch auch die zuweilen, welche auf Erden Böses ausüben! Wären sie auch gleich von der Wahrheit desselben nicht so durchdrungen wie ich, und suchten sich nur menschlichweise auch auf den Fall, daß er wahr sein könnte, gefaßt zu machen, so würde ihr Gemüth bei Gegenständen, welche jetzt alle ihren Leichtsinn zu reizen scheinen, oft mit männlichem Ernst erfüllt werden. Sie würden nicht Verbindungen eingehen, vor denen die Tugend erröthet, und würden nicht Menschen zu Schlachtopfern ihrer Grausamkeit, Rachsucht und Verfolgung machen, welche sie in einer andern Welt wiedersehen sollen, und deren Anblick ihnen da nichts anders als Vorwurf und Qual werden kann. Vor jeder unedlen That würden sie zurückbeben, weil nicht nur die Welt nach ihnen derselben nicht vergißt, sondern weil sie auch selbst ihr Andenken wieder erneuern, sich damit im Angesicht aller Rechtschaffenen umhertragen und lange Reihen von Folgen derselben empfinden sollen, welche sich tief in ihre künftige Bestimmung verlieren. Der Glaube an ein bevorstehendes Wiedersein, welches mit dem gegenwärtigen Leben in so genauer Verbindung steht, müßte, wenn er vollends mit Wärme des Herzens aufgenommen würde, jeden Weltbürger in der Freude über sein Dasein stärken; müßte ihn in die Disposition versetzen, in welcher er den willigsten Abtrag aller seiner Pflichten leistete, und diejenige menschliche Gesellschaft müßte jetzt schon die seligste sein, deren sämmtliche Glieder immerdar nach dem Grundsatz dächten und handelten: Da gewesen sein und wiederkommen. In derselben müßt's keinen Königsmörder und Vaterlandsverräther geben. Verunglückte müßten darin nicht verlassen umhergehen, und eine allgemeine Thätigkeit der herrschende Geist derselben sein.

Damit ich nun für mein Theil diesen Gedanken mir recht gegenwärtig machen möge, will ich ihn an gewisse mir schon wichtige Bilder festknüpfen. An den Frühling will ich ihn zuerst binden. Da will ich, so lange ich lebe, in jedem Lenz an jedem seiner schönen und heitern Tage in die offene Schöpfung eilen, und der allgemeinen Wiederauflebung der Natur unter freudigen Hoffnungen beiwohnen. Beim wieder grünenden Baum, am neu blühenden Tulpenbeet, in frischduftender Jasminlaube will ich Blicke in die Bestimmung des Menschen wagen, und mir selbst zurufen: Du schwindest und kommst wieder zum Vorschein! Du sinkst und hebst das Haupt wieder empor! Du wirst entblättert und blühst wieder! Eine Stunde, unter solchen mich so nahe angehenden Betrachtungen hingebracht, soll mehr Segen für mich stiften, als ganze Tage in den geräuschvollsten, Menschenbestimmung verkehrendsten Geschäften der großen Welt. Nicht nur an den Frühling, sondern auch an jeden Morgen meines Lebens will ich meinen Lieblingsgedanken fesseln: Das Erwachen, das Wiedereintreten in den Anblick und in den Genuß der Welt, die Zurückkehr zu den Gegenständen meiner Freundschaft und Liebe sollen mich lebhaft an den Zeitpunkt erinnern, in welchem ich alles dies nach jenem langen Schlaf, nach jenem langen Verlust der Welt und nach jener langen Abwesenheit von den Meinigen wieder thun werde. Mein Morgengesang, besonders wenn ich ihn in freier Luft verrichte, soll die Melodie, den Ton, den Gang und all' die Empfindungen jenes Liedes haben, welches ich einst im Morgenroth der verneuten Schöpfung anstimmen werde. Ja, an jedes Grab, das ich auf der Erde finde, will ich den Gedanken von Dagewesensein und Wiederkommen heften. Auch so ein Grab für dich, will ich allemal denken, und da gehst du ein und aus. Wirst gerufen und streckst dich; wirst wieder gerufen und richtest dich

wieder empor. Da du einmal fallen mußt, so danke der Erde, daß sie sich dir öffnet und in ihrem Schoos dir eine Lagerstätte gönnt, auf welcher du sicher ruhst. — —

Ach ja! ihr Todten, daß ihr hier ruht, so sanft und sorgenlos ruht, dies ist's, was mir bei euren Gräbern gefällt! Vollmond über euch und alle Sterne, und am Tage die Sonne mit schöpferischem Strahl! Wartet hier auf Wiedersein und laßt's euch einst von mir sagen, daß ich um Mitternacht gern unter euch war und an ein kommendes Leben glaubte! Ist auch irgendwo auf diesem breiten, vielfassenden Raume am Abend meiner Tage eine Stätte für mich, oder wo find' ich sie sonst? Sie sei, wo sie sei und wo die Gottheit will, daß sie sein solle; ich segne sie und scheue sie nicht. Legt mich nur hin, ihr, die ihr mich einsenkt, an einen Ort, wo der Vollmond über mir schwebt und wo mich am Morgen ein Strahl aufgehender Sonne treffen kann! Auf meinen Hügel trete dann auch zuweilen ein hoffender Christ und schaue gen Himmel, und denke an ein großes, kommendes Leben! Der Hügel lehre ihn Weisheit und Tugend und heiliges Werthhalten seiner geknüpften Bande mit Menschen. Er gehe zurück von demselben mit gestärktem Muth, so wie ich jetzt von euren Gräbern, ihr schlummernden Brüder, gehen will! Bald, wenn wieder Vollmond und die Nacht heiter ist, komm' ich wieder zu euch und trete an den frischesten Hügel hin, den ich finde, gehe ringsum am Gemäuer, welches euch einschließt, bete unter jenen Linden, kehre wieder zum Hügel und segne dem neuen Ankömmling seine selige Ruhe.

3.

Ueber die Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Rede in einer vermischten Gesellschaft am 24ten März 1795 gehalten von Gotthelf Wilhelm Christoph Starke [1]).

Siehe den dritten Theil von dessen „Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen."

Erinnerung an die freundliche Aufnahme, welche meine Rede über die Erziehung zur Häuslichkeit fand, und die Süßigkeit, die in dem Gedanken liegt, daß eine Arbeit nicht ganz ohne Wirkung und Spur geblieben sei, treibt mich jetzt zur Wahl einer verwandten Betrachtung, durch welche die Nothwendigkeit der Erweckung des häuslichen Sinnes im hellsten Lichte erscheint, zur Wahl einer Betrachtung über die Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts durch das häusliche Leben.

Wer sein inneres bleibendes Wesen von allen äußern Dingen unterscheidet, seine Erhöhung über alles Sichtbare durch Vernunft und Sittlichkeit empfindet, wer es einsieht, daß der Geist nach andern Gesetzen waltet, als nach welchen Sonnen und Erden sich wälzen, daß Tugenden auf andre Art entstehen, als sich Schönheit und Vollkommenheit in den Gestalten bildet, daß den Geist die Welt, an welcher er sich übt, nicht befriedigt, daß seine Befriedigung nur in ihm selbst und in seiner Entwickelung gedeiht: dem ist es ausgemacht, daß der Mensch nicht blos hier ist, zwischen den Erschütterungen sinnlicher Lust und sinnlichen Schmerzes zu taumeln, zu drängen und sich drängen zu lassen, grau zu werden, gebeugt einher zu schleichen und dann in Gras und Kraut verwandelt, die Thiere des Fel-

1) Starke ward am 9. December 1762 in Bernburg geboren und war Oberhofprediger in Ballenstädt.

des zu weiden; dem ist die Erziehung des Menschengeschlechtes unbestreitbar wie die Bestimmung der Blüthe zur Frucht, dem ist die Würde der Menschheit und ihres Zwecks in jedem, der Mensch heißt, dem ist das Gebot der Vernunft, daß diese Würde und dieser Zweck von jedem geehrt werde in reiner, uneigennütziger Gesinnung, dem ist unendliche Veredlung ein unantastbares Heiligthum! Und dieses Heiligthum wird besonders gepflegt im häuslichen Leben durch die Selbstschätzung, durch innige Liebe zu Andern und durch die Uebung der Kräfte, die es gewährt.

Wenn es wahr ist, daß sich jeder großentheils darnach schätzt, was er Andern gilt, daß jeder auch darnach gut oder schlecht ist, wie er von Andern gut oder schlecht behandelt, vorgezogen oder zurückgesetzt wird; wenn die Menschenbeobachter richtig sahen, daß schöne Menschen darum, weil ihnen fast Alles mit Zuneigung entgegenkommt, und häßliche, weil sie so häufig versäumt und verachtet werden, ihre eigenthümlichen Tugenden und Fehler haben, so ist das häusliche Leben mit seinen Verhältnissen schon deswegen höchst wichtig, weil es Selbstachtung erzeugt.

In seinem Hause wird jeder nur nicht ganz Unwürdige geliebt und werth gehalten. Wer bei einem Blicke in die größere bürgerliche Gesellschaft sich sagen muß: In der zusammengesetzten Staatsmaschine achten die Meisten mich nur nach meiner Schwere und nach meiner Kraft, viel oder wenig zu haben und zu treiben; da gelte ich als Rad, an dessen Stelle, wenn es stockt, ein anderes gesetzt wird; und der noch nicht eingefügten Räder und Gewichte stehen immer gar viele bereit; wer sich so in der bürgerlichen Gesellschaft verliert, der findet sich in der häuslichen wieder. Wenn die Menschheit im dichten Menschengedränge wohlfeil wird, so flüchtet sie in das Dunkel des Hauses und wuchert da mit sich selbst. Hier wird jeder mehr um seiner selbst willen und uneigennütziger geschätzt; hier ist jeder, auch der, welcher dem Nachbar nebenan und gegenüber sehr entbehrlich scheint, wichtig. Er ist nun einmal ein Glied einer Kette, die, wenn er herausfiele, wieder zusammengeknüpft werden müßte; es sind nun einmal Herzen an ihn geschlossen, die sich nicht ohne Schmerz von ihm losreißen können; man mag ihn nicht missen, weil er da ist. Es gibt, kann er bei sich denken, Augen, die sich an meinem Sarge nässen, Hände, die sich über meinem Grabe in einander ringen würden, ich habe Werth, ich bin geliebt.

Und dieser Gedanke erhebt, macht den Menschen in sich selbst wichtiger und theurer, weckt das Bestreben, sich selbst nicht verächtlich zu werden, und treibt mit dem Wunsche, auch Andern schätzbar zu bleiben, zur Uebung der Tugend und zur Erhöhung der Vollkommenheit. Entarten nicht viele herrliche Jünglinge, wenn sie aus den Armen der Eltern geschieden sind, blos dadurch, daß sie nur ihr Geld geliebt sehen, daß sie selten lebhaft an die Guten erinnert, welchen sie so unaussprechlich werth sind, durch die kalte Gleichgültigkeit, womit Alles sie empfängt, sich selbst gleichgültig werden? Stürzen nicht Unzählige blos deswegen in den gräßlichsten Abgrund der Verworfenheit hinab, weil sie von Andern verachtet, sich selbst verachten lernten? Darum Preis dir, Preis dir, du holde Wärme des häuslichen Lebens, in welcher sich die Blüthe der Selbstschätzung entfaltet!

Wer sich selbst schätzt, veredelt sich dann auch zur Schätzung Anderer und zu reiner, wohlwollender Sinnesart. Liebe gab ihm den Maaßstab, nach welchem er sich selbst messen soll, und mit diesem mißt er dann Andere wieder. Wie Jemand sich selbst am Werthe steigt, so steigt ihm Alles am Werthe; wie er sich selbst als Mensch achtet, so achtet er zunächst die, welchen er das Gefühl seiner Würde dankt, und allmälig auch Andre als Menschen: zur allgemeinen Menschenliebe erzieht ihn nach und nach die Anhänglichkeit an die Seinigen. Diese trennt ein nur nicht Schlechtgesinnter in Gedanken nimmer von sich; was sie trifft, trifft ihn

selbst, ihre Freude erquickt ihn, ihr Schmerz ist der seinige; er betrachtet sie als einen Theil von sich selbst; wie man über ein leidendes Glied alle übrigen, so vergißt er sich selbst über ihre Pein; für sie dulden, heißt keine Last; Mühe hört auf, Mühe zu sein, und Aufopferung ist keine Aufopferung mehr. Wie wird der Eigennutz da erstickt, die Gesinnung geläutert; wie lächelt und erfreut die unbefangene, mit aller Gewalt des Instinkts wirkende und mit aller Reinheit der Vernunft waltende, um keinen Lohn buhlende, in sich selbst belohnte Liebe; wie strahlt die menschliche Natur auf ihrer lichtesten Höhe! Wie manche That, die mehr Gehalt hatte als tausende, die die Geschichte verewigt, ward in einer ärmlichen Stube vollbracht! Wie mancher schlichte Jüngling in einer ländlichen Hütte hat für eine betagte Mutter rastloser gearbeitet, als Mancher, der durch seine Thätigkeit Ländereien gewann! wie manche Mutter ausdauernder und standhafter gehandelt, als mancher angestaunte Held! Kehrst du, o Menschenfreund, im Innersten bekümmert und gedemüthigt, mit Leere im Herzen, mit Ekel und Abscheu zurück von dem Anblick des Bevortheilens, des Bübelns und Heuchelns, des katzenmäßigen Schmiegens beim katzenmäßigen Häkeln nach fremdem Gute, des Raubens und Blutverschüttens auf dem Markte der Welt: so tritt, um den unentbehrlichen Glauben an Menschenwürde zu stärken, zu dem Bette eines kranken Kindes, neben welchem eine Mutter wacht. Wie geht sie mit ganzer Seele in das leidende Geschöpf über, wie steht und knieet und geht und läuft und ängstigt sie sich im Schweiße des Angesichts für den Liebling; wie gibt sie für seinen Eigensinn Freundlichkeit, für seine herzzerreißenden Klagen tröstende Worte, für seine Ruhe den süßen Schlaf der Nacht, — schon schwellen ihre Füße und sie wacht fort, — wie spendet sie für die Erleichterung des Kleinen ihre Gesundheit, für den Ekel, den seine Krankheit erweckt, sich selbst überwindende Liebe und linderndes Streicheln mit der weichen Hand, wie hat sie immer Thränen für Thränen, wie sinnt sie darauf, das abgezehrte Kind so behutsam wie möglich zu fassen, wie seufzt sie bei seinen unmuthigen Geberden mit dem Gedanken gen Himmel: wenn es nur nicht meint, ich sei an seinen Schmerzen Schuld!

Oder belausche einen Vater in der Wirksamkeit für die Seinigen, wie er von Dämmerung zu Dämmerung für sie sorgt und sich anstrengt; wie er spricht, ich wünschte mir wol diese Bequemlichkeit, aber unsere Lieben müssen neu gekleidet werden, ich habe bisher dieses unschuldige Vergnügen genossen, aber von nun an weg damit, unsere Kinder müssen diesen oder jenen Unterricht empfangen, ich will mich nun mit minderer Bedienung als sonst begnügen, denn der Sohn muß außer unserm Hause gebildet werden; wie er auf dem Sterbebette denkt und sinnt und alle Kräfte zu nützlichen Verfügungen spannt; wie er auf dem großen Scheidewege wünscht und betet und kämpft zwischen dem, was ihn vorwärts ruft und dem, was ihn hier zurückhält; — und das Alles für die, denen er immer nur gab und von welchen er auch künftig nichts für sich erhalten kann als Thränen auf seinem Aschenhügel. Hier ist uneigennütziger Sinn mit der festen Ueberzeugung, daß das so sein müsse, daß es Schuldigkeit sei. Hier wirkt die Neigung in Eintracht mit der Pflicht. Hier schlingen Sinnlichkeit, Gewöhnung und Vernunft ihre Fäden zu dem Leitbande, an welchem der Mensch geführt wird, so in einander, daß es nimmer reißt, daß der Zögling der Erde, ohne zu wanken, daran einhergeht. Hier wird das Guthandeln Bedürfniß und Fertigkeit, Vergnügen und Glück. Hier wehet reine Luft von dem Gipfel, zu welchem sich der Mensch erheben soll, hier glänzt schon das Ziel, zu dessen Erreichung wir in der sinnlichen Welt erzogen werden, hier tagt der erste Schimmer des leuchtenden Ideals der Menschheit, der Vollkommenheit und Glückseligkeit in entzückender Harmonie.

Diese Erziehung der Menschheit wird dann dadurch unterstützt und vollendet, daß die Arbeiten und Verhältnisse, die traurigen und die frohen Ereignisse des Hauses Uebung aller Kräfte zum Wirken, Uebung und Reinigung des Ver-

mögens zu empfinden und zu genießen, gewähren. Viele häusliche Geschäfte sind an sich unbedeutend und geringfügig, das ist wahr. Aber es kommt hier weniger auf sie selbst an, als auf die Art, wie der Mensch dadurch gebildet wird. Man kann sich an Rechenpfennigen eben sowol im Zählen üben, als an Goldstükken, und an der Stellung und Aufbewahrung von Kleinigkeiten eben sowol, als an der Verwaltung von Perlen und Edelsteinen unterscheiden und eintheilen lernen. Wichtige Angelegenheiten können sehr geistlos und kleine Geschäfte mit einer sehr ehrwürdigen Fülle von Ueberlegung betrieben werden. Es hat Männer in einflußreichen Aemtern gegeben, die für sich allein nicht Kraft genug gehabt hätten, eine Gesindestube in Ruhe zu erhalten, nicht Gabe des Absonderns und Vergleichens genug, das Geräth einer Küche zu ordnen, und nicht Gewandtheit genug, eine Maus aus einer Speisekammer zu schaffen, indeß manche Frau mit so viel Scharfsicht und Ueberblick, mit so vielem Haushaltungsgenie, mit einem so überall gegenwärtigen und wirkenden und voraussehenden und zu Gute bringenden Verstande zwischen Schüsseln, Töpfen und Kesseln, zwischen Rädern und Spindeln ihr Wesen trieb, daß es zu wünschen gewesen wäre, der Geist, der da in der kleinen Wirthschaft waltete, möchte manchen Leib beseelt haben, der ein großes Fach ausfüllte.

Zeitungsschreiber und andere Schriftsteller können sich manchmal gar nicht zufrieden geben über den Reichthum von Beurtheilung, über die überschwengliche Erfindungskraft, über die Weisheit und Seelenstärke, wodurch diese oder jene öffentliche Begebenheit zu Stande kam, bei welcher es entweder sehr gemein oder sehr unredlich herging, indeß es im tiefsten Dunkel bleibt, wie hin und wieder eine Wittwe, die um sich nur Mangel und Verwirrung sah, mit weit reiferer Beurtheilung, mit einer unvergleichbar größeren Fülle von Erfindungskraft, mit weit höherer Weisheit und echter Seelenstärke sann und forschte und rang und kämpfte, um sich und ein Häuflein Kinder auf der Straße der Ehrlichkeit durch die Welt zu bringen.

Es ist auch gut, daß es so ist. Das Edelste muß hier im Verborgenen bleiben; aber einst, wenn die Schatten der irdischen Dämmerung weggeschwunden sind, wenn es ganz Tag geworden ist, wird es anders sein. Da wird denn nicht darnach entschieden werden, ob der Mann einen Kommandostab oder einen Spaten führte, ob das Weib seine Brust mit einer Schleife von Diamanten oder mit einem Veilchenstrauße schmückte. Da wird mehr darauf ankommen, wie, als wo wir standen, wie, als was wir arbeiteten, und da wird denn Mancher, der sich hienieden als unbemerkter Wirbel oder Hebel versteckt in dem Getriebe einer engen Wirthschaft drehte, zu hoher Ehre und Würde gelangen, indeß manches gewaltige Schwungrad einer großen Staatsmaschine als minder tauglich in einer höhern Welt zurückgesetzt wird.

Häusliche Thätigkeit kann also zur Erreichung der menschlichen Bestimmung erziehen, und nicht minder thun dies häusliche Schicksale durch die Art, wie sie wirken, wie gelitten und genossen, geduldet und überwunden, und wie dadurch das Empfindungsvermögen geübt und veredelt wird. Mag man jene Schicksale immerhin in wenig Worte zusammenfassen können, sie bieten darum doch oft die ganze Kraft dessen auf, der sie gerade erfährt. Es kann Gefahren geben, herzangreifender als die, in welchen der Seemann schwankt, in der Geborgenheit einer Hütte, seltsame Abenteuer zwischen den Wänden eines kleinen Zimmers, und unbeschreibliche Stürme in den engen Schranken einer menschlichen Brust. Aus dem unübersehlichen Gebiete, das sich mir hier eröffnet, erwähne ich nur eine einzige Scene. Ein Gatte liegt krank, und die Nacht ist gekommen, welche nach dem Ausspruche des Arztes über sein Leben entscheiden soll. Die Gattin harrt, die Kinder harren am Krankenlager, wie Menschen, die ein richterlicher Ausspruch in Freiheit oder auf das Hochgericht bringen wird.

Welche Spannung aller Sinne, welches Hinblicken auf jede Bewegung des Geliebten, welches Spähen, ob sich seine Decke noch vor seinem Athem regt? welches ängstliche Horchen auf jeden Zug desselben, welches leise, bange Tasten nach dem Klopfen des Pulses, welche Hinheftung, um jeden Wunsch des Leidenden zu erlauschen, welche Sorglichkeit, ihn nicht durch zu hellen Schein des Lichts, ihn nicht durch Geräusch zu stören, welche Wirksamkeit der Einbildungskraft in der Entfaltung der möglichsten Scenen des Todes oder der Genesung! welche Wehmuth und Furcht und Trauer beim düstern Glimmen der mattbrennenden Lampe, bei jedem Glockenschlage, bei jedem Rufe des nächtlichen Wächters, welche das Mark durchfröstelnde Schauer beim Vorüberschwirren einer wimmernden Eule, welche Besorgniß, daß dies den Schlummernden wecken und beunruhigen möge, welche Erfindungen der Dichtungskraft, wie die gegebene Arznei oder ein Stündchen Schlaf heilsam wirken, den Stoff der Krankheit zerstreuen, Kräfte und Gesundheit bringen könne, welche Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, welches Ergreifen und Denken der Zukunft, welches Zählen aller Minuten und welche Verlängerung jeder Minute durch so mannichfaltige, einander jagende und verschlingende Gefühle, welche Nacht! Die Erfahrungen mehrerer Jahre sind in diese Nacht zusammengepreßt; der Wechsel eines langen Zeitraums wird in ihr durchgekämpft, ewig steht sie in der menschlichen Seele da, ernst und unvergeßlich wie die verschlungensten Begebenheiten.

Und nun die beiden einfachen Fälle, von welchen diese Nacht einen entwikkeln muß. Der Gatte stirbt. Welche Sprache hat Worte für die Stürme, die niederstürzend und zerschmetternd gegen die Verwaisten toben? Da ist ihnen bald, als wären sie aus der Welt in einen bodenlosen Raum gestoßen, bald als läge eine Welt auf ihnen, da malen sie sich mit folternder Erinnerung Bilder auf Bilder aus den Gefilden der Vergangenheit, wie der Geschiedene sonst hier saß, da stand und wandelte, dort froh war und scherzte; um alle diese Bilder in dem starren Gefühle der kalten Leere umher und in dem Grauen beim düstern Hinschweben des Sarges wie in ein schwarzes Grab zu versenken; da taumeln sie an der Grenze, wo der wildeste Schmerz mit der stumpfesten Abspannung zusammenfließt. — Oder der Gatte genest. Wer vermag es, über ein Gemälde dieses Glückes das begeisternde morgenrothe Licht zu gießen, das die Wirklichkeit erhellt? Wer kann in der Rede darstellen jenes leichte jugendliche Aufathmen nach der langen Beklemmung, jenes Schweben zwischen Hoffnung und Jubel, jenes neue, frische Umfassen alles Vorhandenen, jene Wonne, welche das unbedeutendste Gut zu einem kostbaren Schatze, die dürftigste Stube zu einer Bühne, auf welcher sich eine liebliche Erscheinung nach der andern entwickelt, den dürrsten Garten zu einem Paradiese, den trübsten Herbsttag zu einem reichen, blumenvollen Lenze zaubert?

O ihr mannichfaltigen Gefühle des häuslichen Lebens, wie seid ihr so hehr und so ehrwürdig! wie stärkt und härtet ihr, wenn ihr schmerzlich seid, zum Muthe, zur Festigkeit, zur Größe und Erhabenheit der Seele, und wie gewöhnt und erzieht ihr für die reinsten, edelsten und süßesten Genüsse, ihr stillen häuslichen Freuden! Wem brauchte ich, wenn ich Kraft und Zeit dazu hätte, die stillen häuslichen Freuden zu schildern? wer wäre so bedauernswürdig, keinen Sinn für sie zu haben? Ersehnt sie nicht der Jüngling in seinen unschuldigsten Träumen? erschmachtet sie nicht der Held, wenn er seinen Lorbeer mit einem Vergißmeinnicht von geliebter Hand, erseufzt sie nicht der König, wenn er seine Krone und seine Sorgen mit dem Stabe und mit den Freuden des Hirten zu vertauschen wünscht? Beurtheilt und schätzt nicht fast jeder die Ereignisse der wirklichen Welt und im Gebiete der Dichtung nach ihren Verhältnissen zum häuslichen Leben? Findet man nicht im Homer den Helmbusch des Hektor erst da schön, als sich beim Abschiede von seiner Gemahlin der zarte Sohn an ihrem Busen

vor diesem Helmbusch fürchtet? Wem brauchte ich durch die Schilderung der stillen häuslichen Freuden zu zeigen, wie sie am meisten zum Genuß geläuterter, über Selbstsucht und Eigennutz erhöhter, mittheilender und durch Mittheilung immer wachsender Seligkeiten reinigen und erziehen?

Ach wenn schon hienieden mancher gereifte und glückliche Mann angeben sollte, wo und auf welche Art er ward, was er geworden ist, wie rasch und wie kalt würde er vor manchem Markte, vor manchem Prunkzimmer, vor manchem Hörsaale vorübergehen, und wie trunken und innig würde er bei seiner väterlichen Hütte und im Anschauen ihres Strohdachs weilen! Hier würden Thränen der Wehmuth aus seinen Augen strömen, hier würde er seine Hände falten, hier würde ihm sein, als müsse er auf seine Kniee sinken und beten. Hier, würde er sagen, ward meine Kraft geweckt und gerichtet; wohin ich blicke, blüht mir eine Erinnerung an ein Spiel und ein Vergnügen, und an Belehrung und Bildung durch beide entgegen. In diesem Gemache tändelte ich mit Blumen und Bildern; da lagen meine Bälle und die übrigen Reichthümer meiner Kindheit; da saß ich und hörte meine Mutter erzählen und meinen Vater unterrichten und ermahnen. Auf diesem Platze trieb ich meinen Kräusel; dort im Garten war das kleine Beet, wo ich meine bunten Primeln und meine einfachen braunen Nelken wartete. Dort unter dem Birnbaume habe ich Veilchensträußer gebunden und Johanniskränze geflochten und mit dem gelblockichten Knaben des Nachbars gespielt, den ich so lieb hatte, — ich nannte ihn immer meinen Bruder und konnte es, wenn man mich eines Andern belehren wollte, nicht begreifen, warum der nicht mein Bruder wäre, den ich so liebte. Auf jenem Rasen habe ich meine Händchen gerungen, als er gestorben war, und konnte es gar nicht vergessen, wie er im weißen Gewande im Sarge lag, und wie die Blüthenkrone mit Flittern um das Kreuz auf seinem Grabe flatterte. Mir war bis dahin in meiner Beschränktheit so wohl gewesen; Blumenhecken hatten mir die Zukunft verhüllt; aber seit dem Tage saß ich oft auf dem Rasen und weinte und träumte und sann in die Zukunft hinaus. Da begann mein Blick weiter zu dringen und meine Kraft sich ungeduldiger zu regen. Was ich hier sahe, lehrte mich denken und forschen und fühlen, mich anschließen, und mit Wärme, was ich vermöchte, zu versuchen. Allenthalben zeigst du mir meine Schule und mein Paradies, liebes, ewig theures Hüttchen! O Gott, wo ich stehe, ist heiliges Land. —

Warum ich mich in dieser Darstellung verlor, meine Verehrten? Weil, ach weil das Geschilderte unser Aller Loos ist. Liebende lieben sich hienieden nicht für ein paar Tage des Rausches, Liebende wandeln hienieden nicht Arm in Arm, um einander zuletzt zu versenken als Staub zu Staube. Es kommt die Zeit, in welcher wir Alle sein werden, wie jener Gereifte, in welcher uns Allen die Erde sein wird wie ein väterliches, nicht mehr von uns bewohntes, aber immer noch liebes und unvergeßliches Hüttchen. Wenn wir dann den bunten Wechsel des irdischen Lebens überschauen; wenn wir an den Spielen und an den Uebungen unsrer irdischen Kindheit trunken hangen; so werden mit vorzüglicher Lieblichkeit die milden lachenden Scenen des häuslichen Lebens, die Gefühle, die Wirkungen, die Seligkeiten der Häuslichkeit vor unserem helleren Geiste vorübergehen. Oder vielmehr sie werden nicht vorübergehen, sie dauern schöner und himmlischer fort. Der reine, uneigennützige Sinn, der durch sie erzogen ward, waltet nun ungehinderter nach den Absichten Gottes in einem weiteren Gebiete der Schöpfung, und die lauteren Flammen wechselseitiger Liebe, die hier in einander loderten, wie die Flammen von Reisern auf dem häuslichen Heerde, werden über die Gräber und über ihre stäubende Asche hinübergehoben, um fortzuglühen auf dem hohen Altare in dem erhabenen Tempel der gereiften, der veredelten Menschheit.

4.

Ueber die eigentliche Würde des Gelehrten.

Von dem Oberconsistorialrath Teller, vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, am 17. Nov. 1800 [1]).

Der Streit der Fakultäten, welchen neuerlich ein tiefer Denker vor seinen Richterstuhl gezogen hat; die jetzt lauter als jemals zur Sprache gekommene Unterscheidung unter Gelehrten- und Bürgerschulen; endlich die Gefahr, welche die Zeitphilosophie aller wahren Gelehrsamkeit zu drohen scheint: dies, Eins wie das Andere, veranlaßt mich, der königlichen Akademie meine Gedanken über den eigentlichen Begriff eines Gelehrten mitzutheilen. Es wird daraus hervorgehen, wie man ihn von so vielen andern Ehrenmännern, selbst von den Philosophen verschieden denken kann und billig denken sollte; sowie beide, der aufgeklärte und der gebildete Mann, mit ihm gar nicht zu verwechseln sind. Auch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß man noch immer in der Bestimmung dessen, was dem Gelehrten in der bürgerlichen Gesellschaft einen besondern Rang gibt, zu schwankend ist, und das ihm Eigenthümliche nicht scharf genug ins Auge gefaßt hat. Selbst ältere und neuere Sprachen bezeichnen die Sache mit Wörtern, welche nur vorzugsweise dem Gelehrten zugeeignet werden, wie διδακτος, doctus, eruditus, a learned man, a man of erudition, savant; die also der Ableitung nach nur den zu denken geben, der etwas gelehrt worden ist und gelernt hat, ohne zu bestimmen, was er gelehrt worden ist, und wie er es gelernt hat. Und wie viel ist dessen nicht, ohne daß daraus ein wirklicher Gelehrter wird, wie man ihn denken sollte. Das Gleiche ist es mit dem französischen savant; denn wie auch so Vieles kann der Mensch nicht wissen, durch Umgang, Beobachtung und Erfahrung, und wird gleichwol gar nicht zu den eigentlichen Gelehrten mitgerechnet werden können. Ingleichen mit dem lateinischen litteratus, der Italiener litterato, welches die Engländer in ihren man of letters, und die Franzosen in dem, was sie homme de lettres nennen, nachgeahmt haben. Nur daß der litteratus der Römer im reinen Latein ihnen so viel als das Lateingriechische grammaticus galt, und also im engern Verstande von ihnen gebraucht wurde. Noch ist endlich das zweideutigste der Engländer, ihr Scholar, gerade umgekehrt unser Schüler, und was man in den mittlern Jahrhunderten Scholasticus nannte, oder auch Scholaster, und wir Deutschen Schulmeister, Rectoren auf niedern Schulen, wogegen die untern Schullehrer ihre Gesellen hießen, oder auch Pedanten, doch in allen Ehren, wahrscheinlich von der Lateiner Pedaneus, weil nur der Rector vom Katheder seinen Unterricht gab, die Unterlehrer aber stehend oder umhergehend ihn ertheilten.

Nehmen wir nun die Sprache, wie der Gebrauch sie einmal festgesetzt hat, so fragt sichs einmal: wer ist ein Gelehrter? was muß er wissen, um es zu sein? und was also sollte man eigentlich Gelehrsamkeit nennen? Eine zweite Frage ist: wie und auf welchen Wegen gelangt er zu seinem Wissen, um ein wahrer Gelehrter zu sein. Die dritte: welchen Gebrauch muß er von seiner Gelehrsamkeit machen, um weder ein Pedant nach dem neuern Sprachgebrauch, noch ein bloßer Stubengelehrter zu sein?

Was das Erste anlangt, fordre ich von ihm theils Sprach-, theils Geschichtskenntnisse. Jene, in so weit sie von Schriftstellern selbst nach und nach ist gebildet worden, und die Menge wissenschaftlicher Kenntnisse durch sie ist verbreitet worden. Also zuerst die griechische, dann die lateinische, und

---

1) Wilhelm Abraham Teller, geboren zu Leipzig 1734, starb als Oberconsistorialrath und Propst im December 1804 zu Berlin.

Beide, so wie die Muttersprache für jeden, der nur einigen Anspruch auf Gelehrsamkeit machen will; dann für den Theologen besonders die hebräische und griechische, und diese mit jener gleichsam gefärbte des N. T., auch die neuern Sprachen, wie die italienische, englische, französische. Denn was die Muttersprache anlangt, so wäre es ja wohl sehr pedantisch im üblen Verstande, sobald sie zu wissenschaftlichen Gegenständen gebildet ist, oder doch dazu immer mehr gebildet werden kann, sie nicht zu gelehrten Sprachen zählen zu wollen, welche man, und selbst als Gelehrter richtig sprechen und schreiben muß, und bei andern das Seinige dazu beizutragen, oder wer sollte dies sonst thun? Daher nannte Cicero vocem eruditam, eine nicht nur durch griechische, sondern auch lateinische Literatur und Künste gefeilte Sprache, und so auch Horaz den doctum utriusque linguae einen Gelehrten. So gehört nun gleichfalls die Kenntniß der gedachten neuern Sprachen, auch selbst der spanischen und portugiesischen, in unserm Zeitalter mit hierher, da immer mehr die kultivirtesten europäischen Nationen es zur Gewohnheit gemacht haben, in ihrer Muttersprache wissenschaftliche Gegenstände zu bearbeiten. Freilich hat eben das den Umfang der Gelehrsamkeit ausnehmend erweitert; wozu noch die durch den Druck erleichterte Schriftstellerei, das vielfältige Verkehr der Völker unter einander, und die damit verbreitete Sprachkunde gekommen ist. Ursprünglich, da erst das Bedürfniß entstand, den Gelehrten von andern eben nicht Unwissenden in bürgerlichen Geschäften oder auch in Wissenschaften zu unterscheiden, und man sich genöthigt sah, in der ohnedem noch ungebildeten Sprache ihn mit einem besondern Worte von Staats- und Geschäftsmännern aus allerlei Ständen zu unterscheiden, war es schon derjenige, der gut lesen und schreiben konnte, und man kann sich leicht vorstellen, welches Aufsehen um sich her der junge Römer unter seines gleichen müsse gemacht haben, der zuerst an seinen in Athen abwesenden Vater auch nur die kurze Epistel schrieb: *Ερρωσεν, πατερ μου! τουτο σοι γραφω ἀποντι* oder etwas ähnliches. Und allgemein bekannt ist, daß im achten Jahrhundert in Deutschland schon der ein Gelehrter hieß, der sich schriftlich in der lateinischen Sprache ausdrücken oder gar sie sprechen konnte; und doch, welche Latinität war es oft, wenn man auch nur des du Cange Glossarium medii aevi etwas durchblättert hat!

Dasselbe ist es mit den Geschichtskenntnissen der ältesten Zeiten wie der spätern Jahrhunderte, die neuesten ausgenommen, welche mehr gangbare Waare für jeden Wißbegierigen ist, und auch leicht durch die Zeitungen zu gewinnen. Aber jene, die allgemeine, wie die besondere Völker- und Staatengeschichte, wie viel umfaßt sie nicht wieder? wie viel auch nur die einzige, Literärgeschichte? Und wie es bei jener nicht blos darauf ankommt, eine Reihe von Begebenheiten im Gedächtniß zu haben, und daraus andern sie aufzählen zu können; so ist es auch bei dieser nicht genug, die Menge Namen und Schriften im Kopfe zu haben. Wie der Kenner jener die Begebenheiten systematisch zu ordnen verstehen muß; zeigen muß, durch welche Umstände sie herbeigeführt worden; welchen größern oder geringern Einfluß die dabei handelnden Personen gehabt; was alles daraus erfolgt sei, so muß der Kenner der zweiten selbst jenem mit Anzeige der Quellen zu Hülfe kommen, und überhaupt wissen, wer in jeder Wissenschaft gleichsam die Bahn gebrochen, wer sie erweitert hat, und was noch desfalls zu thun übrig ist.

Bis so weit ist mir also ein Gelehrter derjenige, der die zu wissenschaftlichem Gebrauch gebildeten Sprachen versteht, und diese Sprachkunde nun wieder zum Studium theils der Geschichtskunde, theils der besondern Wissenschaft, welcher er sich gewidmet hat, anzuwenden weiß. Beide Arten der Gelehrsamkeit können also auch wohl in der Betrachtung außer einander gedacht, nur in der Ausübung oder Anwendung nicht von einander getrennt werden. Denn sobald

dies geschieht, ist auch alle Gelehrsamkeit nur Sache eines guten Gedächtnisses, und der nichts weiter besitzt, ein bloßer Gedächtnißgelehrter; wogegen der wahre Gelehrte mehr als das sein soll — nach dem bekannten discimus vitae, worauf ich wieder zurückkommen werde.

Denn zunächst wollte ich nur die Art bemerken, wie er zu seinen Kenntnissen kommt, und gleichsam den Weg bezeichnen, auf welchem er sie erlangt. Um ihm des Namens eines Gelehrten würdig zu finden, fordre ich von ihm, daß er aus den Quellen geschöpft habe, als Sprachkenner die Schriftsteller nicht blos in einer Uebersetzung gelesen hat, ihre Sprache selbst nicht aus einem bloßen Wörterbuche, sei es noch so vollständig und zweckmäßig, verstehen gelernt hat; eben so wenig die Geschichte nicht blos aus einem Compendio. Da mag wohl der Compendien-Schreiber selbst ein Gelehrter sein. Der sich blos an ihn hält, ist aufs höchste ein Geschichtskenner, so weit nämlich jener ihn geleitet hat. Der Uebersetzer, wenn er wirklich die Gedanken seines Autors richtig dargestellt hat, ein Gelehrter, nur nicht der blos durch das Sprachrohr dieses den Autor hört; der Lexicograph, der etwas mehr leistet, als daß er alle einzelnen Bedeutungen eines Wortes nach der Reihe dem Leser zuzählt, sondern sie nach ihrer stufenmäßigen Abkunft von einer Urbedeutung ordnet, dieser, sage ich, ein Gelehrter, nicht derjenige, der Worte und Phrasen gleichsam aus einem Wörterbuche nur auffängt. Denn was diesen Wortbuchstäbler anlangt, so lernt er doch nie aus einem Wörterbuche die verschiedenen Schattirungen, welche ein Wort im Zusammenhange oft durch die bloße Stellung bei jedem guten Schriftsteller erhält, und die eben so viel zum rechten Verständniß desselben beitragen, wie etwa Deklamation und Action bei einem guten Sprecher. Daher habe ich immer Anfängern, welche eine Sprache für sich erlernen wollen, sie sei alt oder neu, den Rath gegeben, sobald sie die Anfangsgründe derselben durch fremden Unterricht gefaßt haben, nur gleich zur Lesung eines leichten Autors überzugehen, einzelne Perioden sich so gut als möglich verständlich zu machen, dann erst ein Wörterbuch oder eine Uebersetzung nachzuschlagen, bis sie nach und nach auch diese Geleitsmänner entbehren und alles durch eignes Nachdenken sich erklären können. Denn außerdem, daß auch schon dadurch die eigne Denkkraft geschärft, und das Gelesene dem Gedächtniß tiefer eingeprägt wird, gewinnt man dabei auch das, was Cicero sehr schön fiduciam virium nennt. Und selbst dies ist schon nichts geringes für Sachkenntnisse. Alle jene Vorgenannte mögen also Polyhistors oder Vielwisser sein; eigentliche Gelehrte werden sie dadurch noch nicht. Und wenn sie ihre Waare, ausgeschmücket mit aller Eleganz in Stellung, Gebehrden und Ausdruck, in Gesellschaft gleich Modehändlern, an Herren und Damen bringen, und ihnen annehmlich machen können; nun so wollen wir ihnen den Ruhm nicht streitig machen, daß sie hommes des lettres sind, nur savans sind sie nicht; welches sie freilich auch wohl selbst nicht sein wollen. — Hiermit wünschte ich nun aber auch den Stolz jedes Halbgelehrten gebeugt. Denn der wahre Gelehrte wird am ersten, eben weil er es ist, Geschichtskenner selbst in Sprachen, für sich und andere gestehen: Quantum est, quod nescimus! Und so ist hier der Ort, zu dem erwähnten dritten charakteristischen Zug des wahren Gelehrten überzugehen. Er ist dieser, daß er auch wirklich einen nützlichen Gebrauch von seinen erworbenen Kenntnissen in Sprachen wie in der Geschichte zu machen wisse. Sie allein müssen ihm nicht der letzte und höchste Zweck sein, sondern nur Mittel, andre wissenschaftliche und fürs Leben und Handeln nützliche Einsichten zu gewinnen, sie so viel als ihm möglich ist, mit verbreiten zu helfen, oder wenigstens dazu andern Dienste zu leisten. Hat er nicht immer diesen höhern Zweck vor Augen; so ist er ein bloßer Namensgelehrter, ein Stubengelehrter, der in gesellschaftlichem Umgange von nichts, was die Menschheit nah und fern angeht, zu sprechen weiß, zu welcher geselligen Unterhaltung

ihm doch auch das erlernte Sprüchelchen — **nihil humani a se alienum putare** — dienen sollte; und bleibt oft in seinem eignen Hause und unter seiner Familie fremd. So ist mir in frühern Jahren von dem berühmten Buddäus in Jena für gewiß erzählt worden, daß er eines Tages dem Diener, der ihm gemeldet, „es brenne in seinem Hause," kurz gesagt: „er solle es nur seiner Frau melden." Ist er nun aber auch keines von diesen beiden, so ist und bleibt er der Pedant, in dem verächtlichen Sinne, in welchem ich ihn schon vorher genannt habe, und der auf dem Worte in deutscher Sprache ist sitzen geblieben. Wenn der bloße Stubengelehrte in Gesellschaft stumm dasitzt, so kramt dieser, sie sei noch so vermischt, alle seine Gelehrsamkeit aus, und wenn jener durch sein Verstummen verächtlich wird, so macht dieser sich lächerlich. Beide aber entweihen dadurch den Namen des Gelehrten. Es besitze also jemand noch so viele Sprachkenntnisse, kennt er nicht den Geist derselben, kann er sie nicht unter einander vergleichen, die Vorzüge sowohl als die Mängel der einen vor der andern, daß er also auch seine Muttersprache nicht über alle andern erhebt, vielmehr sie durch andre und als ein Deutscher die seinige durch die griechische, als die dieser ähnlichste, zu erweitern und zu verbessern sucht; ist sein Gedächtniß so voll gepfropft von Wörtern und Redarten, daß für Sachkenntnisse gleichsam kein Platz übrig bleibt; so ist alles sein Sprachstudium ihm und andern kein nütze, er ist und bleibt ein Pedant. Eben so verhält sichs mit dem Geschichtsgelehrten. Er besitze z. B. eine ansehnliche Bibliothek. Ist seine Bücherkenntniß blos eingeschränkt auf Titel, Ausgaben und Verleger derselben, wie auf die Jahreszahl, ohne daß er sie wirklich braucht, oder ist es ihm nur um die Seltenheit derselben zu thun, ohne daß er um den innern Werth sich bekümmert; nun so ist er der größte Pedant. Wirklich habe ich auch ein solches Phänomen erlebt in der Bekanntschaft mit dem Sohne eines ehemals sehr berühmten Gelehrten. Dieser besaß die ansehnlichste Bibliothek, in der aber alles, weil er immer an der Gicht bettlägerig war, für ihn und für andere ein verschlossenes Buch in Kisten, wie in der Niederlage seines Gedächtnisses war. Denn er vermehrte sie auch noch immer, machte besonders Jagd auf seltne Bücher, und, um sie immer seltner zu machen, auf mehrere Exemplare, die er verbrannte, rechnete aber auch schon das zur Seltenheit, wenn Verfasser, oder Verleger, oder Drucker sich nach der Ausgabe derselben entweder entleibt, oder sonst ein trauriges Schicksal gehabt hatten.

So muß nun aber auch dem Gelehrten, zu einer zweckmäßigen Anwendung seiner durch Sprachen und Geschichte gesammelten Kenntnisse, es nicht an dem Talente fehlen, das Ganze der Wissenschaft, die er noch besonders für sich gewählt hat, leicht zu übersehen, sie in Ordnung und Zusammenhang zu bringen, und er also die Kunst ordentlich zu denken, erlernt, oder welches noch besser ist, er muß schon die Anlagen dazu in sich haben. Vermag er das nicht, so ist auch er, wenigstens in so weit, ein bloßer Gedächtnißgelehrter. Denn je mehr er aus ältern und neuern Schriften alter und neuerer Autoren den Umfang einer Wissenschaft hat kennen lernen, um so geschickter müßte er sein, sie in ein ordentliches System zu bringen.

Dies erinnert mich nun noch, einige Folgen aus dem angegebenen Begriff eines Gelehrten herzuleiten; welche ich aber vor einer solchen Gesellschaft auch nur anzudeuten nöthig habe Es folgt daraus zuerst, daß wie gelehrtes Wissen und gemeines Wissen, so der Gelehrte und der Aufgeklärte noch sehr von einander unterschieden sind. Der wahre Gelehrte wird auch immer aufgeklärt sein, in so weit er nicht blos ein Gedächtnißgelehrter ist. Dagegen der Aufgeklärte ohne eigentliche Gelehrsamkeit es sein kann. Bei diesem nämlich ist Bildung des Verstandes und Schärfung der Urtheilskraft durch Umgang, Erfahrung und eignes Nachdenken; wenn der wirkliche Gelehrte seine Einsichten aus den Quellen hat, aus der Denk-, Sprech- und Hand-

lungsweise der Menschen aller Zeiten und Völker, und allgemeinen wie besonderen Weltbegebenheiten. Man braucht nicht lange in der Welt gelebt zu haben, und nur mit geschärftem Blick die Menschen in mancherlei Lagen beobachtet zu haben, oder mit den Natur- und Völkerveränderungen auch nur seines Zeitalters bekannt geworden zu sein, um die Weisheitsregeln, über nichts zu erstaunen, daraus für eignen und fremden Gebrauch abzuleiten. Man bedarf dazu nicht erst des Horaz nil admirari gelesen zu haben. Man weiß es ohne alle eigne Erfahrung und Beobachtung als Geschichtskenner, dem noch überdies nicht unbekannt ist, daß es ein Grundsatz der Stoiker war, der mit ihrer dem Weisen zur Pflicht gemachten Leidenschaftlosigkeit zusammenhing. Ich habe gesagt der Geschichtskenner; denn so wie er dem Range nach noch unter dem Geschichtsforscher, und dieser wieder unter dem Geschichtsschreiber, wie einem Gibbon, steht, so läßt er den bloßen Geschichtssammler, Collectaneenschreiber, wie unter den Alten Gellius, Valerius Maximus, ältere und neuere Anekdotenjäger und Schriftsteller in Ana, weit hinter sich zurück. Sie alle haben keinen eignen Gedanken, und sind gleichsam nur die Commissairs der Gedanken Anderer. Gleichwohl will ich auch ihnen und ihren Schriften nicht allen Werth für andre absprechen, in so weit doch auch durch sie viele Ideen in Umlauf gebracht und erhalten werden, selbst zum Gebrauch der Nachwelt, wenn sie gleich schon desfalls bei ihren Zeitgenossen nur oberflächliches und seichtes Wissen verbreiten. Ihnen nun ähnlichen alle sogenannten Büchermacher, die aus neun andern das zehnte schreiben; alle bloße Variantensammler, wenn sie nämlich nur das sind, ohne eigne Beurtheilung des verschiedenen Werths derselben; alle Herausgeber alter Schriftsteller cum notis variorum, auch ohne eigne Wahl und Würdigung; alle, welche die Geschichte des Tages beschreiben in Zeitungen, Wochen- und Monatsschriften. Denn auch das Urtheil, welches diese über Personen und Begebenheiten fällen (und oft wäre es wohl ihnen und den Lesern zuträglicher, wenn sie ganz sich desselben enthielten), es sei noch so gründlich, und die ganze Bearbeitung ihrer Nachrichten noch so musterhaft, macht sie noch nicht zu Gelehrten. Aufgeklärte, denkende Schriftsteller mögen sie sein, welches ich ihnen gar nicht streitig machen will. — Also mit allem Fug und Recht können nur Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber sich zu den Gelehrten rechnen, und einen hohen Rang unter denselben einnehmen. Denn sie beide kennen die Quellen, aus denen man schöpfen muß, sie müssen vieles in mancherlei Sprachen gelesen haben; und nun auch der zweite besonders, welche Menge von Begebenheiten muß er nicht in Ordnung bringen, an einander reihen, und die Reinheit, Richtigkeit, Schönheit der Sprache, in welcher er schreibt, meisterhaft verstehen!

Dieselbe Bewandniß hat es mit den Sprachgelehrten. Sind sie das wirklich, so kann man auch sie eintheilen in Sprachkenner und Sprachforscher. Jene sind es, die außer ihrer angebornen mehrere ausländische Sprachen verstehen mit allen ihren Eigenheiten, Schriften für sich lesen können, und daraus einen Vorrath von Kenntnissen sammeln; diese, die dem künstlichen Bau derselben nachspüren, die Abstammung mehrerer von einander, und ihre Verwandtschaft unter einander zu beurtheilen wissen, ihre Muttersprache durch andre zu bereichern verstehen, und dadurch die Vorzüge der einen vor der andern unparteiisch abzuwägen im Stande sind. So muß z. E. ein deutscher Sprachforscher andre belehren können, woher die Endsylbe gam in Bräutigam kommt, die sonst unsrer Sprache ganz fremd ist. Wenn er nun einmal weiß, daß sie in einzelnen Wortbeugungen, Partikeln und Wörtern eine große Aehnlichkeit mit der griechischen, etwa in gleicher Abkunft von der celtischen hat, so wird es ihm weiter nicht zweifelhaft sein, daß jene Sylbe, von γαμειν, den bedeutet, der die Braut heirathet. So wird ihn das Wort Stolz in der gothischen Sprache so

viel als unser Sitz, die Bedeutung desselben in unsem Hagestolz von einem unverheirathet gebliebenen alten Junggesellen lehren; wenn er aus der Geschichte weiß, daß in dem mittleren Zeitalter der Deutschen nur der älteste Sohn die Güter erbte, und dagegen den nachgebornen Söhnen innerhalb des Hofraumes ein kleines Gehege zur Wohnung und ein Gärtchen oder ein Stück Landes zur Bewirthschaftung einräumen mußte. Da denn nun dies arme Leute waren, die nicht heirathen konnten, so hieß man sie Hagestolze. Auch dies wäre also ein Beweis, wie der Sprach= und der Geschichtsgelehrte einander immer die Hand reichen müssen. Aber es ergibt sich auch daraus von selbst, daß von Haus zu Haus wandernde Sprachmeister, die blos ihre Sprache ohne alle Sachkenntnisse verstehen, alle bloße Wörterbuchschreiber oder Indexmacher, die nur ein Wort fürs andre geben, ohne die ganze Geschlechtsfolge der Bedeutungen mit Stellen der Autoren zu belegen, bei weitem noch nicht Sprachgelehrsamkeit sich zueignen dürfen. Sie gleichen den kleinen Krämern, bei welchen man ellenweise die Waare bekommt, wenn der eigentliche Sprachgelehrte dem Großhändler ähnlich ist, und wie ich dies schon vorher berührt habe, in den Geist der Sprachen eingedrungen ist, so wie er andern davon Rechenschaft geben kann. Ihm kann das Gedächtniß manches Wort aus der Sprache, die er sehr wohl versteht, oft augenblicklich versagen, wenn er von andern darum befragt wird; wenn denn aber er selbst es zum Gebrauch nöthig hat, sei es im Schreiben oder im Sprechen, so wird es in dem Zusammenhange, in welchen er es braucht, sich ihm gleichsam stellen mit dem Nebenbegriff, der ihm in der und der Reihe von Mehrern beiliegt. Solche ehrenwerthe Sprachgelehrte waren der Griechen und Römer grammatici, wie zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts die sogenannten restauratores litterarum in Italien, Manuel Chrysoloras, Theodor Gaza, Constantinus Lascaris, die zugleich die Platonische und Aristotelische Philosophie erklärten.

Zweitens folgt aus der Begriffserklärung des Worts Gelehrter, von welcher ich ausgegangen bin, in wie fern jeder, der in einer Wissenschaft sich auszeichnet, Gelehrsamkeit braucht — der Philosoph, der Physiker, Mathematiker, Geometer, Astronom, der Theolog, der Rechtsgelehrte, der Arzneigelehrte, der Dichter und Redner — sie alle, sage ich, zugleich Gelehrte sein müssen. Dies nämlich, sobald sie andre gründlich darin unterrichten wollen. Da können sie schon nicht die Geschichte ihrer Wissenschaft entbehren, wie z. E. der Theolog die Kirchengeschichte, besonders auch der Staaten, so wie sie in jene eingreift, und der Dogmen; der Jurist die historiam juris, die Institutionen und Pandekten, eben so der Philosoph und alle übrige genannte, um zu wissen, was in ihrer Wissenschaft noch zu thun übrig ist, und da er diese Geschichte aus den Quellen kennen lernen muß, so kann er auch die alten Sprachen nicht entbehren, und es wäre schon, z. E. in dem Rechtsgelehrten, Mangel an Gelehrsamkeit, wenn er nicht des Theophili Antecessoris griechische Uebersetzung der Institutionen gelesen hätte, oder sie gar ihm unbekannt geblieben wäre. Nur der blos speculative Philosoph und der Dichter mögen sich in Acht nehmen, daß sie nicht zu gelehrt werden. Jener dürfte wohl nicht die Höhe der Speculationen erreichen, zu welcher sich hinauf zu schwingen er strebt; dies wohl nicht, weil, wie Montagne und la Mothe le Vayer schon bemerkt haben, das viele Bücherlesen das eigne Denken hemmt; denn es gilt auch hier, daß man nach einem alten Spruch nicht multa, wohl aber multum lesen muß, sondern weil sich leicht das Vorurtheil für ein schon daseiendes System bei ihm einschleichen könnte. So kann nun aber auch der Dichter leicht an Originalität verlieren, was ihm an Gelehrsamkeit zuwächst. Daher glaube ich nicht, daß die ersten Epopeendichter der Portugiesen und Italiener, Camoëns und Dante, viel mehr als den Virgil gelesen hatten, aufs Höchste auch etwa den Homer in einer Uebersetzung,

da sie ihre unsterblichen Werke schrieben. Der Dichter braucht nämlich vor allen andern Genie, diese Schöpferkraft in dem Menschen, ein großes Ganze gleichsam aus kleinen Fäden zusammen zu spinnen, und großen Gegenständen eine kräftige Sprache anzupassen. Dann ist er selbst der Mann:

Ingenium cui sit, cui mens divinior atque os
Magna sonaturum —

Dagegen der Gelehrte eigentlich nur Talente nöthig hat, Beurtheilungskraft dessen, was in seinem Fache des Wissens werth ist oder es weniger ist, wozu es nütze ist, wie die Kunst es gehörig zu verarbeiten. Er erfindet eigentlich nichts, weiß aber das aufzufinden, was des Wissens werth ist, und es gelegentlich an Mann zu bringen.

So ist nun noch weiter, nach einer dritten Folgerung, der Gelehrte, wie ich dies schon berührt habe, von dem Aufgeklärten und Gebildeten, ja selbst dem Schriftsteller, unterschieden. Wenn der blos gebildete Mann dem Aufgeklärten darin nachsteht, daß er die schönen und angenehmen Künste, wie den guten Ton in Gesellschaften, und was man die feinere Lebensart nennt, sich mehr zu eigen gemacht hat; so besitzt der Aufgeklärte mehr wissenschaftliche Kenntnisse, die er in Geschäften zu einer nützlichen Unterhaltung mit andern und zu seiner eignen Geistesbildung anwendet. Was nun aber so beider Sache ist, sind mehr Resultate dessen, was eigentliche Gelehrte, als Prämissen, durch das Organ der Schriftsteller, wenn sie nicht selbst es sind, gleichsam zur allgemeinen Kenntniß gebracht haben. Diese Schriftsteller können nun wohl ungelehrt sein; es ist zureichend, wenn sie nicht unwissend sind, und weise genug, sich darauf zu verstehen, was für ihr Publikum gehört, und diesem frommt. Der Gelehrte ist also wohl auch Schriftsteller, nur nicht umgekehrt jeder Schriftsteller, wenn er gleich viele richtige und schätzenswerthe Einsichten besitzt, und gar nicht ein Alltagsschreiber ist, ein Gelehrter. Ja! er wird diesen oft in einer gefälligeren Art des Vortrags übertreffen. Und dann gilt recht eigentlich auch von ihm, was Malebranche von dem Aufgeklärten im Gegensatz des bloßen Gedächtnißgelehrten sagt: „il vaut mieux être sage que savant."

Unter die Aufgeklärten in allerlei Einsichten und Kenntnissen würde ich nun alle Staats- und Geschäftsmänner der höhern und niedern Klassen rechnen. Gelehrtes Wissen kann freilich auch bei ihnen stattfinden; das versteht sich; es muß nur nicht zur Leidenschaft bei ihnen werden, wenn es ihnen und andern nicht mehr schaden, als nützen soll; es muß sie nicht an ihrem Geschäftfleiß hindern, welches leicht geschehen könnte, wenn sie besonders mit den Zeiten in der Litteratur fortgehen wollen. Es ist also auch ganz richtig, wenn behauptet wird, „der Gelehrten brauche man nur Wenige," wenn besonders es nur im Verhältniß gegen die für den Staat und das gemeine Wesen nöthigen arbeitenden Klassen verstanden werden soll. Sind nämlich nur Gedächtnißgelehrte gemeint, so ist es wahrhaftig in einem Lande, oder einer Provinz hinlänglich, wenn man zwei oder drei aus jedem Fache gleichsam vorräthig hat, an welche man Rückfrage thun kann, wer von der oder jener Materie geschrieben hat, oder was er davon geschrieben hat. Meint man aber wahre Gelehrte, welche auch Sachkenntnisse besitzen; so ist doch unstreitig der Aufgeklärten und Gebildeten in dem größren Publikum eine weit größere Anzahl nöthig, so wie man mehr Bürgerschulen als gelehrte Schulen nöthig hat. Und so sind auch alle sogenannte Gelehrte, die keinen eignen weitern Gebrauch von ihren Kenntnissen zu machen wissen, als daß sie einem Geschäftsmanne aushelfen können, wenn er wissen will, was ein und das andere Wort in einer fremden Sprache bedeute, oder wer von einer Materie geschrieben hat, das, was man Halbgelehrte nennt. Sind nun gleich auch sie nicht so ganz zu verachten, so fehlt ihnen doch immer noch viel von dem, was der wahre Gelehrte leisten soll.

Dies erinnert mich, als die vierte Folgerung, an den nicht zu verkennenden Werth eines Selbstgelehrten. Man spricht nämlich nicht selten mit einer gewissen Sprödigkeit und Geringschätzung, oder wie man es sonst nennen will, von ihm; und beinahe möchte ich die Universitätsgelehrten in den Verdacht ziehen, daß sie aus leicht begreiflichen Ursachen ihnen einen kleinen Schandflecken haben anhängen wollen. Denn sollen nicht gewissermaßen alle wirkliche Gelehrte das sein? müssen sie es nicht sein, wenn sie des Namens würdig sein wollen? Dächte man auch dabei sich den, der ohne Vorbereitung auf Universitäten sich selbst unterrichtet hat, so würde ein solcher Gelehrter, wenn er sich denken ließe, doch immer eine nur sehr seltene Erscheinung, und eben deswegen nicht zu verachten sein. Das meint man nun gleichwohl nicht; sondern denkt sich etwa dabei den, der auf Universitäten und Gymnasien, als den Vorbereitungsanstalten dazu, nicht den gehörigen Fleiß angewandt, und erst nachher sich selbst in die Wissenschaften hineinstudirt hat. So wäre es aber doch sehr zu billigen, daß er noch zur Besinnung gekommen, durch eignen Fleiß das Versäumte nachgeholt hat, und seiner Sachen nur um so gewisser sein wird. Und auch er, habe er noch so nachlässig die akademischen Vorlesungen besucht, hat doch manchen Funken des Lichts der Gelehrsamkeit aufgefangen, möge er nun späterhin durch Andrer oder durch seinen eignen Odem sein aufgeblasen worden. Es kommt dazu, daß die meisten auf Universitäten nur die sogenannten Brodkollegia hören, und also auch nur Brodgelehrte werden, die dann unter die Klasse derer gehören, welche ich aus diesem Gelehrtenregister schon ausgestrichen habe. — Aber ich frage nochmals: soll nicht ein jeder wahrer Gelehrter ein Selbstgelehrter sein? Muß er es nicht sein, wenn er des Namens werth sein will? Dies, denke ich, so gewiß, als es wahr ist oder dafür geachtet werden sollte, daß alle höhere und niedere Lehranstalten dazu errichtet sind, der Jugend merklich zu machen, was und wie sie für sich zu studiren habe, daß man also ihr den Umfang einer Wissenschaft zeige, ihr die Anfangsgründe derselben bekannt mache, die Hauptschriftsteller in jeder Wissenschaft, der sie sich besonders widmen will, und alle andre Hülfsmittel, welche das eigene Studium derselben ihr erleichtern können. Von da an ist es nun jedes eigne Sache, in das innere Heiligthum dieser Wissenschaft einzugehen; die Schriftsteller, die als Meister in derselben bekannt sind, zu lesen; sie in der Ordnung zu lesen, in welcher sie aufeinander gefolgt sind, daß der Eine die Bahn geöffnet hat, ein Andrer darauf fortgegangen ist, oder einen Seitenweg gegangen ist, und zu einer andern damit verwandten Wissenschaft Anleitung gegeben hat. Man verzeiht es dem Pöbel, wenn er einen von der Universität zurückkehrenden Jüngling einen Studirten nennt, da er einmal auf der Universität Student genannt wird. Und dieser selbst möge immer sich dadurch geehrt finden, und des Bestrebens nicht müde werden, es wirklich zu sein, und des Studirens nie müde zu werden.

Es folgt fünftens aus dem Begriffe der Gelehrsamkeit, wie ich ihn angenommen habe, daß nicht nur der Unterschied unter gelehrten und Bürgerschulen sehr gegründet sei, sondern man auch in jedem Lande nur wenige der erstgenannten nöthig hat. Nur das Unterscheidende beider, so wie ihre Grenzscheidung, ist nicht so leicht zu bestimmen. Ueberzeugt halte ich mich aber, daß am wenigsten das Latein lernen in die der zweiten Art gehöre. Denn wozu? Da allgemein nützliche Kenntnisse immer mehr in jedem Lande durch die Nationalsprache verbreitet werden, und selbst in allen Collegiis und allen gerichtlichen Verhandlungen die Landessprache gebraucht wird, wie auch in Zeitungen es geschieht! Vielmehr müßte also in Bürgerschulen jedes Landes die Muttersprache die Hauptsache sein, daß diese der Jugend in ihrer Reinheit und Richtigkeit gelehrt werde; sie im Lesen, Schreiben und Deklamiren dieser recht geübt werde. Wenn dazu, außer dem Unterricht in der Religion und Pflichtenlehre,

noch so viel Naturkenntniß und Diätetik käme, als ihr nöthig wäre, um theils vor allem Aberglauben, theils vor leichtsinniger Zerstörung der Gesundheit sie zu verwahren, so würde, meines Erachtens, das mit der neuerlich noch dazugezogenen frühen Anleitung zum Erwerbfleiß, für sie genug sein.

Was nun den schon gedachten, von einem tiefen Denker beurtheilten Rangstreit der Fakultäten anlangt, so folgere ich sechstens aus dem Begriff eines Gelehrten, daß mit dieser Rangordnung gar nicht die eigentliche Würde der Gelehrten und andrer Wissenschaften habe sollen entschieden werden. Bei Gründung der Universitäten und ihrer vierfachen Eintheilung in Fakultäten ließ man die voraufgehen, die zum Wohl jedes Staats, um deswillen eben hohe Schulen errichtet wurden, unentbehrlich sind, weil man das große Bedürfniß fühlte, früh Geschäftsmänner zu bilden, die es besorgten. Nun nahm man an, daß Unterricht der künftigen Religionslehrer, ordentliche Rechtspflege, Sorge für Leben und Gesundheit der Mitglieder der öffentlichen Gesellschaft, die Grundsäulen des Staats wären, ordnete also darnach in drei ersten Fakultäten und ihren Rang unter einander an; verwies in die vierte alles, was den vorausgehenden und ihren Schülern, außer ihrem eignen Lehrfach, zu wissen nöthig, oder doch nützlich und anständig ist; und umfaßte alles, was man dahin rechnete, in der Benennung der philosophischen Fakultät zusammen: daß es hieß — philosophia reliquis disciplina ancillatur. Das sollte nun der Philosoph, besonders der blos speculative, nicht so übel deuten, da er theils in guter Gesellschaft des Professors des Naturrechts, der Beredsamkeit, des Mathematikers, des Physikers sich befindet, theils um nichts besser dann sein würde, wenn er in der ersten Fakultät voraufginge. Denn er bliebe doch immer die Magd, die in dunkeln Regionen des menschlichen Wissens ihren Schülern vorleuchtet.

Ich endige mit der Bemerkung, daß einer besondern Gattung Gelehrter in den Büchern des neuen Testaments gedacht wird, nämlich der Schriftgelehrten, die man aber gar nicht mit Theologen verwechseln muß, welches eher in frühern Zeiten die Propheten waren. Jene nämlich waren die eigentlichen Rechtsgelehrten der Juden, theils Rechtslehrer (γραμματεις, νομοδιδασκαλοι), die das mosaische Gesetz ihren Schülern erklärten oder Gutachten ertheilten, wie Gamaliel, unter welchem Paulus, nach unsrer Art zu reden, studirt hatte, theils Rechtserfahrene (νομικοι), welche in dem hohen Rathe zu Jerusalem saßen, Urtheile sprachen u. s. w. In den frühsten Zeiten, unter den Königen, in welchen selbst das Schreiben eine Art der Gelehrsamkeit war, legte man diesen Namen den Sekretairs bei Königen und im Staate bei, und auch diese wurden unter die Gelehrten gerechnet.

5.

Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft.

Vierte Rede an die deutsche Nation durch Johann Gottlieb Fichte[1]) 1807.

Das in diesen Reden vorgeschlagene Bildungsmittel eines neuen Menschengeschlechts müsse zu allererst von Deutschen an Deutschen angewendet wer-

---

1) Fichte, geboren zu Rammenau bei Bischoffswerda in der Oberlausitz d. 19. Mai 1762, starb als Professor der Philosophie zu Berlin d. 29. Januar 1814.

den, und es komme dasselbe ganz eigentlich und zunächst unsrer Nation zu, ist gesagt worden. Auch dieser Satz bedarf eines Beweises, und wir werden auch hier, so wie bisher, anheben von dem höchsten und allgemeinsten, zeigend, was der Deutsche an und für sich, unabhängig von dem Schicksale, das ihm dermalen betroffen hat, in seinem Grundzuge sei, und von jeher gewesen sei, seitdem er ist, und darlegend, daß schon in diesem Grundzuge die Fähigkeit und Empfänglichkeit einer solchen Bildung ausschließend vor allen andern europäischen Nationen liege.

Der Deutsche ist zuförderst ein Stamm der Germanier überhaupt, über welche letztere hier hinreicht die Bestimmung anzugeben, daß sie da waren, die im alten Europa errichtete gesellschaftliche Ordnung mit der im alten Asien aufbewahrten wahren Religion zu vereinigen, und so an und aus sich selbst eine neue Zeit, im Gegensatze des untergegangenen Alterthums, zu entwickeln. Ferner reicht es hin, den Deutschen insbesondre nur im Gegensatze mit den andern neben ihm entstandenen germanischen Völkerstämmen zu bezeichnen; indem andere neueuropäische Nationen, als z. B. die von slavischer Abstammung, sich vor dem übrigen Europa noch nicht so klar entwickelt zu haben scheinen, daß eine bestimmte Zeichnung von ihnen möglich sei, andere aber von der gleichen germanischen Abstammung, von denen der zugleich anzuführende Hauptunterscheidungsgrund nicht gilt, wie die Skandinavier, hier unbezweifelt für Deutsche genommen werden, und unter allen den allgemeinen Folgen unsrer Betrachtung mit begriffen sind.

Vor allem voraus aber ist der jetzt insbesondre anzustellenden Betrachtung folgende Bemerkung voran zu senden. Ich werde als Grund des erfolgten Unterschiedes in dem ursprünglich Einen Grundstamme eine Begebenheit angeben, die blos als Begebenheit klar und unwidersprechlich vor Aller Augen liegt; ich werde sodann einzelne Erscheinungen dieses erfolgten Unterschiedes aufstellen, welche als bloße Begebenheiten wohl eben so einleuchtend dürften gemacht werden können. Was aber die Verknüpfung der letztern, als Folgen, mit dem ersten, als ihrem Grunde, und die Ableitung der Folge aus dem Grunde betrifft, kann ich im Allgemeinen nicht auf dieselbe Klarheit und überzeugende Kraft für Alle rechnen. Zwar spreche ich auch in dieser Rücksicht nicht eben ganz neue und bisher unerhörte Sätze aus, sondern es gibt unter uns viele Einzelne, die für eine solche Ansicht der Sache entweder sehr gut vorbereitet, oder auch wohl mit derselben schon vertraut sind. Unter der Mehrheit aber sind über den anzuregenden Gegenstand Begriffe im Umlaufe, die von den unsrigen sehr abweichen, und welche zu berichtigen und alle von Solchen, die keinen geübten Sinn für ein Ganzes haben, aus einzelnen Fällen beizubringenden Einwürfe zu widerlegen, die Grenze unsrer Zeit und unsers Plans bei weitem überschreiten würde. Den Letztern muß ich mich begnügen das in dieser Rücksicht zu Sagende, das in meinem gesammten Denken nicht so einzeln und abgerissen, und nicht ohne Begründung bis in die Tiefe des Wissens dastehen dürfte, wie es hier sich gibt, nur als Gegenstand ihres weitern Nachdenkens hinzulegen. Ganz übergehen durfte ich es, noch abgerechnet die für das Ganze nicht zu erlassende Gründlichkeit, auch schon nicht in Rücksicht der wichtigen Folgen daraus, die sich im spätern Verlaufe unserer Reden ergeben werden, und die ganz eigentlich zu unserm nächsten Vorhaben gehören.

Der zu allererst und unmittelbar der Betrachtung sich darbietende Unterschied zwischen den Schicksalen der Deutschen und der übrigen aus derselben Wurzel erzeugten Stämme ist der, daß die ersten in den ursprünglichen Wohnsitzen des Stammvolks blieben, die letzten in andere Sitze auswanderten, die ersten die ursprüngliche Sprache des Stammvolks behielten und fortbildeten, die letzten eine fremde Sprache annahmen und dieselbe allmälig nach ihrer Weise umge-

stalteten. Aus dieser früheſten Verschiedenheit müssen erst die später erfolgten, z. B. daß im ursprünglichen Vaterlande, angemessen germanischer Ursitte, ein Staatenbund unter einem beschränkten Oberhaupte blieb, in den fremden Ländern mehr auf bisherige römische Weise die Verfassung in Monarchien überging, und dergleichen erklärt werden, keinesweges aber in umgekehrter Ordnung.

Von den angegebenen Veränderungen ist nun die erste, die Veränderung der Heimath, ganz unbedeutend. Der Mensch wird leicht unter jedem Himmelsstriche einheimisch, und die Volkseigentthümlichkeit, weit entfernt, durch den Wohnort sehr verändert zu werden, beherrscht vielmehr diesen und verändert ihn nach sich. Auch ist die Verschiedenheit der Natureinflüsse in dem von Germaniern bewohnten Himmelsstriche nicht sehr groß. Eben so wenig wolle man auf den Umstand ein Gewicht legen, daß in den eroberten Ländern die germanische Abstammung mit den frühern Bewohnern vermischt worden; denn Sieger, Herrscher und Bildner des aus der Vermischung entstehenden neuen Volks waren doch nur die Germanen. Ueberdies erfolgte dieselbe Mischung, die im Auslande mit Galliern, Kantabriern u. s. w. geschah, im Mutterlande mit Slaven wohl nicht in geringerer Ausdehnung, so daß es keinem der aus Germaniern entstandenen Völker heut zu Tage leicht fallen dürfte, eine größere Reinheit seiner Abstammung vor vor den übrigen darzuthun.

Bedeutender aber, und, wie ich dafür halte, einen vollkommenen Gegensatz zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft begründend, ist die zweite Veränderung, die der Sprache; und kommt es dabei, welches ich gleich zu Anfange bestimmt aussprechen will, weder auf die besondre Beschaffenheit derjenigen Sprache an, welche von diesem Stamme beibehalten, noch auf die der andern, welche von jenem andern Stamme angenommen wird, sondern allein darauf, daß dort Eigenes behalten, hier Fremdes angenommen wird; noch kommt es an auf die vorige Abstammung derer, die eine ursprüngliche Sprache fortsprechen, sondern nur darauf, daß diese Sprache ohne Unterbrechung fortgesprochen werde, indem weit mehr die Menschen von der Sprache gebildet werden, denn die Sprache von den Menschen.

Um die Folgen eines solchen Unterschiedes in der Völkererzeugung und die bestimmte Art des Gegensatzes in den Nationalzügen, die aus dieser Verschiedenheit nothwendig erfolgt, klar zu machen, so weit es hier möglich und nöthig ist, muß ich Sie zu einer Betrachtung über das Wesen der Sprache überhaupt einladen.

Die Sprache überhaupt, und besonders die Bezeichnung der Gegenstände in derselben durch das Lautwerden der Sprachwerkzeuge hängt keinesweges von willkürlichen Beschlüssen und Verabredungen ab, sondern es gibt zuförderst ein Grundgesetz, nach welchem jedweder Begriff in den menschlichen Sprachwerkzeugen zu diesem und keinem andern Laute wird. So wie die Gegenstände sich in den Sinnwerkzeugen des Einzelnen mit dieser bestimmten Figur, Farbe u. s. w. abbilden, so bilden sie sich im Werkzeuge des gesellschaftlichen Menschen, in der Sprache, mit diesem bestimmten Laute ab. Nicht eigentlich redet der Mensch, sondern in ihm redet die menschliche Natur und verkündigt sich Andern seines Gleichen. Und so müßte man sagen: die Sprache ist eine einzige und durchaus nothwendige.

Nun mag zwar, welches das Zweite ist, die Sprache in dieser ihrer Einheit für den Menschen schlechtweg, als solchen, niemals und nirgends hervorgebrochen sein, sondern allenthalben weiter geändert und gebildet durch die Wirkungen, welche der Himmelsstrich und häufigerer oder seltnerer Gebrauch auf die Sprachwerkzeuge und die Aufeinanderfolge der beobachteten und bezeichneten Gegenstände, auf die Aufeinanderfolge der Bezeichnung hatten. Jedoch findet auch hierin nicht Willkür oder Ungefähr, sondern strenges Gesetz statt, und es ist nothwendig, daß in einem durch die erwähnten Bedingungen also bestimmten Sprachwerkzeuge nicht die Eine und reine Menschensprache, sondern daß eine

Abweichung davon, und zwar, daß gerade diese bestimmte Abweichung davon hervorbreche.

Nenne man die unter denselben äußern Einflüssen auf das Sprachwerkzeug stehenden, zusammen lebenden und in fortgesetzter Mittheilung ihrer Sprache fortbildenden Menschen ein Volk, so muß man sagen: Die Sprache dieses Volks ist nothwendig, so wie sie ist, und nicht eigentlich: dieses Volk spricht seine Erkenntniß aus, sondern seine Erkenntniß selbst spricht sich aus aus demselben.

Bei allen im Fortgange der Sprache durch dieselben oben erwähnten Umstände erfolgten Veränderungen bleibt ununterbrochen diese Gesetzmäßigkeit, und zwar für Alle, die in ununterbrochener Mittheilung bleiben und wo das von jedem Einzelnen ausgesprochene Neue an das Gehör Aller gelangt, dieselbe Eine Gesetzmäßigkeit. Nach Jahrtausenden und nach allen den Veränderungen, welche in ihnen die äußere Erscheinung der Sprache dieses Volkes erfahren hat, bleibt es immer dieselbe Eine, ursprünglich also ausbrechen müssende lebendige Sprachkraft der Natur, die ununterbrochen durch alle Bedingungen herabgeflossen ist, und in jeder so werden mußte, wie sie ward, am Ende derselben so sein mußte, wie sie jetzt ist und in einiger Zeit also sein wird, wie sie sodann müssen wird. Die rein menschliche Sprache zusammengenommen zuförderst mit dem Organe des Volks, als sein erster Laut ertönte, was hieraus sich ergibt; ferner zusammengenommen mit allen Entwickelungen, die dieser erste Laut unter den gegebenen Umständen gewinnen mußte, gibt als letzte Folge die gegenwärtige Sprache des Volks. Darum bleibt auch die Sprache immer dieselbe Sprache. Lasset immer nach einigen Jahrhunderten die Nachkommen die damalige Sprache ihrer Vorfahren nicht verstehen, weil für sie die Uebergänge verloren gegangen sind, dennoch gibt es vom Anbeginn an einen stetigen Uebergang, ohne Sprung, immer unmerklich in der Gegenwart und nur durch Hinzufügung neuer Uebergänge bemerklich gemacht und als Sprung erscheinend. Niemals ist ein Zeitpunkt eingetreten, da die Zeitgenossen aufgehört hätten sich zu verstehen, indem ihr ewiger Vermittler und Dolmetscher die aus ihnen allen sprechende gemeinsame Naturkraft immerfort war und blieb. So verhält es sich mit der Sprache als Bezeichnung der Gegenstände unmittelbar sinnlicher Wahrnehmung, und dieses ist alle menschliche Sprache anfangs. Erhebt von dieser das Volk sich zu Erfassung des Uebersinnlichen, so vermag dieses Uebersinnliche zur beliebigen Wiederholung und zur Vermeidung der Verwirrung mit dem Sinnlichen für den ersten Einzelnen und zur Mittheilung und zweckmäßigen Leitung für andere, zuförderst nicht anders festgehalten zu werden, denn also, daß ein Selbst als Werkzeug einer übersinnlichen Welt bezeichnet und von demselben Selbst, als Werkzeug der sinnlichen Welt, genau unterschieden werde — eine Seele, Gemüth und dergleichen, einem körperlichen Leibe entgegengesetzt werde. Ferner könnten die verschiedenen Gegenstände dieser übersinnlichen Welt, da sie insgesammt nur in jenem übersinnlichen Werkzeuge erscheinen und für dasselbe da sind, in der Sprache nur dadurch bezeichnet werden, daß gesagt werde, ihr besonderes Verhältniß zu ihrem Werkzeuge sei also, wie das Verhältniß der und der bestimmten sinnlichen Gegenstände zum sinnlichen Werkzeuge, und daß in diesem Verhältniß ein besonderes übersinnliches einem besondern sinnlichen gleichgesetzt und durch diese Gleichsetzung sein Ort im übersinnlichen Werkzeuge durch die Sprache angedeutet werde. Weiter vermag in diesem Umkreise die Sprache nichts; sie gibt ein sinnliches Bild des Uebersinnlichen blos mit der Bemerkung, daß es ein solches Bild sei; wer zur Sache selbst kommen will, muß nach der durch das Bild ihm angegebenen Regel sein eigenes geistiges Werkzeug in Bewegung setzen. — Im Allgemeinen erhellet, daß diese sinnbildliche Bezeichnung des Uebersinnlichen jedesmal nach der Stufe der Entwickelung des sinnlichen Erkenntnißvermögens unter dem gegebenen Volke sich richten müsse; daß daher der Anfang und Fortgang dieser sinnbildlichen Bezeichnung

in verschiedenen Sprachen sehr verschieden ausfallen werde, nach der Verschiedenheit des Verhältnisses, das zwischen der sinnlichen und geistigen Ausbildung des Volkes, das eine Sprache redet, statt gefunden und fortwährend statt findet.

Wir beleben zuförderst diese in sich klare Bemerkung durch ein Beispiel. Etwas, das zu Folge der in der vorigen Rede erklärten Erfassung des Grundtriebes nicht erst durch das dunkle Gefühl, sondern sogleich durch klare Erkenntniß entsteht, dergleichen jedesmal ein übersinnlicher Gegenstand ist, heißt mit einem griechischen, auch in der deutschen Sprache häufig gebrauchten Worte, eine Idee, und dieses Wort gibt genau dasselbe Sinnbild, was in der deutschen das Wort Gesicht, wie dieses in folgenden Wendungen der lutherischen Bibelübersetzung: ihr werdet Gesichte sehen, ihr werdet Träume haben, vorkommt. Idee oder Gesicht in sinnlicher Bedeutung wäre etwas, das nur durch das Auge des Leibes, keinesweges aber durch einen andern Sinn, etwa der Betastung, des Gehörs u. s. w., erfaßt werden könnte, so wie etwa ein Regenbogen, oder die Gestalten, welche im Traume vor uns vorüber gehen. Dasselbe in übersinnlicher Bedeutung hieße zuförderst, zu Folge des Umkreises, in dem das Wort gelten soll, etwas, das gar nicht durch den Leib, sondern nur durch den Geist erfaßt wird; sodann, das auch nicht durch das dunkle Gefühl des Geistes, wie manches Andere, sondern allein durch das Auge desselben, die klare Erkenntniß erfaßt werden kann. Wollte man nun etwa ferner annehmen, daß den Griechen bei dieser sinnbildlichen Bezeichnung allerdings der Regenbogen und die Erscheinungen der Art zum Grunde gelegen, so müßte man gestehen, daß ihre sinnliche Erkenntniß schon vorher sich zur Bemerkung des Unterschiedes zwischen den Dingen, daß einige sich allen oder mehrern Sinnen, einige sich blos dem Auge offenbaren, erhoben haben müsse, und daß außerdem sie den entwickelten Begriff, wenn er ihnen klar geworden wäre, nicht also, sondern anders hätten bezeichnen müssen. Es würde sodann auch ihr Vorzug in geistiger Klarheit erhellen, etwa vor einem andern Volke, das den Unterschied zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem nicht durch ein aus dem besonnenen Zustande hergenommenes Sinnbild habe bezeichnen können, sondern zum Traume seine Zuflucht genommen, um ein Bild für eine andere Welt zu finden; zugleich würde einleuchten, daß dieser Unterschied nicht etwa durch die größere oder geringere Stärke des Sinnes fürs Uebersinnliche in den beiden Völkern, sondern daß er lediglich durch die Verschiedenheit ihrer sinnlichen Klarheit, damals, als sie Uebersinnliches bezeichnen wollten, begründet sei.

So richtet alle Bezeichnung des Uebersinnlichen sich nach dem Umfange und der Klarheit der sinnlichen Erkenntniß desjenigen, der da bezeichnet. Das Sinnbild ist ihm klar und drückt ihm das Verhältniß des Begriffenen zum geistigen Werkzeuge vollkommen verständlich aus, denn dieses Verhältniß wird ihm erklärt durch ein anderes unmittelbar lebendiges Verhältniß zu seinem sinnlichen Werkzeuge. Diese also entstandene neue Bezeichnung, mit aller der neuen Klarheit, die durch diesen erweiterten Gebrauch des Zeichens die sinnliche Erkenntniß selber bekommt, wird nun niedergelegt in der Sprache, und die mögliche künftige übersinnliche Erkenntniß wird nun nach ihrem Verhältnisse zu der ganzen in der gesammten Sprache niedergelegten übersinnlichen und sinnlichen Erkenntniß bezeichnet; und so geht es ununterbrochen fort; und so wird denn die unmittelbare Klarheit und Verständlichkeit der Sinnbilder niemals abgebrochen, sondern sie bleibt ein stetiger Fluß. — Ferner, da die Sprache nicht durch Willkür vermittelt, sondern als unmittelbare Naturkraft aus dem verständigen Leben ausbricht, so hat eine ohne Abbruch nach diesem Gesetze fortentwickelte Sprache auch die Kraft, unmittelbar einzugreifen in das Leben und dasselbe anzuregen. Wie die unmittelbar gegenwärtigen Dinge den Menschen bewegen, so müssen auch die Worte einer solchen Sprache den bewegen, der sie versteht, denn auch sie sind Dinge, keinesweges willkürliches Machwerk. So zunächst im Sinnlichen. Nicht

anders jedoch auch im Uebersinnlichen. Denn obwohl in Beziehung auf das letztere der stetige Fortgang der Naturbeobachtung durch freie Besinnung und Nachdenken unterbrochen wird, und hier gleichsam der unbildliche Gott eintritt, so versetzt dennoch die Bezeichnung durch die Sprache das Unbildliche auf der Stelle in den stetigen Zusammenhang des Bildlichen zurück; und so bleibt auch in dieser Rücksicht der stetige Fortgang der zuerst als Naturkraft ausgebrochenen Sprache ununterbrochen, und es tritt in den Fluß der Bezeichnung keine Willkür ein. Es kann darum auch dem übersinnlichen Theile einer also stetig fortentwickelten Sprache seine Leben anregende Kraft auf den, der nur sein geistiges Werkzeug in Bewegung setzt, nicht entgehen. Die Worte einer solchen Sprache in allen ihren Theilen sind Leben und schaffen Leben. — Machen wir auch in Rücksicht der Entwickelung der Sprache für das Uebersinnliche die Voraussetzung, daß das Volk dieser Sprache in ununterbrochener Mittheilung geblieben, und daß, was Einer gedacht und ausgesprochen, bald an Alle gekommen, so gilt, was bisher im Allgemeinen gesagt worden, für Alle, die diese Sprache reden. Allen, die nur denken wollen, ist das in der Sprache niedergelegte Sinnbild klar; Allen, die da wirklich denken, ist es lebendig und anregend ihr Leben.

So verhält es sich, sage ich, mit einer Sprache, die von dem ersten Laute an, der in demselben Volke ausbrach, ununterbrochen aus dem wirklichen gemeinsamen Leben dieses Volkes sich entwickelt hat, und in die niemals ein Bestandtheil gekommen, der nicht eine wirklich erlebte Anschauung dieses Volkes und eine mit allen übrigen Anschauungen desselben Volkes im allseitig eingreifenden Zusammenhange stehende Anschauung ausdrückte. Lasset dem Stammvolke dieser Sprache noch so viel Einzelne anderen Stammes und anderer Sprache einverleibt werden, wenn es diesen nur nicht verstattet wird, den Umkreis ihrer Anschauungen zu dem Standpunkte, von welchem von nun an die Sprache sich fortentwickelte, zu erheben, so bleiben diese stumm in der Gemeine und ohne Einfluß auf die Sprache, so lange, bis sie selbst in den Umkreis der Anschauungen des Stammvolkes hineingekommen sind, und so bilden sie nicht die Sprache, sondern die Sprache bildet sie.

Ganz das Gegentheil aber von allem bisher Gesagten erfolgt alsdann, wenn ein Volk, mit Aufgebung seiner eigenen Sprache, eine fremde, für übersinnliche Bezeichnung schon sehr gebildete, annimmt; und zwar nicht also, daß es sich der Einwirkung dieser fremden Sprache ganz frei hingebe und sich bescheide sprachlos zu bleiben, so lange, bis es in den Kreis der Anschauungen dieser fremden Sprache hineingekommen, sondern also, daß es seinen eigenen Anschauungskreis der Sprache aufdringe, und diese, von dem Standpunkte aus, wo sie dieselbe fanden, von nun an in diesem Anschauungskreise sich fortbewegen müsse. In Absicht des sinnlichen Theiles der Sprache zwar ist diese Begebenheit ohne Folgen. In jedem Volke müssen ja ohnedies die Kinder diesen Theil der Sprache, gleich als ob die Zeichen willkürlich wären, lernen, und so die ganze frühere Sprachentwickelung der Nation hierin nachholen; jedes Zeichen aber in diesem sinnlichen Umkreise kann durch die unmittelbare Ansicht, oder Berührung des Bezeichneten vollkommen klar gemacht werden. Höchstens würde daraus folgen, daß das erste Geschlecht eines solchen seine Sprache ändernden Volks als Männer wieder in die Kinderjahre zurückzukehren genöthigt gewesen; mit den den nachgeborenen aber und an den künftigen Geschlechtern war alles wieder in der alten Ordnung. Dagegen ist diese Veränderung von den bedeutendsten Folgen in Rücksicht des übersinnlichen Theils der Sprache. Dieser hat zwar für die ersten Eigenthümer der Sprache sich gemacht auf die bisher beschriebene Weise; für die spätern Eroberer derselben aber enthält das Sinnbild eine Vergleichung mit einer sinnlichen Anschauung, die sie entweder schon längst, ohne die beiliegende geistige Ausbildung, übersprungen haben, oder die sie dermalen noch nicht gehabt haben, auch wohl

niemals haben können. Das Höchste, was sie hierbei thun können, ist, daß sie das Sinnbild und die geistige Bedeutung desselben sich erklären lassen, wodurch sie die flache und todte Geschichte einer fremden Bildung, keineswegs aber eigene Bildung erhalten und Bilder bekommen, die für sie weder unmittelbar klar, noch auch lebenanregend sind, sondern völlig also willkürlich erscheinen müssen, wie der sinnliche Theil der Sprache. Für sie ist nun, durch diesen Eintritt der bloßen Geschichte, als Erklärerin, die Sprache in Absicht des ganzen Umkreises ihrer Sinnbildlichkeit todt abgeschlossen und ihr stetiger Fortfluß abgebrochen; und obwohl über diesen Umkreis hinaus sie nach ihrer Weise, und in wiefern dies von einem solchen Ausgangspunkte aus möglich ist, diese Sprache wieder lebendig fortbilden mögen, so bleibt doch jener Bestandtheil die Scheidewand, an welcher der ursprüngliche Ausgang der Sprache, als eine Naturkraft, aus dem Leben und die Rückkehr der wirklichen Sprache in das Leben ohne Ausnahme sich bricht. Obwohl eine solche Sprache auf der Oberfläche durch den Wind des Lebens bewegt wird, und so den Schein eines Lebens von sich geben mag, so hat sie doch tiefer einen todten Bestandtheil und ist durch den Eintritt des neuen Anschauungskreises und die Abbrechung des alten abgeschnitten von der lebendigen Wurzel.

Wir beleben das so eben Gesagte durch ein Beispiel; indem wir zum Behuf dieses Beispiels noch beiläufig die Bemerkung machen, daß eine solche im Grunde todte und unverständliche Sprache sich auch sehr leicht verdrehen und zu allen Beschönigungen des menschlichen Verderbens mißbrauchen läßt, was in einer niemals erstorbenen nicht also möglich ist. Ich bediene mich als solchen Beispiels der drei berüchtigten Worte: Humanität, Popularität, Liberalität. Diese Worte vor dem Deutschen, der keine andere Sprache gelernt hat, ausgesprochen, sind ihm ein völlig leerer Schall, der an nichts ihm schon Bekanntes durch Verwandtschaft des Lautes erinnert, und so aus dem Kreise seiner Anschauung und aller möglichen Anschauung ihn vollkommen herausreißt. Reizt nun doch etwa das unbekannte Wort durch seinen fremden, vornehmen und wohltönenden Klang seine Aufmerksamkeit, und denkt er, was so hoch töne, müsse auch etwas Hohes bedeuten, so muß er sich diese Bedeutung ganz von vorn herein und als etwas ihm ganz Neues erklären lassen, und kann diese Erklärung eben nur blind glauben, und wird so stillschweigend gewöhnt, etwas für wirklich daseiend und würdig anzuerkennen, das er, sich selbst überlassen, vielleicht niemals des Erwähnens werth gefunden hätte.

Man glaube nicht, daß es sich mit den neulateinischen Völkern, welche jene Worte vermeintlich als Worte ihrer Muttersprache aussprechen, viel anders verhalte. Ohne gelehrte Ergründung des Alterthums und seiner wirklichen Sprache verstehen sie die Wurzeln dieser Wörter eben so wenig, als der Deutsche. Hätte man nun etwa dem Deutschen statt des Wortes Humanität das Wort Menschlichkeit, wie jenes wörtlich übersetzt werden muß, ausgesprochen, so hätte er uns ohne weitere historische Erklärung verstanden; aber er hätte gesagt: da ist man nicht eben viel, wenn man ein Mensch ist und kein wildes Thier. Also aber, wie wohl nie ein Römer gesagt hätte, würde der Deutsche sagen: deswegen, weil die Menschheit überhaupt in seiner Sprache nur ein sinnlicher Begriff geblieben, niemals aber wie bei den Römern zum Sinnbilde eines übersinnlichen geworden, indem unsere Vorfahren vielleicht lange vorher die einzelnen menschlichen Tugenden bemerkt und sinnbildlich in der Sprache bezeichnet, ehe sie darauf gefallen, dieselben in einem Einheitsbegriffe, und zwar als Gegensatz mit der thierischen Natur, zusammenzufassen, welches denn auch unsern Vorfahren, den Römern, gegenüber, zu gar keinem Tadel gereicht. Wer nun den Deutschen dennoch dieses fremde und römische Sinnbild künstlich in die Sprache spielen wollte, der würde ihre sittliche Denkart offenbar herunterstimmen, indem er ihnen als etwas Vorzügliches und Lobenswürdiges hingäbe, was in der fremden Sprache auch

wohl ein solches sein mag, was er aber nach der unaustilgbaren Natur seiner National-Einbildungskraft nur faßt, als das bekannte, das gar nicht zu erlassen ist. Es ließe sich vielleicht durch eine nähere Untersuchung darthun, daß dergleichen Herabstimmungen der frühern sittlichen Denkart durch unpassende und fremde Sinnbilder den germanischen Stämmen, die die römische Sprache annahmen, schon zu Anfange begegnet; doch wird hier auf diesen Umstand nicht gerade das größte Gewicht gelegt.

Würde ich ferner dem Deutschen statt der Wörter Popularität und Liberalität die Ausdrücke Haschen nach Gunst beim großen Haufen und Entfernung vom Sclavensinn, wie jene wörtlich übersetzt werden müssen, sagen, so bekäme derselbe zuförderst nicht einmal ein klares und lebhaftes sinnliches Bild, dergleichen der frühere Römer allerdings bekam. Dieser sah alle Tage die schmiegsame Höflichkeit des ehrgeizigen Kandidaten gegen alle Welt, so wie die Ausbrüche des Sclavensinns vor Augen, und jene Worte bildeten sie ihm lebendig vor. Durch die Veränderung der Regierungsform und die Einführung des Christenthums waren schon dem spätern Römer diese Schauspiele entrissen, wie denn überhaupt diesem, besonders durch das fremdartige Christenthum, das er weder abzuwehren, noch sich einzuverleiben vermochte, die eigene Sprache guten Theils abzusterben anfing im eigenen Munde. Wie hätte diese schon in der eignen Heimath halbtodte Sprache lebendig überliefert werden können an ein fremdes Volk? Wie sollte sie es jetzt können an uns Deutsche? Was ferner das in jenen beiden Ausdrücken liegende Sinnbild eines geistigen betrifft, so liegt in der Popularität schon ursprünglich eine Schlechtigkeit, die durch das Verderben der Nation und ihrer Verfassung in ihrem Munde zur Tugend verdreht wurde. Der Deutsche geht in diese Verdrehung, so wie sie ihm nur in seiner eignen Sprache dargeboten wird, nimmer ein. Zur Uebersetzung der Liberalität aber dadurch, daß ein Mensch keine Sclavenseele, oder wenn es in die neue Sitte eingeführt wird, keine Lakaiendenkart habe, antwortet er abermals, daß auch dies sehr wenig gesagt heiße. Nun hat man aber noch ferner in diese, schon in ihrer reinen Gestalt bei den Römern auf einer tiefen Stufe der sittlichen Bildung entstandenen, oder geradezu eine Schlechtigkeit bezeichnenden Sinnbilder in der Fortentwickelung der neulateinischen Sprachen den Begriff von Mangel an Ernst über die gesellschaftlichen Verhältnisse, den des sich Wegwerfens, den der gemüthlosen Lockerheit, hineingespielt, und dieselben auch in die deutsche Sprache gebracht, und durch das Ansehen des Alterthums und des Auslandes, ganz in der Stille und ohne daß Jemand so recht deutlich merke, wovon die Rede sei, die letztgenannten Dinge auch unter uns in Ansehen zu bringen. Dies ist von jeher der Zweck und der Erfolg aller Einmischung gewesen; zuförderst aus der unmittelbaren Verständlichkeit und Bestimmtheit, die jede ursprüngliche Sprache bei sich führt, den Hörer in Dunkel und Unverständlichkeit einzuhüllen; darauf an den dadurch erregten blinden Glauben desselben sich mit der nun unnöthig gewordenen Erklärung zu wenden, in dieser endlich Tugend und Laster also durch einander zu rühren, daß es kein leichtes Geschäft ist, dieselben wieder zu sondern. Hätte man das, was jene drei ausländischen Worte eigentlich wollen müssen, wenn sie überhaupt etwas wollen, dem Deutschen in seinen Worten und in seinem sinnbildlichen Kreise also ausgesprochen: Menschenfreundlichkeit, Leutseligkeit, Edelmuth, so hätte er uns verstanden; die genannten Schlechtigkeiten aber hätten sich niemals in jene Bezeichnungen einschieben lassen. Im Umfange deutscher Rede entsteht eine solche Einhüllung in Unverständlichkeit und Dunkel, entweder aus Ungeschicktheit, oder aus böser Tücke; sie ist zu vermeiden, und die Uebersetzung in rechtes, wahres Deutsch liegt als stets fertiges Hülfsmittel bereit. In den neulateinischen Sprachen aber ist diese Unverständlichkeit natürlich und ursprünglich, und sie ist durch gar kein Mittel zu vermeiden, indem sie überhaupt nicht im Besitze einer lebendigen Sprache,

woran sie die todte prüfen könnten, sich befinden und, die Sache genau genommen, eine Muttersprache gar nicht haben. Das an diesem einzelnen Beispiele dargelegte, was gar leicht durch den ganzen Umkreis der Sprache sich würde hin-Durchführen lassen, und allenthalben also sich wiederfinden würde, soll ihnen das bis hieher Gesagte so klar machen, als es hier werden kann. Es ist vom übersinnlichen Theile der Sprache die Rede, vom sinnlichen zunächst und unmittelbar gar nicht. Dieser übersinnliche Theil ist in einer immerfort lebendig gebliebenen Sprache sinnbildlich, zusammenfassend bei jedem Schritte das Ganze des sinnlichen und geistigen in der Sprache niedergelegten Lebens der Nation in vollendeter Einheit, um einen, ebenfalls nicht willkürlichen, sondern aus dem ganzen bisherigen Leben der Nation nothwendig hervorgehenden Begriff zu bezeichnen, aus welchem, und seiner Bezeichnung, ein scharfes Auge die ganze Bildungsgeschichte der Nation rückwärts schreitend wieder müßte herstellen können. In einer todten Sprache aber, in der dieser Theil, als sie noch lebte, dasselbige war, wird er durch die Ertödtung zu einer zerrissenen Sammlung willkürlicher und durchaus nicht weiter zu erklärender Zeichen ebenso willkürlicher Begriffe, wo mit beiden sich nichts weiter anfangen läßt, als daß man sie eben lerne.

Somit ist unsre nächste Aufgabe, den unterscheidenden Grundzug des Deutschen vor den andern Völkern germanischer Abkunft zu finden, gelöst. Die Verschiedenheit ist sogleich bei der ersten Trennung des gemeinschaftlichen Stammes entstanden und besteht darin, daß der Deutsche eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache redet, die übrigen germanischen Stämme eine nur auf der Oberfläche sich regende, in der Wurzel aber todte Sprache. Allein in diesen Umstand, in die Lebendigkeit und in den Tod setzen wir den Unterschied; keinesweges aber lassen wir uns ein auf den übrigen innern Werth der deutschen Sprache. Zwischen Leben und Tod findet gar keine Vergleichung statt, und das erste hat vor dem letzten unendlichen Werth; darum sind alle unmittelbare Vergleichungen der deutschen und der neulateinischen Sprachen durchaus nichtig und sind gezwungen von Dingen zu reden, die der Rede nicht werth sind. Sollte vom innern Werthe der deutschen Sprache die Rede entstehen, so müßte wenigstens eine von gleichem Range, eine ebenfalls ursprüngliche, als etwa die griechische, den Kampfplatz betreten; unser gegenwärtiger Zweck aber liegt tief unter einer solchen Vergleichung.

Welchen unermeßlichen Einfluß auf die ganze menschliche Entwickelung eines Volks die Beschaffenheit seiner Sprache haben möge, der Sprache, welche den Einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüths bei Denken und Wollen begleitet, und beschränkt oder beflügelt, welche die gesammte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und der der Geister ist, und die Enden dieser beiden also in einander verschmelzt, daß gar nicht zu sagen ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre; wie verschieden die Folge dieses Einflusses ausfallen möge, da, wo das Verhältniß ist, wie Leben und Tod, läßt sich im Allgemeinen errathen. Zunächst bietet sich dar, daß der Deutsche ein Mittel hat, seine lebendige Sprache durch Vergleichung mit der abgeschlossenen römischen Sprache, die von der seinigen im Fortgange der Sinnbildlichkeit gar sehr abweicht, noch tiefer zu ergründen, wie hinwiederum jene auf demselben Wege klarer zu verstehen, welches dem Neulateiner, der im Grunde in dem Umkreise derselben Einen Sprache gefangen bleibt, nicht also möglich ist; daß der Deutsche, indem er die römische Stammsprache lernt, die abgestammten gewissermaßen zugleich mit erhält, und falls er etwa die erste gründlicher lernen sollte, denn der Ausländer, welches er aus dem angeführten Grunde gar wohl vermag, er zugleich auch dieses Ausländers eigene Sprache weit gründlicher verstehen und weit eigenthümlicher besitzen lernt, denn jener selbst, der sie redet; daß daher der Deutsche,

wenn er sich nur aller seiner Vortheile bedient, den Ausländer immerfort übersehen und ihn vollkommen, sogar besser, denn er sich selbst verstehen und ihn nach seiner ganzen Ausdehnung übersetzen kann; dagegen der Ausländer, ohne eine höchst mühsame Erlernung der deutschen Sprache, den wahren Deutschen niemals verstehen kann und das ächt Deutsche ohne Zweifel unübersetzt lassen wird. Was in diesen Sprachen man nur vom Ausländer selbst lernen kann, sind meistens aus Langeweile und Grille entstandene neue Moden des Sprechens, und man ist sehr bescheiden, wenn man auf diese Belehrungen eingeht. Meistens würde man statt dessen ihnen zeigen können, wie sie der Stammsprache und ihrem Verwandlungsgesetze gemäß sprechen sollten, und daß die neue Mode nichts tauge und gegen die althergebrachte gute Sitte verstoße. — Jener Reichthum an Folgen überhaupt, so wie die besondere zuletzt erwähnte Folge ergeben sich, wie gesagt, von selbst.

Unsere Absicht aber ist es, diese Folgen insgesammt im Ganzen, nach ihrem Einheitsbande und aus der Tiefe zu erfassen und dadurch eine gründliche Schilderung des Deutschen im Gegensatze mit den übrigen germanischen Stämmen zu geben. Ich gebe diese Folgen vorläufig in der Kürze also an: 1) Beim Volke der lebendigen Sprache greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegentheile geht geistige Bildung und Leben jedes seinen Gang für sich fort. 2) Aus demselben Grunde ist es einem Volke der ersten Art mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst, und es will, daß dieselbe ins Leben eingreife; dagegen einem von der letztern Art diese vielmehr ein genialisches Spiel ist, mit dem sie nichts weiter wollen. Die letztern haben Geist; die erstern haben zum Geiste auch noch Gemüth. 3) Was aus dem Zweiten folgt; die erstern haben redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen, und sind mühsam, dagegen die letztern sich im Geleite ihrer glücklichen Natur gehen lassen. 4) Was aus allen zusammen folgt: In einer Nation von der ersten Art ist das große Volk bildsam, und die Bildner einer solchen erproben ihre Entdeckungen an dem Volke und wollen auf dieses einfließen; dagegen in einer Nation von der zweiten Art die gebildeten Stände vom Volke sich scheiden, und des letztern nicht weiter, denn als eines blinden Werkzeuges ihrer Pläne achten. Die weitere Erörterung dieser angegebenen Merkmale behalte ich der folgenden Stunde vor.

6.

Von der Ausbildung der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen. 1796.

Von Johann Gottfried von Herder [1]).

Wie Rede und Sprache den Menschen vom Thier unterscheidet: so gibt es eine Kunst der Sprache und Rede, die unter den Menschen selbst vielleicht einen so großen Unterschied macht, als die Rede zwischen Thieren und Menschen. In der wenigen Zeit, die mir hier vergönnt ist, werde ich zeigen, daß diese Kunst der Rede und Sprache in Kindern und Jünglingen auszubilden ein Hauptgeschäft der Schulen sein müsse.

Wenn wir in die Welt treten, können wir zwar schreien und weinen, aber nicht sprechen und reden; wir äußern nur thierische Laute. Manche Völker und

1) Herder, geboren zu Morungen in Ostpreußen d. 25. August 1744, starb als Vicepräsident und Oberconsistorialrath d. 18. December 1803 zu Weimar.

Menschen verfolgen diese thierischen Laute durchs ganze Leben. — Man stelle sich in eine Entfernung, in der man zwar den Schall der Stimme und die Accente nicht vernimmt: so hört man bei einigen Menschen den Truthahn, die Gans, die Ente, bei manchen Rednern den Pfau, die Rohrdommel und bei affectirenden Schönlingen den natürlichen Canarienvogel; nur nicht eben eine menschliche Stimme. Unser Thüringen hat viel Gutes, aber keinen angenehmen Laut der Sprache, welches man dann am meisten inne wird, wenn man, wie oft der Fall ist, zwar Töne, in einander gezogene Töne hört, aber den Sinn der Rede nicht versteht. — Jünglinge, die diesen unangenehmen Dialekt bloßer Thierlaute an sich haben, sie mögen aus Städten oder vom Lande her sein, müssen sich alle Mühe geben, im Gymnasium eine menschliche, natürliche, charakter- und seelenvolle Sprache zu bekommen und von ihrer bäurischen oder schreienden Gassenmundart sich zu entwöhnen. Sie müssen das Bellen und Belfern, das Gakkeln und Krächzen, das Verschlucken und in einander Schleppen der Worte und Sylben abdanken, und statt der Thier- die Menschensprache reden. Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen und seine Zunge, den Ton seiner Sprache, unvermerkt bildeten! Glücklich ist das Kind, dem seine Wärterin, seine Mutter, seine ältern Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine früheſten Lehrer auch in Gehalt und Ton der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, so lange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir frühe hörten, wie unser Mund, unsre Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten; meistens sprechen wir so zeitlebens. Die suavitas oris ac sermonis, die suavitas, quae exit ex ore ist ein schöner Empfehlungsbrief auf den ganzen Weg unsers Lebens; Jünglinge, von denen man sagen kann, was Cicero von den Gracchen und ihrer Mutter Cornelia sagte: filios non tam in gremio educatos, quam in sermone matris, haben an diesem mütterlichen Geschenk einer angenehmen, deutlichen, sanft überredenden Sprache eine schöne Anlage zu Vernunft und Cultur geerbt.

Wem dieses Glück nicht ward, der muß in frühen Zeiten, bei noch biegsamen Organen, seine Sprache bessern; er lerne sprechen wie die Menschen, deren Sprache ihm am reinsten, deutlichsten, charaktervollsten, lieblichsten tönt; sein eigner Verstand, sein Ohr sei hierin Richter. Diese Menschen höre er oft und mit Liebe, ihre Stimme umschalle ihn auch in der Einsamkeit, wie dort den Agamemnon, da er vom Traum erwachte, Nestors Stimme umschallte.

Εγρετο δ' ἐξ ὑπνου, θειη δε μιν αμφεχυτ' ομφη.

Er ahme ihnen aber nicht wie jener amerikanische Vogel, der die Stimme anderer Vögel nachahmt, unverständig und knechtisch nach. Junge Leute, die sich zu einer schönen Rede bilden wollen, fallen ungemein bald ins Affectirte, und ich kenne mehrere, die jetzt noch das Gymnasium besuchen, andre, die es vordem besucht haben, die sich einen erzwungen feinen Ton der Stimme, den die Italiener voce finta nennen, eigen gemacht haben, ob er ihnen gleich nicht eigen und keinem Menschen natürlich ist. Die Rede ist Ausdruck der Seele, ein darstellendes Bild aller unsrer Gedanken und Empfindungen; sie muß also Charakter haben und nicht den Tönen gleich sein, die man hinter dem Stege hervorgeigt. Wie unser Körper nicht blos Nerven und feine Fibern, oder zierliche Blut- und Saftgefäße, sondern auch Muskeln, Sehnen, Haut und Knochen hat, und solche in gehöriger Stärke haben muß, wenn er gesund sein soll, so ists nicht die weiche, zierliche, entnervte, buhlerische Sprache, die einen Mann und Jüngling empfiehlt. Wir wollen an ihm keine dulce loquentem Lalagen hören, dulce ridentem, sondern einen jungen Mann, der gesunden Verstand, bestimmte Begriffe, Treue und Wahrheit, herzliche Rechtschaffenheit, so wie in Gesicht, Handlung und Geberden, so auch in seinen Worten, im Ton seiner Stimme ausdrückt. Es gibt einen

Ton des Herzens, der unmittelbar zum Herzen dringt, einen Ton der Ueberzeugung und gesunden Vernunft, der die ganze Seele ergreift und als Sieger einnimmt; dahingegen der falsche Ton, wenn man Gesinnung und Affecte ausdrücken will, die man weder hat noch kennt, dem Gemüth andrer Menschen viel widriger und unausstehlicher ist, als ein falscher Ton im Gesange, wenn er auch noch so arg heulte. Wahrheit, Wahrheit bilde unsern Ausdruck auch im Ton der Stimme; ex abundantia cordis; wessen das Herz voll ist, dessen gehet der Mund über. Wie die Musik eine Tonleiter hat, auf der sich die Stimme auf- und absteigend üben muß: so hat die Rede ein weites Reich von Gegenständen, Gesinnungen, Leidenschaften, Empfindungen, Zuständen der Seele u. s. f., deren Ausdruck sie zu schaffen und auf die mächtigste, angenehmste Weise darzustellen hat. Daß sie dieses zu thun vermöge, dazu gehört Uebung: denn auch in der Kunst, seine Sprache zu brauchen, fällt der Meister so wenig vom Himmel, als in der Tonkunst. In dieser müssen die Finger, in jener die Organe geübt werden, zusammt den Seelenkräften, auf die sich die Rede bezieht, deren Wirkung sie äußert. — Lesen heißt diese Uebung; aber ein Lesen mit Verstand und Herz, ein Lesen im Vortrage jeder Art und neben ihm eigne Composition und ein lauter, lebendiger Vortrag derselben. Dies ist die Schule, in welcher die Rede der Menschen gebildet und geübt wird; ihrer haben sich in Griechenland und Rom die größesten, die geschäftreichsten und wichtigsten Männer, hoch hinauf bis in ihr Alter nicht geschämt. Sie haben sie angepriesen, diese Schule menschlicher Sprache und Redeübung, Anweisungen und Regeln in ihr gegeben; sie haben sich wetteifernd um die Vervollkommnuug der Sprache, der Stimme, der Rede befleißigt. Auf diese Weise wurden sie cultivirte Nationen und schrieben ihre Cultur der Ausbildung der Sprache und Rede zu. Wer dies nicht gethan hatte, hieß ein Barbar, und wir werden uns nicht befremden lassen, daß man uns, sobald wir nicht unsre Sprache und Rede ihnen gleich ausbilden, dafür, was selbst dem Ton und Buchstaben nach das Wort Barbar sagt, halte.

Das Lesen, ein lautes Lesen der besten Schriften in jeder Art des Vortrages, Erzählung, Fabeln, Geschichte, Gespräche, Selbstgespräche, Lehre und Lehrgedichte, Epopöen, Oden, Hymnen, Lust- und Trauerspiele in Gegenwart andrer oder mit andern ohne Zwang in der natürlichsten Art gibt der Rede sowohl als der Seele selbst eine große Vielförmigkeit und Gewandtheit. Von der Fabel, vom Mährchen an, durch alle Gattungen des Vortrags sollte das Beste, das wir in unsrer Sprache sowohl in eignen Produkten als Uebersetzungen haben, in jeder wohl eingerichteten Schule durch alle Klassen laut gelesen und gelehrt werden. Kein klassischer Dichter oder Prosaist sollte sein, an dessen besten Stellen sich nicht das Ohr, die Zunge, das Gedächtniß, die Einbildungskraft, der Verstand und Witz lehrbegieriger Schüler geübt hätte; denn nur auf diesem Wege sind Griechen, Römer, Italiener, Franzosen und Britten ihrem edelsten Theil nach zu gebildeten Nationen geworden. Alcibiades gab jenem Schulmeister zu Athen eine Maulschelle, der den ersten klassischen Dichter seiner Zeit, den Homer, nicht in der Schule hatte, und wie fleißig die Griechen ihre besten Schriftsteller, wie fleißig die edelsten Römer die besten griechischen Schriften lasen, wie oft sie solche abschrieben, auswendig lernten, nachahmten und sich zu eigen machten, klingt für unsre neue barbarische Zeit beinah wie ein altes Mährchen. In Italien weiß der gebildetere Theil der Nation ihre klassischen Dichter fast auswendig; in englischen neuen Schriften werden sie zu Zeit und Unzeit angeführt, und mit brittischem Stolz gepriesen; wie sehr die französische Nation auf ihre Sprache und Schreibart, auf die Muster derselben in jeder Art stolz ist, weiß jedermann, und nur dadurch, durch die Gelenkigkeit und Richtigkeit ihrer Schreibart, durch ihre immer der Lage der Sache angemessene Gegenwart des Geistes, durch ihren immer lebendigen Witz und Verstand sind sie bei Freunden und Feinden, was

sie sind, geworden. Sie ehrten die Musen, sie schätzten im Umgange sowohl als in Schriften vorzügliche Talente; darum standen ihnen auch die Musen bei, und haben gewiß zu der unglaublichen Uebermacht, die jetzt ganz Deutschland in Schrecken setzt, mit geholfen. — Wir Deutsche hingegen sind hierin sehr nachgeblieben; unser Schul- und Kanzelstyl und unser Kanzeleistyl, der Regensburger zumal, sind aus wahren deutschen Eichen und Buchen, oft nicht einmal geformte hölzerne Style, mit denen wir wohl keine Nation an uns locken, aber auch keinen Feind todtschlagen werden. Unsre edle deutsche Sprache ist noch bei weitem nicht geworden, was sie sein könnte; unsre besten Schriftsteller sind in Häusern, oft auch in Schulen unbekannt, und an Höfen verachtet, da sie doch von Jugend auf die Denkart der Nation bilden, ihre lebende Sprache regeln, ihren Umgang versüßen und erheitern sollten. Kein edles Bild, keine große Gesinnung, Aufmunterung und Warnung, wenn es musterhaft gedacht und gesagt ist, sollte blos in unsern deutschen Büchern und Bibeln stehen, oder makulaturweise in unsern Buchladen liegen, sondern in den Schulen sollte, wie auf der Tenne das Korn von der Spreu gesichtet, jedes Edelste und Beste laut gelesen, auswendig gelernt, von Jünglingen sich zur Regel gemacht, und in Herz und Seele befestigt werden. Wer unter euch, ihr Jünglinge, kennt Utz und Haller, Kleist und Klopstock, Lessing und Winkelmann, wie die Italiener ihren Ariost und Tasso, die Britten ihren Milton und Shakespeare, die Franzosen so viele ihre Schriftsteller kennen und ehren? — Dies laute Lesen, auswendige Vortragen, bildet nicht nur die Schreibart, sondern es prägt Formen der Gedanken ein, und weckt eigne Gedanken; es gibt dem Gemüthe Freude, der Phantasie Nahrung, dem Herzen einen Vorschmack großer Gefühle und erweckt, wenn dies bei uns möglich ist, einen Nationalcharakter. Mit welchem Entzücken erinnere ich mich meiner Jugend, da ich zuerst diese und die alten Schriftsteller und die ersten Schriftsteller fremder Nationen las! Kaum reicht in meinen spätern Jahren etwas an diese Freude, an dies süße Erstaunen. In der Jugend ist die Seele der Biene gleich, die in dem ersten schönen Frühlingstag an jedem Kelch der jungen Blumen hängt, und ihren ambrosischen Honig saugt; im Herbst des Lebens geht man über gemähte Wiesen, oder gar über gebraachte und Stoppelfelder.

Zum guten Lesen und Auswendiglernen gehört nothwendig eigne Composition, so eingeschränkt diese auch sein möge. Man muß sich im Schreiben üben, wenn man richtig sprechen, wenn man genau lesen und hören will. Also kleine Aufsätze von allerlei Art, Auszüge aus Büchern, theils stellenweise, theils nach dem ganzen Plan des Buchs und seiner Anordnung, dies sind die Zellen, die sich der Fleiß der Biene bauet, die Körbe, in denen sie ihren Honig bereitet. Nulla dies sine linea, kein Tag muß vorübergehen, wo nicht ein junger Mensch für sich selbst etwas schreibt; er hole nur nach, was er vergessen möchte, oder setze sich seine Zweifel auf, oder berichtige dieselben, oder excerpire oder componire, in welcher Uebung es auch sei. Der Griffel, das ist bei uns die Schreibfeder, schärft den Verstand, sie berichtigt die Sprache, sie entwickelt Ideen, sie macht die Seele auf eine wunderbar angenehme Weise thätig. Nulla dies sine linea.

Am innigsten aber wird Sprache und Rede durch Umgang gebildet, und leider wir Deutsche nutzen den Umgang zur Bildung unserer Rede und Sprache fast gar nicht; darum heißen wir bei andern Nationen so oft stumme, oder ungeschickt Sprechende, grobe Barbaren. — Sprache ist durch Umgang, nicht in der Einsamkeit entstanden; durch Umgang wird jeder Ausdruck in ihr gewetzt und polirt. Auch im Umgange sollte man sich nie einen Barbarismus erlauben; alle gebildete Stände in andern Nationen sprechen im Umgange ihre Sprache correct, nur der einzige Deutsche nicht, der spricht und erzählt etwa wie die Hebamme im Shakespeare. Junge Leute sollten sich unter einander aufgeben zu bemerken, wo jemand von ihnen einen Sprachfehler gemacht habe; dies ist keine Pedan-

terie, sondern setzt uns fürs ganze Leben in den sichern Besitz eines regelmäßigen guten Ausdrucks. — Noch mehr sollte man sich befleißigen, jedes Mal aufs Beste und Anständigste zu reden. Wenn man gefragt wird, aufs Bestimmteste und Gefälligste zu antworten; wenn man erzählen soll und will, aufs Anmuthigste zu erzählen, oder wenn man eine Bitte, einen Antrag zu thun hat, sie aufs Bescheidenste und Würdigste zu thun; selbst unangenehme Dinge, Verweise und dergleichen ohne Zorn und Grobheit auf die anständigste, nachdrücklichste und zweckmäßigste Art zu sagen: das ist der wahre Atticismus, Politesse, Urbanität, oder wie man sonst den guten Ausdruck in der gemeinen Sprache des Lebens nennen möge. Durch ihn haben sich alle gesittete, bürgerliche Nationen unterschieden. Antwortet man dagegen einem Fragenden, wenn es auch ein Unbekannter wäre, wie ein Bauer, halb, schief, quer, und weiß nicht, ob man den Mund öffnen soll — erzählt man wie ein Trunkener, das Vorderste zu hinterst, das Hinterste voran, in ellenlangen Einschiebseln und Parenthesen, so daß man nie zum Zweck kommt, und nirgend den Ausgang findet; überläßt man sich im Scherz groben Zoten, beleidigenden Ausdrücken, und dem unsinnigen Aberwitz von Wortspiel und Lächerlichkeit, über die Niemand lacht; so läuft man Gefahr, ewig ein deutscher Bauer zu bleiben, welchen Rock man auch trage. — Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt, sagt Paulus; und Christus sagt: Habet Salz bei euch; wenn das Salz, wie eure Späße abgeschmackt und dumm wird, so schüttet sie auf die Gasse u. s. w. Es gibt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft, als ein Mensch von dummen Reden, und kein erbärmlicheres Glied unter den menschlichen Gliedern, als eine vorlaufende, stolpernde, stotternde, grobe oder unzeitig spitzig und feingeschliffene, dumme Zunge.

Um zu dieser Nüchternheit im Reden des Umgangs und zu einem guten Styl der Gesellschaft überhaupt zu kommen, hat man einige Regeln der Vorsicht nöthig: 1) Man falle Niemandem in die Rede; ein Mensch, der dem andern in die Rede fällt, ist ein Wahnsinniger, wie die Indianer sagen, oder wie andere sagen, ein seines Verstandes nicht Mächtiger, dem Niemand viel zutrauet. Im Buch Hiob war Elihu so voll von Weisheit, daß ihm der Bauch bersten wollte, er wartete aber doch, bis die Alten ausgeredet hatten, bis ans Ende. 2) Man hüte sich vor gewohnten Eigenheiten und Lieblingsausdrücken, dadurch man entweder lächerlich oder eintönig wird, weil man sie gemeiniglich zur Unzeit wiederholet. Fast Niemand kann ihnen ganz entgehen, insonderheit haben sie Leute, die viel reden müssen und ohne Vorbereitung reden; doch aber hüte man sich vor ihnen und schränke sie so viel wie möglich ein. Man bestelle sich Wächter, die uns solche sagen müssen, oder sei sich selbst Wächter. Jedem von uns ist bekannt, an welche Albernheit man sich gewöhnen kann, wenn man nicht auf sie merket. 3) Man hüte sich vor allem Despotismus im Umgang und seinen Gesprächen. Despoten im Umgang sind die unerträglichsten Geschöpfe; sie brechen die muntere liebliche, Unterrichtung ab, halten sie auf, lenken sie seitwärts, und prägen ihre Meinung mit Stolz als Siegel der Wahrheit auf. Sie kommen nicht zur Wahrheit und wollen andere nicht dazu lassen. Jeder junge Mensch prüfe sich des Abends, ob er heute eine Ungezogenheit begangen, eine ungebührliche Rede geäußert, einen Discurs verderbt, eine Antwort gegeben, oder sonst ein Betragen gezeigt hat, mit dem andere, mit dem Er nicht zufrieden sein könnte. Zur Unfreundlichkeit ist uns die Rede nicht gegeben. Bei allem kommt es vorzüglich darauf an, daß unsre Rede ganz sei und ein Ganzes bestimmt sage. Der Deutsche halbirt außerordentlich gern, und hält sich niederträchtigerweise an die Halbwahrheit. Entweder antworten wir wie der Unterofficier mit dem Knittel: „Hum! ham!" ohne zu fragen, ob der andere daraus klug werde, oder wir sprechen wie Dienstboten, Lakeien — complimentenvoll, herumgehend um die Wahrheit. Dafür halten uns denn auch die fremden Nationen. Sie

sagen, man kenne einen Deutschen an seinen Complimenten, an seiner Anrede oder Antwort, am Ton seiner Unterredung. — Entweder sei er ein Grobian, oder ein schleichender Hofirer, oft beides zugleich. Das, was man sagen will, rein, ganz bestimmt und doch artig, höflich zu sagen, und ein Ende in seiner Rede finden zu können; das ist der schöne Ausdruck der Gesellschaft und des Umganges. Er ist wie ein schöner Edelstein, ein Kind der Natur, aber durch Kunst gefaßt, voll Sinnes, voll Anmuth, voll inneres Werthes, klein und kostbar.

Damit auch meine Rede ein Ende gewinne, tretet hervor, ihr Jünglinge, mit freier Stirne und mit erfreuend lieblicher Rede. Niemand sage, was er weiß, halb; Niemand sage es furchtsam und knechtisch. Eure Lehrer werden euch ganz und mit väterlicher Gewissenhaftigkeit die Fragen vorlegen; mit willigem Ohr sind wir hier, eure genugthuenden, euch Ruhm erwerbenden Antworten zu hören. — Niemand stocke, Niemand zage. Wir sind hier auf den Auen der Musen, der Geberinnen süßer Rede. Die Stimme der Jünglinge zu hören, ist angenehm; die Engel selbst erfreuen sich, sagt Swedenborg, wenn Kinder anmuthig reden, wenn sie mit holder Stimme lesen, unübereilt und verstandreich antworten, wenn sie mit einer kindlichen Gewißheit, was sie wissen und gelernt haben, sagen. Fern sei hier ein Feind, ein Aufhorcher dieser heiligen, genialischen Versammlung! An einander freuen wollen wir uns, und in Ruhe uns Zeit nehmen, einen Garten der Wissenschaften zu durchwandeln, in dem auch wir einst als Jünglinge Rosen fanden. Jeder stehe wie Ulysses da, wie Homer ihn beschreibt, mit ruhigem Auge und gesenktem Scepter, als ob er was zu sprechen wisse; aber, wenn er was zu reden anfängt, dann mögen die Worte, wie leichte Schneeflocken, einander folgen, er befriedige mit jedem Worte, und man vergesse alles andere über seiner angenehmen, wohlklingenden Rede.

7.

Ueber die Erziehung der Griechen zur Sittlichkeit.

Eine akademische Rede von Friedrich Jacobs,

gehalten in der königl. Akademie der Wissenschaften zu München, am 28. März 1808 [1]).

Als einstmals, wie die Alten erzählen, Pythagoras mit Leon, dem Fürsten der Phliasier, eine lange und geistreiche Unterredung gepflogen hatte, fragte ihn dieser, die Fülle seiner Kenntnisse und Einsichten bewundernd, welche Kunst er vornehmlich triebe? Worauf der samische Weise antwortete, er treibe keine Kunst, sondern sei ein Weisheitsfreund. Als nun jener, über des Namens Neuheit verwundert, weiter fragte, was er damit meine? habe er geantwortet: das Leben der Menschen scheine ihm dem Markte vergleichbar, der mit dem feierlichsten Feste Griechenlands verbunden sei. Denn wie dort einige durch Körperkraft und Uebung nach dem Ruhme eines Kranzes trachteten; andere durch Aussicht auf Gewinn beim Kauf und Verkauf dahin gelockt würden; einige aber, welche die Edelsten wären, weder Beifall noch Vortheil suchten, sondern nur die Bemühungen anderer aufmerksam beschauten; so wären die Menschen überhaupt in das Leben wie auf einen Markt versetzt, wo einige nach Ruhm, andere nach Reichthum strebten; einige wenige aber, alle andere Bestrebungen für nichts achtend, sich allein um die Betrachtung der Natur und ihres in-

---

1) Friedrich Christian Wilhelm Jacobs, geboren zu Gotha d. 6. Oct. 1764, lebt noch in seiner Vaterstadt als Oberbibliothekar.

nern Wesens bekümmerten. Diese wären es, welche er Weisheitsfreunde, Philosophen nenne. Und wie es dort das Edelste sei, ohne Rücksicht auf eigenen Gewinn, zu schauen, so sei auch in dem Leben die Betrachtung und Erkenntniß der Dinge allen andern Bemühungen vorzuziehen.

In diesem Urtheile eines der größten und weisesten Männer des Alterthums über die Rangordnung der menschlichen Bestrebungen, welche in Griechenlands schönsten Zeiten vollkommen anerkannt und keinem Zweifel unterworfen war, zeigt sich ein schneidender Gegensatz zwischen hellenischer Denkungsart und den Gesinnungen minder gebildeter Völker. Die letztern kehren diese Rangordnung um. Nur die erwerbende Industrie, die, ihren Blick auf die Erde geheftet, irdischen Stoff für irdische Zwecke verarbeitet, wollen sie als verdienstlich anerkennen; das freie Spiel, das seinen Lohn an dem höhergesteckten Ziele des Ruhmes sucht, werden sie vielleicht als einen Gegenstand der Unterhaltung zwar nicht schätzen, aber doch dulden; den müßig scheinenden Beschauer hingegen, der nur, was geschieht, und wie es geschieht, zu beobachten kam, werden sie als ein parasitisches Glied des Staats kaum ertragen. Ganz gewiß werden sie ein solches Beschauen höchstens vornehm, aber nicht edel finden; und da dieses Beiwort auch der ersten Klasse versagt wird, der zweiten aber auf keine Weise zugestanden werden kann, so wird sich bei ihnen für das Edle überhaupt keine Stelle finden.

Nun aber kann kein Zweifel sein, daß ein Volk ganz vorzüglich auf den Ruhm der Bildung Anspruch machen dürfe, wenn es jedes freie und uneigennützige Streben nach dem Vortrefflichen, weil es vortrefflich, nach dem Schönen, weil es schön ist, nicht nur achtet, sondern es vorzugsweise, im Gegensatz eigennütziger Betriebsamkeit, für menschlich und edel hält.

Bei keinem Volke der alten und neuen Welt ist diese Gesinnung herrschender gewesen, bei keinem tritt sie in alten Einrichtungen, Festen, Gesetzen und Thaten so lebendig hervor, als bei dem hellenischen. Denn nicht blos prunkende Meinung war sie, sondern ein tief gewurzelter Glaube, welcher die ganze hellenische Bildung durchdringt, und ihr eben das charakteristische Siegel eines höhern Adels aufdrückt. Denn was verdient diesen Namen mehr, als der Zustand eines Gemüths, das von Liebe zu dem Schönen und Edlen durchdrungen, jeden andern Gegenstand menschlicher Neigungen, nur als nothwendiges Bedürfniß bestehen läßt; hoch aber nichts achtet, als was groß ist, und für groß nichts hält, als was über das Irdische erhebt? Ein Zustand des Gemüths, in welchem die Selbstsucht in der Begeisterung untergeht, und die Idee über jeden Andrang der Wirklichkeit obsiegt? Und kann man an dem Dasein dieses Geistes unter den Hellenen zweifeln, bei denen nicht nur die Beispiele des Großen und Schönen, herrlicher Selbstopfer und rühmlicher Entsagungen in dichten Reihen gedrängt auftreten, sondern ganze Staaten, wie der spartanische, auf den Glauben an die Macht der Idee gebaut, und die Freiheit durch das eherne Joch drückender Gesetze noch wohlfeil erkauft schien?

Dreist und ohne Bedenken darf man sich auf die Stimme der Geschichte berufen und auf das Gefühl eines jeden, der die Thaten und Werke der Griechen nicht im Einzelnen, sondern im Ganzen und nach ihrem Geiste aufgefaßt hat, daß aus ihnen ein Anhauch schöner Sittlichkeit wehe, wie bei keinem andern Volke, und daß der magische Glanz, der es seit so vielen Jahrhunderten umzieht, und sich durch den Fortgang der Zeiten nicht vermindert, sondern vermehrt, nichts anders sei, als der Abglanz einer veredelten und gereinigten Natur. Was man von den Königen der Inder behauptete, daß sie um vieles größer und vortrefflicher wären, als ihre Unterthanen, das kann auch von den Hellenen in Rücksicht auf andere Völker gesagt werden. Und wie, nach dem Glauben des Alterthums, die Götter aus der Masse der Menschen nur wenige aus-

wählen und ihres Unterrichts würdigen, und nur das Leben derer schmücken, die sie wahrhaft glücklich und göttlich machen wollen, so scheinen sie auch aus der Masse der Völker die Griechen erwählt zu haben, um sie als ihre Begünstigte zu der Menschheit Muster zu machen. Denn auch noch jetzt, nach so vielen Umwandlungen der Zeiten und Völker, kann das griechische Alterthum als ein Prototypus der Sittlichkeit betrachtet werden. Was möchte das jetzige Zeitalter trösten, wenn die Fäden, die uns an das Alterthum knüpfen, zerschnitten, und das Andenken an dasselbe in die Fluthen der Vergessenheit versenkt wäre? Wo möchten wir uns hinretten, um das Bild einer erhebenden Sittlichkeit in menschlichen und bürgerlichen Verhältnissen groß und rein zu finden, wenn dieser Olymp für uns ausgestorben, wenn diese Heroen der Menschheit für uns verschwunden wären, die nicht mühsame Erzeugnisse des Begriffes, sondern einer schönen, kräftigen, gleichförmig entwickelten Natur waren? Wenn diese wunderbare Welt für uns einstürzte, in der auch das Größte dennoch vollkommen natürlich und glaubhaft erscheint, weil alles darin so hoch steht, und auch das Wunderbarste mit der Wirklichkeit zusammenfließt? Wo nicht blos der Einzelne, wie in dem dürftigen Leben der modernen Zeit, sondern ganze Völker zugleich, das Gemüth durch harmonisches Handeln und freie und edle Thaten entzücken? Wo die Sittlichkeit als Natur, und die Natur als sittlich erscheint, während in der Verworrenheit des gegenwärtigen Lebens fast immer nur einzelne Eigenschaften des Menschen zur Bewunderung auffordern, und selten der Mensch; nur Tugenden uns erfreuen, aber selten die Tugend.

Wenn nun hier gefragt wird, was denn die neuen Völker, bei so vielfältigen Vortheilen, die ihnen der Fortgang der Zeit und der Erkenntniß, und die zugleich reichlichere Gelegenheit zum Lernen alles dessen, was gut und recht, schön und groß, edel und vortrefflich ist, endlich auch die Berichtigung so vieler auf die Sittlichkeit einfließenden Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, welche wir dem Christenthum verdanken, unleugbar verschafft, dennoch, was die Ausübung betrifft, in einen, so großen Nachtheil gegen das Alterthum setzt, so mag die Beantwortung dieser verwickelten Frage auf eine andere Zeit ausgesetzt bleiben; hier aber vielmehr erwogen werden, aus welchen Quellen eine Ueberlegenheit der Griechen, so wie in andern Dingen, so auch in der Sittlichkeit geflossen sei. Denn unleugbar ist es ja doch, daß der Unterricht zur Tugend, in sofern er in Worten besteht, bei den Griechen höchst mangelhaft war, und daß die mythische Religion dieses Volkes, weit entfernt, den Begriff der Sittlichkeit zu unterstützen, ihn vielmehr trübte und verwirrte. Diesen Knoten zu zerschneiden fällt nicht schwer, wenn man auf die Natur, gleichsam als auf eine launische Glücksgöttin, und auf den leichtern, heitern Himmel von Griechenland hinweist. Zwar muß allerdings, wo die Sittlichkeit zu einem Gemeingute ganzer Völker aufblühen soll, die Natur ihre Gaben nicht mit stiefmütterlicher Kargheit geboten haben; in dem Saamenkorn selbst muß gesunde Fülle und Kraft liegen, wenn die Blüthe sich voll und kräftig entwickeln soll; aber diese Gaben der Natur sind weder sittlich, noch das Gegentheil; daß sie das Eine oder das Andere werden, ist der Freiheit Werk. Herrlich hatte die Natur allerdings den Griechen begabt. In seinem ganzen Wesen herrschte eine Elasticität und Reizbarkeit, die fast allen Glauben übersteigt; eine Empfänglichkeit, welcher schöne Freude am Leben und heiterer Frohsinn entblühte; ein unbefangener Kindersinn voll Vertrauens und Glaubens. Diese Eigenthümlichkeiten lagen so tief in der Hellenen innerster Natur, daß keine Zeit und kein Wandel äußerer Umstände sie je ganz vernichten konnte! ja man darf behaupten, daß sie auch jetzt noch in den Bewohnern des alten Griechenlands nicht gänzlich erloschen sind. Ihren schönsten und größten Thaten, so wie ihren schlimmsten Vergehungen ist dieses hellenische Insiegel aufgeprägt, und mit Unrecht zürnen die Geschichtsschreiber über eine

Brennbarkeit, aus welcher eben sowohl verderbliche als wohlthätige Flammen aufloderten, und über den Kindersinn, der mit fröhlicher Unbesonnenheit in die Gefahr sich stürzt, rasch ergreift, schnell verwirft, leicht sündigt, noch leichter bereuet, mit selbstschadender Heftigkeit zürnt und mit gleicher Heftigkeit liebt, das Spiel mit Ernst, und das ernste Geschäft oft spielend treibt. Vergebens zürnen sie ihm. Aus derselben Wurzel erwuchs mit dem Uebel das Gut. Dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, welche den Schooß der Erde mit nährenden und duftenden Gewächsen bedeckt, erzeugt auch das schädliche Unkraut in üppiger Fülle. Je gewaltiger aber die Kräfte der Natur bei diesem Volke waren, desto wichtiger wird die Frage, wie denn die Verderblichkeit der vulkanischen Gewalt gehemmt und wie die Flammen der blitzschwangeren Wolken wohlthätig gemacht werden. Was hat der wilden Kraft die erhabene Mäßigung, der vollen Lebenslust die kalte Verachtung des Todes, dem blinden Naturtriebe die fromme, heilige Scheu so siegreich gegenüber gestellt? Woraus ist die Selbstbeherrschung hervorgegangen, die hier eben im Gegensatz mit überschwenglicher Kraft so herrlich strahlt? Diese Ehrfurcht gegen Gesetze, welche keine Strafe sanktionirt? Diese Bescheidenheit im Genuß bei so reicher Fülle und so mächtigen Antrieben? Diese Erhebung zum Idealischen bei so vielen Reizen der Wirklichkeit? Und wenn dies ohne Lästerung nicht auch der blinden Natur beigelegt werden darf, was hat gerade bei diesem Volke die sittliche Freiheit so herrlich beflügelt, und ihr, ohne Verletzung der zartesten Ansprüche des Gefühls, einen so wunderbaren und glorreichen Sieg gewonnen?

Wenn die Sittlichkeit der gesunde Zustand das innern Menschen ist, Gesundheit aber in einer harmonischen Zusammenstimmung aller Kräfte besteht, so daß also auch das Unfreie in dem Menschen, seine Triebe und Neigungen, dem freien Princip in ihm, nicht etwa sklavisch gehorcht, sondern, von ihm durchdrungen, selbst den Charakter freier Gesetzmäßigkeit annimmt, so ist offenbar, daß dieser harmonische Einklang nicht erzwungen, sondern gewonnen werden müsse. Sittlichkeit ist innere Schönheit; Schönheit aber ist, wie die Gunst, frei. Das Gesetz bildet den Knecht, der sittliche Mensch aber, das vollkommenste Kunstwerk einer innern schaffenden Natur setzt Freiheit voraus. Allerdings zwar schwebt über dem chaotischen Stoffe der mannichfaltigen Kräfte, Triebe und Neigungen, die das Gemüth des Menschen erfüllen, der gebieterische Wille, einer Nemesis gleich, oder wie Gottes Geist, um den wilden Aufruhr der rohen Natur zu bändigen, und, im Streit, der Majestät des Gesetzes einen unbedingten Gehorsam zu schaffen. Allerdings soll diese Macht den Aufstand der unfreien Natur hemmen, oder sie in die verlassenen Schranken zurückschrecken; aber wenn er es auch ist, der das aufgehobene Gleichgewicht zurückführt, so ist er doch darum nicht der Schöpfer desselben. So wie, der Meinung des Alterthums gemäß, die Verwirrung der gährenden Elemente, und ihre wilde Zwietracht, nicht durch ein gebieterisches Wort der Macht, sondern durch die Kraft der Liebe oder des Eros gelöst und geordnet ward; so sind es auch in dem menschlichen Gemüthe die sanften Zügel der Schönheit, der Charitinnen und der Musen, welche die streitenden Kräfte lenken und vereinigen; es ist der Anhauch der Liebe, der den verschlossenen und festen Keim des inneren Menschen zur Blüthe entfaltet und das Wunder eines Zusammenklanges wirkt, bei welchem alles Zufällige sich mit dem Princip der Nothwendigkeit durchdringt, das Nothwendige aber sich zur Gestalt der Freiheit vergöttert. Hieraus erhellt aber, daß, wenn der Mensch zur Sittlichkeit gebildet werden soll, man vor allen Dingen suchen müsse, einen solchen Mittler zu gewinnen, der in seinem Innern die strenge Gottheit des gebieterischen Gesetzes mit der Schwachheit der sinnlichen Natur aussöhne; diese erhebe, reinige, veredle; jene durch Liebe mildere und besänftige. Jener Mittler aber ist kein anderer, als die Idee der Schönheit und Erhabenheit, als

worin sich die höhere und göttliche Natur dem Gemüthe offenbaret. Nur um diese Sonne unsers innern Himmels sammeln sich die Elemente unserer geistigen Welt zum gesetzmäßigen und freien Tanze; von ihrer Wärme und ihrem Lichte durchdrungen, regt und verklärt sich jeder Trieb, und tritt, wenn es der That gilt, wie der Sohn des Tydeus, mit einem himmlischen Glanze übergossen, Bewunderung und nacheifernden Enthusiasmus entzündend, hervor.

Belebend also muß die sittlichbildende Erziehung sein, begeisternd für die Ideen des Schönen und Großen. Damit die wilde Kraft der Natur, damit der unbändige Trieb, der zügellose Wille, die selbstsüchtige Eigenmacht sich beschränke, und frei in die Ordnung der ganzen innern Oekonomie des Geistes sich füge, muß ihm die Idee entgegen treten, mächtiger als alles Irdische; denn sie ist jetzt göttlicher Abkunft, aber dem Gemüthe und der Neigung verwandt, sintemal sie mit dem Aether einer sinnlichen Gestalt umschleiert erscheint. Hier soll keine der unschätzbaren Kräfte der Natur verloren gehen, aber sie sollen zu kräftiger Wirkung zusammengedrängt werden; sie sollen gereinigt werden, damit alles zusammenstimme mit dem göttlichen Theile unsers Wesens, und der innere Mensch sich zu einer Welt gestalte, in welcher die mannigfaltigsten Elemente, von dem Hauche und Lichte des Göttlichen durchdrungen, zu ihm, als dem gemeinsamen Mittelpunkt, frei sich neigen, und ein Ganzes der reinsten, heiligsten und entzückendsten Harmonie bilden.

Diese Wirkung nun wird schlechterdings verfehlt, diese innere, sittliche Musik wird nie hervorgebracht durch Begriff und Lehre, wenn auch die vollständigste und gründlichste, sondern durch solche Mittel, welche den Menschen in seiner ganzen Natur ergreifen, anregen, in sich selbst zurückführen, und von sich selbst trennen, die ihn über sich erheben, und in seine eigenen Tiefen treiben, den engen Zauberkreis der Selbstsucht zerstören, und ihm die Gottheit in der verklärten Menschheit zeigen. Sittlich erziehen heißt eine freie, gleichförmige und harmonische Entwickelung aller Kräfte des Gemüthes befördern; unsittlich ist, was diese Harmonie störet. Eine jede Erziehung ist daher tadelnswerth, in welche sich der leitende Verstand immer und immer eindrängt und immer schaffen will, wo er wegschaffen sollte. Der Erzieher soll die Natur berathen, nicht bestimmen. Keine Erziehung ist liberal, die nicht den Geist frei zu machen sucht; liberal aber und sündlich ist sie, wenn sie ihn tödtet, statt ihn zu beleben. Die Natur, welche keine Blüthe der andern gleich macht, vermehrt ihr Streben nach Mannigfaltigkeit, je höher sie aufsteigt; die höchste Mannigfaltigkeit aber erreicht sie in der sittlichen Welt. Und es sollte nicht eine Sünde gegen die Natur sein, diesem Streben entgegen zu arbeiten? es auf eine ertödtende Einförmigkeit anzulegen? den kriechenden Strauch und die empordringende Ceder unter einem Maaße zu halten? Von dieser Sünde hat sich wohl kein Volk, das überhaupt an Erziehung glaubte, reiner erhalten, als die Griechen. Reichlich mit allen Kräften zum Guten und Bösen begabt, dachten sie früh darauf, die Heftigkeit der Natur zu zügeln, und das Princip der Mäßigung des Nichtzuviel, ward bald von ihnen als der Mittelpunkt der Sittlichkeit anerkannt. Zu diesem zu gelangen, war das Bestreben ihrer Erziehung; wobei sie aber nie vergaßen, daß man die überschwengliche Fülle, ohne sie auszutrocknen, beschränken und das Uebermaaß der Kraft, ohne sie zu lähmen, bändigen könne. Aber es soll hier nicht allein von der Erziehung gesprochen werden, welche die Alten der Jugend gaben, sondern wie sie überhaupt zu der eben so zarten als kräftigen Sittlichkeit gebildet wurden, die wir an ihnen bewundern. Denn die Jugendbildung entsprang selbst aus der Quelle jener Sittlichkeit, und war eben sowohl eine Wirkung, als ein Erhaltungsmittel derselben. Damit sich aber doch der Stoff in eine leichtere Ordnung füge, soll zuerst von den Eigenthümlichkeiten der helleni=

schen Jugenderziehung gesprochen werden, und dann von den Quellen, aus denen die Erwachsenen ihre sittliche Bildung schöpften.

Beschrieben ist diese Erziehung von vielen, auf die zu verweisen genug ist; hier wollen wir versuchen, ihren Geist nach den angedeuteten Grundsätzen aufzuspüren. Es wird aber nicht unnütz sein, zu bemerken, daß, ob hier gleich von hellenischer Bildung im Allgemeinen gesprochen werden soll, wir doch dabei vornehmlich unsere Blicke gen Attika richten, nicht allein weil wir dieses Land am vollständigsten kennen, sondern auch, weil das, was wir suchen, hier in seiner Vollendung erscheint. Auf zwei Dinge war, bei mancher Verschiedenheit im Einzelnen, die Erziehung der Hellenen im Ganzen gerichtet, auf Gymnastik und Musik. Alles, was zur Bildung des Körpers gehörte, war unter dieser erstern begriffen; unter der zweiten, was den Geist zu bilden diente. Eine einseitige Erziehung wurde als unfrei verworfen, und selbst die spartanische Zucht, so sehr sich zur Einseitigkeit neigend, verabsäumte doch die musikalische Bildung nicht. So ward der Knabe von Kindheit an, und sobald er der mütterlichen Sorge entwachsen war, an Leib und Geist bearbeitet, und nach einem Ziele gelenkt. Wie dieses geschehen, und wie auch die Gymnastik eine sittliche Richtung bekommen, verdient ein kurzes Verweilen.

Vor allen Dingen muß man sich hüten, Gymnastik zu verwechseln mit Athletik. Nur jene wurde für ein Bildungsmittel eines freien Jünglings gehalten; die Athletik hingegen für ein Geschäft, das, einem Handwerke gleich, oft den Körper verbilde und das Gemüth wild mache. Während diese ein körperliches Geschäft bis zur höchsten Vollkommenheit, oft bis zum Wunderbaren, zu bringen suchte, wollte die Gymnastik jeden Theil des Leibes und das Ganze gleichförmig ausbilden, seine Gesundheit befördern, ihn für jeden Gebrauch gewandt und tüchtig, zugleich aber auch durch einen freien, schönen und edlen Anstand zu einem würdigen Symbol eines freien und edlen Geistes machen. Es ist eine ganz irrige und falschbeschränkte Vorstellung, wenn man den Gebrauch dieser Uebungen auf den Krieg bezieht, dessen Mühseligkeiten zu ertragen sie freilich auch gewöhnte, aber nicht mehr als sie lehrte, sich in die Muße des Friedens zu schicken. Denn das, was sie unabhängig von jedem Gebrauche beabsichtigte, war, dem Geiste durch das Bewußtsein seiner freien und unbeschränkten Macht über den Leib und der vollkommensten Eintracht des gebietenden und gehorchenden Theils, eine größere und ihm angemessene Ruhe zu verleihen, und in der äußern Erscheinung die innere Harmonie darzustellen. Der Mangel derselben ward als das untrügliche Kennzeichen eines Barbaren und Unfreien angesehen; entweder durch die Erscheinung einer ungemäßigten und rohen Körperkraft, oder durch schwächliche Untüchtigkeit des Leibes, und dessen ängstlichen und unbehülflichen Ungehorsam. Indem nun ferner die aufblühende Jugend unter den Augen ihrer Pädagogen und der vom Staate selbst bestellten und beobachteten Uebungsmeister ein mühsames, aber dabei erfreuliches Spiel nach der strengsten Methode und den bestimmtesten Regeln trieb, ward sie nicht nur gewöhnt, sich mit Lust dem Gesetze zu fügen, sondern lernte, was noch herrlicher war, sich gewöhnen, bei äußerer Aufforderung zur Schamlosigkeit, die heilige Scheu, die Quelle aller Sittlichkeit, festgeschlossen, rein und unverletzt im Innern zu bewahren. Mit Unrecht hat also die ängstliche Ascetik der spätern Welt die Nacktheit der Hellenen in ihren Gymnasien gerügt, und da eine Quelle des schlimmsten Sittenverderbnisses gefunden, wo ursprünglich nur Unschuld und Sitte wohnten. Nicht alles ist unsittlich zu nennen, was gegen unsere Sittsamkeit anstößt, die oft nur eine Hülle tiefer Verdorbenheit ist. Denn der Unschuld gerade entgegengesetzt ist jene falsche Scham, aus welcher die geheime Lüsternheit quillt, dieser verderbliche und verschlossene Brand, der so viele Jugendblüthen zerstört, und oft ein ganzes Menschenleben zu großen und edlen Anstrengungen untüchtig

gemacht hat. Wer aber war züchtiger als die hellenische Jugend in des Lebens gewöhnlichem Verkehr? Wo wurde die Unschuld sorglicher bewahrt und die heilige Scham weiser gepflegt? Ohne Arges trieben sie ihr erfrischendes Geschäft, von der eigenthümlichen Würde schöner bekleidet, als von dichten Gewändern, und in kräftigen Anstrengungen begriffen, und von dem regen Streben nach Vorzug und Auszeichnung begeistert, waren sie in ihrer Nacktheit hinlänglich gepanzert gegen den Gifthauch der Lust. So wirkte die Gymnastik sittlich wie die Kunst. Wie hier der irdische Stoff von der in ihm lebenden Idee durchdrungen, dem sinnlichen Auge, indem es ihn faßt, zu verschwinden scheint, und nur die Idee in ihrer reinen Göttlichkeit dem Gemüthe bleibt; so sank auch hier die Lust an des Körpers flüchtigem Reiz in der begeisterten Vorstellung rühmlicher Zwecke zu Boden. Diese sittliche Wirkung der Gymnasien tönte durch das ganze Leben der Griechen fort, und weit entfernt, Schulen der Schamlosigkeit zu sein, reinigten sie vielmehr Auge und Sinn, und gewöhnten die Schönheit nicht blos zu unterscheiden, sondern zu ehren. Unter welchem Volke, um nur eines anzuführen, hat die Kunst an männlichen und weiblichen Körpern die Nacktheit mit größerer Keuschheit behandelt, und sich weiter von der niedrigen Lüsternheit entfernt, welche die neuere Kunst, wenn sie sich des Schleiers zu entledigen wagte, so häufig entwürdigt? In diesen Schulen entzündete sich fern von entehrendem Verdacht die freie und zarte Freundschaft schöner Jünglinge, die das Zeitalter der Heroenwelt gleichsam fortsetzte, und eben so eine Quelle als Wirkung der Tugend ward. Diese Art der Freundschaft, in welcher sich die zarteste Sinnlichkeit zu dem reinsten und edelsten Enthusiasmus läuterte, wurde von der Verfassung der hellenischen Welt so gebieterisch gefordert, daß sie, auch ohne alle Zeugnisse der Alten, dennoch als nothwendig müßte vorausgesetzt werden. Allerdings zwar trat durch sie das weibliche Geschlecht etwas mehr in das Dunkel des Gynaceums zurück, aber wie konnte dies überhaupt anders sein in der Demokratie, die keine Weichlichkeit erträgt, sondern nur durch Männer, im großen Style gebildet, blühen und gedeihen kann? Wenn aber auch, wie in Sparta, die Weiber selbst zu diesem großen Style gebildet wurden, wodurch ihnen aber auch eingestandener Weise eine nicht gebührende Herrschaft zubereitet ward, so blieb dennoch dem Manne, in dem Umtriebe des öffentlichen Lebens, eine Sehnsucht nach freier Liebe in dem Umgange mit einem schönen Freunde, den er mit den Flammen seines Enthusiasmus durchglühte, und in dessen aufblühender, durch sein Bemühen veredelter Kraft er eine Fortsetzung und Verlängerung seiner eignen Blüthe liebte. Daß diese schöne und sittliche Liebe in einzelnen Menschen verwilderte, ist eben so bekannt, als der Sache nicht nachtheilig. Weit öfter erscheint sie dagegen groß, heilig und rein; eine Quelle der schönsten Thaten und der glorreichsten Opfer; frei von aller Weichlichkeit; eine Mutter männlicher Stärke und vornehmlich jener göttlichen Begeisterung, die das Gemüth mit großen Gedanken befruchtet. Es ist ferner nicht unwichtig zu bemerken, daß die Gymnasien, als eine Schule rühmlichen Wetteifers, den Ehrgeiz zu reinigen dienten. Den Wetteifer eben sowohl zu beleben als zu mäßigen, ist eine der schwersten Aufgaben der neuen Erziehungskunst, und es war dieses Problem in der alten Welt von noch größerer Wichtigkeit, da den freien Staaten alles daran lag, daß nicht der schlimme und verderbliche, sondern der edle und heilsame Ehrgeiz unter den Bürgern Wurzel fasse. Nun ist aber jeder Ehrgeiz verderblich, der um etwas anderes, als um den Besitz und Ruhm der Vortrefflichkeit streitet, oder diesen Ruhm durch Täuschung zu erbeuten sucht. Diese beiden Klippen drohen derjenigen Art des Wetteifers, die nur auf das Wissen gerichtet wird; als wobei keineswegs immer erkannt werden kann, ob der Kämpfende nach einem hohen oder niedrigen Ziele ringe, und wo es geschehen mag, daß auch das niedrige, durch allerlei Trug und Nebel, in einer unverdienten Höhe erscheine. Wenn daher unsere gelehrten Schulen oft einen Dunst

der Eitelkeit und Prahlerei entwickeln, welcher wohl ein ganzes Leben hindurch den Sinn umdüstert, so scheint dies ein fast unvermeidliches Uebel unserer Bildung zu sein, welches da am höchsten steigt, wo der Erregung des Wetteifers in noch unbefestigten Gemüthern der meiste Vorschub gethan wird. Die Gymnasien der Alten hingegen waren eine Schule des offensten und aufrichtigsten Bestrebens, und so wie dieses auf etwas gerichtet war, das an sich gut schien, freie Ausbildung der körperlichen Kraft, ohne alle Rücksicht auf weitern Gebrauch oder künftigen Lohn, so war dabei auch keine Täuschung möglich, sondern der Kampf war ehrlich und der Sieg verdient. Wer nur darum lernt, um mehr als andere zu wissen, und dieses, um künftig einmal früher oder reichlicher als andere für seine Mühe belohnt zu werden, schreitet in dem Ganzen seiner Bildung zurück; wer aber seine Kräfte auf die vorgeschriebene Weise stärkt und seinen Leib gewandt und geschmeidig macht, indem er sich gegen andere versucht, der thut hier eben, was er in der Palästra thun soll, und jeder Sieg über einen Nebenbuhler ist ein Fortschritt in der Art der Bildung, die hier allein gesucht wird und allein gewonnen werden kann.

Die Verwandtschaft des Gegenstandes erinnert hier an die heiligen Kampfspiele, diese ächt hellenischen Institute, die, bei übriger Verschiedenheit, doch eben so wie die gymnastischen Uebungen, und wegen der großen und begeisterten Theilnahme, die sie erregten, in einem noch höheren Grade, den Sinn für uneigennützige, ruhmvolle Anstrengungen und Opfer nährten. Um dieser Rücksicht willen waren jene Spiele heilig und verdienten es zu sein. In ihnen glaubte man der Götter wahrhafte Gegenwart zu fühlen, die, um ihre eigne Feier unter den Menschen zu verherrlichen, die Kämpfer des Ruhms mit der unauslöschlichen Begeisterung erfüllten, die sie durch unsägliche Mühen und fast unglaubliche Anstrengungen in die Schranken führte, wo an dem Ziele ein schnell verwelkender Kranz der Lohn oder vielmehr nur das Symbol einer Belohnung war. Jedermann weiß, wie hoch ein solcher Sieg, der doch zu nichts weiter führte, in den Augen des ganzen Volkes stand, und welchen Glanz er nicht und über die Person des Siegers, sondern über alles verbreitete, was ihm angehörte. An eine Rücksicht auf den Gebrauch im Kriege ist auch hier nicht zu denken. Denn die Anwendbarkeit der Athletik auf den Krieg angenommen, welche doch unbedeutend oder ganz nichtig war, wie sollte diese Rücksicht einen solchen Enthusiasmus entzündet haben, daß man wähnte, die höchste Stufe irdischen Glücks sei von dem Sieger erklimmt, und er habe zu sorgen, daß er nicht schwindelnd der Mäßigung vergesse, und die Strafen der Nemesis reize? Aus einer reinen Quelle also floß diese Begeisterung. Das kraftvolle, freie, uneigennützige und gottbegünstigte Spiel war ihnen ein Symbol des Lebens großer Menschen, welche die lange und mühsame Bahn dorniger Pflichten durchkämpften, und an dem hochgesteckten, schwer errungenen Ziel sich des erquickenden Anhauchs der geahneten Unsterblichkeit zu freuen.

Um nun auch von der musikalischen Erziehung zu reden, die, wie schon gesagt, alles umfaßte, was zur Bildung des Geistes erforderlich schien, so will ich zuerst der Musik selbst erwähnen. Daß diese Kunst nicht blos ein Gegenstand, sondern ein Mittel der Erziehung sei, und die sittliche Bildung hemme oder fördere, wird in diesem Zeitalter wenig erwogen; ja, bei aller Verbreitung des Geschmacks an derselben, scheint sie doch den wenigsten würdig genug ein Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit und der Gesetze zu sein. Denn der neuern Welt ist die Musik, so wie auch andre Künste, die Musik aber vorzüglich, eine anständige Beschäftigung freier Muße, die theils wegen ihrer schwierigen Ausführung gefalle und Bewunderung errege, theils auch das Gemüth, wie ein gesellschaftliches Spiel, nur mannigfaltiger und zarter, anrege und belebe. Daß diese Anregung eine sittliche Wirkung haben, und daß diese eben so heilsam als verderblich sein könne, wird nicht in Betracht gezogen. Nun ist aber doch wohl

unverkennbar, daß dasjenige, was recht getrieben, das ganze Gemüth auf das Gewaltigste ergreift, ebenfalls, bei einer andern Anwendung, es herabziehen und erniedrigen könne. Es wird aber diese Kunst bei der jugendlichen Erziehung auf eine doppelte Weise gemißbraucht, einmal, indem man in ihr ein Maximum der Künstlichkeit zu erreichen sucht, und unbekümmert um Sinn und Inhalt, nur Schwierigkeiten häuft, um darüber obzusiegen, wodurch diese bezaubernde Kunst den Künsten der Equilibristen verähnlicht und zu einer Schule der Eitelkeit erniedrigt wird; zweitens aber, indem man sie allzuoft von dem Geleite der Worte entbunden zu einem entnervenden Spiele unbestimmter Anmuth und Reize macht. Denn in ihrer freisten Gestalt führt diese wunderbare Kunst, durch die unendliche Fülle der Ideen, die sie gestaltlos und unentwickelt in das Gemüth versenkt, unvermeidlich zu einer Melancholie, die wiederholt genossen, durch ihre Anmuth und Süßigkeit den Geist entmannt. Dem unbestimmten Sinn der Jugend aber muß das Bestimmteste geboten werden. Daher ihr keine Musik wahrhaft heilsam ist, als die, welche schöne und erhabene Worte vergeistert und gehaltvollen Gedanken ihre ätherische Schwingen leiht. Ueber diese Grundsätze waren die Alten vollkommen einverstanden. Die Verbindung der Poesie mit der Musik, als einer freien Heldenkunst, war ihnen aus den frühesten Zeiten vererbt worden. In dem Lager der Achäer, bei dem fernen Getöse der Schlacht, rührte der Sohn des Peleus die Saiten der Leier, der ungestümste und feurigste aller Heroen pflegte der mildesten Kunst, und erleichterte sein bekümmertes Gemüth von den lastenden Fesseln des Unmuthes, indem er den Ruhm und die Thaten alter Heroen sang. Chiron, der untadelige Centaur, war auch ein Sänger, und die in seiner Ritterschule gebildeten Heldensöhne lernten von ihm die erquickende Kunst. Aber überall, wo wir sie finden, steht sie im Bund mit der Poesie; oft auch knüpften beide zugleich den Knoten der Charitinnen um den verschwisterten Tanz. In dieser Gemeinschaft lenkte sie die Gemüther zu den höchsten Zielen und wirkte Wunder. Denn nicht erträumt sind die Sagen von einem thracischen Orpheus, einem Amphion und andern Sängern der grauen Vorwelt, die nicht durch eine unbegreifliche Kunst, sondern durch ihren weisen Gebrauch die Gemüther des rohen Menschengeschlechtes bis in ihre innersten Tiefen erschütterten, und die Natur selbst, die ihre begeisterten Lieder wunderbar beseelten, vor den Augen der ergriffenen und staunenden Menge zu beleben schienen. So wurde die Musik auch dem spätern Geschlechte ausgehändigt. Ihrer alten Gestalt getreu, blieb sie in den Schulen der Jugend ernst und streng, und erschien in ihrer edlen Einfalt mit einfachen und begeisterten Worten alter Lieder verbunden, wie eine heilige Stimme der Vorwelt, kräftig anregend, tief bewegend und durch hohe Rührung stärkend. Alles war hier harmonisch und Eins. Das fromme und ernste Gedicht bewegte sich in feierlichen Rhythmen, und war mit der zarten Hülle einer ungekünstelten Melodie umschleiert, die gleichsam nur mit wenigen bedeutenden Farben den kräftigen Umriß belebte. Nun ist aber wohl nicht zu zweifeln, daß eine Kunst das Gemüth reinigen könne, die sich seiner gänzlich bemächtigt, um es in den Aether der höhern Welt zu erheben, aus welcher die Geisterstimme der Musik herabzusäuseln scheint; damit aber das Gefühl nicht in einem unmännlichen und passiven Genusse zerrinne, ihm zugleich durch das Medium der plastischen Poesie hohe Gestalten zeigt, in deren Beschauung der Geist erstarke und sich mächtig fühle? Auch herrschte über diese Wirkung bei den Alten nur ein Urtheil. Da es jedermann bekannt sei, sagt Aristoteles, daß durch diese verschiedenen Arten der Musik die ganze Stimmung des Gemüthes verändert werde, so könne man auch nicht zweifeln, daß Gesang und Rhythmus die Seele sittlich zu bilden vermöge. Auch scheine zwischen der Natur der Seele und der Natur der Rhythmen und der Harmonie eine innige Freundschaft zu sein; daher auch viele Philosophen b hauptet hätten, die

Seele sei entweder selbst Harmonie, oder enthalte Harmonie in sich. Und Plato behauptet in mehrern Stellen seiner Werke, daß, indem Rhythmus und Harmonie tief in die Seele drängen und sie auf das Gewaltigste ergriffen, sie Sittlichkeit und würdevollen Anstand herbeiführten. Diesen Ideen ist es ganz gemäß, wenn das Verderben der Sitten von der Nichtachtung dieser Grundsätze und von der Ausartung der Musik das Sinken ganzer Völker abgeleitet wird, wie dieses von einigen gethan worden, die über allen Verdacht der Schwärmerei oder Paradoxiesucht erhaben sind. Durch diese Ansicht der Musik ward bestimmt, wie und auf welche Weise sie bei der Erziehung anzuwenden sei. Das Bestreben, das überaus Künstliche hervorzubringen, wurde als unfrei verworfen. Nur so weit müsse sie gebildet werden, daß man im Gesange und Rhythmus das Schöne erkennen könne. Daher sei auch der Unterricht auf solchen Instrumenten zu tadeln, die eine allzukünstliche Handlung forderten; weßhalb die böotische Flöte keinen Beifall verdiene, welche noch überdies nichts zur Bildung der Seele beitrage, und statt eine sittliche Fassung zu erzeugen, vielmehr eine Störerin der Ruhe und Besonnenheit sei. Auch dürften bei dem jugendlichen Unterrichte nicht alle Rhythmen ohne Unterschied verstattet werden, sondern nur die, welche die Leidenschaften reinigten; weßhalb man denn auch der dorischen Tonart unter allen den Vorzug ertheilte, weil sie die Ruhe am vollkommensten ausdrücke und am meisten den Charakter des Muthes und der Männlichkeit an sich trage.

Wenn diese und ähnliche Betrachtungen, die von den Alten mit der größten Ernsthaftigkeit, als über einen der wichtigsten Gegenstände angestellt zu werden pflegen, unserm Zeitalter entweder ganz fremd oder gleichgültig sind, so beweist dieses nicht etwa ihre Grundlosigkeit, sondern vielmehr, daß wir in dem Gefühle des Sittlichen und Unsittlichen und in frommer Achtung desselben weit hinter den Alten zurückstehen. Voll des Wahns, durch Lehren und Predigen die Zwecke des Lebens und der Menschheit hinlänglich zu fördern, überlassen wir alles Uebrige der Laune des Zufalls, der denn auch nicht unterlassen hat, die Bildung der modernen Welt zu einem Chaos der Willkür und der feindseligsten Elemente zu machen. Durch den öffentlichen und fast allgemeinen Gebrauch der künstlichsten Musik ist ihre sittliche Wirkung in unserm Zeitalter fast gänzlich vernichtet worden. Denn da sie die Kenntniß der meisten, auch der musikalisch gebildeten Zuhörer größtentheils übersteigt, so betrügen sich einige mit unmäßiger Bewunderung der sich immer mehr überbietenden Fertigkeit, andere mit einem dumpfen Brüten über unbestimmten Gefühlen und sinnlichen Reizungen. Je weiter nun die Kunst diese Richtung verfolgt, desto größer wird das Uebel und desto häßlicher die Verworrenheit, aus welcher auch keine andere Rettung zu erwarten steht, als daß der Mißbrauch den höchsten Gipfel ersteige und sich durch seinen Uebermuth selbst vernichte.

Es ist nun zunächst von der Dichtkunst zu reden, welche unter den musikalischen Bildungsmitteln, neben der eigentlichen Musik, den ersten Platz behauptet. So wie diese Kunst in dem Jugendalter der aufstrebenden Griechenwelt am meisten gewirkt hat, die zarte Blüthe der Sittlichkeit hervorzulocken, so ist ihr auch in spätern Zeiten ihre Kraft und Würde bei der Erziehung des jüngern Geschlechts ungekränkt erhalten worden. Ohne den Vorwurf einer Uebertreibung zu fürchten, darf man behaupten, daß die größten Wohlthäter der Hellenen jene classischen Schriftsteller waren, die so früh, wie ein Wunder der Natur, in Griechenland aufwuchsen, und indem sie, selbst erleuchtet von Prometheus Feuer, die heilige Flamme zuerst auf dem Altare der Humanität anzündeten, eine Reihe von Jahrhunderten mit wohlthätigem Lichte und Wärme erfüllten. Wie die Beschaffenheit des Himmels am frühen Morgen die Witterung des ganzen Tages zu bestimmen pflegt, so hat das Morgenroth des hellenischen Himmels seine Heroenzeit und die nächste Periode nach dieser über die ganze Bildung dieses

Volkes entschieden. Aus seinem grauen Alterthume strahlten ihm, durch einen Zeitraum vieler dunkler Jahre, und eben darum nur desto herrlicher, von dem Nimbus der Heldenpoesie umglänzt, die Thaten edler Vorfahren und ein großes, den Göttern verwandtes Geschlecht. Diese leuchtende, mit hohen Gestalten erfüllte Welt war die ihrige; es waren die Häupter ihrer Stämme, die Stifter ihrer Staaten, die Könige ihrer Städte, die sich in diesem Glanze bewegten und mit vernehmlicher Stimme jedes hellenische Herz zur Nachfolge aufriefen. Mit diesen Stimmen wurde die Seele des Knaben befreundet, sobald er in sich selbst zu erwachen begann; und wie Homers Gedichte die Quellen aller griechischen Kunst wurden, so waren sie auch eine Schule der Sittlichkeit, in welcher die Jünglinge wie die Greise lernten. Ein solches Buch hat kein anderes Volk besessen, in welchem die Vollendung der Form mit dem Reichthum und der Herrlichkeit vaterländischen Stoffes so wetteifert, daß es schwer ist, zu sagen, ob die Alten mehr aus ihm gelernt, oder sich mehr durch ihn gebildet haben. Aus dieser Schule der Heldenpoesie, die auch den gar nicht unbedeutenden Vorzug einer alten, aber nicht veralteten, und gleichsam geheiligten Sprache besaß, brachte der Jüngling eine Götterwelt in das Leben, und wie Athene dem herrlichen Tydiden unsichtbar zur Seite steht und im Gewühle der Schlacht mit leichter Hand feindliche Geschosse ihm abwehrt, so gingen ihm jene hohen und ewiglebenden Gestalten zur Seite, und ihn in des Lebens verworrenem und feindlichem Gedränge auf ihren Wolken zu retten und einer höhern Welt zu sichern. So waren also die Götter, deren milder Verkehr das heroische Leben verschönert hatte, auch der spätern Zeit nicht entwichen; ihre Gestalten umwandelten sie noch, und ihre Stimmen tönten durch das Organ der Dichter, die nicht dem Volke allein, sondern auch den Weisesten und Besten für heilige Dolmetscher der Unsterblichkeit galten.

Von dieser Seite betrachtet, wird der Gebrauch des Alterthums die ältesten Dichter und den Homer insbesondere als ein Mittel der sittlichen Bildung zu nützen auf das Vollkommenste gerechtfertigt. Zwar kann nicht verborgen werden, daß seine Gedichte, so wie die heiligen Schriften der Hebräer, vieles enthalten, was eine Prüfung nach strengen Grundsätzen nicht verträgt; und die Alten selbst sind hierdurch bisweilen irre geworden, wenn sie die begeisternde und ächt sittliche Wirkung der homerischen Poesie als eines Ganzen vergessend, ihre Blicke zu scharf auf das Einzelne richteten. Aber man ist doch wohl jetzt ganz einverstanden, daß ein Gedicht am besten durch das lehrt, was nicht bestimmt ist zu lehren, und daß das weiseste nicht immer das sei, was von Weisheit überfließt. Die wahre Weisheit eines Gedichtes liegt in seinem Innersten, wie der Fruchtkeim in dem tiefsten Schooße der zarten Blume den Augen verhüllt; und seine Sittlichkeit ist der Abglanz der verklärten, in seinem Ganzen vollendeten Menschheit. Aus dieser Quelle, und aus ihr allein entspringt das sittliche Wohlgefallen an dem Schönen eines jeden Kunstwerkes; und das Entzücken, mit welchem sein Anschauen das Gemüth durchdringt, was ist das anders, als die Freude über die göttliche Harmonie, Reinheit, Unschuld, Größe und Uneigennützigkeit, zu der sich die menschliche Natur zu erheben vermag? Dieser himmlische Aether einer zarten Sittlichkeit, mit großer Kraft, ergreifender Wahrheit und tiefem Sinne gepaart, ist über die homerische und über die ganze hellenische Poesie ausgegossen. Obgleich ursprünglich ein Kind schöner und glücklicher Natur, erfüllt sie jedoch schon in diesem Ursprunge mit tiefer Bewunderung über die Mäßigkeit, welche hier die überschwengliche Fülle des Stoffes beschränkt, und das schöne Gleichgewicht und die bewußtlose Weisheit in dem Gemüthe der begeisterten Sänger beurkundet. Das Gemüth aber, das sich in den Werken dieser Kunst spiegelte, warf seine Strahlen auch wiederum in die Zuhörer und Leser, und die göttliche Ruhe und das hohe Leben, in welchem jene ihre Gebilde empfangen hatten, gin-

gen in die Beschauenden über und erzeugten sich fort. So ist der sittliche Geist der alten Naturpoesie auch auf die folgenden Geschlechter übergegangen; und auch in den Zeiten gesunkener Kraft erhielt sich der ganze Sinn für das Sittliche in dem Urtheile und meist auch in den Werken der Nation. Der berühmte feine Geschmack der Griechen war nichts anderes als ein zarter sittlicher Sinn. Daher fand sich in Athen, als dem Mittelpunkte des Geschmacks, die höchste Blüthe desselben mit der Blüthe der Sitten zusammen, als auch die Poesie den Gipfel der Vollendung erstiegen hatte. Dieser Geschmack war also nicht angelernt, so wenig wie die Kunst studirt; und nichts weniger als das Resultat theoretischer Einsichten, um die man sich noch wenig bekümmerte. Nur ein Mal ist in der Geschichte der Völker diese Einheit, nur ein Mal ist die Harmonie zwischen dem Leben, der Kunst und den Sitten erschienen, nicht aber als ein Zufall, sondern als das nothwendige Resultat der freien Entwickelung eines glücklich begabten, geistreichen und kräftigen Menschenstammes. Daher spiegelt sich für Augen, welche sehen können, in dem Leben der Griechen ihre Kunst und in ihrer Kunst das Leben. Das eine entblüht dem andern, und schafft und bildet sich in gegenseitiger Wirksamkeit. Zwar können die Sitten einer Zeit ihren Einfluß auf die Kunst, als ein Ganzes betrachtet, nie ganz verlieren; aber oft kann der Künstler den Sitten voran eilen, indem er sich losreißt von den Wurzeln des wirklichen Lebens, und in einer andern Welt, einem andern Zeitalter einheimisch macht. Wer sieht aber nicht ein, daß hierdurch die Wahrheit ihrer Werke höchlich gefährdet, und hinwiederum durch den Mangel an Wahrheit ihr sittlicher Einfluß vermindert werde? denn daß die alte Poesie die moderne an innerer Wahrheit bei weitem übertreffe, ist auch dem blödesten Auge sichtbar. Und warum anders, als weil sie Menschen und Sitten nehmen durfte, wie sie waren ohne Travestirung in ein fremdes Kostum. Und warum wirkte sie mächtiger? Aus dem nämlichen Grunde. In ihr fand der Grieche immer seine Welt, eine Welt, die ihn eben darum auf das Mannigfaltigste anregte, und in dem poetischen Lichte, das sie umglänzte, zerfloß doch nie die wahre Gestalt und der feste Umriß jener ächt hellenischen Natur. Wie viel sind aber der Werke des schaffenden Geistes auf dem Gebiete der neuern Kunst, von denen ein Gleiches zu rühmen wäre? Sind nicht die meisten der Widerschein einer fremden Welt? Oft auch nur der Reflex des Wiederscheins, ja noch weniger? Und wie oft dringt in diese fremde, mühsam construirte Welt die häßliche Ungestalt der wirklichen übermächtig ein, wie etwa die repräsentirende Steifheit in die Römer= und Griechenwelt der französischen Tragödie! Und wie die moderne bildende Kunst, um höheren Forderungen Genüge zu leisten, in der Darstellung des Wirklichen die Wahrheit verlassen, und bei dem Alterthume oder in der Fremde eine schöne Lüge erbetteln muß, oft mit Gefahr, die ganze Individualität ihres Objectes zu verdüstern; so auch die Poesie, die eben darum einen so unsichern und bestrittenen Stand hat, weil sie den wirklichen Boden zu betreten scheut, und auf dem erträumten nur eine schwankende Grundlage findet. Die Stimme vaterländischer Poesie, die, als eine milde und göttliche Lehrerin, den Sinn der hellenischen Jugend für das Schönste und Höchste der Menschheit öffnete, verstummte auch dem erwachsenen Geschlechte nicht. Und nicht in den todten Buchstaben der Schrift eingekerkert erschien sie ihm, als ein gelegentlicher Zeitvertreib für leere Stunden, sondern in den heiligsten Momenten des Lebens trat sie im festlichen Schmucke, meist von Tanz und Tonkunst geleitet, begeistert und begeisternd, zu ihm hin. Wie sie, die Tochter der Musen, aus der Gesellschaft der Götter unter die Sterblichen getreten war, so erschien sie auch immer fort am liebsten in der Gemeinschaft der Götter, bei ihren heiligen Festen und Spielen, und führte, indem sie den Nebel der Gegenwart theilte, die Blicke der Menschen zu einer höheren Welt hinauf. Die Liebe der Athenäer zu dem Schauspiele ist oft als ausschweifend

und verderblich getadelt worden. Was sich aus ökonomischen Gründen für diesen Tadel sagen lasse, mag auf sich beruhen; aber die Liebe zu einem so hohen und ernsten Spiel, als die Tragödie war, möchte eher ein Lob als ein Tadel sein. Hier oder nie ist die Bühne eine Schule gewesen; denn in seiner vollendeten Gestalt war das Trauerspiel ein Symbol menschlicher Sittlichkeit. In ihm vereinigte sich die reichste Fülle des Stoffes mit der weisesten Beschränkung, und die freiste Natur war dem strengsten Gesetze auf das Innigste vermählt. In dem Kelche Melpomenens mischt sie, was den Geist stärken und mildern, erheben und mäßigen kann, und indem sie ihm die Menschheit in ihrer höchsten Erhebung und in ihrer größten Abhängigkeit zeigt, zerstört sie die Willkür der Selbstsucht und reinigt das Gemüth, indem sie es bis in seine zartesten Fibern erschüttert. Immer zielte die alte Tragödie auf das Höchste hin, ohne schielende Zweideutigkeit, und ohne einen Vertrag zu schließen mit der Verworrenheit der Welt. Hier wurde in den mannigfaltigsten Beispielen Furcht der Götter, Scheu vor dem Uebermuthe und thörichtem Selbstvertrauen gelehrt, und der Sturz und die Noth der Mächtigen, und der Könige war nicht etwa, wie manche in ihrer Gemeinheit wähnten, als ein Vergnügen für den demokratischen Pöbel gemeint, sondern als ein Aufruf an die Starken und Stolzen zu weiser Mäßigung, und als eine Aufforderung, durch Erkennung der engen Schranken menschlicher Willkür die unendliche Kraft sittlicher Freiheit zu ehren.

Die höchste Vollendung hat das griechische Trauerspiel in den Werken des Sophokles erhalten. So wie in den Tragödien des Aeschylus durch ein unverhältnißmäßiges Streben nach dem Gigantischen, so wird beim Euripides das Gleichgewicht durch sein Streben nach mancherlei Effect gestört. Bei ihm vermissen wir zuerst das schöne Selbstvergessen jener alten Dichter, die in die Beschauung ihrer poetischen Welt versunken, den Ansprüchen des eignen Ich keine Stimme verstatten; und die Einmischung eigner Gefühle und Ansichten stört bei ihm je zuweilen die stille Größe und den ursprünglichen Adel der tragischen Bühne. Ob er schon bei jeder Gelegenheit, oft auch zur ungelegenen Zeit, Lehren ausstreut und überall von nützlicher Weisheit überfließt, so steht doch seine Poesie an ächter poetischer Weisheit und an sittlicher Vollkommenheit der sophokleischen nach. Die Ueppigkeit des allzugehäuften Stoffes, die Heftigkeit, mit welcher sich die Leidenschaften ergießen, der Mangel an Mäßigung in Erregung schmelzender Gefühle, dieses und anderes ist nicht nur in ästhetischer Rücksicht tadelnswerth, sondern auch in sittlicher. Die Poesie wird unsittlich, sobald sie gemein wird. Es ist merkwürdig, daß die Komödie es war, welche dieses Gebrechen der Euripideischen Manier aufdeckte, und ihren verderblichen Einfluß auf die Sitten rügte; und daß unter allen komischen Dichtern gerade der diesen Fehler am unerbittlichsten strafte, dessen eigne Unsittlichkeit durch das gemeine Urtheil in den übelsten Ruf gebracht worden ist.

Indem nun hier von dem Einflusse der Poesie auf die Bildung der hellenischen Sitten gehandelt wird, darf die Komödie um desto weniger übergangen werden, da sie leicht als ein Beispiel der größten Unsittlichkeit, nicht blos des Volkes, sondern der griechischen Poesie überhaupt unsern Behauptungen entgegengestellt werden könnte. Da aber das ganze wunderbare Wesen dieser Gattung hier zu zergliedern der Raum nicht gestattet, so müssen wir uns begnügen, die Sittlichkeit dieser Dichtungsart, deren einziger vollständiger Repräsentant für uns Aristophanes ist, durch einige Bemerkungen zu rechtfertigen. Hier ist vor allen Dingen zu erwägen, daß die alte Komödie, in bacchischer Trunkenheit empfangen, bestimmt war, in dem Wahnsinne des Dionysos den Muthwillen zu entfesseln, dessen Bedürfniß tief in dem Innersten einer kräftigen Menschheit gegründet ist. Die Feste des Bacchos, wie so manche, aus demselben Bedürfnisse entsprungene Feste des kräftigen Mittelalters, die in dem Schooß der Kirche ohne Gefahr gepflegt wurden, verstatteten dem Menschen bisweilen eine kurze Rast

von dem drückenden Joche, womit der Verstand ihn in dem alltäglichen Leben belastet, und die ursprüngliche Freiheit brach in der Gestalt einer muthwilligen, aber harmlosen Freude durch die willkürlichen Schranken, welche dieser besonnene Lehrmeister zur Erhaltung der Zucht und Ordnung überall errichtet hat. Indem sich nun die alte Komödie dieses Triebes nach Ungebundenheit bemächtigt, reinigte sie ihn durch Poesie, indem sie den Schein an die Stelle der gemeinen Willkürlichkeit setzt, und das Gesetzlose mit dem Gesetze vermählt. Dabei aber kann sie der Wirklichkeit nicht entbehren. Sie bedarf eines festen Bodens zum Auftritt, und von der derben Sinnlichkeit, ohne welche jener Muthwille sich gar nicht regen konnte, steigt sie zu ihrer poetischen Höhe auf. Die Sinnlichkeit selbst aber und der rohe Trieb wird gereinigt, nicht durch Lehren, die an tauben Ohren vorübergleiten, sondern durch die Auflösung seiner Erscheinungen in ein geistiges Spiel des Witzes, das, weit entfernt ihn zu nähren, ihn abkühlt. Daher ist die von Witz trunkene Muse des Aristophanes mitten in den Umgebungen der Unkeuschheit züchtig, und mitten in dem scheinbaren Rausche des Muthwillens zeigt sie auf ernstem Gesichte den tiefen Sinn ihres Spiels. Auch in dem bacchantischen Getümmel, das die Einbildungskraft des Dichters schafft, bewahrt er ein besonnenes Gemüth, in welchem ein tiefer Unwille über die Nichtswürdigkeit lodert, die sein Muthwille dem Gelächter und Hohne des Publikums Preis gibt. Dieser Unwille allein hätte nur poetische Satyren erzeugt; der Witz allein hätte nur auf der Oberfläche gespielt; aber indem hier beides der flammenden Begeisterung zur Nahrung dient, dringt es in die geheimsten Tiefen des Lebens ein. Wie in den bildenden Künsten die Wahrheit, so ist auch sinnliche Derbheit nicht unsittlich, wenn sie Grundlage und Stoff poetischer Begeisterung wird; denn nur das ist es, was den thierischen Trieb allein so beschäftigt, daß es den Geist zugleich gefangen nimmt; nicht aber, was den Geist befreit und aus den Banden des sinnlichen Triebes löst. Die nackte Entschleierung des Geschlechtstriebes in den Komödien des Aristophanes ist freilich für moderne Augen, die nicht leicht den Stoff über der Form vergessen, zu roh; aber ihm war sie als Ingredienz einer komischen Welt unentbehrlich. Und nie hat er es auf Erregung der Lüsternheit angelegt. Nun sind aber nicht die Dinge an sich schändlich, sondern der Gebrauch, den man von ihnen macht, und die verschleierten Gemälde vieler neuern Dichter, die, wenn sie Tugend und Sünde freundschaftlich gepaart und den dünnen Schleier des Anstandes über die thierische Roheit gebreitet haben, für züchtig gelten wollen, sind nicht nur viel tadelnswerther als Aristophanes geistreiche Rhyparographien, sondern recht eigentlich sittenlos. Auch bei heiligen Festen wurde die unverhüllte Natur von ehrbaren Matronen umhergetragen, und dieses schien Niemandem unsittlich; denn die Würde des Festes heiligte den Gegenstand, der durch das Medium der Religion von dem innern Auge unschädlich angeschaut ward. So verwandelt und vergeistigt sich auch der Stoff der aristophanischen Komödie durch die Kühnheit der Dichtung; und wie die Mänade in den unberechneten Bewegungen ihres Enthusiasmus nicht Begierden entzündet, sondern Erstaunen erweckt und sympathetische Begeisterung erregt, so auch die mänadische Muse dieses wunderbaren Dichters, dessen Gemüth einer der keuschesten Weisen des Alterthums, der auch nicht sein Freund war, als ein ewiges und unvergängliches Heiligthum der Charitinnen preist.

Wir sind durch die Poesie, als eines der Bildungsmittel der Jugend, allmälig aus der Schule in die Welt der Erwachsenen geführt worden, und es kommt uns zu, noch dasjenige aufzusuchen, was hier, außer dem Erwähnten, gefunden wurde, und den Keim der Sittlichkeit, welchen die erste Erziehung geöffnet hatte, zu bewahren und weiter zu entwickeln.

Hier laden uns nun zuerst die Schulen der Philosophen in die Gärten des Akademus, oder an des Ilissus Ufer, und in die Hallen der Gymnasien ein,

wo Jünglinge und Männer an dem Munde der Weisen hingen, und gemeinschaftlich mit ihren oft jüngern Lehrern die Räthsel der Welt und ihres eignen Herzens zu lösen bemüht waren. Was nun hier durch das Wort der Lehre und bestimmt ausgesprochene Gesetze der Tugend habe geleistet werden können, ist zu erwähnen und anzupreisen nicht nöthig; die neuere Welt besitzt diese Gaben in gleichem Grade und reichlicher; aber warum sie nicht Gleiches wirke, oder warum die Schulen der Wissenschaft und Weisheit des Alterthums ihre Jünger meist nicht blos Gelehrter, sondern besser entließen, diese Frage kann nicht unberührt bleiben. Hier darf nun zuerst nicht vergessen werden, daß manche Schulen der Philosophie eigentliche Bildungsschulen und Erziehungsinstitute für Erwachsene waren, wie die des Pythagoras, welcher nicht blos lehrte, sondern erzog. Dieses gilt aber, nur in einem geringeren Grade, auch von den meisten andern. Die Schüler waren nicht blos Zuhörer, sondern Gesellschafter ihres Lehrers; sie lebten mit ihm, und wurden durch ihn in die meisten Verhältnisse des Lebens eingeführt. Auch hier wirkte das Beispiel mehr als das Wort. Selten war einem Philosophen das Dunkel eines Hörsaals so werth, daß er nicht auch mit seinen Mitbürgern häufig verkehrte, und da beides, ihr Thun und ihre Lehre, öffentlich war, so war auch damit eine größere Nothwendigkeit der Uebereinstimmung zwischen beiden gegeben, durch welche ihr Leben lehrreich und ihre Lehre belebter wurde. So berührte der lebendige Verkehr zwischen dem Jünger und dem Meister in den verschiedenartigsten Verhältnissen das Gemüth auf die mannigfaltigste Weise, und die also empfangenen Lehren geleiteten den Jüngling und den Mann, als wohlwollende Dämonen, durch das Labyrinth seiner bürgerlichen Verhältnisse. Da geschah es denn, daß weise Männer, die ihren tiefen Glauben an das Göttliche durch begeisterte Worte und ein heiliges Handeln offenbarten, ganze Geschlechter der mitlebenden Menschen, wie an Zeus adamantenen Ketten emporhoben; und daß Jünglinge, Männer und Weiber, von frommer Begeisterung ergriffen, das Andenken und den Unterricht des dämonischen Lehrers durch ein würdiges Leben ehrten.

So ward, wenn schon nicht bei dem ganzen Volke, doch bei den Edelsten und Besten, den Mängeln abgeholfen, die in der Religion des Alterthums lagen. Daß die hellenische Religion in ihren einzelnen Elementen keine Muster der Sittlichkeit darbot, fällt in die Augen; doch haften alle sittlichen Gebrechen der Götter an ihrer Verkörperung. Nachdem die unbegränzte göttliche Natur einmal in den Schranken einer menschlichen Gestalt gefesselt war, schien ihre Göttlichkeit nur noch dadurch gerettet werden zu können, daß man sie den Zwanggesetzen der Menschheit nicht unterwarf. Ihre überschwengliche Kraft mochte frei streben, was sie wollte und konnte, und nur diese Kraft ist es, die in den wunderbaren Fabeln von ihren Kämpfen und Liebschaften hervortreten soll. Dem kräftigen und noch rohen Geschlechte, in dessen Einbildungskraft sich jene Fabeln gestalteten, konnte es nicht in den Sinn kommen, die Last des Sittengesetzes dessen freien Naturen aufzubinden, oder ihre Handlungen nach dem Maaßstabe menschlicher Tugenden zu messen; so wie auch sie ihrerseits weit entfernt waren, gleiche Ansprüche mit den Göttern zu machen und eine Sittenfreiheit zu fordern, die sie jenen als ein Recht ihrer höhern und glücklichern Natur zugestanden. Daher beschränkt sich die alte Religion auf die Anerkennung der höhern Macht der Götter, deren Willen die menschliche Schwachheit unterworfen war; und da dieses Verhältniß durch jede Art des Uebermuths verletzt zu werden schien, am vollkommensten und reinsten aber in der freien Beschränkung der eignen Kraft hervortrat, so entsprang hieraus die Idee von einem richterlichen Amte der Götter, die den Uebermuth in jeder Gestalt bestraften und sich der bescheidenen Mäßigung freuten. Wenn also auch die Idee der Götter nicht zu Mustern der Heiligkeit taugte, so war sie doch tauglich, der Unsittlichkeit Schranken zu setzen. Außerdem

aber wirkte die Religion, wenn wir ihre Ausübung betrachten, wie die Dichtkunst, auf das ganze Gemüth belebend und erhebend durch innere poetische Fülle und äußere Schönheit. Ihr eigentlicher Mittelpunkt war Freude und Heiterkeit, und ihre wirkende Kraft war desto mächtiger, da sie auf dem vaterländischen Boden erwachsen und überall mit dem eigenthümlichsten Leben seiner Bewohner durchflochten war. In allen ihren Theilen war sie hellenisch und ächt national, und nur durch den Nimbus des Alterthums, aus dem sie hervorgetreten war, von der Wirklichkeit getrennt. Diese Götter, deren Abbildungen Tempel und Altäre schmückten, hatten in einer schönern Zeit unter ihren Ahnen gewandelt; unter ihnen hatten sie geliebt und sich menschlich erfreut; ihr Blut hatte sich mit den edelsten Geschlechtern gemischt, und noch spät erfreuten sie sich der Enkel, die solcher Gemeinschaft entwachsen waren. Ihre Tempel erhoben sich an den Stellen, welche ihre Wunder geheiligt hatten, und ihre Feste feierten und erhielten die Erinnerung an die Zeiten ihrer Gegenwart und Wirksamkeit unter dem begünstigten Volk. Ganz Hellas glich einem irdischen Olymp, und auf jedem Schritte begegneten der Einbildungskraft und den Augen des Wanderers die Gestalten der Himmlischen in mannigfaltiger Schönheit und Alter. Uralte Heiligthümer, schauervolle Haine, heilige Quellen, düstre Grotten und wolkenumhüllte Gbirge, wo sie ihre Tänze und Spiele feierten, riefen ihn überall und ohne Unterlaß in ihre Gemeinschaft, und erfüllten ihn mit dem Gedanken, daß sich die Menschen in diesen, den Göttern eignen Grenzen schüchtern angebaut hätten, um sich ihrer beglückenden Nähe freuen zu können.

So wurde durch den heitern Verkehr mit selbstgeschaffenen Göttern die Einbildungskraft ohne Unterlaß poetisch bewegt und die Idee des Göttlichen genährt. Die Selbstsucht niederzuschlagen, durch heilige Scheu vor der überall nahen Macht die rohe Natur zu bändigen und durch erquickende Heiterkeit einem frommen Gemüthe zu lohnen und es über die Schranken der Gegenwart zu erheben, war auch diese mangelhafte Religion vollkommen geschickt. Und auch dadurch ward ihre Wirksamkeit vermehrt, daß ihre Offenbarungen nicht auf Eine Zeit beschränkt waren und der Mund der Unsterblichen immerfort zu den Sterblichen sprach. Ihre Stimmen erfüllten die Welt und wendeten sich an jedes stille Gemüth, das sie aufzunehmen fähig war. In Träumen, Vorbedeutungen und Ahnungen wurden sie vernommen, und aus dem heiligen Dunkel der Orakel schallten sie vernehmlich dem Volke, lehrend, ermahnend, schreckend. Denn ungereimt ist es und ein Ausspruch der Unwissenheit, bei diesen Instituten nur an frommen Betrug zu denken, welcher erst dann einriß, als der uralte Glaube erloschen war und ihn zu beleben auch der Betrug nichts mehr half. Viele derselben, vielleicht die meisten, waren auf eine natürliche Beschaffenheit der Gegend gegründet und eine Wohlthat für die Nation, welche durch sie an die Ausübung der heiligsten Pflichten mit desto größerm Nachdruck erinnert wurde, je unmittelbarer diese für göttlich geachteten Erinnerungen in das Leben eingriffen.

Eine andere Art sittlicher Offenbarungen, die auf eine andere Weise die Gemüther der Hellenen sittlich anzuregen und zu bewegen diente, bot die bildende Kunst an. Aus der Religion war sie hervorgegangen, und die Reinheit, Sittlichkeit und Würde, die in ihren Werken strahlte, zeugte für den frommen Ursprung und führte den Beschauer zu diesen Quellen zurück. Wenn man meint, die große Ueberlegenheit der Hellenen in den bildenden Künsten von ihrer feinern Sinnlichkeit ableiten und vornehmlich die Darstellung des menschlichen Körpers aus den häufigen Gelegenheiten, das Nackte zu sehen, erklären zu können, so sollte man doch nie vergessen, daß feine Sinnlichkeit für sich nur Wollust, das Studium des Nackten aber nur sinnliche Wahrheit begründen könne. Aber nie, oder doch nur in einzelnen abschweifenden Erscheinungen ist die Kunst der Griechen wollüstig, immer ist sie unendlich mehr gewesen als sinnlich wahr. Ursprünglich

bestimmt, den Himmel auf die Erde einzuführen und den Menschen das ersehnte, gefahrlose Zuschauen der Unsterblichen zu verschaffen, war sie von ihrem ersten Ursprunge an rein und keusch, und auch in ihrer steifen Unvollkommenheit durch hohe Würde und stillen Ernst wahrhaft göttlich. Nur den Stoff und die Gestaltung des todten Stoffes lieh sie dem Irdischen ab, aber das Todte wurde von dem Gemüthe des Schaffenden beseelet und das Irdische durch die Kraft einer göttlichen Begeisterung geheiligt. Wachend und träumend sahen die Künstler die Gestalten der Götter; die Flammen ihrer Andacht durchdrangen die Masse und warfen über die unverhüllte Nacktheit den mystischen Schleier der Unschuld und Reinigkeit. Wie ihr Ursprung, so war auch die Wirkung dieser Bilder. Wie vor der Gegenwart der Götter selbst unreine Dämonen wichen, so wichen auch vor ihren Bildern unheilige Gedanken, und die Dämonen der sinnlichen Knechtschaft nahten dem Gemüthe des Schauenden nicht. So war die Wirkung jener hohen, sittlichen Grazie, die aus dem Gemüthe des Künstlers in sein Werk überging. Vergebens sucht ihr diese Grazie in der Bildung und Zusammenfügung der Glieder; vergebens wähnt ihr sie aus der Vergleichung des Schönen und Schönern mühsam herauszusammeln; nur in dem Heiligthume eines keuschen und harmonischen Gemüthes wird sie, wie die Göttin der Schönheit, aus des Meeres reinem Krystall empfangen und tritt aus ihm in die Gestalt, geheimnißvoll geboren, wie alles Göttliche und auf gleiche Weise geheimnißvoll und harmonisch wirkend.

Dieselbe sittliche Grazie aber ist in gleichem Maaße über die hellenischen Werke der redenden Künste verbreitet, und durchdringt, bald mit mehr Ernst, bald mit mehr Anmuth vermählt, die classischen Schriften ihrer Geschichtsschreiber, Philosophen und Redner. Sie war die Bedingung jeder öffentlichen Erscheinung, und als durch die Gewalt äußerer Einflüsse die Sitten der Nation ausgeartet waren, blieb doch der Anstand, das Symbol der Sittlichkeit, und selbst der zarte Sinn für das Schöne, Gute und Große, durch so viele classische Muster genährt und geübt, erhielt sich bis in die spätesten Zeiten.

Nachdem wir die geistigen Quellen angezeigt haben, aus denen die sittliche Bildung der Hellenen geflossen zu sein scheint, wäre auch noch von den äußern Mitteln zu reden, die in ihrer Lage und Verfassung auf die Erhaltung der sittlichen Bildung wirkten. Diese sollen aber nur mit wenigen Worten berührt werden. Zuerst wollen wir an die Einfachheit des Lebens, der Bedürfnisse und Geschäfte des Alterthums erinnern, wodurch nicht nur ein schlichter Sinn erhalten, sondern auch vieles Böse und viele Verworrenheit vermieden wurde. Auch der unbemittelte Bürger durfte doch nicht sein ganzes Leben und alle seine Kraft der mühsamen Erhaltung des Daseins aufopfern, und gleichsam nur leben, um nicht zu sterben; und die Verwaltung eigner und öffentlicher Geschäfte entriß keinem den Genuß der Muße so ganz, daß er darüber sein höheres Leben verloren hätte. Es war gewiß kein unbedeutender Grund der höhern Vortrefflichkeit der griechischen Nation, daß der Staat auch seinen Verwaltern eine freiere Bewegung verstattete, und daß die Rotation der Ehrenämter in das Leben der Bürger einen erfreulichen Wechsel von Thätigkeit und Muße brachte. Ferner war der größere Theil der Geschäfte, die das gemeine Leben forderte, nicht nur eine Schule und Prüfung der Klugheit, sondern noch weit mehr der Gerechtigkeit, der Uneigennützigkeit und des Wohlwollens. Die meisten waren so an das Ganze geknüpft, daß auch das Geringfügige durch die beseelende Idee des Ganzen veredelt ward; und was der christlichen Welt die Religion leistet, auch niedrigen und gemeinen Diensten den Stempel der Freiheit und Verdienstlichkeit aufzudrücken, das leistete den Alten die Idee der Vaterlandsliebe, deren Belebung das vorzüglichste Bestreben der alten Gesetzgeber war. Diese Idee war ursprünglich ebenfalls aus der Religion abgeleitet, wie denn überhaupt die Verfassung und Gesetzgebung der alten Staaten durchaus nach religiöser Heiligung strebte. In den Hainen von

Delphi, aus dem Munde des Loxias, empfing Lykurgus die Idee der spartanischen Verfassung; und die größten und weisesten Gesetzgeber des Alterthums lebten in der Gemeinschaft mit den Unsterblichen. Man denke hier nicht an unwürdigen Betrug. Jene Männer, die von der hohen Würde ihres Berufs begeistert, nicht in den Werkstätten des kalten Verstandes, sondern in der Tiefe ihres reichen Gemüthes die Mittel fanden, ihrem Berufe Genüge zu thun, fühlten allerdings die Gottheit und hörten ihre Stimme in den Eingebungen ihres eignen Geistes. Was Wunder, wenn die gemüthvolle Gesetzgebung auch fremde Gemüther ergriff? wenn sie auch auf die spätern Zeiten mit der Kraft einer Offenbarung wirkte? wenn jede Veränderung mit heiliger Scheu unternommen? wenn ihr Umsturz als ein Frevel gegen Götter und Menschen verabscheut wurde? Dieses ist mehr, als alle menschliche Sanctionen wirken können. Die Gesetze der neuen Welt können sich mit dem Schrecken der Gewalt umgeben; sie können durch die Nützlichkeit ihrer Wirkungen gefallen; aber indem sie fast immer nur die Klugheit in Anspruch nehmen, beschränken sie das Gemüth und verletzen oft den zarten Keim der Sittlichkeit. Dagegen führte die Gesetzgebung der Alten in das Land der Ideen. Den Gesetzen zu gehorchen, war nicht blos nothwendig und klug, sondern auch fromm, und was in unserer Zeit oft erkältet und oft erbittert, ward in der alten Welt eine heilsame Flamme, welche die Selbstsucht reinigte. So erduldeten die Spartaner die gewaltige Last der Opfer, welche der Staat ihnen abforderte, und, von der Idee des Gesetzes begeistert, brachten sie ihm selbst ihr Leben mit einer rührenden Freudigkeit dar. Diese Flamme des Patriotismus aber brannte um desto gewaltiger, je mehr sie durch die enge Beschränkung der Staaten zusammengehalten wurde; und daß sie nicht erlösche, dafür ward durch eine Menge öffentlicher Einrichtungen, Feierlichkeiten und Feste von der Geburt bis zum Tode gesorgt. So waren die alten Staaten recht eigentlich auf die Tugend gebaut, und der väterliche Sinn ihrer Gesetzgeber gab den Gemüthern der Bürger eine entschiedene Richtung zu guten Sitten. Ueberzeugt von der Untauglichkeit vieler Gesetze, und daß man nicht die Hallen mit Gesetztafeln, sondern die Seele mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müßte, suchten sie die Bürger zu dem Gefühle ihrer Würde zu erheben und hierdurch, nicht durch Strafen, gegen Fehler und Nichtswürdigkeit zu schützen. Die Bejahrten wachten über die Jüngern, und selbst mit der Glorie einer verdienten Würde umgeben, leuchteten sie der Jugend auf der Bahn des Ruhmes und der Tugend vor; die Scheu, welche sie einflößten, zügelte den jugendlichen Uebermuth; ihre Warnungen belehrten den Fehlenden, und ihr Zuruf feuerte den Muthigen an, unermüdlich nach dem Ziele zu ringen, wo sie selbst ihre Lorbeern gebrochen hatten. Die republikanische Freiheit, welche ohne strenge Sitten nicht erhalten werden kann, wurde durch eine solche Aufsicht, die nur väterlich war, nicht gekränkt; ja, diese ging aus dem Geiste der alten Verfassung nothwendig hervor. In mehrern Staaten wachten daher besondere Obrigkeiten nicht blos über die Beobachtung der Gesetze, sondern auch über die Sitten; und es ist bekannt, daß es in Athen zu den Pflichten des Areopagos gehörte, die Lebensart der Bürger zu beobachten, und diejenigen, welche unziemlich lebten, vor ihr Tribunal zu ziehen. Ein solches Gericht wurde ohne alle Kraft, ja es würde eine neue Quelle des Sittenverderbnisses geworden sein, wäre es mit einer andern Sanction bekleidet gewesen, als der Sanction der öffentlichen Meinung, die auf eine Tugend gegründet war. Diese war aber bei dem erwähnten Gerichte so entschieden, daß es ein allgemeiner Glaube war, kein Unwürdiger könne demselben beiwohnen, und wenn ein solcher der strengen Prüfung, die seiner Aufnahme vorausging, entschlüpft wäre, so würde er durch die Gemeinschaft mit so trefflichen und gesitteten Männern in Kurzem gebessert und ihnen ähnlich werden. So wurde auch in dem bürgerlichen Leben das Gute mehr durch Beispiel als Lehre, mehr durch väter-

liches Einwirken, als durch Gesetz und Strafe hervorgebracht. So lange dieser Geist in Griechenland herrschte, und er ist nicht eher ganz erloschen, als bis die Einmischung der feindseligsten Gewalt die innere Ordnung zerstörte, war die Jugend sittsam und nüchtern, und auch der bessere Theil der Erwachsenen, bei aller Brennbarkeit des südlichen Charakters, mäßig, edel und wohlwollend.

Wenn nun schon dem Leben der Neuern vieles ermangelt, was die Hellenen zu bilden diente, so daß kaum zu erwarten steht, daß je ein ganzes Volk sich zu gleichem Range erheben werde, so darf doch darum kein Einzelner verzagen, als ob er nicht für seine Person die Höhe erschwingen könnte, die er an den Heroen griechischer Tugend bewundert. Das Beispiel der alten Welt, so wie jedes von Größe und Heldentugend, wo es sich auch finden mag, soll nicht niederschlagend wirken, sondern erweckend, damit wir in unsern eignen Busen schauen, und die in uns schlummernden Kräfte aufrufen, und an uns darstellen mögen, was uns in Andern entzückt. Das Große und Edle ist nicht an Ein Land, noch an Ein Zeitalter geknüpft; es ist kein Boden, der es nicht trüge und überall wartet das schwellende Saamenkorn nur auf den günstigen Strahl, der seine Keime hervorrufe. Was in dem Alterthume frei gedieh, kann auch noch jetzt, wenn schon bei geringerer Begünstigung, dennoch in einzelnen Erscheinungen wirklich werden, und wer in seiner Tiefe den lebendigen Funken prometheischen Feuers spürt, der sündigt, wenn er ihn nicht aus allen Kräften zur Flamme anfacht. Er sündigt an sich und an dem mitlebenden Geschlecht. Auch noch jetzt wirkt, wie vormals, des Beispiels begeisternde Kraft; und wie der Blitzstrahl überall den verwandten Stoff aufsucht und ergreift, so geht auch die Flamme des Guten und Großen von einem verwandten Herzen zu dem andern, und schlägt, sich verbreitend, durch die Mittheilung herrlicher empor.

So hat uns die Anwendung dieser Betrachtungen mitten in die neue Welt und in dieses Land geführt, dessen erfreuliche Mitbürgerschaft durch die Gnade des weisesten und gütigsten Königs dem Redenden zu Theil geworden ist. Indem dieser hier zum ersten Mal in der Gesellschaft der berühmtesten und verdienstvollsten Männer und vor dem hohen und aufgeklärten Publikum dieser Königsstadt zu reden die Ehre hat, kann er es seinem Herzen nicht versagen, das Glück zu preisen, dessen er genießt, Zeuge des reinen und ruhmvollen Strebens zu sein, das dieses Land und den edlern Theil seiner Bewohner erfüllt, andern Völkern Germaniens Muster und Beispiel zu sein. Hier, wo alles Gute, Große und Schöne mit solchem Eifer aufgesucht und mit so vieler Gewissenhaftigkeit gepflegt wird, wo die Muster schöner, erhabner und liebenswürdiger Tugend auf dem Throne sitzen, wo die Besten den Thron umringen, wo Gerechtigkeit sich mit Milde, Macht, mit Liebe und Güte umschlingt, wo die aufblickenden Augen des glücklichen Volks über sich einen Sternenhimmel leuchtender Beispiele sehen; wo jede Kunst ihren Tempel, jede Wissenschaft ihre Altäre hat; hier darf das Aussterben alter, angestammter Tugenden nicht gefürchtet, hier darf das Aufblühen neuer und herrlicher Saaten mit Gewißheit erwartet werden.

8.

Ueber den Untergang der Freiheit der alten Völker.

Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 30. Jänner 1806, durch Johannes von Müller, Königl. Preuß. Geh. Kriegsrath [1]).

Der Stempel der Würde unsres Geschlechts, guter Menschen höchstes Gut, und der selten ganz, seltener auf lange erworbene Preis ihres edelsten Strebens, die Freiheit, in allen Verfassungsformen möglich, unmöglich allenthalben, wo Launen der Leidenschaft schrankenlos herrschen, wird hier in dem engern Sinne genommen, der die selbstständige Unabhängigkeit eines gemeinen Wesens von fremder Gewalt bezeichnet. Sie war wohl einst im Anfang der Völker. Aber Zeit und Zweck erlauben nicht hinaufzusteigen, wo aus der Vorwelt friedsamen Hütten über die Frechheit der Riesen, über den gewaltigen Jäger, die erste Klage kaum noch verständlich zu vernehmen ist! Wie könnten wir den Lauf so vieler Zeiten herab das immer neue Spiel verfolgen, das Leidenschaft, Verstand und Kraft mit schwacher Unschuld oder träger Vernachlässigung von jeher getrieben haben? Ohne zu erzählen, wie es kam, daß die natürliche Ordnung, welche aus Geschlechtern Stämme, aus diesen Völker werden läßt, durch Herrschsucht unterbrochen, mehr und mehr dem Kunstwerk großer Staaten wich, beschränken wir uns auf die Zeit, wo die ganze gebildete Welt, so weit sie damals bekannt war, mit Einschluß einiger barbarischer Völker, nach zwölfhundertjähriger Ermüdung ihre unhaltbare Freiheit endlich der Willkür eines eignen Herrschers zu übergeben sich genöthigt sah.

Als Augustus Cäsar die Welt übernahm, war jene Blüthe des griechischen Jugendalters, dessen Früchte in Vortrag und Kunst wir in unsrer späten Reife als unübertreffliche Muster mit Recht verehren, längst abgestreift, vergessen die antike Hoheit des wunderbaren Morgenlandes, erblichen und erstorben die Heldenkraft der ersten freien Völker. Nichts desto weniger, welche Welt! Von der scotischen Mauer bis an und über den Euphrat, von dem Sand hinter Cyrene bis an die Sümpfe Westphalens — der Sitz in der Mitte der cultivirtesten Völker, unter dem gemäßigten Himmelsstrich, überall die lachendste Fruchtbarkeit, das Meer von England bis an die Küste von Kolchis, die schönen Länder alle, und nicht, wie wenn sie jetzt von den Türken erobert würden, sondern im vollkommensten Bau, von den prächtigsten Städten geziert, überall Verfeinerung, Luxus, bei allen Ueberbleibseln der frühern, großen Zeit, und dabei Geist, Gelehrsamkeit, alle Stufen der Bildung in frohester Entwickelung. Diese Welt gehorchte Augustus, und gern.

Nichts wurde mehr vermieden, als der Anschein von Herrschaft. Sie wurde geübt, ja nicht genannt. Man durfte nicht wissen, daß Rom einen Herrn habe. Und wie viel erfand er, um den Unterworfenen alle müßigen Stunden mit Genüssen zu füllen und alle großen Talente mit Litteratur und Verwaltungen zu beschäftigen; wie wußte er die Werkzeuge der Macht, seine Legionen, zugleich zu ehren und fern und in Ordnung zu halten; Wohlstand aber und Frieden so zu begründen, daß man, anderer Zeiten zu gedenken, weder Muße noch Lust habe; indeß begünstigte er, daß Livius die Geschichte derselben freimüthig schrieb, auf daß Niemand glaube, er scheue sie, und sie habe sich geändert. So das Kaiserthum den Nationen einzuzaubern, war seine funfzigjährige Arbeit.

---

1) Johannes von Müller, geboren den 3. Januar 1752 zu Schaffhausen, starb den 29. Mai 1809 zu Cassel.

Wie aber, daß in vorigen Zeiten, wo, ich will nicht sagen, Verres raubte, wo zu der Ungerechtigkeit in Cypern Cato sich mißbrauchen ließ, und mit Wucher Brutus die Provinzen aussog, und wie, daß nachmals, bei der Tollheit, Härte und Herabwürdigung der nachfolgenden Cäsarn, beim Wanken des Throns, bei geoffenbartem Geheimniß der Schwäche, nie ein Versuch der Weltbefreiung unternommen ward? Ein Heer, bei weitem nicht zweimal so groß wie das preußische, vermochte, unter den widrigsten Umständen die Römerwelt in Gehorsam zu halten. Sollte wirklich die Stille der willkürlichen Beherrschung den Unruhen der Freiheit vorzuziehen sein?

Aber die größten Menschen aller Art hatten ihre hervorleuchtenden Eigenschaften in dem Kampfe zwischen vielen Parteien und Staaten entwickelt; Volksmenge, Reichthum, Litteratur, Künste waren nie glänzender, als während des Wetteifers der Nationen; man würde der Geschichte nicht glauben, was manche Länder waren, wenn nicht die Steine redeten, die Größe, die Pracht der Ueberbleibsel. Als alles Vorzügliche zusammengedrängt wurde in Eine Stadt, in die verdorbenste, als alle Nationen vor Einer sich beugen mußten, die selbst unterjocht war, hatte schon die nächste, etwas vollständige Geographie, Strabo, die Erödung unzähliger berühmter Städte, das Hinsterben anderer, anzumerken. Hundert Jahre verflossen, und in Trajans goldener Zeit waren in dem ganzen Peloponnesus weniger Menschen, als vorher in der einzigen Stadt Athen; zweihundert Jahre noch, da verfielen die unter August aufgeblühten Städte, lange vor den barbarischen Eroberungen, und das Reich nahm ab und wurde schwach, so daß endlich Gallien, das dem großen Dictator einen zehnjährigen Krieg und das Blut einer halben Million gekostet, unter Anführung eines kaum zwanzigjährigen Jünglings von etwa 25,000 Franken erobert und behauptet wurde. Ist das das Glück, der Flor, die Sicherheit, wofür der freie Stand selbstständiger Nationen bereitwillig hingegeben zu werden verdiente?

Hingegeben freilich war er und blieb es, aber nicht aus Hoffnung, weniger aus Gefühl bessern Seins. Es fielen die Völker und kamen nicht wieder empor, weil ihr Geist erloschen war.

Kein gemeines Wesen vermag zu bestehen ohne Tugend. Und was für eine Tugend? Ich meine das lebendige, thätige Gefühl, das jeder nicht für sich, sondern für ein gemeinsames Vaterland, und nicht für den vorbeifliegenden Augenblick dieses Lebens, sondern für das Wohl, auch der Zukunft, lebt. Hieraus fließt Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Selbstverleugnung, Todesverachtung, jede gute Eigenschaft und das wahre Glück des Lebens, Freundschaft und Liebe, Bewußtsein, Unbefangenheit. Aber als durch die asiatischen Kriege die Kenntniß vieler unbekannten Genüsse den Griechen Anlaß neuer Bedürfnisse wurde, wich die Vaterlandsliebe der marathonischen Helden, wichen die spartanischen Sitten der Habsucht. Von dem an trennte sich der Privatvortheil von dem öffentlichen Wohl; anstatt dem Vaterlande zu dienen, wurde sein Interesse den unersättlichen Begierden dienstbar gemacht, und seine Macht aus Eigennutz das Werkzeug fremder Eroberungen. Aus dieser Verderbniß kam, daß, da jeder alles an sich ziehen wollte, Herrschaft und Freiheit, für Alle unterging; es blieb der Blindheit ihrer Begierden zu lange verborgen, daß, was Jeder und was jede Stadt einbüßte, für Alle verloren war. Hierauf war die macedonische Herrschaft besonders verderblich, weil auf die bösen Künste der Volksverführung nichtswürdigere Hofcabalen folgten, und nach Alexanders Tod und bald erfolgter Ausrottung seiner schwachen Familie, die schnell eroberte Welt seinen Generalen preisgegeben blieb, deren die meisten ohne Bildung oder ohne Moralität, einem stolzen, raubsüchtigen Militär dienen mußten. In allen diesen Königen und Völkern fand Rom keine moralische Haltung; der morsche Bau durfte angerührt werden, und er fiel; Pompejus war den alten Helden nicht zu vergleichen, aber Asien hat er so bald genom-

men, als gesehen. Hin war, erloschen für immer, dieselbe männliche alte Tugend, ohne deren Feuer und Licht die politische Welt so wenig blühen kann als die physische ohne die Sonne. Sie war eine edle, liberale Umfassung; nun hatten die Gemüther, wie einschrumpfend, von dem Vaterland, von dem unsterblichen Lorbeer, von dem Gedanken einer ewigen Gerechtigkeit, ihren Sinn auf augenblicklichen Genuß zurückgezogen.

Doch Reichthum, Waffen, Witz hatten sie noch; die Nordafrikaner, die Barbaren Westeuropens, viele alte Tugend und kraftvolle Mannschaft; so daß Zusammenhang und Vereinigung helfen konnte. Allein zu spät faßte der große Mithridat einen solchen Gedanken. Daher von Vielen, ohne Nutzen für die Welt, unvergleichlich gestritten wurde, und alle nach einander vereinzelt fielen.

Alle Selbstständigkeit, alle Größe der Menschen beruhet auf der Kraft, wie der Gebrauch der Kraft auf dem Willen. Wer genau weiß, was er will, und immer und nachdrucksamst es will, dem werden die Mittel nicht fehlen. Aber nicht mit voller Kraft, noch beharrlich wollten jene Völker die Behauptung ihrer Selbstständigkeit: nicht als hätten Proconsuln, nicht als hätte der Schlaf unter demselben Despotismus, ärger als der im Grabe (denn er war doch unruhig) ihnen besser gefallen, als ihr vormaliger Zustand: aber sie waren durch Täuschung leichter einzuschläfern, weil sie die Erfahrung noch nicht vor sich hatten, durch welche ihr erbärmliches Elend und ihr unwürdiger Untergang nach so vielen Jahrhunderten spätere Völker drohend warnt. Also, abgespannt und verweichlicht, ergaben sie sich.

Zwei Institute, wodurch eine öffentliche Meinung und Stimme begründet wird, Religionsvorträge und unser Litteraturwesen, fehlten der alten Welt. In Gebräuchen war der Gottesdienst, ohne Lehrvorträge, die selbst den gemeinsten Theil der Menschen immer doch etwas aus dem Rohen herausarbeiten.

Bei des Christenthums dazumal anbrechendem Licht erschien die Welt nach und nach in dreifacher Ansicht; nicht als hätte das Licht sich geändert, aber nach der Gestaltung des Körpers, auf den es fiel: die damalige Welt, wie eine in unheilbarer Verdorbenheit ihrem Untergang entgegenreifende Unordnung: nachmals, unter den Barbaren, wie eine strenger Zucht bedürftige Bildungsanstalt; endlich, in der neuern Zeit, wie eine Haushaltung von Menschen, die, dem Zuchtmeister entwachsen, je nachdem sie das Erlernte benutzen oder vergessen, der Freiheit froh sind, oder in Dienstbarkeit stürzen. Dazumal war Hoffnungslosigkeit Quelle einer vollkommenen Gleichgültigkeit; diese ist der Tod der Seele.

Gelehrte hatten jene Alten, wie wir, aber ohne jene Mittel, welche die Berührungspunkte der Schriftsteller zu dem Publikum bei uns in das Unendliche vermehrt haben. Es fehlte diese Offenkundigkeit, diese tägliche Mittheilung, durch die Eine erleuchtende Ansicht, Ein entflammendes Wort, wenn auch eines gedrückten Mannes von Genie, jetzt blitzschnell durch Europa läuft, und, wenn die Stunde gekommen ist, wie mit einem electrischen Schlag einstmals Unzählige zu rühren vermag.

Der Werth des Daseins und richtigen Tons der öffentlichen Meinung ist wohl nirgend einleuchtender als in demjenigen Lande, wo der größte König aller Zeiten, dessen Gedächtniß wir feiern, das zuversichtliche Selbstgefühl und von der Tugend seiner Nachfolger die schön bekrönte Hoffnung hatte, daß er das Emporkommen einer freien öffentlichen Meinung nicht nur nicht gehindert, sondern auf alle Art begünstigt hat, wodurch die Freiheit bei uns reeller als irgend, und Sicherheit und Kraft des Staats von dem zufälligen Spiel der Umstände in der Maaße unabhängiger geworden, als der feste Wille eines glücklichen Volks jederzeit ein unberechnetes Gewicht in die politische Wagschale legen kann.

In der That, die öffentliche Meinung ist die Weltregentin, das Gesetz auch derjenigen, die sonst keins erkennen. Als aber mit dem ältern Plinius die welt=

umfassende Gelehrtheit und römischer Seelen herkömmlicher Ernst und mit Cornelius Tacitus der letzte Hauch freier Wahrheit und Gerechtigkeit verflogen, wurde von den meisten Gelehrten die Pflicht ihres Berufs aus den Augen gesetzt. Furchtsame und feile Seelen wollen wir der verdienten Vergessenheit nicht entziehen; überhaupt aber wich der männliche Sinn und eigenthümliche Verstand dialektischen Spitzfindigkeiten und den Träumereien der Theurgie. Nicht mehr belebte sie jene aus eignem Gefühl ergossene, unwiderstehlich mit fortreißende Flamme; es glänzte in übertriebenen Lobreden erkünstelter Witz, und von den Kenntnissen der Vorwelt, ein geistloser Apparat; nachgeahmt, excerpirt wurde (nicht ohne Glück von einigen) das Alterthum, Eigenthümlichkeit hatte nur der samosatische Spötter, welcher mit seinen Zeitgenossen, ihren Weisen und Göttern seinen Muthwillen trieb.

So fehlte dem entnervten Körper die herstellende Nahrung. Der Mensch in seiner Trägheit beklagt das unabwendbare Schicksal; der große Mann weiß ihm in die Räder zu greifen. Ein Zeitalter, allzuschwach für Glauben an die Götter und sich selbst, staunt Roms Ueberlegenheit an; aber der Mensch ist, was er will, wozu er sich macht.

Glücklich jede spätere Zeit, welche von der vergangenen unterrichtet wird! Darum hat Friedrich bis in seine höchsten Jahre die Lesung der Alten empfohlen; die ächte Gedächtnißfeier eines großen Mannes ist die Erinnerung dessen, was er geliebt.

9.

Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Eine akademische Antrittsrede Schiller's [1]).

Erfreuend und ehrenvoll ist mir der Auftrag, meine h. H. H., an ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern, das dem denkenden Betrachter so viele Gegenstände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann so herrliche Muster zur Nachahmung, dem Philosophen so wichtige Aufschlüsse, und Jedem ohne Unterschied so reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffnet — das große weite Feld der allgemeinen Geschichte. Der Anblick so vieler vortrefflichen jungen Männer, die eine edle Wißbegierde um mich her versammelt, und in deren Mitte schon manches wirksame Genie für das kommende Zeitalter aufblüht, macht mir meine Pflicht zum Vergnügen, läßt mich aber auch die Strenge und Wichtigkeit derselben in ihrem ganzen Umfang empfinden. Je größer das Geschenk ist, das ich Ihnen zu übergeben habe — und was hat der Mensch dem Menschen Größeres zu geben als Wahrheit? — desto mehr muß ich Sorge tragen, daß sich der Werth desselben unter meiner Hand nicht verringere. Je lebendiger und reiner Ihr Geist in dieser glücklichsten Epoche seines Wirkens empfängt und je rascher sich Ihre jugendlichen Gefühle entflammen, desto mehr Aufforderung für mich, zu verhüten, daß sich dieser Enthusiasmus, den die Wahrheit allein das Recht hat zu erwecken, an Betrug und Täuschung nicht unwürdig verschwende.

Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte; in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt. Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnden Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine

---

1) Mit dieser Rede eröffnete der Verfasser seine historischen Vorlesungen in Jena. Sie erschien zuerst im deutschen Merkur 1789 im November.

Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn; von Allem, was er sich *nahm* und *gab*, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist Keiner unter Ihnen Allen, dem Geschichte nicht etwas Wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedene Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber eine Bestimmung theilen Sie Alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten — sich als Menschen auszubilden — und zu dem Menschen eben redet die Geschichte.

Ehe ich es aber unternehmen kann, meine H. H., Ihre Erwartungen von diesem Gegenstande Ihres Fleißes genauer zu bestimmen, und die Verbindung anzugeben, worin derselbe mit dem eigentlichen Zweck Ihrer so verschiedenen Studien steht, wird es nicht überflüssig sein, mich *über diesen Zweck Ihrer Studien* selbst vorher mit Ihnen einzuverstehen. Eine vorläufige Berichtigung dieser Frage, welche mir passend und würdig genug scheint, unsere künftige akademische Verbindung zu eröffnen, wird mich in den Stand setzen, Ihre Aufmerksamkeit sogleich auf die würdigste Seite der Weltgeschichte hinzuweisen.

Anders ist der Studierplan, den sich der Brodgelehrte, anders derjenige, den der philosophische Kopf sich vorzeichnet. Jener, dem es bei seinem Fleiß einzig und allein darum zu thun ist, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen er zu einem Amte fähig und der Vortheile desselben theilhaftig werden kann, der nur darum die Kräfte seines Geistes in Bewegung setzt, um dadurch seinen sinnlichen Zustand zu verbessern und eine kleinliche Ruhmsucht zu befriedigen, ein solcher wird beim Eintritt in seine akademische Laufbahn keine wichtigere Angelegenheit haben, als die Wissenschaften, die er Brodstudien nennt, von allen übrigen, die den Geist nur als Geist vergnügen, auf das Sorgfältigste abzusondern. Alle Zeit, die er diesen letztern widmete, würde er seinem künftigen Berufe zu entziehen glauben, und sich diesen Raub nie vergeben. Seinen ganzen Fleiß wird er nach den Forderungen einrichten, die von dem künftigen Herrn seines Schicksals an ihn gemacht werden, und Alles gethan zu haben glauben, wenn er sich fähig gemacht hat, diese Instanz nicht zu fürchten. Hat er seinen Kursus durchlaufen, und das Ziel seiner Wünsche erreicht, so entläßt er seine Führerin — denn wozu noch weiter sie bemühen? Seine größte Angelegenheit ist jetzt, die zusammengehäuften Gedächtnißschätze zur Schau zu tragen, und ja zu verhüten, daß sie in ihrem Werthe nicht sinken. Jede Erweiterung seiner Brodwissenschaft beunruhigt ihn, weil sie ihm neue Arbeit zusendet, oder die vergangene unnütz macht; jede wichtige Neuerung schreckt ihn auf, denn sie zerbricht die alte Schulform, die er sich so mühsam zu eigen machte, sie setzt ihn in Gefahr, die ganze Arbeit seines vorigen Lebens zu verlieren. Wer hat über Reformatoren mehr geschrieen, als der Haufe der Brodgelehrten? Wer hält den Fortgang nützlicher Revolutionen im Reich des Wissens mehr auf, als eben diese? Jedes Licht, das durch ein glückliches Genie, in welcher Wissenschaft es sei, angezündet wird, macht ihre Dürftigkeit sichtbar; sie fechten mit Erbitterung, mit Heimtücke, mit Verzweiflung, weil sie bei dem Schulsystem, das sie vertheidigen, zugleich für ihr ganzes Dasein fechten. Darum kein unversöhnlicherer Feind, kein neidischerer Amtsgehülfe, kein bereitwilligerer Ketzermacher, als der Brodgelehrte. Je weniger seine Kenntnisse *durch sich selbst* ihn belohnen, desto größere Vergeltung heischt er von Außen; für das Verdienst der Handarbeiter und das Verdienst der Geister hat er nur *Einen Maßstab, die Mühe.* Darum hört man Niemand über Undank mehr klagen als den Brodgelehrten; nicht bei seinen Gedankenschätzen sucht er seinen Lohn, seinen Lohn erwartet er von fremder Anerkennung, von Ehrenstellen, von Versorgung. Schlägt ihm dieses fehl, wer ist unglücklicher als der Brodgelehrte? Er hat umsonst gelebt, gewacht, gearbeitet; er hat umsonst nach Wahrheit geforscht, wenn sich Wahrheit für ihn nicht in Gold, in Zeitungslob, in Fürstengunst verwandelt.

Beklagenswerther Mensch, der mit dem edelsten aller Werkzeuge, mit Wissenschaft und Kunst, nichts Höheres will und ausrichtet, als der Taglöhner mit dem Schlechtesten! der im Reiche der vollkommensten Freiheit eine Sklavenseele mit sich herum trägt! — Noch beklagenswerther aber ist der junge Mann von Genie, dessen natürlich schöner Gang durch schädliche Lehren und Muster auf diesen traurigen Abweg verlenkt wird, der sich überreden ließ, für seinen künftigen Beruf mit dieser kümmerlichen Genauigkeit zu sammeln. Bald wird seine Berufswissenschaft als ein Stückwerk ihn anekeln; Wünsche werden in ihm aufwachen, die sie nicht zu befriedigen vermag, sein Genie wird sich gegen seine Bestimmung auflehnen. Als Bruchstück erscheint ihm jetzt Alles, was er thut, er sieht keinen Zweck seines Wirkens, und doch kann er Zwecklosigkeit nicht ertragen. Das Mühselige, das Geringfügige in seinen Berufsgeschäften drückt ihn zu Boden, weil er ihm den frohen Muth nicht entgegen setzen kann, der nur die helle Einsicht, nur die geahnete Vollendung begleitet. Er fühlt sich abgeschnitten, herausgerissen aus dem Zusammenhang der Dinge, weil er unterlassen hat, seine Thätigkeit an das große Ganze der Welt anzuschließen. Dem Rechtsgelehrten entleidet seine Rechtswissenschaft, sobald der Schimmer besserer Kultur ihre Blößen ihm beleuchtet, anstatt daß er jetzt streben sollte, ein neuer Schöpfer derselben zu sein, und den entdeckten Mangel aus innerer Fülle zu verbessern. Der Arzt entzweiet sich mit seinem Beruf, sobald ihm wichtige Fehlschläge die Unzuverlässigkeit seiner Systeme zeigen; der Theolog verliert die Achtung für den seinigen, sobald sein Glaube an die Unfehlbarkeit seines Lehrgebäudes wankt.

Wie ganz anders verhält sich der philosophische Kopf! — Eben so sorgfältig, als der Brodgelehrte seine Wissenschaft von allen übrigen absondert, bestrebt sich jener, ihr Gebiet zu erweitern, und ihren Bund mit den übrigen wieder herzustellen — herzustellen, sage ich, denn nur der abstrahirende Verstand hat jene Grenzen gemacht, hat jene Wissenschaften von einander geschieden. Wo der Brodgelehrte trennt, vereinigt der philosophische Geist. Frühe hat er sich überzeugt, daß im Gebiete des Verstandes, wie in der Sinnenwelt, Alles in einander greife, und sein reger Trieb nach Uebereinstimmung kann sich mit Bruchstücken nicht begnügen. Alle seine Bestrebungen sind auf Vollendung seines Gewissens gerichtet; seine edle Ungeduld kann nicht ruhen, bis alle seine Begriffe zu einem harmonischen Ganzen sich geordnet haben, bis er im Mittelpunkt seiner Kunst, seiner Wissenschaften steht, und von hier aus ihr Gebiet mit befriedigtem Blick überschauet. Neue Entdeckungen im Kreise seiner Thätigkeit, die den Brodgelehrten niederschlagen, entzücken den philosophischen Geist. Vielleicht füllen sie eine Lücke, die das werdende Ganze seiner Begriffe noch verunstaltet hatte, oder setzen den letzten noch fehlenden Stein an sein Ideengebäude, der es vollendet. Sollten sie es aber auch zertrümmern, sollte eine neue Gedankenreihe, eine neue Naturerscheinung, ein neu entdecktes Gesetz in der Körperwelt den ganzen Bau seiner Wissenschaft umstürzen: so hat er die Wahrheit immer mehr geliebt, als sein System, und gern wird er die alte mangelhafte Form mit einer neuern und schönern vertauschen. Ja, wenn kein Streich von Außen sein Ideengebäude erschüttert, so ist er selbst, von einem ewig wirksamen Trieb nach Verbesserung gezwungen, er selbst ist der Erste, der es unbefriedigt aus einander legt, um es vollkommener wieder herzustellen. Durch immer neue und immer schönere Gedankenformen schreitet der philosophische Geist zu höherer Vortrefflichkeit fort, wenn der Brodgelehrte in ewigem Geistesstillstande das unfruchtbare Einerlei seiner Schulbegriffe hütet.

Kein gerechterer Beurtheiler fremden Verdiensts als der philosophische Kopf. Scharfsichtig und erfinderisch genug, um jede Thätigkeit zu nutzen, ist er auch billig genug, den Urheber auch der kleinsten zu ehren. Für ihn arbeiten alle Köpfe — alle Köpfe arbeiten gegen den Brodgelehrten. Jener weiß Alles, was

um ihn geschieht und gedacht wird, in sein Eigenthum zu verwandeln — zwischen denkenden Köpfen gilt eine innige Gemeinschaft aller Güter des Geistes; was Einer im Reiche der Wahrheit erwirbt, hat er Allen erworben. — Der Brodgelehrte verzäunet sich gegen alle seine Nachbarn, denen er neidisch Licht und Sonne mißgönnt, und bewacht mit Sorge die baufällige Schranke, die ihn nur schwach gegen die siegende Vernunft vertheidigt. Zu allem, was der Brodgelehrte unternimmt, muß er Reiz und Aufmunterung von Außen her borgen: der philosophische Geist findet in seinem Gegenstand, in seinem Fleiße selbst, Reiz und Belohnung. Wie viel begeisterter kann er sein Werk angreifen, wie viel lebendiger wird sein Eifer, wie viel ausdauernder sein Muth und seine Thätigkeit sein, da bei ihm die Arbeit sich durch die Arbeit verjünget. Das Kleine selbst gewinnt Größe unter seiner schöpferischen Hand, da er dabei immer das Große im Auge hat, dem es dienet, wenn der Brodgelehrte in dem Großen selbst nur das Kleine sieht. Nicht was er treibt, sondern wie er das, was er treibt, behandelt, unterscheidet den philosophischen Geist. Wo er auch stehe und wirke, er steht immer im Mittelpunkt des Ganzen; und so weit ihn auch das Object seines Wirkens von seinen übrigen Brüdern entferne, er ist ihnen verwandt und nahe durch einen harmonisch wirkenden Verstand; er begegnet ihnen, wo alle hellen Köpfe einander finden.

Soll ich diese Schilderung noch weiter fortführen, oder darf ich hoffen, daß es bereits bei Ihnen entschieden sei, welches von den beiden Gemälden, die ich Ihnen hier vorgehalten habe, Sie sich zum Muster nehmen wollen? Von der Wahl, die Sie zwischen beiden getroffen haben, hängt es ab, ob Ihnen das Studium der Universalgeschichte empfohlen oder erlassen werden kann. Mit dem Zweiten allein habe ich es zu thun; denn bei dem Bestreben, sich dem Ersten nützlich zu machen, möchte sich die Wissenschaft selbst allzuweit von ihrem höhern Endzweck entfernen, und einen kleinen Gewinn mit einem zu großen Opfer erkaufen.

Ueber den Gesichtspunkt mit Ihnen einig, aus welchem der Werth einer Wissenschaft zu bestimmen ist, kann ich mich dem Begriff der Universalgeschichte selbst, dem Gegenstand der heutigen Vorlesung, nähern.

Die Entdeckungen, welche unsere europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein eben so lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel. Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannigfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Kultur weit genug würden fortgeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlornen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen. Wie beschämend und traurig aber ist das Bild, das uns diese Völker von unserer Kindheit geben! und doch ist es nicht einmal die erste Stufe mehr, auf der wir sie erblicken. Der Mensch fing noch verächtlicher an. Wir finden jene doch schon als Völker, als politische Körper: aber der Mensch mußte sich erst durch eine außerordentliche Anstrengung zur politischen Gesellschaft erheben.

Was erzählen uns die Reisebeschreiber nun von diesen Wilden? Manche fanden sie ohne Bekanntschaft mit den unentbehrlichsten Künsten, ohne das Eisen, ohne den Pflug, einige sogar ohne den Besitz des Feuers. Manche rangen noch mit wilden Thieren um Speise und Wohnung, bei vielen hatte sich die Sprache noch kaum von thierischen Tönen zu verständlichen Zeichen erhoben. Hier war nicht einmal das so einfache Band der Ehe, dort noch keine Kennt-

niß des Eigenthums; hier konnte die schlaffe Seele noch nicht einmal eine Erfahrung fest halten, die sie doch täglich wiederholte; sorglos sah man den Wilden das Lager hingeben, worauf er heute schlief, weil ihm nicht einfiel, daß er morgen wieder schlafen würde. Krieg hingegen war bei allen, und das Fleisch des überwundenen Feindes nicht selten der Preis des Sieges. Andere, die, mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens vertraut, schon eine höhere Stufe der Bildung erstiegen hatten, zeigten von Knechtschaft und Despotismus ein schauderhaftes Bild. Dort sah man einen Despoten Afrika's seine Unterthanen für einen Schluck Branntwein verhandeln: hier wurden sie auf seinem Grab abgeschlachtet, ihm in der Unterwelt zu dienen. Dort wirft sich die fromme Einfalt vor einem lächerlichen Fetisch, und hier vor einem grausenvollen Scheusal nieder; in seinen Göttern malt sich der Mensch. So tief ihn dort Sklaverei, Dummheit und Aberglaube niederbeugen, so elend ist er hier durch das andere Extrem gesetzloser Freiheit. Immer zum Angriff und zur Vertheidigung gerüstet, von jedem Geräusch aufgescheucht, reckt der Wilde sein scheues Ohr in die Wüste; Feind heißt ihm Alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirthlicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen. Aber selbst da, wo sich der Mensch von einer feindseligen Einsamkeit zur Gesellschaft, von der Noth zum Wohlleben, von der Furcht zu der Freude erhebt — wie abenteuerlich und ungeheuer zeugt er sich unsern Augen! Sein roher Geschmack sucht Fröhlichkeit in der Betäubung, Schönheit in der Verzerrung, Ruhm in der Uebertreibung; Entsetzen erweckt uns selbst seine Tugend, und das, was er seine Glückseligkeit nennt, kann uns nur Ekel oder Mitleid erregen.

So waren wir. Nicht viel besser fanden uns Cäsar und Tacitus vor achtzehnhundert Jahren.

Was sind wir jetzt? — Lassen Sie mich einen Augenblick bei dem Zeitalter still stehen, worin wir leben, bei der gegenwärtigen Gestalt der Welt, die wir bewohnen.

Der menschliche Fleiß hat sie angebaut, und den widerstrebenden Boden durch sein Beharren und seine Geschicklichkeit überwunden. Dort hat er dem Meere Land abgewonnen, hier dem dürren Lande Ströme gegeben. Zonen und Jahrszeiten hat der Mensch durch einander gemengt, und die weichlichen Gewächse des Orients zu seinem rauhern Himmel abgehärtet. Wie er Europa nach Westindien und dem Südmeere trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen. Ein heiterer Himmel lacht jetzt über Germaniens Wäldern, welche die starke Menschenhand zerriß und den Sonnenstrahl aufthat, und in den Wellen des Rheins spiegeln sich Asiens Reben. An seinen Ufern erheben sich volkreiche Städte, die Genuß und Arbeit in munterm Leben durchschwärmen. Hier finden wir den Menschen in seines Erwerbes friedlichem Besitz sicher unter einer Million, ihn, dem sonst ein einziger Nachbar den Schlummer raubte. Die Gleichheit, die er durch seinen Eintritt in die Gesellschaft verlor, hat er wieder gewonnen durch weise Gesetze. Von dem blinden Zwang des Zufalls und der Noth hat er sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet, und die Freiheit des Raubthiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten. Wohlthätig haben sich seine Sorgen getrennt, seine Thätigkeiten vertheilt. Jetzt nöthigt ihn das gebieterische Bedürfniß nicht mehr an die Pflugschar, jetzt fordert ihn kein Feind mehr von dem Pflug auf das Schlachtfeld, Vaterland und Herd zu vertheidigen. Mit dem Arme des Landmanns füllt er seine Scheunen, mit den Waffen des Kriegers schützt er sein Gebiet. Das Gesetz wacht über sein Eigenthum — und ihm bleibt das unschätzbare Recht, sich selbst seine Pflicht auszulesen.

Wie viele Schöpfungen der Kunst, wie viele Wunder des Fleißes, welches

Licht in allen Feldern des Wissens, seitdem der Mensch in der traurigen Selbstvertheidigung seine Kräfte nicht mehr unnütz verzehrt, seitdem es in seine Willkür gestellt worden, sich mit der Noth abzufinden, der er nie ganz entfliehen soll; seitdem er das kostbare Vorrecht errungen hat, über seine Fähigkeit frei zu gebieten, und dem Ruf seines Genius zu folgen! Welche rege Thätigkeit überall, seitdem die vervielfältigten Begierden dem Erfindungsgeist neue Flügel gaben, und dem Fleiß neue Räume aufthaten! — Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten. Alle denkenden Köpfe verknüpft jetzt ein weltbürgerliches Band, und alles Licht seines Jahrhunderts kann nunmehr den Geist eines neuern Galilei und Erasmus bescheinen.

Seitdem die Gesetze zu der Schwäche des Menschen heruntergestiegen, kam der Mensch auch den Gesetzen entgegen. Mit ihnen ist er sanfter geworden, wie er mit ihnen verwilderte; ihren barbarischen Strafen folgen die barbarischen Verbrechen allmälig in die Vergessenheit nach. Ein großer Schritt zur Veredlung ist geschehen, daß die Gesetze tugendhaft sind, wenn auch gleich noch nicht die Menschen. Wo die Zwangspflichten von den Menschen ablassen, übernehmen ihn die Sitten. Den keine Strafe schreckt und kein Gewissen zügelt, halten jetzt die Gesetze des Anstandes und der Ehre in Schranken.

Wahr ist es, auch in unser Zeitalter haben sich noch manche barbarische Ueberreste aus den vorigen eingedrungen, Geburten des Zufalls und der Gewalt, die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen sollte. Aber wie viel Zweckmäßigkeit hat der Verstand des Menschen auch diesem barbarischen Nachlaß der ältern und mittlern Jahrhunderte gegeben! Wie unschädlich, ja wie nützlich hat er oft gemacht, was er umzustürzen noch nicht wagen konnte! Auf dem rohen Grunde der Lehen-Anarchie führte Deutschland das System seiner politischen und kirchlichen Freiheit auf. Das Schattenbild des römischen Imperators, das sich diesseits der Apenninen erhalten, leistet der Welt jetzt unendlich mehr Gutes, als sein schreckhaftes Urbild im alten Rom — denn es hält ein nützliches Staaatssystem durch Eintracht zusammen; jenes drückte die thätigsten Kräfte der Menschheit in einer sklavischen Einförmigkeit darnieder. Selbst unsere Religion — so sehr entstellt durch die untreuen Hände, durch welche sie uns überliefert worden — wer kann in ihr den veredelnoen Einfluß der bessern Philosophie verkennen? Unsere Leibnitze uud Locke machten sich um das Dogma und um die Moral des Christenthums eben so verdient, als — der Pinsel eines Raphael und Correggio um die heilige Geschichte.

Endlich unsere Staaten — mit welcher Innigkeit, mit welcher Kunst sind sie in einander verschlungen! Wie viel dauerhafter durch den wohlthätigen Zwang der Noth als vormals durch die feierlichsten Verträge verbrüdert! Den Frieden hütet jetzt ein ewig geharnischter Krieg, und die Selbstliebe eines Staats setzt ihn zum Wächter über den Wohlstand des andern. Die europäische Staatengesellschaft scheint in eine große Familie verwandelt. Die Hausgenossen können einander anfeinden, aber hoffentlich nicht mehr zerfleischen.

Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer sollte in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neuern Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner — zum geistreichen Denker,

zum gebildeten Weltmann hinaufstieg? — die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.

So unermeßlich ungleich zeigt sich uns das nämliche Volk auf dem nämlichen Landstriche, wenn wir es in verschiedenen Zeiträumen anschauen! Nicht weniger auffallend ist der Unterschied, den uns das gleichzeitige Geschlecht, aber in verschiedenen Ländern darbietet. Welche Mannigfaltigkeit in Gebräuchen, Verfassungen und Sitten! Welcher rasche Wechsel von Finsterniß und Licht, von Anarchie und Ordnung, von Glückseligkeit und Elend, wenn wir den Menschen auch nur in dem kleinen Welttheil Europa aufsuchen! Frei an der Themse, und für diese Freiheit sein eigener Schuldner; hier unbezwingbar zwischen seinen Alpen, dort zwischen seinen Kunstflüssen und Sümpfen unüberwunden. An der Weichsel kraftlos und elend durch seine Zwietracht; jenseits der Pyrenäen durch seine Ruhe kraftlos und elend. Wohlhabend und gesegnet in Amsterdam ohne Ernte; dürftig und unglücklich an des Ebro unbenutztem Paradiese. Hier zwei entlegene Völker durch ein Weltmeer getrennt, und zu Nachbarn gemacht durch Bedürfniß, Kunstfleiß und politische Bande; dort die Anwohner Eines Stroms durch eine andere Liturgie unermeßlich geschieden! Was führte Spaniens Macht über den atlantischen Ocean in das Herz von Amerika, und nicht einmal über den Tajo und Guadiana hinüber? Was erhielt in Italien und Deutschland so viele Throne, und ließ in Frankreich alle, bis auf einen verschwinden? — Die Universalgeschichte löst diese Frage.

Selbst daß **wir** uns in diesem Augenblicke hier zusammen fanden, uns mit diesem Grade von Nationalkultur, mit dieser Sprache, diesen Sitten, diesen bürgerlichen Vortheilen, diesem Maaß von Gewissensfreiheit zusammen fanden, ist das Resultat vielleicht aller vorhergegangenen Weltbegebenheiten: die **ganze** Weltgeschichte würde wenigstens nöthig sein, dieses einzige Moment zu erklären; daß wir uns als Christen zusammen fanden, mußte diese Religion, durch unzählige Revolutionen vorbereitet, aus dem Judenthum hervorgehen, mußte sie den römischen Staat genau so finden, als sie ihn fand, um sich mit schnellem siegendem Lauf über die Welt zu verbreiten, und den Thron der Cäsaren endlich selbst zu besteigen. Unsere rauhen Vorfahren in den thüringischen Wäldern mußten der Uebermacht der Franken unterliegen, um ihren Glauben anzunehmen. Durch seine wachsenden Reichthümer, durch die Unwissenheit der Völker und durch die Schwäche ihrer Beherrscher mußte der Klerus verführt und begünstigt werden, sein Ansehen zu mißbrauchen, und seine stille **Gewissensmacht** in ein weltliches Schwert umzuwandeln. Die Hierarchie mußte in einen **Gregor** und **Innocenz** alle ihre Greuel auf das Menschengeschlecht ausleeren, damit das überhandnehmende Sittenverderbniß, und des geistlichen Despotismus schreiendes Skandal einen unerschrockenen Augustinermönch auffordern konnte, das Zeichen zum Abfall zu geben, und dem römischen Hierarchen eine Hälfte Europens zu entreißen, — wenn wir uns als protestantische Christen hier versammeln sollten. Wenn dies geschehen sollte, so mußten die Waffen unserer Fürsten Karln V. einen Religionsfrieden abnöthigen; ein **Gustav Adolph** mußte den Bruch dieses Friedens rächen, ein neuer allgemeiner Friede ihn auf Jahrhunderte begründen. Städte mußten sich in Italien und Deutschland erheben, dem Fleiße ihre Thore öffnen, die Ketten der Leibeigenschaft zerbrechen, unwissenden Tyrannen den Richterstab aus den Händen ringen, und durch eine kriegerische Hansa sich in Achtung setzen, wenn Gewerbe und Handel blühen, und der Ueberfluß den Künsten der Freude rufen, wenn der Staat den nützlichen Landmann ehren, und in dem wohlthätigen **Mittelstande**, dem Schöpfer unserer ganzen Kultur, ein dauerhaftes Glück für die Menschheit heranreifen sollte. Deutschlands Kaiser mußten sich in Jahrhunderte langen Kämpfen mit den Päpsten, mit ihren Vasallen, mit eifersüchtigen Nachbarn entkräften — Europa sich seines gefährlichen

Ueberflusses in Asiens Gräbern entladen, und der trotzige Lehenadel in einem mörderischen Faustrecht, Römerzügen und heiligen Fahrten seinen Empörungsgeist ausbluten — wenn das verworrene Chaos sich sondern und die streitenden Mächte des Staats in dem gesegneten Gleichgewichte ruhen sollten, wovon unsere jetzige Muße der Preis ist. Wenn sich unser Geist aus der Unwissenheit herausringen sollte, worin geistlicher und weltlicher Zwang ihn gefesselt hielt: so mußte der lang erstickte Keim der Gelehrsamkeit unter ihren wüthendsten Verfolgern aufs Neue hervorbrechen, und ein Al Mamun den Wissenschaften den Raub vergüten, den ein Omar an ihnen verübt hatte. Das unerträgliche Elend der Barbarei mußte unsere Vorfahren von den blutigen Urtheilen Gottes zu menschlichen Richterstühlen treiben, verheerende Seuchen die verirrte Heilkunst zur Betrachtung der Natur zurückrufen; der Müßiggang der Mönche mußte für das Böse, das ihre Werkthätigkeit schuf, von fern einen Ersatz zubereiten, und der profane Fleiß in den Klöstern die zerrütteten Reste des Augustischen Weltalters bis zu den Zeiten der Buchdruckerkunst hinhalten. An griechischen und römischen Mustern mußte der niedergedrückte Geist nordischer Barbaren sich aufrichten, und die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen, wann sie einen Weg zu dem Herzen finden, und den Namen einer Menschenbilderin sich verdienen sollte. — Aber hätte Griechenland wohl einen Thucydides, einen Plato, einen Aristoteles, hätte Rom einen Horaz, einen Cicero, einen Virgil und Livius geboren, wenn diese beiden Staaten nicht zu derjenigen Höhe des politischen Wohlstands emporgedrungen wären, welche sie wirklich erstiegen haben? Mit einem Wort — wenn nicht ihre ganze Geschichte vorhergegangen wäre? Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten zusammentreffen, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst Wachsthum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs Neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatze zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln!

Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden, die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Kultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unsern Speisen, und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel, und eben so viele neue Werkzeuge unsers Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der Amerika entdeckte, einen Vasco de Gama, der die Spitze von Afrika umschiffte?

Es zieht sich also eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen. Ganz und vollzählig überschauen kann sie nur der unendliche Verstand; dem Menschen sind engere Grenzen gesetzt. I. Unzählig viele dieser Ereignisse haben entweder keinen menschlichen Zeugen und Beobachter gefunden, oder sie sind durch kein Zeichen fest gehalten worden. Dahin gehören alle, die dem Menschengeschlechte selbst und der Erfindung der Zeichen vorhergegangen sind. Die Quelle aller Geschichte ist Tradition und das Organ der Tradition ist die Sprache. Die ganze Epoche vor der Sprache, so folgenreich sie auch für die Welt gewesen, ist für die Weltgeschichte verloren. II. Nachdem aber auch die Sprache erfunden, und durch sie die Möglichkeit vorhanden war, geschehene Dinge auszudrücken und weiter mitzutheilen, so geschah diese Mittheilung Anfangs durch den unsichern und wandelbaren Weg der Sagen. Von Munde zu Munde pflanzte sich eine solche Begebenheit durch

eine lange Folge von Geschlechtern fort, und da sie durch Media ging, die verändert werden und verändern, so mußte sie diese Veränderungen mit erleiden. Die lebendige Tradition oder die mündliche Sage ist daher eine sehr unzuverlässige Quelle für die Geschichte; daher sind alle Begebenheiten vor dem Gebrauche der Schrift für die Weltgeschichte so gut als verloren. III. Die Schrift ist aber selbst nicht unvergänglich; unzählig viele Denkmäler des Alterthums haben Zeit und Zufälle zerstört, und nur wenige Trümmer haben sich aus der Vorwelt in die Zeiten der Buchdruckerkunst gerettet. Bei Weitem der größere Theil ist mit den Aufschlüssen, die er uns geben sollte, für die Weltgeschichte verloren. IV. Unter den Wenigen endlich, welche die Zeit verschonte, ist die größere Anzahl durch die Leidenschaft, durch den Unverstand, und oft selbst durch das Genie ihrer Beschreiber verunstaltet und unkennbar gemacht. Das Mißtrauen erwacht bei dem ältesten historischen Denkmal, und es verläßt uns nicht einmal bei einer Chronik des heutigen Tages. Wenn wir über eine Begebenheit, die sich heute erst, und unter Menschen, mit denen wir leben, und in der Stadt, die wir bewohnen, ereignet, die Zeugen abhören und aus ihren widersprechenden Berichten Mühe haben, die Wahrheit zu enträthseln, welchen Glauben können wir zu Nationen und Zeiten mitbringen, die durch Fremdartigkeit der Sitten weiter als durch ihre Jahrtausende von uns entlegen sind? — Die kleine Summe von Begebenheiten, die nach allen bisher geschehenen Abzügen zurückbleibt, ist der Stoff der Geschichte in ihrem weitesten Verstande. Was und wie viel von diesem historischen Stoff gehört nun der Universalgeschichte?

Aus der ganzen Summe dieser Begebenheiten hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben. Das Verhältniß eines historischen Datums zu der heutigen Weltverfassung ist es also, worauf gesehen werden muß, um Materialien für die Weltgeschichte zu sammeln. Die Weltgeschichte geht also von einem Prinzip aus, das dem Anfang der Welt gerade entgegensteht. Die wirkliche Folge der Begebenheiten steigt von dem Ursprung der Dinge zu ihrer neuesten Ordnung herab; der Universalhistoriker rückt von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen. Wenn er von dem laufenden Jahr und Jahrhundert zu dem nächst vorhergegangenen in Gedanken hinaufsteigt, und unter den Begebenheiten, die das Letztere ihm darbietet, diejenigen sich merkt, welche den Aufschluß über die nächstfolgenden enthalten — wenn er diesen Gang schrittweise fortgesetzt hat bis zum Anfang, nicht der Welt, denn dahin führt ihn kein Wegweiser — bis zum Anfang der Denkmäler; dann steht es bei ihm, auf dem gemachten Weg umzukehren, und an dem Leitfaden dieser bezeichneten Facten, ungehindert und leicht, vom Anfang der Denkmäler bis zu dem neuesten Zeitalter herunter zu steigen. Dies ist die Weltgeschichte, die wir haben, und die Ihnen wird vorgetragen werden.

Weil die Weltgeschichte von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist, so müssen eben so viele Lücken in der Weltgeschichte entstehen, als es leere Strecken in der Ueberlieferung gibt. So gleichförmig, nothwendig und bestimmt sich die Weltveränderungen aus einander entwickeln, so unterbrochen und zufällig werden sie in der Geschichte in einander gefügt sein. Es ist daher zwischen dem Gange der Welt und dem Gange der Weltgeschichte ein merkliches Mißverhältniß sichtbar. Jene möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird. Da es ferner leicht geschehen kann, daß der Zusammenhang einer entfernten Weltbegebenheit mit dem Zustand des laufenden Jahres früher in die Augen fällt, als die Verbindung, worin sie mit Ereignissen

steht, die ihr vorhergingen oder gleichzeitig waren: so ist es ebenfalls unvermeidlich, daß Begebenheiten, die sich mit dem neuesten Zeitalter aufs Genaueste binden, in dem Zeitalter, dem sie eigentlich angehören, nicht selten isolirt erscheinen. Ein Factum dieser Art wäre z. B. der Ursprung des Christenthums und besonders der christlichen Sittenlehre. Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Factum für die Weltgeschichte wird: aber weder in der Zeit, wo sie sich zeigte, noch in dem Volke, bei dem sie aufkam, liegt (aus Mangel der Quellen) ein befriedigender Erklärungsgrund ihrer Erscheinung.

So würde denn unsere Weltgeschichte nie etwas anders, als ein Aggregat von Bruchstücken werden, und nie den Namen einer Wissenschaft verdienen. Jetzt also kommt ihr der philosophische Verstand zu Hülfe, und indem er diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder verkettet, erhebt er das Aggregat zum System zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden Ganzen. Seine Beglaubigung dazu liegt in der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths, welche Einheit Ursache ist, daß die Ereignisse des entferntesten Alterthums, unter dem Zusammenfluß ähnlicher Umstände von Außen, in den neuesten Zeitläufen wiederkehren; daß also von den neuesten Erscheinungen, die im Kreise unserer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden kann. Die Methode, nach der Analogie zu schließen, ist, wie überall, so auch in der Geschichte ein mächtiges Hülfsmittel: aber sie muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt, und mit eben so viel Vorsicht als Beurtheilung in Ausübung gebracht werden.

Nicht lange kann sich der philosophische Geist bei dem Stoffe der Weltgeschichte verweilen, so wird ein neuer Trieb in ihm geschäftig werden, der nach Uebereinstimmung strebt — der ihn unwiderstehlich reizt, Alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung, die er erkannt, zum Gedanken zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolg er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sieht, als Mittel und Absicht zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ungefähr, der gesetzlosen Freiheit zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freilich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureihen. Bald fällt es ihm schwer sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung so viel Regelmäßigkeit und Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte, eine so heitere Gestalt zu gewinnen. Er nimmt also diese Harmonie aus sich selbst heraus, und verpflanzt sie außer sich in die Ordnung der Dinge, d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Prinzip in die Weltgeschichte. Mit diesem durchwandert er sie noch einmal, und hält es prüfend gegen jede Erscheinung, welche dieser große Schauplatz ihm darbietet. Er sieht es durch tausend beistimmende Facta bestätigt, und durch eben so viele andere widerlegt; aber so lange in der Reihe der Weltveränderungen noch wichtige Bindungsglieder fehlen, so lange das Schicksal über so viele Begebenheiten den letzten Aufschluß noch zurückhält, erklärt er die Frage für unentschieden, und diejenige Meinung siegt, welche dem Verstande die höhere Befriedigung und dem Herzen die größte Glückseligkeit anzubieten hat.

Es bedarf wohl keiner Erinnerung, daß eine Weltgeschichte nach letzterm Plane in den spätesten Zeiten erst zu erwarten steht. Eine vorschnelle Anwendung die-

ses großen Maaßes könnte den Geschichtsforscher leicht in Versuchung führen, den Begebenheiten Gewalt anzuthun, und diese glückliche Epoche für die Weltgeschichte immer weiter zu entfernen, indem er sie beschleunigen will. Aber nicht zu frühe kann die Aufmerksamkeit auf diese lichtvolle und doch so sehr vernachlässigte Seite der Weltgeschichte gezogen werden, wodurch sie sich an den höchsten Gegenstand aller menschlichen Bestrebungen anschließt. Schon der stille Hinblick auf dieses, wenn auch nur mögliche, Ziel muß dem Fleiß des Forschers einen belebenden Sporn und eine süße Erholung geben. Wichtig wird ihm auch die kleinste Bemühung sein, wenn er sich auf dem Wege sieht oder auch nur einen späten Nachfolger darauf leitet, das Problem der Weltordnung aufzulösen, und dem höchsten Geist in seiner schönsten Wirkung zu begegnen.

Und auf solche Art behandelt, m. H. H., wird Ihnen das Studium der Weltgeschichte eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren. Licht wird sie in ihrem Verstande und eine wohlthätige Begeisterung in ihrem Herzen entzünden. Sie wird Ihren Geist von der gemeinen und kleinlichen Ansicht moralischer Dinge entwöhnen, und, indem sie vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker aus einander breitet, wird sie die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht verbessern. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu fassen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschließen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Dasein in einem unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber.

Der Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten. Wie der Homerische Zeus sieht sie mit gleich heiterm Blicke auf die blutigen Arbeiten des Kriegs, und auf die friedlichen Völker herab, die sich von der Milch ihrer Heerden schuldlos ernähren. Wie regellos auch die Freiheit des Menschen mit dem Weltverlauf zu schalten scheine, ruhig sieht sie dem verworrenen Spiele zu; denn ihr weitreichender Blick entdeckt schon von fern, wo diese regellos schweifende Freiheit am Bande der Nothwendigkeit geleitet wird. Was sie dem strafenden Gewissen eines G r e g o r s und C r o m w e l l s geheim hält, eilt sie der Menschheit zu offenbaren: „daß der selbstsüchtige Mensch niedrige Zwecke zwar verfolgen kann, aber unbewußt vortreffliche befördert."

Kein falscher Schimmer wird sie blenden, kein Vorurtheil der Zeit sie dahinreißen, denn sie erlebt das letzte Schicksal aller Dinge. Alles, was a u f h ö r t, hat für sie gleich kurz gedauert: sie hält den verdienten Olivenkranz frisch, und zerbricht den Obelisken, den die Eitelkeit thürmte. Indem sie das feine Getriebe aus einander legt, wodurch die stille Hand der Natur schon seit dem Anfange der Welt die Kräfte des Menschen planvoll entwickelt, und mit Genauigkeit andeutet, was in jedem Zeitraume für diesen großen Naturplan gewonnen worden ist; so stellt sie den wahren Maaßstab für Glückseligkeit und Verdienst wieder her, den der herrschende Wahn in jedem Jahrhundert anders verfälschte. Sie heilt uns von der übertriebenen Bewunderung des Alterthums, und von der kindischen Sehnsucht nach vergangenen Zeiten; und indem sie uns auf unsere eigenen Besitzungen aufmerksam macht, läßt sie uns die gepriesenen goldenen Zeiten A l e x a n d e r s und A u g u s t s nicht zurückwünschen.

Unser m e n s c h l i c h e s Jahrhundert herbei zu führen, haben sich — ohne es zu wissen oder zu erzielen — alle vorhergehenden Zeitalter angestrengt. Unser sind alle Schätze, welche Fleiß und Genie, Vernunft und Erfahrung im langen Alter der Welt endlich heimgebracht haben. Aus der Geschichte erst werden

Sie lernen, einen Werth auf die Güter zu legen, denen Gewohnheit und unangefochtener Besitz so gern unsere Dankbarkeit rauben: kostbare theure Güter, an denen das Blut der Besten und Edelsten klebt, die durch die schwere Arbeit so vieler Generationen haben errungen werden müssen! Und welcher unter Ihnen, bei dem sich ein heller Geist mit einem empfindenden Herzen gattet, könnte dieser hohen Verpflichtung eingedenk sein, ohne daß sich ein stiller Wunsch in ihm regte, an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem vergangenen nicht mehr abtragen kann? Ein edles Verlangen muß in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, das wir von der Vorwelt überkamen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unsern Mitteln einen Beitrag zu legen, und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen. Wie verschieden auch die Bestimmung sei, die in der bürgerlichen Gesellschaft Sie erwartet — etwas dazu steuern können Sie Alle! Jedem Verdienst ist eine Bahn zur Unsterblichkeit aufgethan, zu der wahren Unsterblichkeit meine ich, wo die That lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte.

10.

Ueber den ästhetischen Standpunkt der Römer im Vergleich mit den Griechen.

Von Georg Gustav Samuel Köpke 1806 [1]).

Hochverehrte Versammlung!

Die rühmliche Vorliebe für die griechische Literatur, welche die Sprachgelehrten der letzteren Jahrzehende auszeichnet, hat nicht selten zu einer Ungerechtigkeit gegen die römische verleitet. Alles, was die Römer an schriftstellerischen Werken hinterließen, ist erborgt, hieß es; ihre Redner und Dichter verstehen nur nachzukünsteln, oder gar nur ungelenk und rauh zu übersetzen, was die griechischen Meister ihnen überlieferten. Keine eigene Ansicht weder in der Kunst noch in der Wissenschaft, sei einem Volke zu verdanken, welches gegen die Griechen als Halbbarbar in den Schatten trete; selbst dem ganzen bürgerlichen und politischen Leben der Römer sei der Stempel der uralten Rohheit aufgedrückt, welche gleich einem bösen Schicksal, das Schöne, eh es sich entwickelt, in den Staub getreten. Weder feine gesellige Kultur, noch die Ausbildung eines wahrhaft freien und reinen Gemüths in Einzelnen und Besseren entschädigen für den bäurischen, störrigen, übermüthigen Nationalcharakter, welcher jeden Nichtrömer beleidigen müsse. Und was endlich ihre wissenschaftliche Kultur betreffe, so könne man in jeder Disciplin vielleicht bei jedem einzelnen Gedicht und jedem Verse desselben nachweisen, an welchem der Griechen der Raub geschah, oder welcher der Griechen in dem einzelnen als Muster vorleuchtete.

Es ist kein Wunder, wenn die neueren Kunstrichter eine so scharfe Kritik sich erlaubten, da die eigenen Gelehrten des römischen Volkes eine ähnliche Sprache führten. Sparsam und kleinlaut in dem Lobe ihrer Landsleute, bezogen sich diese

---

1) Dr. Georg Gustav Samuel Köpke aus Medow bei Anklam, geboren den 4. Oct. 1773, gestorben den 28. Jun. 1837 als Director des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, zeichnete sich besonders als praktischer Schulmann aus, obgleich er auch als Schriftsteller, namentlich durch metrische Uebersetzung einiger Komödien des Terenz und des Plautus, sich verdient gemacht hat.

bei der Entwickelung ihrer Kunstregeln nur auf griechische Muster. Geschah dies vielleicht, weil sie die griechische Literatur als ein abgeschlossenes Ganzes betrachteten, welches eben deßwegen reiner und parteiloser Beispiele und Regeln abgeben könnte, oder weil sie in der griechischen Nation das höchste Mögliche der feineren Kultur erreicht glaubten, genug, sie, welche sich selbst einmal nach jenen gebildet hatten, nahmen nur von jenen den Maaßstab des Schönen und des Vollendeten.

Und gleichwohl können wir es nicht verschweigen, daß die Nationalehre der Römer uns gekränkt scheint, wenn sie zu bloßen Schülern und Nachsprechern der Griechen entwürdiget werden. Nicht blos in politischer, sondern auch in ästhetisch-moralischer Hinsicht zeigen sie in dem goldenen Zeitalter ihrer wissenschaftlichen Kultur eigene glänzende Seiten, und es sei uns heute erlaubt, auf einige derselben aufmerksam zu machen. Wir glauben die Wahl des Gegenstandes für den heutigen Tag um so eher rechtfertigen zu können, da der ehrwürdige Greis, dessen gefeierter Name unter den Wohlthätern dieses Gymnasiums als einer der edelsten und vornehmsten strahlt, vor allen andern Gegenständen des öffentlichen Unterrichts die römische Literatur zur Pflicht gemacht hat. Wir würden daher an dem, was als eifrigster Wunsch seine letzten Tage beschäftigte, einen sträflichen Verrath zu begehen glauben, wenn wir nicht, was in unsern Kräften steht, dazu aufwendeten, um den unserer Bildung anvertrauten Jünglingen das Studium der römischen Sprache werth zu machen, und Vorurtheile, welche sich dagegen auflehnen möchten, zu beseitigen.

Die Geschichte hat uns in den Römern ein Volk aufgestellt, welches von Seiten seiner politischen und bürgerlichen Höhe nie seines Gleichen gehabt hat, nie haben wird. Es ist nicht die Kunst zu morden, welche Römer zuerst in ein großes, furchtbares System gebracht, nicht die Menge der Eroberungen, nicht der unterjochte Erdkreis, welcher sie uns so hoch stellt; denn hierin haben kühne Anführer nomadischer Horden Aehnliches geleistet, und wir hätten von dieser Seite ein Recht, unserer Bewunderung für sie zu entsagen, wenn es den Dschingisen und Timurn auch nur meteorisch gelang, ihre blutbespritzten Fahnen durch eroberte Länder zu tragen. Es ist die Lösung eines Problems, welche zuerst den römischen Bürgern gelungen ist. Tausende von Völkern sind untergegangen im Strome der Zeit, und werden untergehen, ohne daß auch nur in den Ideenkreis ihrer Weisen und Vorsteher je ein Gedanke trat, wie ihn die römische Vorwelt als Begebenheit dargestellt hat. Die große Aufgabe ist gemeint, eine unbedeutende Pflanzstadt, nur von armseligen Flüchtlingen angebaut, durch Kriege und Unterhandlungen zur Herrscherin der Welt zu machen, diesen Plan von Geschlecht zu Geschlecht mit immer neuer, immer verstärkter Kraft zu verfolgen, aus den errungenen Siegen der Väter, aus den noch schwerer errungenen, mit Wunden und Tod bezahlten Belehrungen neue und glückliche Resultate zu ziehen, kurz, Jahrhunderte hindurch das Eine Gesetz zu verfolgen, daß der Sohn da fortfahre, wo der Vater, von seinem Verhängnisse ereilt, unvollendet lassen mußte.

Wahrlich, ein Erfolg der Art kann nicht durch bloße Thaten der Gewalt erzeugt werden. Hinzutreten muß selbst bei dem Gemeinsten des Volks eine Planmäßigkeit und Staatsweisheit, wie wir sie jetzt vielleicht in den Kabinetten der Fürsten bewundern würden, eine fast genialische Vollendung in der Kunst zu unterwerfen und zu beherrschen, eine Kraft des Charakters, welcher sich in der Nothwendigkeit, wie in der Freiheit, leicht und fest bewegt, endlich eine Vereinigung des Geistes mit dem Stoffe, wie sie sonst vielleicht nur höhere Naturen und die erleuchteten Häupter der Weisen zu durchdringen pflegt.

Es bedarf keines Beweises, daß durch die Großthaten der Römer und deren politischen Einfluß sich ein Nationalcharakter erzeugen mußte, in einer Schärfe und Bestimmtheit, wie die Welt ihn nie wiedersehen wird. Wenn ihre feste Anhänglichkeit am Gesetz und ihre Achtung für die Vorfahren, wenn ihr Muth und

ihre Tapferkeit sie den Spartanern verähnlichen, so nähern sie sich durch ihre Staatsklugheit und durch die vielfach verschlungenen Verhältnisse des bürgerlichen, durch die feinern und geistigern Bedürfnisse des häuslichen Lebens den Athenern, und es scheint, als wenn in ihnen nordische Kraft und Simplicität mit morgenländischer Kultur sich habe vermählen wollen. Welche Völkerähnlichkeiten indessen wir auch sonst noch in ihnen wahrnehmen möchten, so dürfen wir doch mit Wahrheit sagen, daß das Unterscheidende in ihnen, der vorherrschende Sinn für Größe und Würde, für aufopfernde Tugend und verdienten Ruhm, jenes hochherzige Vorstreben, welches fünf Jahrhunderte hindurch bei ihnen ausdauerte, daß dieser Geist, sage ich, gerade das ist, was ihnen einen eigenthümlichen Charakter aufprägt.

Einem Wunder müßte es gleichen, wenn ein Volk von dieser Eigenthümlichkeit der Sinnesart nicht einen eigenen ästhetischen Standpunkt haben sollte, und wenn auch die Gegner der römischen Originalbildung den Gedanken geltend zu machen suchten, daß es mit den eben aufgestellten Nationalzügen sich ganz wohl vertrage, daß diesem Volke der Sinn für das Schöne, als reines Element der ästhetischen Kultur, abgehe, so werden sie doch zugeben müssen, daß auch der Sinn für das Erhabene in ihnen seine Heimath findet, und daß das Wahre und Gute in seiner Urquelle mit dem Schönen zusammenfließt. Scheint es doch, als wäre selbst der ästhetische Sinn nichts anderes, als die Neigung des Gemüths, das Schöne mit dem Wahren zu vereinigen, und sowohl im Leben als in der Dichtung dieses mit jenem zu umkleiden. Diesen Sinn können wir uns aber von der Literatur eines Volkes ganz unabhängig vorstellen; es wäre denkbar, und vielleicht hat das Beispiel der Römer es bewiesen, daß er sich in den schriftstellerischen Werken einer Nation nicht mit der ungeschminkten Originalität ausspräche, welche ihn im Leben und in der Wirklichkeit auszeichnete. Denn es ist ein ewiger und unvermeidlicher Fluch für die Jüngern und Späterlebenden, daß sie als Nachahmer dessen erscheinen, was sie vielleicht eben so gut erfunden hätten, wenn ihnen das Verhängniß vergönnt hätte, früher zu leben. Dieser Fluch scheint besonders die Römer getroffen zu haben. Die Griechen hatten nun einmal die Höhen und Tiefen des großen Gebiets des menschlichen Geistes zuerst beleuchtet, und wenn daher in der moralischen und intellektuellen Welt für die Römer nicht mit demselben Glücke als in der moralischen irgend ein neues Feld zu entdecken war, so konnte für sie kein anderer Lorbeer zu erringen sein, als der, die älteren Entdeckungen zu benutzen, oder die oft verlorene Spur der früheren von neuem aufzusuchen und zu erweitern. Und diesen Ruhm haben sie unstreitig. Werfen wir nur auf einige Zweige der feinern Kultur unsern Blick, um das Gesagte in ein besseres Licht zu fassen! —

Betrachten wir die Römer zunächst in Hinsicht auf Poesie, so müssen wir freilich eingestehen, daß sie höchst wahrscheinlich in den meisten Zweigen derselben gegen die Griechen zurückblieben. Denn machten wir auch als ihre Schutzredner darauf aufmerksam, daß das Klima und die Natur ihres Landes so gut als bei den Griechen eine natürliche Organisation dafür begünstigte, und daß vielleicht grade das Verdienstlichste, welches ihre Originalität am sichersten beurkundet hätte, für uns unterging, so würden wir doch dem Einwurfe wenig oder nichts zu entgegnen haben, daß selbst die politischen Verhältnisse und Neigungen der Nation und der unstreitig mehr auf das Wahre als auf das Schöne gerichtete Sinn derselben der Poesie unter ihnen widerstrebt habe. Die rauhe Wahrheit des Lebens ergriff die Römer zu ernst und bitter; in einem Zeitraum von fünf Jahrhunderten gibt es für ihren Staat kaum einen kurzen Moment gefahrloser Ruhe. Es droht entweder der eben erst besiegte Feind einen neuen verzweiflungsvollen Kampf, oder das Unglück des Untergegangenen weckt die benachbarten Völker zum Streit auf, um ein ähnliches Schicksal von sich abzuwehren.

So spinnet sich Krieg aus Krieg, und jeder neue ist verhängnißvoller und blutiger, als die ihm vorangingen. Selbst die Muße fehlt, den süßen Träumen eines frühern, bessern Zeitalters sich hinzugeben, um vor der qualvoll bedrängten Gegenwart in das heitere Land der Phantasie zu flüchten. Auch ist das römische Volk vielleicht das einzige, vor welchem selbst nicht einmal der Schatten eines schönern idyllischen Lebens vorüberging. Krieg und Mord ist hier die Losung von Beginn her. Nie sahen die römischen Ahnherren, wie der Pelasger frommes Urgeschlecht, die Welt in der Frische und in den Zauberfarben ihrer ersten Jugend. Denn nicht das erstere nur, auch das zweite Göttergeschlecht war bereits untergegangen, als die Hügelstadt sich erhob. Kein Wunder also, wenn schon den Palatinern die Poesie des Gemüths fehlte, und wenn, was späterhin jener Aehnliches sich zu entwickeln schien, nur angebildet war, mußten doch diese Gebilde ewig des lebendigen Hauches der eigenen Schöpfung ermangeln. Eben daher, weil schon das römische Urvolk undichterisch ist, hat auch ihre Sprache, in welcher sonst alles erreicht ist, was der Fleiß erschafft und die Kraft erringt, des ionischen Wohllauts sich nimmer bemächtigt. Nur an den dorischen Trotz wollten ihre kürzeren Formen und ihr starker, kräftiger Laut mahnen, des Joniers schmeichelnde Melodieen haben sie ewig verschmäht. Selbst die größere Bildungsfähigkeit der griechischen Sprache haben sie sich nie angeeignet, und eben deswegen den Reichthum an Ausdrücken für das Gebiet der hinausstrebenden Phantasie sowohl, als der in sich selbst zurückgewendeten Spekulation entbehren müssen. Eben deswegen blieben ihnen die Griechen im Epos, in der lyrischen und dramatischen Dichtung ewig unerreicht, wiewohl sie es in der Elegie, in welcher sie den Griechen nicht nachstehen, bewiesen haben, daß sie für die weicheren Empfindungen Sprache und Ausdruck hatten.

Wie aber ist es geschehen, daß sie fast von allen Gattungen der Dichtung am meisten im Trauerspiel gegen die Griechen im Schatten stehen? Von einem Volke, wie das römische, bei welchem der Sinn für das Große und Erhabene zum Nationalcharakter gehört, dessen Einbildungskraft durch ächt tragische Momente der Gegenwart so leicht entflammt werden konnte, dürfte man mit Recht unsterbliche Meisterwerke erwarten. Aber hier ist es, wo uns der hoffnungsvollste Fruchtzweig ihrer Bildung von der stürmischen Wahrheit des Lebens geknickt erscheinen muß; hier ist es, wo eben deswegen die Dichtung zu versagen scheint, weil die rauhe Wirklichkeit, die höchsten Momente des Tragischen erschöpfend, die überwundene Phantasie zum Schweigen bringt. Dazu kommt ohne Zweifel auch dies, daß die Römer einer mythischen Heimath ermangeln, daß ihren Vätern, welche sich nicht mehr an die Götter reihen, eine dunkelheroische Urzeit versagt ist. Von ihren Ahnherren ist kein goldenes Vließ erobert, kein Theben erstürmt, kein Troja vertilgt. Und wenn auch in dem Königshause ihres Servius Tullius die Nemesis nicht minder schauderhaft waltet als in dem Herrscherstamme von Theben; wenn auch der stolze Tarquin mit seinem Geschlecht, wenn auch Lukretia, die dem Tode sich weihet, und der rächende Brutus, welcher im Wechselmorde fällt, der tagischen Bühne würdige Gebilde zu sein scheinen, so fehlte es entweder ihren Dichtern an Empfänglichkeit und tiefem Gemüth, den tragischen Stoff zu erfassen, oder sie glaubten den Zwischenraum jener Vergangenheit zu nahe, als daß sie hoffen durften, daß ihnen die Behandlung desselben vor einem spröden, der Täuschung einer entrückenden Kunst widerstrebenden Volke gelingen werde.

Wenn wir indessen den römischen Dichtern im Vergleich mit den Griechen auch Vieles und Bedeutendes absprechen müssen, so können wir es doch nicht verschweigen, daß ihnen eine Gattung der Dichtung eigenthümlich angehört, welche, wie der Name derselben, an nichts Griechisches mahnen darf. Die Satire ist es, welche ursprünglich dem römischen Boden entkeimt ist. Blühete sie auch erst

später auf, als schon die bürgerliche Freiheit der Nation gebrochen war, und als zugleich mit der Despotie die begleitenden Laster sich der größern Masse bemächtigt hatten, so erinnert sie doch an den alten und großen Sinn der Nation, welche sich nur in dem Bezirk des Sittlichen wohlgefällt, und das Phantastische verschmähend, nur von dem Leben selbst und dessen Erscheinungen angezogen wird. Einwirken will sie unmittelbar und bessern die Entarteten; darum athmet sie schmucklos in ernster Gluth der Gedanken nur die rauhe Größe sittlicher Ueberlegenheit, und erscheint sie als ernste Richterin nicht selten dunkel und unverständlich, so ist es, weil sie der müßigen Verzierungen der Kunst, selbst des Reizes der Bilder spottet, und jedes Nebenwerk sinken läßt, um nur den einen Hauptgedanken, welchen sie verfolgt, fest im Auge zu behalten. Mag sie nun entweder mit Horaz die lächerlichen Seiten des Lasters verspotten und einen Aristippischen Lebenssinn predigen, oder mit Juvenal die einzelnen Erscheinungen der Entartung mit strenger Rüge züchtigen, oder mit Persius aus der wirklichen Welt, welche sie zu veredeln strebt, zum Ideal der Menschenwürde hinaufstimmen, überall legt sie Zeugniß davon ab, daß das Volk, dem sie angehört, mehr durch das Ethische, als durch das Phantastische angesprochen wird, und daß die Dichter desselben, was der Fülle abgeht, der Tiefe zuzulegen streben. Eben deswegen repräsentiren sie im Lehrton würdig das Volk, von welchem sie stammen, und Lukrez und Virgil, denen wir als didaktischen Dichtern einen hohen, bedeutenden Rang anweisen dürfen, sind wichtig genug, um auch von dieser Seite den römischen Charakter zu beurkunden.

Werfen wir aber auf die Gesammtmasse dichterischer Bestrebungen bei den Griechen und Römern einen allgemeinen Blick zurück, so dürfen wir, wenn auch durch diese einzelnen Erscheinungen gewonnen, dennoch keinen Augenblick anstehen, den Griechen die Palme zu reichen. Rühmlicher indessen, als in der Poesie möchte vielleicht eine Vergleichung der Römer mit den Griechen in der Beredsamkeit ausfallen. Die Athener und Römer haben in beiden Gattungen der öffentlichen Beredsamkeit, in der politischen sowohl, als in der griechischen, geglänzt. Einige Seiten gibt es vielleicht in beiden, welche die Römer über die Griechen heben. — Die politische Beredsamkeit, welche die Förderung des eigenen Staatswohls bezweckt, mußte bei den Römern, bei welchen sich seit der Vertreibung ihrer Könige der entscheidungsvolle Kampf für Freiheit und Dasein mit jedem Tage erneuerte, ein größeres Feld haben, als bei den Athenern, bei denen entweder des Kampfes weniger war, oder wo der Drang rasch bedrohender Gefahren keine wortreiche Erwägung nothwendig machte, oder zuließ. Die Staatsverhältnisse der Römer dagegen waren Jahrhunderte hindurch mißlicher und verwickelter, und ihre Lage zu Bundesgenossen und Unterthanen, zu auswärtigen Königen und Bürgerstaaten, bei deren jedem einzelnen eigene Maximen und Rücksichten zu beobachten waren, machte eine reiflichere Ueberlegung jedes politischen Schrittes zur Pflicht.

Welche noch erhöhtere Wirksamkeit mußte sich diese Beredsamkeit zusichern, als die Römer wie Beherrscher der gebildeteren Erdhälfte dastanden, als die Meinung oft eines einzelnen Senators fremden Königen und Völkern Gesetze vorschrieb; als mächtige Herrscher, deren bloßer Wink in ihren Reichen dem zitternden Unterthan Leben oder Tod gab, in dem römischen Senat gleichwohl ihren Oberherrn erkannten; als Statthalter und Könige, denen man zu herrschen vergönnte oder befahl, von Rom aus ihre Gesetze und Vollmachten erwarteten; als alle Streitigkeiten jener tributbaren Fürsten unter einander in Rom entschieden, in Rom ihre Rechte und Verpflichtungen gegen einander abgewogen wurden? Römische Redner waren es, welche vor Senat und Volk für die flehenden Klienten das Wort nahmen; staatskluge und herrschverständige Männer waren es, welche den Inhalt ihrer Reden richtend erwogen. Hier galt es nicht, wie in Athen so oft

und selbst noch in den erleuchteten Zeiten des peloponnesischen Krieges geschah, die unkundige Menge durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen und einen leicht empörten Volkswillen durch das Gaukelspiel einer theatralischen Ueberredung zu blenden. Die gereifte Weisheit des Senats konnte nur durch die Entwickelung tief gedachter Argumente gewonnen werden; und noch heute beweisen uns, was römische Staatsmänner in dieser Gattung zu leisten vermochten, die herrlichen Muster, welche die Vergleichung mit den griechischen nicht scheuen dürfen.

Eben der höhere Geist und Ton, welchen die römischen Staatsreden vor den griechischen athmen, bewährt sich auch in ihren gerichtlichen Reden. Immerhin mag man die Gerichtsredner der Athener dadurch vor den römischen zu heben suchen, daß die athenische Gerichtsverfassung, mehr Schlangenkrümmungen als die römische gestattend, eben deswegen ihre Repräsentanten vielseitiger ausbildete. Dagegen ist in Rom (es gibt kaum ein zweites Volk der Erde, welches sich hierin den Römern an die Seite stellen dürfte) Richter sein, eine unbesoldete Ehrensache. Die würdigsten Männer des Staates sitzen zu Gericht und verwalten das Gesetz, dessen Urbilder und Ausleger sie sind, nicht verächtliche Tagediebe, wie in Athen, welche am Abend des Gerichts durch die hungrigen Genossen sich drängen, um ihren Tagelohn in Empfang zu nehmen. Es ist einleuchtend, daß das veredelte Gerichtswesen, welches in Rom herrschte, auch der ganzen gerichtlichen Beredsamkeit einen höhern Adel aufprägen mußte, und er spricht sich in den vorhandenen Reden zu deutlich aus, als daß wir hier erst den Beweis davon zu führen hätten.

Aber auch die Geschichtschreiber der Römer dürfen wir hier um so weniger übersehen, hochverehrte Versammlung, da die historischen Werke der Alten wegen der freieren, fast dramatischen Behandlung des Stoffs, wegen der eingestreuten Reden der handelnden Personen, wegen des sichtbaren Strebens, das Wahre mit dem Schönen zu umkleiden, zugleich als ästhetische Kunstwerke angesehen werden können. Vergleichen wir im Allgemeinen die historischen Werke der Griechen und Römer auf der einen und der neuern Völker auf der andern Seite, so finden wir manches, was jene über die letztern hebt. Wenn wir es auch nicht leugnen können, daß es jetzt weit schwieriger und verdienstlicher ist, als unter den Griechen und Römern ein Geschichtswerk von Werth zu bilden, da der Neuere, um nur Eins zu erwähnen, des universalhistorischen Ueberblicks alles Merkwürdigen, was von Beginn her geschah, und wie es geschah, und der Kenntniß der fortlaufenden Entwickelung des Menschengeschlechts nicht entbehren kann, wenn wir dies auch zugeben, so vereinigen sich doch eine Menge von Dingen, welche die Geschichtschreiber der Alten, und besonders Thucydides und die großen Muster der Römer in den blendenden Lichtglanz der Vollendung setzen und das Volk und Zeitalter zugleich mit erheben, als dessen Erzeugniß sie hervorgingen. Zwar mußte es den Alten leichter werden, als den Neuern, für die Abfassung eines historischen Stoffes sich zu begeistern. Lebendige Volksversammlungen und Senatsbeschlüsse vertraten die Stelle der geheimen Einwirkung der Kabinette, welche uns Neueren öfters nicht einmal durch ihre Folgen bekannt werden. Ehrensäulen und Triumphbogen, welche an glänzende Thaten erinnerten, sprachen Sinn und Geist lebendiger an als die vermoderten Urkunden, aus welchen der Neuere schöpfen soll. Lobreden, welche sich zu Ehren großer Thaten und Männer alljährlich erneuerten, tönten vernehmlicher und kräftiger als die düstern Chroniken des Mittelalters, welche, nicht selten ein schmäliches Denkmal ihrer finstern Zeiten, in bestäubten Büchersammlungen ihr kümmerliches Dasein fristen.

Aber wenn auch dies Alles den alten Geschichtschreibern als ein Vortheil ihrer Staatsverfassungen angerechnet werden muß, so darf man es doch freudig bekennen, daß sie sich dieser Vorzüge auf eine genialische Weise bemächtigt und würdig gemacht haben. Ueberall leuchtet aus den Besseren unter ihnen hervor,

daß sie sich selbst und ihr Beginnen aus einem höheren Gesichtspunkte ansehen. Als Verkündiger und Ausleger des ewigen Schicksals stehen sie da, und nicht die dürftige Gegenwart ist es, um deren Beifall sie buhlen. So wie sie die mangelhaften Erfahrungen der Völker und ihrer Pfleger und Führer mit der gereiften Weisheit vergangener Zeiten bereichern, und was die enge Gegenwart nicht bot, in dem vorgehaltenen Bilde früherer Jahrhunderte zeigen, so schwebt ihnen selbst nur die Nachwelt vor, für welche sie schreiben, und von welcher sie den wohlverdienten Lorbeer eines ewigen Nachruhms erheischen. Mit dem allumfassenden Blick gleichsam eines höhern Wesens walten sie über die Charaktere, welche sie zeichnen, und mit überlegener Geisteskraft, welcher die handelnden und redenden Personen, wie ein Stoff dem Künstler, zu Gebote stehen, heißen sie dieselben aus dem Dunkel hervorgehen, in welches Verhältnisse oder eigner Wille sie gebannt zu haben schienen.

Jener höhere Standpunkt, auf welchen sie sich selbst stellen, gibt auch ihrer Sprache die Würde, welche sie allein schon der Unsterblichkeit werth macht. Nur männlichen, gebietenden Ernst, welchen kein falscher Schimmer des Ausdrucks und des Witzes entstellt, athmet ihr Vortrag, und unter ihrer Würde halten sie es, das Tadelnswerthe nur mit leichtsinnigem Spotte, oder mit verstecktem Angriff, hinter welchem sich die Feigheit verbirgt, zu bestrafen. Wahrheit und freimüthige Unparteilichkeit sind die hohen Gesetze, welche sie leiten; Menschenfurcht und Gewinnsucht, diese unheiligen Dämonen der Neuern, dürfen in ihre Nähe nicht treten. Selbst über den verzeihlichsten Fehler gutgearteter Naturen, über die begeisterte Vorliebe für ihre Helden und Lieblinge, wachen und herrschen sie, sparsam und berechnend in ihrem Lobe, damit sie das moralische Ideal ihrer Leser nicht herabstimmen. — Um das hier Gesagte zu beurkunden, begnügen wir uns, zwei unsterbliche Namen auszusprechen, L i v i u s und T a c i t u s, welche beide, warum sollten wir es nicht laut sagen, uns eben so hoch zu stehen scheinen, als alle griechische Geschichtschreiber, und deren ersterm das Lob der ausgebildetsten historischen Kunst und Beredsamkeit gebührt, so wie der andere durch den Tiefsinn seines Geistes seine Gedanken zu heiligen Göttersprüchen gehoben hat.

Das Eigenthümliche, welches im Allgemeinen die ästhetische Kultur der Römer von des des Griechen unterscheidet, scheint besonders dies zu sein, daß der ästhetische Sinn der Griechen unbedingt und überall das Schöne ahnet und findet, der des Römers hingegen das Wahre und Gute als Grundlage erheischt, und dieses mit dem Schönen umkleidet. — Von allen philosophischen Sekten der Griechen hat besonders die Schule E p i k u r s und der S t o i k e r unter den Römern Beifall gefunden. Die erstere gefiel, nicht sowohl, weil sie der Gemächlichkeit und den Sinnen schmeichelte, sondern weil sie den Aberglauben bekämpfte und mit Abziehung des Gemüths von den Motiven des Uebersinnlichen der eignen Kraft des Charakters und des Willens vertrauen lehrte; die andere, weil sie durch die Erhabenheit ihrer Moral die starken Herzen gefangen nahm. Wenn auch die römischen Weisen nicht als Erfinder neuer Lehrgebäude glänzen, so haben sie sich dagegen einen andern und höhern Ruhm erworben. Sie sind es, welche das in Werk und That verwandelten, was bei den griechischen Tugendlehrern oft nur tönendes Wort war. Wegen ihres vorherrschenden Strebens zum Handeln, nicht zum Disputiren, m u ß t e n die römischen Kraftmenschen Stoiker werden, wie sie selbst Griechenland nie sah; sie waren es schon, oder wurden es nach der Richtung ihres Geistes auch ohne den Zufall, daß sie grade durch Mitglieder dieser Schule zuerst mit der Philosophie vertraut wurden. Daher sehen wir die würdigsten Repräsentanten des römischen Nationalcharakters — wer kennte nicht ihre Namen? — mit heißer Vorliebe für die strengen Lehrsätze des Zeno durchdrungen. Denn mit dem Herzen hatten sie, nicht mit dem grübelnden Verstande, aufgefaßt, was die Größe und Standhaftigkeit ihres Geistes, jenen Sinn für höhere Menschen-

würde harmonisch ansprach. Gerechtigkeit und unermüdliche Thätigkeit für das Ganze, so lange die freie Verfassung noch ein thätiges Einwirken gestattete; heldenmüthige Resignation, als nach dem Untergange der Freiheit despotische Kaiser die Bessern entfernten; unerschütterlicher Muth im Angesichte des Tyrannen und der Qual, und wenn selbst unter der Hand des Henkers die Glieder schon gebrochen sind, ein ungebrochener, fester Geist, welcher des Schmerzes und des Todes spottet, weil er der innern Freiheit vertrauen gelernt hat, dies sind die Früchte, welche durch die stoische Aussaat nur auf römischem Boden gedeihen konnten.

Wenn es uns gelungen sein sollte, die Richtung des römischen Geistes und seiner Kultur wenigstens nach ihren Hauptmomenten zu zeichnen, und wenn es demnach begründet ist, daß der Römer als empfindendes und denkendes Wesen sich nur im praktischen, nicht im idealen Leben gefällt: so bedarf es wohl kaum der Erinnerung, daß diesen Charakteren, auf dem Standpunkt ihrer ästhetischen Ausbildung, jede Gattung des Mysticismus fremd blieb, und daß sie selbst des Sinnes für das Romantische ermangeln, oder doch nur eine schwache Annäherung desselben in sich wahrnehmen. Denn wenn auch der Römer einer geistigeren Geschlechtsliebe und einer Beziehung auf das Uebersinnliche im Allgemeinen fähiger ist, als der Grieche, so kann doch das harmonische Verhältniß des Erhabenen und des Angenehmen bei ihm nicht Statt finden, welches offenbar das Wesen des Romantischen ist. In römischen Naturen herrscht vor der Sinn für das Große und Erhabene, und erkältet den Reiz der idyllischen Wärme, welchen das Romantische erheischt. Es kann noch weniger bei ihnen die religiöse Begeisterung hinzutreten, um den magischen Bund des Romantischen abzuschließen und zu vollenden. Seine Götter sind dem gebildeten Römer nichts als der Zaum, durch welchen die Menge gezügelt und zu den politischen Maaßregeln ihrer Oberen geleitet wird. In der That bedarf aber auch der römische Geist, um moralisch und ästhetisch vollendet zu sein, weder des Mysticismus, noch des Sinnes für das Romantische. Beide vertritt oder verdrängt ihm die eherne Kraft des Willens, in welcher er fest und in sich gegründet dasteht, der heiße Durst nach Thaten, deren begeisternde Hoffnung ihn entflammt, und endlich die Liebe zum Nachruhm, welcher als Unsterblichkeit sich selbst dem blödesten Glauben aufnöthigt.

11.

Vorlesung

über König Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der preußischen Monarchie.

Gehalten von Adam Müller zu Berlin am 11. Januar 1810 [1]).

Kann man in diesen letzten Tagen, wo alles Interesse, welches in frühern Zeiten dem Gemeinwesen geschenkt wurde, sich so leicht zersplittert und auf die Unbedeutenheiten des Privatlebens gewandt wird, noch mit unbefangener Begeisterung von vaterländischen Sachen reden? Kann man in dieser Stadt, wo unter der Pflege duldsamer Fürsten seit einem halben Jahrhundert jede Gestalt des Glaubens und jede besondere Meinung eine Zuflucht gefunden, eine öffent-

1) Adam Müller, geb. d. 30. Junius 1779 zu Berlin, vorzüglich durch seine Vorlesungen über Gegenstände der Staatskunst bekannt, späterhin in östreichischen Diensten zu Wien und als östr. Generalconsul in Sachsen zu Leipzig.

liche Meinung, einen bestimmten vaterländischen Glauben, an den sich appelliren ließe, voraussetzen? — Ich glaube es. Wo viel verzweifelt worden, wo man viele besondere, von dem Antheil an das Allgemeine abführende Lebenszwecke verfolgt hat und allenthalben in seinen Erwartungen getäuscht worden, wo man mit großen scheinbaren Erfolgen und oft unter dem Beifall von Europa die Künste getrieben und die Wissenschaften, und alle Verfeinerungen, ich möchte sagen, Vergeistigungen des Privatlebens, und wo dennoch zuletzt die Nationalexistenz — d. h. die Bedingung der Muße zu allen jenen schönen Spielen, — allein gerettet worden durch den reinen, ernsthaften und tugendhaften Willen des Königs, — da muß eine öffentliche Meinung sich allmälig wieder bilden, und eine Ueberzeugung, daß die besondern Interessen dem allgemeinen, die häusliche Tugend der öffentlichen wieder subordinirt werden müssen, und daß der flache Allerweltsverstand unsrer aufgeklärten Zeitgenossen nichts sei, im Vergleich mit einer tüchtigen, ich möchte sagen, körperlichen Einsicht in die nächsten vaterländischen Angelegenheiten. — Viele Staaten um uns her werden erst jetzt in den Stürmen der Zeit angeweht von dem zertheilenden, auflösenden Hauche der Privatkultur: durch den Winter, wo jeder sich an der besondern Flamme seines Herdes wärmt und mit dem eignen Lichte sein egoistisches Gewerbe beleuchtet, müssen sie erst hindurch, während wir ihn fast überstanden, und schon hier und dort eine Ahnung uns wieder ins Freie lockt, an das allgemeine Licht eines vaterländischen Gestirns.

Eine öffentliche Meinung ist im Anzuge, sage ich: nicht von dem winterlichen Beschwatzen und Bekritteln der öffentlichen Dinge, von dem hochmüthigen Verweilen bei den Privatsachen und Persönlichkeiten der Herrschenden, von dem Staatsreformationsgewerbe, wozu heut zu Tage jeder sich tüchtig glaubt, von dem Staatenrettungsapparat, den hinter dem Unglück her jeder erfunden haben will, auch nicht von dem allgemeinen Verlangen nach einem sogenannten großen Mann, der im Volke aufstünde und an einem schönen Morgen plötzlich alles gethan hätte, wozu die kleinen Männer ihre Hände und vornehmlich ihren Kopf nicht hergeben wollen — ist hier die Rede. Dergleichen flatterhafte Gedanken und Phrasen über sehr ernste, stetige und ewige Dinge haben wir längst gehabt und finden sich überall. Die öffentliche Meinung, von der ich rede, beruht auf Tugenden und nicht blos auf Räsonnement: es muß für alle eine bewaffnete Ueberzeugung, eine Ehrensache werden oder sein, ein bestimmtes Vaterland zu haben; die Behauptung, daß man vaterlandslos sei und blos einer allgemeinen kosmopolitischen Denker- und Urtheilerzunft angehöre, muß beleidigen, wie die Behauptung, daß man geschlechtslos oder ehrlos sei. Was ist die Basis unsrer Ehrengesetze? Der Gedanke einer ewigen Bereitschaft, sein Leben an etwas Höheres zu setzen. — An etwas Höheres? Ist dies Etwas ein Unbekanntes und Unbestimmtes? — Nein, das zunächst Höhere ist die Nationalexistenz, ihre Vertheidigung der höchste Prüfstein der Ehre, den wir kennen, also der Glaube an das Vaterland eine Ehrensache. Wenn diese schönste Ueberzeugung alle Gemüther zu durchdringen anfängt, dann ist die öffentliche Meinung im Anzuge, von der ich rede; dann wird das unscheinbarste Werkzeug des bürgerlichen Lebens zu einer Art von Waffe für das herrschende Haus, dann ist in allen Verrichtungen des Volks ein belebender und befruchtender Geist zugegen, in allen Werkstätten des Geistes und der Hände jene unaussprechliche Kraft, die erhält und sichert.

Den Sinn für solche öffentliche Meinung, für solchen thätigen Nationalgeist muß ich bei dieser hochzuverehrenden Versammlung voraussetzen, oder Sie vielmehr um Verzeihung bitten, daß ich Sie, zu meiner persönlichen Rechtfertigung, vor allem Verdachte eines falschen Enthusiasmus erst mit einer Beschreibung jener ruhigernsten Vaterlandsliebe aufgehalten habe, die jeder Mann von Ehre schon besser empfunden haben muß.

Nichts steht dem wahren Nationalgeiste so sehr im Wege, als der unfruchtbare Glaube, daß die Begründung und die Befestigung und die Rettung der Staaten nur von s. g. großen Männern komme, welchen mit einer seltnen Wunderkraft die Völker zu ergreifen und zu kneten von unsichtbarer Hand verliehen sei: will nun in bedürftigen Zeiten ein solcher Mann nicht erscheinen, wie er denn meistens ungerufen und unerwartet kommt, so hält man die Sache des Vaterlandes für hoffnungslos, während mehr Ein größerer Mann, größer durch Hingebung, Resignation und ruhiges Wirken unerkannt vorübergeht, und grade weil er von republikanischem Nationalgeist beseelt ist, von undankbaren Nationen minder beachtet wird.

Wären die großen europäischen Staaten von Anbeginn an von einer ununterbrochenen Reihe s. g. großer Männer beherrscht worden, so wüßten wir heut noch nicht und hätten nicht empfunden, was ein Staat sei, was eine Nation und was Freiheit. Aber während im Laufe der Jahrhunderte nach einem ewigen Naturgesetz Herrscher von allen Formen und Farben, große, liebenswürdige, friedfertige, kriegerische an allen Thronen auf- und abstiegen, haben wir aus allen diesen wechselnden Gestalten uns ein Ideal gebildet; wir haben, ich möchte sagen, einen unsichtbaren König kennen gelernt, nennen Sie ihn Gesetz, Souverain, Nationalgeist, wie Sie wollen: es ist der eigentliche König der Könige in jedem besondern Staate! — Dieser unsichtbare König ist der Bürge unsrer Freiheit, von ihm kommt die Krone, das Zeichen seiner Repräsentanten, und hätten wir über uns nichts als die schimmernde Persönlichkeit und Virtuosität s. g. großer Männer gesehen, so hätten wir vor den blendenden menschlichen Eigenschaften nie das königliche Wesen kennen gelernt, wir wären, wie es der gemeine, egoistische und deshalb abgöttische Republikanismus unserer Zeiten will, von dem Talentvollsten unsers Gleichen, aber nicht von einem Könige beherrscht worden. Ich berufe mich auf Shakespeare, der dieses alles besser gewußt hat als ich, und der gegen die Abgötterei des Menschen in dem Könige ein göttliches Trauerspiel geschrieben, seinen Richard den Zweiten, wo er nicht in dem Verstande, sondern in dem Wahnsinn, nicht blos eines schwachen, sondern eines schlechten Fürsten das Wesen der königlichen Würde verklärt, glänzender als es je irgend einem herrschenden Talente gelungen.

In unsrer Zeit mehr als in irgend einer andern verhindert der Wunderglaube an s. g. große Männer das Aufblühen wahren Nationalgeistes und also der Nationalkraft: das Höchste, was wir in unsern Schulen mit den Gedanken erschwingen gelernt haben, ist die Vorstellung eines talentvollen Privatmannes, der wo möglich alle menschliche Eigenschaften und Fertigkeiten in sich vereinige, eines s. g. Kopfes, einer Intelligenz, wie die philosophirende Gemeinheit sich ausdrückt; einem solchen würden wir uns in Zeiten der Noth wohl unterwerfen, uns entschließen, seine Farben zu tragen, wenn wir uns über seine Vorzüglichkeit zu vereinigen, wenn wir zu gehorchen wüßten. Die ersten Tage der französischen Revolution sind das Beispiel: allwöchentlich ein neues Talent emporgehoben, und daneben ein ungeheures Grabmal für die zurückgekommenen großen Männer im Voraus eingeweiht. — So verwandelt sich die ruhige Ordnung der Staaten in ein stürmisches Steigern und sich Ueberbieten der Talente, worunter aller Glaube an gemeinschaftliche Güter, an Höheres und Nationales vollends zu Grunde geht.

Fern sei es von mir, an dem Ruhme des wahren Genies etwas abzugeizen: fortgrünen sollen die Kränze, welche der irdischen Kraft, die Großes und Herrliches auf Erden angerichtet, gebühren: aber die Krone der Herrschaft soll nie wie ein Lohn gemißbraucht werden für das weltliche Verdienst. — Selbst Friedrichs Krone soll nicht betrachtet werden wie ein erworbenes Privatgut, sie soll nicht verwechselt werden mit dem Lorbeer seiner überschwenglichen Thaten. —

Einen der größten Männer aller Zeiten hat unser Vaterland getragen, und

so ist es schwerer für uns, die eigne Nationalität zu erkennen. Von Jugend auf gewöhnt, wie wir sind, den Staat wie sein Werk, und jedes leiseste vaterländische Gefühl wie ein Opfer anzusehen, welches seinem großen Schatten gebracht wird, verbirgt sich die dauernde und ewige Natur des preußischen Staates sehr leicht vor unsern Augen. Der größte Held aber kann sich der Farben und Formen nicht entschlagen, welche die Zeit gibt: das größte Menschenwerk dem Wechsel der Weltverhängnisse nicht entgehen — sie dürfen nicht, weil die erhabenste Abgötterei selbst nicht stattfinden soll. Jedes große Werk zieht ein großes Schicksal nach sich; die Natur reagirt über kurz oder lang gewaltig zurück gegen die Hand des Genies, welche ihr eine Zeitlang Gewalt angethan: warum? — Etwa, damit blos wiedervergolten, oder den Herren der Erde mit dem Maaße wieder gemessen werde, womit sie gemessen haben: etwa, damit die Wirkung der menschlichen Kraft und die Gegenwirkung des Schicksals blos in einander aufgehen und ein todtes Gleichgewicht zurückkehren könne? — Gewiß nicht. Vielmehr, damit etwas sehr Positives dabei herauskomme, nämlich die Idee eines über seine Helden und seine Kalamitäten erhabenen Vaterlandes, und Götter, die über dem Schicksal erhaben, nicht solche, die wie die heidnischen dem Schicksal unterworfen sind. — Die Verzweiflung bei dem Unglück, welches uns letzthin betroffen, ist größer und allgemeiner gewesen, als es einem Volke, welches seiner Nationalexistenz sich bewußt ist, ansteht; woher diese nationale Selbstvergessenheit? Weil der Held Preußens und sein glückliches Werk uns zu nahe vor Augen standen und uns das eigentliche Vaterland verdeckten, weil das Gedächtniß unsers weltlichen Ruhmes, der an Friedrichs Namen geknüpft war, lebhafter war, als das Gefühl unsrer Nationalexistenz. Mehr als je verlohnt sich heut darzuthun, mit Kraft und Liebe, daß der Nationalgeist eines Volkes, wie zertheilt und aufgelöst es auch scheinen möge, immer noch mehr ist, als der größte seiner Helden, und Preußen mehr als Friedrich, der Vielbewunderte und Vielverurtheilte, in diesem höhern Lichte größer und menschlicher, als ihn die feurigste Abgötterei zu stellen vermag. So lange im Urtheil über einen untergegangenen Helden dieses Schwanken zwischen der Adoration und der Verdammung noch stattfindet, scheint es mir, als wenn der Todte noch unbegraben, noch unbestattet sei, noch keine Ruhe habe: ein freies, göttliches Andenken, ungetrübt von fieberhaftem Beifall oder Tadel des Augenblicks, von aller Sklaverei oder Frechheit der Meinung, gibt allein den Todten die Ruhe, die ihnen gebührt. — So lassen Sie uns jetzt nach Jahren der Prüfung, wo es gelingen kann, Friedrich bestatten, ihn an seine wahre Stelle in der vaterländischen Geschichte beisetzen, ihm und Preußen geben, was beiden gebührt.

Es herrscht, auch noch in unserer Zeit, in den Gebieten der Künste z. B., der geisttödtende Wahn, die höchsten Werke, welche die einzelne Maler- und Bildhauerkunst erzeugen könne, seien im Grunde schon vorhanden, größeres, als den antiken plastischen Künstlern und dem Raphael gelungen, werde keine folgende Zeit erschwingen, und die höchsten Preise auf diesen Gebieten seien schon längst vorweggenommen. Daß dieser Wahn die später lebenden Künstler zu ganz hoffnungsloser Nachahmung und Sklaverei verdamme, daß ihnen nichts übrig bleibt, als ein müßiges Umgestalten von Formen, die sie aus fremden Händen erhalten, bedarf keines Beweises. Wenn nun Jemand zur Befreiung der Geister zu zeigen unternähme, die Malerkunst sei doch größer als Raphael, wenn er nur auf Gottesdienst der Kunst, anstatt des bisherigen Götzendienstes derselbigen dränge — würde er da dem Ruhme des Raphael zu nahe treten, oder nicht vielmehr diesem großen Künstler einen Dienst erweisen, indem er ihn in das wahre Licht und in die würdige Umgebung stellte, indem er der Welt das wahre Maaß in die Hand gäbe, seine Größe zu messen, und indem er die bisherigen Sklaven in freie Be-

wunderer verwandelte? — Wenden Sie gütigst dieses Gleichniß auf mein Unternehmen an: gilt es blos ein weltliches Vergleichen der dagewesenen Individuen, so stehe Friedrich höher als alle einzelnen Preußen und Raphael höher als alle Maler; gilt es aber die Zukunft und eine freie göttliche Abschätzung des ewigen Werthes der Dinge, so stehe die Kunst über Raphael und das Vaterland über Friedrich. — Nur neben dem Allerhöchsten, neben den Ideen sollen die Großen der Erde in Schatten treten. — Lassen Sie uns zuvörderst die Natur unsers Vaterlandes erwägen: die Bühne von Friedrichs Thaten und die Sphäre aller unsrer männlichen Hoffnungen.

Andere europäische Reiche sind durch die Gunst eines reichen Bodens, durch eine concentrische Lage, die eine gewisse kräftige Einfalt der Sitten und zugleich die Vereinigung der Kraft beförderte, und insbesondre durch häufig wiederkehrende große Schicksalskatastrophen zu einem Gefühl ihrer Nationalexistenz gelangt. In allen diesen drei Rücksichten ist die preußische Monarchie vielleicht minder begünstigt als irgend ein anderer europäischer Staat: der Boden war minder ergiebig, die Lage der Provinzen zerstückelt und überdies noch wurde Preußen im Laufe des letzten Jahrhunderts vielmehr mit Frieden geschmeichelt als irgend ein andrer europäischer Staat.

Was wird nun, sollte man denken, eine Nation vereinigen, wenn die gemeinschaftliche Erde sie nicht reizt, wenn ihr Interesse sich nicht arrondiren und concentriren will, und jede Provinz von auswärtiger Hülfe ökonomisch abhängig ist, und wenn ein langer Friede, wie der, welcher auf den siebenjährigen Krieg folgte, nun noch überdies ein gewisses Entfremden der Herzen begünstigt; denn nur gemeinschaftliches Unglück bindet die Völker und die im Kriege auf das Ausland gerichtete gemeinschaftliche Kraft theilt sich in einem langen Frieden mehr und mehr; die unnachlassende Streitlust des Menschen richtet sich auf das Innere, jeder verfolgt streitend ein besonderes Interesse, und die Nationalexistenz geräth in Vergessenheit. — So wenig Mitgift haben wir von der Natur empfangen? so viele Gründe waren da, den Glauben an das Gemeinschaftliche fahren zu lassen, in einer raffinirten Privatglückseligkeit, Privatkultur und im häuslichen Leben Entschädigung für das Entbehren der Nationalität zu suchen, und vielmehr das europäische Universum als das Vaterland im Auge zu haben! so leicht mußte bei uns der Irrthum um sich greifen, daß die Nation nichts weiter als ein Convolut zufällig neben einander wohnender Virtuosen und gebildeter Privatmänner, der Staat nichts anderes, als eine polizeiliche Maschine für unsre äußere Sicherheit sei, die nebenher etwa noch die Bestimmung hätte, die größtmögliche Anzahl solcher Virtuosen zu erziehen! — Denken Sie sich an die Spitze eines solchen Volkes noch einen Virtuosen in der Regierungskunst, geschmückt mit allen Zierden des Privatlebens, das erste Talent Europa's und seines Jahrhunderts — was ist natürlicher, als daß das königliche Wesen über den Virtuosen vergessen wird, und die Nationalität über den Reiz des Privatlebens.

Nichtsdestoweniger behaupte ich: die preußische Monarchie, wie anders auch ihr Beruf scheinen möge, ist von der Natur vor allen andern europäischen Staaten und zuerst dazu bestimmt, jene Nationalität, welche die Natur ihr versagen will, durch wahre Kunst und mit Bewußtsein zu erzeugen. Sehen Sie von der augenblicklichen Spaltung der Gemüther ab: alle einzelnen Bürger eines Staates können unter einander getrennt sein, und dennoch kann das Ganze einer Vereinigung sehr nahe sein, eben weil in politischer Rücksicht das Ganze mehr ist als die Summe der einzelnen Theile, der Staat mehr als die Summe der einzelnen Privatmänner, und die öffentliche Meinung mehr als die Summe der einzelnen Privatmeinungen. Die preußische Monarchie, sage ich, ist dazu bestimmt, eine allgegenwärtiges Nationalselbstge-

fühl durch wahre Kunst und mit Bewußtsein zu erzeugen. — Grade der gründliche Zwiespalt der Meinungen ist mir der erste und nächste Bürge für meine Behauptung: was der Einzelne mit abgesonderten Kräften erreichen kann, Wissenschaft, universalhistorische Einsicht, Kunstfertigkeit aller Art, Reichthum und gesellschaftliche Bildung, sind bei uns in hohem Maaße erreicht worden; daher zeigt sich eine Masse von Individuen, deren jedes seine von a bis z verschiedenartige, entweder von vielen entlehnte oder eigenthümliche Weltansicht hat. Kurz, die Ansicht vom Staate, als wenn die bürgerliche Gesellschaft keinen andern Zweck habe, als die größtmögliche Anzahl von Virtuosen im Denken, Meinen, Leben und Bilden zu erzeugen und zu erziehen, ist bei uns durch äußere Umstände, durch das Beispiel und die Autorität Friedrichs, auch durch die Freiheit des Denkens, Lesens, Schreibens und Sprechens, die uns unsre Fürsten vergönnt haben, gründlicher ausgebildet worden als irgendwo sonst. Näher, bei uns als irgendwo sonst, muß die Zeit sein, wo alle diese besondern Bestrebungen sich erschöpfen, wo empfunden wird, daß alle einzelne Meinung, Wissenschaft, Kunst und Weltansicht über kurz oder lang ein unbefriedigendes Ziel findet, wo eingesehen wird, daß es zwischen dem vortrefflichsten Einzelnen und der dunkeln, unendlichen Menschheit, für die er zu wirken glaubt, keinen unmittelbaren Frieden gibt, und daß der Einzelne einen Mittler und Dolmetscher braucht zwischen sich und der unendlichen Menschheit. Dieser zu aller Zeit unentbehrliche Mittler ist das besondere Vaterland, der bestimmte, eigenthümliche Gegenstand seines Bestrebens und seiner Liebe: von diesem Mittler nun geht der Geist aus, und das Fleisch, und das Leben über alle einzelne Bestrebungen, eben so wie die Garantie und Dauerhaftigkeit über alle Besitzungen. — Dieses Vaterland nun erscheint unter zwei Gestalten: die eine ist der äußere politische Einfluß auf der großen Bühne von Europa, die andere ist die innere Gediegenheit und Nationalität des politischen Charakters. Was die äußere Bedeutung eines Staates ohne innere Nationalität sei, und was der Nationalruhm ohne ein freies, allbelebendes Nationalselbstgefühl, zeigt die Geschichte an tausend Stellen. Diese äußere Bedeutung, wie glänzend auch die Talente sein mögen, welche sie erworben haben, kann ohne das innere Gefühl nicht bestehen; sie muß unaufhaltsam wieder zu Grunde gehen, wenn sie nicht unter heilsamen Leiden sich auf innerer Freiheit stützen lernt. Lange glaubte der einzelne Mensch, die Unabhängigkeit sei schon da, wenn nur draußen die Mauern an den Grenzen unverrückt ständen, oder wenn nur das Kriegsheer Stand hielte, welches wie ein Panzer von Erz den Leib des Staats beschirmt: wenn aber das Herz drinnen nicht von dem Geist einer kriegerischen Freiheit beseelt wird, warum soll uns die Natur den Schein von Mauer und Panzer lassen? Die Mauern werden durchbrochen, und noch lange dauert in den großmüthigeren Bürgern des Staates der Wahn fort, daß es nur darauf ankomme mit muthiger Preisgebung des Lebens die Mauern wieder an die alte Stelle zu setzen. Warum soll die Natur, in allen ihren Revolutionen so gründlich, heilsam und fruchtbar, diesen Schein von Rettung zulassen: wozu einen Schein, ein Aufbrausen der Freiheit mit glücklichem Erfolge krönen, bevor die innere Freiheit nicht eine unüberwindliche Wurzel geschlagen, und ein durchaus eigenthümlicher, vaterländischer Geist in allen Gesetzen und Institutionen weht, bevor nicht alle Herzen nach dem Mittelpunkte des Vaterlandes hingerichtet sind, und alle besondern Wünsche und Neigungen davon ausgehen und dahin zurückkehren. — Politische Abhängigkeit, wenn sie deutlich erkannt und empfunden, wenn sie nicht blos mit äußern Waffen bekämpft wird, ist eine Schule der dauerhaften Freiheit: die Ketten zerschlagen ist eine Manier; es gibt eine andere, ich glaube noch gründlichere, da man sie aus einander wächst.

Zu der Zeit, da sich die großen Anlagen unsers preußischen Friedrich ent-

wickelten, war die Natur jener inneren Freiheit, deren Wesen ich Ihnen zu beschreiben versucht habe, in Europa an den meisten Stellen fast vergessen: die Bedeutung der europäischen Nationen ward nur noch nach den äußeren Wirkungen beurtheilt, die sie auf einander auszuüben im Stande waren, also nach der Größe der militärischen und finanziellen Hülfsmittel, die sie erschwingen mochten. Nur die äußeren, ehrwürdigen Umrisse jener großen Nationalkörper, denen wir im Mittelalter begegnen, standen noch und wurden vertheidigt; der innere Nationalgeist, der jene Aeußerlichkeiten gebildet hatte, war verschwunden, verdrängt von jenem Wesen, welches ich Ihnen schon oben als den Feind aller Freiheit und Nationalität charakterisirt habe, von dem Privatleben, der Privatkultur, der Privatreligion und allen den sogenannten Künsten des Friedens, über deren Betrieb und Genuß wir um allen Frieden gekommen sind. Beide Indien waren entdeckt worden; das griechische und römische Alterthum hatten ein Füllhorn von Ideen, von fremden Formen der Freiheit und der Religion über die Staaten ausgeschüttet, wofür die alten heiligen Bande der gothischen Verfassungen zu eng waren. Das Privatleben lernte Reize und Genüsse kennen, denen das öffentliche Leben nicht gewachsen war; die alten Verfassungen sanken allmälig herab zu bloßen Gefäßen für den neuen Reichthum; Sicherheit aller Privatbereicherung und überhaupt des Privatlebens wurde ganz dreist von allen Lehrstühlen für den einzigen Zweck des Staates erklärt. Diese Sicherheit war nur zu erreichen vermittelst einengenden Zwanges, die freie Großmuth der Bürger kam ihr nicht mehr zu Hülfe, stehende Armeen und stehende Polizei in der damaligen Form mußten die alte vaterländische Liebes- und Heldenkraft, die verloren ging, mechanisch ersetzen, und so hieß der Staat ganz ungescheut und öffentlich eine Zwangsanstalt. (Bemerken Sie beiläufig die Sonderbarkeit, daß nach der ungeheuren Schule, die wir erlebt, nach der schrecklichen Strafe, die wir für die über das indische und antike Spielwerk versäumte Nationalität erlitten haben, der Staat, diese höchste Sphäre der Liebe und der Freiheit, noch heut in fast allen Theorieen nicht anders definirt wird: Zwangsanstalt um der Privatsicherheit willen.) Die innere Freiheit ging also verloren, nur die äußere dauerte fort, ein Schein, den die Zukunft bald zu Schanden machen müßte. Die Behauptung der äußeren Freiheit bestand in einem maschinenartigen Drängen jener Staatenharnische gegen einander, und dieses ist das Wesen des todten Gleichgewichtes der äußeren Kräfte, welches höchstes Ziel aller auswärtigen Politik jener Zeiten wurde.

Sie sehen ganz deutlich, daß sich ein neuer größerer und reicherer Zustand des politischen Lebens zuzubereiten anfing. Ein großes Interregnum tritt ein: das Gerüst der alten Staaten war nur stehen geblieben wie eine Art von Schutzwehr um die Schulen der neuen Welt. Der Gewinn, den die großen Weltentdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts herbeigeführt hatten; wie vergiftend er und seine Folgen auch einstweilen auf das Nationalleben und vornehmlich auf die innere Freiheit der Völker gewirkt hatten, konnte nicht wieder verloren gehen; eben so wenig konnte aber auch die Universalität der Genüsse, der Begierden und der Ansichten, welche die Entdeckung der Indier und des Alterthums allen Individuen eingeflößt hatte, lange abgesondert für sich bestehen, ohne Nationalleben und vaterländische Freiheit. — Das unendlichbereicherte Privatleben mußte durch eine lange Reihe von Revolutionen hindurch: die allzuüppig gewordene Gegenwart mußte durch Leiden gedämpft, das allzu reiche Privatleben mußte ein Spiel des Zufalls und des Frevels werden, damit zuletzt in allen Völkern eine Sehnsucht nach der einzigen uralten Bürgschaft für den neuen Reichthum, nämlich nach innerer Freiheit und Nationalität, erwachen konnte; damit der alte Geist den neuen Körper beseelen und Staaten entstehen können, die sich zu dem irdischen Universum aller Welttheile so verhalten, wie sich die

Staaten des Mittelalters zu Europa verhielten. Glauben Sie nicht, daß ich von bereits vorhandenen Dingen rede! aber ich rede von Stimmungen und Verfassungen der Völker, die unvermeidlich kommen werden. Dem preußischen Staat wurde, Dank sei es dem großen Talente Friedrichs, der Liberalität unsrer Könige, und der Freiheit, die sie vergönnten, Dank sei es auch der Unliebenswürdigkeit und Zerrissenheit unsers vaterländischen Bodens und den verführerischen Weltumständen — dem preußischen Staat wurde das eigene Schicksal, den großen Irrthum, als könne ein von Armeen unpanzertes Privatleben je ein Staat heißen, als sei das große Interregnum der Völker ein bleibender Zustand, — fast zu erschöpfen, und früher zu erschöpfen als die übrigen Nationen. Sie müssen alle, wie sie auch die äußere Unabhängigkeit behaupten mögen, durch innere Revolutionen hindurch; durch einen gewissen Bankerot des Privatlebens, die einzige gründliche Schule der Freiheit: jene verzehrende Aufklärung, die wir erlebt, wird die alterthümlichste Gesinnung und die ehrwürdigsten Institutionen nicht verschonen, damit sich die widerstrebenden Lebensstoffe alter und neuer Zeit gründlich amalgamiren können, und kein Lebensreiz übrig bleibe, der nicht mit dem alten Geiste der Freiheit versöhnt und von ihm durchdrungen sei. Darum nun mußte ich im Anfange dieser Stunde gegen den Wunderglauben an die großen Männer protestiren. Revolutionen und Interregna rufen allezeit dergleichen hervor; eine interimistische Form, einen einstweiligen Stempel, der zu einem Surrogat der Nationalität auf kurze Zeit dienen möge, können sie den Völkern geben, einstweilige Verfassungen und Gesetze können sie erfinden, aber die ewige Form, die lebendige Verfassung und das dauerhafte Gesetz kommt nur von der uralten, unerfundenen, göttlichen Idee der Freiheit, die jedes, selbst das ärmste Herz erschwingen kann.

Von den beiden Gestalten, unter denen das Vaterland erscheint, und von denen keine allein bestehen kann, hat in Preußen die äußere Freiheit und Bedeutung Friedrich der Große mit tiefer Einsicht und gewaltiger Kraft herbeigeführt. Die großen Schicksale, welche die preußische Monarchie neuerlich erlebt hat, haben vor Gott keinen andern Zweck als die andere Gestalt, die noch wesentlichere, innere Freiheit und Nationalität, die Bürgschaft alles Nationalruhms, und alles wahrhaft organisirten und an das Ewige angeschlossenen Privatlebens, hervorzurufen. Ein gerechter, treuer, und an seine große Bestimmung ganz hingegebener Fürst, der erhabenste und nächste Gegenstand unsrer Liebe, wird Friedrichs Werk ergänzen; aber die Nation, ermüdet von den Lockungen eines falschen Zeitgeistes, zurückgekommen von aller verführerischen Universalität der Neigungen, wird mitwirken müssen.

Das große Problem, welches hier dem Fürsten und dem Volk gemeinschaftlich vorliegt und das nur gelöst werden kann, in wiefern alle auswärtigen Muster durchaus verschmäht werden, soll in diesen Vorlesungen ernsthaft erwogen werden; dazu bedarf es der lebendigen Gegenwart Friedrichs, des Heerführers unsers alten Ruhms. Seine Schöpfung muß in lebendiger Klarheit, mit allen Beziehungen auf ihre Umgebung und auf ihr Jahrhundert; die Gegenwart eben so deutlich vorgestellt werden. Civil-, Militärverfassung, gesellschaftliches und Privatleben, Reichthum und Haushaltung, Wissenschaft und Künste, wie sie unter Friedrich und durch Friedrich waren, müssen dargestellt, es muß gezeigt werden, wie alle diese Kleinodien des Lebens erscheinen, wenn sie von dem Geiste preußischer Nationalität durchdrungen sind.

12.

Ueber die divina Commedia des Dante Alighieri.

Rede

gesprochen den 19. Dec. 1821 von Prof. Dr. Fr. Wilh. Val. Schmidt [1]).

Hochgeehrte Versammlung!

Es ist jedem Wohldenkenden und Freien ein Bedürfniß, durch das äußere Spiel der Erscheinungen des Lebens hindurch in die Tiefe der menschlichen Brust zu schauen, und dort die Grundtriebe und leisen Regungen des Herzens zu betrachten, aus welchen Gedanken, Gebärden, Worte und Thaten sich erzeugen. Wem ist aber ein solches Ergründen so wichtig und unentbehrlich als dem, der berufen ist, die Sittlichkeit eines herannahenden Geschlechts zu fördern? Dem Lehrer, der nicht allein die Bahn zur Kunst und Wissenschaft dem Zögling aufschließen soll, sondern der auch den höchsten Lohn darin findet, daß er auf die Veredeluug der Gesinnung und die Bildung des Charakters vortheilhaft einwirkt? Von wie verschiedenen Richtungen wir alle auch ausgehen, in welchem Fach des Wissens wir auch die gesammelten Erfahrungen mittheilen, dies bleibt doch das gemeinschaftliche Ziel unserer Bestrebungen. So bietet der Lehrende dem Lehrenden die Hand und hofft, daß aus diesem Verein das edelste hervorgehen werde, in so weit als dergleichen zu leisten überhaupt dem Verein Einzelner möglich ist.

Unter allen Männern, die uns als Vorbilder dienen können in der Kunst, die Triebe des Herzens zu ergründen und nach ihrem wahren Werth zu würdigen, in der Liebe zum Guten, und im Eifer gegen das Böse, scheint mir einen vorzüglichen Platz einzunehmen Dante Alighieri. So wie sein ganzes irdisches Leben dem Kampfe gegen das Schlechte um ihn herum gewidmet war, so steht auch sein dichterisches Kunstwerk nur dadurch auf jenem hohen Gipfel der Vollendung, daß es gleich sehr Erzeugniß der Weisheit wie der Liebe zum Guten ist. So mögen denn einige Bemerkungen über die Bedeutung des unergründlich tiefen Gedichts hier nicht an unrechter Stelle erscheinen. Denn wir sehen in demselben die unermeßliche Welt des Gemüths, nach deren Erkenntniß auch wir streben, unter allegorischer Hülle dargestellt. — —

Dante beginnt seine Commedia, von der Nachwelt durch das Beiwort divina über das Vergängliche erhoben, mit der Schilderung seines eigenen Zustandes. Ungewiß in sich selbst, in Finsterniß verloren, so sagt er von sich, wendet er, zu reiferem Alter gelangt, sich zum Nachdenken über das Leben. In der Ferne leuchtet der glänzende Gipfel der Wahrheit, doch von irdischen Trieben gefesselt, strebt er vergeblich, jenem Lichte sich zu nahen. Als er im Begriff ist, der Gewalt des Gemeinen zu unterliegen, findet er im gefährlichsten Augenblick einen Haltungspunkt an der Vernunft. Diese wird dargestellt unter dem Bilde des Virgil, der als Dichter äußerlich in Verbindung mit Dante steht, noch mehr aber innerlich zum Symbol der allgemeinen Vernunft, wie sie sich des einzelnen Menschen bemächtigt, dadurch geeignet ist, daß Virgil im ganzen Mittelalter als eine mythische Person gedacht wurde, als ausgerüstet mit magischen Kräften und verbündet mit höheren Geistern. Aber da er Heide und Schwarzkünstler war, blieb er ausgeschlossen von der höchsten Seligkeit der Christen. So wurde er Leiter durch die verschlungenen Pfade der Hölle, und Gefährte und Rath beim Hinanklimmen des Felsens des Fegefeuers. Aber die Vernunft hatte nicht unaufgefordert zur Erleuchtung unsers Dichters sich erboten; vielmehr hatte die

---

1) Er starb als Professor der neueren Sprachen und Literatur an der Universität zu Berlin, und hat sich durch viele Schriften in diesem Fache bekannt gemacht.

Erforschung des Verhältnisses der Gottheit zu den Menschen (die Theologie) der Vernunft es überlassen, jene negativen Zustände ihm aufzudecken. Die Theologie ist symbolisirt durch Beatrice, die verstorbene Jugendgeliebte des Dichters, und sie sendet den Virgil ab. Aber auch sie ist nicht letzte Ursache. Die erleuchtende Gnade und Barmherzigkeit Gottes selber hat vermittelst der geoffnebarten Religion und der natürlichen Vernunft Bedürfniß und Kraft, nach dem Höchsten zu streben, dem Dante eingeflößt. So stehen die vier Personen, eine immer der andern weit untergeordnet, als vier Zeichen: 1) Lucia, die erleuchtende Gnade Gottes; 2) Beatrice, die Erkenntniß der Offenbarungen des Christenthums; 3) Virgil, die menschliche Vernunft; 4) Dante, der sündige Mensch, den der erste Strahl der göttlichen Gnade zum Bewußtsein weckt.

Jetzt beginnt die Vernunft ihren Unterricht. Sie lehrt den Dichter das Wesen vom Schein sondern. Ueber jede Täuschung hinweggehoben, erkennt er den wahren Zustand des menschlichen Gemüthes. Die Schilderung der mannigfachen Gesinnungen und der Beschaffenheiten, worin die Menschen durch die Gemüthsbewegungen gebracht werden, knüpft er an die christlichen Dogmen von der Hölle, dem Fegfeuer und dem Paradiese. Dadurch ist er gezwungen zu sondern und in einzelnen Individuen zu fixiren, was in der Wirklichkeit sich hienieden nicht so gesondert findet. Kein Mensch ist immer frei von bösen Neigungen; keiner immer ganz von ihnen besessen. In der Wirklichkeit ist immer nur ein Vorherrschen des Einen oder des Andern. Wie der Maler die fliehende Begebenheit fesselt, und das Vorübereilende als ein Beharrendes hinstellt, so ergreift dieser Seelenmaler den Augenblick, in welchem der Mensch in einen Zustand ganz aufgegangen ist, und macht diesen zu einem bleibenden des Menschen; in der Hölle und im Paradies das Ewige durch Unendlichkeit der Zeit symbolisirend; im Fegefeuer das Ewige durch das endliche Anlangen im Paradiese als Träger des Vorübergehenden aufstellend, alles dreies den Dogmen gemäß. Ueberall ist der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele Hauptstütze, ohne welche nur sinnloses Spiel mit Fabeln und Trugbildern übrig bliebe. Die dogmatische Grundlage selber ist schon von vielen vor Dante mythisch erweitert, wie in der Fahrt Karls des Dicken in die Unterwelt, in der Vision des Mönchs Alberich, im Fegefeuer des Patricius, in den Verzuckungen der Mystiker in das Paradies u. s. w. Ihnen aber ist Kern, was unser Dichter nur als Hülle gebrauchte. Die Vernunft zeigt ihm zuerst den Zustand der ganz dem Bösen ergebenen Seelen, d. i. Virgil führt ihn in den trichterförmigen Abgrund der Hölle, innerhalb dessen von oben bis zur untersten Spitze hinab ringförmige Kreise liegen. An dieser Spitze bildet den Mittelpunkt und Träger des Ganzen der vom Himmel gestürzte Lucifer, das böse Princip. Die einzelnen Kreise sind der Aufenthalt der Lasterhaften. Je mehr das Laster des Menschen Natur entwürdigt, um so näher wohnt er jenem Princip. Ganz vorn in den Vorhallen, dicht hinter der Höllenpforte, sind die leeren und nichtigen Menschen, sowie die, denen das Glück der Offenbarung nicht geworden. Dann folgen, schon im Trichter selbst, aber noch diesseit der flammenden Höllenstadt, alle, welche sich vergehen durch zügellose Leidenschaft, ohne boshafte Absicht. Dahin gehören, die sich der Fleischeslust ergeben. Höllenstürme peitschen sie rastlos. — In Koth sind die Schlemmer versunken, trübe Dünste der Erde regnen auf sie herab. Sie zerfleischt Cerberus. Sein hündisches Geheul wird nur gestillt, wenn ihm Erde den Rachen stopft. Nur der Tod sättigt endlich den Hunger des Fressers. Im wunderlichen Kampfe plagen sich Geizige und Verschwender. Sie drehen sich stets im Wirbel, wälzen mit der Brust schwere Fässer in eng zugemessenem Raum unter Geschrei und Zank. — Die Zornigen zerfleischen sich mit Zähnen und Nägeln in einem siedenden Pestpfuhl. Er schlägt zusammen über den Häuptern der vor Wuth Besinnungslosen; nur das Aufbrodeln des trüben Schlammes verräth ihr Dasein.

Eine tiefere Verdammniß ist das Loos derer, die aus Bosheit mit Vorbedacht gegen Gott den Schöpfer oder dessen Geschöpfe fehlen. Verblendete Verbreiter von Irrlehren und Gewaltthätige sind dem bösen Princip nicht so nah als die in zehn Unterabtheilungen zerfallende Masse der Betrüger. Hier sind Heuchler und Schmeichler, Wucherer und Kuppler und ähnliches Gesindel, deren mannigfache Seelenangst, deren Wimmern, Heulen, Zetergeschrei das strenge Auge des Beschauers oft bis zu Thränen erweicht.

Ganz tief in der Enge nahe dem Bösen sind die, welche zum Betrug den Verrath fügen, von dem Gefühle der Liebe nicht mehr erwärmt, zerreißen sie die heiligsten Bande, und werden zu Meuchelmördern oder Verräthern an Bruder, Freund, Vaterland. Auf einem Eisfelde bis an den Kopf eingegraben starren sie und klappern vor Kälte. Selbst ihre hervorquellenden Thränen werden in ihren Augen zu einer Eisrinde, welche die folgenden Tropfen gewaltsam zurückdrängt. Oft, sagt der Dichter, sinkt die Seele in diese Eiskluft, ehe noch der Tod des Leibes erfolgt. Diese Worte zeigen, daß die Strafe des Lasters ihm zugleich der lasterhafte Zustand selber sei.

Nach den niederschlagenden Anschauungen des tiefen Verderbens der Menschennatur erhebt der Dichter sich mit Mühe zu einem Standpunkt, wo von fern ein Trost sich zeigt, zu dem Gedanken an die unendliche Liebe Gottes, die auch den zum Bösen Geneigten zu sich ruft. Wie das Darzustellende, so wird auch die Darstellung milder. Dem finstern, nur von Schwefelflammen hin und wieder erleuchteten Höllenschlund entstiegen, befinden sich Dante und Virgil am Fuß des Berges, der zur Reinigung der Seelen bestimmt ist. Der gestirnte Himmel wölbt sich wieder über sie, der erste Schein der Morgenröthe kündigt den heranbrechenden Tag an. Wir athmen wieder frei im Gebiete des Lichtes. Die steile Höhe, die jetzt zu erklimmen ist, ist gleichfalls in Unterabtheilungen oder immer enger werdende Kreislinien getheilt. Wie jene des Höllenkegels sich immer tiefer und enger hinabsenkten bis zur Centralspitze, dem Princip des Bösen, so steigen diese nach und nach empor bis zu dem Garten Edens, dem irdischen Paradies, das heißt, einem Zustand der wiedererlangten Unschuld und Reinheit. Auch in diesen immer enger werdenden Kreisen, die man die Schule des Lebens nennen könnte, treffen wir noch das Schlechte in den Gemüthern, aber nicht mehr als ein gänzliches Verderben derselben, als Sünde. Hier hat die Seele ein Bewußtsein ihrer eigenen Entstellung, den Wunsch der Genesung, und daher die Neigung, die Sünde von sich zu thun; nur ist diese Neigung noch im Kampf mit der überwiegenden Kraft dieses oder jenes sündhaften Triebes, welcher erst allmälig weggeschafft werden kann. Darum wohnen hier Wehmuth, Reue und Sehnsucht, und darum muß Dante, der von der Gnade zur Erleuchtung berufene Mensch, sich mit der glatten Binse, dem Sinnbilde der Aufrichtigkeit, umgürten, ehe er den Berg ersteigen darf, weil ohne Anerkenntniß eigener Fehler keine Besserung möglich ist. Ganz unten am Berge sind die, welche zwar ihre Sünden erkannt haben, aber erst in der Todesstunde. Sie haben vergeblich gelebt. Dies auszudrücken läßt der Dichter sie eine eben so lange Zeit, als sie verloren haben, in diesen unteren Räumen harren. Dann erst dürfen sie hoffen, weiter zu dringen. Nicht ganz böse Menschen, die aber zu träg im Guten sind, haben oft Neigung, das Thun Anderer zu bekritteln, die höher streben. So wundern sich auch diese Schattengestalten, daß Dante es wage, schon jetzt den Felsen des Heils zu erklimmen. Bei ihrem Schreien schaut er nach ihnen um, und zögert. Aber die Vernunft, Virgil, schilt sein Zaudern. Nur der könne das Ziel erreichen, spricht er, der unbekümmert um nichtiges Geschwätz Anderer sich auf seiner Bahn nicht irre machen lasse. Wie Gnade und Gerechtigkeit Gottes verbunden sind bei dem Loose dieser spät bereuenden Sünder, erläutert der Dichter in einer Erzählung von dem Streit des guten und bösen Engels um die Seele ei-

nes solchen. Wegen einer Thräne der Buße, die er sterbend vergossen, nimmt der Bote des Himmels sie in Besitz; der böse Geist aber im Zorn bemächtigt sich des Leibes, und gibt ihn der Wuth der Elemente Preis. Reue führt die Seele allmälig zu ihrer Heimath zurück; aber die Reue kann das ewige Naturgesetz nicht aufheben, und die sinnlichen und äußerlichen Folgen böser Handlungen nicht vernichten.

Aus den unteren Räumen, welche nur die Vorhöfe des zur eigentlichen Reinigung bestimmten Aufenthaltes sind, wird der Dichter plötzlich im hellen Schlaf durch göttliche Erleuchtung zu dem Eingang der höhern Regionen erhoben. Im Morgentraum sieht er einen Adler mit goldenen Fittigen auf sich herabstoßen, und sich empor in ein Flammenmeer tragen. Adler und Taube sind oft Sinnbilder unmittelbarer göttlicher Gnadenergießungen. Beim Erwachen findet sich Dante vor dem Thore des Heiligthums der Buße. Drei Stufen führen hinauf. Von weißem Spiegelmarmor die erste; die zweite von einem trüben Gestein; von glühend rothem Porphyr die dritte. Drei Dinge bedarf zuerst die Seele deß, der sich aufrichtig zur Buße wendet: lautere Selbstkenntniß ohne Schmeichelei, Betrübniß über die Sünde, glühenden Eifer, sie von sich zu thun. Ein Engel gewährt dem Bittenden Einlaß, nachdem er ihm ein siebenfaches P auf die Stirn geschrieben und ihn vor dem Rückwärtsschauen gewarnt hat. Haben wir jene drei Stufen hinter uns, so erkennen wir unsre Sünden im Einzelnen, die nach Dante's Dogmatik in sieben Hauptsünden (Peccata) zerfallen, und welche auf dieser mühseligen Bahn abgelegt werden sollen. Das Rückwärtssehen wird verboten, weil es unnütz Zeit wegnimmt, und leicht zum Rückfall verleitet.

Innerhalb der Pforte findet man auf dem ersten Absatz den Kreis der Hochmüthigen, die sich rund um den Berg windet. Beispiele von Demuth sind wie von Bildhauern in die Felswand gehauen. Eben so sind in den übrigen sechs Kreisen auch Gebilde, welche die jedem Laster entgegengesetzte Tugend versinnlichen; denn der Anblick derselben ist geeignet, uns unsre Fehler widerlich zu machen. Die Seelen der Hoffärtigen selbst wandeln im Kreise, ungeheure Lasten auf dem Rücken schleppend, die einigen das Haupt bis zu Boden beugen. Die Last ist ihre eigene Hoffart, sie werden jene erst los, wenn diese völlig beseitigt ist. Am Boden zu ihren Füßen zeigen andere Bildnisse die Vergänglichkeit alles dessen, worauf der Mensch sich etwas einzubilden pflegt. Dante wandelt und trägt eine Zeit lang mit ihnen, doch mit kräftigerem Willen; weßhalb er auch, als Virgil ihm winkt, die Last abwirft, aufrecht tritt und schnell weiter eilt. Von dem Hochmuth gereinigt, verläßt er diesen Kreis. Ein P von den sieben ist ihm von der Stirn gelöscht, und so verschwindet bei jedem Austritt aus einem neuen Kreise von neuem ein P, und immer leichter wird, je höher er kommt, das Klimmen auf den steilen Pfaden. Er ist jetzt im schwarzgelben Ringe des Neides, Stimmen erschallen in der Luft, welche an die Aufopferungen Wohlwollender erinnern, und andere, welche von der Häßlichkeit der Mißgunst zeugen. Noch tragen die Neidischen ein härenes Gewand; denn noch nagt an ihnen der gehässige Trieb. Aber die Augen sind ihnen durch einen eisernen Draht geblendet, und sie stützen sich einer den andern wie blinde Bettler. Das Auge der Schelsüchtigen hat gierig nach den Gütern Anderer geblickt, es kann jetzt nicht einmal das allgemeine Gut, das Licht der Sonne, schauen. Sie lehnen sich an einander, weil nur durch gegenseitige Unterstützung auch die besondern Güter erreicht und erhalten werden. Erst wenn sie das gelernt, wenn sie das härene Hemd abwerfen, sind sie würdig, an jenem Gute Theil zu nehmen, das mit der Anzahl der Theilnehmer wächst. Es ist dies die Liebe, die, von dem Schöpfer ausgehend, aus dem Erschaffenen wiederstrahlt. Diese Liebe, die dem Neidischen fehlt, ist

Dante's Sonnenlicht; das Licht vervielfältigt sich in Spiegeln, die Liebe gewinnt an Kraft durch Gegenliebe.

Durch den von dichten Rauchwolken verfinsterten dritten Kreis, den Kreis des Zornes, gelangt der Dichter zum vierten, dem Aufenthalt derer, die aus Schlaffheit versäumen, das Rechte zu thun. Wenn der Zorn als Laster in der Hölle die Zornigen in einem Pestsumpf bis über die Köpfe versenkte, wo sie im Finstern wie die Bestien gegen einander rasen, so ist er hier als Sünde ein beißender Qualm, der die Seele mit Nebel zu umziehen und zu ersticken droht; aber in stetem Widerstand gegen diesen Nebel gewinnen sie endlich Kraft, ihn zu Boden zu drücken und das Licht zu sehen.

Der vierte Kreis ist grade in der Mitte zwischen den drei unteren und drei oberen. Wie in der Hölle die Laster nach einer Stufenfolge geordnet waren, so sind auch bei der Reinigung in den drei unteren vom Reinen fernsten Kreisen die, welche Selbstsucht zu feindlichen Handlungen gegen Andere verleitet, in den drei oberen die, welche in einem natürlichen Triebe ausschweifen. Die Nachlässigen sündigen aus einem Mangel, aus Mangel an Liebe; sie verstärken im vierten Kreise Willen und Kraft. Im fünften sind Geizige und Verschwender gepaart. Denn diese Sünden können nicht zusammen in der Seele eines Einzelnen wohnen. Durch die Kraft des freien Willens, der den verderblichen Trieb plötzlich gewaltsam zügelt, schwingt die Seele eines Verschwenders sich mit den beiden Wandernden empor. Der Berg erbebt vor Freude, die Seelen seiner Bewohner singen laut das Lob Gottes. Dieser Entsündigte ist der Dichter Statius, ein Bewunderer und Nachahmer des Virgil, und nach der Tradition ein heimlicher Christ. Wie Virgil die Vernunft, ist Statius der von der Vernunft erhellte Verstand, der, gereinigt von der falschen Anwendung dessen, was ihm eigen ist, nunmehr gewürdigt wird, bis in das Paradies den Dante zu begleiten, selbst da, wo die Vernunft zurückbleiben muß. Im sechsten Kreise finden sich die Schlemmer. Wie Tantalus schmachten sie vergebens nach lockenden Früchten über ihren Häuptern, und einem hellen Quell zu ihren Füßen. Noch peinigt sie der Trieb, aber sie wissen ihn zu besiegen. Der letzte Kreis endlich zeigt die Wollüstigen, welche in Feuerflammen, ihrer eignen üppigen Glut, sich läutern.

Befreit von allen irdischen Flecken steht Dante jetzt auf der Kuppe des Felsens, dem Garten Edens. Die Vernunft hat ihm dies Paradies der ursprünglichen Gerechtigkeit und Sitteneinfalt wieder gewinnen lassen, in welchem er sich bei seiner Erschaffung befand, und das er durch die Lockungen der Schlange, der Sünde, verlor. Weiter kann sie ihn jedoch nicht führen. Höheres Aufschließen ist den Lehren der Offenbarung vorbehalten. Darum legt Virgil jetzt sein Amt nieder, entläßt den Zögling, und setzt ihm die Krone als Zeichen der Freilassung auf.

Der Garten Edens, in welchem der von allen irdischen Schlacken Geläuterte sich befindet, ist die ideale Erde selbst, wie sie gedacht wird, und sein müßte vor dem Fall der Sünde und rein vom Bösen. Darum schwindet mit dem Trinken aus dem Flusse Lethe der Gedanke an das Böse, da dies nur etwas Unreines und Hemmendes ist. So erblickt er die triumphirende Kirche und den triumphirenden Staat, beide in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit. Dante, als Ghibellin, hatte ein seinen Ansichten angemessenes Ideal. Als Feind des Papismus und der Hierarchie sieht er die Kirche mit allen ihren Werkzeugen und Institutionen entblößt von jeder weltlichen Macht, und nur ausgerüstet mit tausendfachen Gaben des heiligen Geistes. Als Feind der Republiken, eben so sehr der aristokratischen wie der demokratischen, ist ihm der triumphirende Staat das ideale römische Kaiserthum, wie es als großer, festgewurzelter Baum durch die sich an ihn lehnende Kirche die höchste Kraft erhält. In diesem irdischen Paradies erscheint dem Dichter auch Beatrice von Angesicht zu Angesicht. Sie, die christ-

liche Anschauung des Verhältnisses der Seligen zum Urquell der Seligkeit, vermehrt erst seine geistige und sittliche Kraft, d. i. sie läßt ihn aus dem Fluß Eunoe trinken, und reißt ihn sodann empor zum Aufenthalt der seligen Geister, zum himmlischen Paradies. Hier werden die innersten Mysterien des christlichen Glaubens und der christlichen Heilsordnung klar, scharfsinnig und tiefsinnig entwickelt und combinirt. Hier ist keine Allegorie mehr, und der Wortsinn ist Eins mit dem Symbolischen. Daher ist hier nichts auszudeuten. Das ganze Paradies ist ein fortwährender Hymnus auf die überschwengliche Gnade, mit der Gott die Seinigen beseligt. Wenige Worte über den Raum, in welchen der Dichter die Lichtmassen der Seligen vertheilt, werden hinreichen. Nach dem gangbaren System jener Zeit war die Erde der kleine Mittelpunkt des gewaltigen Weltenbaus, um sie herum die immer größer werdenden Sphären der Planeten, dann die Sphäre der Fixsterne, dann der Krystallhimmel, oder das Primum Mobile, zuletzt das unbewegliche Empyräum, welches alles Andere umschließt. Die Planeten sind der Aufenthalt derer, die in der Liebe und im Glauben leben. Mehr oder minder sind diese dem Urquell des Lichtes nahe, je nachdem ihre Kräfte, die Richtung ihres Geistes, ihre Erkenntniß verschieden ist. Alle haben Antheil an der allgemeinen Seligkeit, und zwar einen gleichen für das Gefühl der Einzelnen, aber doch ist dieser Antheil stärker oder schwächer nach dem größeren oder geringeren Maaß des Gefühls, das ihnen geworden. Im milden Licht des Mondes, den der Dichter bei seinem Aufflug zuerst erreicht, wohnen die sanften, ruhigen Seelen, deren Sinn sich zur Keuschheit und Enthaltsamkeit neigt. Im Merkur sind die, welche fruchtbar sind an guten Werken und thatenreich; in der Venus sind die wohlwollenden, mit reiner Liebe zu den Geschöpfen erfüllten; die Sonne ist der Wohnplatz jener vorzüglich erleuchteten Seelen, die den Irrthum vertrieben und Wahrheiten kräftig verbreitet haben. Sie bilden einen Strahlenkranz, der in harmonischer Bewegung das Lob des Höchsten singt. Im Mars sind die glorreichen Streiter für den Glauben. Ihre Geister schimmern am Kreuze Christi, jenem großen Symbol des Kampfes wider das Böse. Im Jupiter findet er die Gerechten; im Saturn solche, die sich der Beschauung gewidmet. Eine goldne Leiter führt von hier aus hinauf durch die folgenden Himmel bis in das Empyräum. Die Geister der Beschauenden schwingen sich in unzähliger Menge gleich funkelnden Sternen die Sprossen auf und ab. Im Nu erhebt Dante sich mit ihnen bis in den Himmel der Fixsterne. Wie nichtig erscheint ihm hier die Erde und unser ganzes Planetensystem! Auch noch die neunte und zehnte Sphäre erreicht er durch die Kraft seiner Führerin. Alles in diesem Reich wogt in einem Lichtmeer; stets wächst die Fülle und Stärke des Glanzes, bis der geblendete Blick sich im Borne des Lichts verliert.

Ein Werk, gigantisch wie dieses Gedicht im Entwurf und in der Ausführung, dabei im Ganzen und Einzelnen vollendet und wie in Einem Guß, ein solches Werk zu schaffen, ist nur nach langen Zwischenräumen Ein Mal einem besonders begabten Geist möglich, aber darin können wir Alle es uns zum Vorbild nehmen, daß, wie wichtig oder geringfügig auch die Aufgaben unseres Berufes sind, wir diese ganz so vollkommen lösen, als es das uns gewordene Maaß von Fähigkeiten und Einsichten gestattet.

13.

Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft.

Eine Rede von Cajetan von Weiller, vorgelesen in der königl. Akademie der Wissenschaften zu München am 12. October 1820[1]).

Ich sprach vor einem Jahre bei andern feierlichen Anlässen ein Wort über die große religiöse Angelegenheit unserer Zeit. Die freudige Anerkennung, welche meinen damaligen Andeutungen in den verschiedensten Kreisen wurde — von den an Bildung und Rang höchsten bis zu den in beiden Rücksichten einfachsten, übertraf meine kühnste Erwartung. Ich wußte nun bestimmt, daß ich dasjenige berührt hatte, was alle Guten unserer Tage anstreben.

Meine damaligen Erörterungen faßten ihren Gegenstand vorzüglich von *der* Seite, von welcher derselbe dem Leben angehört. Er ist aber von einer andern auch ein Eigenthum der Wissenschaft. Auf welches Hohe hat diese nicht gegründeten Anspruch?

Die Stelle, von der ich heute spreche, ladet zur Betrachtung der genannten Angelegenheit in letzterer Beziehung ein. Und Dank dem Genius der Zeit und des Vaterlandes, daß nun auch in diesen der Wissenschaft geweihten Hallen von göttlichen Dingen gesprochen werden kann. Wir erinnern uns noch der Zeit, in welcher Christenthum und Wissenschaft in gegenseitigem Mißtrauen einander gegenüberstanden, einer Zeit, in welcher das Christenthum für die Wissenschaft nur Verdammung zu haben schien, und die Wissenschaft für das Christenthum nur Hohn hatte. Nun ist es anders. Die Zeit hat das Heilige, wie sich dasselbe am vollkommensten im Christenthum offenbart, dem Gemüthe näher gebracht, und der deutsche Ernst hat das dem Gemüthe Nahe auch der Erkenntniß zu gewinnen angefangen. Das Christenthum, nicht mehr zu fromm für die Forschung, scheut sich auch nicht mehr vor der Wissenschaft. Die Wissenschaft nicht mehr zu vornehm für die Frömmigkeit, schämt sich nicht mehr des Christenthums.

Gerade die wissenschaftliche Beziehung des Christenthums ist aber gegenwärtig auch von ausgezeichneter Wichtigkeit. Der Zustand unserer Zeit gehört unter die eigenthümlichsten. Wann hatten sich am Menschen alle geistigen Hauptanlagen zugleich so aufgethan, wie jetzt? Einmal herrschte die Phantasie vor, unterjochend alle andern Kräfte, ein andermal das Gefühl, wieder ein andermal der Verstand oder die Thatkraft. Gegenwärtig bewegen sich alle diese Kräfte in einem, wenn gleich noch nicht harmonischen, doch schon allseitig sehr regen Leben. Das Christenthum erhält dadurch nothwendig gleichfalls eine besondere Stellung zur Gegenwart. Nur dem in seiner Ganzheit erfaßten, wie es bestimmt und fähig ist, alle Höhen unseres Lebens zu besetzen, will die Zeit huldigen. *Diese* Natur desselben muß also nachgewiesen werden. Die großen unermeßlichen Bedeutungen, zu deren lebendiger Ahnung der Geist nun erwacht ist, müssen bestimmt ausgesprochen, die zartesten, heiligsten Regungen, welchen das Gemüth nun offen steht, müssen lebendig bezeichnet, die höchsten überirdischen Kräfte, zu welchen sich der Wille nun zu erheben strebt, müssen deutlich genannt werden. Die Zeit will sich jetzt mehr als jemals mit allen höhern Anlagen *zugleich fühlend, denkend* und *handelnd* in dem Heiligthume bewegen. Das kann sie nur, wenn sie von der *Wissenschaft* unterstützt wird. *Das*

1) *Cajetan von Weiller*, geb. den 2. August 1762 zu München, gestorben am 23. Junius 1826, zuletzt Studiendirector und Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften. Seine letzte Schrift ist betitelt: Der Geist des ältesten Katholicismus als Grundlage für jeden spätern.

Christenthum kann sich unserer Zeit blos unter der Bedingung bemächtigen, daß sich die Wissenschaft — des Christenthums bemächtigt. Zwar fand sich dieses auch bisher schon oft in der Gewalt von jener, und blieb dem Leben, wofür es eigentlich vom Himmel kam, doch fremd. Aber die Wissenschaft selbst war es ebenfalls. Jetzt hat sich dieses Verhältniß geändert. Die Kluft zwischen Leben und Wissenschaft beginnt sich zu schließen. Diese sonst nur dem Kopfe entsprossen, und sich blos unter Begriffen bewegend, nähert sich, gestützt auf Ideen, jetzt auch unseren Herzen. Was daher als Lebensprincip in unsere Zeitgenossen gehörig eingehen soll, muß in dieser verwickeltern geistigen Lebensform eindringen. Man will jetzt auf allen höheren Gebieten, vorzüglich auf dem höchsten, zugleich klar fühlen und lebendig denken, um ebenso bestimmt als kräftig handeln zu können.

Indem ich hier den religiösen Ahnungen und Bestrebungen unserer Zeit wissenschaftliche Richtung und Deutung zu geben suche, spreche ich wieder nicht blos aus mir, sondern aus tausend und abermal tausend gleich gestimmten Gemüthern. Ich sage nichts, was nicht allen unbefangenen christlichen Zeitgenossen auch ohne mich vorschwebte. Aber in einer bewegten Zeit kommt Alles darauf an, daß ihr klar werde, wovon sie dunkel getrieben wird. Von der Erkenntniß der bewegenden Kräfte hangt in solchem Falle die Richtung und das Heil der Bewegung ab, denn sind diese Kräfte guter Art, so ziehen sie unwiderstehlich an sich, sind sie das Gegentheil, so stoßen sie ebenso unvermeidlich ab. In jedem Falle ist mit der Einsicht in das Wahre der Sieg des Guten eingeleitet. Dem erkannten Guten zu widerstehen, ist höchstens dem einzelnen Menschen, nicht dem ganzen Geschlechte, nicht einem größeren Theil desselben möglich.

Auch berühre ich hier wieder nur das Allgemeine, das über den Unterschieden in ewiger Unveränderlichkeit waltet. Ich deute wieder nur den Geist der Vereinigung an, der jetzt auf dem Gebiete der Religion eben so eigenthümlich als mächtig durch die Welt geht. Ich nenne nur diejenige Einheit, in der sich die Verschiedenheiten mittelbar aussöhnen, da ihre gegenseitigen Naturen einander unmittelbar widerstehen. Ich habe also immer nur die unsichtbare Kirche im Auge, die, einst hoch über alle sichtbaren schwebend sich nun vielfältig schon segnend, auf diese herabsenkt und an Einsicht, Kraft und Zahl ihrer Mitglieder so sehr anwächst, daß ihr eine eigne Art von Sichtbarkeit zum Bedürfniß geworden, und auch wohl nicht lange mehr vorzuenthalten ist. Es wird daher hier abermals keine Rede von einer der einzelnen Meinungen sein, durch welche sich die Parteien trennen, sondern nur von jenen gemeinsamen Wahrheiten, in welchen alle einig sind. Es ist schlechthin nicht auf irgend eine specielle Polemik abgesehen, sondern lediglich auf Reinigung und Belebung jener höheren Ansichten, welche über alle Polemik erhaben sind, weil sie es über jede Einseitigkeit und Beschränkung sind.

Ich lege die kleine Gabe mit erhöhtem Gefühl auf den Altar, auf welchem das Vaterland heute eines seiner geliebtesten Feste feiert. Es ist dieselbe heilige Liebe, welche den Trieb der gegenwärtigen Feier und den Gegenstand der Untersuchung bildet, durch die wir an dieser Feier theilnehmen. Das Gemüth fühlt sich also ergriffen, es mag sich der Erörterung, oder dem Anlasse zuwenden, bei welchem sich die Erörterung ausspricht.

Zu dem jüdischen Lehrer Schammai kam einst ein Heide und sagte: „Lehre mich das Gesetz — in der Zeit, daß ich auf einem Fuß stehe!" Schammai nahm einen Stock und jagte ihn fort. Der Heide ging zu Hillel, und

dieser willfahrte ihm, indem er sagte: „Was du nicht willst, daß man dir thue, das thue auch andern nicht. Das ist das ganze Gesetz."

Den Heiden trieb eine richtige Ahnung, und Hillel verstand dieselbe. Alles Große ist einfach, daß Größte ist das einfachste.

Darum ist das Christenthum, diese höchste aller göttlichen Anstalten, bei aller Unendlichkeit seines Wesens am kürzesten zu fassen. Sein ganzer unermeßlicher Inhalt liegt in dem Worte: „Liebe." Das Christenthum ist Liebe, heilige, immer und überall rege Liebe, kräftige, kein Opfer scheuende, durch keine Anstrengung, durch keinen Widerstand, selbst durch keinen Haß zu ermüdende Liebe, Liebe als Nachsicht, als Versöhnlichkeit, als Wohlthätigkeit, als Treue, als Gerechtigkeit, Liebe im Ernste des Lebens, und in dessen Heiterkeit, Liebe in allen Formen und Lagen, unendliche Liebe. Liebe ist die Quelle alles christlichen Glaubens, das Ziel aller christlichen Hoffnung, die Basis alles christlichen Seins und Thuns, ist das eigentliche Geheimniß des Christenthums. Soll ich die einzelnen Stellen anführen, die darüber in den heiligen Urkunden vorkommen? Sie finden sich von der ersten Zeile bis zu der letzten. Soll ich auf die Erläuterungen und Bestätigungen hinweisen, welche der Wandel des Heilandes enthält? Sein Leben ist ein einziger unendlicher Odemzug von Liebe.

Wenn auch andere Religionsanstalten Liebe in ihren Kreis aufnehmen, so ist es nicht solche reine, unüberwindliche, grenzenlose, solche himmlische Liebe, und dieses darum nicht, weil sie eben nur eine aufgenommene, weil sie also bloße Zugabe ist. Im Christenthum ist sie das Wesen selbst. Hier wird von ihr erst alles andere aufgenommen und veredelt. Hier ist sie zugleich Zweck und Mittel, Gipfel und Wurzel, Leben und Form, Alles im Allem. Wenn andere Religionsgenossen mitunter auch lieben sollen, so soll der Christ immer und überall lieben, lieben, indem er handelt, lieben, damit er wisse, lieben, um zu hoffen. Die ganze Weltgeschichte weist uns in dieser Hinsicht keine Parallele. Das Christenthum ist nicht blos nebenher Liebe. Es ist lediglich nichts, als Liebe, nichts, als entwickelte, sich selbst ganz klare, in sich selbst gründlich erstarkte Liebe. Wo Liebe waltet, dort ist der Geist Gottes, dort ist Christenthum. Wo Liebe nicht ist, dort herrscht gemeiner, sinnlicher Geist, dort ist Christenthum nicht. Willst du wissen, ob dein Nachbar ein Christ sei, frage nicht seinen Mund, welche Formeln derselbe spreche, frage nicht sein Gedächtniß, welches Bekenntniß es auswendig gelernt habe, nicht seine Phantasie, in welche Bilder sie seine Ahnungen kleidet, nicht einmal seinen Verstand, wenigstens vor allen nicht, und nicht allein, was er denke und glaube! Frage sein Herz, ob es liebe, unermüdlich liebe! Aus dem Herzen wächst der Christ hervor, nur aus dem Herzen und einzig nur daraus kann ein rechter, ein lebendiger Christ endlich auch in den Verstand, und in die Phantasie und zuletzt in den ganzen Menschen hineinwachsen. Du magst irgendwo noch so viele fromme Worte finden, und noch so ausführliche Bekenntnisse und noch so festen, rüstigen Glauben, wenn du nicht auch Liebe findest, Liebe als die Grundlage und als das Ziel, und als die eigentliche Kraft und Bedeutung aller dieser Worte, Bekenntnisse und Ueberzeugungen, dort hast du Christenthum nicht gefunden. „Und wenn ich Glauben hätte, so daß ich Berge versetzen könnte, und hätte die Liebe nicht, so wäre ich weiter nichts als eine klingende Schelle." Kann man es stärker aussprechen, daß die Liebe das Wesen in der Wesenheit des Christen ausmache, daß sie also die erste und letzte Forderung und der Geist aller übrigen Forderungen an den Christen sei. Immer und überall soll die Frage: „Was glaubst du?" erst nach jener: „Was liebst du?" kommen. Neben und mit manchem Irrthum kann das Christenthum bestehen, mit Eigennutz aber, und mit Kälte und mit Haß ist dasselbe schlechterdings un-

vereinbar. Wie das wahre Christenthum immer nur aus einem reinen, heiligen Herzen keimt, so kann ein gemeines, selbstsüchtiges Herz nur Unchristenthum erzeugen, nur Ketzerei, nur Wahnglauben, nur Apostasie, nur Heidenthum.

Die Bedeutung der Liebe ist unendlich. Wir besitzen in ihr keinen leeren Abgrund, in welchem sich lediglich unsre Gefühle schwärmend versenken können. Es thut sich uns in ihr die Fülle eines Himmels auf, worin sich unser ganzer Geist mit seinem entwickeltsten Leben zu bewegen im Stande ist, mit seinen schönsten Ahnungen, Bildern, Begriffen und Gesinnungen.

In der Liebe kommt unser innerstes köstliches Wesen zum Selbstbewußtsein, die Kraft der freien aus eigner Fülle hervorgehenden Bewegung und des Seligseins durch Beseligung Anderer. Unsere höchste, unsere gottähnliche Natur kündigt sich uns an. Wie aber alles, was sich uns schon in den Sinneskreisen ankündigt, größer ist, denn seine Ankündigung, so auch hier, und hier noch mehr. Das Walten der Liebe muß sich unermeßlich weit selbst über unser innigstes Gefühl hinaus erstrecken. Nicht irgend ein Menschenherz, nicht alle Menschenherzen zusammen können die unermeßliche erfassen. Es muß eine in jeglicher, auch äußerer Hinsicht unendliche Liebe geben, ein Herz, dessen Pulse durch das Universum schlagen, eine Lebensquelle, aus welcher der Segen durch alle Welten strömt. Die Gewißheit der Liebe im eigenen Busen entwickelt sich zur Zuversicht auf eine unendliche Liebe in und über dem Weltalle. Die Selbstanschauung des Göttlichen in uns blüht in dem Glauben an einen Gott über uns auf. Wer liebt, in diesem heiligen Sinne liebt, der wird Gott inne. Denn wer so liebt, der kann nicht genug lieben; aber er fühlt, daß einer ist, der dies kann. Wie ihm sein Auge tagt, daß es unermeßlich mehr Licht gibt, als dasselbe zu fassen vermag, so bürgt ihm sein Herz dafür, daß es unendliche Liebe gebe, wenn schon Alles, was er liebend zu umfassen vermag, immer noch Gränzen hat. Er glaubt an unendliche Liebe über sich, denn er fühlt unermeßliche in sich selbst. Dieses Innewerden Gottes durch göttliches Lieben ist christlicher Glaube. „Die reines Herzens sind, werden Gott schauen." — „Haltet meine Gebote, dann werdet ihr inne werden, ob meine Lehre von Gott sei." Die Liebe im Sinne des Christenthums ist also nicht bloßes, wenn auch lebendiges, doch trübes Gefühl. Sie ist zugleich Kunde des Lebens, eben so klare als innige Kunde des höchsten Lebens, der Quelle alles Lebendigen. Diese Liebe erwärmt also nicht blos, sie erleuchtet auch. Sie ist das eigentliche Tagesgestirn, von welchem sich Klarheit und Leben über unser ganzes Dasein ergießt.

Wenn derjenige, welcher im christlichen Sinne liebt, Gott inne wird, so liebt auch derjenige desto mehr, welcher in dieser Weise Gott inne geworden ist. Wie der Funke, der aus dem Gemüthe in den Geist durchdringt, in diesem zum Lichtstrahl wird, so verwandelt sich dieser Lichtstrahl, indem er aus dem Geiste auf das Gemüth zurückwirft, hier wieder in einen Funken, in einen um so kräftiger und ausgedehnter glimmenden. Die Liebe erstarkt an ihrem eigenen Glauben. Die aus diesem sich entwickelnde Klarheit gibt ihr selbst mehr Zuversicht, mehr Muth, mehr Umfang und durch größere Sicherung ihrer Reinheit auch neue Innigkeit. Solche und so viele Liebe kann sich aber innerhalb der Gränzen bloßer Gefühle nicht halten. Sie muß in die Kreise der Gesinnungen und Thaten überströmen. Die Liebe ist ein Trieb, die heilige Liebe ein unendlicher Trieb, der nur in lebendiger Bewegung etwas von dem findet, wonach es ihn treibt. Lieben im ganzen, eigentlichen Sinne des Worts ist handeln, ist leben.

Die Liebe ist der Odem des Lebens. Wie dieses ohne jenen nicht sein kann, eben so wenig vermag auch jener ohne dieses zu sein. Liebe und Leben, beide in ihren höchsten, also eigentlichsten Bedeutungen, sind innerlich Eins und können

höchstens in äußerer Hinsicht getrennt werden. Das Leben von dieser Seite kann, da es als Darstellung des Innern in die Gewalt auch fremder Mächte gegeben ist, manchmal hinter dem Triebe zurückbleiben, allein das Erreichen gehört eben nicht mehr zu seinem Wesen. Sein Eigentlichstes, das Streben, bleibt in solcher Weise nie zurück. In magnis voluisse sat est. Und gerade weil die Liebe in solcher Hinsicht mehr, als das Leben nur auszufüllen fähig und begierig ist, füllt es dasselbe nothwendig immer wirklich aus. Ein stets zum Ueberströmen reicher Fluß geht nothwendig immer voll.

Die Liebe im Sinne des Christenthums ist daher kein müßiges Getändel mit schmeichelnden Gefühlen und Wünschen. Sie ist ein lebendiges Bewegen in heiligen Gesinnungen, ein Sinnen und Trachten nach Realisirung des Angestrebten, ein Aufstehen zu wirklichen Thaten. Sie ist zu selig, als daß sie ihren Himmel in sich verschließen könnte. Sie muß sich in Segnungen über alles ihr Erreichbare ergießen. Die christliche Liebe ist unvermeidlich ein christliches Leben, ein Leben ohne Falsch und ohne Groll, ein Leben ohne Selbstsucht und Ungerechtigkeit, ein Leben ohne Lüste und ohne Gemeinheit; ein Leben in Wahrheit, und Wohlwollen und Mildthätigkeit, und Nachsicht und Versöhnlichkeit, und Großmuth und Aufopferung, ein Leben in Gewissenhaftigkeit und Edelmuth aller Art.

Die Liebe im Sinne des Christenthums ist ferner keine vorübergehende Erscheinung, welche sich in einigen schnellen Augenblicken, in irgend bestimmten Zeiträumen erschöpft. Sie ist der Geist und die Kraft des Lebens, die sich nur in einem ganzen Leben, nur in einem unbeschränkten Leben ganz fühlen und finden läßt. Dauer ist jeglicher, selbst der in Leichtsinn und Oberflächlichkeit ausgearteten, so wesentlich, daß sogar diese in den Stunden ihrer ersten Innigkeit, wo sie noch etwas von ihrer höheren Natur an sich trägt, nicht unterlassen kann, von Ewigkeiten zu sprechen, und dadurch wenigstens der Satire Stoff zu bieten. Sie könnte nicht einmal als bloßer Schein bestehen, wenn sie gar jeden, auch nur augenblicklichen Glauben an solche Dauer aufgeben müßte. Es ist der Liebe in ihr inwendigstes Leben hineingegeben, sich als bleibend zu erfassen. Lieben und Aufhören sind schlechterdings unvereinbar. In dem Augenblick, als die Liebe an ihre Vergänglichkeit glaubt, ist sie keine Liebe mehr. Die unendliche des Christenthums ist daher unzertrennlich von der Zuversicht an unendliches Bestehen. Die Gränzenlosigkeit ihrer Triebe und Kräfte ist ihre Bürgschaft für eine gränzenlose Fortdauer. Was soll sie mit ihren unermeßlichen Bedürfnissen und Anlagen in einem gemessenen Dasein? Wie sollen die Seligkeiten, für die sie gebaut ist, an sie hinan? Wo soll sie mit dem Reichthum von Beseligungen Anderer, der sie in ihrem Innern drückt und drängt, aus sich hinaus? Wohl ist der Ewigkeitsglaube der oben berührten, unbesonnenen Liebe blos ein kurzer Wahn, aber er ist es nur darum, weil auch jene Liebe selbst nur Wahn und nicht eigentliche Liebe ist. Die Liebe des Christenthums hingegen ist gerade die lebendigste Wahrheit, die tiefste, umfassendste Besinnung. Was mit ihr wesentlich zusammenhängt, kann nicht weniger wahr und gewiß sein, als sie selbst. Die christliche Liebe ist ihrer Natur zufolge nothwendig auch christliche Hoffnung, Hoffnung der Unsterblichkeit, einer heiligen seligen Unsterblichkeit. Wie sollte sie sich des Hoffens erwehren können, da sie nur Leben ist, höchstes innigstes Leben? Wie auf etwas anderes als auf Liebe hoffen, da sie in sich nichts als Liebe fühlt, um sich herum nichts als Liebe übt, über sich nichts als Liebe ahnet, Liebe sieht?

Christenthum, von seinen Hauptseiten erfaßt, ist also Glaube an einen lebendigen Gott der Liebe, ist Hoffnung auf ein gränzenloses Leben in Liebe, ist Wandel vor diesem lebendigen Gott der Liebe, und zu diesem ewigen Leben in Liebe, ist daher in jeder Rücksicht Leben in der eigentlichsten Bedeutung, Leben in den höchsten Ueberzeugungen, in den heiligsten Gesinnungen, in den seligsten

Gefühlen. Christenthum ist höchste Gesinnung des Menschen, Besinnung auf den in ihm wohnenden Gott, klare, kräftige Besinnung im Thun wie im Wissen, ist vollständige Entwickelung der höhern Menschennatur, des ihr eingebornen Göttlichen, ihre Anlagen zur Heiligkeit und Seligkeit. Wenn man das Christenthum nennt, hat man alles Große und Herrliche genannt, das Größte und Herrlichste, was die Menschheit werden kann, die Summe ihrer höchsten Ueberzeugungen, die Kraft ihrer reinsten Tugenden, das Beseligende in ihren Seligkeiten.

Das Christenthum ist dieser Natur zufolge nicht blos — auch eine der Angelegenheiten unseres Lebens, etwa die wichtigste. Es ist der Geist, der in allen Angelegenheiten walten, der alle ergreifen, durchdringen, beherrschen soll. Es ist der Odem des Lebens, der alle Bewegungen desselben erst möglich macht, also allen voraus gehen und alle begleiten muß. Darum steht es eben einzig in der Weltgeschichte da. Alle übrigen Anstalten ergreifen vorzüglich nur eine der menschlichen Anlagen, und gestatten selbst dieser einige Pausen. Das Christenthum nimmt den ganzen Menschen, den inwendigsten, den eigentlichsten in Anspruch und läßt ihn auch nicht einen Augenblick los. Alle andern Religionen unterhandeln mit dem sinnlichen Menschen. Er muß ihnen gewisse Bezirke abtreten. Die übrigen bleiben zu seiner beliebigen Verfügung. Das Christenthum gibt sich mit dem gemeinen Menschen nur in sofern ab, als sie ihn unter die Aufsicht und den Scepter des neuen königlichen stellt, den es erst selbst hervorruft. Nichtchristen mögen daher blos zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten Religion haben dürfen und können. Der Christ hat lediglich in dem Geist und Charakter seines ganzen Wesens und Seins Religion. Von andern Religionen mag man hinreichend besitzen, wenn man einige Hände und ein Maul voll auffaßt. Die christliche hat nur in der ganzen unermeßlichen Menschennatur und in einem gränzenlosen Dasein Platz genug.

Dieser unser ganzes Leben durchgreifende und gestaltende Geist des Christenthums ist dessen tiefstes Wesen, das durchaus nicht mangeln darf, wenn nicht das eigentliche Christenthum auch bei allen christlichen Formen mangeln soll. Dieser Geist ist die unerläßliche Bedingung, unter welcher allein die dem Christenthum eigne Heiligung und Beseligung über den Menschen ausströmt. Dieser Geist ist das unbedingt Nothwendige, das, wenn es auch ohne Verschuldung fehlt, Heiliglosigkeit und Unseligkeit zur unvermeidlichen Folge hat, was die Scholastiker schon andeuten in ihrer Unterscheidung einer necessitas medii und praecepti. Es ist aber damit jetzt so wenig als zu den Zeiten der Scholastik, schon das ganze entwickelte Christenthum, es ist blos das Allerwesentlichste desselben gemeint, das sich in allen Entwickelungen immer nur anders gestaltet, sie also alle leitet und belebt, und ihnen allen erst Bedeutung, Kraft und Werth ertheilt. Es ist das gemeint, was unter allen Formen immerwährend im Auge behalten, auf welches in allen Fällen ununterbrochen hingearbeitet werden muß, weil dadurch allein ein lebendiges, d. i. das wahre Christenthum erweckt und erhalten werden kann. Legt nicht die ganze Geschichte unserer Religion anhaltend das Zeugniß ab, daß alles Unheil, welches ihre Segensgefilde überschwemmte, aus der Vernachlässigung dieses Geistes entsprang?

In der gegenwärtigen Zeit, wo sich unser religiöses Leben wieder neu gestalten will, ist die Rücksicht auf dieses tiefste. unerläßlichste Wesen des Christenthums abermals von großer Wichtigkeit. Dies ist der Grund, warum man auch in der vorliegenden Schrift dieses Wesentlichste und nur dieses hervorzuheben sucht. Man will dadurch das Uebrige immer nicht für unbedeutend und leicht entbehrlich, sondern jenes Wesentlichste nur für das erklären, ohne welches alles Uebrige seines eigentlichen Sinnes und Werthes ermangelt. Dieser Geist

hat also, wie von selbst erhellt, und hier noch ausdrücklich und wiederholt erklärt wird, schlechterdings keine feindliche Stellung und Richtung gegen irgend einige der bestehenden religiösen Einrichtungen, Gebräuche, Gewohnheiten und Lehren, es müßten sich nur wesentlich schlimme, d. i. durchaus keiner Veredlung fähige, darunter finden. Dieser Geist geht schlechthin nicht auf den Tod aus, nur auf Belebung, nicht auf Zerstörung, nur auf Veredlung. Es ist eben der Geist, der in Christus auftrat, sprechend: „Ich bin nicht gekommen das Gesetz aufzulösen, sondern zu vollenden.“

Diese wiederholte Anmerkung steht lediglich darum hier, damit der bezeichnete Geist ja nicht mißverstanden werde. Man könnte ihn, besonders durch die Mißdeutungen seiner Gegner irre gemacht, leicht für entgegengesetzt dem im Kreise gewisser Verrichtungen und Lehrmeinungen schon Bestehenden, also für unvereinbar mit manchen verehrten Gebräuchen und Ansichten halten. Allein in solcher Weise sänke er selbst nur in die Reihe bloßer Verrichtungen oder Meinungen herab, und er soll doch über ihnen schweben, um sie alle zu beleuchten und zu beleben. Er ist mit allen an sich nicht heillosen Gebräuchen, mit allen nicht unbeschränkt irrigen Ansichten vereinbar, in ihnen Wohnung nehmend, eben im Geist als Buchstaben. Er fordert nicht, daß man irgend eine der berühmten Einrichtungen oder Behauptungen aufgebe, sondern nur, daß man sie auf ihn richte, ihm unterordne. Es kann denselben Vorschriften wie bisher gehuldigt werden, wenn nur ihm auch und vorzüglich, und jenen blos in seiner Richtung gehuldigt wird. Es kann an dieselben Artikel geglaubt werden, wie bisher, wenn nur an ihn auch, und vorzüglich nicht an jene auf seine Kosten geglaubt wird. Seine Natur ist überhaupt nur bauend, nicht zerstörend, dogmatisch, nicht polemisch. Wer ihn für unverträglich mit irgend einer nicht absolut bösen Form hält, der hält ihn selbst für eine bloße Form. Wer in ihm die einzige in dem Sinne richtige Deutung sieht, daß neben und unter ihm weiter keine spekulative Platz greifen dürfte, der setzt ihn selbst wieder zu einer blos spekulativen Meinung herab. Das ist aber eben sein Eignes, daß er mehr ist, als eine bloße Sitte, Verrichtung oder Lebensart.

Diese ausgezeichnete Stellung des Christenthums auf dem Gebiete des Lebens sichert ihm auch den ersten Rang im Reiche der Wissenschaft. Des Christenthums Beruf und Kraft geht zwar dem Vorgetragenen zufolge vor Allem und vorzugsweise auf Heiligung, und was in ihr Eins ist, auf Beseligung. Allein die Heiligkeit von ihrer andern Seite betrachtet, ist eben zugleich Wahrheit, höchste, vollendete Wahrheit. Ein Leben in reinen Gefühlen und Gesinnungen ist nothwendig auch ein Leben in richtigen Ansichten. Indem daher das Christenthum das Gemüth und den Willen ergreift und in die Richtung zum Göttlichen stellt, ergreift es zugleich den Verstand und stellt ihn in die Richtung zum Wahren, ihn über die gewöhnlichen Beschränktheiten und Gemeinheiten des Sinnlichen erhebend. Es entnebelt und stärkt den Blick, wie und weil es den Trieb veredelt und stärkt. Der Christ, der es nicht nur dem Namen nach, der es im Geiste ist, unterscheidet sich nicht weniger durch die Wahrheit seiner Lebensansichten, als durch die Heiligkeit seines Lebens. Ob er sich schon nicht immer in Worten auszudrücken vermag, in Handlungen vermag er es immer. Wie sollte er aber auch klar durch die Welt hinzusehen nicht im Stande sein, da die Gottheit und seine Bestimmung so klar in sein Auge leuchten? Wenn die Sonne am Himmel steht, so täuschen keine nächtlichen Schatten mehr, und man geht unverleitet durch Irrlichter auf den bestimmt erkannten Zweck los. Ist die richtige Ansicht der Macht, welche in der Welt waltet, und das Ziel, auf welches sich die Welt hin bewegt, nicht nothwendig auch eine richtige Ansicht dieser Welt selbst?

Diese Seite des Christenthums wird am gewöhnlichsten verkannt, ob sie ihm schon im Ganzen eben so wesentlich angehört. Die Meisten glauben, dem Christenthum gerade in Hinsicht unserer intellektuellen Entwickelungen Gleichgültigkeit, wo nicht gar Mißtrauen und Abneigung zuschreiben zu müssen. Das ausgeartete, das unchristlich gewordene, dieses strebt allerdings gegen die Bildung des Verstandes an, wie gegen jede eigentliche Bildung, denn es sieht in dem Aufgehen der Sonne den nothwendigen Untergang seiner Finsterniß. Nicht so das ächte, von dem hier allein die Rede sein darf. Dieses hat von unsern Einsichten nicht nur nichts zu fürchten, vielmehr nur zu gewinnen. Je weiter sich unsre Kentnisse ausbreiten, je tiefer unser Verstand sich entfaltet, desto völliger thut sich auch der unermeßliche Inhalt des Christenthums kund, in desto größerer Glorie steht dasselbe vor uns da. Dieses ächte kann in seinem entwickelten Zustande gar nicht ohne ebenfalls entwickelten Verstand sein. Es ist eben nur die vollständigste, die gründlichste Besinnung selbst, — Besinnung auf die höchste Macht über die Welt, also auch auf die höchste Bestimmung und Bedeutung der Welt, Besinnung durch eben so klare als lebendige Anschauung des Uebersinnlichen im eigentlichen Busen, wozu der Verstand nicht weniger, denn das Gemüth und der Wille mitzuwirken haben.

Solches Wissen vom Höchsten und Allgemeinsten, eingeleitet, getragen und belebt in solcher Weise vom Herzen, ist aber kein bloßes Wissen, ist **Weisheit**. Das Christenthum ist in seinem innersten Wesen nothwendig Weisheit, gründlichste, lebendigste Weisheit. Wo finden sich die Elemente der Weisheit noch in solcher Vollständigkeit und Kraft? Wo solche Klarheit, Bestimmtheit und Wahrheit in den Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen? Wo solche Reinheit, Entschiedenheit und Richtigkeit in den Ansichten der Welt und ihren Angelegenheiten? Wo — besonders solche richtige Schätzung der verschiedenen Güter des Lebens? Wo — solche Kraft in der Bezähmung seiner Begierden nach solchen Gütern? Wo — solcher Adel der Gefühle und Gesinnungen, also solcher Trieb und Muth für alles Edle? Wo — endlich solche Leichtigkeit, solche Natürlichkeit in all diesen schönen Regungen unsers innern Wesens? Schlingt sich nicht ein eigenthümlicher Zug von höherer Besonnenheit und Macht durch das Leben des reinen Christen hin? Tritt dieser nicht wie ein Wesen aus einer höhern Welt in unsrer sinnlichen auf — mit scharfem Blick, mit frohem, muthigem Herzen, eben so klar als leicht? Aus wie vielen oft ganz unscheinbaren Kreisen kommt uns seit Einführung des Christenthums solche ausgezeichnete Lebensweisheit entgegen? Wahrlich, die Geschichte des Christenthums, des eigentlichen in den Kreisen seiner Bekenner lebendigen, nicht blos des in den Inhaltsverzeichnissen seiner Lehrbücher genannten, ist eine Geschichte höherer Philosophie, die uns zwar nicht, wie die gewöhnliche philosophische Geschichte, verschiedene philosophische Ansichten und Systeme, aber desto mehrere helle, ruhige Denker und edle, kräftige Menschen, — desto mehrere Weise vorführt.

Das Christenthum begreift, von jeder Seite betrachtet, unser ganzes Sein. Wir thun ihm auch von Seiten seiner Beziehung auf unser Erkennen kein Genüge, wenn wir ihm auch nicht **ungetheilt** huldigen. Auch von dieser Seite nimmt es uns ganz in Anspruch, unser ganzes Erkennen, wenigstens dem Geiste nach, und unser Streben und Thun dazu. Der wahre Christ trachtet nicht nur nach immer weiterer Ausbildung seiner moralisch religiösen Einsichten, er steht auch in der Entwickelung, Berichtigung und Belebung seiner übrigen nie still. Wie sollte er in irgend einem edlern Kreise still stehen, da ihn überhaupt ein unendlicher Trieb treibt? Er strebt daher eben so ohne Ausnahme, wie ohne Unterlaß, alle seine Ueberzeugungen immer mehr auszubilden und immer tiefer ins Leben einzuführen. Er will eben so unausgesetzt und ganz Christ sein, von der Seite des Kopfes, wie des Herzens. Das Christenthum ist in jeder Hinsicht kein bloßes an Ort und Zeit gebundenes Geschäft des Lebens, sondern unser

Leben selbst. In welchem Maße man daher im Christenthum fortschreitet, in demselben Maße schreitet man auch in der Klarheit und Richtigkeit der Ansicht des Lebens vor und in der Kraft über die dunkeln und wilden Gewalten desselben.

Keiner andern Anstalt gelang es mit der Weisheit so, wie dem Christenthum, und dieses deswegen, weil keine die Sache ganz und streng faßte. Alle Halbheit und Mattigkeit muß mißlingen. Das Christenthum ergreift, wie wir sehen, den Geist des Menschen auch in dieser Hinsicht von allen seinen Hauptseiten; denn es ergreift ihn in seiner Wurzel, in welcher sich eben alle seine Kräfte concentriren. Während Andere durch die Einsicht zum Leben, durch den Begriff zur Anschauung und That kommen zu können glaubten und glauben, führt das Christenthum durch das Leben zur Einsicht, durch die That zur Anschauung und zum Begriff. Andere suchten und suchen ihre Weisheit auf Philosophie zu gründen. Das Christenthum baut die Weisheit vor allem unmittelbar in den Grund unsers Wesens hinein, und wenn dann in besondern Fällen auch Philosophie werden soll, so kann sich dieselbe nun aus lebendigem Boden selbst lebendig erheben. Nur in dieser Weise gestalten sich beide vollständig und fest, die Weisheit als Grundlage, die Philosophie über der Weisheit.

Dadurch wird klar, wie das Christenthum in unmittelbare Beziehung zur Wissenschaft überhaupt trete, in eine ausgezeichnete Beziehung. Diejenige Kraft, welche sich der Weisheit bemeistert, diese bekommt den Charakter des ganzen Wissens in ihre Gewalt. Weisheit ist eben die höhere, festere Besinnung, ohne welche kein Wissen ein lebendiges und gründliches, also eigentliches Wissen, sondern ein bloßes zerstückeltes und zufälliges Meinen ist. Wohl ist daher das Christenthum zunächst nur dazu in die Welt gesandt, um gute, heilige Menschen zu bilden, nicht um Gelehrte. Allein gerade im Leben, besonders im höhern, also eigentlichen, womit es eben das Christenthum zu thun hat, wächst auch das Köstlichste zum Behuf der Wissenschaft. Erhebt sich nicht aus diesem Grunde gerade dasjenige, was der Wissenschaft vorzüglich nothwendig ist, der schaffende und gestaltende Geist? Was ist ihr mit dem Chaos der Stoffe allein gedient? Was — auch mit einem blos äußere Richtung gebenden Prinzip? mit dem lediglich trennenden Verstande? Wir kennen ja die Jahrmärkte der Empirie und die Todtengewölbe der Scholastik und Sophistik. Nur der Geist, der über den Stoffen schwebt, und selbst dem Verstande zu seiner blos äußern Beweglichkeit auch inneres Leben ertheilt, nur dieser lebendige und belebende Sinn des Höhern macht erst eigentliche Wissenschaft möglich; denn auch die Wissenschaft kann der Begeisterung nicht entbehren, weil sie eben erst dann Wissenschaft wird, wenn sie sich des hinter den Stoffen und ihren Gestalten waltenden Geistes bemächtigt. Aber gerade das Christenthum bringt diesen Geist reiner und lebendiger unter die Menschen, als irgend eine andere Macht. Gerade das Christenthum regt den Sinn für das Ideale in einer Tiefe an, wie wir es sonst nirgends treffen. Indem dasselbe Weisheit gründet, verschafft es der Philosophie einen festen, lebendigen Boden. Indem es aber auf solche Art die Philosophie befestigt und belebt, wirkt es zugleich auf das ganze Gebiet der Wissenschaften, welche ihre wesentliche Stellung und Kraft immer nur von jener beziehen. Deswegen zeichnen sich die Wissenschaften der christlichen Zeit, wo sie wirklich in eigner Weise und nicht als bloße Wiedererweckung des Alten erschienen, durch einen eignen Charakter höherer Besinnung aus. Vorzüglich tritt die Philosophie als die dem Christenthum zunächst stehende Wissenschaft in besonders klarer und kräftiger Besonnenheit auf. Diese ist am meisten und offenbarsten christlich, und dadurch mehr als jemals Philosophie geworden, und es hat allerdings seinen guten Grund, eine christliche Philosophie von einer heidnischen zu unterscheiden und nur jene als die eigentliche gelten zu lassen. Es waltet wirklich in beiden ein verschiedener

Geist. Die christliche ist lebendige Weisheitslehre, und die atheistische, materialistische, fatalistische kann unmöglich mehr als kalte, todte und tödtende Sophisterei sein. Nur das Christenthum erhebt die Weltweisheit zur Gottesweisheit, und nur auf diese Art wird jene wirkliche Welt-Weisheit.

Das eigenthümliche Wunder des Christenthums besteht, wie sich nun von allen Seiten zeigt, in seiner geheimnißvollen Macht, die Gesinnung zu ergreifen und dem Göttlichen zuzuwenden. Von da aus strömt sein Segen über alle Gebiete unsers Geistes, auch über das — des Wissens. Die Gesinnung allein vermag die flüchtige Ahnung, welche im Gefühle aufblitzt, festzuhalten, daß sich ihrer das Bild und der Begriff bemächtige und sie anhaltend und ausführlich dem Bewußtsein vorhalte. Während die Einen das Göttliche mit dem gemeinen Sinn, die Andern mit dem bloßen Verstande zu erreichen vergeblich sich abmühen, indem jene immer nur ein Traumbild, diese einen Schattenriß erhaschen, weist es das Christenthum lebendig in lebendiger Gesinnung nach. Und wenn es da gleich nur als Funke erscheint, so kündet es sich als solcher doch schon in seinem eigentlichen Wesen an, und die Entwickelung der Vorstellung des Funkens zur Vorstellung des Feuermeers kann dann an der Hand der Phantasie und des Verstandes leicht fortschreiten.

Aber nicht nur seinen ersten, lebendigen Ursprung hat das Wissen, besonders des Höchsten, blos in der Gesinnung. Auch der einzige zuverlässige Schutz wird ihm nur von dieser Seite zu Theil. Man sucht diesen zwar gewöhnlich in dem Begriffe auf. Allein so ausschließend, als man meistens meint, ist er von diesem nicht zu erhalten. Bedarf der Begriff nicht selbst noch einer weitern Hülfe, eines festen Bodens, auf dem er sich aufstellen und von wo aus er seine Kräfte wirken lassen kann? Bedarf er nicht der Anschauung und diese des Lebens, welches in dem hier gegebenen Falle nur in der Gesinnung statt hat? Ohne diesen Halt versinkt er selbst in den Abgrund seiner eignen, alsdann ganz leeren Natur, und verliert sich in eine bodenlose Grübelei. Aber auch gegen Schwärmerei ist nur in solcher lebendigen Gesinnung hinreichender Schutz zu finden, wieder nicht, wie man gewöhnlich glaubt, im bloßen Begriffe. Dieser wird in solcher Verlassenheit endlich immer von dem Strome der Bildung überworfen, oder von der in der Verwirrung stets mächtigen Leidenschaft bestochen, und schweigt, oder macht selbst mit. Nur der in entschieden guter Gesinnung wurzelnde Begriff steht gleich fest gegen die Angriffe der Träumerei, wie der Grübelei. Auch dafür legt die ganze Geschichte Zeugniß ab. Wer sich in die Bezirke bloßer Beschauung oder bloßer Spekulation zurückzog und abschloß, verlor sich zuletzt in die Labyrinthe des Traumes, oder in die Steppen der Sophistik. Nur der, welcher sich in der offenen großen Richtung des Lebens erhielt, blieb auch in der Linie des Wahren, des ganzen beseligenden Wahren.

Das Christenthum ist sohin nicht nur die Feuersäule, die unser Leben durch die Wüste des Daseins führt, es ist auch der Stern, welcher der Wissenschaft, besonders der höchsten, dorthin leuchtet, wo sie den Heiland findet. So ist das Christenthum in jeglicher Art des Großen und Hohen das Erste und Höchste, auf dem Gebiete des Seins und Thuns die Kraft, auf dem des Erkennens das Licht, im Reiche des Lebens mehr als bloßes Leben das belebende Prinzip, im Reiche der Kunst und Wissenschaft der schaffende Geist. Wenn die fromme Einfalt alles Wissen aus unsern heiligen Urkunden ableiten wollte, so fehlt sie blos darin, daß sie das auch auf die rohen Stoffe bezog, was nur von dem bildenden Genius gilt. Dieser geht allerdings lediglich von diesem Heiligthum aus.

Still und groß, wie das Universum, größer noch und erhabener, als dasselbe, steht das Christenthum, eine zweite heiligere Schöpfung, ein zweites Universum,

vor uns. Wo wir hinblicken, überall unermeßliches Leben, Leben im höchsten Sinne! Da tausend und abermal tausend unser ganzes Dasein belebende und erleuchtende Gedanken, wie eben so viel glänzende Sonnen! dort gewaltig ergreifende, aber nicht eben so auch ergreifbare Andeutungen, gleich Kometen in unzuberechnenden Bahnen; über diesen bloße dämmernde Ahnungen, als Nebelsterne in unendlichen Räumen! Ueberall Licht und Herrlichkeit, weiter als der kühnste Gedanke zu reichen im Stande ist, reicher an Beseligungen, als das unermeßliche Gefühl zu fassen vermag! Und durch diese ganze unendliche Geisterwelt ein ebenfalls gränzenlos hinziehender Glanzgürtel, der Sonnenring der Liebe, als die Geburtsstätte des Lichts, als das Band des Lebens für das ganze heilige Universum.

In dieser Majestät ergreift das Christenthum unwiderstehlich. Wer kann sich bei solcher Anschauung vor der heiligen Gewalt retten, die wie ein unermeßlicher Licht- und Feuerstrom in sein Innerstes fällt? Wem ist es möglich, nicht in die Knie zu sinken, nicht anzubeten den Ewigen, der in solcher Nähe und Klarheit vor ihm steht?

Und in dieser Majestät, in dieser unermeßlichen Hoheit zu erfassen die göttlichste der Gaben, welche der Menschheit geworden, dazu war kein Zeitalter empfänglicher, als das gegenwärtige. Keines war ja tiefer in seinem Innern aufgeregt, keines zu einem innigerem Selbstgefühl erwacht, und insbesondere keines zugleich zu solcher Stärke und Gewandtheit der übrigen Seelenkräfte hinaufgeübt. Keines war also mehr im Stande, die Deutung des Christenthums aus den heiligsten Tiefen des eignen Busens hervorzuholen. Und nur von daher kann die richtige Deutung geholt, nur aus dem reinen Gemüthe der Menschheit kann jene köstlichste Mittheilung des göttlichen Gemüths einzig recht verstanden werden. So war es Anfangs; so blieb es im Verlauf der Zeit; so ist es noch. Nur den begeisterten Jüngern, welche Christi Worte in ihrem eignen Innern vernahmen, thaten sich dieselben als himmlische Botschaft des Heils kund, den übrigen, welche blos den von Außen kommenden Schall hörten und mit ihm eine blos äußere Bedeutung inne zu werden meinten, diesen waren sie Thorheit und Aergerniß. Diese Geschichte des aufblühenden Christenthums wiederholte sich in allen nachfolgenden Jahrhunderten, ist noch die Geschichte unserer Zeit, und wird die — jeder kommenden sein. Immer wird sich das Christenthum für den, der nur von Außen in dasselbe eindringen will, in ein Labyrinth unterirdischer Grüfte verwandeln, welche dem Blick nichts als verwickelte Schlangengänge und unleserliche Charaktere und dem Lebenstriebe Todtengerippe und Verwesungsschauer bieten. Nur demjenigen, welchem der Sinn des Christenthums im eignen Gemüthe erblühet, wird sich dasselbe in eigenthümlicher Glorie als ein Himmel von heiligen Wahrheiten, von göttlichen Kräften aufthun. Ja! nur demjenigen, dem sich der Christ aus dem Menschen entfaltet, ist alles am Christenthum klar und hoher Bedeutung voll, heiter aufdämmernd selbst der unendliche Sinn des Geheimnisses! Den das Christenthum erst vom Vieh zum Menschen umwandeln soll, dem bleibt es überall finster und todt. Ihm stellt sich statt des Geheimnisses nur eine Ungereimtheit dar. Nur in demjenigen, der des Himmels Grundlagen im eignen Busen erblickt, gestaltet sich Ruhe, Friede, Seligkeit. Der, welcher den Himmel blos außer sich zu finden wähnt, bleibt leer, kalt, freudenlos. Nur derjenige, dem der zündende Funke von Oben ein eignes Leben weckt, bewegt sich leicht, freudig, kräftig. Wie unbehülflich, verdrüßlich, matt schleppt sich der Andere fort, der lediglich fremder Lebenskraft harrend, der eignen vergißt! Darum war das Christenthum von jeher für alle höher Besonnene, aber auch nur für diese, das Wahrste und Gewisseste, für alle Edleren, und wieder nur für diese, das Beseligendste und Ermuthigendste; sein Unsichtbares zweifelloser als alles Sichtbare,

sein Entbehren beglückender, als anderswo das Genießen, sein ganzes Uebernatürliche erst das rechte eigentliche Natürliche. Im Christenthum that sich von jeher allen Besseren erst die wahre Heimath der Geister auf.

Man lasse die Zeit das Christenthum rein in dieser Eigenthümlichkeit sehen! Man lasse sie sehen, diese eigentliche Wahrheit! Diese eigenthümliche Kraft! Diesen eigenthümlichen Himmel desselben! Wer kann die wolkenlose Sonne nicht sehen? Wer an dem reichen Born des Lebens sich nicht stärken? Wer den offenen Himmel nicht lieben? Man lehre also Christum! nicht Fagnan! nicht Suarez! nicht Carlstadt! nicht Harms! Ihn zeige man! nur Ihn! ohne Unterlaß Ihn! Vor Ihm beugt sich jeder Geist, von Ihm wird jedes Gemüth ergriffen! Ihm huldige jeder Wille. Und lediglich die reine Kenntniß der eben so milden als gewaltigen Majestät seines göttlichen Wesens bewirkt dieses Wunder. Darum, wer Christenthum will, der wolle Christum, und sonst nichts als ihn! Was will man auch mehr! Christus aber ist nur von Innen zu haben. Er, das ist seine Klarheit und Zuversicht im Göttlichen, kann nur in unserm Geiste erstehen, sein Friede und seine Liebe nur in unserm Gemüthe, sein Muth und seine Kraft nur in unserm Willen. Dadurch unterscheidet sich eben zugleich am wesentlichsten und auffallendsten das Reich Gottes vom Reich der Sinne, daß blos dieses sich von Außen zusammenthut.

Es war eine Zeit — ich muß abermal an sie erinnern, — in welcher sich der redliche Forscher zwischen dem Christenthum und der Wissenschaft wie in einen Zauberkreis gebannt sah. Vergeblich suchte er sich nach der einen oder der andern Seite durchzuringen. Eine geheime Kraft hielt ihn überall unwiderstehlich zurück. Von jeder der beiden Mächte zugleich angezogen und abgestoßen, kämpfte er ohne Hoffnung eines glücklichen Erfolgs mit einem unsichtbaren Feinde, gegen welchen ihn endlich keine andere Waffe mehr übrig blieb, als der Ruf der Verzweiflung in den bekannten Worten des Dichters: „Herr! Nimm mir den Glauben oder den Verstand!“ — Die Zeit ist nun klarer und besser geworden. Es hat sich eine neue Morgenröthe entzündet. Nicht nur hat die Wissenschaft aufgehört, sich des Heilandes von Nazareth zu schämen. Sie kennt nun selbst für ihre Zwecke keinen größern, als den einst, wir wissen warum, vornehm sogenannten Zimmermannssohn. Und nicht nur hat das Christenthum seine Scheu vor der Wissenschaft abgelegt, es weiß nun auch noch, daß es aus den Tiefen derselben nichts als Licht für seine eignen Tiefen gewinnen, an den Kräften der Forschung nur seine eignen Kräfte entwickeln könne. Nun reichen sich also beide in Liebe und Vertrauen die Hände, und der zuvor berührte Schrei der Trostlosigkeit verwandelt sich in den heitern Ruf der Freude: „Herr! Dank dir für den Glauben und Dank für den Verstand!“ Und so geht das große prophetische Wort in Erfüllung, daß er bei uns sein will bis an der Welt Ende, bei uns sein allenthalben, in unsern Tempeln nicht nur, auch in unsern Werkstätten, in den Sälen unsrer Kunst, in unsern Schulen, in unsern der höchsten Forschung gewidmeten Akademien, in den Senaten unsrer Gesetzgebung, auf den Thronen unsrer Könige, — bei uns sein in allen Lagen und Verhältnissen unsers vielseitigen Daseins, wenn wir dem Geiste, den er gesandt, mit reinem Herzen folgen und uns von demselben in alle Wahrheit leiten lassen, strebend zu Folge der Mahnung des gelehrtesten seiner Jünger nach immerwährender Vervollkommnung im Wissen wie im Thun.

So suchen denn Wissenschaft und Christenthum in diesen Tagen des Lichts und des wiedererwachten frommen Glaubens Eins zu werden zu ihrem beiderseitigen Gedeihen, und dadurch zu desto ausgebreitetern und festern Segnungen der Menschheit, und sie werden es immer und überall mehr werden, wo Licht und Tugend von dem Throne ausgehen, wie in dem glücklichen Lande, dessen Bürger wir sind, wie unter dem innig geliebten, heute, wie immer, gefeierten Könige,

in dessen hoher Seele Achtung für immer helleres Licht und Achtung für den einfachen Väterglauben den großen, Ihn und uns beglückenden, Bund auf ewig geschlossen haben.

14.

Nothwendigkeit und Richtung des evangelischen Eifers.

Eine Rede am Gedächtnißtage der vor dreihundert Jahren in Stralsund eingeführten Kirchenverbesserung am 5. Mai 1823, gehalten im Gymnasium von Ernst Nizze.

Hochgeehrte Versammlung!

Freudiges Dankgefühl gegen den, von welchem alles menschliche Glück ausgeht, hat uns in diesen festlichen Tagen zunächst dorthin gerufen, wo die fromme Weise der Bekenner des Christenthums das volle Herz ausströmen läßt im Feiergesange wie im stillen Gebete, dorthin, wo der Mund derer, die berufen sind, den unsterblichen Geist der Menschen durch Lehre und Mahnung von der Betrachtung des Irdischen hinzuführen zum Aufblick gen Himmel, unserm allgemeinen Dankgefühle seine Sprache geliehen hat; damit die dunkle Empfindung zum klaren Bewußtsein sich steigere, zum Bewußtsein der Segnungen, die vor dreihundert Jahren unter der Waltung des Allerhöchsten auf die Bewohner dieser Stadt sich ergossen, zum Bewußtsein der Wohlthaten, die seit jener Zeit, hervorgegangen aus dem Beginn der geistigen Freiheit über die Reihen unsrer Väter in unausgesetzter Folge bis auf uns herab sich verbreitet haben, zum Bewußtsein endlich der Hoffnungen, zu denen jenes erste Bekenntniß des reinern Christenthums und die Bewahrung dieses unschätzbaren Kleinods beim Hinblick auf die Zukunft uns berechtigt. — So darf ich denn voraussetzen, daß die vorhergegangene Feier jener segensreichen Begebenheit in uns Allen nicht blos das Andenken an sie lebhafter als im gewöhnlichen Verlaufe unsers Berufslebens hervorgerufen, sondern auch eine gleichmäßige Stimmung des Geistes zum gerührten Dank erweckt hat gegen den Lenker menschlicher Schicksale, durch dessen Fügung unsrer Stadt früher noch als vielen angrenzenden Landschaften unsers Vaterlandes das Licht des Evangeliums von der Hülle des Nebels befreit in ursprünglicher Klarheit wiederum erglänzte. Ich darf voraussetzen, daß diese Stimmung aus deutlicher Einsicht, aus lebendiger Erkenntniß der unsern Vätern und uns zugetheilten Wohlthat hervorgegangen ist und Haltung gewonnen hat.

Wenn aber Spätergebornen ein großes Ereigniß der Vorzeit, das die Zeitgenossen mit staunender Bewunderung, mit freudiger Begeisterung erfüllte, von Zeit zu Zeit zu vergegenwärtigen, wenn sie das Andenken wohlthätiger Begebenheiten, deren Folgen ihnen im hohen Grade heilbringend sich erweisen, durch würdige Feier zu erneuern suchen, so liegt nächst dem lebhaften Gefühle des Danks, aus welchem solche Feste hervorzugehen pflegen, kaum ein Gedanke so nahe, als der an die Mittel, durch welche das Werk erstand und dauerhaft wurde: denn schwerlich gibt es irgend etwas für die Menschheit überhaupt oder für einen größern Theil der Erdenbewohner Heilsames, das, wenn es in die Welt eintrat, nicht einem Kampf mit Hindernissen mannigfaltiger Art begegnet sein sollte; schwerlich gibt es irgend eine wohlthätige Gestaltung rein menschlicher, oder auch nur gesellschaftlicher Verhältnisse, deren Begründung und deren Bewahrung ohne eine beständige Vertheidigung gegen feindselige Bestrebungen möglich gewesen wäre. Verkennen wir nun auf der einen Seite nicht, daß jedes Gut uns um

desto werther erscheint, je gewaltiger der Kampf war, der zu seiner Erringung führte; verkennen wir nicht, daß ein schönes Besitzthum gerade dann im Werthe für uns steigt, wenn wir seinen Verlust befürchten, ja daß nicht selten die Würdigung den wahren Werth nicht erreicht, so lange wir in sorgloser Sicherheit desselben uns erfreuen mögen; so kann uns auf der andern Seite auch nicht entgehen, daß bei allem Verlierbaren die Frage nach den Mitteln der Erhaltung zu den wichtigen gehört, und daß die Aufsuchung und Verbreitung dieser Mittel unsre Anhänglichkeit und unsre Theilnahme an dem einmal erworbenen Gute in einer gewissen jugendlichen Regsamkeit erhält, die wir zu den würdigsten Aeußerungen des Menschengeistes rechnen. Leicht genug ist die Anwendung hiervon auf das Jubelfest der Kirchenverbesserung, deren Einführung in die Mauern dieser alten Stadt uns gestern und heute zu feierlichen Versammlungen vereinigt hat. Oder war etwa die Reinigung der Lehre Jesu Christi von dem Wuste der Möncherei und des Priestertruges, die Herstellung der evangelischen Lehre in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Einfalt ein unbedeutendes Ereigniß in der Weltgeschichte? ist etwa die Sonne, welche nach Jahrhunderten der Finsterniß endlich unsre muthigen Väter wieder bestrahlte, nicht mehr glänzend, nicht mehr erwärmend für uns? war etwa das Werk der frommen, von obenher begeisterten Männer jener Zeit, deren Namen uns zu freudiger Verehrung hinreißen, ein müheloses Werk sorgloser Stunden? ist etwa die Erhaltung ihres Baues bis in unsre Tage herab ohne Anstrengung und ohne Gefahr gewesen? ist endlich der Besitz unsrer evangelischen Freiheit auch unsern Enkeln schon so gesichert, daß die Wächter dem Schlummer sich überlassen dürfen?

Lassen Sie mich, m. H. H., nur bei den letzten Fragen verweilen, so bedarf es doch nicht mehr als eines flüchtigen Rückblicks auf die Geschichte der evangelischen Kirche, um aus dem schweren Kampfe der vergangenen Zeit, welcher in den vielfachsten Formen sich von Zeit zu Zeit erneuerte, einen Schluß auf die Zukunft zu machen, der uns, wenn auch nicht mit bangen Besorgnissen erfüllen, doch zur ernsten Betrachtung unsrer Stellung und der Mittel auffordern muß, durch deren Anwendung wir den unermüdlichen Feinden des Lichts auch die schwächste Hoffnung zum endlichen Gelingen ihrer trüben Plane vereiteln, und dadurch sie selbst dem Pfade der Wahrheit näher führen. Gegen die evangelische Kirche verbündete sich schon seit jenem Tage, an welchem ihr der bezeichnende Name der protestantischen entstand, die List mit der Gewalt, und was deren furchtbarer Bund nur immer Heilloses vermochte, das hat er ausgeübt. Mehr als ein Jahrhundert hindurch wütheten mit kurzen Unterbrechungen das Eisen und die Flamme bald in diesem, bald in jenem Reiche Europa's, jetzt in der Hand des Kriegers, jetzt des Henkers, gegen die edelsten Bestrebungen friedlicher Menschen, die Wahrheit zu suchen; und wie keine unreine Leidenschaft ohne eine zügellose Sippschaft erscheint, so zeigen auch hier die Tafeln der Geschichte das grausenerregende Bild einer wilden Heeresmacht fast aller frevelhaften Begierden unter der Fahne des Zeichens, das den Frieden verkündigen sollte. Zuletzt noch bluteten dreißig Jahre hindurch die Söhne unsers Vaterlandes an Wunden, welche Brüder sich schlugen, und von den fernsten Gebirgen des deutschen Bodens, bis an die Wogen unsers Meeres, bis an die Zinnen unsrer Mauern tönte der Hufschlag des Rosses unter der Last des blutbedeckten Reiters, donnerte des Geschützes eherner Mund, um das Wort der Wahrheit zu übertönen, das ein gottbegeisterter Mann, hervortretend aus der finstern Zelle an das Sonnenlicht, horchenden Völkern zugerufen hatte.

Aber das Reich Gottes stammt nicht von dieser Welt und seine Besiegung ist den Gewaltigen der Erde mit nichten verliehen. Darum ging auch nur geläuterter aus harter Prüfung, gediegener und fester aus feindlicher Bedrängniß die evangelische Kirche siegreich hervor und hat bis auf diesen Tag des höhern

Schutzes sich erfreut, der gleich bei ihrem Entstehen sie väterlich behütete. Wer möchte die schirmende Hand verkennen, die selbst dem blöderen Auge sich nicht entzieht; denn freilich trifft unser Blick selbst in jenen Tagen der frischen Begeisterung für das Reich der Wahrheit auch dort Zwietracht und feindliche Spaltung um werthlose Formen, wo das gemeinsame Ringen nach Wahrheit von innen, wo die Bedrängung von außen Eintracht und Frieden gebot. Müssen wir gleich, um nicht ungerecht zu sein, den Parteien, in welche schon anfangs die evangelische Kirche sich schied, Wahrheitsliebe und redliche Absicht in gleichem Maaße zuerkennen, so muß es uns doch mit Wehmuth erfüllen, wenn wir in einer unseligen Verblendung die Wurzel des bittern Hasses erkennen, welcher die Gemüther derer verdüsterte, denen dieselbe Fackel des reinen Lichtes ins Auge strahlte. Doch die höhere Waltung entschied für den Sieg der kleinen Schaar, obgleich sich diese selber schwächte. Der Friede kam, und ruhig mochten wenigstens in unserm Vaterlande die Bekenner der Wahrheit ihres errungenen Gutes sich erfreuen.

Verfolgen wir indeß die Geschichte unserer Kirche weiter, so entdecken wir unerfreuliche Bilder anderer Art. Hatte man in den frühern Tagen der Reformation gegen menschliches Ansehen in Glaubenssachen sich kräftig verwahrt, hatte man jenes Heer fremdartiger Satzungen, das den Papismus gegründet und wieder von ihm ausgegangen war, glücklich abgetrieben, so war man bald in Gefahr, in denselben Irrthum zu verfallen, den man eben erst bestritten hatte, indem man, ganz entgegen dem wahren Geiste des Protestantismus, wiederum von der Quelle unsers Glaubens abzuweichen und zu blos menschlichen Autoritäten sich hinzuneigen schien, und es konnte nicht fehlen, daß verketzernde Leidenschaftlichkeit da eintreten mußte, wo man dem reinen Geiste der frühern Reformatoren sich zu entfremden anfing. Daß der Geist des Protestantismus in redlichem Forschen nach Wahrheit sich äußern müsse, daß er nur dadurch sein eignes Leben frisch erhalten könne, ward nur von der Minderzahl erkannt. Groß dagegen war die Menge derer, welche das Werk der Reformation für abgeschlossen haltend, mit ängstlicher Sorgfalt den Buchstaben, nicht sowohl der Urkunden des Christenthums, als der ersten Bekenntnißschriften unsrer Kirche, bewahren, und eben den letztern für ihre Zeit zunächst berechneten Werken mit abgöttischer Verehrung anhangen zu müssen glaubten, während ihnen über diesem Erstarren der lebendige Geist entwich, der einst in Luther und seinen Freunden gewirkt hatte. Nicht minder ansehnlich ward ferner die Zahl derer, welche durch die äußere Sicherheit, deren die gereinigte Kirche genoß, in ihrem Eifer für sie erkalteten, und ein Gut schon mit Gleichgültigkeit zu betrachten anfingen, das die Väter mit ihrem Blute den Enkeln erkauft hatten. Während nun jene mit finsterm Trübsinne feindlich jeden verketzerten, der nur etwas minder befangen als sie selbst, mit ihrer todten Erstarrung sich nicht zu befreunden vermochte, während es das Ansehen gewann, als sollte das längst verworfene Dogma von einer alleinseligmachenden Kirche selbst bei den Gegnern desselben zu Ehren kommen; nahm auf der andern Seite Gleichgültigkeit gegen alles Kirchenthum sichtbar zu, und wie beide Abirrungen bisweilen gleichzeitig nachgewiesen werden können, so erblicken wir zu andern Zeiten bald jene, bald diese in hohem Grade vorherrschend. Unduldsamkeit gegen die geringfügigsten Abweichungen von dem, was man symbolisch nannte, herrschte dort, während hier fade Lauigkeit für den alten evangelischen Eifer eingetreten war, der das Werk der Reformation begonnen und durchgeführt hatte; oder richtiger, es hatte dieser Eifer theils eine falsche Richtung auf das Unwesentliche genommen, theils seine ursprüngliche Spannkraft eingebüßt; und doch besteht der ächte Protestantismus nur da in seiner beseligenden Kraft, wo ihn evangelischer Eifer in voller Regsamkeit seinem wahren Ziele zutreibt; doch eben über die Nothwendigkeit dieses Eifers, des Hebels der Kirchenverbesserung, und über die

Richtung desselben bedarf es einer nähern Verständigung, die in dem Vortrage versucht werden soll, für welchen ich mir an diesem festlichen Tage vor einem würdigen Kranze verehrter Zuhörer eine erfreuliche Gelegenheit eröffnet sehe.

Wer unter uns, m. H. H., kennt nicht das warme Gefühl jener belebenden Freude, die als Frucht eines ernstlichen Nachdenkens dann erscheint, wenn uns die Ueberzeugung von irgend einer Wahrheit zu Theil wird, nach der wir lange strebten? wem sollte jene Begeisterung fremd geblieben sein für die erkannte Wahrheit, selbst dann, wenn diese mit unsern wichtigsten Interessen nicht einmal in naher Beziehung steht? Ist doch das Vorgefühl jener Freude und dieser Begeisterung der unsichtbare Sporn, wodurch der edlere Mensch ohne alle Nebenrücksicht zur Erforschung der Wahrheit unablässig hingetrieben, wodurch die Anstrengung des Nachdenkens in einen Genuß umgeschaffen wird, der desto reiner sein muß, je weiter von dem Gebiete niederer Selbstsucht die erkannte Wahrheit entfernt ist. Trifft es sich aber dann, daß wir an Gegner unsrer Ueberzeugung gerathen, wie steigert sich nicht sofort der Eifer für sie und die Begierde, das zu vertheidigen, was wir mühevoll errungen zu haben glauben; wie pflegt dann jede Quelle, aus der wir Erkenntniß schöpften, von Neuem durchsucht, nach ihrem Gehalte geprüft und zur Befestigung der eignen, wie zur Gewinnung der fremden Ueberzeugung mit geschärfter Sorgfalt benutzt zu werden? Wenigstens wird man schwerlich irren, wenn man bei dem Mangel dieses Eifers mißtrauisch gegen die Ueberzeugung selbst wird; denn wenn der, welcher ein irdisches Gut durch rechtliche Thätigkeit sich erwarb, eine gewisse Anhänglichkeit daran nicht zu verleugnen pflegt, welche Niemand tadeln mag, so lange sie nicht ausartet, um wie viel gewisser darf man für die edleren Besitzthümer des Geistes lebendigen Eifer bei dem voraussetzen, der eines Gutes Herr zu werden gestrebt hat, das kein Rost des Eigennutzes befleckt. Wenn ferner der Gewinn eines irdischen Gutes an sich nicht geeignet ist, Ansprüche an die Achtung unsrer selbst und aller edleren Naturen zu begründen, so ist diese dagegen eine unausbleibliche Folge derjenigen Erwerbungen, die wir in dem ewigen Reiche der Wahrheit uns zuzuwenden gewußt haben, und welcher Mensch dürfte gegen Selbstachtung und gegen den innern Beifall der Trefflichen seines Geschlechts gleichgültig sein? Geht daher der Eifer für die Erforschung der Wahrheit überhaupt aus der Natur des Menschen von selbst hervor und läßt diese in ihrer Würde erscheinen, so wird man zugeben müssen, daß er dem Grade nach gesteigerter dort hervortreten werde, wo außer dem eigenthümlichen Interesse ihrer Aufsuchung noch in der Beschaffenheit der Wahrheit, d. h. in ihrer Beziehung zu den äußern oder innern Verhältnissen des Menschen ein Grund liegt, der gerade sie besonders wichtig macht; wenn also die unser Nachdenken beschäftigende Wahrheit nicht blos in entfernter, sondern in unmittelbarer Beziehung zu den Fragen steht, welche dem Menschen über sein eigenes Dasein, über den Gang seiner Schicksale, über seine Zukunft jenseits der irdischen Laufbahn unabweislich sich aufdrängen. Ja, wenn Fragen dieser Art wirklich unabweislich sind, so stellt sich ihre Beantwortung, oder doch das Streben darnach als nothwendig dar, sofern wir anders nothwendig nennen müssen, was aus den Bedingungen unsers Lebens sich ergibt. Achten wir nun auf die Erscheinungen der uns umgebenden Welt, so finden wir freilich das Interesse an irdischem Besitzthum weit genug verbreitet; aber wir finden doch selten Jemand, der es in seiner Ausartung schamlos zur Schau tragen möchte, und wir Alle erkennen es nur dann als etwas Tadelloses, wenn es sein Maaß nicht überschreitet und keinem Höhern in den Weg tritt; wir bemerken ferner das Interesse für geistige Erwerbungen, wir achten und ehren dasselbe, wo wir es gewahren, ja, wir glauben mit Recht den Menschengeist in seiner Verherrlichung zu erblicken, wenn wir jenen glühenden Eifer für die Wissenschaft in den Heroen anerkennen, deren Namen die Geschichte der Wissenschaften uns aufbewahrt; aber wir wen-

den uns, wo nicht mit innerem Grauen, doch wehmüthig von dem hinweg, dem das religiöse Interesse gänzlich fehlt — zum Zeugniß, daß dieser Mangel auf eine widernatürliche Verzerrung des innern Menschen, auf eine Mißgestaltung der Seele schließen lasse, die uns unwillkürlich abstößt. Selbst der Fanatismus, die Ausartung des religiösen Eifers, so wenig wir geneigt sind, ihm das Wort zu reden, widerstrebt sicher der menschlichen Natur im geringeren Grade, als jene Erstarrung des innern Menschen, die aus ihm nur das Thier, das furchtbarste, weil das verständige, hervorblicken läßt. Mögen wir demnach den Menschen uns nicht denken ohne thätigen Eifer für das, was ihm als höchste Wahrheit einleuchten soll, so werden wir gestehen, daß durch den Eintritt äußerer Umstände jene Theilnahme erhöht werden und ein noch frischeres Leben erhalten wird, sobald sich die Nothwendigkeit zur Vertheidigung unsrer innern Ueberzeugung gegen Gewalt oder List einstellt. Ohne dies in seiner Allgemeinheit weiter zu verfolgen, lassen Sie uns auf den gegenwärtigen Zustand unsrer Kirche einen Blick werfen, zu welcher wir uns bekennen, lassen Sie uns fragen, ob denn jetzt noch die Gewalt uns feindlich gegenüberstehe, ob denn jetzt noch die List uns zu umgarnen und uns zu entreißen suche, was uns die Quelle des innern Friedens ist. Freilich treiben keine Reisigen mehr die Bekenner des Evangeliums in die Messe, freilich überzieht kein Heereshaufe mehr die Fluren protestantischer Bewohner, um der dreifachen Krone die Knie beugen zu lassen; freilich facht eben jetzt nicht mehr der geweihte Henker die Gluth an, daß sie blutfarben aufsteige, um den letzten Klageton unsrer Glaubensbrüder vor den Thron des Ewigen zu tragen, und wo noch eine Gewaltthat verübt wird, da ist sie lichtscheu geworden: aber was denn hält das Schwert in der Scheide, wenn nicht das Gefühl der Ohnmacht, und, wie wir mit Freude hinzusetzen mögen, der bessere Geist, welcher aus dem Protestantismus hervorgegangen, auch die Gegner desselben wider ihren Willen mächtig ergriffen hat. Allein jene Ohnmacht würde beendet sein, wenn uns selber die Macht entwiche, d. i. die innere Kraft, die auch das Leben an die Wahrheit zu setzen sich nicht bedenkt; und der bessere Geist in unsern Gegnern, wie möchte er sich halten, wenn seine Quelle versiegen sollte, wenn wir selbst gleichgültig für die errungene Freiheit zu werden, ihren belebenden Odem zu mißkennen vermöchten? Denn welch ein Geist es sei, den Roms Klerisei den Völkern einimpfen möchte, das legt die Geschichte hell genug an den Tag. Indessen mögen wir immerhin des äußern Friedens mit Freude genießen, wenn wir nur nicht vergessen, daß den Krieg rüsten soll, wer den Frieden begehrt, und daß die Rüstkammer unsers Krieges unser eigen Herz ist, dessen Eifer für evangelische Freiheit nicht erkalten dürfte, auch wenn die Furcht vor äußerer Gefahr als völlig leer sich nachweisen ließe; denn eine andere Macht zieht gegen uns, die List, die schlaugewandte, die tausendfarbige. Sie hat noch nie gerastet, und eben in unsern Tagen will es scheinen, es sei ihr ein weiteres Feld geöffnet, als lange zuvor. Wieder erstanden ist jene Gesellschaft, die seit ihrem ersten Auftreten vor allen ähnlichen sich hervorthat durch die Schleichkünste jegliches Truges, deren heuchlerische Larve allem Hohn spricht, was der Mensch, geschweige der Christ, für ein Gebot der Sittlichkeit erkennt, kein Gesetz achtend, als das der Schlauheit, unbedenklich in der Wahl der Mittel, wenn sie den Zweck nur zu fördern scheinen, kein Ziel sich setzend, als den irdischen Thron über den Scheiteln verdumpfter Völker, und das alles zum Spott des Allmächtigen unter der gleisnerischen Hülle eines Namens, der alles umfaßt, was die Welt Ehrwürdiges kennt. Nicht unbekannt ist uns die alte Thätigkeit dieser Söhne des Dunkels, und wir bemerken nur allzu deutlich, daß die alten Künste ihnen nicht ungeläufig geworden sind. Selbst auf Deutschlands Boden beginnt der Same dieses Giftstrauchs zu keimen, während er in andern Landen schon Wurzel und Zweige getrieben, ja schon Früchte seiner Art hervorgebracht hat. Darum mögen die Pfleger der evangelischen Lehre wohl Acht haben, daß

nicht einst auf ihnen der Vorwurf sorgloser Sicherheit laste, darum möge der Geist des Protestantismus uns nie entweichen, ein Geist des Widerspruchs und des Eifers gegen jeden unreinen Zusatz zu dem, was wir einfach, aber treffend Gottes Wort nennen.

Ich muß mich beschränken, die äußern Nachstellungen, denen unsre Kirche durch die listigen Umgarnungen der Anhänger des Papstthums bloßgestellt ist, nur an dem so eben aufgeführten Beispiele gezeigt zu haben, ohne die leiseren Versuche zu berühren, die unter andern Formen, doch zu demselben Zwecke, zahlreich angestellt werden, wenn ich Zeit gewinnen will, die Nothwendigkeit des evangelischen Eifers auch durch das Dasein solcher Gegner der protestantischen Freiheit nachzuweisen, die wir im Schooß unserer Kirche selbst hegen. Ich schweige von jenen Verblendeten, welche aus unsrer Mitte von der Freiheit zur Knechtschaft, von der Sonne zum Irrwisch sich gewendet, bisweilen gar mit einer Heuchelei, die nur von Jesuiten bemäntelt werden mag, vor den Augen der Welt als Mitglieder, ja selbst als Lehrer dieser Kirche sich stellten, den Schalk aber im Herzen trugen, so lange bis ein unwillkommener Lichtstrahl ihr zerrissenes Innere der Welt zur Schau legte; denn von ihnen ist nichts zu besorgen, wir haben sie nur zu bedauern, und sofern sie Heuchler sind, trifft die Verachtung jedes Rechtlichen sie schwer genug. Auch von denen will ich schweigen, welche im Grunde keiner Kirche angehören, indem sie alles Kirchenthum wie ein Gewand ansehen, das man nach dem eigenen Leibe schneiden und nach der Mode ändern läßt, Leute von unübertrefflicher Gewandtheit, wenn es gilt, heute flach den Witzler, morgen gedankenleer den Frömmler zu spielen, heute Prediger der Toleranz, morgen auf der Ketzerjagd zu sein; denn ihre Zahl ist Gott Lob nicht allzu groß und ihr Irrthum minder gefährlich, weil ihnen die rechte Willenskraft abgeht. — Aber es gibt Andere, welche bewußtlos schlimmere Feinde im Innern unserer Kirche sind, jene nämlich, auf welche ich schon früher hindeutete, die den Geist des Protestantismus verkennen, während sie seinem Buchstaben huldigen. Sie wähnen, in der peinlichen Bewahrung des Buchstabens stecke das Wesen unserer Kirche, als wenn in bloßen Worten eine Zauberkraft liegen könnte. Von dem redlichen Forscher wenden sie sich mit innerem Schauder, und möchten gern die Vernunft einfangen, um sie an eherne Ketten zu legen, wenn das so leicht wäre; denn freilich ist es bequemer, auf der breiten Heerstraße mit aller Welt zu wandeln, als durch die Dornen des Dickichts sich hindurch zu winden und über Klippen und Abgründe hinweg den Schritt glücklich zu wagen, angespornt durch die Hoffnung eines belohnenden Ueberblicks vom höheren Gipfel, wohin der vielbetretene Pfad nicht führt. Der Geist des Protestantismus ist ein Geist des Strebens im Reiche der Wahrheit, und nur wer ihm huldigt, mag sich mit seinem Namen schmücken; wer ihn verkennt, ist sein Gegner; und die Gegner dieser Art finden wir gerade in unsern Tagen zahlreicher als sonst; darum ist gegen sie der ächt evangelische Eifer aufzubieten, um sie zum Bewußtsein dessen zu bringen, was sie beginnen — denn die Meisten wissen nicht, was sie thun.

Noch gibt es Andere, denen der Himmel nicht blau genug ist, ich meine jene Mystiker, denen die Wahrheiten unsers Bekenntnisses zu einfach vorkommen, weshalb sie dieselben mit allerlei Flittergold aufputzen möchten, ohne zu bedenken, daß die Lehren des Christenthums gerade darum so beredt zum Herzen des Menschen sprechen, weil sie so einfach sind. Wozu also der unwesentliche Schimmer? Fordern wir doch bei Darstellungen andrer Art, daß Form und Wesen mit einander nicht im Widerspruch stehen, sondern sich angemessen sind, und wenn man mir einwenden wollte, der Mensch sei kein reines Vernunftwesen, sondern klebe an der Erdenscholle mit seiner Sinnlichkeit, so kann dieser Einwurf nur aus einer Verwechslung des Christenthums mit dem Kultus hervorgehen. Wer die äußere Andacht dem Einflusse der Kunst entziehen wollte, würde gewiß etwas Verkehrtes

beginnen, denn die Außenwelt wirkt und soll wirken auf den innern Menschen, und es wird nur darauf ankommen, daß man Maaß zu halten wisse, nicht aber das Mittel höher achte als den Zweck. Dagegen soll man uns die Lehre des Christenthums unangetastet lassen, uns verschonen mit jener tändelnden Bilderspielerei, wodurch nur ein dunkles, unbestimmtes Gefühl erregt wird, über welches man sich Rechenschaft zu geben vergebens versucht und was im besten Falle spurlos verschwindet, wenn es nicht gar zu verwirrender Schwärmerei führt. Ich stehe nicht an, die für beklagenswerth zu halten, welche im Ernste glauben können, unserer Kirche mangle es an Mitteln, die Phantasie zu nähren; sie stehen gewiß katholischem Aberglauben näher, als sie sich selbst bekennen mögen und haben sich wahrscheinlich noch nie die Mühe gegeben, die einfache Herrlichkeit der protestantischen Kirche sich klar zu machen. Darum muß ich auch sie zu den Gegnern unserer Kirche zählen, und nicht zu den ungefährlichen in unserer Zeit; denn wie jedes Zeitalter seine Geisteskrankheit zu haben pflegt, so scheint das unsere am Hange zur Schwärmerei zu leiden, deren Spuren unsere Literatur unverkennbar an sich trägt. Auch diesen Gegnern soll der ächtevangelische Eifer kühn und würdig entgegentreten, soll ihm zurufen: daß Christi Lehre nur eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit anerkenne, soll ihnen sagen, unsere Seele suche Nahrung im Christenthum, nicht Betäubung durch ein Puppenspiel.

Wenn aber der evangelische Eifer in dem Protestanten sich wirksam erweisen soll, ist seine Bahn auch so sicher bezeichnet, daß er die wahre Richtung nicht verlieren kann? Man müßte sehr ungerecht sein, wenn man nicht gestehen wollte, die Mehrzahl derer, welche im Schooß der evangelischen Kirche lebend, dennoch zu ihren Gegnern gerechnet werden mußten, hegten nicht den guten Glauben, die rechte Straße zu verfolgen. Darum lassen Sie uns nunmehr die Leitsterne aufsuchen, deren Anblick uns nie entschwinden darf, wenn es uns darum zu thun ist, daß unser Eifer nicht abirre vom rechten Wege.

Vor Allem bekennen wir hier den unendlichen Werth der schriftlichen Urkunden des Christenthums, weil wir aus ihnen immer wieder die ächte Lehre Jesu zu schöpfen im Stande sind, sobald Irrthum oder Absicht die Wahrheit uns zu entwinden versuchen; denn wie wir billig den Geschichtschreiber tadeln, der die Mühe des Forschens an den ersten Quellen scheut, und nur das uns vorträgt, was abgeleitete Bäche ihm darboten, gesetzt auch, sein Vertrauen in ihre Lauterkeit sei nicht grundlos: so werden wir um viel weniger Anstand nehmen, die beständige Rückkehr zu jenen ehrwürdigen Schriften dringend zu empfehlen, da die Fragen, welche das Christenthum beantworten soll, unstreitig die wichtigsten sind, die nur aufgeworfen werden mögen. Diese Rückkehr zu den heiligen Schriften war es ja eben, welche die Reformation begründete; der Boden, welcher hier gewonnen ward, war ja der Fels, auf den unsere Kirche so gebauet ward, daß sie allen Stürmen zu trotzen vermochte und mit Gottes Hülfe ferner trotzen soll. Wollte ich nun noch die innere Trefflichkeit des Inhalts jener Schriften darlegen, so müßte ich mich dem gerechten Vorwurfe eines überflüssigen Versuchs aussetzen; denn diese Trefflichkeit hat noch Niemand in Zweifel zu ziehen gewagt, der mit ihnen näher vertraut war, weder in Beziehung auf die dort deutlich ausgesprochenen Lehren, noch in Hinsicht auf das unerreichte Muster eines Erdenlebens, wovon uns jene Bücher Meldung geben. Was also beginnen die, welche den Zugang zu diesen ewig reinen Quelleen des Trostes und des Friedens umzäunen und ihren Anblick nur durch ein gefärbtes Glas verstatten wollen? Verzichten wir auch einstweilen auf unsere Kenntniß der Geschichte, lassen wir auch einstweilen die Frage unbeantwortet, ob die im Christenthume nirgend begründete Hierarchie des Papstes hätte entstehen können, ob der schmäliche Verfall des christlichen Kirchenwesens, den endlich Luther mit den andern Heroen der Refor-

mation offen darlegte, wohl möglich gewesen, wenn die heiligen Schriften in den Händen der Laien sich befunden hätten; so ist doch schon allgemein wahr, daß das Verbot, der Quelle selbst zu nahen, ein schlimmes Vorurtheil gegen die Absicht des Verbots erwecken muß. Daher darf es Niemand wundern, wenn ich dieser Frucht der Reformation, der Bekanntschaft der Christen mit Christi Lehre und Leben aus unmittelbarer Einsicht in die Berichte seiner Jünger, einen Werth beilege, den ich würdig zu bezeichnen mich zu schwach fühle. Wer uns die Bibel nehmen will, ladet den Verdacht auf sich, ein Genosse der Finsterniß zu sein; ihm stellt sich der Protestant mit ganzer Kraft entgegen, wohl einsehend, hier befinde sich sein Eifer auf rechter Bahn.

Indessen wollen wir hören, wie man denn jene Entziehung der Bibel, die der Papst ohne Hehl ausspricht, zu beschönigen versucht. Die Urkunden des Christenthums bedürfen einer Auslegung, sagt man, um nicht mißverstanden zu werden; denn man sieht ja, wie häufig schon bei andern Schriften abweichende oder gar entgegengesetzte Meinungen über den Sinn ihres Urhebers entstehen, wie oft man Gelegenheit findet, nachzuweisen, daß menschlicher Irrthum in der Auslegung fehl gegriffen, absichtlicher Verdrehungen nicht einmal zu gedenken. Ist aber der Irrthum überall ein Uebel, wie sollte er nicht der größte da sein, wo es auf die Erkenntniß dessen ankommt, was den Menschen zu seinem ewigen Heile führen soll. Blickt nur zurück in die Geschichte der christlichen Kirche und fraget nach, ob nicht jeder Irrlehrer die Gebilde seines Wahnes durch die heilige Schrift zu schützen versucht, auf ihr Ansehen getrotzt und durch den Schein von Wahrheit, der eben dadurch über seine Ketzerei sich ergossen, nicht blos sich selber getäuscht, sondern manche unbewahrte Seele auch dazu verführt habe. Wo findet ihr einen Arzt, der den ganzen Vorrath wohlthätiger Heilmittel vor seinen Kranken hinstellte, damit dieser im Fiebertraume sich selbst berathe durch eigene Wahl; wo die Mutter, welche das Messer in der Hand des Kindes ließe? Und doch, wer von euch rühmt sich der vollen Gesundheit des Geistes, wer unter euch sucht sie nicht vielmehr erst zu gewinnen durch die Religion; wer von euch ist so vermessen, volle Mündigkeit sich zuzutrauen, die leitende Hand der Religion hochmüthig zu verschmähen? Darum tritt die Kirche ein, euch darreichend, was ihr bedürft, immer besorgt um das rechte Mittel, immer wachsam, euch vor Beschädigung zu bewahren. So etwa lautet der Hauptgrund, auf den der Papst sein Verbot gründet. — Ich will nicht geltend machen, daß sein Reich mit sich selber uneins ist, indem eine große Zahl katholischer Lehrer die deutliche Einsicht in die Unhaltbarkeit dieses Grundes thätig beweiset; denn man weiß ja, wie jenseit der Alpen darüber geurtheilt wird und aus dem Standpunkte des Papismus geurtheilt werden muß. Ich will nicht darlegen, wie schlau der Trug mit der Wahrheit gemischt ist in jener Beweisführung. Lassen Sie mich nur das hervorheben, was wir darin als wahr zuzugeben keinen Anstand nehmen.

Allerdings sind die heiligen Schriften allen andern Büchern darin gleich, daß sie verstanden sein wollen, um auf den Leser wirken zu können; Niemand wird ihre Worte für Beschwörungsformeln halten, deren bloßer Klang schon Wunder wirkt. Es ist ferner gewiß, daß ihr Inhalt einen geschichtlichen Theil hat, der ohne Kenntniß der Weltverhältnisse jener Zeit, ohne Kenntniß des äußern und innern Zustandes nicht blos des jüdischen Volkes, sondern auch vieler andern Nationen, theils ganz dunkel bleiben muß, theils nicht diejenige Klarheit erhalten kann, welche zum Verständniß erfordert und durch jene Kenntniß erst vermittelt wird. Eben so einleuchtend ist, daß die Glaubenslehren des Christenthums nicht in der schulgerechten Form sich in diesen Schriften vorfinden, in welche sie von den Gottesgelehrten aller christlichen Religionsparteien von Zeit zu Zeit gebracht sind, sondern daß dieselben hin und wieder zerstreut und in einer Form vorkommen, welche zunächst auf den ganzen Volkscharakter, besonders den jüdischen, auf

die bis dahin herrschenden Religionsansichten, auf die Bildungsstufe, selbst auf Sitten und Gebräuche jener Zeit berechnet sein mußte; weshalb man eben je und je das Bedürfniß gefühlt und befriedigt hat, diese Glaubenslehren zu sammeln und in eine solche Form zu bringen, die den jedesmaligen Zeitverhältnissen zu entsprechen schien; wobei man allerdings sich bemühete, das für alle Zeiten und alle Völker der Erde unabänderlich gültige Wesen gewissenhaft fest zu halten. Diese Unterscheidung der Form von dem Wesen und besonders die Darlegung des letztern werden wir nun unter der Auslegung verstehen müssen, welche wir unbedenklich nebst jener historischen Erläuterung für ein Hauptgeschäft der Lehrer des Christenthums erklären, ohne jedoch einen Grund einzusehen, warum diese ausschließlich berechtigt sein sollten, ihre Auslegung, die doch immer nur als Meinung auf jene Schriften selbst sich gründen kann [1]), für allein gültig auszugeben. Endlich finden wir in den Urkunden unserer Religion die ewig geltenden Gesetze der Sittlichkeit einestheils mit einfachbündigen Worten so deutlich ausgesprochen, daß ihr unmittelbares Verständniß Niemandem Schwierigkeit machen kann, der überhaupt nur fähig ist, in den Sinn eines kunstlosen wörtlichen Ausdrucks einzugehen, anderntheils finden wir jene Gesetze der Sittlichkeit unserem Auge durch lebendige Ausübung in dem vorleuchtenden Beispiele des göttlichen Stifters unserer Religion so nahe gebracht, daß es bei jedem einzelnen Akte seines Lebens höchstens der Hinweisung auf das immer mit gleicher Vollendung in's Leben gerufene sittliche Gebot bedarf, um die innere Uebereinstimmung zu erkennen. Wollen wir auch hier von einer Auslegung reden, so kann sie nichts anderes sein wollen als entweder die Zurückführung des Allgemeinen auf das Besondere, die Anwendung allgemeiner Sittengesetze auf die einzelnen Verhältnisse, in welche das Erdenleben die Menschen bringt, oder die Herleitung dieser Gesetze aus besondern Fällen und die Ermuthigung zu ihrer Befolgung aus dem lebendig dargelegten Beispiele, und wenn das Geschäft solcher Auslegung in die Hände berufener Lehrer des Christenthums gelegt ist, so werden doch eben diese die Selbstthätigkeit, das eigene Nachdenken derer, auf welche sie wirken wollen, für unerläßlich, und ihre Auslegung nur für eine Anregung hierzu erklären müssen; da ja die Sittlichkeit aus dem Innern des Menschen hervorgerufen, nicht aber ihm von außenher eingeimpft wird. Gerade dieser Theil also der heiligen Schrift, die Sittenlehre Jesu, und das Leben desselben, wird vorzugsweise, doch keineswegs ausschließlich, zur eigenen Ansicht Jedermann dringend empfohlen werden, weil sein Verständniß auch bei dem Mangel höherer Bildung des Geistes gar leicht möglich ist.

Es ist daher an sich kein Irrthum, daß die heilige Schrift der Auslegung bedürfe, wenn man sich nur über den Sinn dieses Ausdrucks verständigt. Fragen wir aber, wodurch im vollen Sinne des Wortes diese Auslegung möglich sei, so kennet ja jedermann die vermittelnde Kraft in uns, durch welche das Auffassen der Ideen überhaupt, sowie die Herleitung derselben aus Grundsätzen bedingt ist: sie heißt Vernunft.

Es läßt sich ferner keineswegs läugnen, daß die Aussprüche der heiligen Schrift oft absichtlich, öfter noch aus menschlichem Irrthum gemißdeutet, verwerflichen Meinungen zur Stütze haben dienen sollen. Hier nun lassen wir die böse Absicht ganz unberücksichtiget, obwol sie sich gerade bei denen vielleicht am seltensten beweisen lassen möchte, welchen die katholische Kirche den Ketzerstempel eingebrannt hat; das Dasein des Irrthums aber, was predigt es anders als die goldenen Worte des Apostels: Prüfet alles und das Beste behaltet!

Wir sehen ein ansehnliches Heer von Lehrmeinungen durch Menschen erdacht und mit aller der Begeisterung verfochten, die aus subjektiver Ueberzeu-

---

1) cf. Luthers Werke II. Fol. 232 ed. Jen.

gung hervorgeht. Wer denn zeigt uns die richtige, da jede mit dem Anspruche auf den Ursprung aus der heiligen Schrift sich vor uns stellet? so höre ich fragen; und doch hat jeder in sich die Kraft, den Prüfstein zu brauchen, auf dessen Ausspruch alle sich berufen, wenn er sie nur erkennen und anwenden will: sie heißt Vernunft. —

Gegenwärtig liegt es außer meinem Plane, die zahlreichen Schmähungen, welche bisweilen böser Wille, nicht selten Blödsinn und am häufigsten Verblendung über die Vernunft ausgestoßen haben, hier aufzuführen und abzuweisen; sondern es genüge die Andeutung, daß aus dem eben Dargestellten sich schon ergebe, ohne Gebrauch der Vernunft sei selbst die heilige Schrift ein unbelebtes Werkzeug in der Hand des Unkundigen, ein Behältniß ohne Schlüssel. Und wer aus dem freien Gebrauche der Vernunft Gefahr besorgt, weil mancher bei aller Gewissenhaftigkeit dennoch irre geleitet ward, dem antworten wir, daß ja nicht die Vernunft Eines Menschen in Einer Zeit für Alle und für alle Zeit gesetzgebend auftreten soll, sondern daß das Gebot der Prüfung für jeden in jeder Zeit verbindend ist, so daß eben dadurch die Veranlassung des Irrthums auch das Mittel zur Berichtigung enthält. Wir Protestanten achten daher billig den freien Gebrauch unserer Vernunft, d. i. die christliche Denkfreiheit für eins der höchsten Güter, dessen Wiedererlangung der Reformation verdankt wird; und wir halten uns darum gesicherter in unserm Lehrsysteme gegen Irrthum als Andere, weil wir die fortgesetzte Prüfung auf den Grund der heiligen Schrift nicht blos zulassen, sondern fordern. Ob wir überall und immer die Wahrheit erkannt haben, das nicht zu wissen, bekennen wir im Gefühl menschlicher Schwäche, aber wir ringen nach ihr, und was wir als das Resultat gewissenhafter Forschung gefunden haben, das wollen wir deshalb noch nicht als unumstößliche Wahrheit hochmüthig hinstellen, sondern wir bescheiden uns auch hier, daß das Reich der absoluten Wahrheit kein Reich dieser Welt sei. Die Lehrmeinungen indessen, in welchen unter uns Verschiedenheit obwaltet und Irrthum möglich ist, sind nur solche, deren unvollkommenere Auffassung das wahre Heil unserer Seele nicht nothwendig gefährdet; wogegen alle die Lehren des Christenthums, über welche Gewißheit Noth thut, wenn wir innern Frieden haben wollen, mit einer Klarheit in den Büchern der heiligen Schrift ausgesprochen sind, die nichts zu wünschen übrig läßt, so daß es nur des unbefangenen Blickes der Vernunft bedarf, sie aufzufinden oder von ihrer Richtigkeit sich zu überzeugen. Wir erkennen deshalb den evangelischen Eifer auf dem rechten Wege, wenn er das Recht der freien Prüfung durch die göttliche Gabe der Vernunft mit Festigkeit behauptet gegen jeden Angriff, komme er von außen oder von innen.

Ist es mir nun gelungen, die Nothwendigkeit des evangelischen Eifers zu erweisen und die wichtigsten Zielpunkte seiner Richtung bemerklich zu machen, so darf ich am Schlusse der Frage nicht ganz ausweichen, auf welche Weise jener Eifer in's Leben treten müsse, wenn er den Namen des evangelischen nicht zur Ungebühr sich anmaßen will; denn leider wissen wir ja, daß jede Verfolgung um des Glaubens willen, selbst die blutigste, durch Religionseifer hervorgerufen oder mindestens bemäntelt worden ist. Wenn nun wir evangelische Christen jede Gewaltthat, sie gehe aus, von wem sie wolle, sobald sie verübt wird, um eine kirchliche Meinung aufzudringen, für widersinnig an sich und für strafwürdig nach christlicher Lehre erklären, so wird man mir den Beweis der Richtigkeit unsers Urtheils wol gern erlassen. Nicht die Waffen der Gewalt sind es, welche dem Worte des ewigen Friedens Eingang verschaffen sollen, auch ist es nicht die trügerische List, der wir die Verkündigung evangelischer Wahrheit übertragen; denn wir verwerfen schlechthin jedes Mittel, das nicht in sich selbst seine sittliche Rechtfertigung trägt. Aber Rechenschaft geben wir in offener Rede von dem Grunde unseres Glaubens, wo sie gefordert wird, freimüthig, bündig und mit

Zuversicht. Der Auftrag Christi an die ersten Bekenner seiner Lehre, hinzugehen und die Völker zu lehren, achten wir auch an uns gerichtet, und so beschränken wir uns auf deutliche und vollständige Belehrung in dem Geiste der Liebe, der im Evangelium wehet, im Geiste der Duldung und Schonung menschlicher Schwachheit, welcher selbst das Vorurtheil zu achten weiß, immer in dem vollen Bewußtsein, daß die Einheit der protestantischen Kirche nicht fordere, die Gewissen mit Dingen zu beschweren, die von Menschen eingesetzt sind [1]). Und wenn gleich am Tage liegt, daß die katholische Kirche anders verfährt, so wird der Protestant zwar die Verläumdung mit ruhiger Würde abweisen, wo sie schamlos ihm entgegentritt, weil die Mitglieder der Kirche es sind, durch deren Mund sie sich vertheidigen muß; nie aber wird er vergessen, daß er aufhören würde, ein wahrer Bekenner des Evangeliums zu sein, wenn er Gleiches mit Gleichem vergeltend, zu unsittlichen Mitteln der Abwehr oder des Angriffs sich wenden wollte. Die freie Rede aus milder Mannesbrust sei unsre Waffe gegen die Fälschung unserer Lehre, und zum Wahrzeichen ihrer Echtheit diene unser Leben selbst durch den Geist, der in ihm sich ausspreche. Ihm aber, dem Ewigen, dessen Waltung wir kindlich anbeten, ihm nahen wir heute an dem Marksteine eines neuen Jahrhunderts, das unser aller irdisches Gebein mit dem Grabeshügel decken wird; von ihm erflehen wir auch heute den höheren Segen, der uns bisheher sichtlich behütet; von ihm erflehen wir Muth und Kraft zu dem Ringen nach Wahrheit wie zu ihrem Bekenntniß, von ihm den Geist der Milde gegen die Brüder, auch die bethörten, von ihm Stärke, durch ein christliches Leben die Herrlichkeit des Evangeliums auch in uns zu offenbaren.

15.

Rede, zur Jahrhundertfeier der Augsburgischen Confession;

gehalten am 26. Juni 1830 im K. Friedrichsgymnasium zu Breslau, von K. L. Kannegießer.

Hochverehrliche, christliche Versammlung!

Als ich vor wenigen Wochen den ehrenvollen und erfreulichen Auftrag erhielt, zum Andenken an die Uebergabe der Augsburgischen Confession vor dreihundert Jahren eine Feier für den heutigen Tag in dem königlichen Friedrichsgymnasium zu veranstalten, und selbst durch eine öffentliche Rede dazu beizutragen, erwog ich zuerst, ob in dem Gegenstande dieser Feier eine besondere Bezüglichkeit auf Schule, Unterricht und Erziehung liege, — wie etwa bei der Reformation, die in der That nicht blos die Kirche, sondern auch die Schule betraf; aber das dadurch entstehende Bedenken ward bald durch die Betrachtung gehoben, daß das heutige Fest, abgesehen von der kirchlichen und religiösen, auch eine sittliche und daher allgemein menschliche, und zumal eine Wichtigkeit für Lehrer und Erzieher, für Lernende und Zöglinge enthalte. Denn wenn die ersteren die Ergebnisse ihrer Bemühungen und Forschungen vorzutragen und gemeinnützig zu machen, die letzteren diese zwar zuvörderst hinzunehmen, aber mit Selbstthätigkeit zu verarbeiten, und, soweit es ihre geistige und sittliche Kraft vermag, zu prüfen haben, in Beiden aber ein Streben nach Wahrheit der Erkenntniß Statt finden muß, damit ein wissenschaftliches, ein geistiges, ein höheres Leben

---

1) cf. Augsb. Confession Art. 7. 15. 26.

sich bilde und gestalte; so muß ja die Erinnerung an das von den deutschen Reformatoren abgelegte schriftliche Bekenntniß, an die Gewissenhaftigkeit, mit welcher jene bei der Abfassung jenes Inbegriffes ihrer Abweichungen von den bisher gültigen und allgemein angenommenen Lehren, und bei der öffentlichen Darlegung ihres Glaubens zu Werke gingen, an die Sanftmuth und Milde, mit welcher sie den Kaiser um öffentliches Gehör anflehten und seine Zögerungen ertrugen, aber auch an die Entschlossenheit und Kraft, vermöge der sie, unbewegt von seinen Forderungen und Drohungen nichts von dem reiflich Ueberlegten feige zurücknahmen, sondern muthig dabei beharrten, diese Erinnerung und Beherzigung muß uns mit freudigem Erstaunen über die Würde und Herrlichkeit des menschlichen Geistes und Gemüthes, mit hoher Begeisterung für die Erforschung der Wahrheit und für die Vertheidigung der gewonnenen Ueberzeugung und mit dem festen Vorsatze der Nachahmung eines so preiswürdigen Beispieles erfüllen. Aber nicht blos im Allgemeinen wollen und sollen wir den heldenmüthigen Kämpfern folgen; warum nicht auch in jenem Besondern und Wichtigsten, was es für den Menschen geben kann, in der Erforschung der religiösen Wahrheit, in der Prüfung unserer bisherigen christlichen Ueberzeugung, ja warum nicht auch in der Darlegung desselben, so fern es Noth thäte? Zu einer solchen öffentlichen Darstellung gibt der fromme Herrscher, der auf Preußens Throne sitzt, wenigstens den Rednern durch die Anordnung dieses Festes Veranlassung.

Wie aber, wenn gleich den protestantischen Fürsten und Ständen im sechszehnten Jahrhundert, welche ihrer Pfarrherren Glaubensbekenntniß und Lehre übergaben, auch in unserer Zeit eine gleiche Aufforderung an Prediger und Gottesgelehrte von ihren Obern ergangen wäre, die Aufforderung, gleichfalls ein gemeinsames Bekenntniß aufzusetzen und der Welt vorzulegen? Freilich wäre das nicht das Werk weniger Wochen, eine Aufgabe wäre es gewesen, vielleicht für mehrere Jahre, ein schwieriges, aber auch ein wichtiges, und im Falle des Gelingens ein segenbringendes Unternehmen! Schwierig, wegen der Verschiedenheit, ja, wie können wir es uns verhehlen, wegen des Zwiespalts der Meinungen. Zank und Streit, Krieg und Blutvergießen waren mit der Reformation unvermeidlich verbunden, Kämpfe, mörderische Kämpfe nicht blos zwischen Protestanten und ihren Gegnern, auch zwischen Protestanten unter einander. Voll von öffentlichen Hinrichtungen und von meuchlerischen Ermordungen sind die Blätter der Religionsgeschichte der Jahrhunderte, und zumal der beiden nächsten nach der Reformation. Die neueste Zeit ist menschlicher geworden, die Religionskriege haben aufgehört, dem Henkersbeile verfällt Niemand mehr wegen seines Glaubens, aber das Gezänk dauert fort, selbst von ärgerlichen Auftritten zwischen Lehrern auf Hochschulen ist uns erst jüngst Kunde geworden, und der im Finstern schleichende Dämon der Schwärmerei verblendet auch jetzt noch Manche, und entflammt sie zu der Raserei, Hand an sich selbst zu legen oder sich dem Opfertode darzubieten.

Zwar auch eine erfreuliche Seite läßt sich, nicht diesem Blutvergießen, diesen Verketzerungen und Angebereien, wohl aber dem Zwiespalte der Meinungen abgewinnen. Scheint er doch wenigstens bei seiner gegenwärtigen Erneuerung nach einer Zeit der Lauheit in der Religion, der Gleichgültigkeit gegen das Heiligste, von regerer Theilnahme, von wiedererwachendem religiösem Geiste Zeugniß zu geben. Und so wollen wir ihn nicht sofort verdammen, sofern er nur, dieser Zwiespalt, nicht in Zwietracht ausartet, und die eigene Ansicht auf bescheidene, des Kämpfers und seines Gegners würdige Weise dargelegt wird, sofern nur nicht falscher Eifer und Leidenschaft, Ehrbegier, Herrschsucht und Haß dabei die Feder führen oder gar zu unedlen, tadelnswürdigen, strafbaren Handlungen hinreißen. Verschiedenheit der Meinungen möge denn immerhin sein! Und ein Aufruf, wie ich ihn meinte, zur Abfassung eines abermaligen Bekenntnisses, und zwar

nicht eines lutherischen, kalvinistischen oder eines Bekenntnisses irgend einer einzelnen und besonderen protestantischen Sekte, sondern eines evangelischen, würde diese Verschiedenheit erst recht ans Licht bringen. Aber wenn es den ersten Reformatoren gelang, sich über ihren Glauben und ihre Lehren zu vereinigen, wer möchte behaupten, daß eine solche Uebereinkunft troß der größeren Schwierigkeit in unsern Tagen unmöglich sei? Welch eine Regung der Gemüther würde ein solcher Versuch veranlassen? Die Gottesgelehrten, die Gelehrten insgemein, Hohe und Niedere, Fürsten und Völker, würden bei diesem Unternehmen nach Vermögen thätig sein, mit gespannter Erwartung würde die ganze evangelische Christenheit dem Ausgange entgegensehen, und selbst Katholiken, ja alles, was nur Sinn für Religion hat, würde auf ein so großes und wichtiges Schauspiel mit Theilnahme hinblicken. Eine allgemeine Bewegung würde in ganz Europa entstehen, wie einst zur Zeit der Völkerwanderung oder der Kreuzzüge, aber nicht sinnlichphantastischer, sondern geistigsittlicher Natur, ein Ringen würde es sein nicht nach einem irdischen, sondern nach einem überirdischen Gute, ein Kampf würde entbrennen, nicht um das Grab Christi zu erobern, nicht um ein weltliches Königreich aufzurichten, sondern um das Reich Gottes zu gründen, oder vielmehr nur fester zu gründen und auszubreiten, ein Krieg würde geführt werden, nicht gegen einen fremden, sondern gegen einen im Geist und Herzen der Kämpfer selbst wohnenden innern Feind, gegen Thorheit und Uebermuth, Blindheit und Frevel, um die Trugbilder zu zerstören, um das wahre Palladium zu sichern, um die Heiden und Götzendiener unter den Christen von den wahren Verehrern des Stifters unserer Religion zu sichten, um das Evangelium in seiner ursprünglichen Einfachheit, Klarheit und Reinheit den trüben Blicken und verkehrten Gemüthern zu zeigen.

Wer aber sind die Kämpfer in diesem theils offenen, theils heimlichen Kriege? Evangelische Christen allzumal, doch mit verschiedenen Namen sich nennend, Lutheraner, Kalvinisten, Mennoniten, Socinianer, Anglikaner, und wie viele ließen sich ihnen noch beifügen? Aber wenn wir bedenken, daß der Sektenunterschied bei Einigen zwar Glaubenslehren, bei Andern, insbesondre bei den Lutherischen und Reformirten, fast nur noch äußere Einrichtungen und Gewohnheiten betrifft, so möchte es wichtiger sein, nicht nach den kirchlichen Namen, sondern nach einem geistigen und wesentlicheren Unterschiede zu fragen. Nicht leicht zwar wird diese Sonderung werden; die meisten von ihnen würden, wenn wir ihnen die Wahl vorlegten, selbst nicht wissen, zu welcher Fahne sie schwören sollten, nämlich alle die Gleichgültigen, die sich, nachdem sie in ihren früheren Jahren in den Christenbund durch den Unterricht und die segnende Hand des Geistlichen aufgenommen wurden, nicht eben weiter um die Religion bekümmerten, vielleicht noch die Kirche besuchen und das Abendmahl mit genießen, vielleicht auch dies unterlassen, und es mit dem Drang der Geschäfte entschuldigen, und sich mit dem Bewußtsein, rechtlich, gemeinnützig, tugendhaft zu sein, beruhigen, den Besuch des Gotteshauses auch wol gar als einen äußern Dienst betrachten und nichtachten, am wenigsten aber sich ernst und innig, sei es in stiller Betrachtung, sei es im Gedankenaustausch mit andern von ihrer eigenen religiösen Ueberzeugung vergewissern, am wenigsten die Quelle unsers Glaubens, die heilige Schrift, zur Hand nehmen und darin forschen. Und solcher Halbchristen, wenn dieser Name nicht vielleicht schon zu ehrenvoll für sie ist, gibt es gewiß sehr viele, nicht minder in den höheren Ständen als in den niederen, unter den Geschäftsmännern wie unter den Gelehrten; und selbst die Strafgerichte Gottes, Kriege und verheerende Naturbegebenheiten, haben ihre Zahl wol nicht bedeutend verringert, und wenn auch das äußere, weniger gewiß das innere Christenthum vermehrt.

Unter diesen irreligiösen Christen gibt es überdies eine und auch wol nicht spär-

liche Anzahl von solchen, welche selbst auf den Namen der Christen Verzicht thun sollten, insofern sie zwar vielleicht weniger gleichgültig, aber mit einem durch Thorheit, Bequemlichkeit oder Hochmuth irregeleiteten Verstande die christliche Religion für etwas Wohlthätiges, aber für etwas Ueberflüssiges halten, meinend, daß die zur Führung eines sittlichen Lebens und zur Beruhigung in Leiden abzweckenden Vorschriften Christi schon den Weisen des Alterthums bekannt gewesen, und das Nachdenken und die Ueberlegung jeden selbst dahin führe. Es sind diejenigen, welche der sogenannten natürlichen Religion anhangen, und die geoffenbarte von sich weisen, freilich von einer um so größeren Täuschung befangen, weil sie, ohne es zu wissen, ihre eigene Moral dem in der Jugend empfangenen christlichen Unterricht, und ihrem Umgang, ihrer Verbindung mit Christen verdanken, die sittlichen Grundsätze aber selbst der edelsten Griechen, eines Sokrates und Plato, an Reinheit, Klarheit und Sicherheit der christlichen Moral bei weitem nachstehen.

Diesen, welche die Religion, wenigstens die christliche, verschmähen, und deswegen ihrer kaum erwähnen, es müßte denn sein, um sie von sich zu weisen, stehen die gegenüber, welche die Religion zur Sache des Herzens gemacht haben, welche warm für sie fühlen und von ihr sprechen, und wer wollte nicht diese aufs Höchste achten und lieben, so lange sie sich nicht der Uebertreibung schuldig machen und in Fehler verfallen, die theils für andere etwas Widerwärtiges haben, theils aber auch sehr nachtheilig besonders auf sie selbst wirken. Wenn der Zartfühlende es schon mit Recht vermeidet, die Empfindungen der Liebe und Freundschaft, die er für einen andern hegt, vor allen Leuten auszubreiten und gleichsam zur Schau zu tragen, so ist es um so mißfälliger, wenn jene Gefühlsmenschen religiöse Ausdrücke und zumal bildliche, sinnliche, dichterische, z. B. von dem Verhältnisse der Seele zu Christus, in die alltäglichen Geschäfte des Lebens mischen und jede Aeußerung dieser Art mit den Geberden der tiefsten Demuth begleiten. Das Heilige soll man nur zu gelegener Zeit und vor empfänglichen Herzen würdig und besonnen aus der Tiefe der Brust über die Lippe gehen lassen, und die fromme Geberde, die nur Angewöhnung, nicht Ausdruck der innern Bewegung ist, hat etwas Heuchlerisches und Knechtisches. Aber auch wo das Gefühl wahr ist, wache man um so mehr darüber, daß es nicht blos eine Art von Rausch werde, und den Geist, statt ihn zu erheben, zur Sinnlichkeit hinabziehe, daß die Einbildungskraft nicht den Verstand verdunkle, und den zuerst wahren und achtungswerthen Pietisten zum trübsinnigen Schwärmer oder gar zum unduldsamen, wilden und mordsüchtigen Fanatiker mache.

Wenn diese Frommen oder Frömmler die Erkenntniß, die Einsicht, das Licht, die Gelehrsamkeit verschmähen, so setzen andere dem Forschen in der Schrift wenigstens sehr bestimmte und enge Gränzen. Sie machen einen Unterschied zwischen dem, was darin zu verstehen, und dem, was nicht zu verstehen sei; sie verlangen, daß man das Nichtbegreifliche auch nicht zu begreifen suchen solle, eine sehr zu beherzigende Forderung, wenn die Unbegreiflichkeit nur völlig ausgemacht wäre; sie sprechen von einer übernatürlichen Offenbarung Gottes an die Menschen, bei welchem Ausdrucke vor allen Dingen die Bedeutung desselben klar bestimmt werden müßte, sie weisen hin auf die Wunder, welche bei der Geburt und bei dem Tode Christi sich ereignet haben, und von Christus und den Aposteln gethan sind, ohne zu bedenken, daß der Begriff des Wunders sehr unbestimmt ist, und daß, da nichts ohne hinreichende Ursache gedacht werden kann, jedes Wunder einer Erklärung fähig sein muß, so bald dies aber geschieht, ein Wunder zu sein aufhört; sie machen es allen Christen zur Pflicht, den Buchstaben der Bibel anzunehmen, oder vielmehr den Sinn, welchen sie dem Buchstaben beilegen, ohne doch zu wissen, ob der von ihnen aufgefundene, oder der bisher gültige, ja selbst der von den Reformatoren bestätigte Sinn der einzig rechte und

unantastbare ist. Nach ihrer Meinung soll der Christ, der doch als Mensch vermöge seiner Geisteskräfte sich bildet und vervollkommnet, und in seiner übrigen Erkenntniß, z. B. der Natur, unwidersprechlich fortschreitet, nur in seiner religiösen Erkenntniß auf einem bestimmten Punkt stehen bleiben, ja vielmehr gar nicht eigentlich erkennen, sondern nur annehmen. Dies ist die Schaar derer, welche sich sonst mit papistischem Stolze Orthodoxen oder Rechtgläubige, jetzt Supernaturalisten oder Uebernatürlichkeitsgläubige, ihre Gegner Heterodoxe, Andersgläubige, jetzt insgemein Rationalisten, Vernunftgläubige, nennen, und wenn gleich auf die Namen wenig ankommt, mit dieser letztern Bezeichnung wahrlich etwas sehr Ehrenvolles aussprechen. Denn was gibt es Auszeichnenderes und Höheres für den Menschen als die Vernunft? Vernehmen, aufnehmen in sein Inneres muß doch der Mensch alles, wovon ihm Kunde werden soll, auf diesem Wege muß also auch die Religion zu ihm gelangen; aber nicht blos wahrnehmen soll er das sich ihm Darbietende, sondern auch zu Vorstellungen und Begriffen, niederen und höheren, erheben, und je deutlicher diese sind, desto mehr verdient seine Kenntniß den Namen der Erkenntniß. Daß aber ein Theil und ein sehr bedeutender Theil der Religion eingesehen und zur vernünftigen Erkenntniß erhoben werden könne, das werden auch jene Supernaturalisten zugeben müssen, und es kommt also wol nur darauf an, die Gränze zu bestimmen, und wenn die Rationalisten diese Gränze immer mehr zu erweitern, ja der Vernunft endlich das ganze Gebiet der Religion zuzuweisen suchen, so thun sie damit doch nur etwas in der geistigen Natur des Menschen Gegründetes.

So hätten wir denn nun die Uebersicht vollendet und Namenchristen oder Naturalisten, Gefühlschristen, auch Mystiker genannt, Vernunftscheue und Vernunftliebende gefunden, und es wird sich wohl jeder Christ entschließen müssen, einer von diesen vier Abtheilungen, oder sofern doch keiner gern zu der ersten wird gehören wollen, und die zweite sich meistens mit der dritten oder vierten vereinigen läßt, sich einer der beiden letzteren zuzugesellen. Diese beiden sind es auch, welche recht eigentlich in stetem Kampf mit einander stehen und nur selten und auf kurze Zeit die Waffen ruhen lassen, und deren Feindseligkeit nicht erst in neuerer Zeit ihren Anfang genommen hat, sondern so alt fast wie die christliche Religion selbst ist und einen bedeutenden Theil der christlichen Kirchengeschichte ausmacht. Die Grundzüge dieses Kampfes werden nun wol im Ganzen dieselben sein und bleiben, und wenn nicht eben viele prophetische Kraft dazu gehört, um der vernünftigen Ansicht in der Religion, eben weil sie die vernünftige ist, den endlichen Sieg zuzusprechen, so möchte es auch nicht schwer sein, die Gründe dieser Vermuthung anzugeben. Sie liegen aber vorzüglich in dem, was geschehen muß, wenn man sich nur recht bewußt wird, was man will oder nur wollen kann und darf. Den rechten Glauben will man erfassen, um die wahre, ungetrübte Lehre Christi handelt es sich. Wo ist aber diese zu finden? Wo anders als in dem neuen Testament, zunächst in den Evangelien, und zwar in dem rechten Verständniß derselben? Denn da sie in einer fremden Sprache geschrieben, und zwar übersetzt, aber selbst von dem vielleicht trefflichsten unter den Uebersetzern hin und wieder falsch verstanden sind, so wird das Forschen in dem Grundtext, die Erläuterung der schwierigen Stellen und eine möglichst deutliche und Mißverständnissen vorbeugende Uebertragung das erste und wichtigste, lange noch nicht zu beendigende, und wegen der wirklichen oder scheinbaren Widersprüche, die sich in dem neuen Testament finden, um so schwierigere Geschäft sein, und es wird sich theils auf die Darstellung der Lehre, theils auf die Ermittelung des Geschichtlichen beziehen.

Ich halte das erstere unbedingt für das Wichtigere, und wollte Gott, dies geschähe von allen Christen, so würde des Streites und Haders bald weniger werden. In der That ist die ganze Christenheit über den Hauptinhalt der christ-

lichen Sittenlehre wohl nie verschiedener Meinung gewesen. Wollte man demnächst alle diejenigen Lehren, welche nicht in den Evangelien befindlich sind, welche wir also nicht als eigentliche Lehren Christi ansehen dürfen, zumal alle die, welche aus späterer Zeit herrühren, für unwesentlich halten, wollten wir zugeben, daß diese, da sie menschlichen Ursprungs sind, auch irrig sein können und der Beurtheilung unterliegen müssen, daß sie, so fern sie den klaren und gewissen Lehren Christi widersprechen, geradehin verwerflich und nicht christlich sind, so würden gewiß schon eine Menge von Streitpunkten wegfallen. Denn wenn ich als Laie nicht irre, so gehören die Erbsünde, die Unfähigkeit des Menschen, sich aus eigener Kraft und Freiheit zu bessern, die Gnadenwahl, die stellvertretende Genugthuung Christi, die übernatürliche Kraft der Taufe und des Abendmahls zu solchen spätern aus einem beliebigen Verständnisse biblischer Aussprüche entstandenen dogmatischen Begriffen, und erst die menschliche Streitsucht, nicht die wahre Frömmigkeit hat auf diese Punkte einen höheren Werth gelegt, als auf die unantastbaren Lehren von Gott, von dem geistigen Wesen und der geistigen Verehrung Gottes, von seiner Liebe als Vaters aller Menschen, vermöge deren er den Heiland in die Welt sandte, von der Pflicht der Menschen, ihm ähnlich zu werden und sich unter einander zu lieben, friedfertig und mild zu sein.

Wie viel aber auf die Auslegung der heiligen Schrift ankommt, die doch nur durch Vernunft und Verstand, verbunden mit Gelehrsamkeit, besonders mit Kenntniß der Sprache und des Ausdrucks der heiligen Schrift, der Sitten und Gebräuche jener Zeit erwirkt werden kann, und wie viel dadurch für die reinere Darstellung des Christenthums gewonnen wird, davon geben die neuesten Forschungen die überzeugendsten Beweise, selbst mit Rücksicht auf den historischen Theil des neuen Testaments und insbesondere der wunderbaren Ereignisse, welche den Heiland selbst betreffen. Hier die Wahrheit im allem Einzelnen zu finden, wird vielleicht nimmer gelingen, da der Zeugnisse und Berichte zu wenige sind, und da fast nur Vermuthungen aufgestellt werden können. Hängt denn aber auch das Heil der Seele ab von der Beantwortung z. B. der Frage, ob Christus auf die von Matthäus erzählte, oder auf gewöhnliche Weise in die Welt getreten sei? Glauben kann man nur das, wovon man durch Gründe überzeugt ist. Was für Gründe haben die Supernaturalisten für die übernatürliche, eigentlich doch nur ungewöhnliche Art und Weise? Die Worte des Evangelisten! Und also eines Menschen, der nicht unfehlbar ist, werden die Vernünftigen sagen. Aber auch die göttliche Inspiration zugegeben, so hat dieses und andere sogenannte Wunder keine so große Wichtigkeit für den Bekenner Christi. Man sollte sie der Glaubensfähigkeit der Einzelnen überlassen, gerade wie es auch jetzt mit ungewöhnlichen Naturerscheinungen, z. B. mit dem thierischen Magnetismus, oder mit den wunderbaren, nur selten aber, wie es scheint, unbestreitbaren Kräften der Seele, z. B. der Ahnung und des zweiten Gesichts, der Fall ist. Mögen diese religiösen Wunder doch von dem angenommen werden, dem die christliche Religion dadurch zu gewinnen scheint; der Wunderscheue wird ihre Erklärung geduldig abwarten, denn für ihn sind sie als Erscheinungen, sofern nur die Richtigkeit der Erzählung vollkommen auszumitteln wäre, höchst merkwürdig, in Rücksicht der Religion gleichgültig. Eine Frage aber möchte man den Orthodoxen vorlegen: wie, wenn die christliche Religion ohne Wunder wäre, würdet ihr sie deswegen weniger schätzen? Freilich ohne Wunder kann keine Religion sein, und ist die christliche Religion am wenigsten. Nicht aber meine ich jene der Erzeugung und Geburt, der Auferstehung, der Himmelfahrt, der Verwandlung von Wasser in Wein — ist doch die ganze Natur, die gewöhnliche Entstehung des Menschen, ja des geringsten Grashalms ein eben so großes Wunder, nur ein gewöhnlicheres — sondern das psychologische und moralische, ein Wunder sonder Gleichen, der Mensch Christus, ein Muster der reinsten Sittlichkeit, ein Vorbild jeglicher Tugend, lauter und

fleckenlos in seinem Leben und Sterben. Ein größeres Wunder hat die Erde nicht gesehen und wird es nimmer wiedersehen; hier, darf man sagen, steht der Verstand still, hier tritt die stumme Verwunderung, die höchste Ehrfurcht ein, er war ein göttlicher Mensch, die Lehre des Heilands ist nicht edler als sein Wandel, hier tritt auch das Gefühl in seine Rechte, und wer mag es nicht gut heißen, wenn der Mensch in den Augenblicken der tiefsten Rührung niederfällt vor Gott, und sich der Anbetung, der Demuth, dem bittern Bewußtsein eigner Unwürdigkeit in Vergleich mit diesem seinem Meister und Heiland ganz hingibt und sich darin verliert? O der Anblick eines solchen Frommen hat ja auch für den Kälteren etwas Hinreißendes und Erhebendes, und wehe dem, der an dem wahrhaften, aufrichtigen, auch äußerlich stark hervortretenden Gefühl Anstoß nehmen könnte! Und sollte etwa jemand meinen, daß der Vernünftige solcher Empfindungen baar wäre! Der Vernünftige grade ist der Begeisterte, und seine Begeisterung ist eine helle, heitere, wohlthätige; der Vernünftige ist selbst der wahrhafte Offenbarungsgläubige, denn er glaubt an die geistige Offenbarung Gottes, an die Vergeistigung und Geistwerdung des Menschen und der ganzen Schöpfung, an die sittliche Erlösung aus den Banden der Sinnlichkeit durch die göttliche Lehre Christi.

In solchem Geist und in solcher Begeisterung konnten denn auch die Reformatoren ihr hohes Werk nur beginnen und vollenden, können noch jetzt die Missionare sich den Gefahren und Schrecknissen in Wüsten und unter wilden Thieren und Völkern aussetzen, konnten und können nur wahrhaft edle und christliche Thaten vollbracht werden. Nur bei einer solchen Verfassung der Gemüther könnte auch der Friede zwischen den streitenden Parteien zu Stande kommen. Christus heute und morgen, Christus immerdar ist die Losung, der wir alle folgen. Und die Friedensbedingungen sind erstens eine vorurtheilsfreie, gelehrte, fromme Schrifterklärung, um uns über das Unwesentliche zu verständigen, über die bisher etwa noch nicht klaren einzelnen evangelischen und insbesondere über die nicht evangelischen, zumal spätern Lehrsätze, und zweitens Friedfertigkeit über diejenigen Punkte, welche auch durch Schrifterklärung noch nicht sogleich, oder überhaupt nicht aufzuhellen sein möchten; Duldung und Liebe. Wenn demnach jede kirchliche Sekte ihre eigenthümlichen, nicht evangelischen Satzungen aufgäbe, so würde nur Eine evangelische Kirche, und wenn man in der kirchlichen Einrichtung des Gottesdienstes und der einzelnen Geschäfte nach einer möglichst einfachen und würdigen Form strebte, so würde sich mit geistiger Einheit auch äußere Uebereinstimmung verbinden, und der Kunst dennoch ihr Recht auch auf diesem Felde unbenommen bleiben. Ja, wenn auch die griechischen und katholischen Christen den aufgestellten Grundsatz anerkennen wollten, daß nur aus dem Evangelium der wahre Kern des Christenthums zu schöpfen sei, und wenn die Evangelischen die Ueberlieferung des unaufgeschriebenen Wortes Gottes, aus dem mündlichen Vortrage Jesu und der Apostel, welche die Katholiken als zweite Quelle des Glaubens annehmen, nicht gradehin verwerfen, ja sogar sie hochhalten wollten, so weit sie dem Evangelium nicht widerspricht, (und o, wie scheint doch diese Bedingung so natürlich und billig!) wenn wir dann im Fortschritt der Zeit Alle den Ausspruch der Bibel: Prüfet Alles und das Beste behaltet! für die weitere Forschung in der heiligen Schrift befolgen wollten, so würde unser Glaube nicht blos ein warmes Gefühl sein, nicht blos ein wenn auch noch so festes, doch dunkles Vertrauen bleiben, etwa wie das des Kindes zu der Liebe und Fürsorge seines irdischen Vaters, oder der plötzlichen Zuneigung zweier Menschen gegen einander, sondern eine begründete Ueberzeugung, so würde endlich nach dem Ausspruche der Schrift Ein Hirt und Eine Heerde werden. Bis dahin ist es freilich noch weit, sehr weit! Aber dennoch soll jede Zeit, jedes Geschlecht, jeder Einzelne nach seinem Theile zur Verwirklichung beitragen. —

Ich habe einen Aufruf der evangelischen Fürsten zu einem gemeinsamen Bekenntniß gewünscht, und mir davon viel versprochen. Doch es bedarf dessen wol nicht. Forsche nur jeder in der Schrift, so weit es ihm möglich ist, und zumal die Schriftgelehrten, werde nur jeder in sich fest und mache sich täglich bereit, daß er, noch ehe es Abend wird, nicht zu einem Augsburgischen Bekenntniß, sondern zu einem Bekenntniß vor Gottes Thron geladen werden könne, sei jeder standhaft in der Behauptung des für wahr Anerkannten, aber empfänglich für jede sich durch Gründe ihm aufdrängende Wahrheit, vor allem aber sei der Christ freundlich und mild, wie er, nach dem er sich nennt, wie Christus. Lasset uns denn die einfachsten und höchsten Lehren unserer Religion nie vergessen, und durch unser Leben, durch unsern Wandel uns unser Christenthum bethätigen. Mit solchen Vorsätzen und Gesinnungen wollen wir das Jahrhundertfest der Augsburger Bekenntnißschrift, das Fest der Erinnerung an die kühne und demüthige, an die fromme und christliche Gesinnung, welche die Reformatoren beseelte, und gewiß auf eine würdige Weise begehen!

16.

Ueber wissenschaftliche Freiheit

an sich und in Beziehung auf die deutschen Universitäten.

Rede

bei dem Antritte des Prorektorates der Universität Jena am 5. August 1826,

gehalten von

Dr. Ludw. Frd. Otto Baumgarten-Crusius [1]),

Professor der Theologie.

Als die erhabenen Gesetzgeber eine alte, ehrwürdige Sitte erneueten, indem sie den Wechsel der Verwaltung bei unserer Anstalt mit einem öffentlichen Worte bezeichnet und begonnen wollten: da war es nicht ihre Absicht, den Redner *nur sich* ankündigen, und von *sich*, oder nur aus dem unmittelbaren Kreise seines Forschens und Wirkens sich aussprechen zu lassen. Ja, selbst dieser Ort und diese Versammlung erheben *andere* Ansprüche an den Redner und an sein Wort. Das Amt, welches er antritt, gehört dem *Ganzen* an, und er soll hier, wo er es öffentlich beginnt, und vor dieser Versammlung *sich selbst* in dieser seiner Bestimmung noch bewußter und klarer werden; er soll in seinem Worte die Meinung von sich rechtfertigen, daß er, wie im Wollen und Streben, so auch in seinem Denken und in seiner Berufsansicht, nicht erst jetzt das Ganze zu erwägen und zu umfassen beginne; es soll endlich an diesen Tagen auch von Zeit zu Zeit das, was uns *Alle* berührt, ja, worin Alle leben, zur Sprache gebracht werden.

Die *Wissenschaft* aber ist es, und die Liebe zu ihr, welche uns gemeinsam beseelen soll, Verehrte Versammlung: *sie* hat diese Hallen erbaut und geweiht, und diese Anstalt begründet, für welche wir Alle, ehrwürdige Väter und Amtsgenossen, zu leben und zu wirken berufen sind. Und hat man die Wissenschaft von jeher und mannigfach in Anstalten und Vereinen geehrt und gepflegt, von Einer Seite besonders gehört sie *diesen* Anstalten an: und dieses

1) Geboren 1788 zu Merseburg, Verfasser vieler Schriften, z. B. einer Einleitung in das Studium der Dogmatik, eines Lehrbuchs der Dogmengeschichte, eines Handbuchs der christlichen Sittenlehre.

ist die Freiheit. Ich erbitte mir daher Ihre Aufmerksamkeit für das, was ich hier in den allgemeinsten Umrissen, über die wissenschaftliche Freiheit an sich und in Beziehung auf die Bedeutung der Universitäten, welche sie auszuführen bestimmt waren, darlegen werde.

Wo das menschliche Leben aus der sinnlichen Rohheit, aus den Fesseln der Gewohnheit, aus todten Formen und Lehren und dem Geisteszwange, oder aus den Schrecknissen und von der Dumpfheit eines unentwickelten oder aufgedrungenen Glaubens, sich zur geistigen Regsamkeit emporgearbeitet hat; wo es also eine Wissenschaft gibt, ein Streben, sich im Denken aufzuklären und in der Erkenntniß zu erweitern und zu vollenden; da hat man sie, die man selbst in der freien Entwickelung des Geistes gewonnen hatte, fortwährend mit der Freiheit zusammengedacht. Die Weisheit der Griechen bezeichnete die Eigenthümlichkeit der Wissenschaft selbst in der Sprache des Volkes so, daß man sie des Freigebornen würdig nannte, und man meinte damit den Geist, die Lebendigkeit und die Erhabenheit derselben, wie sie dem Sklavensinne immer fremd wäre. Auch in dem äußeren Leben suchte sich die Wissenschaft von Zeit zu Zeit offenere, freiere Stätten; sie bekämpfte im Sokrates die Vorurtheile der Gesellschaft und die Anmaßungen der Schulen, sie strebte in dem philosophischen Leben der folgenden Zeiten in freie Vereine hinein, außer aller Lebensbeschränkung; sie trat in solchen, neben den Schulen, mitten in dem befangenen Leben des abendländischen Mittelalters auf. Die Freiheit der Wissenschaft suchte sich endlich in jenen Anstalten zu bestimmen und festzustellen in den Universitäten: anfangs nach einem dunkleren, oder mehr äußerlichen Begriffe, allmälig zu dem höheren und dem vollen Begriffe hingewendet, während sie doch auch oft wieder theils in Mißdeutungen, theils in Rückschritte von dem, was sie schon erreicht hatte, verfiel, und nur in unserer Zeit wenigstens auf eine bestimmte Einsicht in ihre Bedeutung rechnen kann.

Es liegen drei Begriffe in dem Gedanken der wissenschaftlichen Freiheit, welche sich da, wo sie herrschen soll, und in diesen Anstalten besonders, beisammen finden sollen; und sie stellt sich zuerst als eine Freiheit des Lebens für die Wissenschaft dar.

Das äußere Leben hat neben seinen unabweisbaren Bedürfnissen auch eine Menge von Anforderungen in Beziehung auf die Einzelnen und die Gesellschaft, welchen durch Arbeit und äußerliches Werk genügt werden muß, und, um es zusammenzuhalten und zu ordnen, um es ersprießlich zu machen, bedarf es in der bürgerlichen Gesellschaft, welche eben diese Zwecke hat, einer strengen Form und Verwaltung, und oft eines heilsamen Zwanges. Aber das geistige Leben ist so zart, es ist so leicht zu stören und zu hemmen, und so schwer wieder hervorzurufen, daß man es ihm, und besonders in seiner reichsten Entwickelung, in der Wissenschaft, immer gern zugestand, sich von jenen Verhältnissen entfernter zu halten. Gewiß hat dies seine Mißbräuche gehabt, und die Trägheit, die Selbstsucht, der böse Wille hat oft die Gunst benutzt, welche der Wissenschaft geworden war; sie haben sie oft gebraucht, um sich aus dem bürgerlichen Leben herauszustellen, oder sich ihm entgegenzusetzen. Auch jene lebenslose, erheuchelte Vollkommenheit, welche sich aus der Gesellschaft hinweg, in Einöden verbannte, um, unberührt von dem Leben, nur für den Gedanken, die Beschauung da zu sein, indem sie mit der gemeinen Sorge Leben, Gemeinsamkeit und Menschenpflicht selbst aufgab, sie, welche im Geleite von unzähligen Irrthümern auch in die Kirche eingedrungen war: auch sie ging aus dem Mißbrauche jener zarten Achtung hervor, mit welcher die Meinung der Menschen immer dem Geiste, dem Gedanken, der Wissenschaft gehuldigt hat. Und oft suchte doch diese selbst gerade am wenigsten das, was man ihr gern einräumte: sich selbst genug, begeistert und eifrig zu handeln und zu wirken, sich und das Leben oft mißkennend, ließ sie sich oft in den Men-

schenverkehr und seine Sorge verketten, und an ihrer Kraft und ihren Erfolgen verringern.

Doch war es immer billig und recht, jene Ansprüche der Wissenschaft auf die Freiheit des Lebens zu beachten und zu bewahren. Möge sie sich ihren Bestrebungen und Resultaten entfernter von dem öffentlichen Leben halten, so gehören sie doch immer der Menschheit an: möge sie im näheren Zusammenhange mit ihm stehen, so bereitet sie Geist und Kraft für dasselbe, so gewährt sie Würdigkeit für alle Verhältnisse, so hat man sie als die Seele des öffentlichen Lebens zu ehren; und, wo es keine Achtung mehr vor dem Gebiete und den Regungen des Geistes gibt, da möge man es sich nicht verbergen, daß in dem verletzten Innern immer auch die Lebenskräfte für das Aeußere getroffen und aufgelöst werden. Aber jene Freiheit ist der Wissenschaft angemessen, und wenn man sie ihr zugesteht, so achtet man die Würde des Geistes selbst, und sie bedarf eines geborgenen, freundlichen Daseins. Die Lasten also, welche dem äußeren Leben aufgelegt werden in der bürgerlichen Gesellschaft; Verhältnisse, welche in das Gemeine herabziehen oder sich mit diesem berühren können, drückende und hemmende Verpflichtungen, in denen sich Sinn und Seele herabstimmen, und jene strenge Form im Leben, sie sind der Wissenschaft nicht angemessen. Wie viel weniger darf die niedere Lebenssorge, wenn sie auch durch das starke Gemüth bestanden werden kann, Sinn und Thätigkeit beschränken und trüben, wenn nicht das geistige Leben zuletzt verkümmern soll!

Und dieses erkannten alle diejenigen wohl, welche von alten Zeiten her für die Wissenschaft als ihre Begünstiger eifrig waren: als diese Anstalten für sie gegründet wurden, war es der erste Gegenstand, den man beachtete, und es ist, wenn immer auch nur das äußerlichste, doch ein wesentliches Moment der wissenschaftlichen Freiheit. Als die Ptolemäer jenen Gedanken ihres Helden zu verewigen gedachten, die Verbindung des Morgenlandes und des griechischen Lebens, zu welcher das Schwert den Weg gebahnt hatte, zu einer geistigen Verschmelzung zu machen: gaben sie den Wissenschaften, denen sie eine Stätte bei sich eröffneten, reiche Freiheit im äußeren Leben. Sie ließen ihre Bekenner und Lehrer selbstständig und in gesicherten, reichen Verhältnissen sein; sie ehrten sie und ihre Werke, und hätten sie dabei auch nicht zugleich ihren Ruhm bedacht, so haben sie doch unsterblichen Ruhm darin gefunden. Zwar hat die Ungunst jener Zeiten, ihr gesunkener, ermatteter Geist, sie das nicht erreichen lassen, was sie verlangten und hofften; die Alexandrinische Wissenschaft blieb ohne den tieferschöpfenden Sinn und ohne dasjenige Leben, welches ihr wieder hergestellt werden sollte. Aber das Streben der Könige und der Männer, und manches Verdienst für jene Zeit und die Nachwelt ist geblieben; und während die Priester in dunkeln Zügen aus ihrer uralten Weisheit diese Könige vergötterten, sprechen Werke und Erfolge der Wissenschaften mit ewiger Klarheit für ihr wahres, menschliches Verdienst. Als, ihnen vornehmlich nacheifernd, die glanzvollen arabischen Herrscher, welche Heldenruhm und Glaubenseifer selbst in das Abendland hereinführte, sich für die Wissenschaft beeiferten, gaben sie den Bekennern und den Anstalten, welche sie gründeten, vor allem Freiheit, Wohlstand und Ehre. Die christlichen Fürsten strebten ihnen nach, und selbst in der seelen- und tugendlosen byzantinischen Herrschaft traten Einzelne auf, welche es erschreckte, in der Begünstigung der Wissenschaften hinter den Glaubensfeinden zurückzubleiben: aber hier, zum Glücke für die Wissenschaft, blieb sie sich dann Jahrhunderte hindurch selbst überlassen, um später in dem Abendlande, aus dem Frieden der Klöster, wie ein Geist aus den Gräbern des Alterthums, wieder sichtbar zu werden. Aber als im elften Jahrhundert sich jene freien Schulen der Wissenschaft bildeten, indem sich um das Talent und den Ruhm Einzelner freudige Schaaren von Jünglingen versammelten, ergriffen bald viele Herrscher

im Abendlande diesen Anlaß, die Wissenschaft würdig und angemessen zu stellen; und, um sie nicht nur sorglos und geachtet, sondern auch eigentlich frei in allen Beziehungen sein zu lassen, nahm sich die Kirche jener Anstalten an. Sie, welche damals noch die geweihte Stätte für das geistige Leben sein wollte, und in ihren Freistätten schon langeher, wenn auch nur im beschränkten Sinne, die Wissenschaften beschirmt und gepflegt hatte, erklärte die Universitäten für ihre Sache; sie gab ihnen und ihren Genossen die Vorrechte und die Befreiungen ihrer Diener; und haben auch andere Rücksichten eingewirkt, hat auch die Kirche dann ihr Geschenk, selbst gegen den Empfänger wie gegen die bürgerliche Ordnung gemißbraucht, dennoch war die Idee wahr und groß gedacht, welche sie aussprach. Als die Kirche die Herrschaft immer mehr verlor, und als diese endlich in einer neuen Ordnung der Dinge unterging, wollte die weltliche Macht dennoch nicht das Geschenk der Freiheit schmälern, wie sie auch sonst die Anstalten, mehr und weniger, mit der bürgerlichen Ordnung vereinigte. Es ist keine beschränkte Ansicht unsers Standes und Wirkungskreises, V. V., wenn wir behaupten, daß ein edler Sinn, das Leben und seine Verhältnisse aufzufassen, das höhere Streben, das bürgerliche Leben von einem menschlichen Standpunkte aus und für solche Zwecke anzuordnen, und selbst das Bewußtsein, daß man das Rechte und Gute wolle, seit daher sich immer in dieser Begünstigung ausgesprochen habe, in welcher man die Wissenschaften selbst zu ehren glaubte. Oft gab oder gestattete man selbst mehr, als es nothwendig war; aber in der Freiheit, dem Wohlstande, der Ehre, welche man den Anstalten und ihren Genossen einräumte, wollte man auf jede Weise, und selbst den Schein meiden, das geistige Leben zu entwürdigen und unterordnen zu wollen, und vertraute übrigens dem Geiste, welcher in ihnen herrschte, daß er sich in allen Verhältnissen immer mäßigen und ordnen würde.

Indessen liegt die wissenschaftliche Freiheit bei weitem nicht in diesen Verhältnissen allein; sie sind nur das Aeußerlichste von jener. Die Wissenschaft selbst soll frei sein, so wie sie sich aus dem inneren Leben nur durch die Freiheit entwickelt. Und diese Freiheit ist etwas, was sie sich selbst geben soll, und wofür sie nur das ansprechen darf, daß man sie nicht hemmen und beschränken möge.

Das Denken und die Erkenntniß sollen schon in ihren Gegenständen unbeschränkt sein. Der Mensch hat seine Bestimmung eben sowohl im Gedanken wie in dem wirksamen Leben; und selbst Kraft zum Wollen und Handeln würde dürftig und beschränkt werden, wenn es für sein Denken irgendwo Schranken gäbe, oder wenn sich ihm nur die Furcht vor solcher Beschränkung aufdrängen müßte. Das Reich der Natur, die Geschichte der Menschenwelt, ihre Verschiedenheit in Anlage und Entwickelung, wie sie sich in der Sprache, in den Denkmalen ihrer Wissenschaft, ihres Glaubens, ihrer Kunst darlegt; der Zusammenhang endlich von Natur und Menschenwelt mit dem Geisterreiche und mit der stillen Welt des Geheimnisses; es muß Alles dem menschlichen Geiste aufgeschlossen sein und bleiben; denn er hat das Vermögen, er hat die Bestimmung dafür in sich, und sie kündigen sich in ihm fortwährend in dem Unbefriedigten und dem immer Regen seines geistigen Strebens an. Zwar gibt es Unbekanntes und Unerkennbares für die Wissenschaft: die Gründe der Dinge, die Quellen des Lebens, das Ewige, die Gottheit; es gibt ein geheimes Wesen im Innern des Menschen, seinen Glauben an das Unendliche; und man darf ihm nicht im Allgemeinen gewisse Grenzen bestimmen wollen für diesen Glauben, und wie viel einem Jedem auf dem Gebiete der Religion im Lichte des Ewigen erscheinen solle. Fordert man unbeschränktes Denken, so soll man dabei immer das Heiligthum des Gemüthes achten und das Göttliche ehren. Dennoch breitet sich die Anforderung der Wissenschaft überall hin aus; denn sie will Alles nur mit Ueberzeugung erwogen und geprüft annehmen, und in ihrer

Einsicht soll es wenigstens mit Klarheit und Sicherheit dastehen, wo die Grenze zwischen dem Erkennbaren und dem Geheimnisse, dem Weltlichen und dem Ewigen sei; es soll die Verbindung wenigstens erkannt werden, welche zwischen diesen Reichen Statt hat, und je bescheidener außer ihren Grenzen, desto entschiedener will sie auf ihrem Gebiete sein.

Die Wissenschaft soll frei sein, auch in ihrer Entwickelung und in dem Interesse, von welchem sie belebt und angeregt wird. Man soll das Wesen und Leben derselben nicht aufhalten und nicht zu dämpfen suchen; und wenn es nicht schon ihrer Würde zuwider wäre, wenn es sich auch nicht selbst widerspräche, es im Allgemeinen frei gegeben, wieder zu beschränken, und Alles nicht so einer willkürlichen Bestimmung anheimfallen müßte; so wäre es sogar gefährlich, weil das geistige Leben in seiner Beschränkung immer in die Irrthümer des befangenen oder verkünstelten Denkens, oder in die Thorheiten der Schwärmerei verfällt. Man soll ihr aber auch ihr Streben, ihre Zwecke überlassen, und ihre Angelegenheiten rein erhalten: sie nicht Formen unterordnen, welche sie sich nicht selbst gegeben hat, und welche ihr fremd bleiben müssen, oder sie zu einem zufälligen äußerlichen Gebrauche zwingen, und am allerwenigsten die Idee der Wissenschaft in diesen Sklavendienst hingeben. Aber sie soll es auch nicht selbst thun; und gewöhnlich ist sie freilich nur dann herabgewürdigt worden, wenn sie schon selbst ihre Würde verloren hatte. Vornehmlich soll sie sich dann vor dem Geiste der Schulen hüten, in welchen sich immer menschliches Ansehen, stehende Formen, Verschrobenheit der Richtung, Unduldsamkeit und Erbitterung, dargelegt hat.

Und solche Freiheit suchten die würdigen Freunde der Wissenschaft immer für dieselbe; aber sie wurde ihnen nicht immer gewährt. Das Alterthum mit seinem Glanze und seinen Idealen zeigt sie uns nur selten. Da, wo nicht das ausgeartete Priesterthum geherrscht hat und man die wissenschaftliche Freiheit selbst haßte, begünstigte das Alterthum oft nur die Wissenschaft als Zierde des Lebens; aber es wollte nicht die Befreiung des Menschengeistes, es scheute das Licht der Erkenntniß, wenn es in die willkürlichen Formen, in die Nacht seiner Heiligthümer fallen sollte; es wehrte der Klarheit des Gedankens, wenn er das bürgerliche Leben zu läutern und zu erheben suchte; und, seit es eine Wissenschaft gibt, sind Märtyrer derselben, und so der verkehrten Sitte, wie dem falschen Glauben, gefallen. Nur der höhere Geist, der der Religion, ist der Gedankenfreiheit günstig und hat sie hervorgerufen, weil er das Geistige umfaßt, weil er an gleiche Menschenwürde glaubt, weil er so erhaben als menschlich ist. Darum auch erkannten jene hochherzigen arabischen Herrscher, obgleich in den Fesseln des Islam, diese Freiheit an; und, wenn sie dem Vorurtheile ihres Volkes nicht gebieten konnten, so wußten sie die Wissenschaft mit ihm auszugleichen, indem sie in ihren heiligen Schriften die Spuren tiefen und reichen Sinnes aus dem Alterthum benutzten, oder Forschungen und Gedanken in die anerkannten Formen kleideten. Aber die herrschende Kirche des abendländischen Mittelalters war der Freiheit nicht zugethan, wie sie von den Bekennern der Wissenschaft gefordert wurde, weil sie verdorben, weil sie nicht im Lichte, weil sie nicht mehr das Evangelium war. Sie ließ jenen Anstalten nur das Aeußerliche dieser Freiheit, indem sie dieselben getrennt von der Schule erhielt; aber sie scheute die Weisheit, ob sie gleich ihren Haß gegen sie nur in der Verurtheilung einzelner Schulen und Männer aussprach; sie legte diese Anstalten endlich in die Hände der Mönche, welche nicht mehr der Einsamkeit und der stillen Buße, sondern einem werkthätigen Dienste der Kirche lebten; sie wehrte dem, was tiefer in das Gemüth zu dringen oder die Seele zu erregen schien, verwarf die geistigen Lehren, welche sich in der Form platonischer Gedanken aussprachen, und ließ der Wissenschaft nur eine, äußerlich vereinigende, aber innerlich beschränkende Lehr-

form in dialektischen Formeln. Und sie schritt nun weiter gegen die Geistesfreiheit vor, als es je geschehen war, weil sie tiefergreifende Mittel hatte; sie wollte nicht nur die Rede, den Verkehr, sie wollte Gedanken, Glauben und Gewissen beschränken, und so war jene bürgerliche Freiheit, welche sie der Wissenschaft erhielt, beinahe ein unwürdiges Geschenk für den Geistesdruck, welchen sie übte. Es war die Nacht gekommen, und die Wissenschaft selbst, welche sich so frei und rege angekündigt hatte, begab sich immer williger und immer unwürdiger in den Dienst, so dieser Kirche als der Schulen. Dennoch bestand diese Forderung der Freiheit, für die Wissenschaft wie für die Kirche selbst, in den Seelen Einzelner; absichtlich dunkle Dogmen und Fragen der Schule verbargen sie, und bereiteten die Herrschaft des freien Geistes vor, und als die Wiederherstellung der Kirche die Idee der Freiheit auf dem ganzen höheren Gebiete des Lebens verkündigt hatte, wurde sie auch sogleich für die Wissenschaft, und selbst da, wo man sich den Neuerungen widersetzte, in Anspruch genommen. Aber nur spärlich kam es dazu, sie wirklich auszuführen; und die Wissenschaft selbst erlag sehr bald unter der bürgerlichen Parteiung, unter dem kirchlichen und unter dem Meinungsstreite. Die Männer, welche das Unternehmen begonnen hatten, konnten noch nicht die Mißdeutung und den Mißbrauch abwehren, ohne der Sache selbst zu nahe zu treten, und indem sie die kirchliche Herrschaft vernichteten, stellten sie eine der Formeln auf, unter welcher sich Geist und Sinn fast noch schwieriger regte und weniger entfalten konnte, weil sie das Denken selbst bestimmen wollte. Doch mit der ausgesprochenen Idee ist auch immer die Möglichkeit und die Aufforderung gegeben, sie in ihrem ganzen Umfange auszuführen, und die zufällige, oft armselige Form abzuwerfen, in welcher sie sich ursprünglich aussprach. Und so hat auch diese unsere Anstalt, wiewohl sie ursprünglich unter jener Herrschaft des Buchstabens und für dieselbe gestiftet war, sich dann allmälig immer mehr zum freien Leben der Wissenschaft erhoben, und ist, begünstigt von erleuchteten Fürsten, von langen Zeiten her selbst eine gefeierte Stätte und Zuversicht für dasselbe und für jede würdige Entwickelung von ihm geblieben.

Die wissenschaftliche Freiheit faßt aber noch einen Begriff in sich, und man kann sie nicht für vollständig dargestellt halten, wo nicht auch dieser sich entfaltet hat oder möglich geworden ist. Sie verlangt nicht nur nach einer freieren Stellung im äußerlichen Leben, sie will nicht nur in sich selbst frei sein: sie hat auch die Aufgabe, eine geistige Befreiung des Lebens durch die Wissenschaft zu sein; und diese Anstalten, denen wir angehören, V. V., sind ganz besonders dazu bestimmt, sie für die Einzelnen und für die Menschheit immer mehr und immer reifer zu gewinnen. Es ist klar, und es war an sich nie einer Mißdeutung unterworfen, worin sich diese Befreiung im Leben des Menschen darlege.

Die Wissenschaft gibt ihm den Geist, in welchem er sich nicht nur über alles Niedere und Gemeine erhebt, sondern auch die Herrschaft der Außenwelt und der Gegenwart im reinvernünftigen Dasein überwindet; sie verleiht ihm, tiefer in der Seele, die Lebendigkeit des Sinnes, welche seine Kräfte und Bestrebungen immer rege, immer bestimmt und entschieden erhält; sie hält ihm die Aufgaben und die Angelegenheiten des Lebens gegenwärtig, und gibt ihm die Begeisterung für sie, welche ihn nie in die Gewalt der Geistesherrschaft fallen läßt; aber sie legt auch hierin die Achtung vor dem Gesetze, vor der Vernunft, in ihn; denn die Freiheit steht am bestimmtesten der Willkür, und in unserem eigenen innern Leben entgegen. Ja die Wissenschaft führt zu der Weisheit, und darum vermochte das Alterthum immer nur mit Mühe, und gleichsam erzwungen, zur Unterscheidung dieser Begriffe zu gelangen. Und in diesem Sinne faßt dieses befreiete Leben auch die Anforderungen, welche für die äußerliche That und Wirksamkeit an dasselbe geschehen.

Dem, welchen der Geist, und in ihm die Wissenschaft, befreiet hat, wird es in seinem Seelenadel unmöglich sein, ein Werkzeug für das Unedle zu sein, in welcher Gestalt es ihm auch erscheine, und wie es ihn auch, aus seinem Inneren oder von außen, zu bethören suchen möge. Er wird sich seinen ganzen Wirkungskreis geistig und sittlich rein erhalten; und hier zuerst möge sich im öffentlichen Leben der ächte Jünger der Weisheit bewähren. Aber vor ihm liegt das Leben ausgebreitet; er hat in sich den Drang, über sich den Beruf, darauf einzuwirken, und ein Jeder an seinem Theile, das Gute auch außer sich zu schaffen, dessen er sich in sich selbst bewußt ist, und auch hier soll sich die Freiheit seines Geistes darlegen.

Die Freiheit aus Geist und Wissenschaft hat auch hier immer nur das Geistige vor Augen, und um es geistig auszuführen. Den Sinn des Lebens, welcher sie selbst belebt, arbeitet und sorgt sie immerfort, und so mild als kräftig, zu verkündigen, und Menschen dafür zn gewinnen, zu bilden, zu erheben; aber sie thut es gern und von Herzen, eben weil sie Freiheit ist; sie thut es endlich immer nur in stiller, sittlicher Wirksamkeit. Und selbst berufen für das öffentliche Leben, und in jedem Verhältnisse desselben, findet diese Freiheit aus Geist immer nur Anlaß und Stoff für dieselbe Wirksamkeit. Sie bringt in alle jenen Sinn aus ihrer Seele mit, und ihre Idee des Lebens, um in allen nur Menschenwürdiges zu wollen und zu schaffen, und sie will auch ihren besondern Wirkungskreis nur zum Geistigen auf geistige Weise bilden und verklären. Jene Achtung vor dem Gesetze, welche in der Weisheit liegt, geht auch auf das äußere Leben und die Wirksamkeit in ihm über. Hier ist das Gesetz, der Ausdruck der allgemeinen Vernunft und des allgemeinen Besten; das Gegentheil, Trennung des Einzelnen von dem Ganzen, und allgemeine Verwirrung, vor welchem sie sich entsetzt, in welcher sie selbst zu Grunde gehen würde. Selbst das Anerkannte, Bestehende, achtet sie, von welcher Art es immer sei, um sich mit ihrem Handeln daran anzuschließen, und um es, wenn es ihr zusteht, oder möglich ist, nur schonend, allmälig und still, zu verbessern.

Die Freiheit, die aus dem Geiste stammt, hat, in und außer ihren eigentlichen Verhältnissen, niemals umstürzend, verletzend gehandelt; denn sie steht, so der Willkür, als der rohen Kraft, entgegen, und sie will ja eben keine Herrschaft unter Verwirrung und Trümmern. In sich ruhig und klar, will sie außer sich für ihre Wirksamkeit und für das Gedeihen der Menschenwelt nur vernunftgemäßes Dasein; sie will es nur durch Geist und Vernunft vorbereiten und schaffen, und sie vertraut eben der Vernunft und ihrer Macht, sie hofft auf die Menschheit, sie vertraut dem göttlichen Walten, daß es auf diesem Wege sich entwickeln, daß es aufblühen und sich vollenden werde; und mit der Vernunft das Glück der Welt; denn alles Unglück der Menschen liegt in ihrem verworrenen und verkehrten Sinne, und nur für die Weisheit gibt es eine Hoffnung.

Diese unsere Anstalten also, welche die wissenschaftliche Freiheit geschaffen hat, richteten sich von jeher auch auf diese Erfolge für das gesammte Leben. Sie wollten nicht nur die Einzelnen bilden, oder nur für die Stände und den Beruf des bürgerlichen Lebens Kenntniß und Fertigkeit verleihen: sie waren bestimmt und bemüht, auch eine Vorbereitung für das Leben im Großen, eine Schule edler Lebensansicht und Behandlung, die Grundlage der Volksveredelung, zu sein. Es lag in Zeiten und Verhältnissen, daß diese Bestimmung oft nur beschränkt aufgefaßt wurde: und wie die Kirche sie vormals gegen die bürgerliche Gesellschaft und ihre Ordnung zu mißbrauchen gesucht hat, so gab es immerfort Mißdeutungen dieser Begriffe, und die bürgerliche Gesellschaft hat bisweilen die wissenschaftliche Freiheit und ihre Sitze gefürchtet. Aber aus ihnen selbst und nach ihrem eigentlichen Wesen konnte nur der Geist der Menschheit her-

vorgehen, und jener Friede, welcher nicht der erzwungene, nicht der der Gräber ist, sondern der der bestimmten, geordneten Kraft und des heitern und stillen Wirkens im sittlichen Leben, voll von Freude und Segen. Und nicht mit Unrecht sind diese Anstalten, in denen die wissenschaftliche Freiheit wohnt, unserm Volke so lieb und die Zierde des deutschen Landes. Denn sie sind sein Eigenthum, und haben in ihm vor Allen noch die Andeutungen des ursprünglichen Sinnes behalten; und es ist dieses Volkes Bestimmung gerade, geistig und sittlich bedeutend zu sein, und selbst geistig zu herrschen: endlich wird es nur auf diesem Wege und in der Würde und dem Ernste der Gesinnung sich sein Glück und den Ruhm seiner Väter erhalten.

Dieses ist also unser Beruf, auf diesem geheiligten Boden stehen wir hier; und es wird mir schwer, verehrte Versammlung, von dieser Betrachtung hinweg, Ihre Aufmerksamkeit noch für einige Worte auf mich zu richten.

Ich trete heute ein Amt an dieser Universität, und zum ersten Male, an, welches ich nie gesucht haben würde, und das vielleicht selbst meiner Kraft nicht angemessen erscheinen mag. Die Pflicht, welche ich mit meinem Lehrerberufe übernommen habe, Gesetz und Ordnung, haben mir geboten, es zu übernehmen. Dennoch, und bei dieser nie verhehlten Scheu vor dem öffentlichen Lebensgeschäfte, und selbst vor jedem Hervortreten aus dem stillen Kreise, in welchem ich vielleicht Etwas leisten mag, oder dereinst würde leisten können; dennoch übernehme ich es mit Hoffnung und (ich kann es sagen) in diesem Augenblicke mit Freudigkeit. Vielleicht ist ein redlicher Wille, eine bescheidene Thätigkeit, ein ausgleichender Sinn, schon Etwas für dieses Amt; und es hat dem guten Willen auch in ungesuchten Verhältnissen noch nie an Gunst und Gedeihen gefehlt. Aber ich stehe so wenig verlassen da, daß ich mich vielleicht selbst anklagen müßte, wenn ich in diesem Amte zweifelte oder irre ginge. Ich rechne auf Ihre Leitung, mein verehrter Vorgänger im Amte [1]): und Sie werden sie dem Manne nicht versagen, den Sie selbst vor vierzehn Jahren als ungekannten Jüngling in diesen Kreis ehrwürdiger Männer einführten, und für welchen Sie damals die Gewähr auf sich nahmen, daß er unserer Anstalt Dienste leisten könne und werde. Ich hoffe auf Ihre Mitwirkung und freundliche Gesinnung, ehrwürdige Väter, verehrte Amtsgenossen, in allen näheren und entfernteren Verhältnissen: und ich bin überzeugt, daß Ihre Unterstützung, erbeten und freiwillig, mir immer nur förderlich sein werde. Soll ich es erst sagen, daß ich auch auf Sie rechne, geliebte Jünglinge? Ist dieses Amt eine Last, so würde sie mir unerträglich sein, so würde sie mich zu Boden drücken; wäre ich bestimmt, in ihm anders zu Ihnen zu stehen, als ich bisher gestanden habe und Sie es mit großer Liebe und vielem Vertrauen gelohnt haben, als väterlicher Freund und Vermittler. Lassen Sie es endlich uns Allen in der Seele bleiben, was wir dieser neu erblühenden Anstalt, von Tausenden gesegnet und geliebt, und in ihr unserem Volke und Lande, was wir den großmüthigen Erhaltern derselben, was wir dem theuren Fürstenherzen schuldig sind, welches sie durch stürmische Zeiten hindurch gerettet und ein ganzes reines Menschenleben lang getragen und gewahrt hat. Und, wenn diese Wünsche, diese Erwartungen mich nicht getäuscht haben werden, so werde ich mit unendlicher Freude immer dieses Anlasses gedenken, eine Pflicht ungewohnter Art zu erfüllen; und das Bild dieser Stunde, in welcher ich die Hoffnung aussprach, wird sich zu denen gesellen, welche uns als freundliche Gestalten, ermunternd und tröstend, an der Seite stehen und uns bis an die Grenze des Lebens begleiten.

---

1) Herr G. H. R. Eichstädt.

17.

Das sittliche Verhältniß des Menschen zu den Thieren.

Rede, gehalten vor der Hauptversammlung der Mitglieder des Vereins gegen Thierquälerei zu Dresden am 23. Mai 1843 von Dr. Christoph Friedrich von Ammon, Vicepräsidenten, geheimen Kirchenrath und Oberhofprediger in Dresden.

Als wir vor einigen Jahren nur in geringer Anzahl in einen Schutzverein der Thiere zusammentraten, übersahen wir noch die Hindernisse nicht, welche seiner Wirksamkeit im Wege standen. Die Sache war neu, und alles Neue hat einen Reiz und Gegenreiz, eine Lichtseite und Schattenseite; man betrachtete die Thiere noch immer als einen bloßen Gegenstand der Naturkunde, welcher nicht in das Gebiet der Pflicht herüberreiche; man sprach von weicher Sentimentalität, die sich wichtig machen und einen kleinen Ruhm erringen wolle; selbst der Spott richtete die ernste Mahnung an uns, lieber die Zahl der Menschenquälereien zu vermindern, als uns unberufen und unbeglaubigt zu Schutzherren der Thiere aufzuwerfen. Alle diese Einreden blieben indessen ohne merklichen Erfolg; der Verein erstarkte und verfolgte ruhig seine Bahn; es war der gerechte Unwille über so viele Mißhandlungen der Thiere, die unser Gefühl empörten; es war die Theilnahme an den Leiden der seufzenden Creatur, die uns näher an einander schloß; es war zuletzt der gemeinschaftliche Vorsatz, die geplagten Thiere, so weit wir es vermögen, gegen die Mißhandlungen des Menschen zu schützen und dafür eine angemessene Behandlung derselben in das Leben zu rufen, was unsere Stellung befestigte und ihr einen geselligen Wirkungskreis verschaffte. Ihn zu ordnen, zu erweitern, die nöthigen Mittel zur Erreichung jener Endzwecke herbeizuschaffen und durch das Gedeihen der Thiere unserm Geschlechte selbst zu nützen, sind wir heute abermals versammelt. Das zu wollen, was wir aussprechen, ist eine löbliche und leichte, es mit Klarheit, Bestimmtheit und Festigkeit zu wollen, eine rühmliche und schwere Aufgabe, namentlich in der Mitte dieses ehrwürdigen Kreises, der mir das Wort an ihn zu richten gestattet hat.

Lange genug, sagt ein naturhistorischer Polyhistor des zweiten Jahrhunderts (Aelian), habe ich Tugend und Pietät bei den Menschen gesucht, bis es mir gelungen ist, sie ohne Freiheit und Willkür bei den Thieren zu finden [1]). Er beruft sich nun in seiner lehrreichen Schrift von der Natur der Thiere auf das Beispiel der Tauben, Störche, Elephanten, Hunde, Delphine, und führt dann den Beweis von der moralischen Seite, wie ihn Oken so genial von der physischen entwickelt hat, daß die Beobachtung des Thierreichs den Menschen zur Kenntniß seiner selbst führe [2]).

Dafür spricht denn schon in unsern heiligen Büchern die Vision eines jüdischen Propheten, vor dessen begeisterten Blicken ein Mensch, Löwe, Stier und Adler als verwandte Gestalten auf feurigen Rädern vorüberschweben; auch der berühmte Maler des thierischen Laokoon (Tischbein) pflegte alle menschliche Physiognomieen nach ihren Grundzügen auf gewisse Thiergattungen zurückzuführen, und unser eigener Scharfsinn gefällt sich häufig in der Beobachtung, daß einzelne Menschen und zuweilen ganze Familien mit besonderen Thiergestalten eine auffallende Aehnlichkeit haben. Ist nun diese Bemerkung gegründet, so folgt

---

1) Aelianus de natura animalium. Ed. Gronovii. Basil. 1750. p. 975.

2) Allgemeine Naturgeschichte Bd. 4. S. 3.

aus ihr, daß der Mensch als sichtbare Erscheinung den Thieren näher steht als den Pflanzen und der unorganisirten materiellen Natur; so wie er wieder als vernünftiges Wesen der Geisterwelt und ihren vielfach gedachten Abstufungen angehört. Will daher unser Verein als Anwalt und Beschützer der Thiere gegen unbefugte Drangsale auftreten, so liegt ihm, um zu wissen, was er will und beginnt, ein doppeltes Geschäft ob. Er muß nämlich genau in dieser Beziehung zuerst das sittliche Verhältniß erörtern, in welchem der Mensch zu dem Thiere in der Schöpfung steht, damit er nicht unbefugt in die Ordnung der Dinge eingreife und entweder zu viel oder zu wenig leiste; dann aber muß er aus diesen Ansichten die Rechte und Pflichten ableiten, welche er mit Rücksicht auf diese Geschöpfe in das Leben zu rufen und zu verwirklichen gedenkt. Dieser doppelte Gegenstand soll uns nun kürzlich beschäftigen; jener gehört der Betrachtung, dieser dem Leben und seiner freien Thätigkeit an; beide bilden ein Ganzes, wie Licht und Wärme, wie der Gedanke und die zu beschließende That. Möge nun auch beiden in der Darstellung die Klarheit und Faßlichkeit zur Seite gehen, die das Siegel der erkannten Wahrheit sind.

Unleugbar waltet zwischen Thieren und Menschen ein nahes und in vielfacher Aehnlichkeit sich berührendes Verhältniß ob. Mag es immer zweifelhaft erscheinen, ob das Leben, diese dem Menschen so liebe Gewohnheit zu sein, erst mit der Pflanze beginnt, oder ob es als rege Krystallisation auch in das Reich der Metalle und Gesteine hinüberreicht, so bleibt doch so viel gewiß, daß die Thiere wie wir leben, aus einem zarten Keime sich entwikkeln, eine Beweglichkeit und Organisation besitzen, die auf einem vielfach abgestuften psychischen Grunde beruht, daß sie wie wir sich nähren, wachsen, gedeihen und, wenn sie den Mittelpunkt ihres Daseins erreicht haben, wieder rückwärts schreiten, bis die Natur das stufenweise auflöst, was sie wunderbarer Weise gebildet und zusammengehalten hatte. Dabei haben sie dieselben Sinne, denselben Trieb der Selbsterhaltung, dieselben technischen Instinkte und Anlagen, die bei dem Menschen in das Gebiet seiner natürlichen Freiheit fallen, nur mit dem Unterschiede, daß sie sich bei den Thieren naturgemäßer entfalten und eben daher auch die unsrigen oft an Schärfe, Fertigkeit und Zweckmäßigkeit übertreffen. Eben so denken, träumen, sprechen die Thiere auf ihre Weise; sie dichten zu gewissen Zeiten, wie das ihre Gesänge und Klagen beweisen; sie sind in ihrer Art verständig, schlau, verschlagen und mit einem bewunderungswürdigen Vermögen ausgerüstet, die nahe Zukunft zu ahnen; als gesellige Thiere endlich beweisen sie Wachsamkeit, Vorsicht, Ordnung und Gehorsam, und ergänzen das durch Gewohnheit und natürliche Fügsamkeit, was bei uns Erziehung, Ueberlegung und die Achtung für das Gesetz leisten. Auch die Gelehrigkeit und Bildungsfähigkeit der Thiere ist bekannt, vom Insekte an bis zum Murmelthiere, von diesem an bis zum Hausthiere, und wieder von diesem an bis zum Löwen und Elephanten; aber diese thierische Kultur ist nicht freie Reflexion, sondern nur eine Abrichtung und Nachahmung, welche einzig und allein durch das Gedächtniß vermittelt wird; eine Heerde Affen lagert sich wohl um ein Feuer, welches Menschen verlassen haben, aber keiner unter ihnen denkt daran, es durch nachgelegtes Holz zu unterhalten, oder einen neuen Zündfunken aus dem Steine hervorzurufen. Nicht einmal die Tugenden des Fleißes, der Thätigkeit, der Mäßigkeit, der Anhänglichkeit, Treue und Dankbarkeit können dem Thiere abgesprochen werden; aber sie ermangeln alles sittlichen Werthes, weil sie nicht durch freie Erinnerung, sondern immer nur von dem sinnlichen Bedürfnisse, oder von der sinnlichen Anschauung dessen hervorgerufen werden, der sie gepflegt oder ihnen Gutes erzeigt hat. Was aber hieraus folgt, ist von selbst klar: die Thiere sind gewordene, bewegliche, lebende, unserer leiblichen Gestaltung nahe verwandte, sie sind sogar nach einem verkürzten Maaßstabe denkende, begehrende, für Lust und

Schmerz empfängliche Wesen wie wir: obschon unter sich selbst durch weite Zwischenräume getrennt, füllen sie doch eine Lücke in der Schöpfung aus, welche ohne sie weder unsern Bedürfnissen genügen, noch die nähere Kenntniß unserer Selbst und unserer geistigen Bildung befördern würde. Wenn daher schon ein heidnischer Weltweiser den Armen einen Bruder des Reichen und den Knecht den niedrigen Freund seines Herrn nennt, so muß sich uns als Christen noch überdies die Ueberzeugung aufdringen, daß die Thiere als irdische Erscheinungen unsre Mitgeschöpfe sind, die von einem Hauche der Allmacht beseelt und uns als dienstbare Gefährten unserer kurzen Laufbahn zur Seite gestellt werden.

Diese organische Verwandtschaft stellt sich indessen bald von Seiten des Menschen als ein die Thiere geistig überragendes und sie von der höheren Ordnung der sittlichen Freiheit ausschließendes Verhältniß dar. Das wird zwar allen denen ein hartes Wort zu sein scheinen, die das Hochwild des Feldes, den Vogel in der Luft, den sich zu fernen Himmelshöhen aufschwingenden Adler freier nennen, als den von so manchen Fesseln des Zwanges und Bedürfnisses zur Erde herabgedrückten Menschen: und wer sich vollends einbildet, die wahre natürliche Freiheit bestehe in dem Vermögen zu thun, was man wolle, der wird, der kann nicht anders urtheilen, als es von der ungebildeten, ihre eigene Persönlichkeit verkennenden Menge geschieht. Dennoch leidet es keinen Zweifel, daß die äußere Bewegung im Raume, die man als ein wesentliches Merkmal des organischen Lebens betrachtet, sich eben so bestimmt von der innern Freiheit des Willens unterscheidet, als das körperliche Leben von dem geistigen, die Wuth des Thieres von dem Unwillen des Menschen, oder als die niedrige Liebe des Wüstlings von der Liebe eines reinen Herzens zu Gott. Die Thiere leben daher nicht in der Freiheit, sondern nur in einem Traume der Freiheit, genau so wie sie nicht selbstständige und wachende, sondern nur geistig schlafende und ihrem Schlummer zur Zeit noch nicht entronnene, animalische Seelen sind. Noch mehr werden wir durch diese Behauptung bei Andern anstoßen, welche die Affen zur Ebenbürtigkeit mit unserm Geschlechte zu erheben, die Spuren derselben bei einem afrikanischen Volke nachzuweisen und die aufrechte Stellung des Menschen, so wie die gegenwärtigen Vorzüge seines Geistes nur als zufällige und glückliche Ergebnisse seiner geselligen Bildung zu betrachten versucht haben [1]). Aber abgesehen von offenbaren Mythen und Traditionen des Fetischism weiß kein Klassiker der Vorzeit etwas von dieser Verwandtschaft; so weit die Geschichte reicht, werden die Menschen des entferntesten Alterthums immer als vernünftige und sittlichfreie Wesen beschrieben; da, wo die natürliche Anlage zur Vernunft und Willensfreiheit fehlt, ist es schlechterdings unmöglich, sie durch Uebung und Nachahmung hervorzurufen, und wenn das geschehen könnte, so würde der unsägliche Fleiß, den die Menschen seit Jahrtausenden auf die Abrichtung der Thiere verwendeten, längstens zu andern Resultaten als zu bloßen Kunststücken geführt haben. Eine stete und zusammenhängende Reihenfolge körperlicher und geistiger Kräfte findet sich daher zwischen Menschen und Thieren nicht; es ist zwischen beiden vielmehr eine Kluft befestigt, welche sie nicht überschreiten können; obschon beide körperlich und psychisch befreundet, unterscheiden sie sich doch durch den Geist oder die Vernunft, durch das tiefere Selbstbewußtsein und den Urgedanken, welcher die Unendlichkeit erfaßt, durch eine Freiheit des Willens, welche jedem äußern Zwange der Natur zu widerstehen vermag, und durch

1) Buffon (histoire des animaux. Paris 1835. t. XIV p. 31.) erinnert hier an den homo nocturnus oder lar Linné's mit den Worten Gassendi's, qu'il faisoit la nuance entre l'homme et le singe. Man vergleiche histoire naturelle du genre humain par Virey. Bruxelles 1834 t. I. p. 188.

die Ichheit, die als der unveränderliche Centralpunkt unsers Daseins sich unaufhörlich aus seiner Individualität zur reinen Persönlichkeit herausbildet. So hoch der Gedanke des Menschen über dem thierischen und seine Sprache über dem sehr beschränkten Umfange thierischer Laute steht, eben so unterscheidet sich die menschliche Persönlichkeit von der thierischen Individualität, die nur ein eigenthümliches Concretum ihres organischen Daseins ist. Darum ist dem Menschen eine aufrechte Gestalt verliehen, sich von der Erde zum Himmel zu erheben; darum fühlt er überall seine Abhängigkeit von der Natur und ist doch wieder frei genug, sich eine kleine Welt in den Tiefen seines Gemüthes zu erbauen [1]); darum geht sein anschauliches Bewußtsein der Außenwelt in dem geistigen Bewußtsein seiner Selbst, und dieses wieder in dem höheren Bewußtsein Gottes auf, dessen heiliges Bild er in seinem Innern trägt; darum bildet sich allmälig in seiner Gesammtbewußtheit eine Welt des Lichtes, der Wahrheit, der Gerechtigkeit, Liebe und Seligkeit, welche das höchste Vorbild seines Denkens und Glaubens, seines Strebens und Handelns, seiner gewissen Hoffnung und Zuversicht wird. Suchen Sie von dem Allen etwas Gleiches oder auch nur Aehnliches bei den Thieren, und Sie werden sich umsonst bemühen; der Mensch allein ist von Gott mit Ehre und Schmuck gekrönt und zum Herrn gemacht über seiner Hände Werk [2]).

Diesen Ansichten gemäß kann nun vor dem Richterstuhle der Vernunft das wahre Verhältniß der Menschen zu den Thieren kein gegenseitig gleiches, sondern nur von Seiten unseres Geschlechts ein sittliches und rechtliches sein. Kein gegenseitig gleiches Verhältniß von Seiten der Thiere zu dem Menschen überhaupt; denn das würde bei ihrer vereinten physischen Kraft für uns eben so furchtbar und zerstörend sein, wie der schlaue Angriff räuberischer Wölfe auf eine Heerde von Schafen, die ihrer Wuth nicht zu entgehen vermag. Aber glücklicher Weise ist die Denkkraft der Thiere auf den niedrigsten Grad derselben, die anschauliche Vorstellung und Erinnerung, beschränkt, so daß sie keinen Plan zu entwerfen, keinen Angriff zu regeln, und, wenn sie von ihrem Socialtriebe verlassen sind, nicht einmal ein eigentliches Bündniß einzugehen im Stande sind. Noch viel weniger sind die Thiere eines Rechtsanspruches an den Menschen fähig, weil ihnen der freie Wille und die Persönlichkeit abgeht, welche die einzige Quelle vernünftiger Befugnisse gegen Wesen von gleichen Eigenschaften ist. Man glaubt vielleicht einen selbstsüchtigen und trüglichen Spruch zu fällen, wenn man das unermeßliche Thierreich für rechtlos in Beziehung auf die Menschen erklärt, weil ihm dann auch der Schutz des Staates durch heilsame Gesetze gänzlich entzogen zu sein scheint. Die Selbsttäuschung in dieser Folgerung leuchtet aber bald von selbst ein; der Staat nimmt sich der Thiere keinesweges darum an, weil er von ihnen zum Schutze ihres unterdrückten Rechtes aufgefordert worden wäre. Denn da sie sich unter einander selbst ohne Schonung zerfleischen, so führen sie den Beweis durch die That, daß sie einen Rechtszustand unter sich und Andern gar nicht kennen und folglich auch nicht wünschen, desselben theilhaftig zu werden. Tritt daher der Staat dennoch für die Thiere als Gesetzgeber auf, so thut er das in seinem eigenen Interesse, und hieraus erklärt es sich auch, daß die Rechtsgesetzgebung über die Behandlung der Thiere unter Christen und Nichtchristen noch so abweichend, unbestimmt, willkürlich und schwierig in der Vollziehung ist, daß sie nur in einzelnen Fällen mit Erfolg angerufen und verwirklicht werden kann. Geht man nämlich tiefer in die Natur und den Ursprung jener Gesetze

---

1) Pred. Sal. 3, 11. im hebräischen Originale.
2) Psalm 8, 6.

ein, so wird man fast immer finden, daß sie weder aus dem Rechtsprincipe der Freiheit und Persönlichkeit, noch aus alten geschichtlichen Quellen, sondern aus bloßer Gewohnheit und Tradition, aus Rücksichten der Nationalökonomie, Polizei und Humanität, vorzugsweise aber aus einem gemischten Gefühle des Rechtes, des Anstandes und der Pflicht geschöpft sind, aus Quellen also, die zwar zusammen einen Fluß bilden, aber einen trüben, ungleichen, hier versandeten, dort von Klippen gehemmten, auf welchem sich die Barke des geselligen Lebens nur schwerfällig und langsam bewegt. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Unvollkommenheit der Gesetzgebung auf dem animalischen Gebiete in der Natur der Sache liegt, und setzen nur hinzu, daß weitere und umfassendere Ansprüche an sie, wenn sie in das Leben treten sollten, dieselben Hindernisse und Schwierigkeiten finden würden, welche jedem neuen Gesetze in den Weg treten, in dem sich Recht, Pflicht und Gefühl in ungemessenen Räumen berühren. Der kräftigste Schutz der Thiere liegt daher immer in der vernünftigen Natur des Menschen selbst, die ihm für seine Rechte und Pflichten gegen sie ein bleibendes Gesetz vorhält. Denn wie überall sich die Vernunft erhebt über die Unvernunft, so soll der Mensch auch über die unvernünftigen Thiere herrschen, die ihm zum Dienste und zur Nahrung in das Dasein gerufen wurden, so wie das Gras auf dem Felde wieder ihnen zur Weide und zum Unterhalte [1]) angewiesen ist. Der Mensch kennt daher im Lichte des Christenthums nicht mehr den alten Unterschied zwischen heiligen und unheiligen, reinen und unreinen Thieren, weil die sittliche Unlauterkeit nur aus dem Herzen kommt und Alles gut ist, was mit Dank gegen den Schöpfer empfangen wird [2]). Und da uns bei einer tieferen Kenntniß der Natur der Unterschied zwischen Blut, Leben und Seele deutlicher geworden ist, als den Patriarchen und selbst den jüdischen Zeitgenossen der Apostel [3]); so geben wir auch unserm Rechte gegen die Thiere nicht die Ausdehnung mehr, ihnen das Blut erst in langer Todesqual aus dem Leibe zu ziehen, damit nicht mit ihrem Blute auch ihr Leben und ihre Seele in unseren Körper übergehe. Der Gebrauch dieses Rechtes aber, dessen Umfang durch äußere Gesetze schwer zu bestimmen ist, wird dafür durch die eigene Stimme des Gewissens und der Pflicht beschränkt, die sich auf alle freie Handlungen des Menschen bezieht, und also auch die Behandlung der Thiere unter ihre sittliche Leitung stellt. Auch sie sind Geschöpfe Gottes, der sie bei der ersten Entwickelung unserer Naturordnung zwischen die Pflanze und den Menschen in die Reihe setzte, und ihnen dadurch die Stellung anwies, die sie in der Schöpfung einnehmen sollen; auch sie gehören zu dem großen Haushalte der Natur und tragen ungemein viel zur Erleichterung unsers Berufes, zu unserm Vergnügen, zu unserer Bildung, Erheiterung und Wohlfahrt bei; auch in ihrer Abstufung, Bildung, Erhaltung und abgemessenen Wirksamkeit offenbart sich eine Macht und Weisheit, die jeden aufmerksamen Beobachter in Verwunderung setzt, und wenn ihre Zukunft in einen Schleier gehüllt ist, der selbst den weisesten König des jüdischen Volkes beunruhigte [4]), so ist das für uns eine neue Hinweisung auf die Heiligkeit der Pflicht und Tugend, welche uns die Unendlichkeit unseres künftigen Daseins verbürgt. Daher der Opferdienst der alten Welt, in welcher Thiere so oft die Vermittler sittlicher und religiöser Ideen für unser sinnliches Geschlecht waren [5]); daher die erhebenden Schilderungen heiliger Dichter von einzelnen Thieren, als lauten Zeugen der göttlichen Größe [6]); daher das mosaische Verbot

1) 1 Mos. 1, 28. — 2 Petr. 2, 12. — Psalm 104, 14.
2) Matth. 15, 16 fg. — Apostelgesch. 10, 15. — 1 Tim. 4, 3.
3) 1 Mos. 9, 4. — 5 Mos. 12, 23. — Apostelgesch. 15, 29. Auch in den Koran ist dieser Gewissensskrupel übergegangen, Sur. II. V. 168.
4) Pred. Salom. 3, 19 fg. 5) 2 Mos. 29, 9—14.
6) Hiob 39, 1 fg. — Ps. 104, 11 fg. 50, 10. — Jes. 43, 20.

der zu großen Anstrengung der Thiere und die Ermahnuug, die Brut der Vögel zu schonen [1]), daher endlich der alte Spruch des Weisen: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes [2]),“ und die Weihe desselben durch die noch umfassendere Lehre der Apostel: „Ist irgend ein Lob, irgend eine Tugend, der strebet nach; denn wer da weiß Gutes zu thun und thut es nicht, dem ists Sünde [3]). Gegen alle diese Pflichten in Beziehung auf die Thiere, die uns Vernunft und Schrift so eindringend an das Herz legen, gibt es kein Recht, sie zu mißhandeln, zu peinigen und zu quälen, und wer sich das dennoch erlaubt, dem darf man frei und unumwunden erklären, daß ihm bei einer beschränkten Weltansicht der Beruf des gebildeten Menschen und Christen noch nicht klar geworden ist.

Tragen wir nun dieses dreifache Verhältniß unseres Geschlechtes zu den Thieren auf den ehrwürdigen Verein über, der sich zum Schutze derselben in unserer Mitte gebildet hat, so bleibt uns für seine Dauer, für sein Wachsthum und seine segensvolle Wirksamkeit nur ein dreifacher Wunsch übrig. Er bedarf zuerst erleuchteter Freunde der Thierwelt, welche dieses unermeßliche Reich in seiner netzförmigen und dennoch progressiven Ausdehnung, so weit das menschlichen Augen vergönnt ist, überschauen, und da das nur von dem Naturforscher und Naturweisen erwartet werden kann, sich wenigstens in ihren freien Stunden mit einzelnen Abschnitten, oder auch nur Individuen des Thierreichs beschäftigen, wie das in trefflichen Monographieen des Löwen, des Rosses, der Biene, und namentlich der Weidenraupe geschehen ist. Die moralischreligiöse Zwecklehre, welche die eigentliche Seele unsers Vereins ist, hat keine festere Unterlage als die physische in der Erforschung des Baues und der Triebe der Thiere. Als unsere Väter die Weisheit und Größe Gottes noch aus den Elementen und Gestirnen, als sie dieselbe noch anschaulicher aus dem Reiche der Insekten, der Fische, Vögel, Land- und Seethiere bewiesen und vor Augen stellten, hatte auch ihr religiöser Glaube eine tiefere Wurzel als jetzt, wo man nur die Ideologie, Dialektik und Autorität des Buchstabens kennt, welche dem Anfänger das bei weitem nicht gewähren, was ihm die fromme Naturanschauung täglich und stündlich an das Herz legt. Ich muß diese Bemerkung namentlich denen empfehlen, die so oft von dem rechten Sinne und Geiste unserer heiligen Bücher sprechen, und doch nicht einmal die Namen der vielen Pflanzen und Thiere kennen, die für die tiefere Erfassung jener heiligen Schriften so wichtig und bedeutungsvoll sind. Wie weit hier unsere Zeit, wie weit sie namentlich in der vergleichenden Anatomie der Menschen und Thiere, ja selbst in der Psychologie der letzteren fortgeschritten ist, wissen wir Alle, und lassen daher gewiß auch kein Ergebniß jener Forschungen für unsre eigene Bildung verloren gehen. Ihr verdanken wir das lebhafte Interesse, welches achtungswürdige Männer aus allen Ständen, welches namentlich berühmte Naturforscher, die Säulen unseres Vereins, seiner Begründung gewidmet haben; ihr verdanken wir ferner die kräftige Theilnahme, der er sich von der großen Mehrzahl würdiger Geistlichen und wohlwollender Schullehrer des Landes zu erfreuen hatte, ihr die Anerkennung und den Schutz, den ihm unser hochverehrter König, die hohen Ministerien des Innern und des Cultus gewährten; ihr die freundliche Aufmerksamkeit verschwisterter Vereine, ja selbst fremder Regierungen, die von unserm Beginnen Kenntniß nahmen. Diese genauere, eifrige, fortschreitende Kenntniß des Thierreiches wollen wir denn auch in unserer Mitte als das Lebenselement, als das eigentliche Kleinod unserer Gesellschaft bewahren; sie in faßlichen, zweckmäßigen und wohlfeilen, wo es sein kann, sogar unentgeldlich dargebotenen Schriften zu verbreiten, und in einzelnen Fällen zuweilen durch angemessene Preisaufgaben hervorzurufen, soll auch künftig unser Bestreben sein.

---

1) 5 Mos. 22, 6 fg. 2) Spr. Sal. 12, 10. 3) Philipp. 4, 8. — Jakob. 4, 17.

Namentlich aber soll der Entschluß, uns an Kirche und Schule, diese gemeinschaftliche sittliche Pflegeschule des Volkes, immer inniger anzuschließen, bei uns fest und unerschütterlich stehen; denn ohne ihren Beistand würden auch die glücklichsten Leistungen manchen Wagnissen und Wechselfällen unterworfen sein.

Dennoch sagt man nicht zu viel, wenn man behauptet, daß von unserm Vereine auch das Beispiel eines musterhaften Verhaltens gegen die Thiere ausgehen muß, wenn das Volk seiner Mißhandlungen derselben entsagen soll. Ich will nichts von der übertriebenen Sentimentalität derer sagen, die es für Sünde halten, nur zufällig eine Fliege, oder einen Wurm zu tödten, das sind Regungen eines ängstlichen und kranken Gewissens, weil das niedrigste und niedrige organische Leben der sich nur regenden Thierwelt noch von geringer Bedeutung ist, und seinen Preis erst in der Annäherung der Psyche des Thieres an die menschliche erhält. Auch den Gegensatz von dem täglichen Hinschlachten ganzer Heerden und dem Einflusse des überwiegenden Fleischgenusses auf die Gesundheit und Sittlichkeit unseres Geschlechtes will ich nicht berühren; die alten und neuen Pythagoräer, namentlich der unsterbliche Verfasser der Metamorphosen [1]), haben uns hier nach dem Beispiele der Aegypter und der mosaischen Gesetzgebung sehr ernste Warnungen hinterlassen, und es ist wohl möglich, daß die mit der Wasserflasche angefangene Reform unserer Diät erst durch eine bedeutende Ermäßigung des Fleischfraßes (Kreophagie) ihre Vollendung erhält. Dafür gibt es einen Luxus in dem Einfangen und Halten vieler Thiere zum Prunk und Vergnügen, welcher viele Nachtheile hat; es gibt eine Vertraulichkeit mit gewissen Thieren, wie Hunde, Pferde und gezähmte Bestien, welche oft nachtheilig auf den sittlichen Charakter einwirkt; es gibt endlich eine falsche Zärtlichkeit gegen besondere Lieblingsthiere, welche die Menschen verwöhnt, verweichlicht, ja zur Härte und Ungerechtigkeit gegen ihr eigenes Geschlecht verleitet. Und nun denke man erst an das unbefugte Wegfangen der Singvögel, an die Excesse in der Pflege, und wieder der Ausrottung ganzer Thierarten, die Unregelmäßigkeit ihrer Zucht und Abwartung, an ihre muthwillige Verstümmelung und frivole Vernachlässigung, an ihr Hetzen, Peitschen, Ueberbürden, an die ganz unnützen Gewaltthätigkeiten und Peinigungen vor und in dem schmerzlichen Tode, den wir ihnen unter grausamen Qualen und Zuckungen bereiten. Das Alles nicht allein zu meiden, sondern es auch in der häuslichen Umgebung nicht zu dulden, ist Pflicht für jedes würdige Mitglied unseres Vereins; es ist schon eine Tugend von bedeutendem Umfange, gerecht und wohlwollend gegen die Thiere, beides ohne Mangel und ohne Uebertreibung zu sein; aber je pflichttreuer wir hier Anderen mit gutem Beispiele vorangehen, desto schneller wird auch die Besserung des Volkes auf diesem Gebiete seiner Pflichten wachsen; und das ist gerade der zweite Wunsch, dessen Erfüllung uns heute nahe liegt.

So bleibt mir für den dritten und letzten, der allerdings problematischer und kritischer Natur ist, nur noch ein kurzes Wort übrig, welches ich nicht mit Stillschweigen übergehen darf. Sie sehen, daß hier von der Disciplin, oder doch von den elenktischen und correctiven Mitteln die Rede ist, die unser Verein für seine Zwecke in Anspruch nehmen darf. So viel ist klar, daß uns ein persönliches Strafrecht gegen die Thierquäler nicht zur Seite steht, weil dieses ein ausschließendes Attribut der Obrigkeit und Familienhäupter in ihrem Kreise ist; der Staat hat sich hier, wie wir bereits eben bemerkten, in seiner polizeilichen und criminellen Gesetzgebung auch in einer neuen Berathung dieses Gegenstandes sehr kurz gefaßt; wir haben überdies weder die Lust, noch das Befugniß, als Beamtete und Diener des Gesetzes aufzutreten und uns dadurch

1) **Ovid. metamorph. I. 15, 103 sqq.**

in persönliche Mißverhältnisse zu verwickeln. Es ist merkwürdig, daß einzelne, sonst gebildete Völker in der milden und zarten Behandlung der Thiere dem Türken, Araber und Russen nicht gleichkommen, ja vielleicht nicht einmal die Vergleichung mit andern Bewohnern unsers Welttheils, den Britten und Spaniern, aushalten, eine Erscheinung, die sich nur aus dem Festhalten einzelner Nationen an alten Gebräuchen und Gewohnheiten, an altem Rechte und Unrechte erklären läßt.

Man darf indessen auch von der anderen Seite nicht übersehen, daß unser Verein kein blos meditativer und theoretischer, sondern auch ein praktischer und das Volksleben unmittelbar berührender sein will. Eine solche Gesellschaft kann ohne Disciplin nicht bestehen; sie muß bei offener Verletzung oder gar Verhöhnung ihrer Gesetze zuerst ermahnen, dann aber auch drohend und bessernd einschreiten; wer nicht hören will, der mag empfinden und büßen, um es auf dem Wege schmerzlicher Erfahrung zu lernen, daß man die Gesetze der Natur und Humanität nicht ungestraft übertreten darf. Gewiß wird hier unsere Gerechtigkeitsliebe immer von Klugheit und Vorsicht geleitet werden; die Belohnungen, welche wir von Zeit zu Zeit armen und ausgezeichneten Thierfreunden gewähren, werden den Unwillen der Barbarei über wohlverdiente Strafen reichlich aufwägen; die höchste Gewalt unseres Vereins wird immer die siegende Gewalt der Wahrheit und des guten Beispiels sein, weil nur der freie Gehorsam Gott und Menschen wohlgefällt.

IV. Gedächtnißreden.

1.

Rede auf Isaak Iselin,

gehalten am 14. Junius 1783 in der helvetischen Gesellschaft zu Olten von J. G. Schlosser[1]).

Verehrteste Freunde,
Liebe Brüder und Eidgenossen!

Als wir im vorigen Jahre uns hier versammelten, war uns schon wenig Hoffnung übrig, unsern gemeinschaftlichen Freund, unsern eidgenossischen Bruder, einen der ersten Stifter dieser einträchtigen, ehrwürdigen Schweizergesellschaft, unsern Iselin, jemals wieder unter uns zu sehen. Schon damals war er dem Tode so nahe, daß menschliche Wissenschaft und Klugheit kein Mittel mehr ahnen konnte, ihn zu retten. Wir besprachen uns öfter über diesen uns so nahen Verlust; und da wir unsern Freund endlich von uns, da wir ihn vor uns weggehen lassen mußten, so beschlossen einige von uns, mit eurer Einstimmung, die ihr uns gewährt habt, ihm wenigstens in dieser unserer nächsten Versammlung eine kleine Trauerfeier zu halten; nicht wie der gemeine Mensch sie hält mit Trauerfarben und Trauerliedern, sondern durch die Erinnerung an seinen Werth, seine Liebe, sein edles Schweizerherz, seinen Patriotengeist; und mir wurde erlaubt, ihm dieses Andenken zu stiften, mir als einem Fremden, den weder Nationalstolz verführen, noch Parteilichkeit für gewisse Grundsätze unsers Freundes blenden konnte, seine Urne mit einem verdächtigen Lobe zu entheiligen. Und so weit werde ich auch gewiß die Pflicht erfüllen, die ich übernommen habe!

O fürchte nicht, ehrwürdiger Schatten meines Freundes, wenn du jetzt, wie ich hoffe, über dieser Versammlung deiner Brüder schwebst, fürchte nicht, daß ich den Werth deines Erdenlebens zu hoch berechnen werde! Du kennst jetzt dort, und auch ich ahne hier schon, wie wenig es ist, des Menschen Thun und Denken! — Und ihr, meine Brüder, fürchtet nicht, daß ich, mit eitlem Prunk geschminkter Wohlredenheit, mehr mir ein Opfer bringen werde als ihm! Wenn ich auch alle Gewalt der Redekunst in meiner Zunge hätte, so würde ich doch sie weder brauchen noch anwenden. — Der Mann, von dem ich reden soll, war so fern von allem Schmuck und Glanz, ging so bescheiden seinen weisen Weg, daß nur bescheidene Einfalt würdig von ihm reden kann; und ihr, meine Freunde und Brüder, ihr vermißt ihn schon von selbst zu sehr, als daß ich erst

---

1) Isaak Iselin ward am 17. März 1728 zu Basel geboren und starb als Rathsschreiber seiner Vaterstadt den 15. Junius 1782. Johann Georg Schlosser ward 1739 zu Frankfurt am Main geboren und starb als Syndicus seiner Vaterstadt den 17. Oct. 1799.

mit Worten die Sehnsucht nach ihm und die Verehrung seines Namens in euch erwecken sollte.

Laßt uns also ganz kunstlos berechnen, was die Menschheit und das Vaterland, euer Schweizervaterland und unser gemeinsames Vaterland, und was wir, seine Freunde, an ihm verloren haben. Laßt uns versuchen auf seiner Spur fortzugehen, ihm, wo wir können, nacharbeiten, und, wo wir nicht können, wenigstens sein Beispiel, wenigstens das Gemälde seiner schönen Seele unsern Enkeln vormalen! Vielleicht betritt einmal einer von ihnen seine unvollendete Bahn, o und dann möge er weiter darauf gehen, als unser Freund gehen konnte, länger der Lehrer seiner Zeitgenossen, der Patriot seines Landes, der Freund seiner Freunde sein!

Der Name Iselin ist schon lange in dem glücklichen Helvetien bekannt. Viele Männer von ungemeinem Verdienst zeichneten ihn aus, und nicht Helvetien allein, sondern ganz Deutschland verehrt ihre unvergeßlichen Verdienste. Unter allen aber wird keiner unvergeßlicher sein als der Name unseres Freundes. Mit einem heitern Sinn und einer festen, einer liebevollen Seele widmete er sich von Jugend auf den Wissenschaften; und unter ihnen suchte er vor allen die, welche den meisten Einfluß auf die Glückseligkeit der Menschen haben sollten, und vielleicht das meiste beitragen, sie unglücklich zu machen: die Staatskunst und die Rechtswissenschaft. Früh zeigte ihm sein forschender Verstand, daß beide auf die Moral gegründet sind. Er dehnte sich also auch aus auf diese und bildete sich darnach ein System, das dem besten der Menschen ewig heilig sein muß, dem sein Geist und sein Herz treu blieb bis an den letzten Hauch seines Lebens, und das seine Handlungen noch mehr empfehlen als seine zahlreichen Schriften. Sein Verdienst machte ihn früh seinem blühenden Vaterlande bekannt, und seine glücklichen Mitbürger sahen ihn bald an einer Stelle stehen, wo sich jeder Werth seines Herzens entwickeln und jeder patriotische menschenfreundliche Trieb seiner Seele sein ganzes Spiel haben konnte! Früh gab er's ihnen, und unermüdet zeichnete er jeden Tag seines ruhmvollen Lebens mit edlen Thaten aus! Doch ich bin hier nicht aufgetreten, dieses sein edles Leben zu beschreiben. Man muß lang und viel mit einem großen Mann umgegangen sein, um es zu wagen, sein Geschichtschreiber zu werden, man muß gesehen haben das Aufblühen seines Geistes, man muß beobachtet haben die Irrthümer seiner Jugend und den Gang seines männlichen Verstandes, man muß sein Busenfreund gewesen sein, vor dem er die geheimsten Gedanken seiner Seele geöffnet hat, man muß ihn bei der Anstrengung seiner Kräfte und bei dem Genuß seiner häuslichen Freuden beobachtet haben, kurz, man muß seinen Verstand und sein Herz in allen ihren Schwächen und Stärken kennen gelernt haben. So kannt' ich nie unsern verlorenen Freund! Unsere Wege waren zu weit entfernt von einander; auch wohnten wir lange an den beiden äußersten Enden von Deutschland. Ich kannte ihn nur als den Weisen, den Lehrer seines Zeitalters, und auch nur unter der Gestalt kann ich euch jetzt, meine Brüder, einige Außenlinien seines Geistes darstellen. Zwar lange war sein Name, auch sogar von der Seite, mir neu. Spät machten einige seiner Schriften mir ihn bemerken. Die ruhige Weisheit, die Güte, die reine Menschenliebe, die ich überall darin fand, machten mir ihn ehrwürdig, und er war mein einziger Rathgeber, als ich das erste Mal vor dem Publikum auftrat. Mein Beruf rückte mich ihm endlich näher, aber vor etlichen Jahren erst, eben damals, da ich zuerst unter euch auftrat, meine Brüder und Freunde, da sah ich ihn zum ersten Mal! Ich hatte lange vorher nichts eifriger gewünscht, als ihm zu nahen; denn als ich mit seinen Grundsätzen zuerst bekannt wurde, lebte ich noch in den glücklichen Tagen der moralischen und politischen Schwärmereien, wo jedes Gemälde der sittlichen Reinheit und Ordnung so willkommen ist. Ich wurde damals sein Schüler! Nicht lange

darnach aber trat ein mächtigerer Lehrer, die Erfahrung des thätigen Lebens, auf, und zwang mich, eine Schule zu verlassen, wo meine Einbildung so gern wandelte, und in einer andern zu lernen, was das ist, der Menschen Thun, und wie unendlich weit es verschieden ist von der Menschen Denken!

Wenn zween Männer von noch so ähnlichen Grundsätzen die Welt auf verschiedenen Seiten ansehen, und zumal, wenn der eine nur denkt nach seinen, der andere nach seinen handeln muß, so können ihre Resultate nicht anders als verschieden sein. So ging's auch uns! Ihr seid alle Zeugen gewesen, meine Brüder, von unsern, ich kann's nicht Streitigkeiten nennen, von der Verschiedenheit unserer Meinungen. Wir waren einig in dem, was er lehrte; wie könnte ich's wagen, unter euch aufzutreten, meine Brüder, — wagen, unter euch nur meine Stirn zu zeigen, wenn der kleinste Gedanke ihm hier entgegen gewesen wäre; nein, ich betete sie an mit ihm, die heilige himmlische Weisheit, auf welcher sein ganzes Lehrgebäude ruhte! Wir stimmten innig zusammen in dem, was zu wünschen, selbst in dem, was man zur Besserung des Ganzen thun sollte; nur in dem, was man jetzt dazu thun solle und thun könnte, wichen wir ab von einander. Noch rechnete unser Iselin zu viel auf die Kräfte des Menschen und seinen guten Willen; ich vielleicht zu wenig! Ihm schien es, daß ein entscheidender, evidenter Beweis, daß gut sei, was gut ist, nothwendig alle Kräfte spannen müßte, auch nach ihm allein zu trachten, auf es allein zu arbeiten. Ich glaubte, daß das wahre Gute für den jetzigen Menschen zu schwer sei zu fassen; ich glaubte, daß seine Leidenschaften, seine übeln Gewohnheiten, seine Trägheit zu groß wären, um auszublicken auf den ganzen Umkreis seiner Bestimmung, um zu entsagen den kleinern Zwecken des gemeinen Menschenlebens für den großen, ewig dauernden Beruf unsers unsterblichen Geistes!

Iselin glaubte nach dem Worte des Dichters, daß die Tugend sich nur zeigen dürfe in all ihrer wahren Gestalt und Lieblichkeit, um jedes Herz und jeden Geist an sich zu reißen; ich glaubte, — und verzeiht mir, meine Zeitgenossen, wenn ich zu hart von euch denke! — ich glaube noch, daß des Menschen Geschmack im 18. Jahrhundert noch viel zu kindisch, viel zu verdorben ist, um den Anblick himmlischer Schönheit zu tragen oder zu schätzen! — Gewiß war Iselin glücklicher bei seiner Philosophie, als ich bei der meinen. Ich verirre mich oft unter den häßlichen, unter den unausgemachten, den weichen, den schlaffen, den unbedeutenden Gestalten, die meine Beobachtungen mir überall darstellen, und wage nicht einmal zu hoffen, daß sie sich jemals umbilden werden; Iselin sah lauter Engelsgestalten, lauter Ideale von Vollkommenheiten um sich, und wiegte sich in die süße Hoffnung, daß, wenn nur diese in ihr rechtes Licht gestellt würden, auch die häßlichen, unausgemachten, weichen, schlaffen, unbedeutenden Gestalten sich selbst umformen und ihren großen Urbildern ähnlich werden würden! Er selbst war zu innig gerührt worden von diesen Idealen; er fühlte zu stark ihre Schönheit, sein Herz hing ihnen zu innig an, um nur zu ahnen, daß man sie sehen und sich von ihnen entfernen und nicht brennen könnte, ihnen ganz ähnlich zu werden!

Es ist eine Wollust, meine Freunde, eine Wollust, die selbst Engel vor Gottes Altären genießen, in den glücklichen Augenblicken einer edlen Schwärmerei, sich eine Welt in's Auge zu zaubern, wo alles nach den Grundsätzen unserer ersten Bestimmung dahinläuft, sich in der Burg der Weisen, in dem Vaterland der Guten eine Hütte zu bauen, mit seiner ganzen Nation ungeblendet dahin gehen, unter den glänzenden Strahlen der eitlen Ehre unverführt vorbeischiffen an dem Gesang der Sirenen, reines Geistes sein in der unreinen Hülle der Materie, frei sein in den Banden der bürgerlichen Gesellschaft, ausschauen über

Himmel und Himmel aus dem engen Luftkreis und leben in der stehenden Ewigkeit vor dem immer ablaufenden Stundenglas!

Lasset uns ihr nachhängen, dieser lieblichen Schwärmerei: ich will euch jetzt nicht betrüben mit meinen Nachrichten aus der Welt. Wir wollen sie vergessen und uns lieber vormalen diese himmlischen Dichterbilder, wie unser Freund sie gemalt hat. Wir werden ihm dadurch das schönste Denkmal setzen, wir werden daraus seine schöne Seele kennen lernen, werden ihn noch mehr lieben jenseits des Grabes, uns noch mehr freuen, daß unser Zeitalter in seines gefallen ist, daß wir ihm so nahe lebten, daß wir seine Freunde waren. Und wenn wir dann auch seinen Verlust empfindlicher fühlen, wenn unsre Thränen schneller fließen auf sein Grab, so werden es doch süße Thränen sein, wie die volle Seele sie weint, wenn sie mit Inbrunst denkt an den, welchen sie liebt!

Ja es ist wahr, was unser Freund so oft gesagt hat, was der Schlüssel seiner ganzen Philosophie gewesen ist, die ich euch jetzt darlegen will: Der Mensch, weder der einzelne Mensch, noch die bürgerliche Gesellschaft kann ihr Glück irgendwo finden als auf dem lichten offenen Wege der Natur! Ein größerer Meister ist über uns! der machte seinen unendlichen Plan, wies jedem seine Stelle darin an, und gab dieser Stelle für ihre Bewohner so viel Seligkeit, als sie fassen konnte! auch dem Menschen wurde seine angewiesen!

Gott schuf ihn, nicht das Werkzeug zu willkürlichen Zwecken außer ihm; er schuf ihn, wie jedes Geschöpf, das fühlen kann, zum Genuß seines eigenen Daseins! Die Sinne, die er ihm gab, der Geist, den er ihm schenkte, geben ihm unendlichen Stoff zum Genuß; und das unerklärbare Wesen, das in uns empfindet, schwebt in der unaussprechlichen Seligkeit dieses Genusses! Für was auch der Unendliche diese Sonne aufgehängt hat, für was er die tausend und tausendfachen Farben über Himmel und Erde, über die Berge im Osten und Westen, über die Bäume, die Wiesen, die Blumen verbreitet hat, für was er dem Bach sein Murmeln, dem Hain seinen Gesang, dem West sein Säuseln gegeben hat; für was er ausgegossen hat den balsamischen Duft über Blumen, Kräuter und Stauden, für was er gewürzt hat die Früchte der Erde; immer nimmt der Mensch seinen Theil aus dem unendlichen Reichthum, so seinen Theil, daß die Thorheit zu verzeihen ist, womit er sich oft für den einigen Herrn von allem, den einzigen Liebling der Schöpfung, den einzigen Zweck der ganzen Natur gehalten hat.

Und noch schien all der Reichthum der verschwenderischen Natur zu arm für ein Wesen, das nur da ist zu genießen. Der Kreis der sinnlichen Empfindungen schien noch zu eng, ihn ganz zu füllen, ganz zu beschäftigen, ganz in jeder Stunde, in jedem Augenblick seines Daseins ihn zu beseligen. Da dehnte die ewige Güte seine Empfindungen aus auf alle die Seligkeiten der Geisterwelt. Sie gab ihm neben dem sinnlichen auch ein geistiges Organ, zu fassen die Verbindung der Dinge, zu ahnen ihre Gründe, ihre Zwecke, ihre Wirkungen, zu hören die Stimme der Geisterwelt, zu schauen über die Zeit und auszuspüren die Ewigkeit; und, wenn auch Sinn und Geist zu arm wären, sich zu dichten eine Welt für sich, zu schaffen eine andere Sonne, einen andern Himmel, eine andere Erde, und unabhängig von der ganzen Natur da hervorzurufen jedes Gefühl, jeden Genuß, jede Seligkeit, zu welcher sein Herz ihn ruft, in jedem Augenblick seines Lebens!

Ueber alles aber, über das alles, goß er aus die Quelle des reinsten Genusses, die Liebe, die unerschöpfliche, ewige, reiche, alles fassende, alles veredelnde Liebe, das große Geheimniß der Geisterwelt, das dort alles bindet, das Freiheit und Zwang so wunderbar vereint, so wunderbar alles umschlingt, so wunderbar alles hält an seinen Ursprung. Liebe, die Quelle alles Guten, Liebe, der

Zweck alles Guten, durch die alles wurde, durch die alles ist, alles gehalten, alles getragen, alles ernährt, alles erwärmt, alles bis zur Ewigkeit ohne Ende erhalten wird!

Diese Fähigkeit zu lieben, die den Geistern eben so wesentlich ist, wie die Schwerkraft dem Körper, vollendete das Werk und vermehrte den Reichthum menschlicher Genüsse in's Unendliche.

So stand das Bild des Menschen und seiner Bestimmung vor dem Auge unseres Freundes! Wahrlich ein edeles Bild, das nur von einer edlen Seele gezeichnet werden kann. — Er dachte sich den Menschen mit seinem offenen Sinn unter alle die Herrlichkeiten der Schöpfung, wo jeder Winkel so reich ist an Freude für ihn. Mit dem hellen Verstand, der überall um sich schaut, mit Adlersblicken alles ausspäht, dringt in alle Wahrheit und lebt in ihrem überschwenglichen Genuß! Und über das ganze Gemälde dachte er sich noch ausgebreitet den Drang zu lieben, das immer thätige Bestreben nach neuer Verbindung, neuer Existenz außer ihm. Voll von diesem Bild konnte er alle die Denker alter und neuer Zeiten nicht ertragen, die, gedrückt von allen den Verunstaltungen der Menschennatur, uns mit dem Vieh in gleiche Klasse setzen, oder gar unter das Vieh, gar zur Maschine machten. Es sind wenige von seinen Schriften, wo er nicht mit ihnen, und insbesondre mit einem der größten unsrer Zeitgenossen, mit Rousseau, dem Mann von starkem Geist und schwachem Herzen, über den Werth der Menschheit, und nicht selten mit Vortheil streitet!

Rousseau's peinliche Weisheit zitterte vor allen den Klippen, an welchen der Mensch mit dem Uebermuth, womit er sich auf schwachen Brettern dem Ocean des Wissens überlassen hatte, schon gescheitert war. Gelehrt durch tausend Erfahrungen, daß der Mensch nur auf wächsernen Flügeln sich hinauf schwingen kann, die jeder Strahl von Wahrheit schmelzet, bis er dann von seinem Himmelsflug tiefer sinket, als er bei seinem Erdengang gestanden hatte, schränkte Rousseau unsre Bestimmung fast bis zum thierischen Leben ein. Er wies den Menschen zurück in seine Höhlen, zu seinen Wäldern, seinen Bergen; erlaubte ihm kaum aufzublicken auf die Eiche, deren Früchte er genoß; kaum zu suchen die Quelle des Baches, davon er trank! Jeden weitern Schritt hob er auf für bessere Welten, wo der Keim von Vernunft in uns sich sicherer entwickeln, die Dämmerung unsers Denkens sich zur Morgenröthe erleuchten, unser trübes Auge sich öffnen und hell werden sollte jeder Sinn unserer Seele.

Nicht so unser glücklicherer Freund! Er ahnete zu mächtig, zu gewiß den edlen Zustand des Geisteslebens! Vielleicht berechnete er zu wenig die Gewalt der Fesseln, die auf dem Menschengeist liegen; vielleicht sah er nur eine Seite des Gemäldes, nur die schöne zu gern, und verdeckte sich zu weichlich die häßlichen. Aber so sah er ihn, wo nicht ganz schön, doch fähig, auch hier ganz schön zu werden. Und er verwies ihn deswegen nicht zu den Höhlen des Einsiedlers, nicht zu den Ufern des Ganges, nicht zu den fabelhaften Severamben; mitten auf der Rennbahn nach Reichthum, nach Ehre, Wollust, worauf wir laufen, wollte er uns halten, und nur durch eine kleine Umlenkung uns führen zum Ziel der wahren, auch Menschenehre, der wahren, auch Menschenwollust, des wahren, auch Erdenreichthums.

Er führte seinen Menschen in das häusliche Leben, dachte sich ihn als Ehemann, als Kind, als Vater; und für einen so organisirten Menschen schien jede Pflicht dieses seligen Standes, die alle so ganz aus seinen Idealen flossen, die so reichlich belohnten, leichter als das Athmen seines Lebens! Er setzte ihn in die bürgerliche Gesellschaft, dachte sich ihn als König, als Aeltesten, als Staatsbedienten, als Unterthan, wie konnte ein Mensch nicht nach seinem Ideale ein guter König, ein guter Aeltester, ein guter Staatsbedienter, ein treuer, guter, gehorsamer, vaterländischer Unterthan sein? Er folgte ihm in den Tempel des

Allgegenwärtigen vor die Altäre des Vaters aller Wesen: wie konnte ein Mensch nach seinem Ideale da liegen und nicht glühen vor Andacht und Liebe, und nicht erheben sein Herz zur Anbetung in Geist und Wahrheit; kann er einen Schritt thun nach seiner Pflicht, dem nicht der segenvolle Genuß jeder Seligkeit folge, wozu er geschaffen ist, einen Schritt, der nicht jedes seiner Organe reinige, kräftige, schärfe zu neuem Genuß?

Iselin kannte zwar wohl alle die Unordnungen, Verwirrungen, Nichtswürdigkeiten, Häßlichkeiten, die durch den Unverstand, die Leidenschaften, die kalte Selbstheit unter uns eingeführt worden; aber er glaubte noch an Weisheit, zu belehren den Unverstand, an Tugend, zu bändigen die Leidenschaft, an Liebe, zu erwärmen und auszudehnen das selbstige Herz! Er glaubte noch, daß man nur zu öffnen brauche die Aussichten in den unendlichen Umkreis der Menschenseligkeit, nur zeigen dürfe seine wahre Bestimmung, nur setzen an die Stelle der willkürlichen Gesetze, die die kleinsichtigen und kleinherzigen Philosophen und Theologen sich denken und uns lehren die heiligen, ewigen, lichtvollen Gesetze, die, wie Sophokles sagt, nicht die sterbliche Natur, sondern der Vater der Zeit und Ewigkeit gesetzt hat! Sobald die in dem Licht, in dem Glanze stehen, worin sie stehen vor den Augen Gottes und vor seinen verklärten Geistern, so lockt vergebens die Wollust auf übernächtige Freuden, vergebens die Stimme des profanen Pöbels auf Ehre, die das eigene Herz nicht anerkennt; vergebens die Trägheit in den dummen Schlummer, auf den ein so schreckliches Erwachen folgt! Trotz ihnen, trotz dem bleiernen Erdenstoff, der uns immer hinunter wiegt zum Erdenleben, trotz jeder Mißleitung unserer Jugend, jeder Verführung unserer Jünglingsjahre, jeder Verirrung unsers Manneslebens, jeder Kleinmuth unsers grauen Alters müssen, dacht' er, dann Weisheit, Gerechtigkeit, echte Religion, Ehrbegierde, Liebe, Geduld, Gehorsam, Patriotismus, der ganze Zug menschlicher Tugenden wieder einziehen in die Welt, woraus sie gestoßen waren, seitdem dem Menschen seine Bestimmung, sein Werth, sein Adel verborgen, und das herrliche Gemälde durch die grillenhaften Züge blödsinniger Philosophen und gedankenloser oder heuchlerischer Theologen verstellt wurde!

Solche Hoffnungen, ihr edlen Eidgenossen, können nur lebhaft erwachen in einem Staate der Freiheit! Da, wo Menschenrechte noch leben, da, wo nur ein gleiches Gesetz alle bindet, wo nicht der Mensch nach fremden Menschen denken, fühlen, handeln, urtheilen, leiden muß; wo nicht früh dem Kinde das Bild der Menschengötter vor Augen steht; wo dem künftigen Bürger, dem künftigen Denker, nicht schon in sein weiches Kinderherz die Unterwerfung unter willkürliche Gewalt und willkürliche Rangordnung gleichgeschaffener Wesen eingedrückt wird! Wo er noch sehen kann, daß nur Mannesgefühl und Manneskraft den Mann machen, wo er noch mit Zutrauen gewiß sein kann, daß eigner Werth ihm eigne Wege bahnt: nur da kann man noch den großen Gedanken fassen, den Menschen wieder zu seiner Bestimmung zu führen! Die Bande der Natur halten uns nur in dem Kreis ihrer eigenen Bestimmung; aber die Bande der willkürlichen Menschengewalt ziehen uns hinunter, fesseln unsre Schritte an ihren Thron, schnüren zusammen das Herz, und legen ein Gebiß selbst auf die Zunge, die nur einen freien Wunsch zu äußern scheint!

Geboren in einem freien Staat, wo nur die Gesetze herrschen, und wo das Menschenwort gilt als Bürgerswort, kannte Iselin nicht die Bande der übrigen Welt! Er wußte nicht, wie unnatürliche Gewalt in der Hand eines Menschen den unmächtigen Gewaltigen verblendet und betäubt; wie er zuerst sich berauscht in dem Taumelbecher, dann mittheilt seinen Gehülfen, dann mit ihnen dahin reißt die Schwächeren, und endlich, gefaßt von dem Strom, die wenigen Freien auf Erden auch laufen den gemeinen Weg, auf dem sie oft bis zum Wort verlernen, was Freiheit ist!

Unbekannt also mit der Feigherzigkeit, mit der Ohnmacht unsers Zeitalters, trat er mit seinen großen Idealen hervor, und rief seine Schüler auf die Bahn, die zu ihnen führt. Immer voll von seinem Ideal lehrte er bald den einzelnen Menschen verläugnen alle andern Zwecke und nur ringen nach dem; bald trat er in die bürgerliche Gesellschaft und stellte uns in seinen menschenfreundlichen Träumen ein Bild der weisen Regierung dar, die er blos auf Sittlichkeit, blos auf beständige Anstrengung zur Erwerbung der größten Vollkommenheit in jedem Menschen, und seines höchsten Wohlstandes setzte; bald verglich er in seinem Lykurg die alten griechischen Freistaaten mit dem Neuen, und zeigte auch da, daß Sittlichkeit das beste Band, die dauerhafteste Stütze des Staates sei; bald lehrte er in seinem Palämon und seinen Unterredungen des Arists, den rechten Gebrauch der Reichthümer; bald entwickelte er die Begriffe der Gesetzgebung; bald spähte er der Geschichte der Menschheit nach, und überall führten seine weisen Lehren immer zu seinem edlen Ideal, immer nur zu dem großen Zweck des Menschen: weise zu werden, um glücklich zu sein!

Mit Ehrfurcht stand seine Welt vor den großen Bildern, aber sie starrte zurück bei dem ersten Schritt, und noch blieb unbetreten die schöne Laufbahn des Weisen!

Sein Zeitalter wurde durch zwei große, wenigstens merkwürdige Erscheinungen in der moralischen und politischen Philosophie bezeichnet. In beiden wurde er mit eins der lebhaftesten Werkzeuge. Fast zu gleicher Zeit predigte in Deutschland Basedow eine neue Erziehung; und in Frankreich Quesnoy und seine Freunde eine neue Staatshaushaltung. Beide suchten, wie Iselin, die Ursachen unsers Verfalls nur in unserer Schwäche zu denken, nicht in unsrer Schwäche zu handeln! Wir alle sahen auch ihre leuchtenden Lehrgebäude glänzen, so lange sie in der Hand der Denker lagen, aber beide sich verdunkeln, so bald sie in die Hände derer fielen, die da wirken sollten.

Basedow, ein Mann voll Kenntnisse, übersah früh auf seinem eigenen Wege zu denken, wie dumpf und blöde alles um ihn herum ging, er sah, wie viele herrliche Fähigkeiten in dem Menschen verloren wurden, wie Wenige freien Blick genug übrig hätten, die Dinge um sich herum mit eigenen Augen anzusehen, wie viel Gelerntes für Selbstgedachtes hingegeben würde, wie wenig die tausend Grundsätze, Lehrgebäude, Philosophieen, Theologieen, die wir täglich auf den Marktplätzen der Gelehrsamkeit kaufen, die Probe hielten, und wie stolz dennoch unsere Mandarinen in ihren blauen Gewanden sich brüsteten mit erbettelter Weisheit und leeren Meinungen! Wer ist's, der den freien Menschengeist so dumpf und blöde an gelernte Weisheit fesseln konnte? Wer ist's, der ihm Wind für Nahrung geben und ihn, wenn er schwindet, in der ewigen Hungersnoth überreden konnte, er sitze an der Tafel der Götter?

Basedow fand es in der dumpfsinnigen Erziehung, die unsere Kinder nur mit Worten füllt, früh sie lehrt, sich mit Worten begnügen, und sie dann in die Welt schickt, wieder mit Worten Haus zu halten! Darum bleiben sie so leer unsere Herzen, darum so schlaff unsere Nerven, darum ist so träg unser Geist, der nie finden, immer nur sammeln, tragen lernt; darum ist so kalt unser Herz, dem nie sein Spiel gelassen, immer zerknickt werden seine regsten Triebfedern!

Wenn wir Gott anbeten, so sind es gelernte Gebete, womit unser Mund ihn betäubt; wenn wir unsern Eltern nahen, so ist's nur viertes Gebot, das wir ihnen darbringen, wir leben mit unsern Freunden, unsern Lieben nur nach den Regeln der Societät, wir erziehen unsere Kinder nur nach der Politik des Familienlebens, regieren Länder nach Seckendorfs Vorschrift, sprechen Recht nach Böhmers Formeln, und heilen, wenn's Gott gefällt, unsre Kranken nach Boerhave oder Stahl.

Lasset uns aufwachen, rief Basedow, und neue Menschen schaffen nach dem

Bilde, das Menschen ähnlich ist! Lasset uns seinen Körper nicht mehr brechen auf den langweiligen Bänken der staubigen Schule, seinen Geist nicht mehr füllen mit dem mühseligen Lernen der tauben Wörterkenner; durch frühe beständige Uebungen seines Leibes wollen wir ihn härten gegen den Strahl der Mittagssonne und gegen den Frost des beeisten Nordwinds; gleich dem Spartaner wollen wir ihn hungrig treiben durch den verwachsenen Dickicht auf die Spur des Wildes, tauchen in die kalte Fluth und setzen auf die steile Klippe; da soll er finden nach Arbeit mit Schweiß und Mühe sein erworbenes Mahl, Tanz, Freude und Spiel. Gesättigt von ihnen wollen wir ihn führen in die Lehrsäle der Weisheit, da wollen wir wecken seinen Geist zu eignem Aufstreben, da wollen wir schärfen sein Auge zu eignem Blick; da soll er lernen Wissenschaft und sammeln Kenntnisse, nicht durch das peinliche Gedächtniß; er soll lernen durch Spiel, durch Erfahrung, durch Forschen, durch sokratischen Unterricht, gewürzt mit sokratischem Witz und sokratischer Tugend, bis er ein Mann wird wie Sokrates und Lykurg.

Basedow's Reden und sein Plan waren zu schön, um nicht jedes Auge aufmerksam zu machen, das Gefühl des Bedürfnisses war zu groß, um nicht auch manchen Unsinn, manche Flachheit zu übersehen. Ein edler Fürst der Deutschen, der zu allem, was groß und gut ist, so gern seine Hände bietet und seine Gewalt, öffnete dem neuen Menschenbildner sein Land und seine Stadt. Fürsten und Edle und Bürger eiferten, ihn mit ihren Kräften zu unterstützen, und die lichtvollesten Köpfe Deutschlands traten an seine Seite. Iselin unter den ersten! Basedow's Plan war zu geschickt, die Ideale zu bilden, die seine schmeichelhaften Träume ihm überall vors Auge zauberten. Iselin's Schriften sind voll von dem lauten Beifall, den er dem neuen Erziehungsplan gab; voll von Ermunterungen für alle, die nah oder fern dem großen Zweck entgegenarbeiten konnten! Nur mein und einiger Weniger Unglauben an die Menschen unserer Zeit machten uns besorgt, und leider trafen unsre Besorgnisse zu bald zu richtig ein. Die neuen Schulen wurden geöffnet, es kamen von allen Enden Deutschlands Unterstützungen, kamen Jünglinge, die sich darboten den weisen Lehrern: alles war bereit zur spartanischen Erziehung und zum sokratischen Unterricht, nur der Spartaner fehlte und der Sokrat! Jedermann brannte von gutem Willen; aber da war keiner, der die steile Bahn vorgehen, Frost und Hitze vorausstehen, vorwachen, vorhungern, vordulden, vor Mann sein konnte; keiner der Wissenschaft und edle Weisheit, und edle Laune und freie Liebe und offene Seele genug gehabt hätte, den großen Plan zu erfüllen, der so herrlich vor Augen lag! — Vielleicht, wenn du hättest mitwirken können, edler, verklärter Freund, vielleicht wenn du mehr hättest thun können, als schreiben und reden, vielleicht läge dann doch wenigstens der Eckstein des großen Gebäudes, das unter den Händen der Arbeiter so oft zusammenstürzte!

Wie es den neuen Erziehungsanstalten der Deutschen erging, so ging es auch der neuen Staatshaushaltungslehre unserer Nachbarn, der Franzosen. Soweit Frankreichs und Deutschlands Staatsverfassungen in ihren jetzigen Verhältnissen von einander abweichen, so gleich waren sie in ihrem Ursprung. Die Spuren dieser Gleichheit äußern sich noch am meisten in ihrer Staatshaushaltung. Beide Völker standen mit verschiedenen Grenzen ihres Umfangs zu Karls des Großen Zeiten und vor und einige Zeit nach ihm unter einem Herrn, aber die Nation selbst gehorchte in den verschiedenen Provinzen auch verschiedenen Fürsten, die nur durch das Lehensystem und die Hofrechte dem Könige anhingen. Die Einkünfte des Staats flossen fast alle blos aus dem wahren Eigenthum des Staats oder der Krone, und der Adel und der freie Bürger leistete nichts als Kriegsdienste. Diese Verfassung mußte nothwendig eine Quelle von ewigen Unordnungen und Streitigkeiten sein, auch ist die Geschichte dieser Zeiten voll davon. Diese Streitigkeiten und so viele Einbrüche fremder Nationen wurden

nach und nach dem Volke, das fast beständig unter den Waffen sein mußte, beschwerlich; es fing an die Kriegsdienste ungern zu leisten, und entschloß sich lieber stehende Milizen zu unterhalten. Die Könige und die Großen fanden dadurch ihre Macht unabhängiger gemacht, aber auch ihren Aufwand täglich kostbarer. Sie fingen an das Eigenthum ihrer Krone und ihrer Staaten zu veräußern, ersetzten damit ihre Bedürfnisse auf einige Zeit und verwickelten sich bald in größere Verlegenheit. Inzwischen hatten die Unterthanen bei dem ruhigeren Leben auch eine sanftere Lebensart angenommen; sie hatten Künste und Gewerbe, und mit ihnen unzählige Bedürfnisse eingeführt, die sie auf ihren italienischen Kriegszügen und durch die Vermischung mit so vielen fremden Nationen gelernt hatten. Diese neue Lebensart erforderte neue Gesetze, aber die Gesetzgeber kannten sie nicht genug diese neue Verfassung, und da zugleich der Mangel der Staatseinkünfte auf neue Quellen für die Staatsbedürfnisse zu denken zwang, so lief der ganze Geist der damaligen Regierungsgesetze da hinaus: zu machen, daß nur das eine Land des Gesetzgebers reich und blühend sei, und Mittel zu finden, daß alle der Reichthum blos in des Fürsten Kasse fließe, alle die Blüthe nur Früchte trage für ihn! Aus dem Grundsatze flossen auf der einen Seite alle die ausschließenden Gesetze, alle die Bande, die das Gewerb in den einen Staat fesseln sollten; und auf der andern alle die hundert und hundert Abgaben, welche der Leibeigenschaft anhingen, nun auch von den Bürgern und Freien, und kurz von allen Unterthanen, unter tausend neuen Vorwänden, neuen Formen, neuen Namen eingeführt und abgefordert wurden. Diese Regierungsgrundsätze nahmen in Frankreich täglich mehr, und da die Gewalt des Königs endlich unumschränkt wurde, auch so unumschränkt überhand, daß Niemand mehr Herr über sein erworbenes Eigenthum zu sein schien. In Deutschland war die Gewalt der Regenten mehr eingeschränkt, aber die List ihrer Räthe führte sie eben so weit; und schon im Jahre 1442 klagte der billige Kaiser Friedrich der Dritte auf einem Reichstage zu Mainz darüber. Wo sind, — sagte er in seiner naiven Sprache, — wo sind eure ehrbaren und tapfern Räthe, die euch zum Besten des gemeinen Nutzens rathen? Viel Schmeichler, Heuchler und Suppenesser habt ihr an euern Höfen, dann ihr mögt die Wahrheit nicht leiden, welcher euch aber euer Amt bessert mit der Nutzung, der ist ein geschickter Gesell, Niemand fragt, ob es rechtlich daher komme, so wir's nur haben, als ob Gott die Seinen euch zu Narren geschaffen habe. Hättet ihr ein christlich Gemüth, ihr würdet die göttliche Kreatur baß bedenken.

So klagte der weise Kaiser, aber die Fürsten und ihr Adel und ihre Räthe ließen ihn klagen, und fuhren fort, mit täglichen, neuen, willkürlichen Abgaben zugleich ihre Unterthanen auszuhungern und sich selbst die Quelle der wahren Reichthümer zu verstopfen. Ein weiser Arzt in Frankreich, Quesnay, sah zu unserer Zeit das täglich wachsende Verderben; er dachte sorgfältig nach über seine Quellen, entdeckte sie in den Banden, womit überall das Gewerbe in seinem Gang gehalten wurde; und in der willkürlichen Anlage der Abgaben, die ohne Berechnung des Ertrags, den das Staatskapital liefern konnte, ohne Berechnung der Vorschüsse, die zur Anlegung dieses Kapitals aufgewendet, und alle Jahre erneuert werden müssen, blos nach Willkür auf Wegen und Umwegen erhoben worden waren. Er baute auf diese Beobachtung ein neues System der Staatswirthschaft und machte es der Welt bekannt. Niemand fühlte den ganzen Werth seiner Lehre so tief als Iselin. Er arbeitete sich durch alle die metaphysischen Feinheiten des Lehrgebäudes durch und fand wieder in ihm, was er überall so emsig suchte, den ächten Weg der Natur; er sah, daß durch das, und das allein, jede sittliche und jede politische Tugend aufleben, das Band zwischen Regent und Unterthan wieder enger zusammengezogen, Fleiß und Arbeitsamkeit

belebt, der Armuth aufgeholfen und der Triebfeder der ganzen Menschheit eine neue Wirksamkeit gegeben würde!

Freiheit des Gewerbes und Heiligkeit des Eigenthums waren die Grundpfeiler des neuen Systems. Ewige Gerechtigkeit schloß es an an das ganze System der Schöpfung.

Warum wollt ihr sie einschränken die immer thätige Menschenkraft? Warum versperrt ihr eure Häfen dem emsigen Händler? Warum schließt ihr eure Thore dem Fleiß des Nachbaren? Warum euren eigenen Bürger die Werkstätte, wo er im Schweiß seines Angesichts seinen Unterhalt finden konnte für sein Weib und seine Kinder und seine Kindeskinder nach ihnen? Sehet, ist die Erde nicht weit genug, uns alle zu ernähren? Wie viele Flächen sind noch ungebaut, wie viele Sümpfe noch unausgetrocknet, wie viele Haiden noch unbearbeitet, wie viele Berge noch kahl? Mit Freiheit des Gewerbes, Freiheit des Handels wird die Zahl eurer Unterthanen sich ins Unendliche mehren; ihr unbegrenzter Aufwand wird den einzigen Bewahrer der Quelle aller Reichthümer, den Landmann, ermuntern, immer weiter und weiter zu öffnen die Quelle, immer mehr und mehr auszugießen seine unerschöpflichen Schätze; und bald werden Hütten stehen, wo alles nun gähnt in öder Einsamkeit, Bäche rinnen, wo das trockne Erdreich lechzet nach Wasser, und Ernten blühen, wo nun kaum die Frösche und Schlangen im moosigen Schilf ihren Unterhalt finden! Warum wollt ihr eure Kasse allein zum Mittelpunkt alles Reichthums machen? Reichthum wird nur erworben durch Reichthum, und Arbeit und Industrie heischt Belohnung, oder sie stirbt!

Wenn ihr dem Landmann seinen Samen nehmt, wenn ihr durch eure unverhältnißmäßigen Auflagen dem Ochsen, der seinen Pflug treibt, den Halm aus dem Munde reißt, der ihn erhalten soll; wenn ihr dem Hausvater sein Brod nehmt, womit soll er der Erde abverdienen ihre jährliche Zinse, die einzige Einkunft, die die Natur euch verwilligt hat, den einzigen Reichthum, den ihr habt? Wenn ihr mit den ewigen Zöllen, Schatzungen, Gewerbtaxen dem Handwerker die fleißige Hand, die nichts hervorbringt, die nur den Stoff, den der Landmann schafft, in Formen bringt, und herumführt in alle Winkel der Erde, ihres Lohns, ihrer Hoffnung, des ganzen Zwecks ihrer mühseligen Arbeit beraubet, werden da nicht alle die Hände sinken, und selbst nun der unbelohnte Landmann lieber der Freigebigkeit der Natur entsagen, als ihr mit seinem Schweiß einen Ueberfluß abverdienen, der todt in seinen Händen bleibt! Aber woher nehmen wir unsere Bedürfnisse, die jetzt durch alle die Abgaben allein bestritten werden, und von allen den Einschränkungen einen so wichtigen Zuschuß bekommen? fragte man die neuen Philosophen. Woher, wenn die allgemeine Freiheit unsre langsamere, unerfinderischere Nation mit fremden Waaren überschüttet, unser Geld hinauszieht und unsre Arbeiter müßig stehen?

Sie riethen, die Abgaben blos auf den Ueberschuß der Erdprodukte, nach Abzug aller Vorschüsse des Landmanns, zu legen; sie zeigten in scheinbarer Hoffnung, daß das Uebermaaß dieser Produkte durch ihre stete Vermehrung alles, was jetzt unweise erpreßt werde, von selbst dreifach geben würde; sie lehrten Mäßigung, empfahlen dem Staat Weisheit, sich in seinen Grenzen zu genügen, und Gerechtigkeit, die Uebermacht in Schranken zu halten, und erfanden eine so wohl und so fein ausgedachte Tabelle der Vertheilung der jährlichen Produkte, daß sie nothwendig Eindruck auf alles, was weise und gut ist, machen mußte. Sie machte ihn wirklich. Ein edler Fürst, ein liebevoller Vater seiner Unterthanen, von dem ich sonst nichts sage, weil ich alles für ihn empfinde, was man für die Besten der Menschen und die Besten der Fürsten empfinden kann, ergriff dieses neue System mit Eifer. In Italien versuchte einer der größten Regenten es fast völlig einzuführen; und Frankreich selbst stellte einen der treuesten

Schüler dieses wohlthätigen Evangeliums an die Spitze seiner Geschäfte! Aber es ist viel leichter, in die Dämmerung des menschlichen Denkens Licht zu bringen, als in dem Irrgarten des menschlichen Handelns die richtige Straße zu finden. Das jetzige Bedürfniß, das die Ernte, die das System so spät versprach, nicht erwarten konnte, und tausend andere Nebenumstände, hinderten fast überall die Ausführung des neuen, lange nicht genug vorbereiteten, mit zu viel Zutrauen auf die Menschen des achtzehnten Jahrhunderts ersonnenen Finanzplans! und auch der blieb liegen in zahllosen Schriften und Gegenschriften. Und so ging es leider der ganzen edlen, schönen Philosophie unsers Freundes.

Es ist nicht, meine Brüder, es ist noch nicht die Zeit, wo Weisheit ihr Haupt erheben, und der Mensch wieder Mensch werden kann! O könnten wir's, die Lehren unsers Freundes und sein edles Beispiel hätten uns dazu gemacht; aber wir sind, wie selbst unser Freund in seiner Geschichte der Menschheit sagt, viel näher noch an der alten Barbarei, als wir glauben. Unsere Vorfahren, sagt er, waren rauhe Barbaren; wir haben nichts vor ihnen voraus, als daß wir weichliche Barbaren sind.

Doch gedankt — und tief gedankt sei es den Weisen unserer Zeit, daß sie mitten in der Barbarei so mühsam, so menschenfreundlich den Samen ausstreuen, der ohnehin lange im Boden liegen muß, bis er sich entwickelt. Die Zeit wird kommen, wo er gewiß sich entwickeln wird! Und dann, o *Iselin*, wird man auch deinen Namen oft segnen, und dich oft nennen unter den Wenigen, die Muth hatten, unter einem unweisen Geschlecht Weisheit zu predigen!

Und war er nur Prediger der Weisheit? O meine Brüder, ich fühle, wie wenig ich von unserm edlen Verstorbenen gesagt habe und sagen kann! Ich habe euch gezeigt, wie er dachte von dem Menschen und des Menschen Weisheit und des Menschen Beruf; wie er fühlte die allgemeine Gleichheit aller unserer Brüder von Zonen zu Zonen; wie er erkannte die gleichen Ansprüche Aller auf die reichen Geschenke der unerschöpflichen Natur; wie er ordnete die Wettrenner auf der großen Laufbahn, daß Keiner hindere den Andern und Jeder erringe den ihm beschiedenen Preis! Aber den Gang, den er selbst ging; die Anstrengung, die Verleugnung, den Eifer, womit er selbst lief diese große Bahn; die Genügsamkeit, mit welcher er selbst aus der großen Masse der menschlichen Seligkeiten sich keine erringen wollte als die, sich des Wohls der Andern zu freuen; die edlen Thaten, womit er als Mensch, als Patriot, als Freund, jeden Tag seines Lebens verherrlichte, den bessern Theil seines Lebens, — denn was ist unser Reden und Schreiben? Nur die Thaten verewigen den Mann! — den bessern Theil seines Lebens muß ich Andern zu erzählen überlassen.

O ihr edlen Schweizer! Ihr, die ihr jetzt schon fühlet seinen ganzen Werth, ihr habt ihn mit mir und mit ganz Deutschland gekannt als den Philosophen, den Weisen, der unermüdet nachspürte der reinen Quelle der Wahrheit und inbrünstig durstete nach ihren Ergießungen; aber ihr kanntet näher als die Welt, die seinen Geist liebte, das edle Herz, das diesem Geist allein den Stempel der ächten Weisheit geben konnte! — Es hat Tausende gegeben, die dachten vor ihm, was er dachte, aber Wenige, die waren vor ihm, was er war! — Euch rufe ich auf, den bessern Theil seines Lebens zu erzählen; euch, die ihr ihm näher lebtet, als ich, der ich kaum seinen Geist in der Ferne zeigen kann; euch rufe ich auf, zu schildern sein edles, gutes, volles, warmes, inniges Herz, zu verewigen jede That seines Lebens und ihn auszuzeichnen unter den Wenigen der Sittenlehrer, deren L e b e n b e w e i s t i h r e n G l a u b e n a n i h r e L e h r e. Ihr wißt, unter Tausenden verstand er am besten die Kunst, zugleich Patriot und Menschenfreund zu sein! Ganz Schweizer, ganz durchdrungen von dem reinsten Gefühl der bürgerlichen Freiheit, ganz voll von Verehrung und Dankbarkeit für die großen Menschen, die euch aus dem drückenden Stand der Unterwürfigkeit in den

Stand der Freiheit gesetzt haben, in welchem ihr nun dasteht zum Denkmal, was männlicher Muth vermag, wenn er ein reines Herz belebt; ganz warm vom weisesten Patriotismus, vom helvetischen Nationalgefühl, hielt er es nicht für geringer, seine alte Brüderschaft mit der übrigen ganzen Welt zu erkennen! Jede seiner Nebenstunden war dem Besten des Ganzen gewidmet; jeder Fremde, der ihm nahte, fand in ihm einen Freund, einen Rathgeber, einen Beistand, einen Lehrer; jede gute That, die er hörte, jede löbliche Einrichtung, die er erfuhr, jede nützliche Verordnung, die ihm vor Augen kam, wurde durch ihn in seinen merkwürdigen Ephemeriden allgemein bekannt gemacht; und wie mancher edle Jüngling, wie mancher würdige Mann wurde durch ihn ermuntert, auf den Weg zur Weisheit geführt, zu Thaten gereizt, für die ihn die jetzige Welt und ganze Geschlechter nach ihr segnen werden!

Aber sein ganzer Tag, die Hauptsorge seines ganzen Lebens, war seinem Vaterlande heilig. In dem wichtigen Posten, den er in dem freien Kanton Basel verwaltete, hat oft ganz Helvetien ihn mit Beifall, und immer sein freies Vaterland ihn mit dankbarer Liebe verehrt. Ihr wißt, wie er selbst auch hier überall seinen weisen Grundsätzen treu geblieben ist, wie er gearbeitet hat, auch hier auszuführen den großen Plan, der vor seiner Seele schwebte, und den er mit den weisen Vätern seines freien Vaterlandes gewiß ausgeführt hätte, wenn sein und unser Zeitalter in das Zeitalter der großen Thaten gefallen wäre.

O es ist unmöglich, daß ihr das schöne Bild dieser schönen Seele solltet lassen verborgen sein! Die warmen Freudenthränen, die gestern unser Vorsteher auf sein Grab zollte, bürgen mir dafür, ihr könnt es nicht! Dem Weisen konnt' es nicht fehlen an Freunden in einem Zeitalter wie unseres, nicht fehlen an Verehrern!

Ich kenne euch, ihr Bürger seines edlen Vaterlandes! So glänzend die Thaten eurer großen Vorfahren sind, die euch eure Freiheit mit ihrem Blute erkauft haben; so andachtsvoll ihr oft steht vor ihren Denkmalen, vor jedem Fußtritt Landes, wo eure Helden gefochten, eure Patrioten gesprochen haben für Freiheit und Eintracht, so warm und inbrünstig ihr singt ihr Lob und lehret ihr Beispiel: so gerecht seid ihr gegen die wo nicht gleich glänzende, doch gleich große Thaten eurer Zeitgenossen! O ihr wißt, wie wir sparen müssen mit großen Menschen! Der Guten gibt's noch viele! Wer wollte leben unter der schönen Sonne, so schön sie ist, wer wandeln auf der reichen Erde, so reich sie ist; wer wollte leiden das Schlagen des warmen Herzens, so warm es schlägt, wenn nicht noch so viele gute Menschen mit uns von der Sonne beschienen würden; mit uns auf der Erde wandelten, an dem Herzen schlügen! O — und Zeugen seien auch die Tage, die wir eben jetzt wieder hier zusammen leben! — Der guten Menschen gibt's noch so viele. Aber, Freunde, wenige gibt's der Großen, auch unter euch Wenige, ihr Schweizer! Und wenn dann Einer von den Wenigen vor unsern Augen lebte und nicht mehr lebt, solltet ihr den vergessen? solltet ihr dem nicht in eurer Geschichte sein Ehrendenkmal setzen? Sei's, daß Tugend sich selbst belohnt, sei's, daß auch der große Mann, der mit patriotischer Weisheit eure goldne Eintracht, euren Wohlstand erhalten helfen, selbst mitgenossen hat alle die Früchte seiner Arbeit; sei's, was, wenn mich nicht alles betrügt, — mein Herz und der Geist, der zu meinem Herzen spricht — unmöglich ist; aber sei's, daß die Gestorbenen uns nicht mehr hören, nicht mehr kennen, nicht mehr zurücksehen auf uns: so sind doch noch da eure Männer, eure Jünglinge, eure Kinder, in deren Herzen der Funken verborgen liegt, bis ihn weckt die Geschichte der großen Thaten ihrer Zeitgenossen. O sehet, wie sie sinkt in Ohnmacht die hoffnungslose Verzweiflung, daß wir noch können sollten, was die Menschen voriger Jahrhunderte konnten. Weckt dann den wenigstens auf, den verborgenen Funken, durch die Geschichte unsrer gleichzeitigen Tugend! Und wo wollt ihr mehrere finden,

als in dem Leben unsers weggegangenen Freundes? Sehet, die Gesellschaften der Weisen haben ihn bekrönt, und sich gefreut, ihn aufzunehmen in ihren Schooß; Deutschland hat seinen Namen mit Ehrfurcht genannt unter den besten Menschen: ihr könnt ihn nicht anders nennen, als unter den besten der Schweizer! Wie könnt ihr also die Verewigung seiner Lebensgeschichte euren Bürgern, euren Kindern, euren Nachkommen vorenthalten! O wie gern wollt' ich sie selbst ihnen geben; aber mir, als einem Fremden, der so wenig mit ihm gelebt hat, ziemt es nicht, in die Geschichte eurer Staaten, wo er so thätig eingeflochten worden ist, einzudringen, ist es versagt, sein tadelloses Menschenleben zu schildern, wenn auch sonst mein Mund seiner würdig wäre! So voll mein Herz ist von Verehrung von ihm, so muß ich dennoch nur denen, die mit ihm gelebt haben, nur seinen Mitbürgern das edle Geschäft, sein reines, schönes Patriotenleben zu beschreiben, überlassen; und wenn ich übernommen habe, heute vor euch von ihm zu reden, so war's nur, einen von Euch oder den Euren zu diesem würdigen Geschäft zu ermuntern und selbst zu zeigen, daß ich seinen ganzen Werth fühlte und seinen ganzen Verlust empfinde!

Aber doch eine der edlern Thaten seines Lebens sei mir erlaubt für mich zu nehmen, eine der schönsten, der besten, deren Andenken uns am nächsten angeht, meine Brüder, und die uns allen, und auch gewiß mir, unter allen ewig heilig sein muß; in welcher er zugleich ganz den wahren Schweizer und den edlen Menschenfreund vereinigt hat, und die vor allen ich, wenn ich ein Wort sagen könnte, das ewig dauert, für alle Zeiten verewigen möchte.

Ihr ahnet alle und fühlet alle, meine helvetischen Brüder und Freunde, daß ich reden will von der Stiftung dieser mir so theuren, — und ich darf's sagen, — selbst eurem Vaterlande so wichtigen Gesellschaft, deren jährliche Feier wir gestern begangen haben! Ihr wißt, sie war vornehmlich ein Werk seiner Hände. Sein umfassender Geist und sein weites Herz konnte die Vereinzelung eurer eidgenossischen Staaten nicht ertragen! Es war ihm nicht genug, daß Bund und Siegel euch zusammenhielte, ach, er wußte zu wohl, wie schwache Bande es sind, die Bande des Bundes und der Siegel! Er wollte Schweizerherzen an Schweizerherzen binden, wollte machen, daß, wer des Bundes wegen sein Blut für den Andern lassen sollte, es auch der Liebe wegen ließ, ohne Bund, wollte, daß ihr euch sähet, euch kennen lerntet, wie ihr das ganze Jahr hindurch eure Freiheit zusammen genießet, auch durch einige Tage zusammen schmecktet, wie süß es ist, zu leben mit Freiheit!

Voll von dem Wunsch legte er mit wenigen Edlen den Grund zu diesen Zusammenkünften, deren wir nun die drei und zwanzigste zählen. Niemand war pünktlicher, sie zu besuchen, als er. Zwar nur einmal und kurz habe ich ihn da gesehen, unsern Freund, denn in den folgenden Jahren hatte schon seine Krankheit seine Kräfte zu sehr untergraben; — aber in dem einen Mal sah ich genug, wie glücklich er war, wie wohl ihm wurde in dem Zusammenfluß seiner edeln Schweizerbrüder.

Wenn ihr vormals euch versammeltet, so geschah es mit dem Schwert an der Seite und den Waffen in der Hand; da band euch Liebe zur Freiheit, die auch die Rohesten, oder Noth, die auch die Entferntesten bindet; aber hier ist's Liebe im Herzen, die Freude auf der Stirne, der Becher in der Hand und der Gesang auf der Zunge, der uns bindet! O wahrlich ein herrliches, das einzige Band, das auf ewig zusammenhält! Wem die freie Seele entgegenhüpft und wen sie Freund nennt, wen das Freude suchende Herz an sich drückt, die heiter lachende Lippe küsset, der ist gewiß Freund und wahrhaftig!

Ich habe es gefunden, o Gott! wenn mein Herz sich dir nahte in Leiden und Noth, so war ich nie so dein, als wenn ich in dem Augenblick überströmender Freuden dich meinen Vater nannte! In der Noth war mir's, ich zweifelte

noch, ob du mich hörtest! aber wenn mein Herz froh war, so fühlte ich dich gegenwärtig mit allem deinem Segen! Auch habe ich den Freund nie vergessen, der seine Freuden theilte mit mir! Jede Stunde der Freunde, die ich mit ihm durchlebte, war ihm ein Pfand für mein Herz!

Und solcher Stunden hast Du uns durch die Errichtung dieser Gesellschaft viele gegeben im Jahr, verklärter, ewiger Freund! Wie viele sind unser, die einander nie gesehen hätten ohne ihn! Wie viele, die hier schlossen das Band einer unverbrüchlichen Freundschaft? Wie viele, die in ihren engen Kreisen nahe waren, dem Menschengeschlecht zu entsagen, wo sie keine Menschen fanden, und die hier fanden, was sie ihr Lebenlang vergebens gesucht hatten? Wie viele von euch, edle Schweizer, lernten hier wieder fühlen Schweizerherz, das sie so lange sich nicht gefühlt hatten? Wenn Stand und Rang und Religion und Reichthum und Ehre und Sitten von Kanton zu Kanton, von Mann zu Mann, unübersteigliche Klüfte befestigten, so wurden hier alle, alle überstiegen; alles, alles wieder in seine edlere, freiere, ursprüngliche Gleichheit gesetzt. Da fühlt dann die Seele sich wieder ganz, ermannt sich wieder, sieht hinaus über alle die kleinen Verhältnisse, die menschlicher Unverstand eingeführt hat, und steht da in selbstständigem Werth!

Ewig bleibe von euch entfernt, ihr glücklichen Helvetier, der Feind der Freiheit! Aber wenn er, wenn der unersättliche Despotismus auch eure unübersteiglichen Berge überstiege, und ihr dann stündet auf ihren Gipfeln, das Vertheidigungsschwert und das Schwert der Rache in der Hand, der Basler unter seinem Panier, der Zürcher unter seinem, und der Schaffhauser und der Berner, und der Luzerner und der Urier, und alle die festlichen Namen des freien Helvetiens, und jeder ausblickte aus seinem Volk, und sähe in den andern Zügen den Bruder in den Waffen, mit dem er hier gesungen das Lied der Freiheit, hier bekrönt den Pokal der Freude: wie würde sein Herz glühen, wie würde er sich werfen in die Schaaren der Feinde, zu retten den Freund, den Bruder, mit dem er hier das ewige Band des Herzens geknüpft! Wie würde das Andenken an jede Stunde der Freude, die er hier mit ihm getheilt hat, mächtig rufen in seine Seele; wie würde, wenn auch Kleinmuth und Selbstigkeit das Schwert ihm aus den Händen sinken machte, selbst die Scham vor der Stirn seines Freundes, seinen Arm stärken, zu behaupten die glorreiche Freiheit, zu halten die Rechte, die seine großen Väter ihm erworben haben, und zu decken den Bruder, den Iselin's Hand seinem Herzen zugeführt hat!

Oder sollte ein Verräther des Vaterlandes selbst unter euch, verbundene Völker, treue Eidsgenossen, wie leider auch in bösen Zeiten geschehen, den Samen der Zwietracht säen; sollte Eigensinn, Stolz und Neid euch vergessen machen, daß ihr Brüder seid, mit Einem Blut zusammen erkauft, mit Einem Eid zusammengebunden, und ihr solltet in einem unbedachten Augenblick euch wieder einmal aufmachen, und Brüder gegen Brüder zu Felde ziehen; und es sollte dann Einer von uns hier, der Andere dort sich begegnen auf der Ebene, schon bestimmt zu einem Schauspiel, vor dem sich Gott und seine guten Geister verhüllen; wie würdet ihr euch herausdrängen aus den Reihen, stürzen zwischen die entzweiten Brüderheere, euch umarmen, wie ihr hier euch umarmtet, und dieser Tage Geschichte, dieser Tage Liebe, Freuden, Eintracht laut rufen durch alle Reihen, bis sie sänken die schon gezogenen Schwerter, sich öffneten die gewaffneten Arme, und Schinznacher und Oltener Eintracht eure Tausend und Tausend wieder zu Eins machte, wie Iselin uns hier zu Eins zusammenführte! Oder sollte mitten im Frieden und scheinbarer Eintracht das Gift, das eure Nachbarn berauscht hat, die leere Eitelkeit auch euch berauschen, sollte der gewerbsame Schweizer, zu dessen Städten das Gold und der verführerische Reichthum der Erde zusammen fließt, den genügsamen Schweizer in seinen Thälern, bei seinen Heerden, in seinen Sennen verachten; sollte der städtische, feingesittete Jüngling den

einfachen Alpenbewohner in seiner treuherzigen Einfalt geringschätzen, und ihr kommt hier zusammen, schmecktet hier, wie gar andere Seligkeiten die reine Menschennatur für uns aufbehalten hat, wie gar leer die sind, die Menschenphantasie sich aufzwingt, gegen die, die aus dem Wollen der Freundschaft, der Liebe, dem Vertrauen, der Freude geheiligten Herzen strömen; wie solltet ihr hier euch wieder heiligen zusammen und reinigen und mitten im Ueberfluß eingebildeter Schätze bewahren lernen den wahren Schatz genügsamer Einfalt, der eure Freiheit erkaufte und ohne den sie verrauchen wird, wie sie so oft verraucht ist unter allen Himmelsstrichen! —

O Brüder, es ist nicht in der Natur des Menschen, daß auch die reinsten Plane unsers bessern Verstandes uns wärmen sollten zu edlen Thaten, uns halten sollten auf ebener Bahn! Vielleicht, daß dort bessere Geister, die alles sehen, wie es ist, beim bloßen Anblick der Dinge und ihrer Verhältnisse mit festen, männlichen Schritten gehen ihren besten Weg. Uns muß Erfahrung, uns muß Gefühl des Guten leiten zum Guten! Darum öffneten uns hier Iselin und seine weisen Freunde den Saal der Freundschaft, der Liebe, der Eintracht, der Freude, daß wir sie schmeckten, ihre Seligkeit, und wenn wir uns gesättigt hätten an ihnen, ausgingen jeder zu seinem Volk und predigten, was *mit Freiheit und Liebe der Mensch dem Menschen sein kann*; darum sei sie uns auch ewig heilig, diese Schule der Freundschaft, und, ich darf's sagen, der bessern Weisheit. Denn welche ist besser, als *die beginnt vom Herzen und sich wieder ergießt ins Herz*! Darum sei Du uns ewig heilig, ihr erster Stifter!

O siehst Du uns noch versammelt, Unsterblicher! Wenn Du da oben wandelst über uns in bessern Welten, denkst Du noch an uns? Wenn Du dort lebst mit weisern, reinern Seelen, mit Deinen Lykurgen, mit Deinen Sokraten, allen den Weisen der Christen und Heiden, erinnerst Du Dich noch an uns? Und sähest Du uns nicht, dächtest Du nicht an uns, und erinnertest Du Dich unser nicht: so würden eben die weisern, bessern Geister, die mit Dir leben, und die aufzeichnen jede gute That unsers Erdenlebens, so werden die Engel der Liebe, der Genius der Freiheit und Dein Tell und seine ersten Genossen Dir auch die Stiftung dieser Gesellschaft mit unter Deinen besten Thaten nennen! Sie werden Dich erinnern an uns! — Auch wir wollen ewig Deiner gedenken!

Gewiß, Brüder, ewig! Das unbedeutende Denkmal, das ihr mir erlaubt habt, heute unserm Freund zu setzen, ist die geringste Feier, die wir ihm widmen! In unsern Herzen, die wir ihn gesehen und mit ihm gelebt haben, wird sein Andenken unauslöschlich sein. Und wann wir einst ihm folgen, und eure freien Enkel sitzen dann hier auf unsrer Stelle noch zahlreicher, noch wärmer, noch treuer, noch liebevoller, noch froher als wir: so werden sie dankbar nachsuchen, wer sie zu einer so guten Stunde zusammengebracht hat; und dann werden sie ihn finden, den Namen unsers Iselin's, und sich freuen, daß das kalte, trübe Alter ihrer Väter noch so viel Licht und Wärme zeugen konnte!

Sanft ruhe seine Asche und sein Geist freue sich unser!

2.

Aus einer Rede von Posselt,

gehalten am 29. Januar 1788.

Dem Vaterlandstode der vierhundert Bürger von Pforzheim [1]).

(In der Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622), welche der Markgraf Georg Friedrich von Baden verlor, stellten sich, als sein übriges Heer sich in die Flucht stürzte, und er selbst, durch die Bitten der Seinigen gedrängt, vom Schlachtfelde wich, 400 Bürger von Pforzheim, die ihn unter dem Bürgermeister Deimling als Hauptmann zur Leibwache gefolgt waren, um den Feind von der Verfolgung ihres Fürsten zurückzuhalten, allein noch gegen das ganze siegreiche östreichisch-spanische Kriegsheer, fochten da mit dem Muthe solcher, die dem Leben entsagt haben, wiesen die ihnen zweimal von Tilly angebotene Gnade kalt und ruhig ab, und starben zuletzt Mann vor Mann den großen Tod für's Vaterland.)

An den Ufern des Eurotas wohnte vor Jahrtausenden ein Volk, wenig bedeutend, wenn man es nach Gold oder Menschenzahl oder Feldmark schätzt; ein Volk, an Wortkünsten arm, doch reich an Thatkraft, das mit eherner Ruhe auf jeden Feind herabsah, weil es zu sterben verstand. — Einst schien der Gefahren letzte aufzugehen über Griechenland. Xerxes, der Perser König, in mehr als Einem Welttheile Herr, drohte ihm der Untergang. Wie, wann Gott die Völker mahnen will, daß Er herrsche, der lange Zug von Donnerwolken fernher langsam feierlich am Gesichtskreise heraufzieht und immer finsterer und finsterer sich fortwälzt, als brächte er die ewige Nacht wieder; so rückten Xerxes Schaaren an. Völker, die von den Gewässern des Nils, Ganges und Tigris tranken, Völker aus den lieblichen Ebenen Babylons und von dem wolkenschweren Gipfel des Kaukasus; des größten Welttheils ganze Last stürzte über die Fluthen des Hellesponts. —

Aber am Eingange Griechenlands hat die Natur eine steile Felsenpforte aufgethürmt, unter dem Namen Thermopylä, durch die ewige That, die auf ihr geschah, aller Welt bekannt; dort lagert sich Leonidas mit 300 Spartanern. Der ungezählten Heerschaar, die einem Meere gleich heranwogt, wie sie auf engem Raume die Handvoll Helden sieht, scheint es jetzt mitleidswerth, dann wahnsinnig, daß 300 nicht weichen wollen vor tausendmal Tausenden; aber die Spartaner stehen! Der Perserkönig, von so viel Muth gerührt, beut ihnen Gnade, ihrem Heerführer die Herrschaft über Griechenland an; aber die Spartaner wanken nicht! „So kämpft doch endlich!" ist die ganze Antwort der Helden, die nicht gern Worte verlieren, wo Thaten zu gewinnen sind. Nun gebeut Xerxes zur Schlacht. Je zehntausend der Perser kämpfen gegen der Spartaner Einen; aber die Spartaner fürchten die Zahl nicht, weil sie den Tod nicht fürchten. Ihr Leben gehört nicht mehr ihnen an; es ist ganz dem Vaterlande geweiht. Ihr Himmel ist in ihrer Brust; ihr Tod ist Unsterblichkeit. Ganze Hügel erschlagener Perser thürmen sich empor; aber auf den Hügeln fallen zuletzt die Spartaner bis auf Einen. Gebeugt zieht Xerxes mit großem Heere und kleiner Seele nach Asien zurück. Griechenland bleibt frei.

Das geschah auf Thermopylä.

Seid ihr bewegt? Staunt ihr hinauf an solchem Edelmuth? — O, so weit die Sonne leuchtet über der Erde, haben Alle an ihm hinaufgestaunt und

---

1) Siehe Lehrbuch der deutschen prosaischen und rednerischen Schreibart u. s. w. von Pölitz. Halle 1827. S. 297—303. — Ernst Ludwig Posselt, geboren d. 22. Januar 1763 zu Durlach in Baden, Geschichtschreiber, starb d. 11. Junius 1804 zu Heidelberg durch Selbstmord.

werden hinaufstaunen an ihm, so lange man große Thaten verstehen wird. Aber unter Allen seid Ihr es, die es neidlos, mit dem Bewußtsein gleiches Ruhmes thun.

Zu der Zeit, da Herrschsucht und Freiheit und Zügellosigkeit, da Glaube und Aberglaube und Unglaube zweifelhafter als jemals mit einander rangen, da man voraussah, daß auf stürmischen Frieden ein welterschütternder Krieg folgen müßte; zu dieser Zeit trat Georg Friedrich, Markgraf von Baden, auf, groß an Geist und Herz und Waffenruhm, und der in der allgemeinen Noth nicht, wie die Uebrigen, sich, sondern allein das Vaterland sah. Schon kannte Ferdinands II. Gewalt keine Grenzen mehr; die Meisten stürzten oder beugten sich selbst. Noch stand Georg Friedrich da, unerschüttert. Mit 20,000 Mann eigener Krieger rückt er aus, er allein, der fürchterlichen Uebermacht Ferdinands die Spitze zu bieten. Seinen Leib bewachen 400 Bürger von Pforzheim, vom Verhängniß auserwählt, aller Thaten größte zu thun — zu sterben fürs Vaterland.

Dort, wo der Neckar im friedlichen Laufe über die Felder von Wimpfen fortwogt, stößt die vereinigte östreich-spanische Macht, überzählig an Schaaren und wohlausgeruht von der Arbeit des Kriegszuges, auf des Markgrafen kleineres, abgemattetes Heer. Früh begann die Schlacht und endete spät. Nicht die Menge schreckte Georg Friedrichs hohen Geist. Er rang mit Riesenkraft für deutsche Freiheit, indeß die Feinde herzlos, ohne begeisternden Zweck, für fremde Unterdrückung kämpften. Auch stand bei ihm Bernhard von Weimar, den nachher noch so manche unsterbliche That auszeichnete, und Magnus von Würtemberg, unter dem dreimal das Streitroß fiel, bis er selbst mitten im Gewühle der Schlacht den Tod der Helden starb. Unstät wankt der Sieg, und schon wankt er nicht; er entscheidet für Georg Friedrich — aber dem Allmächtigen im Himmel gefällt es anders. Wie von seinem Blitze getroffen, so stäuben plötzlich in tausend Trümmern die Geschützwagen Georg Friedrichs aus einander. Sogleich sinkt ein Theil seines Heeres zerschmettert in den Tod hin; der andere wankt, wird zerrüttet, flieht. Vergebens schallen weit umher Georg Friedrichs Ermahnungen; vergebens färbt sich sein Feldherrnschwert dunkelroth im Blute der Feinde. Gottes Schrecken stürmt hinter seinen Schaaren her: kein Sterblicher kann sie mehr halten. Für eigene Rettung kalt, nur um Deutschlands Freiheit bekümmert, von den Bitten der Seinigen bestürmt — flieht endlich auch Er. Aber wohin soll der große Unglückliche fliehen vor dem Feinde, der seinem Siege dicht an der Ferse folgt? — O, seht ein Schauspiel, der Betrachtung Gottes werth; alles, alles flieht — nur die Bürger von Pforzheim nicht. Vierhundert stehen da, vierhundert tragen die ganze Last eines Kriegsheeres, das gesiegt hat. Man beut ihnen Leben an; sie wollen Tod. Man beut ihnen Gnade an; sie wollen Unsterblichkeit.

Lange hat sich das übrige Heer in stürmischer Flucht zerstreut; sie achten es nicht. Ernster, männlicher ward nie eine Schlacht geschlagen, als durch sie. Kein Grimm, wie der Verlassenen; keine Klage, wie der Besiegten; kein Geächz, wie der Sterbenden. Der Sohn sieht den Vater, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund fallen, — und weint nicht. —

Dieser That eurer Vorväter und Mitbürger gedenket oft; auch im Frieden. Noch ist nicht ausgekriegt im stürmischen Deutschland. Früher, später, — das weiß nur Gott — aber sie wird ausbrechen über euch, die lang verhaltene Gefahr. Seht ihr nicht, wie wechselsweise jetzt Arglist mit scheuer Ferse, dann mit donnerndem Tritte die Gewaltthat, in die uralten Hallen unsers Staatsgebäudes umhergeht und sinnt, welche Säulen sie zuerst zertrümmere? — Seht ihr nicht, wie immer noch die weltliche Macht mit der geistlichen den lange unentschiedenen

Kampf fortkämpft? und dies niemals ruhige Drängen und Reiben und Stoßen so vieler und so verschiedenartiger Theile unserer Verfassung!

Blickt hinab an der langen Reihe eurer Kaiser! Seht ihr, dort, mit dem finstern, umwölkten Antlitz, mit der Gebärde des Alleinherrn, mit dem tiefen Blicke, der voll Trotz in ungeheuren Planen wühlt? — Das ist Karl V., der die Fürsten eurer Väter, nachdem es ihm lüstete, aus ihrem Erbe stieß, der ihren Nacken durch das eiserne Gewicht seiner Ketten niederzog; der nach den Launen seines immer aufgejagten Blutes mit ihrem Leben, wie mit einem Balle, spielte. Er verstand die Zauber der Schaarkunst nicht; in seinem Busen schlug das große, kühne Herz nicht, das frohlockt in der Gefahr, und beim Widerstande steigt. Die Natur hatte ihm das Meiste versagt, wodurch Cäsar einst unter großen Menschen der Größte und Friedrich unter unsern Menschen der Einzige ward. Wenn Karl gebot, so stäubte Gold wie Sand aus den Bergschlünden von Peru. Er brachte zuerst jene schwüle spanische List nach Deutschland, die den Geist aller Verfassungen hinter dem Namen wegzieht und dann, sobald es ihr gefällt, mit einem Donner der Uebergewalt auch die Namen zertrümmert.

Im folgenden Jahrhunderte griff Ferdinand Karls weithin ausgeführten Plan auf. Schon irrten die gewaltigsten Fürsten Deutschlands, vom Blitzstrahle der Reichsacht getroffen, als Verwiesene in allen Ländern umher. Stolz wehten schon über den Fluthen der Ostsee die Wimpel Ferdinands. Kein neubeschworenes Gesetz, keine durch ihr Alter würdige Verfassung galt. Der Reichstag, einst der Sammelplatz der Helden, der Quellpunkt deutscher und die Schutzwehr europäischer Freiheit, war öde und todesstill, wie ein Kirchhof. Herr, Herr Gott in Deinem Himmel, wie war da Dein Arm so fürchterlich ausgereckt über Deutschland!

Eine solche Zeit, glaubt ihr, sie könne nie wiederkehren und fürchterlicher? O, ihr Keim liegt tief in jedes Menschen Herz — ihr Keim ist Herrschsucht. Was vielen gar nicht, was manchen nur halb, oder doch nur kurz gelang; wer mag in die Wolkennacht hineinschauen, die um die Zukunft her ist und behaupten, es werde keinem ganz und dauernd gelingen?

Aber, wenn dann auch Er, mit der Felsenseele, die jedes Hinderniß zermalmt; mit dem weiten Herzen, das für eine Welt ausreicht, einst geboren wird; ganz wie er sein muß, um Alles zu beugen unter sich Einen, — mild und fürchterlich, klug und heldenkühn, langsam und wetterschnell, niedrig und hoch, alles um der Herrschaft willen; wann er dann, wie eine Feuersäule, über den Erdball sich hinwälzt, er sei Deutscher oder Nichtdeutscher, fürchtet ihn nicht! Zwar schaudernd ist es, einen solchen Dränger zu sehen; aber wo keine Sklaven sind, da ist kein Tyrann. Nur der Freiheit Geist lebe in euch; jener Geist, der die Vierhundert trieb, daß sie lieber Tod wollten als Gefangenschaft. Die Männer von Sparta, als sie auf Thermopylä den Tod fürs Vaterland starben, waren frei unter Königen, und das sind die Britten noch jetzt. Eure Vorväter, als Hermann Roms Legionen vertilgte, waren frei unter Fürsten, und das seid ihr noch jetzt. Nur daß Einer nicht über Alle herrsche, ist das Losungswort unsrer uralten Verfassung. Die Fürstengewalt, ihrem Zwecke und Ursprunge nach eine sanfte väterliche Gewalt, ist das Unterpfand deutscher und die Schutzwehr europäischer Freiheit. Darum ehret eure Fürsten, auf daß ihr selbst ehrenwerth seid. Mit ihnen steht oder fällt auch euer Ruhm — der Ruhm, freie deutsche Männer und Schützer des Gleichgewichts unter den Völkern zu sein. Oder wollt ihr weniger thun für eure Fürsten, als die Bürger von Pforzheim thaten für ihren Georg Friedrich?

Glückselig Du, für den eine That geschah, wie sie im langen Laufe von Jahrtausenden nur selten geschah. Freue Dich, des Schicksals Stürme sind verhallt; über Deinem Staube wölbt sich der unermeßliche Himmel; um ihn her

rauscht einst die Auferstehung. Und wann sie dann kommt, die große Stunde, an der die Erde wiedergeben muß, was sie seit Jahrtausenden empfangen hat, wann Gott die gerechte Wage hält zwischen Aufgang und Niedergang; wann alle Größe klein und alle Höhe niedrig wird, und nur der Mensch gilt vor Gott; wann aus dem Gewühle der ungezählten Heerschaar, die um den Richtthron sich herdrängt, der Hocherhabene Euch, den Vierhunderten von Pforzheim, hervorzutreten gebeut, und den Dreihunderten, die auf Thermopylä fielen; — was er dann spricht, der Ewige, das faßt die verwegenste Ahnung des Sterblichen nicht. Ein Laut davon wird sein: „Gnade Euch, und Preis vor Allen! Ihr habt Eures Lebens ganzen Zweck erfüllt, bis in den Tod. Wer sein Vaterland nicht liebt, das er mit sterblichen Augen sieht, von dem er Alles hat, was er hat; — wie kann er mich lieben, den Unsichtbaren, den Künftigen? Stark habt Ihr für Glauben, Freiheit, Vaterland gekämpft. Hier werde Euch der Glaube reinster, der Freiheiten süßeste, der Vaterlande bestes!"

3.

Rede am Geburtstage Friedrichs des Großen,

am 24. Januar 1817 in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin öffentlich vorgelesen von Dr. Schleiermacher [1]).

Zwei wol gleich herrliche und selige, aber sehr verschiedene Zeiten gibt es für die Wirksamkeit eines großen Mannes. Die eine geht an, wenn er die ihm gebührende Stelle in der Welt eingenommen hat und anerkannt zu werden beginnt für das, was er ist, wenn seine belebende Kraft die Stockungen auflöst im gesellschaftlichen Zustand oder in den geistigen Bestrebungen, wenn sein gebietender Muth das Böse und Verkehrte in die Flucht schlägt, wenn er seine Zeitgenossen hebt und erzieht, und das ihm angewiesene Theil der menschlichen Dinge allmälig ordnet und bildet. Von wie viel Hindernissen er auch bedrängt werde, wie Vieles auch unvollendet bleibe, was er gestalten wollte, ja wie vorübergehend sich auch die schönste Blüthe seiner Schöpfung zeige: herrlich und selig für ihn ist diese Zeit immer, nach Maaßgabe seiner Größe; denn nur der ist groß, der selbst, indem er auf die bewegliche, veränderliche Welt wirkt, in der ruhigen, sich immer gleichen lebt, über die Zufälligkeiten des Erfolgs erhaben, in seiner Ueberzeugung, in seinem Gefühl die Uebereinstimmung seiner Ideen und Zwecke mit der nothwendigen Entwickelung der Dinge trägt und unaufgehalten vorwärts schreitet und sich nur durchdringend und siegend erblickt. Die zweite herrliche Zeit tritt ein, wenn dem irdischen Streit längst entrückt der große Mann endlich ganz der Geschichte angehört, und von dort aus schon ungehemmt und immer gleich auf die fernen Geschlechter der Menschen wirkt nach dem Maaße der Empfänglichkeit eines jeden. Denn nicht nur, mit Platon zu reden, in den überhimmlischen Räumen der Weisheit, wo die ewigen Ideen auf unverrückbaren Grundlagen stehend geschaut werden, nährt sich das Edelste der Seele, sondern gedeihliche Nahrung kommt ihm auch her aus den irdischen zwar, doch verklärten, in heiterer Höhe schwebenden Gärten der Geschichte, wo die einzelnen ausgezeichneten Gestalten der Menschheit, denen vergönnt gewesen ist, einen größern Theil ihres Geschlechtes zu leiten und eben dadurch zu höherer Vollkommenheit herauf gebildet den irdi-

1) Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher, geboren zu Breslau d. 25. November 1768, starb zu Berlin 1834.

schen Schauplatz zu verlassen, nun in gereinigtem Glanze wandeln und bestimmt sind, je nachdem sie zu dem ersten oder zweiten Platz durchgedrungen waren, längere oder kürzere Zeit, denn ewig ist nichts auf dem sterblichen Gebiet, durch das Mittel einer ungetrübten Luft geschaut, die Nachkommen zu erleuchten, und je tiefer ihr Licht eindringt durch das Auge in verwandte Seelen, um so mehr diese zu stärken und zu erheben. Daß dieses, unbeschadet des eignen Lebens, was sie in uns unerreichten Welten führen, das selige und herrliche Schattenleben der edlen Geister auf dieser Erde sei, wird Niemand bezweifeln.

Aber zwischen diesen beiden Zeiten müssen auch sie durch ein dunkles und verworrenes Dasein sich durchwinden. Denn nicht gleich, wenn sie dem Irdischen entrückt sind, gelangen sie zu jener geschichtlichen Ruhe, sondern erst, wenn die menschlichen Dinge, denen sie vorstanden und die der Schauplatz ihrer Größe waren, nicht mehr in denselben Kreisen sich bewegend in einen neuen Abschnitt ihrer großen Bahn eingeschritten sind. Bis dahin nämlich dauert, sind sie selbst gleich verschwunden, ihre unmittelbare Wirksamkeit in nur allmälig sich verkleinernden Schwingungen noch immer fort; aber weil sie sich doch vermindert, weil doch neue Bewegungen geahnet werden oder gefühlt, die mit jenen im Streite sind: so ist dies die Zeit, wo die Kurzsichtigkeit das Vorhergehende immer mit dem Bleibenden, das Zufällige mit dem Nothwendigen verwechselnd, mehr Uebel als Gutes auf ihre Rechnung schreibt, wo die Verkehrtheit, die neidisch alles Große zu hassen wünscht, ihr boshaftes Verkleinerungsgeschäft mit dem besten Erfolg treiben kann; wo dankbare Treue und hohe Einsicht sich vereinigen müssen, um das Geliebteste und Verehrteste zu vertheidigen, das keiner Vertheidigung je bedürfen sollte. Dies ist der Prozeß, welcher der Seligsprechung eines großen Mannes vorangeht, das Fegefeuer, durch welches er hindurch muß, um in den geschichtlichen Himmel einzugehen.

Und diesem Schicksale unterliegt noch immer jener große König, welcher der Held des heutigen Tages ist. Freilich wurde er auch lebend schon ungleich genug empfunden und beurtheilt; aber für seine unmittelbare Wirksamkeit war das unbeschadet. Denn wenn er handelte, bewunderte doch Alles; wenn er hintrat unter die Menschen, war doch Alles bezaubert; wenn er gebot, eilte doch Alles zur Vollziehung. Freilich ist er auf der andern Seite jetzt nicht mehr so, als ehe jene westliche Sündfluth uns erreichte, als jene höllische Erscheinung uns verblendete, die in vielen Stücken sein Gespenst war und sein wollte, so ist er nicht mehr der einzige, mit dessen Gesetz und Weise Alles verglichen wird in der bürgerlichen Welt. Die ruhigeren Impulse, die er dem gesellschaftlichen Zustand gab, sind größentheils verdrängt durch stärkere, stürmische Bewegungen; die Institutionen, die er unter seinem Volke gründete, haben theils allmalig ihre Gestalt sehr verändert, theils haben sie schon weichen müssen der Zeit; das Geschlecht, das unmittelbar sein politisches Leben empfing, ist größtentheils schon abgetreten vom Schauplatz, und die Meisten haben nur noch von seiner alternden Erscheinung einen lebendigen Eindruck empfangen und bewahrt. Aber doch ist noch zu viel von seinem unmittelbaren Lebenshauch übrig, doch steht er uns mit seinem Wollen und Wirken noch zu nah, als daß wir ihn schon im reinen geschichtlichen Lichte erblicken sollten. Vielmehr wie neben dem noch unbegrabenen Leichname streiten sich noch Wahrheit und Lüge, streiten sich noch gute und böse Genien um den hohen Geist, und dieser Streit erneuert sich noch oft lebhaft genug als ein Zeichen, welches diejenigen theilt, die, wie wir denn an der Grenze eines Alten und eines Neuen stehen, sich dem oder jenem leidenschaftlich hingeben. Je stärker aber die entgegengesetzten Urtheile über den Helden des vorigen Jahrhunderts aus einander treten, um desto mehr ist zu besorgen, daß sie nur der Spaltung der Gemüther dienen. Nur schnöde Undankbarkeit und frevelnder Uebermuth kann behaupten, Friedrichs Sinn und Geist sei nur einer sowohl roheren als schlaf=

feren Zeit angemessen gewesen, und seine Weisheit und Kraft würden nicht hingereicht haben, die gegenwärtige Zeit zu tragen, viel weniger zu lenken. Nur feige Unfähigkeit und blödsinnige Hartnäckigkeit, verzweifelnd an der Lösung der Aufgabe, die unserm oder dem künftigen Geschlecht gestellt ist, kann behaupten, könnte jener fortregiert haben, so hätten alle diese Bestrebungen, die eine neue Ordnung gestalten wollen, sich nicht entwickelt, und dürfte der Heros wiederkehren, sein kräftiges Scepter aufs Neue schwingend über sein Volk und weit umher Ruhe und Ehrfurcht gebietend, dann würden bald alle diese Bestrebungen sich in die verborgensten Winkel flüchten, er aber würde nur die vorige Weise wieder geltend machen, und Alles würde zufrieden und glücklich sein.

Nicht etwa von diesen Urtheilen selbst sei die Rede, nur von der Form, in welcher sie sich alle, die Nüchternen wie die Leidenschaftlichen, die Wohlmeinenden wie die Uebelwollenden bewegen, daß man nämlich den großen König aus der Zeit, der er angehörte, die ihn und die er bildete, in die unsere herabziehen und bestimmen will, wie er erschienen, was er wollen, was er leisten würde; nur in welchem Sinne eine solche Frage sollte aufgeworfen werden, und wie weit nur man sie beantworten kann, will ich prüfen, um an diesem seinem Andenken geweihten Tage das Andenken selbst von einer schlüpfrigen und gefährlichen Bahn abzulenken.

Kein Mensch kann getrennt gedacht werden von seiner Zeit und seiner Welt. Nicht nur ist das ganze Leben ein gemeinschaftliches Resultat der immer eigenthümlichen Kraft des Menschen und aller ihn umgebenden und auf ihn einwirkenden Kräfte, in jeder That, in jeder Sitte, in jedem Theil seines erscheinenden Wesens eben so viel von diesen, als von jener, sondern die eigenthümliche Kraft selbst hervorgewachsen aus seinen Ahnen, eingewachsen seinem Volk, kann nur gerade zu dieser Zeit und unter diesen Bedingungen da sein. Darum sind auch dieser wunderlichen verschiebenden Betrachtungsweise diejenigen nicht mehr unterworfen, die, weil wir schon in ganz andern Zeiten leben, uns auch ganz geschichtlich geworden sind. Niemand fragt, wie Platon mit der Philosophie der jetzigen Zeit umgehe, wie Homeros die Helden der jetzigen Zeit besingen würde, Niemand, wie Cäsar in Frankreich, wie Alexander von Macedonien in Rußland würde gehandelt haben; sondern ohne ein solches leeres Spiel betrachten wir diese großen Männer nur in ihrem Leben und Wirken wie es war, und begnügen uns mit dem minder handgreiflichen, aber gewiß desto innigeren und geistigeren Nutzen, den wir daraus ziehen können. Warum wollen wir denn fragen, wie Luther jetzt in der Kirche rathen und walten, wie Bakon die erweiterte Wissenschaft ausmessen, wie Friedrich die umgestaltete Zeit regieren würde? Warum lassen wir nicht die näheren Todten ruhig ihrer geschichtlichen Auferstehung entgegen schlummern, sondern rufen sie in immer doch verzerrter Gestalt gespensterartig hervor? Freilich, wir können es nicht lassen, und das dürfen wir wohl auch gestehen, denn es ist die treue Liebe, die den neuen Einfluß der Abgeschiedenen unmittelbar an ihr eben verhallendes Dasein anknüpfen, ihre Betrachtung nicht nur den künftigen Geschlechtern überlassen, sondern sie auch selbst genießen will; es ist die gehorsame Verehrung, die noch immer unmittelbar Rath und Befehl von ihnen vernehmen möchte, und zu selbst nicht geglaubten Beschwörungen ihre Zuflucht nimmt, ob es doch etwa möglich wäre, ihre Erscheinung zu sehen und ihre Stimme zu hören. Können wir denn dieses Verlangen nicht ganz bändigen: so laßt uns wenigstens gestehen, daß wir die Aufgabe nie vollkommen lösen können, wenn wir nicht in ein leeres Gaukelspiel gerathen wollen, ja daß auch das Mögliche nur durch die größte Vorsicht gelingen kann. Denn wie wollen wir den, dessen Kindheit ein Jahrhundert, dessen Tod ein ganzes Menschenalter hinter uns liegt, in die jetzige Zeit versetzen? Mit allem dem, was die vorige an ihm und aus ihm gebildet hat? oder wollen wir ihn aufs Neue durchgebildet und erzogen denken durch eine dazwischenliegende? Wann soll das angefangen

haben, wie weit soll es gediehen sein? In welchem Alter, in welcher Reife wollen wir ihn wieder eintreten lassen in das thätige herrschende Leben? Bei welchem Zeitpunkte soll er die Zügel wieder ergreifen? Hier ist der Willkür ein so freier Spielraum eröffnet, daß eben deshalb keine bestimmte Gestalt hervortreten kann, sondern nur unstäte, unvollendete Traumgebilde, die, wenn man sie festhalten will, alle verschwinden. Daher werden wir ein lebendiges Bild nie zu Stande bringen, nur nach den innersten Kräften und Principien werden wir fragen können, was die in gleicher Vereinigung lebend jetzt bilden und wirken würden.

In einem Herrscher, soll ihm der Name eines großen Mannes gebühren, muß zweierlei sich vereinen. Er muß ausgezeichnet sein in seinem persönlichen Wesen, damit man fühlt, hätte er auch keinen Thron gezieret, er werde doch mächtig gewirkt und gewaltet, vieles bewegt und beseelt und würdige Denkmäler seines Daseins zurückgelassen haben. Er muß aber auch ausgezeichnet sein durch königlichen Geist und Sinn: er muß das Leben seines Volkes in sich tragen, von dessen Bedürfnissen durchdrungen sein, dessen Bestrebungen und Neigungen in ihren Verhältnissen und Entwickelungen fühlen und theilen, dessen unentwickelte Kräfte ahnen und zu befreien suchen, kurz nicht sowohl der Schutzgeist seines Volkes muß er sein, als vielmehr dessen lebendige Seele, in welcher von allem, was in der Erscheinung streitend sich zu beschränken und aufzuheben sucht, die verborgenste Einheit als gemeinsame Kraft sich bewegt. Ist ein Herrscher zwar in dieser gemeinsamen und öffentlichen Beziehung groß, nicht aber in jener eigenthümlichen und persönlichen: so kann er zwar ein kräftiger Regent sein, ja unter schwierigen Umständen ein errettender und viel bewunderter, wenn er fromm und rein seinem königlichen Gewissen folgt, aber um ein großer Mann zu heißen, ist er zu sehr eine allgemeine Gestalt, ermangelnd einer glänzenden persönlichen Eigenthümlichkeit. Besitzt er diese zwar, aber jene fehlt ihm: so kann auch ein solcher ein wohlthätiger und gesegneter Regent sein, wenn ihm gelingt in die Nähe des Punktes, von dem das Ganze sich fühlen und übersehen läßt, diejenigen zu stellen, in denen das gemeinsame Leben des Volks sich kräftiger regt; aber auch im günstigsten Fall wird seinem Regiment jene frische Kraft fehlen, die ein großer Herrscher hineingelegt, und in minder günstigen wird man sagen, seine Trefflichkeit würde besser erkannt werden, wenn nicht sein Schicksal wäre, zu herrschen. Ja ein solcher, wie denn die Beispiele hierzu in der Geschichte nicht fehlen, kann bisweilen auch freiwillig dem Thron entsagen, was der große Mann nie thun wird, vielmehr unter welchen Umständen es auch sei, lieber das eigne Leben lassen und noch viele Opfer mit sich hinunternehmen, als den erhabenen Posten aufgeben, den er sich würdig fühlt auszufüllen.

Diese beiden Seelen aber, wie wir wohl sagen mögen, sind nothwendig mit einander im Streit. Das Herrschen ist ein göttliches Geschäft; aber eben deshalb droht es mehr als ein anderes, den Menschen in dem Strudel der Unendlichkeit zu verderben. Immer tiefer taucht, immer gewaltiger stürzt es ihn in die Masse, die er beseelen soll, unablässig vervielfältigt es nach allen Seiten die Gegenstände seiner Sorge, daß er ganz sich selbst zu verlieren in Gefahr ist. Die eigenthümliche Seele aber verlangt sich frei auszubilden, und sich ihrer selbst zu freuen nach dem Rechte jedes Erdensohnes, sie klagt unwillig seufzend über jenes fremde, unwohlthuende Leben, und will ihre Bande lösen. Siegt sie nun soweit, daß der Herrscher entweder, wie sehr er auch selbst regieren könnte, doch lieber die Zügel untergeordneten Werkzeugen überläßt, so achten wir ja den, der nicht ganz er selbst sein will, zu gering, um ihn groß zu nennen, und vergrübe er sich auch in der geheimnißvollsten Weisheit, oder opferte den edelsten Künsten. Oder siegt sie so, daß er, um weniger herrschen zu dürfen, das Leben des Volkes hemmt, oder daß er es gewaltsam zu seiner Persönlichkeit hinunterbeugt, um

herrschend zugleich seine besondere Neigung zu befriedigen, so wenden wir uns von ihm als von einem weichlichen oder eigensinnigen, immer selbstsüchtigen Gewalthaber. Siegt hingegen die gemeinsame Seele so, daß das ganze Leben dem Herrschertriebe gewidmet wird, daß immer mehr in das Geschäft vertieft ein König weniger sich selbst besitzt und sich seines Lebens und Wesens freut als sein Unterthan: so loben wir zwar seinen Eifer, aber den Ruhm der Größe verliert, wer selbst untergeht über seinem Beruf. Siegt zwar keine von beiden ganz, aber sehen wir, ohne Gesetz, nach Laune oder Zufall, jetzt der einen, dann der andern Herrschaft verwalten, so bedauern wir den, der schwankend und unsicher den schwersten Weg zurücklegen muß, weil er nicht stark genug ist, für die Last, die er trägt. Also nur wo fester Wille und eisernes Gesetz den immer sich erneuenden Streit immer schlichtend zuletzt beide Seelen versöhnt, nur da ist auf dem Throne der große Mann, und desto mehr strahlt seine Größe, je kräftiger beide Triebe und also je schwerer die Versöhnung. Wie könnten wir anders als gleich von diesen Grundzügen zurücksehen auf den Helden, den wir heute feiern, wie er uns den härtesten Streit zeigt, und verlangen wir nicht Uebermenschliches, die herrlichste Versöhnung. Von Natur freigebig, Schönes um sich her zu sammeln begierig, edler Muße Freund, wie musenbefreundete Seelen pflegen, sehen wir ihn als König durchaus arbeitsam und sparsam, weil er das für den Grundton seines Volkes erkannte, für die Grundbefriedigung alles gemeinen Wohls, sehen wir ihn den Schönheiten der Wissenschaft und Kunst sich entreißend jährlich auch die anmuthlosen Steppen seines Staates durchwandern, um jene lebendige Anschauung vom Leben des Volkes aufzufrischen, ohne die auch das verständigste Regiment todt bleibt und kalt. Fremder Zunge ergeben durch ein nie genug zu bedauerndes Geschick, aber als König nicht ohne Ahnung von dem aufkeimenden einheimischen Geist, sehen wir ihn wenig thun, um jene auszubreiten unter seinem Volke, alles um diesen von allen Seiten zu stärken und zu entbinden. In einer unseligen Zeit des Zweifels für sich selbst ohne den festesten Anker des Glaubens sehen wir ihn als König eben denselben Glauben hüten, und nur sorgen, daß nicht abgestorbene Formen in den höchsten Regungen des Geistes die herrliche Freiheit dämpften. Gern in friedlicher Ruhe sich pflegend, sehen wir ihn als König plötzlich sich zum Helden umgestaltend den ersten Augenblick ergreifen, um durch preiswürdige Anstrengungen seines Scepters Macht zu mehren, seines Volkes Selbstbewußtsein zu erhöhen und durch gemeinsame Heldenthaten zum ersten Mal jenen Geist zu wecken, den seitdem jeder bei dem Namen Preußen erkennt und den funfzig Jahr, nachdem er den glorreichsten Frieden geschlossen, eine zweite Kette von Heldenthaten zu einer noch herrlicheren Stufe erheben sollte. Bei dem allen aber sehen wir — und wie viel leichter müßte es dem Einsamen verziehen werden, dennoch ihn nicht ermüdet sich selbst verlieren, sondern immer wieder den geliebten Künsten huldigen und dem Ruhm der Musen nachtrachten, und so erkennen wir den großen König.

Fesselt uns aber die Bewunderung nicht so, daß uns das stärkende Anschauen dieses Bildes genügt, wollen wir es dennoch in das niedere Gebiet des Nutzens herabziehen, sei es nun, um von dem Könige für die gegenwärtige Zeit zu lernen oder um gegen ihn die gegenwärtige Zeit für ihre Abweichungen zu vertheidigen; so laßt uns wenigstens dieses bedenken, daß beides, sowohl das eigenthümliche Wesen eines Königs als auch sein königliches Leben, ein Inneres hat und ein Aeußeres, und daß wir letzteres nicht ohne Widerspruch und Ungerechtigkeit in eine andere Zeit verpflanzen können. Wer hat nicht gehört von der Ehrfurcht, welche des Königs Erscheinung jedem einflößte, die nicht Furcht war vor der nicht zu berechnenden Laune des Gewalthabers, sondern überwältigende Empfindung eines großen Daseins. Wenn uns nun Jemand den König jetzt zeigen wollte, in derselben Tracht und Sitte, mit derselben Vermischung der

mühsam angelernten fremden und der ungebildeten eignen Sprache, mit seinem beschränkten Antheil an vielen jetzt gemein gewordenen Kenntnissen, und nun triumphirend fragen, ob eine solche Erscheinung uns wohl außer Fassung bringen könnte, der will entweder in strafbarem Frevel nichts anders als den erhabenen König auf unwürdigen Sokkus stellen, oder er bedenkt nicht, daß, was allerdings jetzt noch in weit größerem Mißverhältniß stehen würde mit der umgebenden Welt, auch nicht in ihr und mit ihr so könnte geworden sein, wenn doch Friedrich, sollte er jetzt leben, müßte aufgewachsen sein mit einem Theil des noch jetzt lebenden Geschlechts. Wie er aber dann reden würde und sich gebärden, wie seinen Geist ausgefüllt haben und gewendet, das wäre eine Frage, deren Beantwortung die höchsten Aufgaben der Menschenkenntniß, die wir wirklich zu lösen vermögen, weit überschritte. Ist es nun etwa weiser gethan und liebreicher gefragt, wenn wir uns bei Betrachtung seines königlichen Seins und Lebens eben so nur an die äußere Seite halten und ihn mit dieser in die jetzige Welt einführen wollen? Wer uns Friedrichs Formen und Maximen im Ganzen und in einzelnen Zweigen der Regierung hinstellt, und fragt, ob sie jetzt wohl der Weg sein würden, das Volk auf der Bahn des Glücks und des Ruhms weiter zu bringen und König und Volk in höherer Treue und Liebe zu verbinden, der kann sich freilich die Antwort leicht geben; aber er wird weder sich noch uns im Ernst überreden wollen, daß Friedrich jetzt dieselben Formen festhalten, dieselben Maximen verfolgen werde. Wahrlich so wenig er als Herzog von Venedig das Tabaks- und Kaffeemonopol, als König von England die Kabinetsregierung, als römischer Consul die Invalidenschulmeister erfunden hätte; eben so wenig würde er sich wohl jetzt in diesen Maaßregeln gefallen. Denn seine Formen und Maximen war auch nicht er selbst, sondern das Resultat auf der einen Seite freilich seiner Zwecke und seiner Persönlichkeiten, auf der andern Seite aber auch des Zustandes, in welchem sein Volk sich befand und den er nur zu genau kannte, da es erst durch ihn das Gefühl seiner wahren Bedeutung erhielt und aus seiner geistigen Betäubung geweckt ward. Sie konnten nicht anders sein, weil er zu sehr allein stand in der blühendsten Zeit seiner Herrschaft mit seinen Ansichten und Absichten, und nur wenige und unzureichende Organe sich anzubilden vermochte in jener Zeit, wo es dem Regenten, der sich ja ohnedies, wenige Länder ausgenommen, behelfen muß ohne einen wohlgeordneten allseitigen lebendigen Zusammenhang mit seinem Volke, auch noch an dem wichtigsten Organe fehlte, das zweckmäßig gebraucht viele andere ersetzen kann, das aber Friedrich erst mühsam zu schaffen suchte an einer sich frei und natürlich äußernden öffentlichen Meinung. Wie aber Friedrich in irgend einem spätern Zeitpunkt sein Regieren würde gestaltet, wie er allmälig oder plötzlich den vorigen Weg würde verlassen haben, das zu beantworten wäre weislich und kunstreich im höchsten Grade, wenn es einer auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit erreichte, aber doch von geringem Nutzen. Denn Wenige nur können sich befugt halten, nachzuahmen, was ein großer Mann in einer solchen Stellung, wo er sich am wenigsten allgemeinen Formen zu unterwerfen braucht, zu seinem eignen Gebrauch gebildet hat.

Darum bleibt das einzige Fruchtbare einer solchen Vergegenwärtigung, daß wir uns an das Innere halten seines persönlichen Wesens sowohl als seines königlichen Geistes. Erinnern wir uns, wie gebietend er auf seine größtentheils in kleinliche Bestrebungen versenkten Zeitgenossen wirkte, wir wollen uns nicht verbergen, das war die frische Kraft und der tiefe Ernst seines Willens, was sie so wenig ertragen konnten; und laßt uns fragen, ob diese nicht noch eben so wirken würden auf das an schnellem Wachsthum krankende und nach großen Anstrengungen in dumpfes Hinbrüten immer wieder versinkende Geschlecht? Ob es viel mehrere geben würde jetzt als damals, die sich nur sanft durchglüht, nicht niedergebrannt von dem Feuer seiner Augen freimüthig und gleichsam brüderlich

neben ihn stellen konnten? Erinnern wir uns der Sage von seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit, aber auch wie selten sie hervorbrach und wie bald sich diese lächelnde Sonne immer wieder verbarg, so wollen wir gestehen, das war die innere Schönheit seines Gemüthes, welches nur selten den Versuch wagte sich zu entfalten in einer eingeschüchterten, unbelebten, ihm immer fremd und fern bleibenden Umgebung. Und laßt uns fragen, würden wir Jetzigen ihm näher stehen als unsere Väter? würde er Wahrheit und Kraft genug in unserer Bildung sehen um sich an sie mit seinen eignen Bestrebungen anzuschließen? würde ihm das Himmlische, dessen heiligen Kern er wohl ehrte, unbefangen und rein genug hervortreten in unserer Kunst, um sich ihrer zu erfreuen und ihr seinen Genius zuzuwenden? Würden wir ihm frei und fröhlich genug erscheinen in unserer Sitte, daß er nicht mehr nöthig hätte, Erheiterungen für seinen Geist bei den Ausländern zu suchen, welche damals fast allein ihm nicht immer nur die dienstbeflissenen Unterthanen zeigten? Würde es so sein, oder würde er auch jetzt noch einer bessern Zeit warten? Das sind die Fragen, die sich, gilt es einmal eine solche Vergegenwärtigung, das Volk aufwerfe an seinem Gedächtnißtage, und wenn wir sie bejahen können, so dürfen wir uns rühmen, daß wir durch unsere Fortschritte den edlen Schatten ganz versöhnt haben mit seinem Volk. Und die Fürsten, die Staatsmänner, die Volks- und Vaterlandsfreunde und Beschützer alle, in das Innerste seines königlichen Geistes mögen sie hineinschauen. Der so sein Volk zu beseelen wußte, als es eben in unbewußtem Schlummer sein Leben begann, der es so schnell wie keines über die Kindheit zur Jugendblüthe förderte: wie würde der herrschende Genius jetzt weiter streben, wie würde er den reifer gewordenen Geist des Volkes fröhlich genießen, kräftig aufregen, fördern und gestalten; wie würde er die erhöhte Macht des Staats zum Wohl der Völker und des Welttheils benutzen, wie würde er fest in die Tiefe gründen, daß keine Erschütterung und Stolz in die Höhe bauen, daß keine Ueberragung möglich wäre, den Ruhm des Volks, das so seiner würdig gewesen ist.

An diesen Fragen mögen alle lernen, die an das Ruder berufen sind; und aus jedem auch dem kleinsten Gliede der Antwort wird die Wahrheit hervorgehen, daß nächst einem Könige, dem vergönnt ist, sein Volk dahin zu führen, wo es für immer großer Könige entbehren kann, kein größerer Segen für ein Volk möglich ist, als ein großer König.

4.

Rede,

gehalten am 5. November 1817
bei der Feier des Reformationsfestes

von

A. F. Bernhardi,

Director des Friedrichsgymnasiums zu Berlin [1]).

Es scheint für den ersten Anblick ein Leichtes zu sein, bei einem Feste, wie dasjenige ist, zu dessen Begehung wir uns heute versammelt haben, denjenigen Stoff aufzufinden, welcher dem Zwecke dieser Feier am meisten entspricht, und ihn durch Wort und Ausdruck so darzustellen, daß der Größe des Gegen-

1) August Friedrich Bernhardi, geboren zu Berlin 1768, und daselbst gestorben im Mai 1819.

standes sowohl, als auch der erhabenen Heiligkeit desselben ein würdiges und frommes Denkmal gestiftet werde. Wenn man sich aber anschickt, diesen Vorsatz auszuführen, und zu dem Ende das Leben des Mannes überschaut, dessen Andenken wir heute feiern, wenn man diesen unerschütterlichen Glauben, diese lebendige Kraft, diese unbesiegte Kühnheit, dieses Feuer und doch wieder diese innere Milde, dieses rastlose Hinwirken auf das Ziel, und diese Besonnenheit und Klugheit im Einzelnen erwägt; wenn man endlich das Werk in seinen Folgen, die Begebenheit im Ganzen anschaut, und darin eine Welt von Ahnungen, Gedanken, Ansichten, Kämpfen, Thaten und Erfolgen entdeckt, dann ist es zwar nicht schwer, in dieser Masse einen Mittelpunkt, in dieser Mannigfaltigkeit eine Einheit, in diesen wogenden Elementen eine feste und durchgreifende Ansicht zu finden: aber wenn es darauf ankommt, alles dieses, ich will nicht sagen darzustellen, sondern nur in einer Rede anzudeuten, dann wird gewiß auch der geschicktere Redner diese Grenze zu eng fühlen, und einen bedeutenderen Abschnitt der Zeit herbeiwünschen, um das Würdige würdig preisen zu können. Näher indessen und mit mehr gesichertem Erfolge scheint der Ausdruck und die Schilderung der Gefühle zu liegen, welche die Erforschung des Einzelnen und die Anschauung der großen Begebenheit begleiten, und welche, wenn der Geist sich der sinnenden Betrachtung des Ganzen dahin gibt, ein jedes Herz ergreifen, ein jedes Gemüth in seinen Tiefen erschüttern müssen. Und allerdings, wenn es uns erlaubt sein könnte, den einzelnen Mann nur vom geschichtlichen Standpunkte aus aufzufassen, und die Empfindungen, welche uns hier aufsteigen, zu schildern, dann dürfte nur der Scharfsinn und die Geschicklichkeit des Redenden anzuklagen sein, wenn den Wünschen und den Erwartungen der Hörenden minder genügt würde. Wir müßten ihn dann darstellen als einen Mann, dessen einfaches und frommes Privatleben nur den Grad von Wichtigkeit gehabt hätte, daß sein öffentliches, lebendiges und erhabenes Wirken mehr hervorträte, und wenn wir nun das letztere in allen seinen Theilen und Richtungen dargestellt hätten, dann würden wir ihn messen und gleichstellen dürfen den verehrten Helden des Alterthums, welche von einem mächtigen Gedanken mächtig ergriffen, Gut und Ehre, Gesundheit und Leben wie er an die Verwirklichung und Schöpfung desselben setzten. Allein wenn wir das Eigenthümliche seines Gedankens ins Auge fassen, so muß der Mund, der sich schon zu seinem Lobe öffnete, sich von neuem schließen. Denn wenn es das höchste Ziel des Bestrebens jener Helden war, eine äußere und sinnliche Ordnung zu begründen, wenn sie als die Erfüllung ihrer Wünsche die Ausführung einer kräftigen That, die Umschaffung eines einzelnen Staates, die Bildung oder die Befreiung eines einzelnen Volkes, oder die Erweiterung des irdischen Gebietes ansahen: so wollte Luther eine überirdische und himmlische Ordnung einführen, das Reich Gottes sollte auf Erden erscheinen, keinem Lande gehörte der ihn begeisternde Gedanke an, sondern der ganzen Welt, und ihr neu entdeckter vierter Theil hatte das gleiche Recht auf denselben als das letzte Dorf seines Vaterlandes. Betrachten wir endlich den Mann in Beziehung auf den Erfolg, sehen wir den Gedanken, der ihn entzündet, erst dunkel waltend in der Brust seiner Zeitgenossen, dann erzeugt und ans Licht gebracht von ihm, geläutert und genährt von den gleichgesinnten Mitlebenden, unter Leiden und Drangsalen von der Nachwelt erzogen, sehen wir ihn wachsen, mächtiger werden, siegreich aus dem Kampfe treten, eindringend in jede Einrichtung der Menschen, nicht in Kirche und Schule allein, lebendig und wohlthätig sich verbreitend auf den Staat, auf die Wissenschaft, auf die Kunst, schauen wir um uns, und erblicken uns in dem Besitze der Güter, die er uns erworben, erkennen wir sie als solche, die dem Menschengeschlecht und seinem Dasein über eine jede Zeit hinausfolgen und es beglücken werden, dann erscheint alles nicht als von Menschen begonnen, nicht als von zerbrechlichen Werkzeu-

gen vollbracht, sondern als ein sichtbares Herabsteigen der Vorsehung selbst, und als eine neue Anschauung und Offenbarung der ewigen Barmherzigkeit und Milde des Gottes, der auf dem Sinai donnerte, der die Sonne des Evangeliums in Palästina's Fluren scheinen ließ, und der nun mit einem Blitzstrahl allmächtig und gütig das Gewölk verscheuchte, welches sich verdunkelnd um sie gelagert hatte. Wohl öffnet sich dann von diesen Gefühlen ergriffen der Mund, und sucht Worte für dieselben, allein es sind Hymnen des Dankes zu Gott, es sind Worte des begeisterten brünstigen Gebetes, welche die Lippen als die einzig würdige Darstellung aussprechen können.

Diese Betrachtungen und diese Gefühle waren es, welche mich abhielten, das ganze Streben und die ganze Wirksamkeit dieses Mannes zu dem Gegenstande dieser Feier zu machen, und so wählte ich, immer auf etwas Einzelnes zurückgeführt und durch mein Amt sowohl als durch den Ort der Feier gleichmäßig bestimmt, zunächst die Wirksamkeit Luthers auf die Schulen. Nachdem ich nun das Einzelne erforscht und betrachtet hatte, suchte ich mich zu den Ansichten, von welchen er ausging, zu den Grundsätzen, welche er dabei verfolgte, zu erheben, die Abänderungen und Wirkungen, welche sie später erlitten, mir zu erklären, und dasjenige, wozu wir durch die jetzige Lage der Schulen aufgefordert werden, mir deutlich zu machen und darzustellen.

Bei allen, selbst den gebildetesten Völkern, welche des Lichts des Evangeliums entbehrten, erscheint das Wissen, und also auch der Unterricht, entweder als ein Zweck an sich, oder als ein Mittel zu einem äußerlichen Wirken und Schaffen. Die Richtigkeit beider Ansichten kann durchaus nicht in Zweifel gezogen werden, und wenn die erstere der Natur und der Würde des geistigen Menschen als eines einzelnen durchaus entspricht, so ist die zweite der Natur desselben in dem Zustande der Geselligkeit gedacht am angemessensten. Beschauen wir aber das Wissen dieser Nationen in seinem höchsten Glanz, betrachten wir ihren Unterricht in seiner größten Fülle, so vermissen wir oft und gerade in den schönsten und edelsten Monumenten ihrer Denker eine gewisse Vollendung und einen Schlußstein, welcher dem einzelnen Wissen Einheit und Haltung gibt. Denn woher kommt es anders, daß da, wo das Wissen sich selbst als begrenzt anerkennt, und die Sehnsucht unbefriedigt über diese Grenze hinaus drängt, Ahnungen gaukeln, Mythen spielen und sie wie ein liebliches Kind durch sinnreiche, aber dunkle, durch bunte, aber verschwimmende Mährchen in den Schlaf singen? Darum schrieben auch in Beziehung auf solche Stellen die früheren Christen einigen dieser Denker, und nicht mit Unrecht, ein Vorgefühl, einen prophetischen Sinn für die Entstehung einer neuen, einer höhern, der christlichen Religion zu. Und als sie nun endlich in die Welt trat, als sie lehrte, daß die ganze leblose Natur nur das Symbol für das Dasein Gottes sei, daß die sinnliche Welt nur seine Größe, Furchtbarkeit, Gnade und Güte sinnlich, äußerlich, zeitlich predige, daß es das einzige Geschäft der Himmel sei, die Ehre Gottes zu erzählen; als sie verkündigte, daß ein jedes Wissen todt, ein jedes Handeln unersprießlich sei, in welchem nicht mehr oder minder sichtbar und lebendig eine Beziehung und Andeutung auf eine überirdische Welt und eine göttliche Ordnung der Dinge enthalten wäre, als sie durch diese erhabenen Lehren der Natur in einen Tempel Gottes, jeden Christen in einen Priester und das Dasein und das Leben der Menschen in einen stillen, ununterbrochenen Gottesdienst verwandelt hatte, da war es nicht nur Recht, da wurde es Pflicht, daß die Kirche sich des Lebens der Gemeinden in allen seinen Theilen bemächtigte, daß die Lehrer der Kirche auch die Lehrer der Jugend wurden, und daß das Wissen von den göttlichen Dingen als dasjenige, was den einzelnen Strebungen wie dem ganzen Leben Ton, Haltung und Hintergrund gibt, als das Höchste und Erstrebungswürdigste erschien. So lag es tief in dem

Wesen des Christenthums, daß Kirche und Schule als Eine Anstalt gedacht wurden, und eine untrennbare Einheit bildeten.

Wenn aber nun gleich ein jedes Glied der christlichen Kirche zu ihrer Verherrlichung bestimmt ist, wenn kein Leben für sie verloren ist, was sich in der zarten Jugend schließt, wenn ein jedes Lebensalter Rechte und Pflichten auf die Kirche hat, so erwartet sie doch die höchste Verherrlichung Gottes, Christi und ihrer selbst nicht von denen, deren religiöses Handeln mehr aus dem dunkeln Gefühle, aus der Anweisung, der Leitung und der Gewöhnung hervorgeht, sondern da, wo es aus einer klaren Erkenntniß der göttlichen Dinge und der Freiheit und Selbstständigkeit entspringt. Die gereifte Vernunft ist es, der in das bürgerliche Leben eingetretene Mensch, die Zeit der gefährlichsten Versuchungen, Reize und Zerstreuungen, welchen die Kirche die überwiegende Sorgfalt widmet, wo sie durch Lehre und Trost ihre herrlichsten Triumphe und ihre glänzendste Verklärung erwartet und feiert, und aus dieser Ansicht entwickelte sich das Verhältniß zwischen Kirche und Schule, nach welchem diese jener untergeordnet, jene als Mutter, diese als Tochter erschien.

So knüpfte sich natürlich und nothwendig das Steigen und das Sinken der Schulen an die vorschreitende und rückgängige Bewegung der Kirche und eine Verbesserung der letzteren, ohne mitwirkenden, wohlthätigen, Einfluß auf die erste, war bei dieser wechselseitigen Beziehung durchaus unmöglich.

Allein auch das Göttliche selbst, wenn es sich in einer irdischen Beschränkung offenbart, ist dem Irrthume, der Mißdeutung und dem Einflusse der Leidenschaft ausgesetzt, und so geschah es, daß in einer Periode, in welcher durch die Ungunst der Zeiten die Wissenschaften von der Erde verschwunden schienen, als Kriege und Zwietracht die Welt erfüllten, als die religiöse Bildung sich überwiegend auf das äußerliche lenkte und als das Christenthum zur unbeschränkten Herrschaft über den Geist und die Gemüther bestimmt, auch den weltlichen Reichen, bald aus Irrthum, bald aus Leidenschaft despotisch gebieten wollte, auch der Unterricht der Jugend und die Schulen dem Einfluß der herrschenden Ansicht unterlagen. Ist die Kenntniß der göttlichen Dinge, ist das Christenthum das höchste Wissen, nun so ist es auch im Stande, alles Irdische zu ersetzen und entbehrlich zu machen; der dürftigste Unterricht des Volkes und der Jugend wird dem Zwecke genügen, und ein etwas erweiterter für die unmittelbaren Diener der Kirche ihrem Bedürfniß entsprechen. Ja es ist Pflicht, den Glanz des irdischen Wissens dem Auge zu verhüllen, damit nicht, abgezogen von dem Himmlischen, unchristlicher Stolz und thörichte Eitelkeit an die Stelle frommer Demuth und religiöser Einfalt trete.

So hatten sich demnach die christlichen Schulen zu einem vollkommenen Gegensatz der Schulen des Alterthums umgebildet, in diesen Anerkennung und Würdigung eines jeden Wissens, die mannigfaltigsten und verschiedensten Richtungen und Anwendungen desselben, überall Fülle, Reichthum, Glanz, aber freilich ohne einen andern Mittelpunkt als theils in dem reichen, schönen und würdigen Leben des Einzelnen, theils in den lebendigen, immer anders sich gestaltenden, immer zu neuer Thätigkeit auffordernden Elementen des Staates; in jenen nur Schätzung und Betreibung eines einzelnen Wissens, Dürre und Beschränkung überall, Mangel an Umfang und Verbreitung, Abwendung von dem schönen Dasein in der Welt, ohne Beziehung auf die wogende Thätigkeit des Staates, allein dafür allerdings strenge Einheit, und ein fester Mittelpunkt in einer höheren Welt.

Dies war der Zustand, in welchem Luther die Schulen seiner Zeit im Allgemeinen fand, und bei seinem Zwecke, die christliche Religion in ihrer früheren Reinheit und apostolischen Einfachheit wieder herzustellen, konnte es, wie wir gesehen haben, nicht zweifelhaft sein, daß seine Wirksamkeit sich auch auf diesen Theil

der Kirche erstrecken müsse. Eben so natürlich war es, daß er in seinen Bestrebungen an dem Standpunkte und an dem Verhältnisse der Schule zur Kirche, welche ja unmittelbar aus dem Wesen der christlichen Religion hervorgegangen waren, nichts ändern konnte und wollte. Allein ihnen statt der Beschränkung eine gewisse Fülle, Umfang und Mannigfaltigkeit zu geben, und zwar als Reformator von dem religiösen Standpunkt aus, das lag nicht nur in seiner Macht, sondern es war auch nothwendig, daß es in seinem Plan liegen mußte.

In dem Leben und den Bestrebungen eines jeden Einzelnen liegen jederzeit zwei Elemente, von denen bald dieses, bald jenes überwiegend hervortritt, oder auch beide in ununterscheidbarer Wechselwirkung sich äußern. So auch in dem Leben Luthers, nur daß sie bei der hohen Wichtigkeit seines Werkes und dem Umfange desselben lebendiger und anschaulicher sich darstellen. Das eine Element ist die Erhaltung und Vermehrung derjenigen Güter, in deren Besitz wir uns befinden, das zweite die Abhaltung und Bekämpfung alles desjenigen, was den Besitz derselben zu vernichten oder ihren freien Gebrauch zu schmälern droht. In dem Leben Luthers stellt für seinen Zweck das erste sich dar als religiöse Belehrung, das zweite erscheint in der Form der Polemik oder der religiösen Bekämpfung. Als Christ aber, als Geistlicher und als Reformator war es wesentlich, daß er von dem früheren Grundsatz ausging, daß die Kenntniß der Theologie und in einem andern Kreise die der Religion das Höchste, das Wissenswertheste, wenn freilich nicht der einzige würdige Gegenstand des Wissens sei. Aus diesem Festhalten früherer Ansichten, aus dieser Durchdringung eigenthümlicher Grundsätze mit jenen läßt sich in der That die ganze Wirksamkeit Luthers für die Schulen im Allgemeinen und genügend erklären. Jene beiden Elemente bestimmten ihren Umfang, dieser Grundsatz aber mit der ihm eigenthümlichen Erweiterung gab ihr die Richtung, und brachte eine gewisse Fülle hervor. Das Element der Belehrung erzeugte in dieser Sphäre die Sorgfalt für die Volksschulen, das Element der Bekämpfung lenkte sein Auge auf die Universitäten, der Grundsatz, daß die Kenntniß der göttlichen Dinge vor allem zu befördern sei, erschuf die Beschränkung, und die ihm eigenthümliche Anerkennung eines würdigen Wissens außerhalb des Gebietes der Theologie bewirkte die Erweiterung und Fülle.

Seine einzelnen Bemühungen für die Volksschulen, als deren Stifter er anzusehen ist, seine Sorgfalt für tüchtige Lehrer, seine schriftlichen Arbeiten für die Beförderung der Religion, seine rührende und kindliche Freude, mit welcher er am Ende seines Lebens auf diese Anstalten und die durch sie bewirkte Belehrung hinblickte, sind zu bekannt, als daß ich ihrer hier erwähnen dürfte. Bei den Universitäten aber, welche zunächst den Irrthum so tapfer als gründlich bekämpfen sollten, ging das letztere Element bald in das erste, und beide in gemeine Wirksamkeit über. Denn es zeigte sich sogleich, daß der Kreis der theologischen Wahrheiten nicht geschlossen werden könne, daß von seinem Umfange der glückliche Erfolg des Kampfes abhängig sei, und daß es also tief in dem Wesen des Christenthumes liege, beide Richtungen zu vereinigen.

Sollte aber die Masse der christlichen Wahrheiten immerdar sich mehren, sollten sie klarer, zugänglicher und damit verbreiteter und wirksamer werden, so mußte das heilige Buch, durch welches sie allesammt begründet werden, wissenschaftlich erklärt, die Sprachen, in welchen es geschrieben, gründlich verstanden, und, was die Gegner so nannten, gelehrt und unumstößlich widerlegt werden. Dieses aber war ohne eine Verbreitung und ohne Kenntniß der alten Sprachen unmöglich, und da deren Erlernung außerhalb des Kreises der Universität liegt, so richtete er natürlich seine Aufmerksamkeit auf die Anstalten, die er allerdings als allgemeines Bildungsmittel nicht verkannte, und so ward er, da das

Ausland und einzelne Ausnahmen in seinem Vaterlande nicht in Betrachtung kommen, auch wenn nicht der Stifter, doch der Verbesserer der gelehrten Schulen.

Allein bei der vollsten Anerkennung der Verdienste des großen Mannes um die Schulen, bei der dankbarsten Verehrung des Schönen, Großen und Guten, was er hier bewirkt, bei der ausdrücklichen Bemerkung, daß wir ihm auch einen gewissen Reichthum der Lehrgegenstände verdanken, und daß wir noch jetzt die Früchte seiner Bemühungen genießen, dürfen wir es uns doch nicht verhehlen, daß diese überwiegende Empfehlung der alten Sprachen als Quelle zur Erkenntniß der Religion, als Schwert zur Vertheidigung derselben dem Wissen noch nicht sein volles Recht widerfahren ließ, daß das Gleichgewicht zwischen dem Irdischen und dem Wissen von dem Göttlichen noch nicht hergestellt war, sondern daß eine einseitige Ansicht stehen blieb, welche sich nothwendig zu einem neuen Kampf entwickeln mußte. Der nächste Zweck desselben konnte kein anderer sein, als dieses theologische Element noch weiter zurück zu drängen, die Gefahr dabei, es gänzlich zu verlieren, der Gewinn, die christlichen Schulen denen des Alterthums mehr zu nähern, das Höchste, beide Ansichten unter einander zu vereinigen. Die Spuren dieses Bestrebens fallen schon in die Zeiten vor Luther, und sind in dem Gegensatze zwischen dem Studio der Theologie und dem des römischen Rechts, welcher durch das kanonische nur schwach vermittelt wurde, bereits sehr sichtbar. Allein schärfer und kräftiger trat er damals hervor, als sich eine Masse von gelehrten Kenntnissen bildete, freilich ganz auf dem Alterthume gegründet, und nur durch die alten Sprachen zu erlangen, aber doch dem Studio der Theologie ferner liegend, und nicht durch eine besondere Richtung des Sprachstudiums, sondern durch eine verallgemeinerte Kenntniß derselben zu erlangen. Denn indem die Geistlichen die einseitige Richtung des Sprachstudiums für ihre Wissenschaft verfolgten, während die Schulleute dasselbe je länger je mehr als ein allgemeines Bildungsmittel betrieben, entwickelte sich nach und nach ein Gegensatz zwischen der Theologie und der Philologie, wodurch das Band zwischen Kirche und Schule lockrer geknüpft ward, und dem Geistlichen die innere Macht für die Schulen entschwand, obgleich ihm die äußere und herkömmliche blieb. Indessen war die Nothwendigkeit des alten Sprachstudiums noch beiden Ständen gemeinsam, und es kam nur auf eine wechselseitig veränderte Richtung desselben an, um jenes innere Gleichgewicht wieder herzustellen. Allein als sich nach und nach aus dem Schooße der deutschen Nation eine eigenthümliche von dem Alterthum ganz unabhängige Kultur bildete, als die Schulen, dem Einflusse des Zeitgeistes weit mehr unterworfen als die Kirche, und durch die Jugend und deren Eltern weit mehr mit der Welt und deren Wandelbarkeit zusammenhängend, einen Theil derselben nicht ohne momentanen Schaden für das Studium der alten Sprachen in ihren Lehrcyklus aufnahmen, als ferner durch eine verkehrte Ansicht des theologischen Studiums die alten Sprachen mit minderem Eifer getrieben wurden, und endlich da als Folge dieser Vernachlässigung der Eifer für die Religion im Allgemeinen erkaltete, und Gleichgültigkeit und Lauigkeit an die Stelle desselben traten, da liefen die Schulen, sonst ihrem Zwecke ganz angemessen, Gefahr, das christliche Element ganz zu verlieren, die Geistlichkeit alles Einflusses auf dieselbe beraubt zu werden, und so sich in zwei friedlich neben einander bestehende, aber sich gleichgültige Stände zu spalten. Daß aber dieses nicht geschehe, daß die nun erwachsene, von ihrer Mutter reichlich ausgestattete Tochter nicht ihren innern Zusammenhang verliere, und sich nicht in immer wachsender Entfernung in einem abgesonderten Kreise bewege, das ist es, wofür wir kämpfen, was wir zu erreichen suchen müssen. Ist gleich durch den Umfang beider Kreise das äußerliche Verhältniß weiter aus einander getreten, so gibt es doch ein inneres sicheres Band, und dieses ist kein anderes als das oben angedeutete, die alten Sprachen, welche Niemand von beiden Ständen ent-

behren kann, und welches daher ein unzerreißbares ist. Erkennt der Theolog diese als ein allgemeines Bildungsmittel an, bewahrt er sich davor, daß die besondere Richtung, welche er ihnen in Beziehung auf sein Studium geben muß, nicht die alleinige werde, und nimmt umgekehrt gerade diese Richtung als eine würdige und hohe der Schulmann in den Kreis seiner Studien auf, dann ist auch diese Vereinigung von neuem geknüpft, und aus dem mütterlichen Verhältniß hat sich ein schwesterliches gebildet. Und wie vieles liegt außerdem in der Natur beider Stände, welches eine solche Durchdringung und Vereinigung anräth! Der Geistliche und der Schulmann beherrschen Kirche und Schule durch keine äußerliche, sondern durch eine milde, auf Vertrauen gegründete Gewalt. Ihre Macht, ihren Einfluß, ihr Ansehen danken sie minder ihrem Amt als ihrer Persönlichkeit. Lehre, Leben, Beispiel, Treue und Eifer müssen hier wie dort die Gemüther offen und empfänglich machen, unermüdete Geduld und Liebe, immer erneuerte Thätigkeit und Strenge müssen den lauen und schlaffen rüstig und willig, den verwilderten und rohen gefügig und gehorsam machen. Und wo ließe sich diese Ausdauer, diese Herrschaft über die Gemüther für den künftigen Geistlichen leichter lernen, als in dem Kreise lenksamer Jünglinge? wo die Wirksamkeit der Lehre unmittelbarer erproben als in den Mauern der Schule, wo der Erfolg in wenigen Wochen sichtbar wird? wo die reine Gesichtsbildung der Menschheit sich leichter ablauschen, als in dem Umgang mit Kindern und Jünglingen, die ihr Inneres, sei es gut oder böse, nicht zu verhehlen gewohnt sind? Und der Schulmann, wo dürfte er in den Jahren des höheren Alters freundlicher ausruhen, wenn das Gemüth sich von selbst schon abwendet von dem Irdischen, und sich hinneigt zum Ewigen und Unsichtbaren, als in einem Kreise, wo die Jugend, die wachsende und blühende Kraft und das sinkende Alter ihn umgeben, wo in dem Schrei des Kindes, in der stillen Freude der Braut und dem Seufzer des Sterbenden das ganze Leben vor ihm in seinen Freuden und in seiner Trauer sich ausbreitet, und eine jede Ermahnung an eine frühere Erfahrung aus einem andern Kreise inniger sich anschließt. Oder warum sollten wir in unsern Tagen an solcher Vereinigung und Durchdringung beider Stände zweifeln, welche nicht minder dem Geiste des Christenthums als dem Sinne des Mannes, dessen Andenken wir heute feiern, gemäß ist. Wenn wir in Beziehung auf das Christenthum überall jetzt eine allgemeine Bewegnng erblicken, wenn wir über alle Erwartung die Gemüther vorbereitet, rege und offen finden, wenn wir das Bestreben, kirchliche Einheit und Eintracht zu begründen, grade in den Tagen dieser Feier lebendiger und inniger als jemals angeschauet haben: warum sollten wir zögern, durch eine erweiterte Richtung einer gemeinsamen Thätigkeit zu einer Wechselwirkung zu gelangen, welche nur für beide Stände wohlthätig einwirken kann? Dazu ermuntre ich euch besonders, kräftige und edle Jünglinge dieser Anstalt, aus welcher künftige Lehrer der Schulen und des Volks hervorgehen. Nehmt und empfangt in diesen Mauern aus unsern Händen die Werkzeuge dazu. Sie werden euch gegeben, daß ihr diese und andre Aufgaben des Lebens mit glücklicher Hand zu lösen vermögt. Was ihr alle aber künftig beginnen, in welche Seite und Thätigkeit des menschlichen Lebens ihr einzuwirken gedenkt, vergeßt nie, daß der Mann, dessen Andenken wir heute feiern, zwar der ganzen Welt, aber doch vorzugsweise den Deutschen angehört, und darum, deutsche Jünglinge, schwebe euch das Bild des deutschen Mannes jederzeit klar vor Augen, und sein erhabener und tiefer Ausspruch, daß auch weltlich Regiment göttliche Ordnung sei; dann werdet ihr euch überall in der Christenwelt als Mitglieder und Priester fühlen, und so Großes oder auch so Geringes ihr erstrebt und vollbringt, es niemals vergessen, daß es in seinen letzten Verzweigungen euch nicht angehört, sondern geschehen sei im Dienste der christlichen Kirche, zum Lobe und Preise Gottes und seines Sohnes und Heilandes Jesu Christi.

5.

Gedächtnißrede auf den Paul Sarpi,

gehalten am Wohlthäterfeste von Ferdinand Delbrück, damaligem Professor am Berlinisch-Kölnischen Gymnasium zu Berlin im Jahre 1809.

Verehrte Anwesende!

Der edle Mann [1]), welcher das Fest, das uns hier versammelt, eingesetzt, hat verordnet, dasselbe nie zu feiern, ohne der Republik Venedig, die sein zweites Vaterland geworden war, ehrenvoll zu gedenken. Darum schien der Bestimmung dieses Tages gemäß, an einen Venediger zu erinnern, dessen Verdienste um jenen Staat ein hellleuchtendes unsterbliches Beispiel aufstellen dessen, was Ein Mann vermöge, wenn er im ganzen Leben Wahrheit und Recht unverrückt im Auge behält, ich meine den Servitenmönch Paul Sarpi. — Bei nicht zu verkennender Unterschiedenheit sind alle großen Männer einander ähnlich darin, daß sie Vorzüge in sich vereinigen, die man gewöhnlich zerstreut antrifft, und daher für unverträglich zu halten pflegt. So auch Sarpi. Wenn man hört, daß er in früher Jugend aus Neigung das Kloster wählte, und der dringendsten Aufforderung, es im höheren Alter zu verlassen, ungeachtet, bis an den Tod darin blieb, daß er täglich zu eigener Erbauung nicht nur den Priesterdienst verrichtete, sondern auch durch Gebet, Selbstbetrachtung und Lesen der Schrift sich einsam in der Andacht übte: so wird Mancher Mühe haben zu glauben, daß es derselbe Mann sei, in welchem die größten Gelehrten seiner Zeit, und unter diesen Galilei, ihren Meister erkannten, und der es mit der Wissenschaft so ernstlich meinte, daß, wenn etwas ihn zur Untersuchung reizte, er nicht abließ zu forschen, als bis er sagen konnte: ich habe gefunden, oder ich will daran, als etwas mir Unerforschliches, nicht weiter denken, gemäß dem Grundsatze, den er im ganzen Leben standhaft befolgte, denselben Gegenstand nie öfter als einmal der Prüfung zu unterwerfen.

Es ist wahr: Niemand wird große Fortschritte machen in der Wissenschaft ohne große Wißbegierde. Die Wißbegierde aber ist eine Leidenschaft, und hat mit andern Leidenschaften gemein, daß sie, herrschend geworden in der Seele, die Ruhe unterbricht, und die innerliche Eintracht stört, wonach die Frömmigkeit strebt, als nach dem höchsten Gute. Auch ist beim ersten Anblick die wissenschaftliche Ueberzeugung von anderer Art, als die religiöse. Die Gottheit läßt sich nicht anschauen wie eine Figur, unsere Verhältnisse zu ihr lassen sich nicht berechnen, wie die Bahnen der Planeten, oder ergrübeln, wie Wortfügungen; was sich in dem Innern eines menschlichen Herzens regt, läßt sich nicht zergliedern und zerschneiden wie ein Eingeweide. Das Heilige ist von wunderbarer Einfachheit, und entzieht sich daher leicht der Wahrnehmung dessen, den tägliche Beschäftigung verwöhnt, für wahr und wesenhaft nur das zu halten, was er begreifen kann. Gleichwohl, wenn der Forscher bis zur höchsten lebendigen Quelle aller Erkenntniß hinaufsteigt, um für die durch Schlüsse gefundenen Wahrheiten möglichst

---

1) Sigismund Streit aus Berlin, Zögling des Berlinisch-Köllnischen Gymnasiums, früher sogenannten grauen Klosters, in Padua 1775 als neun und achtzigjähriger Greis gestorben, schenkte fast sein ganzes in Venedig als Kaufmann erworbenes bedeutendes Vermögen aus Dankbarkeit — wie er sich selbst in seinem Testamente ausdrückte — der Schule, welcher er seine Bildung und seinen dadurch möglich gewordenen Erwerb verdanke. — In Folge seines letzten Willens wird auf dem Berlinisch-Köllnischen Gymnasium sein Andenken jährlich durch Musik und Gesang, durch Deklamationen und Reden in sechs Sprachen gefeiert. — Johann Friedrich Ferdinand Delbrück, geboren d. 12. April 1772 zu Magdeburg, jetzt Professor an der Universität zu Bonn.

innige Ueberzeugung daraus zu schöpfen: so entsteht, was man nennt, wissenschaftliche Begeisterung, und die Stimmung, worein diese versetzt, ist dieselbe, welche den Frommen beglückt, wenn er in Stunden der Andacht Gott sucht und findet in der Einfalt des Herzens. Viele Züge in Sarpi's Leben deuten an, daß er mit Begeisterung arbeitete, und so läßt sich erklären, wie die Wissenschaftlichkeit ihn bestärkte in der Religiosität, und diese ihn wacker erhielt in dem gelehrten Fleiße, und immer rüstiger machte zu neuer Forschung. Eben daher vielleicht auch rührte es, daß er vor der Einseitigkeit bewahrt blieb, welche man den Gelehrten so oft zum Vorwurfe macht. Umfang des Urtheils, sagt man, und Feinheit, Schärfe des Blickes und Weite, Klarheit der Ansicht und Tiefe der Einsicht! wie selten findet sich dieses zusammen! Sarpi vereinigte es in einem hohen Grade. Geometrie, Arithmetik, Astronomie, Physik und Anatomie liebte er am meisten, aber die Sicherheit des Ganges, welchen diese Wissenschaften größtentheils nehmen, entwöhnte seinen Geist nicht von der nöthigen Umsichtigkeit, sich zurecht zu finden auch in dem Bezirke von Erscheinungen, welche, ausgehend von menschlicher Thätigkeit und Willkür, oft so zusammengesetzt sind, und sich so schwer aus einander erklären lassen. Im Gegentheil, den historischen Studien widmete er sich mit solchem Erfolge, daß er bald den Ruhm davon trug eines der größten Rechtsgelehrten und Geschichtskundigen seiner Zeit, ja auch eines der größten Menschenkenner. Vielen schien er in nichts bewunderungswürdiger, als in der Art, wie er mit Andern umging, wie er durch einige hingeworfene Worte (meist redete er wenig) sie gesprächig machte, und dann beurtheilte mit einer Sicherheit, die nie trog. Zum abermaligen großen Zeugnisse dessen, was oft gesagt worden, mit ächter Religion sei eine gewisse sinnige Verständigkeit verbunden, das Eigenthümliche jedes Dinges bestimmt aufzufassen und in seiner Reinheit bei sich zu bewahren. Je weiter er fortschritt im Leben, desto mehr richtete er die gelehrte Sorge darauf, so denken zu lernen, daß er darnach handeln könnte; und wie sehr ihm gelang zu handeln, wie er dachte, bezeugen am gültigsten seine Feinde. Die strenge Rechtschaffenheit, womit er die ihm übertragenen Aemter verwaltete, erst als Provinzial seines Ordens, dann als dessen Sachwalter in Rom, hatten ihm Feinde gemacht, welche suchten, sich an ihm zu rächen. Aber einem Manne wie Sarpi, der zur täglichen Nahrung nichts nöthig hatte, als Obst, geröstetes Brod, und seit dem dreißigsten Jahre einen Becher Wein; dessen ganze Habe in einem einzigen Kleide bestand, einem geringen Büchervorrath, einem Gemälde von Christo im Garten, drei Sanduhren, einem Crucifixe und einem Todtenkopfe an dessen Fuße; einem Manne, der kein anderes Vergnügen kannte, als entweder mit einheimischen und fremden Gelehrten und Staatsmännern, die seinen Umgang suchten, sich mündlich und schriftlich zu unterhalten, oder die Bücher, die man ihm lieh, zu lesen und physikalische Versuche anzustellen, oder, wenn alles fehlte, sich einsam mit sich selber zu beschäftigen, und der bei allem Eifer für die Wissenschaft, gegen den Ruhm, den dieselbe gewährt, so gleichgültig war, daß mehrere wahrscheinlich ihm angehörende Entdeckungen in der Anatomie und Physik bis auf den heutigen Tag unter eines Andern Namen bekannt sind — einem solchen Manne zu schaden, war nicht leicht. Die Widersacher erkannten dies so sehr, daß sie, ihm wehe zu thun, kein anderes Mittel fanden, als seine Freunde zu verfolgen; und dann erreichten sie ihren Zweck: denn diese vortreffliche Seele ward in eben dem Maaße für Freundschaft empfänglicher, als sie von allen übrigen Leidenschaften sich reinigte.

Unter der Abwartung und Ausübung solcher Geschäfte und Tugenden hatte Sarpi das drei und funfzigste Lebensjahr erreicht, als er plötzlich aus der einsamen Zelle abgerufen wurde auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens, um eine Rolle zu spielen, welche bald das ganze Europa anfüllte mit dem Ruhme seines Namens.

Nämlich in dem Jahre 1605 bestieg den päpstlichen Stuhl der Kardinal Kamillo Borghese aus Siena, genannt Paul, des Namens der fünfte. Dieser Papst, auferzogen in den Grundsätzen altrömischer Politik, mit steigender Gefahr des Verlustes und Unterganges immer trotziger zu werden in den Ansprüchen, ergriff mit Begierde eine sich ihm darbietende Gelegenheit zu Streitigkeiten mit der Republik Venedig.

Diese hatte, großer Missethaten wegen, zwei Geistliche gefänglich eingezogen, und außerdem Gesetze erneuert, welche verboten, ohne Einwilligung der Obrigkeit Kirchen und Klöster zu erbauen, und liegende Gründe an geistliche Stifter zu veräußern. Der Papst erließ eine Rüge, worin er den Widerruf dieser Gesetze verlangte, und als dies ohne Wirkung blieb, eine zweite, worin er außerdem die Auslieferung der Gefangenen begehrte, mit Androhung der Strafe des Interdikts, wenn binnen 24 Tagen nicht gehorcht würde.

Gehorchen konnte die Republik nicht, ohne ihrem königlichen Hoheitsrechte zu entsagen: darum schien unwürdig, nachzugeben; aber zu widerstehen, schien gefährlich. Von nicht größerer Veranlassung ja war die Zwistigkeit ausgegangen, welche seit fast einem Jahrhundert die ganze Christenheit zerrüttete, und in der damaligen allgemeinen Verwirrung der Begriffe und losgelassenen Wuth feindseliger Leidenschaften immer neue Nahrung suchte und fand. Im Reiche überall dumpfe Gährung, welche bald ausbrechen sollte in einen dreißigjährigen Krieg, die Niederländer seit 38 Jahren begriffen in einem Empörungskampfe, welcher schien nur enden zu können nach völliger Erschöpfung ihrer Kräfte, Frankreich in acht und dreißigjährigen innerlichen Kriegen überfüllt mit unerhörten Gräueln und Unfällen, endlich beruhigt durch einen Frieden, schmählicher fast, als ein Bürgerkrieg, durch einen Frieden, welcher Unterthanen zur Sicherheit Waffenplätze einräumte, weil sie der feierlichen Zusage ihres eigenen Königs nicht trauen mochten; und außer dem allen verbreitete eben jetzt sich über ganz Europa der grause Ruf von der Pulververschwörung in England, und erfüllte jedes Gemüth mit entsetzendem Abscheu.

Alle diese Schreckbilder schwebten dem Senate vor; er sah ein, daß eine einzige falsche Maaßregel den Staat in das Verderben stürzen würde. In dieser großen Noth richtete der Senat seinen Blick auf jenen frommen Mönch, dessen Bescheidenheit nicht verhindert hatte, daß man seinen Werth erkannte auch außer dem Kloster.

Vorgeladen, seine Meinung zu sagen, sprach er mit so tiefer Einsicht, mit einer Entschlossenheit und Mäßigung zugleich, daß man ihn, mit Bewilligung seiner Ordensobern, zum öffentlichen Rathgeber ernannte und an die Spitze stellte eines Kollegiums von Rechtsgelehrten, dem man die Leitung dieser Angelegenheit übertrug. Beschlossen ward, die Gesetze in Kraft zu lassen, die Gefangenen nicht auszuliefern, dem Interdikte eine feierliche Verwahrung entgegen zu setzen, die Bekanntmachung desselben in dem ganzen Umfange der Republik zu verbieten, die widerspenstigen Geistlichen, und namentlich die Jesuiten, zu verbannen, den Zurückbleibenden aber bei Todesstrafe das Auswandern zu untersagen, und die Fortsetzung ihrer Verrichtungen anzubefehlen. Sarpi übernahm es, diese Maaßregeln zu vertheidigen.

Kirche und Staat, zwei in ihrem Ursprunge und Zwecke gleich ehrwürdige Anstalten, beabsichtigend, die eine, der Menschen Gesinnungen, die andere, ihre äußere Thätigkeit der ewigen Ordnung gemäß zu lenken, seien Gott gleich wohlgefällig; die gewaltsame Einmischung daher der Kirche in Staatsangelegenheiten und des Staates in kirchliche, als für beide in gleichem Grade verderblich, seien auch gleich sündlich und strafbar vor Gott; des christlichen Glaubens und Wandels erste Richtschnur seien unzweideutige Stellen der Schrift; die Aussprüche berufener und verordneter Priester, denen Christus seinen Geist verheißen, müsse

der Gläubige zwar ehren, aber nur insoweit befolgen, als sie jener ersten Richtschnur gemäß wären; wer sie mit unzweideutigen Stellen der Schrift in Widerspruch finde, sei nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, sie zu verwerfen; daß eines geweihten Priesters auch ungerechter Ausspruch zu fürchten sei und zu befolgen, sei eine eben so widersinnige als verabscheuungswürdige Lehre; gleichwie jede andere Gesellschaft, so bedürfe die Gemeine Jesu eines sichtbaren, mit Macht und Ansehen bekleideten Oberhauptes, um, frei von weltlichem Einflusse über die Reinheit und Gleichförmigkeit der Lehre zu wachen, zur Beförderung christlicher Zucht dem Bedürfnisse der Zeit gemäße Anstalten zu treffen, und entstehende Streitigkeiten über Satz und Lehre zu schlichten; hierin sei der Papst für untrüglich zu achten; aber nicht anders, als in jedem wohleingerichteten Staate der oberste Gerichtshof für untrüglich gelte in Auslegung und Anwendung bestehender Gesetze; sagen, der Papst könne nicht irren, sei eine Gotteslästerung; des Papstes mehr achten, als der Stimme des Gewissens, eine Sünde wider den heiligen Geist; überhaupt dürfe der gute Christ nichts mehr im Auge haben, als Verhütung des Aergernisses und Beförderung der Andacht; wer hierin gewaltsam stören wolle, deß müsse man sich erwehren, um das theure Kleinod christlicher Freiheit zu retten, das ist, ungehinderter Thätigkeit gemäß den Geboten Gottes, wie sie geschrieben stehen im menschlichen Herzen und in den heiligen Büchern. Dies im Wesentlichen waren die Grundsätze, welche Sarpi zu Folge seines Studiums der Kirchengeschichte für die ächt katholischen erkannte. Um die Sache seines Vaterlandes siegreich zu führen, durfte er nur sie anwenden auf den vorliegenden Fall. Er that es in mehreren Schriften ohne andere Beredsamkeit als die, welche das Werk ist inniger Ueberzeugung.

Die geometrische Bündigkeit seiner Schlußfolgen; die Genauigkeit, womit er das Wesentliche in der Religion unterschied von dem Zufälligen; die Sorgfalt, womit er das Gewisse vortrug als gewiß und das Zweifelhafte als zweifelhaft; die wohlangewendete Belesenheit in den Weisen des Alterthums und in den Vätern der Kirche; die Stärke seines Ausdrucks, wo es Ideen galt, und die Mäßigung, wo Personen — dies alles erzwang der Leser Beifall. Je mehr er die Gewalt des Staates erweiterte auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete, desto mehr beschränkte er sie auf dem ihm fremden; je höher er das Ansehen der Kirche hob hier, desto tiefer setzte er es herab dort. Im Gegensatze sowohl derer, welche die Kirche dem Staate, als auch derer, welche den Staat der Kirche unterordnen, wollte er, daß sie in gegenseitiger Unabhängigkeit neben einander beständen. Die Vertheidiger der weltlichen und geistlichen Macht pflichteten ihm um so williger bei, je rechtschaffener und verständiger sie waren, so daß der Augenblick gekommen schien, wo man sich verstehen würde. Da Sarpi mit seinen Meinungen die Grundsätze Gersons einstimmig fand, wodurch dieser berühmte Kanzellar die Freiheiten der Kirche so siegreich verfochten hat: so übersetzte er mehrere von dessen Schriften in die Landessprache, und vollendete hierdurch die Bestürzung seiner Gegner, denen keine Zuflucht übrig blieb, als Verläumdungen. Dies veranlaßte den Sarpi, für sich, den Gerson und die Republik eine Apologie zu schreiben, ein herrliches Werk, in welchem der Stolz und die Kraft der großen Seelen des Alterthums spricht, gemäßigt und veredelt durch christliche Demuth und Milde. Während des Wechsels dieser Schriften und anderer von beiden Seiten in unglaublicher Anzahl, arbeiteten fast alle europäischen Mächte, vornehmlich Frankreich und Spanien, jenes mit redlichem Ernste, dieses mit durchscheinender Arglist, zur Herstellung der Eintracht an Unterhandlungen, die aber nach einer mehr als jährigen Dauer alle vereitelt wurden, auf der einen Seite durch die Ränke und den Eigensinn des römischen Hofes, und auf der andern durch die Klugheit und Standhaftigkeit Sarpi's. Endlich, da man anfing, von allen Seiten zu rüsten, erbot sich Frankreich noch einmal zur Vermittelung, und der Papst ver-

schmähete nicht, diese anzunehmen, obgleich die Republik nur in dem nachgab, was sie gleich anfangs bewilligt hatte, die Gefangenen dem Könige von Frankreich auszuliefern, jedoch mit feierlichem Vorbehalte ihrer Hoheitsrechte für die Zukunft, wie bisher.

So war die Republik gerettet aus unvermeidlich scheinender Gefahr, entweder der Schmach oder des Untergangs, gerettet durch die Tugend eines Mannes, der keine andere Macht hatte als Worte, aber angethan war mit dem furchtbaren Rüstzeuge der Wahrheit und des Rechts.

Den schönsten Lohn für seine Bemühungen fand Sarpi in dem immer größeren Vertrauen, womit Senat und Herzog ihn beehrten. Man öffnete ihm die Archive, und ließ die nach und nach erledigten Stellen in dem Kollegium der öffentlichen Rathgeber unbesetzt, so daß Sarpi gegen das Ende seines Lebens die Geschäfte allein zu verwalten hatte, die sonst waren unter fünf vertheilt gewesen, und zwar zu einer sehr unruhigen Zeit, wo die Republik Streitigkeiten hatte mit allen ihren Nachbarn, und im Innern von einer gefährlichen Verschwörung bedroht wurde.

Mehrere seiner Behauptungen hatten ihn in den Ruf gebracht, heimlich den reformirten Kirchen anzuhangen, welchen er allerdings beistimmte in mehr als Einem wesentlichen Stücke der Lehre, aber entgegen war in den Grundsätzen über Kirchenverfassung und ihr Verhältniß zum Staate. Jemandem, der ihn fragte, warum er nicht die Umstände und seinen Einfluß benutzt habe, Venedig von Rom loszureißen und eine eigene Kirche zu stiften, antwortete er, Gott habe ihm nicht den Geist Luthers verliehen. Es ist wahr! von jeher ist in menschlichen Einrichtungen Gutes mit Bösem vermischt gewesen; ganz was sie sollen, erreichen sie niemals und nirgends, etwas davon immer und überall. Es ist ein Glück für die Menschheit, daß, wenn Schlechtes merklich überwiegt, von Zeit zu Zeit muthige Männer aufstehen, um, ihre gewaltige Hand legend an die untauglich gewordenen Formen, die Wurzel der Mißbräuche zu zerschneiden; aber es ist ein nicht minder großes Glück für die Menschheit, daß es andere gibt, die mit größerem Eifer bedacht sind, das vorhandene Gute zu pflegen, als mit demselben das beigemischte Böse auszurotten. Ein solcher Mann war Sarpi. Die Reinheit der Lehre, sagte er, und die Erbaulichkeit der Gebräuche und das Gleichgewicht zwischen Staat und Kirche ist nicht der Weg, auf dem wir wandeln sollen, es ist das Ziel, wohin wir unsern Weg zu richten haben. Vollkommenes könne nicht unter dem Menschengeschlechte gedeihen; unablässig aber darnach zu streben, das Vorhandene erhaltend und bessernd, das verleihe irdischem Dasein Reiz und Würde. Große Seelen verstehen einander, und es ist nicht zu zweifeln, daß, gleichwie Sarpi in Luther, so dieser würde in jenem einen göttlichen Geist erkannt haben, und ihn nicht verurtheilt, daß er unterließ, was zu thun seines Berufes nicht war.

Die römische Partei, und namentlich die Jesuiten, konnten den für sie schmählichen Ausgang der Sache nicht verschmerzen. Eine Folge davon war, daß man dem Sarpi nach dem Leben trachtete. Eines Tages, als er, der Gewohnheit gemäß, gegen Abend nach vollendeten Staatsgeschäften aus dem herzoglichen Palaste zurückkehrte nach dem Kloster, wurde er von Meuchelmördern angefallen und mit drei Dolchstichen niedergestoßen. Noch ehe das Geschrei einiger Frauen, die am Fenster Zeugen gewesen, Hülfe herbeirufen konnte, waren die Mörder entflohen, um sich in den Palast des päpstlichen Nuncius zu retten, von wannen sie darauf in den Kirchenstaat entwichen nach Rom. Der noch versammelte Senat in Venedig wurde von dem Geschehenen sogleich benachrichtigt, und als hätte der Schlag ihn getroffen in seinem edelsten Lebenstheile, löste er sich augenblicklich auf. Statt seiner blieb der Rath der Zehn versammelt, um für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, welche bedrohet schien unter dem Getümmel des aus allen Theilen der Stadt zahllos herbeiströmenden Volkes.

So lange Sarpi in Todesgefahr schwebte, war die ganze Republik in Unruhe, außer ihm; nur einmal hörte man Worte des Unmuthes aus seinem Munde, als man ihm, wiewohl fälschlich, berichtete, die Mörder seien ergriffen. Ach! rief er aus, wenn sie nur nicht etwas verrathen, das der Welt Aergerniß gibt und der Religion Schande bringt. Uebrigens war er, wie gewöhnlich, frommen, milden Ernstes, ohne bei Gelegenheit zu verschweigen, was Witz und Laune, die ihm in reichem Maaße beiwohnten, von Scherz oder Spott ihm eingaben.

Während der Krankheit bis zur völligen Genesung wurden zwischen dem Senat und ihm so viele Bezeugungen gegenseitiger Achtung und Ergebenheit gewechselt, daß man zweifeln könnte, ob er dem Vaterlande theurer war, oder das Vaterland ihm, wenn man nicht wüßte, es liege im menschlichen Herzen, mehr zu lieben den, welchem man Gutes erwiesen, als von welchem man empfangen. Dies bestätigt auch Sarpi. Denn als in der Folge Papst Gregor XV. nach seiner heftigen Gemüthsart äußerte, an einen dauerhaften Frieden zwischen der Republik und dem heiligen Stuhle sei nicht zu denken, so lange jene den Sarpi im Dienste hätte: da beschloß er, nicht nur freiwillig die Aemter niederzulegen, sondern auch, des hohen Alters ungeachtet, in die Fremde zu wandern, und zwar zur Verhütung des Aergernisses, nicht in protestantische Länder, sondern in die Türkei; ein Entschluß, der an Löblichkeit nichts dadurch verliert, daß des Papstes veränderte Gesinnung die Ausführung desselben unnöthig machte. Zum Andenken an die bestandene Gefahr hängte Sarpi einen der mörderischen Dolche, der ihn im rechten Kinnbacken am tiefsten und gefährlichsten verwundet hatte und haften geblieben war, als Weihgeschenk auf über dem Altare, wo er täglich das Meßamt feierte, am Fuße eines Crucifixes mit der Inschrift: Dei filio Liberatori. Die fortdauernden Nachstellungen machten ihm eine Aenderung der Lebensweise zur Pflicht. Das Anerbieten des Senats, ihm auf öffentliche Kosten in der Nähe des herzoglichen Palastes eine Wohnung zu miethen, wo er sicher aus- und eingehen könnte, lehnte er ab, um sich nicht von den Brüdern des Klosters zu trennen, mit denen er in einträchtiger Vertraulichkeit lebte. Doch willigte er ein, daß man einen Theil seines ansehnlichen Gehalts, welches er bisher dem Kloster zugestellt hatte, verwendete, die, welche als Diener ihn zunächst umgaben, zu gewinnen, aus Besorgniß der Vergiftung. Auch ward er nun zurückhaltender gegen Fremde, und ließ nur von bewährten Freunden empfohlene vor sich. In den hierdurch ersparten Stunden der Muße arbeitete oder vollendete er über Gegenstände der Mathematik, Physik, Astronomie, Politik und Geschichte in sehr großer Anzahl Werke von kleinerem oder größerem Umfange, unter denen am berühmtesten geworden ist die Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung.

Zur Abfassung derselben war er, könnte man sagen, berufen. Geboren sieben Jahre nach der Eröffnung, hatte er bei ihrem Schlusse das Alter erreicht, wo er bei seiner sehr frühzeitigen Reife Theil nehmen konnte an den gesellschaftlichen Gesprächen, deren Inhalt damals fast allgemein jene Verhandlungen waren. Auch stand er in vieljähriger Verbindung mit einem Manne, welcher ihm vieles mittheilte, was er aus den schriftlichen Urkunden, so viele er deren sich auch zu verschaffen wußte, nicht schöpfen konnte. — Der Geschichtschreiber der Schweiz stellt für die Kirchenversammlungen Gesichtspunkte auf, aus denen betrachtet sie erscheinen als Anstalten, bestimmt, von Zeit zu Zeit die durch Frömmigkeit, Geistesgaben und Gelehrtheit ausgezeichnetsten Geistlichen zu vereinen, um ohne andere Furcht als Jesu Christi, ohne anderen Einfluß, als des heiligen Geistes über die allerwichtigste Angelegenheit des menschlichen Geschlechtes zu rathschlagen, durch welche Aenderung in Satzung und Zucht der jedesmalige Geist der Zeit zu lenken sei auf einen Gott wohlgefälligen Weg, und dann durch feierliche Kundmachung der gefaßten Beschlüsse Königen nicht minder als den Niedrigsten im

Volke Ehrfurcht dafür einflößend, jedem Einzelnen das Gefühl mitzutheilen, daß er einer über den ganzen Erdkreis verbreiteten, durch die ewigen Bande der Wahrheit, der Liebe und des Rechts innig verbundenen Gemeine Jesu angehöre; Er, jener Geschichtschreiber, nennt sie Werkzeuge moralischer Bildung, wie weder Moses, noch die delphische Priesterin, weder Pythagoras, noch die Braminen so weitreichend es hatten. Von allen Kirchenversammlungen hatten wenige ein wichtigeres Geschäft, als die Tridentinische. Es galt, den gerechten Klagen so vieler Fürsten über ungebührliche Eingriffe der Geistlichkeit für die Zukunft vorzubauen, den nicht minder gerechten Beschwerden so vieler Gemeinen über den Verfall der Zucht und die Verunreinigung der Lehre abzuhelfen; es galt, die edelsten Nationen mit der alten Kirche zu versöhnen, und dieser eine Verfassung zu geben und ein Verhältniß zum Staate, wie die fortgeschrittene Bildung der Europäer laut und dringend forderte. Daß von dem Allen nicht nur nichts geschah, daß es auf mehrere Jahrhunderte vereitelt, oder, wie gar Einige fürchten, für immer unmöglich gemacht worden, rührte daher, daß die zu Trident versammelten Väter und die in den Personen ihrer Abgesandten gegenwärtigen Kaiser, Könige und Fürsten an nichts mehr dachten, als an ihren nächsten persönlichen Vortheil. So entstand ein nichtswürdiger Kampf kleinlicher Leidenschaften, in welchem, wie es zu geschehen pflegt, der Listigste, und das waren die Päpste, den Sieg davon trug. Wenn man bedenkt, daß es dies war, was Sarpi darzustellen hatte, sollte man nicht meinen, daß ein tugendhafter Zorn ihn unaufhörlich müsse zu prophetischem Eifer begeistert haben, um in seinem Werke dem Andenken der Nachwelt die Unwürdigkeit derer zu überliefern, welche damals die Sache der Menschheit so freventlich verriethen! Aber man findet davon keine Spur. Es herrscht in dem Werke eine Ruhe, Heiterkeit und Milde, ähnlich der, womit ein Naturkundiger Gegenstände seiner Wissenschaft betrachtet, die seine Forschbegierde genugsam reizen, um sie von allen Seiten kennen lernen zu wollen. Am Schlusse der Einleitung, worin er, nach der Weise des Tacitus, doch ohne dessen Schwermuth, eine Uebersicht gibt von dem Ganzen, nennt er jene Versammlung die Iliade seines Jahrhunderts, und etwas von dem Spotte, der unverkennbar liegt in dieser Vergleichung, würzet zum Vergnügen des Lesers das ganze Werk. In der That scheint, es liege in dem Wesen wahrhaft großer Seelen, bei allem Eifer für das Gute, im Vertrauen auf dessen unzerstörbare Kraft, nicht übermäßig dem Unmuth Raum zu geben, wenn sie von Andern es verkannt, oder gehemmt, oder zertreten sehen; es scheint die letzte Frucht ihrer Weisheit in Beurtheilung menschlicher Dinge, so weit diese nicht von ihnen abhangen, sei das sanfte und erhabene Lächeln sokratischer Ironie. Welchen Werth er seinem Werke beilegte, und welche Dauer er ihm versprach, erhellet aus einer gelegentlichen und, wie es scheint, ganz anspruchslosen Bemerkung. Obgleich, sagt er, die Beschlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung in Jedermanns Händen seien, finde er doch aus mehreren Ursachen räthlich, Auszüge davon seiner Erzählung einzuverleiben, um so mehr, fügt er hinzu, wenn ich das Mißvergnügen bedenke, das ich empfinde, so oft ich beim Xenophon oder Tacitus etwas zu ihrer Zeit sehr Bekanntes übergangen finde, was, jetzt zu erfahren unmöglich, mir unbekannt bleibt, woraus ich als Regel folgere, daß ein Buch nie auf ein anderes verweisen dürfe.

Jenes Werk erschien zuerst in England im 67. Lebensjahre Sarpi's. Zu diesem Alter war er gelangt, obgleich von Jugend auf gequält von einem sehr schmerzhaften und unheilbaren Uebel. Die unaufhörliche Kränklichkeit, welche dies ihm zuzog, hemmte nicht seine Thätigkeit, sondern erhöhte sie; ihr verdankte er als Naturgeschenk, was Andere mühsam erwerben müssen, Vertrautheit mit dem Tode, welche mehr als etwas Anderes zu löblichem Thun und Streben aufzumuntern pflegt, und überhaupt den Ton des ganzen Lebens auf eine ernste, feierliche Tiefe zu stimmen. Im Gegensatze derer, welche sagen, kein Greis sei

so alt, der nicht noch ein Jahr zu leben hoffe, hatte er nie sich jugendlich gefühlt, um nicht jedes Jahr für das letzte zu halten. Das Langerwartete erschien endlich. Den Sonnabend vor Ostern, in seinem siebzigsten Jahre, da er eben im Archive beschäftigt war, überfiel ihn eine Brustkrankheit, die ihn binnen zehn Monaten langsam verzehrte, ohne jedoch den gewohnten Gang der Thätigkeit zu unterbrechen, bis sieben Tage vor dem Tode. Die Annäherung desselben kündigte sich ihm an in Träumen, welche mit dem Fortschritte der Krankheit lebendiger, inhaltsvoller und zusammenhangender wurden. Nicht ohne Rührung bemerkte er hierin das Streben des Geistes, sich allmälig zu entwöhnen von dem bisherigen Gefährten. — Was die Alten so wünschenswürdig schildern unter dem Namen der Euthanasie, konnte für einen Mann wie Sarpi in nichts Anderem bestehen, als darin, zu sterben in der vollen Würde seiner Seelenhoheit. Und dieses Glück ward ihm zu Theil. Nachdem er am Tage des Todes einem Abgeordneten des Senats über öffentliche Angelegenheiten Rath ertheilt, sammelten sich beim Einbruche der Nacht die Brüder um sein Lager, um ihm nach Klostergebrauch den Abschied zu erleichtern. In dem feierlichen Helldunkel der Todesdämmerung schien Irdisches und Himmlisches in seiner Seele sich innig zu mischen, denn am Schlusse des Gebets, welches die Umstehenden über ihn aussprachen, und er nur still im Herzen wiederholte, öffnete er noch einmal die Lippen für das Wohl des Vaterlandes. Perpetua esto, rief er mit leiser, aber vernehmlicher Stimme einmal über das andere, worauf er lächelnd verschied. Dies geschah am vierzehnten Tage des Jahres 1623, und der siebzehnte Oktober des Jahres 1797 war der denkwürdige Tag, an welchem die Republik Venedig aufhörte zu sein, so daß sie das Gebet des Sterbenden um unvergängliche Dauer nicht länger überlebt hat als 174 Jahre.

Wahrheit und Recht, vollständig und dauerhaft siegen werden sie niemals und nirgends; aber nirgends und niemals werden sie aufhören zu kämpfen, so lange es Jünglinge und Männer gibt, in ihrem Beruf ähnlich dem Paul Sarpi.

6.

Das tausendjährige Gedächtniß Kaiser Karls des Großen.

Rede am 67. Geburtstage des Königs von Schweden, Karls XIII., gehalten von

Ludwig Theobul Kosegarten [1]).

Die Stürme der Völkerwanderung waren hinübergezogen. Nach anderthalb Jahrhunderten gewaltsamen Stoßens und Drängens hatten zwischen den Trümmern der von ihnen gestürzten römischen Welt die frischen germanischen Völkerstämme sich endlich bleibend angesiedelt. In Britannia saßen die Angel-

---

1) Von dieser Rede ist der Anfang und der Schluß wegen ihrer besondern Beziehung auf den Redner, auf die Universität Greifswalde, wo sie gehalten wurde, und auf den Gefeierten, den König von Schweden, weggelassen. — Kosegarten ward geboren d. 1. Februar zu Grevesmühlen im Mecklenburgischen, war lange Prediger zu Altenkirchen auf Rügen und starb als Professor der Geschichte zu Greifswalde den 26. Oktober 1818. Er ist besonders als Dichter berühmt.

sachsen. In die Pyrenäische Halbinsel hatten sich die Gothen getheilt mit den Sueven. Gegenüber, auf der Mauritanischen Küste, blühten die Vandalen. Italien war nach einander die Beute geworden, zuerst der Rugen, Scyrrher, Heruler und Gepider; danächst der Ostgothen, endlich der Lombarden; unten um den Jura saßen die Burgunder, höher hinauf die Alemannen, weiter hin bis zur Nordsee die Sachsen. Gewaltiger denn Alle herrschten diesseit und jenseit des Rheins die Franken. Diese, seit sie im dritten Jahrhundert aus den sumpfigen Niederungen des nordwestlichen Germaniens hervorgebrochen, hatten beim Fall des Römerreichs sich nach und nach der blühendsten Striche des schönen gallischen Landes bemächtigt. Im vierhundert und achtzigsten Jahr nach Christo trat der Eroberer Klodwig auf, ein Heerführer aus dem Geschlecht des Meroväus. Mit der ersten seiner Schlachten zwang er den Statthalter Syagrius, was noch übrig war von der römischen Provinz, ihm einzuräumen. Zehn Jahre später siegte er bei Zülpich, und hat in Folge dieses Siegs dem Christ gleich wie die Alemannen ihm geschworen. Abermal nach zehn Jahren griff er die Westgothen an, die zu Tolosa saßen, und nur durch Dietrich des ruhmwürdigen ostgothischen Königs Dazwischenkunft für diesmal noch vom gänzlichen Untergang gerettet wurden. Also ward Gallia der Franken Reich, und hat, was schwerlich möchte gerühmt werden können, von irgend einem andern Lande unsers Erdtheils seitdem die Herren nicht gewechselt. Denn Klodwigs Nachfolger herrschten in des Ahnherrn Sinn und Geist. Mit Gewalt und List, keine Art der Verbrechen scheuend, falls solche sie nur ihrem Ziele näher führten, haben diese ruchlosen Merowinger ihr Reich erweitert und abgerundet in jeder Richtung. Die Westgothen haben sie vollends über die Pyrenäen gedrängt, das schöne burgundische Reich verschlungen, die Britten zu Paaren getrieben sammt den Basken, Alemannia und Thüringerland unabbittlich verheert, Friesen, Sachsen und Baiern genöthigt, ihre Oberherrlichkeit anzuerkennen. Zweihundert acht und achtzig Jahr saßen die Merowinger auf König Klodwigs Stuhl, jedoch in den letzten Geschlechtern und als hohle Königslarven. Denn als nach Dagoberts in Glanz beginnendem, aber mit Schmach und Elend endendem Regiment die Könige einschliefen auf dem Polster ihrer Thronen, bemeisterten die Majordomen sich des Heftes des Reichs, und behaupteten es zu Trutz der Könige und ihrer Großen. Diese Majordomen, Großhofmeister ursprünglich, Oberfeldherren zunächst, sodann allgebietende Wessire, benutzten die Vortheile, die ihre Lage ihnen darbot, alle Zweige der Verwaltung an sich zu reißen. Sie vergaben die Lehne, sie ernannten zu den Würden, sie entschieden in letzter Instanz. Im Feld, im Rath, im Ding, in den Märzfeldern, überall war nur der Majordomus; also daß das Volk sich endlich gewöhnte, in den Königen die bloßen Repräsentanten der Majestät zu sehen, die Majordomen aber zu verehren als die Organe der Volksgewalt und die eigentlichen wahren verfassungsmäßigen Reichsverweser. Allein nur dessen erfreut der Mensch sich als wirklichen Eigenthums, das er hoffen darf, auf seine Kinder zu vererben. So trachteten denn auch die Majordomen, ihre Ehren und Würden zu übertragen auf die Söhne. Dies gelang **Pipin von Landen** zuerst, der auch Pipin der Alte genannt wird, und betrachtet werden muß als der rechte, wahre Erzvater und Ahnherr unsers Karl und der Karlowingen. Doch mußte sein Sohn **Grimwald** des Vaters Zärtlichkeit am Ende mit dem Leben büßen. Es hatten aber in Folge der Theilungen, welche das alte Frankenrecht begünstigte, sich nach und nach drei Königthume in Frankreich gebildet, das Neustrische, das Austrasische und das Reich Burgund. Jedes hatte seinen namentlichen König, jedes seinen Majordomus. Als nun Herr Eberwein, Verweser des Neustrischen Reichs mit schrankenloser Willkür schaltete, die Großen an Leib und Leben strafte, die Könige wechselte, als wären's nur Puppen, endlich aber auch das Majordomat des Austrasischen Reichs an sich zu rei-

ßen trachtete, widerstanden ihm die Ostfranken, traten zu **Pipin von Heristal**, einem Enkel jenes alten Pipin, und übertrugen ihm das Heft des Reichs. Pipin, ein Herr von Geist und Gaben, wohlbegütert dazu, als der seinen Ohm, den Metzischen Bischof Arnulph, beerbt hatte, säumte nicht, zog aus gegen den usurpirenden Eberwein, schlug ihn bei Testri, nahm Paris den Schatz und den König, ward Verweser aller drei Reiche, und schrieb sich von nun an einen Herzog und Fürsten aller Franken. Solches gestatteten die Franken in Betracht seiner hohen Eigenschaften, die er denn auch männiglich bewährt hat während der acht und dreißig Jahre seiner kraftvollen Verwaltung.

Als Pipin gestorben, seine mündigen Söhne aber schon vor dem Vater begraben worden, trachtete zwar Plectrud, des Verwesers nachgebliebene Wittib, die Macht zu behaupten für sich und ihren Unmündigen. Da aber die Neustrier die Gelegenheit benutzten, sich einen eigenen Majordomus zu wählen, verdroß die Ostfranken, daß sie ihrer Seits einem Kinde gehorchen sollten, und einem Weibe. Lieber traten sie zu **Karl Martel**, Pipins Bastard zwar, auf welchem aber der Geist des Vaters zwiefach ruhte. Karl rechtfertigte die Wahl, zog zu Felde gegen die Neustrier, und schlug sie, nahm Paris, Soissons, Cambray, und vereinte solchergestalt die ganze Macht der Franken zu seinen eignen Händen. Sofort sicherte er die Grenzen, dämpfte die friesischen und sächsischen Piraten, trieb zu Paaren die Thüringer und Alemannen, zwang Bojoarien und Aquitanien, den Lehnseid zu erneuern. Unvergänglichen Ruhm aber hat dieser heroische Karl sich erworben, als er bei Tours gegen den Abderrhaman stand und dessen Myriaden. Wie vor ihm Aetius in den Catalaunischen Gefilden, wie in einer noch frühern Zeit in den Raudischen Ebenen der Marius, also hat Karl Martel an diesem Tag gestritten für die Erhaltung alles Guten und Schönen, was aus dem Alterthum auf uns herabgekommen. Auch verdankt es diesem Tag bei Tours der Occident, daß er an Christus glaubt, und nicht an den Machmud.

Nach sieben und zwanzigjährigem arbeitvollem Regiment starb der Held. Zuvor jedoch hatten die dankbaren Franken ihm bewilligt, daß er die Reiche und Lande theilen möchte zwischen seine beiden Söhne, **Pipin** und **Karlmann**. Allein Karlmann zog vor, ein stilles, beschauliches Leben zu führen auf den rebenbepflanzten Hügeln von Monte Cassino, also daß dem ältern Bruder die Verwaltung des Ganzen heimfiel. Dieser, nachdem er durch die Züchtigung der rings umher wieder aufgestandenen Zinsvölker seine Tüchtigkeit sattsam erprobt, fand überflüssig, die kostspielige und allzeit gefährliche Schattenmajestät jener königlichen Phantome fortdauern zu lassen. Also, nachdem er zuvor das gefällige Gutachten des römischen Oberbischofs eingeholt, ward Childerich, der letzte Merowinge, zum letzten Mal in das Maienfeld geführt, des königlichen Schmuckes entkleidet, zum Mönch geschoren und begraben in das Kloster zu St. Omer. Pipin dagegen, nachdem er nach alter fränkischer Sitte auf dem Schild emporgehoben und dreimal um das Feld herumgetragen worden, ward auf den königlichen Stuhl gesetzt, und von Bonifacius, dem Apostel der Deutschen, eingesegnet zu einem König der Franken, ist auch nach wenig Jahren von dem allerheiligsten Vater selbst, sammt den Söhnen, feierlichst gesalbt und gekrönt worden, alles mit Vorbewußt und Zustimmung des Volkes und der Großen. Diesen Franken schien minder wichtig, daß der König ein Reich, als daß das Reich einen König habe. Sie, die den Platon schwerlich gelesen, waren gleichwol Platons Meinung, daß nämlich über Schafe ein Schaf zu setzen Niemandem einfalle; daß mithin auch die Menschen billig nur von den Göttern regiert werden müßten, in Ermangelung der Götter aber von solchen Menschen, die in Absicht auf Weisheit und Güte den Göttern die Nächsten ständen.

Als der nunmehrige König achtzehn Jahre mit ungeschwächter Kraft geherrscht, erkrankte er auf einem Zuge gegen Aquitania. Sofort eilte er auf Pa=

ris, um, für den Fall, daß Gott über ihn geböte, sein Reich und Haus zu bestellen. Solches that er dann, und theilte, wie der Vater gethan, die Lande zwischen seine beiden Söhne. Karlmann, dem Jüngern, hinterließ er Neustrien, Austrasien ward Karln zugesprochen, Burgund getheilt zwischen beiden. Hierauf starb der Vater, und am elften Tage nach seinem Tode ward den Söhnen gehuldigt, einem jeden in den ihm zugetheilten Landen. Es war aber weder Zutrauen noch Einigkeit zwischen den Brüdern. Karlmann, der sich beeinträchtigt glaubte in der Theilung, verweigerte dem kriegenden Bruder den gesetzmäßigen Zuzug. Mit Mühe nur gelang es Berthen, der Königin Mutter, dem Ausbruch offenkundiger Feindseligkeiten zu steuern. Nach zwei Jahren starb Karlmann. Sofort traten die Großen seines Reichs über zu seinem vom Verhängniß mehr begünstigten Bruder. Als das Gerberga hörte, die leidtragende Königin, glaubte sie, dem Schwäher das Allerschlimmste zutrauen zu müssen, nahm ihre beiden unmündigen Söhne und floh zu Desiderius, dem König der Lombarden. Also ist Karl, späterhin der Große genannt, durch die göttliche Fügung alleiniger König geworden des gesammten Frankenreiches.

Es sind aber auf diesen Karl alle Gaben und Kräfte des Hauses Heristal vererbt worden, also daß die vorhin zerstreuten Strahlen in dem Spiegel seines Gemüthes zusammenbrannten, blendend, flammend, verzehrend. Wo? wann? wie? unter was für Umständen er geboren worden, weiß Niemand. Auch Eginhard, der es wissen gekonnt, umgeht davon zu reden. Mythen nur stehen um seine Wiege, wie es der Fall ist mit so manchem andern außerordentlichen Menschen. Daß Pipin sein Vater gewesen, Bertha die Mutter; daß am sichersten sei, das siebenhundert zwei und vierzigste Jahr als dasjenige anzunehmen, worin er geboren worden; daß mehr Grund vorhanden, seinen Geburtsort diesseit des Stroms zu suchen, als in den jenseitigen Landen; daß mithin die Ostfranken ihn sich mit größerm Recht aneignen, als ihre westlichen Stammgenossen, dies ungefähr ist alles, was wir wissen. Doch auch dies noch berichtet der Sanct Gallische Mönch, daß wenig Stunden vor seiner Geburt ein schöner, heller Stern am Himmel erschienen sei, anzudeuten, daß eben jetzt gesammter Christenheit ein Licht aufgehe, dem bestimmt sei, weit hinaus zu leuchten in die Leute und die Lande.

Wie der Knabe gezogen, wie der Jüngling sich entfaltet, auf welchem Wege und mittelst welcher Vorübungen Karl geworden, der er ward, auch darüber weiß weder Eginhard noch Nithard uns etwas zu berichten. Einer wissenschaftlichen Bildung genoß er sicher nicht, denn durch ihn erst ist die Wissenschaft zu den Franken gekommen. Lesens und Schreibens hat er sich nicht eher beflissen, als da er schon die Welt zu regieren hatte. Den Gaul zu tummeln, den Speer zu schwingen, schwimmend die Fluth zu theilen, zu treiben das edle Waidwerk, zu hetzen den Wolf und Ur, den Keuler, den Bären und den Büffel, dies, was noch die Erholung seiner spätern Jahre war, scheint alles gewesen zu sein, was er etwa den Erziehern zu verdanken hatte. Keine Muster strahlten ihm, als die seiner wackern Ahnen. Kein Meister lehrte ihn, als der Gott in seinem Innern. Und ob wir die Data seines Bildungsalters auch in urkundlicher Gewißheit besäßen, was wäre damit gewonnen? Nur gemeine Naturen werden so begriffen. Das Werden großer Menschen ruht ewig im Geheimniß.

Im elften Jahr ward der schön rüstige Knabe vom Vater abgeordnet, um den Papst, der ihm den Besuch zugedacht, mit Pomp in die Hauptstadt einzuholen. Im zwölften ist er zusammt dem Vater und dem jüngern Bruder von demselben Papst gekrönt und gesalbt worden. Im funfzehnten hat er seine Sporen verdient; im neunzehnten seinen ersten Zug gethan. Im zwei und zwanzigsten vertraute ihm der verständige Vater der Probe halber die Mundbörde einiger Klöster, so wie die Rechtspflege mehrerer Gauen des Reichs, und, wie man sagt, hat der Jüngling die Probe wohl bestanden. Auch auf dem Zuge

nach Rom hat Karl den Vater begleitet; da denn die Heiligkeit des durch so vieler Märtyrer Blut geweihten Bodens, die Pracht der Gottesdienste, die Nähe so vieler verehrter Heiligthümer, die Schauder, die um die Gräber der Apostelfürsten wehten, dem Jüngling jene Scheu des Heiligen, jenen Eifer um die christkatholische Kirche, jene religiöse Begeisterung mögen eingehaucht haben, welche das springendste Motiv seines Thuns und Wirkens wurde. Sechs und zwanzig Jahre zählte Karl, als ihm die Nordfranken huldigten. Das acht und zwanzigste hatte er vollendet, als er durch des Bruders Tod alleiniger Herr des gesammten Frankenreichs wurde.

Die Gestalt der Welt aber in jenen Tagen war diese. Des asiatischen und afrikanischen Welttheils schönste Striche gehorchten den Nachfolgern Mohammeds; doch war die Macht des großen Kalifats, das einst von Samarkand bis Lisboa reichte, bereits gebrochen. Die Byzantiner saßen nach wie vor auf ihrem goldnen Thron, der zwar von außen hart bedrängt wurde durch Araber und durch Bulgaren, im Innern heftig erschüttert durch den Bilderstreit und andere theologische Kriege. Spanien diente den Mauren, mit Ausnahme Galliziens, das den Ungläubigen bereits wieder abgerungen war durch die Nachfolger des trefflichen Don Pelayo. England, zerbröckelt in sieben Königreiche, unablässig beunruhigt durch die nordischen Abenteurer, blieb ohne Einfluß auf den Continent. Italien war getheilt; im oberen herrschten die Lombarden, im untern die Griechen, mitten inne saß der Papst. Von deutschen Völkerschaften waren die südlichern und mittlern zinspflichtig den Franken; im Norden nur wohnten frei, trotzig, unbezwungen die noch heidnischen Sachsen. Jenseit des Elbstroms bauten slavische Völkerstämme in Frieden ihre Aecker. Wo vormals Dacia gewesen und die pannonische Provinz, hauseten dermalen die rohen Avaren. In der Cimbrischen Chersones, auf den Inseln, im fernen Scandinavien trieben Dänen, Normannen und Waräger ihr stürmisches Wesen. Im Grunde war alles Land, was nordwärts über die Eider, ostwärts über die Weichsel hinaus lag, zur Zeit noch unentdeckte Erde.

Mit allen diesen Reichen und Völkern, den Kalifen zu Bagdad ausgenommen und die angelsächsischen Siebenherrscher, ist Karl in feindliche Berührung gekommen, also und dergestalt, daß von den sechs und vierzig Jahren seines Regiments nur ein einziges, das siebenhundertneunzigste, ohne Feldzug verstrichen. Dieses Kaisers Leben war ein nie abreißendes Reißen, Rennen, Raufen, Streben und Ringen. Stand er im Norden, so schlug es ein im Süden. Stritt er an der Elbe, so rief es ihn schon wieder ab zum Ebro oder zur Tiber. War er kaum fertig mit den Aufrührern im Herzen des Reichs, so brannte es rings herum an den Grenzen; so wurden die Marken bedroht oder beunruhigt von den Normannen, Mauren, Avaren. Also hat er sich und seine Franken auf und abgetrieben sein ganzes Leben hindurch auf dem Durchmesser des halben Welttheils, von der Tiber bis zur Eider, vom Elbstrom bis zum Ebro, über Alpen, Karpathen, Pyrenäen, von den Küsten der Nord- und Ostsee bis zu denen des atlantischen und mittelländischen Meeres.

Was war's, das diesen Menschen trieb und hetzte? War's innere Unruh, wilde Herrschsucht, unersättliche Ländergier, die keine Ruhe ihm ließ, bis ihn der Tod zur Ruhe brachte? Wer Karln näher kennt, wer tiefer geschaut in sein ernstes, großes Gemüth, wer begriffen, wie er eben so mild als stark gewesen, so kindlich als heldisch, so fromm und gläubig, als verständig und staatsklug, wird so unedler und gemeiner Gelüste Spur schwerlich in ihm finden. Es ist etwas Anderes, Mächtigeres, was diese begeisterten Menschen, die Eroberer, treibt; etwas, das ihnen selbst nicht eher klar werden mag, als an ihrer Laufbahn Ziele! Irgend ein Anlaß weckt sie. Irgend ein Gedanke durchblitzt sie. Sie umfassen ihn mit Innigkeit. Mit Falkenblick durchschauen sie ihn, mit Adlerflug erstür-

men sie ihn. Die gelungene That verlockt zu neuen. Kampf keimt aus Kampf. Das mit Anstrengung Erworbene mag nur durch Anstrengung behauptet werden. Mit jedem steigenden Schritt erweitert sich die Umsicht, die am Ende nichts Geringeres, als die ganze Welt umfaßt. Der beschwörende Spruch ist einmal ausgesprochen. Die beschwornen Geister sind auf. Aus allen Winkeln umstürmen sie den geängsteten Zauberlehrling, der das bannende Wort vergessen.

Der Mensch, der mitleidwürdige, hat er einmal vermessen eingegriffen in das Rad der Weltereignisse, ist fortan nicht mehr der Sohn der eignen Wahl; er ist Organ nur des Weltgeistes. Unaufhaltsam wird er fortgerissen vom Verhängniß; nur Gott mag den brausenden Umschwung hemmen. Dies, bedünkt uns, ist die Geschichte aller Eroberer von Sesostris, Ninus und Kyros an, bis herab zu Alexander, Julius Cäsar, Karl dem Großen und Napoleon.

Alle Feldzüge Karls aufzuzählen, thut nicht Noth; gesetzt auch, daß die Kürze der mir zugemessenen Zeit es gestattete. Ein schneller Ueberblick seiner Eroberungen ist jedoch unerläßlich, wär' es auch nur, um die Weite und den Umfang des Kreises zu ermessen, innerhalb dessen er wirkte; eines Kreises, den er sich erst umschreiben, erweitern, aufräumen und zubereiten mußte, um innerhalb desselben die Schöpfung hervorzurufen, deren Ideal seinem Geiste vorschwebte.

Karls erster Krieg war ihm unvollendet hinterlassen worden von dem Vater. Es war der Krieg mit dem Aquitaner. Nicht sobald hatte Pipin den Schauplatz geräumt, als Herzog Hunold, den jener in das Kloster verstoßen, die traurige Zelle verließ, Brevier und Skapulier wegwarf, und sich noch einmal an die Spitze seines Volkes stellte. Karl, wiewohl der Bruder den verfassungsmäßigen Zuzug ihm abschlug, verlor keinen Augenblick. Mit den Wenigen, die ihm zu Gebote standen, flog er in das Feld. Da erschrak der Hunold, und, sein Land preisgebend, floh er zu Welf, dem Herzog von Vasconien. Dem Welf ließ Karl sagen, dafern er den Hunold schütze, werde Karl auch sein Feind sein. Deß erschrak auch der Welf, und hatte nichts Eiligeres, als den Hunold auszuliefern, und obendrein sich selber. Geendigt war der Feldzug; aus der Krieg, wie ein ausgesungenes Lied. Wer denkt nicht hier an Alexanders erstes rasches Zuschlagen, als nach des Vaters Untergang, des Sohnes noch grüne Jugend verachtend, im Norden die Barbaren gegen ihn aufstanden, im Süden die Hellenen. Das erste Auftreten verkündigt den Mann; meistens entscheidet es dessen ganze Zukunft.

Desiderius der Lombarde grollte. Denn Karl hatte seine Schwester, die er vergebens zu befruchten gesucht, aus dem Ehebett verstoßen. Hierauf bauend eben war Gerberga mit ihren Unmündigen zu Desiderius geflüchtet, und Desiderius, um Karln wehe zu thun, muthete Papst Stephan zu, Karlmanns Kinder zu Königen der Franken zu salben. Dessen weigerte sich der kluge Papst, und da der König, ihn zu zwingen vermeinend, in Sanct Peters Erbe, das Pipin dem heiligen Stuhl geschenkt, feindlich einfiel, schrie der Papst zu Karl, dem König der Franken. Karl, der Kirche erstgeborner Sohn, glaubte die nachgesuchte Hülfe nicht versagen zu dürfen. Mit zween Heeren brach er auf, deren eins er dem Oheim Bernhard anvertraute, das andere übernahm er selber. Desselben Wegs, den vor ihm Hannibal genommen und Cäsar, nach ihm Eugen und Buonaparte, zog er hinab zwischen den himmelhohen Alpen. Wie aus den Wolken gefallen stand er plötzlich im Herzen der Lombardei. Da ergriff panischer Schreck die Lombarden. König Desiderius schloß sich ein in seine Stadt Pavia. Während diese mitten im Winter berannt und belagert wurde, ging Karl indeß mit Weib und Kind nach Rom. Mit höchster Ehrerbietung empfing ihn der heilige Vater. Hosianna sang alles Volk, gebenedeiet sei, der da kommt in des Herrn Namen. Die weltlichen Dinge wurden über den himmlischen nicht vergessen. Der König bestätigte dem Papst des Vaters Schenkung,

und vermehrte sie mit neuen; der Papst dagegen übertrug ihm die Schirmvoigtei von Rom, eine Würde, die bisher die byzantinischen Kaiser bekleidet, aber freilich schlecht genug gehandhabt hatten. Im Frühling ergab sich Desiderius, und ging ins Kloster. Sein wackrer Sohn Adalgis aber entfloh nach Constantinopel. Im zweihundertachten Jahre nach ihrer Gründung fiel so die lombardische Monarchie, welcher an Glanz, Macht und sittlicher Ausbildung bis dahin keine andere im Occident geglichen. Die Ueberwundenen behandelte Karl mit Güte, und ließ durch Grafen und Herzoge, späterhin durch seinen Sohn Pipin sie regieren in ihren eigenen Rechten und Gesetzen. Die erbeuteten Schätze vertheilte er unter die Kirchen und die Krieger. So that er immer. Er selbst ließ sich genügen an der sogenannten eisernen Krone, die er sich soll haben aufsetzen lassen zu Mailand. Höher als diese schlug er an die Eroberung Pauls, des Diaconus, des Sohns Warnfried und Theudelindens, des anmuthigen Geschichtsschreibers der Lombarden. Als Paulus, wenig gerührt durch Karls entgegenkommende Güte, gegen den Unterdrücker seines Volkes sich zum dritten Mal verschwor, die Franken aber den Ueberwiesenen der Augen und der Hand berauben wollten, untersagte Karl es. Wenn wir diesen tödten, sprach er, wo wollen wir einen andern hernehmen, der uns so anmuthige Historien schreibe?

Aus dem Krieg mit Desiderius keimte die Fehde mit dem Thassel, dem gewaltigen Baiernherzog, der eine Tochter des Lombardenkönigs heimgeführt. Thassel, wiewohl Karln zinspflichtig, konnte den Sturz des Schwiegervaters nicht verschmerzen. Auch mochte er aufgehetzt worden sein durch sein Weib Luitberga, und deren Bruder Adalgis. Vieles ist hier dunkel. Genug, Thasseln, der Felonie verdächtig, ward ein Tag gesetzt zur Verantwortung. Als er sich nicht stellte, nahm Karl, wie er pflegte, seine Maaßregeln; rasch und zugleich sicher. Mit drei Heeren, aus drei Richtungen überzog er den Thassel, seitwärts vom Lech, oben herab von der Donau, von unten aus Italien herauf. Thasseln, umgarnt und umstrickt, blieb nichts übrig, als sich zu ergeben auf Barmherzigkeit, die der König ihm denn auch angedeihen ließ, sich begnügend, Geisel von ihm zu nehmen, und einen neuen Eid. Nach Jahr und Tag ward Thassel beschuldigt, die Avaren in das Land gerufen zu haben. Als diese mit großem Blutvergießen geschlagen worden, ward der Thassel vorgeladen auf Ingelheim. Diesmal schien ihm rathsamer sich zu stellen. Schwere Klagen wurden wider ihn erhoben. Sich zu verantworten vermochte er nicht. Zerknirscht und reuig stand er da, ein überwiesener Sünder. Die Richter erkannten auf den Tod. Aber Karl fand gerechter, daß ihm geschähe nach dem Buchstaben seines eigenen, des Baiernrechtes, welches verordnet in des zweiten Titels neunter Nummer: daß, welcher Herzog sich beigehen lasse, das Gebot seines Königs und Herrn zu verachten in des Königs Landen, der Lehen verlustig gehen und zu andächtig beschaulichem Leben angehalten werden solle, ob ihm gelingen möge, wenn nicht den Leib, so doch die Seele zu retten. Solchem Spruche unterwarf sich der Thassel, bat sich zur einzigen Gnade aus, daß er nicht in der Hofpfalz selbst und vor allem Volk möchte geschoren werden, und ging gutwillig gen Sanct Goar. Seine Gattin, seine Töchter nahmen den Schleier. Die Dynastie der Agilolfingen erlosch. Keinen Herzog bekam Bojoaria wieder, so lange Karl lebt, dem diese hohe Würde mit dem Königthum nicht allzuverträglich dünkte. Wohl aber setzte er einen Grafen über das Land, der dasselbe nach seinem eignen Recht und Herkommen verwalten, daneben auch die Marken schützen möge gegen die Avaren.

Diese Avaren, ursprünglich eine Mungalische Horde, waren, gedrängt von den Turkomannen, anfangs an den Don, dann bis zur Donau vorgebrochen; nach Attila's und der Hunnen Fall hatten sie deren Namen, Schätze und Wohnsitze geerbt; Constantinopel zitterte vor ihnen; Pannonien und Noricum

war ihre; alle slavische Stämme, die längs der Elbe bis zur Ostsee saßen, schatzten dem wilden, ungeschlachten, in das roheste Heidenthum versunkenen Volk, dem nichts heilig noch ehrwürdig war. Da machte sich auf Samo, ein fränkischer Kaufmann von hohem Sinn, sammelte die slavische Jugend um sich, wappnete und übte sie auf fränkische Weise, dann führte er sie in das Feld gegen die Barbaren. Dieser Versuch gelang. Die scythischen Ungethüme wurden geschlagen, und der treffliche Kaufmann, welcher verdient genannt zu werden mit den Fugger und den Medici, die eben auch, wiewohl auf anderm Wege, aus Krämern Fürsten geworden, stiftete, ihnen zu Trutz und Hohn, hart an den Gränzen ihrer Wohnplätze, den karinthischen Staat. Noch mehr wurden sie eingeschränkt, als um dieselbe Zeit auch die bosnische, die dalmatische und servische Herrschaft gestiftet wurde durch die von Byzanz aus unterstützten Krowatten; also daß dermalen ihnen nur noch das Land übrigblieb zwischen der Theiß und Save. Aber auch so noch waren sie über alle Maaßen furchtbar ihren Nachbarn, den Baiern und den Thüringern, welche letztern dem unermüdlichen Heidenbekehrer Bonifacius sogar an Christus zu glauben gelobten, dafern der Christ sie von solchen Unholden erlösen werde. Da beschloß der christkatholische König, die viehische Horde entweder zu vermenschlichen oder zu vertilgen. Es hatten aber die Avaren ihr Gebiet verschanzt und verhackt auf eine ganz eigene Weise; mit sogenannten Ringen oder Hagen, nämlich: Erdwällen, die zwischen eingerammten Bäumen aus Schutt und Rasen aufgeschüttet, und mit allerlei Gestrüpp bepflanzt, eine undurchbrechbare Brustwehr bildeten. Solcher Ringe deckten neune das Land, deren größter, innerhalb dessen der Chan sein Wesen trieb, sieben deutsche Meilen im Umkreis betragen haben soll. Hinter solchen Linien glaubten die Avaren den Franken getrost erwarten zu können. Sie irrten. Nichts vermochten ihre Ringe, nichts ihre windschnellen Rosse, nichts ihre langgefiederten Pfeile gegen Karls niederwerfenden Ungestüm. Karl, der diesen Krieg mit entschiedener Meisterhaftigkeit geführt, ließ seinen Sohn Pipin gegen den Feind anrücken aus der Lombardei. Nordwärts der Donau zog Graf Dietrich; südwärts des Stroms der König mit dem Kern des Heeres. Für Schiffbrücken war gesorgt. Mundvorrath und Geschütz ward nachgeführt auf einer Flotte, welche die Donau hinuntersteuerte. So großer und wohlberechneter Anstalten vermochten die Barbaren sich nicht zu erwehren. Ueberall wurden sie geworfen, ihre Ringe erstürmt, zwei und funfzig Tage lang das Land verheert, unschätzbares Gut, aller Raub, den der Attila aus Ost und West zusammengeschleppt, ward gewonnen, und von dem König freigebig zugespendet dem Papst, den Kirchen, den Armen und dem Heere. Dieser Eine Feldzug entschied den Krieg, dessen Vollendung, die sich freilich noch bis in das achte Jahr verzog, der König seinen Söhnen und Feldherren überließ. Die Avaren wurden endlich mürbe. Das Land lag öde. Der Kaiser sorgte nun, daß Colonien hineingeschafft, Bisthümer gestiftet, Heidenbekehrer gesendet wurden. Auch eine avarische Mark errichtete er, aus welcher in spätern Zeiten Oesterreich erblüht ist; Oesterreich, das sich nicht nennen läßt, ohne daß eine Welt der Erinnerungen in uns rege werde, Erinnerungen einer glorreichen Vergangenheit, an welche sofort sich knüpft eine Welt der Ahnungen einer noch glorreichern Zukunft.

Neben allen diesen zum Theil schweren, jedoch vorübergehenden Kämpfen hatte Karl noch einen stehenden Krieg, der durch den besten Theil seiner Lebenszeit sich hinzog, den Krieg mit den Sachsen, den schwersten in der That von allen, der aber auch in seinen Folgen sich bewährt hat, als zum höchsten ersprießlich für das Heil Deutschlands nicht nur, sondern auch des ganzen gesitteten Europa. Die Sachsen, einer der ältesten und ansehnlichsten deutschen Völkerstämme, hatten damals alles Land inne, was Rhein und Main, Elbe und Nordsee einschließen. Sie allein waren treu geblieben dem alten germanischen

Glauben, wie überhaupt der Väter Art und Sitte. Die Gränzen freilich suchten sie gegen den Feind zu decken durch Festen und Burgen. Uebrigens haßten sie das Leben innerhalb der Mauren. Auf ihren Höfen wohnten sie, weit aus einander gestreut, Edle, Freie, Lassen, getheilt in mehrere Stämme, Westphalen die Einen, Ostphalen die Andern, zwischen beiden die Engern: den Häuptlingen gehorchten sie, so lang es ihnen wohl gefiel; Steuern und Abgaben kannten sie nicht. Haferbrod aßen sie, brauten Bier und Meth; verehrten die Geister der Natur, vor andern den König des Himmels, den gefürchteten Wodan, auf dessen Altar sie die Gefangnen schlachteten; schlecht und recht übrigens, rauh und roh; in keuschen Sitten; gerecht in wechselseitigem Verkehr, auch mild und gütig, wenn es nur den Feind nicht galt, den sie freilich unversöhnlich haßten. Diese Sachsen verabscheuten die Franken; denn der Franke brachte das Christenthum, das Christenthum brachte den Priester, der Priester den Zehnten, der ihnen ein Gräuel war. Auch befanden sich des Evangelii milde Lehren im schneidendsten Gegensatz mit ihrer herben Kraft und trotzigen Sinnesweise. Unbegreiflich war ihnen, daß Sünde sein solle, den erlittenen Schimpf mit eigner Hand zu rächen, unleidlich, daß der Held seinen Himmel theilen solle mit dem Feigen. Seit mehr denn einem Jahrhundert ward demnach Erz- und Erbfeindschaft gewesen zwischen ihnen und den Franken, um so mehr, da im Blachlande die wechselseitigen Marken einander vielfältig durchkreuzten. Mehr denn einmal zwar hatten sie empfunden den schweren Arm der Helden aus dem Hause Heristal. Die Westphalen zumal waren von Karls Vater zinspflichtig gemacht, vielen von ihnen sogar das Christenthum aufgedrungen worden. Sobald indessen nur der König todt war, entschütteten sie sich des Jochs, schlugen die Priester todt, zerstörten Kirchen und Kapellen, und statt den vergleichsmäßigen Tribut zu zahlen, streiften sie tief hinein ins Land der Franken. Solche Ungebühr zu dulden verbot Karln seine Königs- und Christenpflicht. Diese verstockten Götzendiener zu dämpfen, sie zu bekehren, zu vermenschlichen, sie zu beseligen nach seiner Weise in der Zeit und Ewigkeit, ward von nun an die eigentliche Arbeit seines Lebens, und man muß gestehen, daß er ihr dessen längsten und kräftigsten Theil geopfert habe. Bis in das drei und dreißigste Jahr dauerte der Krieg mit den Sachsen. Sechzehn Feldzüge hat der König gegen sie gemacht in eigner Person, während welcher, der Natur des Landes und des Kriegs gemäß, freilich nur zwei eigentliche Schlachten vorgefallen, an der Lippe die eine, die andre an der Hase. Wohl blieben die Sachsen fortwährend im Nachtheil. Die Eresburg ward erstürmt; die Irmensäule umgestürzt; mit Burgen wurden sie gezügelt an der Diemel, Weser, Elbe, Bisthümer wurden gestiftet, Evangelisten und Apostel ausgesendet ohne Maaß und Ziel. Umsonst alles! Dreimal zwar ward förmlicher Friede geschlossen zu Paderborn, Attigny, Salza. Jedesmal brachen sie den Frieden. Wo der König stehen mochte, an der Raab, am Ebro, an der Tiber, aus der Mitte der glänzendsten Unternehmungen ward er abgerufen, um die abermals aufgestandenen Sachsen zu dämpfen. So stieg denn auch mit jedem Zuge die Erbitterung. Die Sachsen ihrerseits gaben kein Quartier. Der König sah sich gezwungen, das Gleiche zu gestatten. Ihrer fünfthalbtausend ließ er niederhauen, wie einen Mann, weil sie das Gleiche gethan mitten im Stillstand an einer Schaar der Seinen, welche gegen die Wenden zog. Noch ist übrig das Gebet und Gelübde, das die zum höchsten gereizten Sachsen aus dieser Veranlassung an ihren Wodan thaten: Heiliger starker Wodan, steh uns bei und unserm Hauptmann, Herrn Wittekind und den übrigen Heerführern allen, gegen diesen bösen Karl, den Schlächter. Ich gelobe dir auch einen Auerochsen, und der Schafe zehen, sammt allem Zubehör. Und will dir opfern alle Gefangene auf deinem heiligen Harzberge!" Also hat der Krieg sich fortgezogen bis in das sechs und dreißigste Regierungsjahr des Königs. Dann erst, als

von den Heerführern die Einen gefallen waren, die Andern gewonnen durch Karls Güte; als der Brun, der Alf, der Hessi und Wittekind, der gewaltige Wittekind, der Hermann seiner Zeit, die Taufe angenommen zu Attigny; als Karl, ganz im Sinn der alten morgenländischen Eroberer, viele tausend Familien der Sachsen ins Innerste seines Reichs verschleppt, und hiehin und dorthin angesiedelt hatte; dann endlich war die Kraft der Sachsen gebrochen, aber nicht ihr Geist. Auch dann noch schlossen sie zu Salza den Frieden unter ehrenvollen Bedingungen. Das Christenthum zwar ließen sie sich gefallen, zusammt dem Zehnten, versprachen auch den Statthaltern, die der König, der dazumal schon Kaiser war, ihnen setzen würde, zu gehorchen. Dagegen blieben sie im Besitz ihrer sämmtlichen Marken und Gauen; auch wurden alle Rechte und Freiheiten der Franken ihnen zugesichert. Nach wie vor behaupteten sie sich als einen der ersten und edelsten deutschen Stämme, und sind in Folge der durch Karl ihnen widerfahrenen Umwandlung aufgeblüht mit wunderbarer Schnelligkeit zu einer Stufe der Cultur und des Wohlstandes, worin sie zu Trutz ihres minder dankbaren Bodens die blühenden Rheinländer selbst überholten. Deutschland aber ist durch der Sachsen Bekehrung und Einleibung zu gediegener Einheit gelangt, kraft deren es seit dieser Zeit eine unüberwindliche Brustwehr gebildet gegen Gog und Magog, wie gegen die Barbaren aus dem Süd und aus dem Norden.

Aus Gelegenheit der Sachsen hat Karl denn auch zu thun bekommen mit den kühnen seefahrenden Abenteurern, die damals in Jütland saßen, und in den dänischen Inseln. König Siegfried war der Sachsen Freund, und leistete seinem Eidam Wittekind allen nur erdenklichen Vorschub. Siegfrieds Nachfolger, der trotzige, stolze Gottrick, verschwur sich, der Franken Kraft zu brechen. Wirklich that er, was er konnte, und das war nicht wenig. Vor allen Dingen sicherte er sein Land durch das Danewirk: feste Linien, die er längs der Eider zog von Meer zu Meere. Dann griff er die Obotriten an, Karls treue Verbündete, fing und henkte ihren Herzog. Nachdem er hierauf eine Flotte von zweihundert Fahrzeugen gebaut, stach er in See, landete auf der friesischen Küste, und zwang die Friesen zum Tribut. Schon vermaß er sich, den Rhein hinunter zu schiffen, Aachen einzunehmen, und seine Gaule zu stallen in des Kaisers Pfalz, als der Dolch des Mörders ihn traf. Indessen hatte auch Karl seine Anstalten getroffen; der Heerbann war entboten; Flotten gebaut zum Schutz der Schelde und des Rheinstroms. Als Karl jetzt ins Feld rücken wollte, bot Hemming, Gottricks Nachfolger, den Frieden. Den gewährte der König. Friesland ward geräumt. Die Eider blieb die Gränze.

Daß Karl auch mit den Slaven Händel bekommen, seit er ihr Nachbar geworden durch der Sachsen Bezwingung, ist nicht zu verwundern. Längs des Elbstroms saßen sie, in mancherlei Stämme und Namen verzweigt; Wenden, Sorben, Linonen, Estiäer, Welataben. Diese wiewohl sie mehr des Feldbaues und ruhiger Gewerbe, als des Krieges pflegten, konnten es gleichwohl nicht lassen, zu Zeiten in der Franken Gebiet zu streifen. Sie zu züchtigen verschob der König, bis er Muße gewänne. Die fand sich. Im siebenhundert neun und neunzigsten Jahre that der unermüdliche König seinen Zug auch gegen diese Völker; ging bei Tangermünde mittelst zweier Schiffbrücken über die Elbe, und vergalt den Slaven mit Wucher, was sie an ihm gesündigt. Damals ist der Eroberer denn auch in unser stilles Land gekommen, ohne jedoch daß eine Spur seines Hierseins zur Zeit noch von ihm aufgewiesen werden könne. So viel wissen wir, daß er am Peenefluß die Slaven eingeholt, und im dorgunischen Gau sie dermaßen geschlagen, daß sie von nun an nimmer wieder gegen ihn gemurrt. Sie schwuren ihm, gaben Geisel, und Karl ging zurück in seine Stadt Worms.

Aber auch gegen die Ungläubigen eines andern Schlages, gegen die Sa-

razenen, welche Spanien unterdrückt, hat Karl den Speer gehoben, wie es einem christkatholischen König gebührte. Die Veranlassung war diese. Der Krieg mit den Sachsen war beseitigt einstweilen mittelst des ersten zu Paderborn geschlossenen Friedens. In seiner Pfalz zu Paderborn saß der König, und hegete das hohe Reichsgeding. Da erschien vor seinem Stuhl ein Araber von hohem Range, Ebn Al Arabi, Statthalter von Saragossa, begleitet von seinem Sohne Jussuf und von Alarviz, seinem Tochtermann. Sie suchten Hülfe gegen den Unterdrücker ihres Landes, den andalusischen König Abd-al-Rahman. Wahrscheinlich ist, daß sie mit Abschwörung des Islam den gewünschten Schutz erkauften. Karln hätte sündlich sowohl als schändlich gedäucht, einer Mahnung dieser Art sich zu entziehen. Also ward der Heerbann aufgeboten, für diesmal in den Streit wider die Mauren. Der König, nachdem er zu Aachen das Weihnachtsfest, Drei König zu Douay, Ostern zu Chasseneuil begangen, stand jetzt am Fuß der Pyrenäen. Hier theilte er, wie er pflegte, sein Heer. Durch Roussillon und Cerdaigne zog das eine; er selbst an der Spitze des andern, wand sich über St. Jean Pie de Port durch die noch tief verschneiten Schlüfte des Hochgebirges. Wir finden nicht, daß die Mauren gewagt, ihm im Felde entgegen zu treten. Sie scheuten, scheint es, den Enkel Karl Martels. Also warfen sie sich in die Festen. Da ward Pampelona zerstört; Saragossa erstürmt, und zurückgegeben dem verdrängten Emir. Huesca und Girona fielen. Alles Land bis zum Ebro ward genommen; die spanische Mark gestiftet. Auf dem Heimwege traf Karln der bekannte Unfall in den roncevallischen Schlüften, der einzige dieser Art, der ihn scheint betroffen zu haben während so vieler und so schwerer Züge. Als nämlich der Franken Heer in lang ausgedehnten Reihen durch die walddunkeln Pfade mühselig sich hinunter wand, da mit einmal brachen die Basken hervor aus ihrem Hinterhalt, überraschten die Nachhut, raubten das Gepäck, und erschlugen die allzusichern Krieger. Da fiel Anshelm, der mannhafte Pfalzgraf. Es fiel der Seneschall, der treue Eckhard. Auch Roland fiel, der starke Roland, der Thurm der Franken. Groß war der Verlust, bitter die Schmach. Sie zu rächen, fand nicht statt; denn als Karl eiligst umlenkte, war das Raubgesindel indeß verschwunden. Durch dieses Zuges Abenteuer ist Karl eben so bedeutend geworden für die Welt der Phantasie, als er es ward durch andere ungleich wichtigere Thaten für die Weltgeschichte. Er ist umgeschlagen in Folge dieses Feldzuges in eine wahrhaft mythische Person, verherrlicht durch Lied, Sage und Legende. Es ward nämlich in dem folgenden romantischen Zeitalter sein Kampf mit den Mauren ausgesponnen zu einem förmlichen Kreuzzug in das gelobte Land; der für später angenommene Zug nach Spanien aber, und namentlich der roncevallische Unfall verschönert durch hundert anmuthige Züge. Wie der großmächtige und glorwürdige Kaiser Karolus Magnus, der Christenheit Beschirmer, und allezeit Mehrer des Reichs, wider die Heiden in den Streit gezogen in das Mohrenland, wie er mit seinem guten Schwert Gaudiosa die Sarazenenhäupter abgemäht, als wärens eitel Distelköpfe; wie er König Argolanden ihrer Einmalhunderttausend todt geschlagen in einer Schlacht; wie er das ganze Land eingenommen bis an das äußerste Vorgebirge Petronium, wo er alle Götzenbilder zerstörte, das einzige purgoldne Bild des Machmud ausgenommen, dem er nichts hatte anhaben können, weil der Erzzauberer und Lügenprophet eine Legion Teufel hineingebannt; wie darnach seine Mannen, durch Wein und Weiber bethört, in einen Hinterhalt gelockt wurden, wo ihrer dreißigtausend auf dem Platz geblieben zusammt dem trefflichen Olivier und dem unvergleichlichen Rotholand oder Roland; wie der Roland, nachdem er zwanzigtausend dieser schnöden Götzendiener erschlagen von dem Erzverräther Ganelon hinterrücks mit vier Lanzen durchrannt worden, da denn der Held zu Boden gestürzt mit seinem Schlachtgaul Falerich;

wie er in der grausen Noth in sein elfenbeinernes Horn Olifante gestoßen mit solcher Macht, daß Kaiser Karl den Schall gehört im Frankenlande, ihm selbst dem Roland aber darüber die Knorpelringe der Kehle zersprungen; wie er hierauf mit seinem guten Schwert Durendart, das er keinem andern gegönnt, in einen Marmorblock vom sprödesten Korn gehauen, da denn zwar der Marmor nett in zwei Stücke zerfallen, der Flamberg aber heil geblieben; worauf der fromme Held das Pater und das Credo gebetet, die Arme kreuzweis gefaltet und also seliglich verschieden sei; wie Kaiser Karl, um seiner Braven Tod zu rächen, sofort das Reich Hispania überzogen mit großer Heeresmacht, da denn die Sonne drei Tage und drei Nächte über dem Gesichtskreis geblieben, auch nicht eher zu Gott gegangen, bis der fromme Kaiser die vollständigste Rache genommen an dem argen Geschlechte; dies und unzählig Aehnliches ist herabgeklungen auf uns durch alle provenzalische, castilische, italische, französische, deutsche Reime und Weisen von des alten Erzbischofs Turpinus frommem holzgeschnitztem Romane an bis zu Meister Ludwigs unvergleichlichem Ritter= und Frauengesange.

Acht und funfzig Jahre hatte Karl gelebt, drei und dreißig mit Kraft und Milde geherrscht, als er, da die Zeit erfüllet war, durch die göttliche Schickung emporgehoben wurde auf den einzig übrigen, von ihm noch zu ersteigenden, Gipfel irdischer Größe.

Es begab sich nämlich im sieben hundert neun und neunzigsten Jahr, daß Papst Leo der Dritte, in Mitte einer Betfahrt, die er angestellt aus dem Lateran in die Kirche des h. Märtyrers Laurentius, von einigen vornehmen Römern, die ihn haßten, meuchlings überfallen, niedergeworfen, mörderisch gemißhandelt, fortgeschleppt, und in den Kerker des nächsten besten Klosters geworfen wurde. Aus solchem Kerker errettete ihn sein treuer Kämmerling Albin. Winigis, ein fränkischer Graf, geleitete ihn vollends zur Stadt hinaus, und keiner wagte, sich an ihm zu vergreifen. Zu wem konnte der Hochbedrängte flüchten, als zu dem Schirmvoigt seines Stuhls, zu König Karl? Mit höchster Ehrerbietung empfing ihn der König, gastete ihn viele Tage, und nachdem er ihn aufs Herrlichste bewirthet, entsandte er ihn einstweilen unter staatlicher Bedeckung zurück nach Rom, zusagend, ihm zu folgen, sobald die Lage des Reichs es ihm gestatte. Dies war der Fall in dem nächst folgenden achthunderten Jahr. Karl zog ein, angejauchzt von einem unzähligen Volk, in die Metropole des christlichen Occidents. Nach sieben Tagen reinigte sich Leo, Angesichts des Kaisers und alles Volks, von allen ihm zur Last gelegten Verbrechen durch einen bei den Gräbern der Apostel-Fürsten abgelegten Eid. Tags darauf saß Karl zu Gericht über jene frechen Kirchenräuber, und erkannte über sie, was Rechtens. Darnach, in der Christnacht des benannten achthunderten Jahres, als der König, der Andacht zu pflegen, sich in Sanct Peters Münster erhoben hatte, sammt dem Papst, dem Clerus und allem Volk, nach geendigter Messe aber aus seinem Betstuhl getreten war, und jetzt knieend vor dem Hochaltar lag, versunken in fromme Betrachtung des der Welt in dieser geheimnißreichen Nacht gewordenen unaussprechlichen Heiles: da mit einem Male, wie aus höherer Eingebung, erhub der heilige Vater sich aus seinem hohenpriesterlichen Stuhl, trat auf den Hochaltar, nahm die güldne Krone, setzte sie auf des knieenden Königs schon grauenden Scheitel, unb salbte ihn zugleich mit dem heiligen Oel. Alles Volk aber rief laut und zu dreien Malen: Heil! Heil! Heil! Carolo Augusto, dem frommen Kaiser, dem großen Kaiser, dem von Gott gekrönten Friede bringenden ächten, wahren, römischen Kaiser Heil, Sieg und langes Leben. Also ward im drei hundert vier und zwanzigsten Jahre nach Romulus Momyllus Abdankung das abendländische Kaiserthum wieder hergestellt nach dem Rathschluß Gottes. Karl war überrascht. Er wußte kaum, wie ihm geschah. Er begriff augenblicklich dieser ernsten Handlung unübersehbare Folgen. Er betheuerte seinen Vertrauten, wie Eginhard versichert, daß, wenn er des Papstes Absicht habe ahnen können, er der Heiligkeit des Festes ungeachtet die Kirche für dies=

mal gemieden haben würde; und es dünkt uns, als ob seinem schlichten, einfältigen Gemüthe eine solche Denkart gar wohl zugetraut werden könne. Sei dem, wie ihm wolle! Es war keine kleine That in Wahrheit, die der Leo zu vollziehen gewagt in dieser verhängnißvollen, ewigdenkwürdigen Christnacht an das Licht geboren ward in dieser Nacht der folgenschwere Gedanke, womit die Zeit schwanger gegangen war seit den Tagen Constantins und Clodwigs, der Gedanke eines kirchlich-rechtlichen Vereins aller christkatholischen Nationen des Occidents unter der vereinten Obmacht des Diadems und der Tiare. In der That sind Reich und Kirche das Feldgeschrei geworden des gesammten Mittelalters; Kaiserthum und Papstthum, die beiden Angeln, worin dies ganze wundervolle Zeitalter sich bewegte.

So saß nun Karl von Gottes Gnaden auf dem durch seines Armes und seines Geistes Kraft rühmlichst errungenen Kaiserstuhle, er, der Herr des Occidents, in Frankreich, Italien, Deutschland und Spanien König, der Christenheit Beschirmer und Verbreiter, der römischen Kirche Schirmvoigt und Obmann. Des Occidents kräftigste Völker gehorchten ihm; Franken, Sachsen, Friesen, Baiern, Lombarden; dazu viele Stämme der Slaven, sammt den Ueberbleibseln der Hunnen und Avaren. Von der Elbe Ausfluß bis zum Ebro, am atlantischen und am Mittelmeer, an der Theiß, Raab, Tiber, die beschneiten Alpen hinunter bis Benevent wehten seine Banner. Alle Könige der Christenheit ehrten ihn zusammt den Königen der Heiden. Offu, der Schotten König, Aldred, der Angelsachse, nannten sich seine Eigenen. Don Alonso, König von Gallizien, nachdem er bei Lisboa die Mauren in einer großen Schlacht geschlagen, hatte nichts Angelegneres, als seine Trophäen, mittelst einer feierlichen Gesandtschaft niederlegen zu lassen zu den Füßen seines Herrn, des Kaisers. Irene, die griechische Kaiserin, hatte früherhin schon darauf angetragen, daß ihre Tochter Theophania mit einem der fränkischen Königssöhne vermählt werden möchte. Cagatar, ein Emir in den afrikanischen Landen, warb um Karls Freundschaft, indem er ihm sandte Löwen aus Mauritanien, Bären aus Numidien und tyrischen Purpur. Am höchsten ehrte ihn der Karl des Morgenlandes, Harun al Raschid, fünfter Kalif aus dem Geschlechte der Abassiden. Von allen Gütern seines reichen Landes sandte er ihm das Erlesenste, des einzigen Elephanten beraubte er sich, um Karln ihn zu verehren; und was höher angeschlagen ward denn alles, als Karl Almosen und Geschenke an das heilige Grab zu Jerusalem gesandt, und dem Kalifen dieses berichtet wurde, leistete er Verzicht auf das Eigenthum des heiligen Erdreichs, und ließ solches den Herrschaften desjenigen beischreiben, in welchem er verehrte den ersten und besten unter allen Königen, die an Christus glauben.

So viel möge genügen von Karls kriegerischer Laufbahn und von der Art und Weise, wie er sein großes Reich zusammenerobert. Zu zeigen ist übrig, wie so verschiedenartige, meist feindlich gegen einander gestimmte Völkerschaften zusammengehalten worden durch sein väterliches Regiment, durch die Weisheit seiner Gesetze, durch seinen mit Milde gepaarten Ernst, durch die Kunst, die Wissenschaft, die Religion, durch die Majestät seiner Person und den sittlichen Adel seines Wandels. Es ist übrig, welchen wir bis jetzt nur als Krieger und Eroberer gesehen, auch zu betrachten als Herrscher, Gesetzgeber, Richter und Staatswirth; als den Beschützer der Wissenschaft und der Religion; als Menschen endlich, als Gatten und als Vater.

Dieser Kaiser heißt der Große, wie Johannes Müller mit Recht bemerkt, weniger wegen des Umfangs und Glanzes seiner Eroberungen, als weil er mit seiner großen und siegreichen Kraft nicht verschmähte in den Gesetzen des Landes und in dem Rath seiner Getreuen zu regieren. Karl ließ die alten rechtlichen Verhältnisse des Reichs bestehen. Er änderte nichts in dessen altgermanischer

Verfassung. Ein König der Franken war mit nichten unumschränkt. Nicht durfte er thun, was ihm wohlgefiel, sondern was der Nation das Bessere bedünkte. Den Nationalwillen zu erfahren, dienten ihm die Urversammlungen in den sogenannten März= oder Maienfeldern. Jeder wehrhafte Franke erschien auf solchen, die freien Männer nicht minder, als des Königs Leute. Der König hatte, wie billig, die Initiative des Gesetzes. Nachdem er im engern Kreise seiner Großbeamten dessen Inhalt in Erwägung gezogen, ward durch den Kanzler und die Referendarien der Entwurf den Erzbischöfen und Gaugrafen, durch diese den Bischöfen und Aebten, den Centgrafen und städtischen Bevollmächtigten mitgetheilt, sodann wurde er vor dem Volke gelesen, dessen Zustimmung erfordert wurde, um ihm die Kraft eines Gesetzes zu geben. Die spätern Merowingen zwar ließen die Urversammlungen allmälig außer Uebung kommen, um desto willkürlicher zu herrschen mittelst ihrer Dienstleute. Die staatsklugen Majordomen hingegen, die des Ansehens der Nation bedurften, um die Macht der Großen nieder zu wiegen, versammelten jene desto häufiger. Auch Karl, der weder sein Volk noch die Großen zu scheuen hatte, hat die März= oder Maienfelder regelmäßig gehalten. Er führte sogar noch ein zweites zum Schluß des Jahres zu haltendes Reichsgeding ein, auf welchem vorbereitet werden möchte, was in der nächsten Nationalversammlung sollte verhandelt werden. So überwiegend jedoch war dieses Kaisers Ansehen, sein Wollen so stark zugleich und so populär, daß kein Beispiel vorhanden ist, wo das Eine, das Volk aber ein Anderes beliebt und durchgesetzt hätte.

Die Person des Kaisers ward vergegenwärtigt in den Ländern durch seine Hochbetrauten. Die Provinzen wurden verwaltet durch die Herzoge, deren Titel, Amt und Würde der Kaiser jedoch nach und nach eingehen ließ, und durch die Grafenwürde ersetzte. Gaugrafen vertraten den Kaiser in den Gauen; die Marken wurden verwaltet durch Markgrafen, die Cente oder Districte durch Zentner, Vizthume, Kastvoigte und Schöffen. Damit kein Beamter die ihm anvertraute Gewalt mißbrauchen möchte zum Druck des Volkes, erfand der Kaiser das Amt der Sendgrafen, dergleichen schon die Perserkönige aus dem Geschlecht der Achämeniden sich zu gleichem Zwecke bedienten. Männer von entschiedener Einsicht und Rechtlichkeit, von hohem Range gemeiniglich, geistlichen sowohl als weltlichen Standes, wurden abgeordnet mit weit ausgedehnter Vollmacht, um die ihnen angewiesenen Sprengel zu visitiren. Unerwartet erschienen sie, forderten Rechenschaft, hörten die Beschwerden, halfen ab entweder auf der Stelle, oder berichteten nach Hofe. Die Folgen dieser Einrichtung waren fühlbar. Prassende Satrapen, raubende Proconsuln, faule Bäuche, blutaussaugende Egeln konnten nicht aufkommen in Karls Landen, so lange nur die Sendgrafen ihre Pflicht thaten.

Er selbst, der Kaiser, war der oberste Richter seines Volkes. Mit Recht, denn regieren, wie Otfried sagt, heißt ursprünglich nichts, als richten. Ihm zur Seite in der kaiserlichen Pfalz saßen zu solchem Zweck der Pfalzgraf und der Erzkaplan; danächst die großen Kronbeamten, der Marschall, Seneschall, Kämmerer und Truchseß. In den Landen richteten die Herzoge, in den Gauen die Grafen, in den Centen die Zentner, denen zugeordnet waren sieben aus dem Volke erkorne Schöffen. Von den hohen Freveln fand die Berufung statt an die kaiserliche Pfalz. In den Händeln des alltäglichen Lebens erkannten die Verweser, eine Art der Friedensrichter; einsichtige, biedere Männer, welche aus den Angehörigen der Gemeinde selbst erwählt wurden. Alles Recht aber ward gehegt und gepflegt unter des Königs Schild und Namen. Karl betrachtete seiner Betrauten Sprüche, als wärens die Seinen. Desto strenger hielt er darüber, daß Niemanden Gewalt noch Unrecht geschähe, „damit," sagte er, „der Zorn Gottes, des gerechten Richters, nicht über uns und unserm Reich entbrenne, das Volk aber gereinigt werden möge von allem Uebel."

Die Gesetze aber, nach welchen Karl seine Völker richtete, waren nicht solche,

die er einseitig ausgesonnen und willkürlich aufgestellt, sondern die er vorgefunden, und die seit undenklicher Zeit bei ihnen gegolten. Wohl soll er den Gedanken genährt haben, ein allgemein gültiges Gesetzbuch zu entwerfen für seine gesammten Reiche und Lande, allein er war verständig genug, dem mißlichen Versuch zu entsagen. Er erwog, daß althergebrachte, in die Wurzeln des Volkslebens verwachsene Formen und Einrichtungen sich nicht ungestraft einreißen lassen; daß besser sei, mangelhafte Gesetze zu haben, die leidlich gekannt, verstanden und befolgt werden, als solche, deren Neuheit verwirrt, und deren vorgebliche Allgemeingültigkeit in der Anwendung nirgends Stich hält. So blühte denn in Karls Kaisergarten gar mancherlei Gesetz und Recht, friedlich und schiedlich neben einander; Sassenrecht, Schwabenrecht, Baiernrecht, westgothisches, burgundisches, lombardisches, dazu das doppelte uralte Recht seiner Franken; ripuarisches das Eine, salisches das Andere. Salisches; das noch herstammte aus den alten deutschen Eichenwäldern, und wohl genannt werden mag eine Fibel der Gesetzgebung; einsylbig, scharfkantig, holzgeschnitzt, ungefähr, wie der mosaische Dekalog, und der Dodekadeltos der römischen Decemvirn. Das kunstreiche justinianische Recht, das späterhin so viel Verwirrung gebracht hat in die altdeutschen Gehirne und Gemüther, ist erst ein Paar Jahrhunderte später wieder aufgefunden worden zu Amalfi, ob zum Heil der Welt, läßt sich fragen. Karl seiner Seits ließ aufschreiben alles bis dahin noch ungeschriebene Recht, sichtete, läuterte, ergänzte, half ein, wo es Noth that, nach bestem Wissen und Gewissen. Das beurkunden seine musterhaften Capitularien, Kinder des Bedürfnisses freilich und des Augenblicks, die man aber nur einsehen darf, um durch des großen Kaisers milden Sinn, umfassende Einsicht, gesunden Menschenverstand und strenge Rechtlichkeit, so wie durch die fromme, herzliche, wahrhaft väterliche Sprache, darin sie verfasset sind, sich zum Höchsten erquickt zu fühlen. Es umfassen diese Capitularien den ganzen Umfang aller Regimentsverwaltung, des Kriegs, des Friedens, des Cultus, des Unterrichts, der Stadt- und Feldwirthschaft, der Zucht, Sitte, Polizei und Ordnung. Voltaire hat sich freventlich versündigt an diesen ehrwürdigen Denkmalen einer ächten, christkaiserlichen Sinnesweise, wogegen Filangieri sie nach Verdienst würdigt und der gesetzkundige Montesquieu ihnen volle Gerechtigkeit angedeihen läßt; Herder aber vollends erklärt, Karls Capitularien seien göttliche Gebote zu nennen im Gegensatz mit so manchen spätern Reichssatzungen und Kaiserdecreten.

Seine Kriege hat Karl geführt mittelst des Lehndienstes und des Heerbanns. Des erstern sich zu bedienen, vermied er jedoch in den spätern Jahren; er war ihm zu kostspielig; desto strenger hielt er über den Heerbann. Von ihm war keiner befreit; die Laien dienten in Person; der Clerus steuerte statt des Dienstes. Zwischen Volk und Heer war kein Unterschied. Desto besser! ein Volk, das der Wehr mächtig ist, trägt die Bürgschaft seiner Freiheit in sich selber. Zur Landwehr wurde die Nation aufgeboten; für die Bedürfnisse des Augenblicks dienten mobile Schaaren; sogenannte Wachten handhabten die Polizei im Innern. Die freilich schweren Lasten des Heerbanns waren abgestuft mit sorgsamer Rücksicht auf die Kräfte des Einzelnen. Die das Land besaßen, waren verpflichtet zu dessen Vertheidigung; wer drei Mannwerke besaß, zog in Person zu Felde. Die weniger besaßen, traten zusammen zu zweien oder dreien, und rüsteten gemeinschaftlich einen aus ihrem Mittel. Für Waffen und Proviant hatte jeder selbst zu sorgen, und zwar auf drei Monate, welche zu berechnen waren von dem Tage des Auszugs aus den genau abgesteckten Marken. Wer dem Heerbann sich entzog, ward um sechzig Goldgülden gebüßt; wer das Heer verließ, war des Leibes ledig; strenge Mannszucht ward gehalten; nur Gras durften die Reisigen nehmen und Fütterung; wer die Saat zertrat oder Vieh raubte, mußte dreifach ersetzen; Korn und Zugvieh standen unter des Königs Bann.

Mit solchen Schaaren zog Karl ins Feld, mit solchen hat er die Welt erobert, nicht mit gedungenen Söldnern, sondern mit seinen eigenen freien Franken, die in gemeinsamer Gefahr gemeinsamlich stritten. Nur Gottesdienst ging vor Königsdienst. Wer unterm schirmenden Schatten der Kaiserkrone ruhen wollte, mußte sie mit seines Armes Kraft vertheidigen helfen; was er verlor, verlor er dem Ganzen; was dies gewinnen sollte, mußte er erwerben sammt den andern.

Karls Staatswirthschaft war eigentlich nur Hauswirthschaft, denn wie der letzte der Franken lebte der König von dem Ertrage seiner Grundstücke. Einen Finanzminister hielt sich Karl nicht, so wenig als ein Kammercollegium. Nicht bedurfte er ihrer; denn Finanzen gab es noch nicht, und in der Kammer ist nicht Christus. Jenes tausendkünstlerische, mit hungrigen Polypenarmen alle Gewerbs- und Nahrungszweige umflechtende, Blut und Mark der Völker aussaugende Abgabensystem unserer Tage war unbekannt in jenen schlichten Zeiten. Der Franke hielt sich ledig alles Schosses und aller Steuer. Das Gut, das er mit seinem Blut hatte gewinnen helfen, durfte er nicht verzinsen. Der überwundenen Völker Zins war mäßig; mäßig der Tell, den die eigenen Leute von den Grundstücken zahlten; Kopfgeld ward nur von solchen genommen, welchen man den Kopf gelassen nach der Bezwingung. Auch auf die sogenannten freiwilligen Gaben der Großen war nicht allzuviel zu rechnen. So blieben denn die Landgüter, Vorwerke und Meiereien, die Wein- und Obstgärten, sammt Melkereien und Stutereien die hauptsächlichste Quelle, aus welcher der Aufwand des Hofes, der bei der unbeschränkten Hospitalität desselben nicht gering sein konnte, bestritten werden mußte. Wie musterhaft Karl diese seine Domänen verwaltet, wie tief seine Einsichten gewesen in alle Zweige der Land- und Feldwirthschaft, beweist das noch übrige Capitular von den Villen, wo zu lesen steht in aller Gründlichkeit und Umständlichkeit, wie und auf was Weise auf den kaiserlichen Vorwerken geheget und gezogen werden sollen die Hühner, Gänse, Tauben, sammt Pfauen und Fasanen; wie die Pferde am besten gedeihen mögen, wie die Ziegen, Schafe und vor allen die den Franken nicht weniger als einst den hellenischen Heroen unentbehrlichen Schweine; wie gebraut, gemalzt, gebuttert und gekeltert werden müsse; wie die Bienenzucht zu bessern; der Lachs- und Hausenfang zu treiben; welcherlei Obstarten und Gemüse, welche eßbare und offizinelle Pflanzen zu ziehen seien in den kaiserlichen Gärten; wie die Forsten zu bewirthschaften, die Jagd zu schonen, die unzähligen Arten Hunde, ferner das adelige Federspiel, die Falken, Sperber, Reiger, Kraniche, abzurichten, zu atzen und zu beizen seien; alles bedenkt der kaiserliche Hausvater. Er, der der Welt Gesetze gab in Kleidern, die seine Frau ihm gesponnen, ließ sich Rechnung ablegen von jedem Ei, das seine Hennen legten. Denn groß wird nur der, welcher auch das Kleinste nicht gering achtet.

Nicht genug zu preisen ist, was Karl für die Aufnahme der Wissenschaften gethan in seinem Lande. Geboren ein Barbar, aufgewachsen unter Barbaren, hat der göttliche Funke gleichwohl früh gezündet in seinem alles Schönen und Guten empfänglichen Gemüthe. Redlich hat er gearbeitet an der eigenen und seiner Franken Entwildung, dieweil er lebte. Die am besten unterrichteten Männer der Zeit versammelte er um sich her, und wußte sie zu fesseln durch die Liebenswürdigkeit seiner Person, also daß ihrer keiner ihn verlassen hat bis an seinen Tod. Wie er um Paul den Lombarden geworben, haben wir gehört. Aber auch P e t e r n von Pisa rief er zu sich, T h e o d a l f aus Italien, P a u l i n aus Aquitania, L e i d v a d aus Baiern. Mit der zärtlichsten Freundschaft umfing er den berühmtesten Mann des Zeitalters, den bescheidenen, anspruchlosen A l c u i n, voll classischer Kenntniß und attischer Urbanität. Ihn wählte er zu seiner Kinder Lehrer und zu seinem eignen. Unablässig bemüht, den an ihm haftenden Rost abzufegen, lernte er in der Geschäfte ungeheurem Drang spät noch Latein und Griechisch, übte sich im Schreiben, studirte Grammatik, Geometrie und

Sternkunde. Der Muttersprache Reinigung und Sichtung nahm er eben wahr, gab Winden und Monaten deutsche Namen, befahl, daß in der Volkssprache gepredigt würde, ließ auch die alten deutschen Volkslieder aufschreiben, wovon wir nicht wissen, ob es die Bardiete gewesen, deren Tacitus gedenkt, oder die gothischen, burgundischen und alemannischen Heldengesänge, aus denen späterhin der Mythenkreis der Nibelungen entsprungen. Einen überaus anmuthigen Gelehrtenverein stiftete Karl in seiner Pfalz, eine Art von arkadischer Gesellschaft, worin er selbst den David machte, Alcuin war Flaccus, Angelbert Homer, Andere waren Anderes. Auch Handschriften wurden angeschafft; Bücher abgeschrieben; Karl hinterließ eine gar staatliche Bibliothek. Sieben mal hundert tausend Rollen zählten die Ptolemäer; funfzig Bände hatte Kaiser Karl. Des Kaisers Beispiel entzündete die Besseren unter seinen Großen. Eine edler Wetteifer ergriff Geistliche und Laien. Schulen wurden gestiftet überall, Volksschulen, Stiftsschulen, Klosterschulen, in welchen letztern außer den sieben freien Künsten auch die Arzneikunde, Naturwissenschaft und Historie gelehrt wurden. Damit auch die Hof- und Edelknaben nicht ohne Unterricht blieben, wurden Schulen angelegt in jeder kaiserlichen Pfalz; der Kaiser besuchte sie nicht selten, hörte zu, examinirte die Buben auch wohl in eigner Person, und schalt die Faulen tüchtig. Nicht fruchtlos blieben Karls verdienstliche Bemühungen. Manche treffliche Männer der nächsten Generation verdankten Karls Schulen ihre Bildung; Eginhard, der sein Geschichtsschreiber geworden; der Dichter Walafried, der Theolog Gottschalk, auch Otfried, der um unsre brave Sprache sich so großes Verdienst erworben.

Wie der Kaiser auch die Künste in seinem Lande ermuntert sammt den Gewerben; wie er den Handel gefördert, den reisenden Kaufmann geschützt, gleiches Maaß und gleiche Münze eingeführt, eine Handelsstraße quer durch Deutschland geführt, bezeichnet in schicklichen Entfernungen durch wohlbelegene Stapelplätze; wie er sogar unternommen, die Rednitz mit der Altmühl zusammenzugraben, mittelst deren dann die Donau mit dem Main, mithin das schwarze Meer mit Nord- und Ostsee in Verbindung gekommen, also daß der levantische goldführende Handel durch das Herz seines Reichs geflossen wäre; wie er, um seinen Deutschen den Gesang zu lehren, tonkundige Meister aus Italien verschrieben, die dann freilich klagten, daß ihre Triller und Schleifer, daß zumal die weichen schwebenden Weisen nicht heraus wollten aus den ungeschlachten deutschen Kehlen; groß an Leib wie Berge donnerten auch ihre Stimmen hochbrausend daher, stießen die Töne hervor mit einem Geprassel, dem Lastwagen ähnlich, der über Steine poltert; wie er den Styl der Baukunst veredelt, nach den italischen Mustern, welch ein herrliches Münster er der Mutter Gottes aufgeführt zu Aachen, wozu er die Säulen aus Rom, die Mosaiken aus Ravenna kommen lassen: welche staatliche Pfalzen er sich selbst erbaut eben auch zu Aachen, ferner zu Ingelheim, Nimwegen, Dietenhofen, und an andern Orten; dies und unzähliges Andre zu melden, gebricht die Zeit. Es genüge anzuführen, daß unter den einhundert sieben und siebenzig Villen, die zerstreut über der ganzen Oberfläche des Reichs den Kaiser und seinen Hofstaat gelegentlich aufzunehmen dienten, nicht leichtlich eine gewesen, die nicht mit anständigen, wohl furnirten Wohngebäuden versehen gewesen. Denn schöne und sinnige Gemüther lieben ihr Inneres abzuspiegeln auch in den Zufälligkeiten ihrer Umgebung.

Karls Religiosität wird keinem zweideutig bedünken, dem sein Inneres klar geworden. Sie war vielmehr das Element, darin er athmete, die große Schlag- und Pulsader seines ganzen geistigen Lebens. Und diese seine Frömmigkeit war nicht finster, störrig, unduldsam, gleich fern von pfäffischem Schalkssinn und mönchischer Dumpfheit, war sie hell, klar, kindlich, liebend, werkthätig; feurig seine Andacht, felsenfest sein Glaube. Die römische Kirche zwar ehrte er als

die Metropole der Christenheit, aber er war weit entfernt, seine weltlichen Rechte ihr preis zu geben. In dem römischen Bischof sah auch er den Stellvertreter Sanct Peters, mithin Christi selber; allein man lese nur den überaus köstlichen Brief, worin er dem dritten Leo glückwünscht zu seiner Erhebung, und man wird sich freuen der eben so ernsten als herzlichen Mahnungen, womit er den neuen Papst beschwört, der heiligen Regel zu folgen in allen Stücken, und das Licht eines reinen Wandels leuchten zu lassen vor aller Welt, damit männiglich die guten Werke sehe und den Vater im Himmel preise. Den Clerus hob und begünstigte Karl aus allen Kräften, weniger wohl aus Rücksichten der Staatsklugheit, welche solche ihm unterschieben, die an keine reine Triebfeder glauben, als aus inniger Ueberzeugung von des geistlichen Standes Heiligkeit, göttlicher Einsetzung und hohem Werth. Aber er verlangte auch, daß die Cleriker ihre Würde ehren sollten durch ihr Leben, er hielt in strenger Aufsicht seine Hofgeistlichkeit nicht nur, sondern auch die großen Dignitarien der Kirche, schalt ihre Trägheit, vermahnte zu fleißigem Studiren, katechisirte die Herren nicht selten in eigner Person, ängstete sie mit scholastischen und casuistischen Aufgaben; da half kein Ausbeugen. Sie mußten ihm Rede stehen. Auf die theologischen Streitfragen seiner Zeit einzugehen, konnte Karl nicht füglich umhin, wegen des engen Bandes, was die Kirche und den Staat umschlang in jenen Tagen. Allein auch hier hat man Ursache, seines hellen Blicks, richtigen Urtheils, tüchtigen besonnenen Menschenverstandes sich zu erfreuen. Als die bildersüchtige Irene auf jenem schismatischen nicänischen Concilio den Bilderdienst aufs neue sanctionirt hatte, ward der Kaiser sehr entrüstet, saß hin, und schrieb wider solche Abgötterei seine vier carolinischen Bücher, mit einem Feuereifer, mit einer Gluth für das Heilige, als müsse die Feder geführt werden, grade, wie er das Schwert zu führen pflegte. Wie mild hingegen und wie schonend weist er den Felix von Urgel zurecht, der über die unbegreifliche Natur des Gottmenschen einige Ungeheuer von Meinungen an das Licht geboren hatte, an deren Behauptung er nun seine Ruhe, seine Würde, ja Leib und Leben setzte. Wollet nicht weiser sein, schrieb Karl ihm, als gut ist, sondern lasset euch genügen. „Wähnt nicht durch Klügeln eures Menschenverstandes die göttlichen Geheimnisse zu ergründen, sondern ehrt lieber im Glauben, was der Menschen Gebrechlichkeit durch verwegenes Grübeln nicht auszufinden vermag." Wer Karls kirchliche Capitularien liest, die Fragcapitularien zumal, wo er über Mönch- und Klosterwesen, über den Reliquienkram, über die fromme Erbschleicherei, über Werkheiligkeit und innern Gottesdienst, über den alttestamentlichen Ceremoniendienst und die neutestamentliche Anbetung im Geist und in der Wahrheit mit treffendem Witz und naiver Ironie sich ausspricht, traut seinen Augen kaum; man fühlt die Luft eines freiern spätern Jahrhunderts um sich wehen; dieselbige, die der Luther einsog sammt Melanchthon, Urbanus, Rhegius und den Andern.

Karls häusliches Leben hat uns Eginhard beschrieben, der es am besten vermochte. Stille, prunklose Größe war das Gepräge auch dieses Lebens. Einfach, mäßig, nüchtern, rastlos arbeitsam, gastfrei übrigens und vertraulich, zugänglich jedermann, eines fröhlichen Humors dabei, Muster auch hierin seiner Großen. Welche Zeit ihm übrig blieb von Geschäften oder vom Studiren, kürzte er mit dem Jagen, Reiten, Schwimmen, dem Plätschern in Aachens warmen Bädern, die er über alles liebte. Ueber der Tafel ward vorgelesen aus den alten Heldengeschichten, oder Augustinus Büchern von der Stadt Gottes, welchen Vater zusammt dem Hieronymus er vor andern hoch schätzte, also daß er auch einstens ausrief: O daß ich nur zwölf ähnliche Männer in meinem Reiche hätte, es sollte schon besser werden; worauf Alcuin, seine Habsucht ihm verweisend, zurückgab: Der Allmächtige, dem die ganze Welt gehört, hatte ihrer nur zwei, und du begehrest ihrer ein volles Dutzend! Nach der Tafel

ruhte er eine, auch wohl zwei Stunden, schlief sonst eben nicht viel, pflegte die Nacht über mehrere Male aufzustehen, um nach den Sternen zu sehen und um zu beten. In der Kleidung wie in andern Dingen liebte er das Einfache, blieb getreu der alten vaterländischen Tracht, pflegte auch die Höflinge, die sich mit den fremden wälschen Flittern behingen, gar unbarmherzig zu necken. Alltäglich trug er Wamms und Hose, die seine Gemahlinnen ihm gewirkt hatten, darüber den mit seidner Borte verbrämten Rock, farbige Bänder umschlangen kreuzweis die Strümpfe sammt den Hosen, ein weißer oder grüner Mantel floß die Schultern hinab. Das Schwert mit goldnem Griff durfte nicht fehlen. Prächtiger zeigte er sich, wenn es ein Fest gab, oder wenn es galt, Gesandte zu empfangen; dann zierte ihn das golddurchwirkte Gewand, edle Steine blitzten an den Schuhen, eine goldne Spange hielt zusammen den lang hinunterwallenden Talar; das goldene, von Diamant und Rubin funkelnde Diadem erinnerte an den Kaiser des Abendlandes. Prunkenden Gelagen war der Kaiser nicht hold; vier Schüsseln nur wurden aufgetragen fürs gewöhnliche Leben, dazu der Braten, welchen die Jäger an den Spießen hereinzutragen pflegten, und dessen der Kaiser in Menge zu sich nahm. Desto mäßiger trank er, kaum dreimal über Tische, konnte auch die Trinker nicht leiden. Dieser Kaiser war ein Liebhaber der Frauen. Fünf rechtmäßige Gemahlinnen hat er sich zugelegt, die eine nach der andern. Die erste und zweite verstieß er, weil sie unter dem Fluch der Unfruchtbarkeit lagen. Desto zärtlicher liebte er die dritte, Frau Hildgard, die ihm innerhalb zehn Jahren sechs Kinder geboren, drei wackre Knaben, und eben so viele Mägdlein. Noch zwei Töchter gebar ihm Frau Fastrad, die vierte, die aber übrigens eines störrigen, abstoßenden Gemüthes war, und ihrem Eheherrn manchen Verdruß gemacht, wofür derselbige sich zu erholen pflegte bei Fräulein Himmeltraut, die ihm denn auch noch einen Knaben gebracht, den bösen, buckeligen Pipin, der dem Vater nach dem Leben gestanden. Als Luitgard, die fünfte und letzte der kaiserlichen Gemahlinnen, ohne Kinder verstorben, behalf er sich fortan mit einigen Beischläferinnen, die ihm dann auch noch manchen tüchtigen Buben geschenkt, und manches zierliche Mägdlein. Eine Freude wars, den schon alternden Kaiser zu sehen in der Mitte seiner Kinder. Er selbst der staatlichste Mann seines Reichs; sieben seiner Füße maß er; eines heitern Angesichtes, groß die Nase, groß und strahlend die Augen, also, daß, wer ihn ansah, die seinen gern zu Boden schlug; ehrwürdig in seinem grauenden Haar, prächtig der Gang, in Majestät sein Stehen und Sitzen; die Stimme fast zu klar und klein für den gewaltigen Menschen, der Hufeisen knickte, und die Sarazenen zu spalten liebte von der Schädelnath bis zum Sattelknopfe. Ueberaus holdselig übrigens in Gespräch und Gebärde, also daß nicht leicht Jemand traurig von ihm ging, der auch noch so schweren Herzens zu ihm gegangen. Solchen Mann zu sehen im Kreise der Seinen, welche Augenweide! Da war der feurige Karl, sein Erstgeborner, des Vaters Ebenbild und Liebling; Pipinus, der mannhafte Held, der nicht verwechselt werden muß mit jenem andern unächten Pipin, den Gott gezeichnet hatte; und der fromme Ludwig, der freilich mehr geeignet gewesen, die Inful zu tragen, als das Diadem. Dazu die kaiserlichen Fräulein, Rothtraut, die Erstgeborne, dann Bertha, Ratha und Adelheid; auch Adeltraut, Hildraut, Thedrad und andre; es waren ihrer neun in allen, ächte und unächte, und alle bildschön; auch sittig, züchtig, geschämig; der Vater hielt sie an zur Arbeit, die Spindel und den Rocken mußten sie fleißig handhaben. Karl liebte die Kinder über die Maaßen, konnte sich nicht von ihnen trennen; er schleppte sie mit sich auf allen seinen Reisen; den Mägdlein Männer zu geben, wodurch er ihres holden Umgangs beraubt worden wäre, konnte er sich nicht entschließen. Woraus dann freilich entstand, daß die armen verwünschten Prinzessinnen sich anschlossen an die Hofjunker und Geheimschreiber; also daß die kai=

serliche Pfalz wohl manches zarte Abenteuer und nicht zu verlautbarende Geheimniß wird zu verhüllen gehabt haben. Alle Welt kennt die Geschichtchen von Fräulein Emma und Herrn Eginhard, die freilich durch kein urkundliches Pergament erwahrt, daher denn auch von manchen für apokryphisch erklärt werden. Gewiß indessen ist, daß Bertha, Karls zweite Tochter, seinem Günstling, dem gewandten und talentvollen Adalbert, zwei Söhne geboren, den Nithard, der die Geschichten seiner Zeit beschrieben, und Hardrad, der das thätige Leben vorzog. Ob sie etwa heimlich vermählt gewesen, steht dahin. Karl war nachsichtig gegen diese Dinge, als der gutmüthig sich der eignen Schwächen erinnerte. Zu grollen und zu poltern war ohnehin nicht seine Sache. Fröhliche Gesichter wollt' er haben; in seiner Pfalz war Füll' und Fülle, Spiel und Scherz. Einen derben deutschen Schwank hatte der alte Herr recht gern; pflegte auch wohl gelegentlich selbst eine Rolle darin zu übernehmen; wie davon die alten treuherzigen Chronikenschreiber manche gar köstliche Schnurre aufgezeichnet haben; der ehrliche deutsche Vetter Michel hat schon damals sein Wesen getrieben unter unsern biderben Altvordern.

Siebzig Jahre hatte Kaiser Karl gelebt, ihrer vierzig geherrscht in nie getrübtem Wohlstande, als auch er anfing, des Geschickes Neid und menschlichen Looses Wandelbarkeit zu spüren. Schon im sechsten Jahre seines Kaiserthums hatte er für den Fall, daß ihm etwas Menschliches widerführe, eine Urkunde aufgesetzt, mittelst deren unter Vorwissen und Zustimmung des Volks seine Reiche vertheilt werden sollten unter seine drei ächten Söhne, Karl, Pipin und Ludwig, auf die schicklichste und allen Theilen annehmlichste Weise. Diese von allen Großen beschworne, vom Papst bestätigte und besiegelte pragmatische Sanction zerriß das Geschick. Im Junius des achthundertzehnten Jahres starb zu Mailand Pipinus, König von Italien; im December des folgenden, Karl, König zu Burgund, des Kaisers Erstgeborner und Liebling. Nie hat Karl den Tod der Kinder verschmerzt, nicht leicht hat ihn Jemand fröhlich gesehen seitdem. Die ihm die liebsten gewesen, waren nun dahin; Hildegard, sein Schwabenmägdlein, das er nie vergessen; auch Rothtraut, seine Erstgeborne. Hadrians, des Papstes, Tod hatte ihn nicht wenig geschmerzt. Und nun war auch Alcuin, sein geliebter Alcuin, hinübergegangen zu seinem Flaccus und Virgilius. Der Kaiser fing an, sich einsam zu fühlen auf dem Thron, der ohnehin leicht der einsamsten Winkel einer auf dem Erdkreis sein dürfte. Ihn verlangte nach etwas Besserem, nach dem, was bleibet! Auch seine Gesundheit, die bis dahin unerschütterlich gewesen, fing an, wandelbar zu werden. Häufige Fieberanfälle traten ihn an in den letzten Jahren, die er dann durch Fasten, seine einzige Cur, die dem eßlustigen starken Körper freilich hart ankam, zu mildern pflegte. Alles aber schien hinzudeuten auf nahe weltumwälzende Erschütterungen, und einen bevorstehenden großen Wechsel der Dinge. Die Natur selbst, die wir die todte nennen, wiewohl sie ihr Mitgefühl und ihre Mitleidenschaft mit uns fortwährend offenbart, die leblosen Umgebungen, die der Kaiser geweiht durch seinen Gebrauch, und durchdrungen, so zu sagen, mit seinem Lebensgeist, schienen in prophetischen Anklängen seine nahe Flucht der Welt ankündigen zu wollen. Zeichen und Wunder geschahen, und sind im Sinn der Zeit gewissenhaft aufgezeichnet worden in den Jahrbüchern. Die Finsternisse häuften sich. Dunkle Flecken schwärzten die Sonne. Feurige Meteore schreckten. Die Prachtbrücke über den Strom, an welcher der Kaiser zehn volle Jahre gebaut, sank zusammen binnen wenig Stunden in Schutt und Asche. Der kaiserliche Palast bebte; alles Getäfel krachte; der grundfeste Säulengang, der aus der Burg zu Aachen in die Hauptkirche führte, stürzte ein. Ja, was grausend zu hören, der Blitz schlug den goldnen Apfel herab, von der Thurmspitze desselben Münsters, das der Kaiser erbaut, und darin seine Leiche nach wenig Monaten beigesetzt wurde; auch ward be-

merkt, daß in der Inschrift über desselben Münsters großen Bogenfenstern, die Schriftzüge, die des Kaisers Namen bezeichneten, plötzlich verblichen und gänzlich unscheinbar geworden seien. Solche und ähnliche Prodigien versenkten alle Welt in banges Erwarten der Dinge, die da kommen sollten. Mit Sorge sah man des Kaisers hohes Alter und abnehmende Kräfte. Zu seinem noch übrigen einzigen Sohn hatte man das beste Zutrauen, was den guten Willen anlangt; desto weniger vertraute man seinen Kräften. Karl, des Endes gewärtig, glaubte, sein Haus bestellen zu müssen. Vor allen Dingen verfaßte er sein Testament, das noch übrig, und verfaßt ist in demselben Geist, darin er sein Leben gelebt; in dem Geist nämlich der Frömmigkeit und der Menschenliebe. Dann entbot er Ludwig, den noch übrigen Sohn, zu sich aus Aquitania nach Aachen. Als er gekommen, und die Stellvertreter der Nation beisammen waren, fragte der Kaiser, ob sie es zufrieden seien, daß dieser sein Sohn, der einzige, den ihm Gott gelassen, nach ihm auf seinem Stuhl sitzen, und zu dessen Urkund und Gewährleistung von nun an Namen, Würde und Mündigkeit eines Kaisers und Mehrers des Reichs führen solle. Als sie erklärt einmüthiglich, daß solches allerdings der göttliche Wille sei, erhub der Kaiser sich sammt dem Sohn und allen Großen, aus der Burg in die von ihm zu Ehren der Mutter Gottes erbaute Kirche, wo er niederkniete sammt dem Sohne vor den Stufen des Hochaltars. Lange betete er. Dann stand er auf, und hub an zu vermahnen den lieben Sohn kräftig, väterlich, herzinnig. Gott zu fürchten und zu lieben vor allen Dingen, gut Regiment zu führen, die Kirche zu schützen und zu schirmen, seinen jüngern Geschwistern allezeit gnädig und holdselig zu sein, die Priester zu ehren gleich Vätern, sein Volk zu lieben, wie die Kinder, die Verirrten zurückzuführen auf den Weg des Heils, ein Tröster der Armen zu sein, treue, gottesfürchtige Diener einzusetzen, selbst aber vor Gott und allem Volke einen tugendhaften Wandel zu führen sein Leben lang. Als hierauf der Sohn versprochen, solches alles mit Gottes Hülfe treulich und mit Freuden zu erfüllen, hieß ihn der Kaiser, zum Zeichen, daß er das Reich von Gottes und keines Menschen Gnade zu Lehen trage, die Krone mit eignen Händen vom Altar nehmen, und sich auf das Haupt setzen. Solches geschah. Geendigt war die Messe. Der hochbejahrte Kaiser, auf den Sohn gestützt, wankte zurück in den Palast. Tags darauf entließ er weinend den Sohn; ihn ahnte, er werde ihn nicht wieder sehen. Ludwig kehrte heim einstweilen in sein aquitanisches Reich. Der Kaiser blieb einsam zurück zu Aachen. Wenig Monden nachher, es war im Eismond des tausendsten Jahres vor dem, welches wir dermalen schreiben, traten die frühern Fieberanfälle den Kaiser wieder an. Die Aerzte, deren Verordnungen er ohnehin nicht sonderlich zu befolgen pflegte, versuchten umsonst, die Stärke des Uebels zu brechen. Auch das Fasten, das ihn sonst erleichtert, wollte diesmal nicht helfen. Die Paroxysmen wurden stärker, das Seitenstechen schlug dazu. Am siebenten Tage verzieh der Kaiser sich des Lebens, und befahl Bischof Hildbold zu rufen, dem er unter den Priestern seiner Pfalz am meisten vertraute, beichtete, und verlangte versehen zu werden mit den Sacramenten, womit die Kirche die Verscheidenden auszurüsten pflegt auf die dunkle Wallfahrt. Als er diese mit Andacht und mit Ehrerbietung empfangen, hat er noch diesen Tag gelebt und die folgende Nacht. Am Morgen aber des achten Tages, als er inne ward, daß seines Lebens Sand verronnen sei, hob er seine Rechte mit Kraft empor, und drückte auf Stirn und Brust und Füße das Zeichen des heiligen Kreuzes. Dann streckte er noch einmal die Hände aus, faltete sie über der Brust, schloß die Augen, und sang mit leiser Stimme: In deine Hände befehl ich meinen Geist. Sofort entschlief er sanft im Herrn am acht und zwanzigsten des Eismondes im achthundert vierzehnten Jahr. Zwei und siebenzig Jahr hatte er gelebt, sechs und vierzig Jahre die Königthümer, vierzehn das Kaiserthum verwaltet.

Es erweckte aber die Zeitung, daß der große Kaiser todt sei, allgemeines Leidwesen nicht nur in der ganzen Christenheit, sondern auch unter den Heiden. Am schmerzlichsten freilich ward getrauert um ihn von denen, die ihm die nächsten standen; in den Erblanden, von seinem Stammvolk, am herzlichsten in seiner Stadt Aachen. Desselbigen Tages, an dem er verschieden, ward sein Leib gewaschen, balsamirt, angethan mit den Insignien seiner Würde, und beigesetzt in dem Gruftgewölbe des Münsters, das er selbst erbauet hatte. Im vollen Kaiserschmuck, die Krone auf dem Haupt, das Schwert an der Hüfte, ein güldnes Evangelienbuch auf dem Schooße, ein Stücklein von Holz des wahren Kreuzes zwischen dem Lockenhaar der Scheitel, setzten sie ihn in aufrechter Stellung auf einen goldenen Stuhl, füllten die Gruft mit Moschus, Balsam, Weihrauch, Spezereien, verschlossen sie dann und versiegelten sie. Zweihundert Jahre verstrichen. Da befahl Kaiser Otto der Dritte, die Gruft zu öffnen; ihn verlangte, den erlauchten Vorfahren zu sehen. Der Kaiser saß noch immer. Abermals ward die Gruft verschlossen und versiegelt, und blieb es bis in das eintausend einhundert fünf und sechzigste Jahr; in welchem der glorwürdige Kaiser in Betracht des heiligen Wandels, den er geführt, und der unsterblichen Verdienste, die er um die gesammte Christenheit sich erworben, durch Papst Alexander den Dritten heilig und selig gesprochen, mithin erhöht wurde unter die untödtlichen Nothhelfer. Mit höchster Ehrerbietung wurden nun des also Vergötterten unschätzbare Ueberbleibsel durch einen seiner würdigsten Nachfolger, Kaiser Friedrich den Ersten, aus ihrer dunkeln Behausung gehoben, und der Verehrung der Gläubigen dargestellt in einem goldnen Schreine. Der Tag seines Todes ward bezeichnet von nun an mit seinem Namen, und dem Begängniß seines Andenkens gewidmet. Eine eigne Liturgie ward verfasset für die an diesem Tage zu singende Messe. Das Buch der Weisheit, das an die Tyrannen überschrieben ist, soll abgelesen werden an diesem Tage. Jeden acht und zwanzigsten Januar wurde bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts in Frankreich, Deutschland und Niederland mit Gebet, Gesang und mancherlei schönen Hymnen das Gedächtniß dessen erneuert, welchen seine Thaten ohnehin für immer vor dem Vergessensein bewahren.

Wer war nun dieser Karl? und was ist bezweckt und erreicht worden durch sein inhaltvolles Dasein? Er war, um das Bedeutendste und Stärkste zuerst zu sagen, tragender Grund- und Eckstein der ganzen Pyramide des Mittelalters, dieser durch die Arbeit von sieben auf einanderfolgenden Jarhunderten aufgeführten majestätischen Pyramide, als deren krönender Schlußstein betrachtet werden mag ein unserm Karl congenialischer Kaiser, der erste vortreffliche Maximilian. Er, der fränkische Karl, war Eröffner dieses wunderbaren Zeitalters, und zugleich dessen Prophet, Vor- und Urbild. In ihm sind abgespiegelt auf vorbedeutende Weise alle Elemente desselben, sein Heldengeist und Kirchengeist, seine Ritterlichkeit, seine Andacht und seine Liebe. Diesem Gesichtspunkt, dem höchsten, wie mich dünkt, aus dem Kaiser Karl gefaßt werden muß, schließen nun die übrigen sich an, die auch von andern hervorgehoben worden sind. Wenn nämlich die verschiedenen, durch Wohnsitz, Regiment, Mundart und Glauben vorhin getrennten deutschen Stämme zusammenwuchsen zu einem einigen gediegenen Körper, wenn das solchergestalt in sich selbst gerundete und abgeschlossene Deutschland eine Brustwehr bildete seitdem, an welcher sich brachen die brandenden Wogen der nördlichen, östlichen und südlichen Barbaren, so verdanken wir es diesem Karl und seinem Thun und Streben. Wenn die letzten blassen Schimmer der in letzten Zügen liegenden Kunst und Wissenschaft aus dem fernen Albion und dem immer tiefer sinkenden Italien herüber dämmerten in die germanischen Wälder und deren dicke Nacht mit einer schwachen Hellung streiften; wenn des Christenthumes frohe Botschaft verbreitet wurde bis zu den Gestaden des balti-

schen und des deutschen Meeres; wenn wir unsers Orts und Landes nicht ferner zum Wodan beten oder zum vierhauptigen Swantewit; wenn eben auf diesem Boden, den noch zu Karls Zeiten undurchdringlicher Wald deckte, und stockendes, schlammiges Gewässer, darin unter dicken Nebeln giftiges Gewürm zuchtete, gegenwärtig die Stimme der Geschichte und der Vorwelt fromme Mahnungen gehört werden; dir verdanken wir es, mit Recht heilig und selig gepriesener Karl, dir und der funfzigjährigen Arbeit deines mühevollen Lebens. Wenn jenes heilige römische Reich deutscher Nation, was der Karl stiftete, was von seinen Nachkommen auf die Sachsen überging, von diesen an die Franken kam, zunächst an die Hohenstaufen, dann an Baiern, Luxemburg, Habsburg und Oesterreich, das wir zusammenstürzen sahen in unsern Tagen nach tausendjähriger Dauer, wenn dieser, wie wir hoffen, eben jetzt wieder auferstehen wird aus seiner Asche, ein verklärter, verjüngter, unsterblicher, ewig schöner Phönix. . . Karln verdanken wir es, und Karls Genius, der ihm einblies den Gedanken eines christlichen Kaiserreichs, unter dessen schirmendem Paniere alle gläubige Nationen des Occidents einander brüderlich in die Arme fielen. Solcher Wohlthat zu würdigem Lohn soll Karls gedacht werden, so weit nur immer Gott der Herr in deutschen Zungen gepriesen wird, auch dann noch, wann unserer Enkel Enkel von der Gränze eines zweiten oder dritten Jahrtausends staunend herüberschauen zu den Tagen, die jetzt sind, und die dann der grauen Vorwelt angehören werden. Es soll gedacht werden sein und seiner Tugend, bis alle Aeren der Geschichte werden abgeflossen sein, bis alle Cyklen der kreisenden Zeit werden verrollt sein, bis das All der Dinge nach vollendeten Wandelungen wird zurück geflossen sein in die uranfängliche Einheit.

7.

Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813;

von Göthe.

Durchlauchtigster Protector,
Sehr Ehrwürdiger Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegen zu stellen, und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln: dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehen, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugniß dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt, und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden unter die glücklichsten Menschen zu zählen, und keinesweges mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sei den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Sylben! Wer von uns wagt

es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er den Werth eines, in jedem Betracht vollständigen, Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu Theil ward, die Blüthe einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflükken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüthe, und auch dieser auf das Heiterste sich zu freuen war ihm gegönnt. Nur wenige Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnißvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland, so wie das Ausland, sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen, als bei uns?

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen, und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung, als aus rednerischer Ueberlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten, noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt, und wenn man will, Marginalien eines künftigen Werks zu erwarten seien. Und so werde denn, ohne weiteres Zaudern, zu dem uns so lieben, werthen, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evangelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt, unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz, in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück, und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das rastloseste seine literarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Canzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Muth, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich Mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz

nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin, und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit, vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Carl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine literarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum Besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu Theil ward, führte er seit beinahe vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen, so wie ihrem Urtheil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Literatur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen; ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen, er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Muthe sei, und so schrieb er auch urtheilend und urtheilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er alles nit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlichelegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Ueberzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte, und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter Eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses

um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Werth und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld, bewohnte er länger als Andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen; überall fand er sein Delphi wieder; überall die Haine, in denen er, als ein schon erwachsener, gebildeter Jüngling, noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf, er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für Andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genöthigt ward.

Wer kann dem Conflict mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Nothwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher Wahrgeschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigenthümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten, fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevortheilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von Andern so viele kennen; sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisirenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande excentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anrathen muß, so muß er selbst an sich halten, und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige, reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist.

Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging; wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte Auch den Staat, die Sitten bedrohte Manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehen, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seien die ächten Organe, womit ein solches Gemüth die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen ächten, die Probe nicht scheuenden Werth in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehen, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original, und welcher die Copie sei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Aemter, Weltumsicht mehr begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit, in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkte aus, durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgränzten, Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urtheil über den moralischen Werth der Dinge, so wie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst, von unserm Freunde, in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Uebersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche, in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermährchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete, zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei Jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen: denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Werth zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphiren läßt, so muß man doch auch gestehen, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten war die Uebersetzung Shakespeare's. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun; ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Uebersetzung vorhandener Werke ein lebhafter reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespeare'n zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ bei Seite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Uebersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen, in ihrer Mäßigung und Reinheit, höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles gibt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter, noch die Philosophen, weder das Volk, noch die Völker, so wenig als die Staats- und Kriegsleute, sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit, das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne hervorzuheben, und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann, ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begränzung so heiter und wünschenswerth verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Uebersetzer noch mehr als dem Dichter nothwendig sind; und so entstand der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Uebersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter

seine Gerechtsame gezählt hat. Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte, und die eben so verwegenen, als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nöthig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß, ja es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerthe Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligthum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nahe verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seines Gleichen. Horaz hat viel Aehnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurtheiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im Ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie, als für sie Partei nehmen mag.

Es gibt zwei Uebersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt, daß wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüber begeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht, doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Uebersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist, wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung sieht man recht wohl, hat er sich erst seines Gegenstandes bemächtigt, und so gibt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgetheilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm theilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Werth und die Würde der Vorwelt am reinsten

überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Literaturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn vertheidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert, über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland, als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte, in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben, die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab, indeß gewann er doch Gegenständen so viel Antheil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich auf's Neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird, und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einherrschaft wieder anräth und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hierbei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben, und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genöthigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender, theilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des deutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen: denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte Anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urtheilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen. Auch versammelten sich werthvolle Männer bald um ihn her, und dieser Verein vorzüglicher Literatoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Leitfadens in unserer Literargeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn

auf der einen Seite das Lesen und Urtheilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzutheilen, bei einem Jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen= und tagweise sich ins Publikum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß Jedermann reden und Niemand hören will.

Was den Werth und die Würde des deutschen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst in's Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmirte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen, um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an literarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweist er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort, und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen, und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben, gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmüthig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt, darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlichgeselliger Umgebung, und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter

schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich auf's Land. Die Sicherheit des Grundbesitzers gab Jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog Jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste literarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien, als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirth seine geselligen Tugenden am anmuthigsten entwickelte.

Indeß ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und theilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer theuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werthen, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese theuren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirthschaftliche Besorgung aufzugeben, und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmuthigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältniß zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren, und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert, bald verengt, bald vermehrt, bald vermindert, bald versammelt, bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt Theil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt, und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends oben an stehen, wohl aber gern an allem Theil nehmen wollte, und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er nothwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches, so wie sein literarisches Streben war unmittelbar auf's Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich, und da er, bei ausgebreiteten Kenntnissen, stets an dem Interesse des Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht Jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und Andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er

gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludirte, und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben, dichtend, so wie philosophirend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war, bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hiervon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns, fester als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urtheil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen, und deßhalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen, und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde, so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urtheil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstandes hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Literatur entstandene Conflict noch keineswegs beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen, so wie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Theile wohl kennen, und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen, kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmuthig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge, wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu erragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hierdurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich ver-

letzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmuth, und tröstete mehr seine Freunde als sich selbst durch die Aeußerung: es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugniß, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung, noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er Theil au den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntniß, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Uebersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Conflict, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Gränzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise, über die so scharf gezogenen Linien, wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüberzublicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntniß geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hierzu mannigfaltige Belege, besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Aeußerungen, die er noch vor kurzem offen und unumwunden dieser Versammlung hätte mittheilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verläugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen, Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet; die Tugend wünschenswerther dargestellt, und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowohl von frischen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens, als von eben so falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werthen Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm theuren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt, und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen, wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja, wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wieder hergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns seines Gleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen,

würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nöthig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern, neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig, bei wiederholter Feier seines Andenkens, von Andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alles dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mittheilen möchten, so würde hierdurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urtheilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

8.

Ueber Klopstocks dichterisches Wesen und Wirken

von C. T. L. Lucas,

vorgetragen in einer öffentlichen Versammlung der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg 1824 [1]).

Nicht die Feier eines Sieges, nicht der Segenston des endlich errungenen Friedens, nicht die Freude des Volkes, das von neuen Hoffnungen belebt der Zukunft entgegen jubelt, erfüllt uns heute und läßt uns besonnener in die Vergangenheit blicken. Dieser Tag geht an der Thätigkeit des Bürgers und Landmanns still und spurlos vorüber, seine Bedeutung findet sich nicht in den blutigen Jahrbüchern menschlicher Größe, und dennoch ist er einem ganzen Volke heilig, dennoch weihen ihn die Segnungen eines Jahrhunderts. An diesem Tage senkte sich einst der Geist eines neuen Menschen auf die Erde nieder, ein Erstgeborner blickte zu den Entzückungen seiner Eltern auf, und nur im engen unbemerkten Kreise der Familie war hohe Freude. Heute sehen die edleren Deutschen mit Dank und Stolz auf jene Stunde zurück, den Führer einer großen Zeit zu begrüßen, Begeisterung erwacht in uns und feiert den Sänger höher, als Worte es vermögen. Doch der geheimnißvolle Laut der Sprache hebt die empfindende Brust höher und weckt das Mitgefühl verwandter Wesen, sein Zauber kann den flüchtigen Frühling des geistigen Lebens nachschaffen, die Sprache kann in dem willigen Hörer die Liebe zum ewigen Lenz der Dichtkunst stärken, daß er dem Rufe der Vergangenheit ernster und bewegter lauscht und in der Gegenwart die Zukunft zu gründen strebt. Das vermag die Rede, wenn sie Erhabenes würdig darstellt. Aber das ist uns nur selten gegeben: je höher das Ziel steht, desto stiller wird es in uns, und wir möchten gern in stummer Bewunderung feiern; desto weniger, wenn wir dem Wunsche gemeinsamer Betrachtung nachgaben, gelingt unsre Nachbildung, auch wenn ein großer Gegenstand uns Muth und Liebe einflößt und schon seine Nennung in Allen das Bewußtsein seiner Be-

---

1) Die zwar sehr schätzbaren, jedoch weitläufigen Anmerkungen, von welchen diese Rede begleitet ist, sind hier — als unwesentlich — größtentheils weggelassen.

deutung und schöne Erinnerungen anregt. Doch wer von dem Erhabenen redet, darf wohlthätige Wahrheit verkünden, und wer ihr huldigt, zagt nicht, wenn auch der Ausdruck seinen Gedanken nicht ganz genügt, wenn selbst seine Gedanken mehr in Verehrung bei dem Gegenstande weilen, als ihn sich aneignen: er weiß, daß er nach seiner Kraft für einen hohen Beruf wirkt, und findet in diesem Gefühle Beruhigung. Dieses Gefühl stärkte auch mich, als ich aufgefordert wurde von Klopstock zu reden, zu dem Entschluß, sein dichterisches Wesen und Wirken in dieser höchst geehrten Versammlung anzudeuten, dieses Gefühl möge mich entschuldigen, wenn ich mich vergebens sehnte, ihn in seiner Zeit richtig aufzufassen, an ihn würdig zu erinnern. Einer solchen Entschuldigung werde ich um so mehr bedürfen, da ich darauf verzichten muß, Einen Hauptgedanken hervorzuheben, und ihm bis in seine feinsten Verzweigungen zu folgen. Der Gedanke muß hier der geschichtlichen Entwickelung sich anschließen, er darf nur an einzelnen Stellen sich dem freieren Schwunge der Betrachtung überlassen, und so belohnend es ist, mit jedem Fortschritte das Walten eines großen Geistes in seinem Volke klarer zu erkennen, in seinem vertrauten Umgange ihn inniger zu lieben und sich zu kräftigen, so schwierig ist es, solch ein Bild des geistigen Lebens sich selbst zur klaren Anschauung zu bringen, und es dann mit festen Umrissen und richtiger Farbengebung Andern darzustellen.

In dem Toben des Krieges, der Deutschland in seinem Innersten zerriß, klangen einfach und mild die Gesänge von Opitz und Flemming zum Preise ächter Treue, oft klagend über den Jammer der Zerstörung, oft ermuthigend, den vaterländischen Sinn zu behaupten und wahres Glück nur in der eigenen Seele zu suchen. Der Denkende im Volke entsagte damals dem irdischen Besitz, ein geläuterter Sinn öffnete sich den Tröstungen der Religion, und was die Seele bewegte und festere Haltung im Leben gab, das bot der heitere Gesang oder das anspruchlose, erhabene Kirchenlied. Die stille Kraft dieser Poesie genügte nicht mehr, als die Wunden heilten, Italien bot Freuden des Witzes und unverhüllter Sinnlichkeit, die Einfachheit wich dem überladenen Schmucke, die Keuschheit des deutschen Liedes übelversteckter Lüsternheit, bis endlich die gesuchten Scherze und Reizungen sich in Plattheit und Widerlichkeit verloren. Da entfaltete sich in einem andern Nachbarlande ein glänzendes, farbenreiches Leben; mit dem Kriegsruhme der Franzosen verbreitete sich ihre feine Sitte, und Ludwigs Sänger versuchten die einfache Größe der Alten zu erneuen. Von dort hofften wir Heil, und dem dankenswerthen Bemühen um Sprachreinigkeit folgte jetzt ein emsiges Verpflanzen aus fremdem Boden in unsern, blindtrauende Verehrung, Entfernung von jedem kräftigeren Gefühl und ein thörichter Stolz auf die nun zum ersten Mal gefundene Weisheit. Nur Wenigen gelang die ernstere Betrachtung oder ein fröhliches Lied.

Doch in den unergründeten Tiefen des Geistes rinnt der lautere Quell der Dichtkunst, und wie auch Künstelei das Innerste unseres Volkes umhülle, bleibt doch in ihm heiliger Ernst und tiefes Gefühl, nur mit Mühe weggespottet oder geschwächt — wie auch Willkür und Uebermuth das äußere Leben zerrütten, wie auch Nachlässigkeit und Dünkel der Blüthen einer wärmeren und edleren Vorzeit vergessen mögen: die Kraft der erhabenen Natur entreißt den Menschen dem Irdischen, die Religion schützt den wahren Dichtersinn. In wem bekundeten sich diese Wahrheiten mehr als in Klopstock? — Noch lebte Prophetengesang in den Müttern deutscher Knaben, und er, ein kräftiger Zögling der Natur, fühlte, ihrer Schönheit hingegeben, jene Weissagungen tiefer. Früh schon lernte er den heimathlichen Boden, früh schon das Vaterland lieben, und diese heilige Flamme erlosch nie in seinem Herzen. Oder war es ein anderes Gefühl, das ihm schon damals den Wunsch einflößte, Heinrichs Kampf um die Rettung Deutschlands zu besingen? Doch zu dem großen Gedanken des Vaterlandes erhebt sich nur

ein reines, kindliches Herz, das die Thräne der Begeisterung kennt, und voll vertrauender Demuth den Ewigen in seinen Werken ahnet und anbetet. Klopstock sann dem hohen Gedanken der Tugend nach und den Lehren des Glaubens, Christus und sein heiliges Werk erhob ihn über die Erde, und der Heiland der Welt gab dem frommen Jünglinge seinen Frieden.

So frei von den störenden Bewegungen seiner Zeit, und in sinniger Einsamkeit mit sich selbst vertraut geworden, begann Klopstock ein neues Jahrhundert unserer Dichtkunst, ein würdiger Führer deutschen Gesanges, denn ihn beseelte Freundschaft und Liebe, Religion, Vaterland und Freude an der Natur.

Unter dem Segen jenes göttlichen Friedens entfaltete sich in Klopstock ein reiches Gemüth voll zarter Empfänglichkeit für die bedeutungsvollen Stimmen des Menschenlebens. Er empfand die Würde des Menschen und sehnte sich, einen unsterblichen Geist sein zu nennen, mit ihm vereint das Leben zu feiern, von ihm geliebt freudiger dem Tode entgegen zu sehen. Der Strahl der Freundschaft verklärte Klopstocks Leben, und so ließ er durch seine Lieder unsere Väter und uns Freundschaft ahnen, ersehnen und fühlen. Wer sang wie er die leisesten Empfindungen der Freundschaft, daß es in dem Innersten unserer Seele nachbebt? Wer sah wie er die bangen Ahnungen heiliger Jugendnächte erfüllt, und klagte die Geschiedenen so voll tiefen Schmerzes, den selbst die festeste Zuversicht auf Unsterblichkeit und Wiedersehen nur lindern konnte? — Klopstock war es auch, der, nach banger Verwirrung und schmählicher Entwürdigung der Gefühle, wieder die Liebe sang, der die Tiefen des deutschen Gemüthes in ihr wieder zu enthüllen wagte, und das innigste Zartgefühl mit dem Ernst der Ewigkeit verband. Doch nicht nur in seinen Oden, von denen fast alle in ihrem, damals zuerst versuchten, schwebenden Rhythmus voll Kraft und Wohllaut, in ihrem feurigen, hinreißenden Schwunge zum Herzen sprechen, und, wie sie Bilder seines Lebens waren, uns in Klopstock den seltenen Menschen lieben lassen; von denen die meisten strengeres Nachdenken und ein regsames Gefühl fordern und reich belohnen — nicht nur in seinen Oden feiert er Freundschaft und Liebe; auch in seinem Messias, dessen erste Gesänge schon seine Zeitgenossen mit Bewunderung für den Jüngling erfüllten, der es wagte, Gott, den Mittler, Adams Geschlechte zu singen, auch hier, wo er sich über die Erde erhebt, feiert er der künftigen Seligkeit Keime, Freundschaft und Liebe. Die Größe dieses liebenden Geistes durchbrach den Zwang beengender Formen und abgemessener Empfindungen. Kraft und Tiefe des Gefühls war wiedergewonnen, und wie aus den Saiten der Aeolsharfe im linden Wehen und im Sturme sich volle Harmonieen ergießen, so wirkte von nun an die ächte ernste Lyrik in der Dichtung, ja im Leben.

Klopstock war voll Zartheit für jeden Zug der höheren Welt, die uns schon hier umschwebt, denn seine Seele ruhte in stiller, feuriger Sehnsucht nach dem Unvergänglichen. Was war ihm die Schöpfung, wenn er den Schöpfer dachte? Und erbebte nicht sein Innerstes, wenn er den schon früh von ihm erkorenen Beruf, Gott durch seinen Gesang zu preisen, klarer fühlte? Klopstock, der Jüngling, faßte früh, noch ehe er seinen geliebten Milton kannte, den kühnen Gedanken, sich zu dem Heiligsten aufzuschwingen, mit der Begeisterung der Propheten die Religion zu verklären und die Töne der Andacht, die vor Jahrtausenden erklangen, in sich aufzunehmen und in seinem Gedichte neubeseelt wieder erklingen zu lassen, durch sie sein Wirken zu weihen; Klopstock, der Mann, empfand wahrhaftes Leben, wenn er den Messias feierte, seine Betrachtung und sein Gebet wie seine Ahnung wurde Gesang; Klopstock, der Greis, erquickte sich noch spät, noch in der Sterbestunde, an dem Reichthume jener Gedanken, denn sie waren Begebenheiten seines ewigen Seins gewesen. Aber, du heiliger Sänger, wer

wagt es zu schildern, was du bei deiner Hymne vom Messias empfandest, du, der du mit Thränen im Auge dichtetest? Du, der du im feurigsten Dankliede für die vollendete Laufbahn selbst deine innigbewegte, wonnedurchdrungene Seele enthülltest? Wie der Hochgesang von dem Messias dem Dichter der Spiegel seines Lebens war, erkannte er in ihm die erfüllte Aufgabe seines irdischen Lebens. Jener Hymnus entströmte den Tiefen der Seele, die doch ihre Empfindungen nicht fassen kann und darum zuletzt ihr anbetendes Staunen voll himmlischer Begeisterung und Freudenthränen selbst dem Mitfühlenden nur schwach bezeichnet. In den Höhen, wo die Messiade weilt, verschwindet fast Laut und Bild, grade weil es Laut und Bild ist, und darum etwas Unwahres in sich trägt; das feurigste Gebet, die sinnvollste Betrachtung Gottes schweigt, und möchte sich gern von jedem Zeichen losringen. In der Messiade finden wir aber den Geist überall in Verkörperung, wir begegnen nur, wenn auch vollkommneren, so doch menschenähnlichen Wesen. Und dennoch, weil in ihr nicht die verborgene Kraft eines menschlichen Geistes verherrlicht wird, erhebt sich die Messiade mehr zum Himmel, als sie auf der Erde ruht. Wo der Himmel die Erde berührt, da mag er sich in Gestalten verkündigen, wie sich der Lichtstrahl in Farben bricht, doch wenn wir uns von der Erde zum Himmel erheben, dann fühlen wir das Wesen in unserm Innern, das selbst ohne Gestalt alle Gestalten aus sich hervorgehen ließ, dann ist in uns nur Gefühl der Nähe Gottes, tiefe Verehrung; die irdischen Schranken fallen, und der entfesselte Geist schwingt sich zur ewigen Freiheit. Darum ist die Messiade am göttlichsten da, wo sie sich in Betrachtung der Menschenseele vertieft, oder da, wo ein gefallener Geist in Entsagung und Schmerz endlich sich zur Wiedervereinigung mit Gott hinaufringt und Nichts in jenem Werke bewegt uns tiefer als das Wort des Heiles an jenem Tag des Zornes: „Komm Abbadona zu deinem Erbarmer [1]). Doch jeder Gesang des erhabenen Gedichts, das in sich eine Kraft und Vollendung trug, wie man sie bis dahin nicht geahnet hatte, tönt uns in vollen starken Akkorden von nie ganz durchforschter Bedeutung, in dem ganzen Hymnus vernehmen wir das Leid und die Wonne heiliger und verklärter Menschen, den Ruf und das Winseln der Wuth und Verzweiflung, und das Gelispel der Himmelsharfen; in sie mischen sich krachende Donnerschläge und fernabrollende Gewitter, und durch den Sturm dringt erschütternd der wunderbare Klang der Posaune des Weltgerichts, und Alles durchwaltet das selige Wort: Gott ist die Liebe.

Das Land, in dem die Geliebten Klopstocks lebten, dessen volltönende kräftige Sprache ihn in das Heiligthum des Glaubens geleitet, ihm die Stimmen verwandter Geister zugetragen und seinen Geniusbildungen den Körper lieh, das Land, in dem Liebe und Glaube tiefer wurzeln, reiner blühen, das Land, aus dessen fruchtbarem Schooße die Völker des neueren Europa in überwältigender Kraft, in angestammter Ehrfurcht vor dem Heiligen und Zarten, ausgegangen sind, Deutschland war es, dem Klopstock innige Liebe und ein freudiges Bewußtsein seiner Würde unausgesetzt heiligte. Aber Klopstock war in klösterlicher Einsamkeit aufgewachsen; aus wirklichen, doch von ihm gewählten Zügen, fern von der Welt, umgeben von Naturschönheiten, umschwebt von Hermanns und Heinrichs Gestalten — so hatte sich der Jüngling sein Deutschland gebildet. Wie er selbst gesteht, daß er sein Leben der Beobachtung der Natur gewidmet haben würde [2]), hätte nicht der Gedanke den Messias zu singen ihn erfüllt, so lauschte er stets dem Rufe der Natur, der in ernsten, ungefaßten Tönen zu uns spricht;

---

1) Mess. 19, 193. Darstellung dieses Wesens 2, 627 — 830. 3, 485 — 88. 5, 486 — 717. 9, 430 — 648. 13, 483 — 545. 16, 613 — 47 und 19, 91 — 235.

2) Siehe Auswahl aus Klopstocks Nachlaß 1, 15.

der Sternenhimmel und die Gewitternacht und die ernste, krafterweckende Stille des Winters übten ihren Zauber an ihm, und auch in seinem Herzen weilte er bei den einfachsten und tiefsten Anschauungen am liebsten, und fühlte in ihnen sich der Gottheit näher. Diese Empfindungen wirkten überwiegend auf sein Bild vom Vaterlande. Er sah in dem Deutschen am liebsten den freien, kräftigen Natursohn des Nordens, tapfer, keusch und großmüthig. Dieser Sinn für Naturpoesie waltete in Klopstock, wenn er mit geflügeltem Fuß auf der Eisbahn rasch und ruhig hingleitete, wenn er, seiner Körperkraft und Gewandtheit sich bewußter, an dem Hall des fernhintönenden Eises sich jugendlich freute. Dann spiegelte sich in der blanken Fläche das Abendroth und des Vollmonds Pracht, das All schwieg, nur die rasch durcheilte, labende Winterluft umwehte den sinnenden Dichter, und Hermanns Schlacht gestaltete sich vor ihm: der Speerwurf sausete, das Schwert ward geschwungen, Jünglinge siegten und lösten den Blutring und sanken blutend auf ihren Blumenschild, auf Wodans Altar umspielten Flammen den Adler, Knaben tanzten den Lanzenreigen und warfen die kühne Brust dem Feind entgegen, und grüßten zum Tode wund freudig ihr Vaterland, und Thusnelda umschlang feuriger, stolzer den geliebten Sieger, — oder Ullers Tanz auf Meerkrystallen schwebte im Sternenschimmer vor Klopstock, in seiner Brust erwachte der Skalden feuriger Naturgesang, und geheimnißvoll umraunte der Nornen Ruf das Ohr des Nordmanns. — So sah Klopstock auch schon im akademischen Leben das Vaterland in seinen Freunden und seinen Beruf in der ernsten, heiligen Poesie, die über der Zeit und Geschichte waltet, doch auf der ewigen Grundlage des Natur- und Geisterlebens ruht. — Er liebte sein Vaterland in der ihm theuern, bald schöpferisch beherrschten Sprache, er bewunderte sein Volk in den Kämpfen für Freiheit und in der Gediegenheit seiner Sinnesart, in dieser Bürgschaft eines reinen, dichterischen Lebens; kein neuerer Dichter hat die Ehre des deutschen Namens gefühlt und behauptet wie Klopstock — allein das geschichtliche Leben seines Volkes blieb ihm fremd. Konnte dieser Dichter ohne Schmerz seinen Blick auf die vaterländischen Gauen richten, wo Bruderblut geflossen war? Und als nun sein Messias erschien, als die Wortführer schwiegen oder deutelnd von Unnatur und Gefahr für die feine und wohlgezogene Bildung der Deutschen und für den reinen alten Glauben sprachen, als den erwartungsvollen Jüngling die erste Stimme öffentlichen Beifalls aus einem fern deutschen Lande grüßte, fand Klopstock da sein Deutschland? — Und dennoch fand er es! Ein hohes vaterländisches Gefühl erhob ihn über seine Zeit und ließ seinen Blick auf kommenden Jahrhunderten ruhen, die deutsche Sprache dankte ihm, deutsche Männer und Frauen, Jungfrauen und Jünglinge betrachteten den Sänger mit Ehrfurcht, und wie Frühlingshauch weckte sein unsterbliches Lied Blüthen der Empfindung, Blüthen des Gesanges, oft unscheinbar, oft entstellt, aber des künftigen Segens Pfänder. Wie überreich, wie selig war der Jüngling! Nun mochte die Schwermuth unglücklicher Liebe ihm Sehnsucht nach dem Tode einflößen, nun mochte der erste deutsche Fürst auf das Rauschen im Eichenhain unseres Gesanges nicht hören, und sein Heiligstes, seine Freundschaft, den Söhnen der Fremde weihen — der Sänger war belohnt, er war sich's bewußt, ein würdiger Sohn Germaniens zu sein. Allein die damalige Gestalt seines Volkes blieb ihm fremd, fremd seine nächsten Besorgnisse und Wünsche. Klopstock gab sich darum nicht dem genießenden Hochgefühle des Schwärmers hin, der die Wirklichkeit nicht sehen will, um fortträumen zu können. Er wollte eine rein deutsche und heilige Dichtkunst gründen, aber es genügte ihm, die ersten Bedingungen unseres Fortschreitens auf dem von ihm gebahnten Wege zu sichern. Für diesen Zweck drang er mit Ernst und Ausdauer auf Liebe zu unserer Sprache, auf Achtung gegen uns selbst, auf Begeisterung für die Religion. Ganz allein, von Niemand unterstützt, begann der hohe Geist dies schwere Werk, ganz al-

lein hat er es begründet, er allein schuf das Vorbild der Reinheit, des Ernstes und einer mit dem Schwersten und Erhabensten ringenden Kraft in neugebildeter Sprache und Form. Aber mußte nicht Klopstock in den Jahren der Reife sein Vaterland verlassen, gerufen von Dänemarks preiswürdigem Könige, der den Feiergesang des gottbegeisterten Dichters vollendet, von ihm selbst vernehmen wollte? — Ja, trauernd müssen wir es bekennen, dieser hohe, ächt vaterländische Geist, der Führer unsers hellsten Tages, der sein Verdienst dennoch nicht überglänzen konnte — Klopstock war nicht ganz unser.

Wenn wir jetzt von Klopstocks dichterischem Wesen zu seinem Wirken übergehen, so müssen wir auch hier das schmerzliche Geständniß wiederholen: er war nicht ganz unser. Obwohl Viele ihn innig verehrten, verstand seine Zeit ihn doch nicht ganz oder wendete gar den Blick von ihm. Klopstock war Volksdichter, doch nur für andächtige, tiefe Menschen, für zartere, namentlich für weibliche Seelen. Eine deutsche Bergmannsfrau wünschte nur noch so lange leben zu können, bis sie die damals erwarteten neuen Gesänge des Messias hätte vorlesen hören, und ihres kindlich frommen Wunsches gewährt starb die Greisin. Stolbergs edle Agnes schrieb an Klopstock, „nur in der Ewigkeit werde sie ihm für die unaussprechlichen Empfindungen danken können, die ihr so oft Herz und Augen überfließen machten, er habe ihr eine unaussprechliche Sehnsucht gut zu sein eingeflößt." In diesen Worten ist Wahrheit: Ernst und sittlicheres Streben, religiöse Verklärung ging in Deutschland namentlich von Klopstock aus. Und dennoch erkannte man ihn nicht ganz. Wenige nur sehnten sich nach dem Ziel der wehenden Palmen, nicht blos, weil Klopstock, wie jeder große Geist, einzig und unerreichbar blieb, nicht blos, weil diese Dichtung nur an dem Urquell hell und schön klang, sondern auch, weil der Blick der Deutschen durch neue würdige Gegenstände von Klopstock abgezogen wurde, als in nie gehoffter Fülle und Schönheit ein Leben erblühete, dem er fern blieb.

Konnte bei dem Auftreten Klopstocks, der heitere Freund der fröhlichen Wissenschaft, den Klopstock mit des Jünglings schöner Bescheidenheit ehrte, konnte Hagedorn ihn ganz fassen? Hatte nicht Haller von den Poesien der Jugend sich ganz zur ernsten Wissenschaft hingewendet, und rauschten nicht zum letzten Male seine Saiten in volleren, wehmüthigen Tönen, als Mariane, das Weib seines Herzens, von ihm geschieden war, Jahre vorher, ehe Klopstocks Name genannt wurde? Die Genossen der Wingolfshalle konnten Klopstock nur lieben und ihn denken, nicht seinem Dichterfluge sich nachschwingen. In Uz war nicht Klopstocks himmlische Begeisterung, noch minder in Bodmer und in den übrigen Nachahmern. Aber neben der Eiche des religiösen Hymnus, wie er noch nie gehört worden, sproßten auch noch bunte, oft geruchlose Blumen anakreontischen Frohsinns und Tändelns in üppiger Fülle, und auch der Einfluß französischer Dichtungen dauerte noch: Deutschlands Literatur war in sonderbarer, freilich nicht ungewöhnlicher Zerrissenheit, Klopstock stand allein: eine Kluft war zwischen ihm und den Schriftstellern, die das Fremde überschätzten. Da begann der siebenjährige Krieg, ein Deutscher, ein preußischer Königsheld, ersiegte in fast verzweifelnder Selbstvertheidigung sich und seinem Volke Unsterblichkeit; Begeisterung erhob ihn in Ramlers kühnerem Odenfluge, Galliens Schwänen unnachgesungen, Gleim's Kriegslied pries Friedrich und Schwerin, der Sänger des Frühlings sank in sein Blut, Europa erglühte für Friedrich, für Maria Theresia — Klopstock schwieg [1]) und stand allein. Rasete doch die Zwietracht in Deutschland, war doch Maria Theresia eine deutsche Frau,

1) Aber im Jahre 1800 sang er die Ode: Die Nachkommen der Angelsachsen, in welcher Friedrich erwähnt wird.

Klopstock ehrte sie, und schwieg [1]). Aber seine Oden und seine Messiade hörten nicht auf zu tönen, und wirkten leise, fast unvernehmbar in der deutschen Gemüthswelt, und Klopstocks Name blieb seinen Zeitgenossen heilig.

Ein vielgestaltiges Leben folgte dem furchtbaren Kampfe. Durch Lessing belebte sich die Bühne, durch ihn entstanden Forschungen und Darstellungen, die auf dem Boden des Alterthums, der bildenden Kunst, der vaterländischen Literatur und der geschichtlichen Wirklichkeit sproßten; sie fesselten die Aufmerksamkeit, verdunkelten den Glanz verehrter Scheingebilde und gaben dem lange beengten Geist einen höheren Schwung. Unter denen, die während jenes Kampfes Klopstock nachgeeifert hatten, verweilt die Nachwelt nur bei Wieland, bei der Huldigung, die dieser ausgezeichnete Geist der Erhabenheit unsers Sängers brachte, bei Wieland, der damals im Aufbrausen rascher Entwickelung, vom regsten Gefühl für das Erhabene und Schöne und von der ersten Liebe durchdrungen, in seinen frühesten Schriften oft den dichterischen Reiz der ersten Jugendjahre vergegenwärtigte, in denen kindliche Unschuld und erwachende Männerkraft sich so schön vereinigen. Jetzt bildete sich Wieland an einem reicheren Meisterwerke. Durch seine Uebersetzung des Shakspeare schwebte ein heiterer Mai zu uns herüber mit fröhlichem Scherz, mit entzückenden Liebesmelodieen und den gehaltenen Trauerklängen der aufrasenden Leidenschaft und des rettenden Todes, ein Mai, in dem wahrhaft der Brautkuß des Himmels die Erde durchglüht. Auf jene blühende Welt wies Lessing hin; doch ihre schöpferische Kraft faßte Niemand feuriger auf als Goethe, der voll Liebe war zu deutscher Art und Kunst, in dem sich vaterländische Sagen von tiefem Gehalt bewegten, so wie Herders Zartheit und Kraft ihn bald noch inniger mit dem Volksgesange befreundete. Klopstock war indeß voll Thätigkeit für die Belebung deutscher Kunst und Wissenschaft durch Joseph II.; mit freudiger, doch vergeblicher Hoffnung auf ihn vollendete er seine Hermannsschlacht: oft aber lauschte er am wehenden Quell, in Bragors Haine, verklungenen Bardenliedern, seine Telyn klang dort, sein Lied flog dem Adler gleich zum Himmel empor und ruhete dann auf dem Eichenwipfel; oder er tauschte Walhalla's Glanz mit Ossian's nebelumflossenen Gebirgen, freuete sich der im Flammenschein blinkenden Waffen und der Gesänge in Fingals Halle, oder hörte am Meergestade, wie Daura's einsame Klage durch die Nacht hallte und endlich erstarb gleich der Abendluft im Grase der Felsen. Dann versenkte er sich wieder tief ernst in sein Lied vom Messias und weilte in der Betrachtung der sterbenden Schwester des Lazarus, Maria: in vorahnendem Gefühle sang er den Sturm des letzten bängsten Zweifels am ewigen Heile, das Erbeben der geängsteten Seele und wie sie dann, von Engelstimmen sanft umtönt, die Hülle verläßt und ihrer Erlösung gewiß den nahen Vater, im Jubelliede, wie es die Brust des Sterblichen nie fühlt, heilig und selig preiset.

Während der Kreis der größten religiösen Dichtung sich vor den Augen Deutschlands allmälig vollendete, nahm die nicht erwartete Umgestaltung eines andern Dichters die Aufmerksamkeit der Nation in Anspruch. Wieland lehrte jetzt sanftere Erhabenheit und milderen Ernst, er strebte beharrlich, nicht immer mit Glück und bisweilen dem Schwachen zum Verderben, nach der Vereinigung des Guten mit dem Schönen. Er führte Agathon aus dem heiligen Haine zu Delphi, wo er für Religion, für eine reingeistige, sich überreizende Liebe in süßen Phantasieen geschwärmt hatte, in eine lebenskräftige, üppige Wirklichkeit, und gibt ihn uns, nachdem er langsam und in Gefahren reifte, ruhiger, klarer und mit gemäßigter Gluth zurück. In lieblicher, sich sanft anschmiegender Form gab Wieland durch seine Schriften seinem Volke einen anmuthigen,

---

1) Ihren Tod besang er in einer Ode vom Jahr 1780.

freundlichen Begleiter, der mit uns Arm in Arm fortwandelt und in hold überredendem Gespräch uns Weisheit lehrt. Nur die Ernsteren weilten bei Klopstocks Werken, zu deren Auffassung Begeisterung in uns leben oder leicht erwachen muß; nur sie fühlten es ängstlicher, daß jener Philosoph der Liebe auch bei dem gefährlichen Reiz gern und sinnend verweile und zu oft spottenden oder unlautern Scherz herbeiwinke, um die Schwärmerei zu bekämpfen, daß er endlich die Betrachtung vom Vaterlande in eine weit entfernte, nicht ganz rein und klar aufgefaßte Vergangenheit ableite. Wenige erkannten in dieser neuen Spaltung unsrer geistigen Welt eine neue Aeußerung unseres noch unerschöpften poetischen Geistes, eine Warnung vor dem Schwelgen in der Erhabenheit. Doch Klopstocks hoher Gesang wirkte noch ungeschwächt, wo er vernommen wurde, er vereinigte in Göttingen jene edlen Jünglinge, von denen noch jetzt einer als Greis [1]) für Licht und Recht kämpft, zum Hainbunde für Heiliges und Heimisches. Sie wanden an Klopstocks Geburtstage ihm den Zweig von der Bundeseiche zum Kranz und sangen ihm ein Jubellied, ihn priesen sie durch reinere Empfindungen, ihn durch heitere und sinnige, doch ungezwungene Gesänge, und priesen ihn höher als die Barden jener Zeit, die keck und klein zugleich ihm nur nachahmten. Auch jene Spaltung zwischen Klopstocks und Wielands Bestrebungen erschien bald weniger schroff: Bürgers Lenore leitete, mit Feuer aufgenommen, in das Gebiet der Volkspoesie, während Goethe, auch vom brittischen Geiste angeregt, in seinem Götz von Berlichingen die kräftigen Gestalten der stürmischen Vorzeit wieder belebte. Bald entfaltete sich eine neue Blüthe unsers dichterischen Lebens, die Zeit des Sehnens, des leidenschaftlichen, hinreißenden Gefühls, freilich auch des kränkelnden Empfindens. Diese neue Richtung ging von Klopstock aus; er hatte das tiefere Gefühl aus dem Geschwätz flacher Schulweisheit und matten Scherzes, er hatte dies Kleinod unsers Charakters, das aber nur im Lichte des ernsten Sinnens Segen bringt, gerettet. Darum erhebt auch Goethe in seinem Werther so zart den Odendichter, der im Grausen des Gewitters die Stimme des segnenden Vaters vernahm, und dann voll heiliger Liebe zu jedem Geschöpfe Gott freudiger anbetete.

Klopstocks heißer Wunsch sollte jetzt erfüllt werden: Deutschlands Fürsten theilten mit ihrem Volke sein geistiges Leben. Unter Amaliens zarter Huld wirkten in Weimar Wieland, Goethe und Herder innig vereint. Feste, so heiter und sinnvoll, als hielte König Arthus noch einmal Hof, schmückte der deutsche Gesang und schuf in freier Einsamkeit klare, schöne Gebilde von himmlischer Abkunft. Doch in ernstere Betrachtungen verloren, voll tiefen Gefühls für Volkswohl, für das Heil der Menschheit stimmte Klopstock nicht ein in jene neue Entfaltung unserer Poesie, während er jedes Erwachen der Natur um ihn mit jugendlicher Frische fühlte und feierte. Als mit nie empfundenem Enthusiasmus und im vollsten Bewußtsein der Nothwendigkeit eines forschenden Denkens Deutschland den hohen Geist anstaunte, der den unberechneten Schwung eines neuen geistigen Lebens von Königsberg ausgehen ließ, als der Gedanke fern von den Blüthen der Kunst, fern von dem Trost geliebter Vorstellungen nur nach Wahrheit dürstete; da ruhete Klopstock im ernstgeprüften, festbefundenen Glauben seiner Väter. Während Schiller, den, schon als er Knabe war, Klopstocks Gesänge bewegten, voll gleicher Liebe für Wahrheit und Schönheit, in edler, oft schmerzlicher Sehnsucht fort und fort nach dem ewig fernen Ideal schaute, fühlte Klopstock nur Einen Schmerz, den um den entschwundenen Traum von einem rascheren, gelingenden Aufstreben des Menschengeschlechtes zur höchsten Freiheit und Sittlichkeit, der nur von Wenigen mit empfunden wurde. Desto lebendiger

---

1) Johann Heinrich Voß, geb. den 20. Febr. 1751, starb zwei Jahre nach Abfassung dieser Rede den 29. März 1826. D. H.

wirkte jedoch eine von Klopstock in seinen Werken dargelegte tiefe Ansicht. Wie sein Gebet Gesang geworden war, wie seine dichterischen Bildungen Gestalten seines wahrhaften innern Lebens waren, wie er den Schmerz der Trennung des Urbildes von dem Dasein milder fühlte, weil die Sionitin, die ihn begeisterte, ihm die Verkündigerin himmlischer Wahrheiten gewesen war, wie sich ihm Kunst und Religion in den Strahl Einer Geistessonne vereinigten, so erwachte jetzt nach der philosophischen Trennung des Wahren vom Schönen, mächtiger als je, die Sehnsucht nach jenem kindlichen Glauben, der die Schöpfungen des dichtenden Geistes in der Wirklichkeit anschaut. Bald fand man in der Kunstwelt allein das wahre und wesentliche Leben, das Heilige und Unvergängliche, so daß den Begeisterten auch in dieser Hinsicht Religion und Kunst Eins wurde. Dies Streben nach der versöhnenden Dichtkunst, das in Novalis am feurigsten und verzehrendsten glühte, war tief in Klopstocks Wesen begründet; darum ging auch die romantische Schule, die sonst voll Selbstgefühls und kecken Uebermuthes fast Niemandes schonte, an dem ehrwürdigen Dichtergreise meistens ehrend vorüber. Doch ihre kritische Strenge, das Bemühen, uns das deutsche Lied und die wahre Poesie in fremden Sangweisen und bei fremden Dichtern finden zu lassen, konnte dem Manne nicht genügen, der im Silberhaare noch jugendlich für sein Vaterland fühlte; die Empfehlung des farbenreichen, dichterisch ausgeschmückten Katholicismus mußte dem Dichter schmerzlich sein, der in dem Evangelium allein Fülle des Lebens gefunden, der nur in seinem tiefsten Denken und Empfinden die Stimme Gottes vernahm, und auch in den verklärtesten Sterblichen nur Menschengeister sah. Aber der Greis trat ihnen nicht entgegen; sein Geist schwebte schon ruhiger und freier über der Erde und folgte den Spuren des Beherrschers der Erschaffenen. Nur selten hörte er auf den tobenden Krieg oder gab sich seligen Hoffnungen des Völkerglückes hin. Noch einmal rief er den Dichtern seiner Zeit zu, Geist mit Muth zu einen, und unermüdet nach dem Hohen zu streben, damit sich der deutsche Gesang zum herrlichsten bilde. Deutlicher fühlte er bald in den Worten seiner Preisgesänge nur die Dämmerung des ewigen Lichtes, die Morgenröthe, die dennoch an das Schweigen der betenden Seele nicht hinaufreicht, und in seinem letzten Gesange verkündete er den Traum, der ihm höhere Stufen der Vollendung wies, und grüßte, von ihm erwacht, den strahlenden Abendstern, das Bild seines scheidenden Lebens. Bald nahte ihm die hehre, heilige Nacht; voll Inbrunst sehnte er sich nach den vorangegangenen Geliebten, blickte zu Gott, zu seinem Erlöser freudig hoffend auf, und in seiner Seele erwachten noch ein Mal die Feierlieder der jugendlichen, ewigen Begeisterung, und als er nun sanfter athmete, rief ihn das ferne Klingen der Betglocke zum Anschauen Gottes.

Klopstock war unser! Wer seine Dichtungen vernommen und gefühlt hat, scheidet von ihm mit Wehmuth, die selbst dieser Tag der Freude und Bedeutung, die in den deutschen Landen so allgemein empfunden wird, nicht ganz verscheuchen kann. Jener große Geist steht noch jetzt allein und nur wenige hören auf seine Stimme; die himmlische Erhabenheit seines Gesanges, die Einfachheit und Reinheit seines Lebens ist fast unbekannt oder ein leerer Schall, der dem Herzen fremd bleibt, und nur selten haben wir Muße für unsere Literatur. Doch er war unser, sein Wesen uns verwandt, sein Wirken unsrer Sprache geweiht, unserer Dichtkunst, unserer Heiligung. So möge denn auch hier, wo höherer Ernst und Sehnsucht das Leben durchdringt, von uns allen ihm wahrhaft gehuldigt werden, damit wir, unserer geistigen Stellung und Pflicht uns klar bewußt, die Blüthen dieses Genius zum vollen Kranz winden und ihn frisch und duftig der Nachwelt mit dem uns ehrenden Wort überreichen: Klopstock war unser!

9.

Rede zum Andenken Friedrich August Wolf's

am 28. August 1824,

von Varnhagen von Ense[1]).

Sei es erlaubt, an diesem Ehrentage, der uns hier zu froher Feier versammelt hat, auch des Mannes zu gedenken, der, Goethe's Freund und Genosse, vor einem Jahre an unserer Spitze stand, und durch seine Geistesart uns heiter anregte, jetzt aber nicht nur diesem Kreise fehlt, sondern auch der Welt für immer entrissen worden.

Friedrich August Wolf starb am 8. August zu Marseille, wohin er gereist war, um einer beginnenden Krankheit zu entfliehen. Er unterlag schon im 66. Jahre seines Alters, nicht unvertraut mit dem Gedanken eines solchen nahen Ausganges, den das Feuer und die Festigkeit seines ernsten Willens, allzu thätig nach Entscheidung seines Zustandes strebend, vielleicht beschleunigt haben.

Von den Verdiensten seiner gelehrten Laufbahn soll hier nicht die Rede sein. Was er im Felde der Alterthumsforschung geleistet hat, ist der Welt bekannt. Er ist Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Verhandlung dieser Wissenschaften geworden, die aus dem verjährten Staube der Schule durch ihn mit geistvoller Gründlichkeit in die freie Gemeinschaft aller Bildungskreise emporgeführt worden. Den Scharfsinn seiner Untersuchungen, den Umfang und die Tiefe seiner Kenntnisse, den Werth seiner zahlreichen und mannigfachen Schriften, vor allen seiner unsterblichen Forschungen über die homerischen Gesänge, mögen die Berufenen des Faches würdig darstellen. Auch von den großen, schwer zu überschauenden Arbeiten, der beseelten Thätigkeit und ergreifenden Wirkung, welche er als Universitätslehrer durch eine lange Reihe von Jahren ausgeübt, worin er mehr als funfzig verschiedene Lehrgänge, und deren manche in doppelt und dreifach, ja bis zu zehnmal wiederholten Vorträgen, vor einer zahlreichen, durch ihn der Weihe des klassischen Alterthums zugeführten Jugend mit stets belebter Kraft gehalten; von seinem antiken Geiste und von seinem klassischen Talent, in welchem die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden; von seiner bildnerischen Beweglichkeit endlich, die ihm erlaubte, nach dargelegten Werken einer in römischen Formen sich aussprechenden Genialität, dann auch in deutscher Zunge mit schöpferischer Meisterschaft eigenthümlich aufgetreten: von allen diesen, wovon jedes Einzelne hinreichte, den herrlichen Ruhm eines preiswürdigen Mannes zu begründen, überlassen wir Andern zu reden.

Desto eifriger aber mögen wir hier die Züge festhalten, die den Mann selbst in seiner Persönlichkeit uns vor Augen stellen, und sein entrücktes Dasein uns noch für Augenblicke vergegenwärtigen.

Was ihn auszeichnete, war die hohe Eigenthümlichkeit seiner vollständigen, durch und durch in alle Bezüge seines Wesens gedrungenen, gleichmäßig nach allen Richtungen seines Wollens und Thuns belebten, ununterbrochenen Geistesbildung. In der Lebensäußerung dieser Eigenthümlichkeit gab es keine Lücken, keine Stillstände; er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und keine seiner Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch verliehen.

Daher die große Geistesgegenwart, die große Ueberlegenheit, mit welcher er

1) Friedrich August Wolf, geb. den 15. Febr. 1759 zu Hainrode bei Nordhausen, starb auf der Reise zu Marseille den 8. August 1824. — Karl August Varnhagen von Ense ward geboren den 21. Febr. 1785 in Düsseldorf, und lebt jetzt als geheimer Legationsrath in Berlin.

allen Begegnissen des geistigen Lebensverkehrs gegenüberstand, sie prüfend aufnahm, mit treffendem Urtheil an ihren Platz stellte, und mit geistreichen Zügen festhielt oder entließ. Daher die heitere Gelassenheit, in welcher er dem Witze, der ihm zu Zeiten entgegen trat, den Verlegenheiten, welche Zufall oder Absicht ihm zuwenden mochte, mit glücklichem Ueberbieten stets so leicht und siegreich zu entsteigen wußte.

Gedacht hatte er über Alles; die Gebiete des Lebens wie der Wissenschaften konnten einem so lebendigen Sinne nicht fremd bleiben; in dem Lichte seines Geistes erleuchtete sich auch jede zufällige Umgebung; seine Eigenschaften wirkten nach allen Seiten. Die Wendung seines Geistes war in den geringsten Dingen merkwürdig; ja bis in den kleinlichsten, durch die er bisweilen, mehr der scherzenden Nachrede doch als dem eigentlichen Tadel, Raum gab, blieb sie noch immer mit dem Reize seiner Größe behaftet.

Er war umgänglich und mittheilend; allzu reich, um zu kargen, gab er willig jeder Ansprache von seinen geistigen Schätzen, und verschmähte nicht, zu empfangen, wo er schon längst besaß. Eine neuerschlossene Ansicht, ein bedeutend leitendes Wort von ihm hat bis auf die letzte Zeit Männer und Jünglinge in seiner Umgebung mehr als manche anderweite vielfache Anstrengung gefördert.

Nie vergaß er seiner Würde; er hielt darauf in angeborner Vornehmheit; in ihr stellte er die Ehre des Gelehrten dar, wie in dem Fleiße dessen Tapferkeit. Seinen Werth kannte er, wie jeder Tüchtige aus innerer Thatsache sich als solchen fühlt und kennt. Und wie hätte er seinen Ruhm nicht kennen sollen, der ihm aus allen Ländern Europa's zurückstrahlte, aus allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, sei es, daß ihn die berühmtesten Anstalten in ihre Mitte begehrten, sei es, daß Goethe in den Elegien verherrlichend ihn grüßt, oder Alexander von Humboldt einen kostbaren Ertrag seiner naturwissenschaftlichen Forschungen ihm zueignet! Seine Schüler, Freunde und Verehrer sind über das ganze Gebiet der Wissenschaften ausgesäet; sie hingen ihm mit einer Treue und Liebe, mit einer Begeisterung und Zuversicht an, deren Dokumente in Hunderten von Schriften öffentlich dastehen, und noch viel glänzender und reicher in den Schätzen eines Briefwechsels aufbewahrt sind, dessen Umfang und Inhalt neue Regionen seines Geistes erblicken läßt.

Sein Herz, reich an Empfindung und Antheil, entzog sich der weichen Offenheit gewöhnlicher Aeußerungen; aber nicht allen seiner Freunde blieb hinter dem Walle von Witz, launiger Schärfe und vornehmer Erscheinung, womit er es verwahrte, dessen leichte Erregbarkeit verborgen. In schmerzlicher Wehmuth allgemein menschlicher Betrachtungen, in gerührten Thränen inniger Theilnahme konnte er durch langverschwiegene Wärme den staunenden Entdecker überraschen.

Der theure Mann, dessen Verlust wir beklagen, hatte innige Freunde, unter ihnen die Angesehensten und Größten seiner Zeit. Ein strebender und bewegender Geist, wie er, blieb auch nicht ohne Gegner. Leider wurden ihm, wie das Geschick der Welt es ja so unvermeidlich mit sich führt, auch aus Freunden solche. In den Verwickelungen, welche die Verschiedenheit der Richtungen und Ansichten, in den Reibungen und Fehden, welche das Zusammentreffen starker und eigenthümlicher Geistesarten unter den Genossen gleicher Bahnen hervorgebracht, möge jetzt Niemand das Urtheil verlangen; das Recht und Unrecht trage die Zeit hinüber zu künftigen Richterstühlen, vor denen die Sache ohne gehässige Zuthat persönlicher Leidenschaft erscheinen kann.

Der Hingeschiedene hat Allen, Freunden und Feinden, als Vermächtniß eine große, niederschlagende Aufgabe hinterlassen, die: ihn zu ersetzen!

Uns aber sei hier die Zuversicht gestattet, daß das Andenken des großen Mannes, bei der Nachricht seines frühen Hintritts, in der Würdigung edler

Geister über jede Berührung hinweggehoben ist, die nicht Trauer wäre und Verehrung.

Und so leb' er denn fort und fort in unserm Gedächtniß, der Mann, der endlich, vom Namen Homeros kühn uns befreiend, uns noch stets ruft in die vollere Bahn!

10.

Erinnerung an J. J. Winckelmann's Einfluß

auf Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Eine Rede, gehalten an dessen Geburtstage den 9. December 1842 von Prof. Chr. Petersen [1]).

Die Kunst ist, wie ihr Name besagt, ein Können, eine Schöpferkraft, die nach Offenbarung strebt, die ihre Bestimmung darin hat, zur Erscheinung zu kommen. Die Kunst soll das innere Sinnen und Dichten des Geistes in äußerlich wahrnehmbarem Stoff darstellen, aber nicht aussprechen als allgemeine Begriffe und Urtheile, sondern dem Ohr und Auge Bilder und Empfindungen, Stimmungen und Gestalten vorführen, in denen Ideen und Gefühle lebendig sind; sie soll das Mannigfaltige dieses Darstellbaren zur Einheit, zu einem Ganzen gestalten und den Wahrnehmenden anziehen durch das Schöne oder Erhabene, das Ernste oder Komische, das Reizende oder Anmuthige.

Diese verschiedenen Arten, wie die Schöpfungen des Künstlers uns ansprechen, sind Formen und Gesetze, welche, so verschieden auch der Stoff ist, dessen sich die Kunst zu ihren Bildungen bemächtigt, immer dieselben bleiben. Jede Kunst hat aber nach der Verschiedenheit des Stoffes, in dem sie schafft, auch ihre eigenthümlichen Gesetze. Die unmittelbarste Verbindung von Stoff und Gedanken ist im Ton, in welchem die Luft gleichsam belebt, ja vergeistigt wird. Daher wohl der Gesang die erste und allgemeinste Kunst. Aber auch dem Leblosen, dem Rohr oder der Saite, entlockt der Mensch einen Ton und regelt ihn nach dem Vorbilde des Gesanges in der Musik, die den Gedanken ganz in Empfindung und Gefühl verflüchtigt. Gestaltet sich dagegen der Gedanke selbst in den Worten zu Bildern, so erscheint die Poesie, die in stufenweiser Entäußerung des Musikalischen in die Redekunst, Geschichte und wissenschaftliche Darstellung übergeht. Dies ist der Kreis der redenden Künste. Sie schaffen in der Zeit, und ihre Genüsse schwinden schnell dahin. Dauernd dagegen ist, was im Raum gestaltet wird, der Grundbedingung der bildenden Künste, sei es, daß die Hand die Bilder der Phantasie einer weichen Masse eindrückt und in Stein oder Erz verewigt, oder mit Stift und Pinsel auf eine ebene Fläche hinzaubert. Diesen bildenden Künsten schließt sich die Baukunst an, indem die geübte und kräftige Hand, vom Formensinn geleitet, über der emporstrebenden Säule das schützende Dach wölbt und im Bewußtsein höherer Zwecke, mögen sie dem Staate und Gemeinwohl oder der Religion dienen, Werke ausführt, deren Anblick erfreut und erhebt. Aber nicht blos Luft, Holz, Metall und Stein sind einer künstlerischen Behandlung fähig, sondern auch der eigene Leib des Menschen. Gleichsam die Blüthe der organischen Schöpfung, schon von Natur in seiner Gestalt die Schönheit offenbarend, entfaltet er dieselbe in noch höherem Grade, seiner Be-

1) Diese Rede ist gehalten als Einleitung zu archäologischen Vorlesungen über die öffentlichen Gebäude und Plätze in den Städten des Alterthums. Die letzten drei Seiten beziehen sich blos auf Hamburg und sind daher weggelassen.

stimmung gemäß, durch Thätigkeit und Bewegung. Diese Bewegung wird Gegenstand der Kunst in schönen Stellungen, welche die Aufgabe der Gymnastik sind. Der Ausdruck bestimmter Gefühle in den gemessenen Bewegungen gibt die Orchestik, die sich in der Darstellung einer Handlung zur Mimik erhebt. Bricht zugleich der Gedanke im Wort hervor, um auf die Ueberzeugung der Zuhörer zu wirken, so haben wir die Redekunst; verbindet sich aber die Mimik mit der Poesie, um das Leben in seinem ganzen Reichthum und seinem tieferen Zusammenhang zur Erscheinung zu bringen, so entsteht die Schauspielkunst, der Gipfel aller Künste; denn sie vereinigt alle in sich, indem sie die dunkeln Regungen des Gefühls in Musik, Gesang und Tanz mit dem klarsten Ausdruck der tiefsten Gedanken vereinigt, dem redenden und handelnden Menschen eine entsprechende Umgebung gibt durch Malerei und Bildnerei, und die ganze Darstellung in einen Prachtbau einschließt.

So stehen alle Künste zu einander in lebendiger Wechselwirkung und entwickeln sich mit einander, wenn sie auch keinesweges immer in derselben Zeit auf derselben Stufe der Vollendung stehen. Denn die Völker, wie die Individuen, sind verschieden organisirt, das eine mehr für Musik und Gesang, das andere mehr für Bildnerei und Baukunst. Die Kunst aber ist nicht von Willkür abhängig, ja nicht einmal unmittelbar mit Bewußtsein verbunden, sondern als Offenbarung einer angebornen Anlage gleichsam ein Naturprodukt, ganz der Eigenthümlichkeit des Menschen entsprechend, aber nicht des Einzelnen, sondern des Volkes, in welchem auch der Einzelne wurzelt; sie ist daher an die Volksthätigkeit gebunden, ja der unmittelbarste Ausdruck derselben. Wenn nun die Theorie das später erwachte Bewußtsein der Kunst ist, so ist dieselbe nur im Lichte der verschiedenen Volksthümlichkeiten, d. h. durch die Geschichte verständlich. Diese aber hat die Kunst zu erklären im Zusammenhange mit dem Leben des Volkes, mit seiner Denkweise, besonders mit Religion, der Grundlage alles geistigen Lebens. Daher der Gegensatz zwischen antiker, heidnischer und moderner, christlicher Kunst, daher der Unterschied zwischen griechischer und römischer Kunst, daher selbst, weil die Völker ihre bestimmte Entwickelung haben, mannigfache Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte bei demselben Volke.

Sind nun aber die Alten ungeachtet dieses Gegensatzes, in der Kunst, namentlich auch in Bildnerei und Baukunst stets Muster der späteren, besonders der letzten, Jahrhunderte geworden, so kann Nachahmung und Wetteifer nur durch die Geschichte dieser Künste gegen Mißverständniß und Verwirrung geschützt werden. Auch der wahre Genuß der Kunstwerke ist um so mehr von einem Studium abhängig, je mehr Sitten und Religion der Urheber von unsern Zuständen und Absichten abweichen. Sind aber ein gesundes Urtheil und ein reiner Geschmack die Bedingungen einer höheren Ausbildung im weitesten Sinne des Wortes, so hat der Mann, der die Geschichte der bildenden Künste geschaffen, Anspruch auf dankbare Anerkennung nicht blos seines Volkes und seiner Zeit, sondern aller gebildeten Völker und Jahrhunderte. Dieser Mann ist — Johann Joachim Winckelmann, ein Deutscher, geboren den 9. December 1717 zu Stendal in der Altmark, gefallen als Opfer der niedrigsten Habsucht durch Meuchelmord am 8. Junius 1768 in Triest.

Jeder Schritt auf dem Felde antiquarischer Studien führt auf Ergebnisse seiner Forschungen. Daher fühle ich mich gedrungen, bevor ich den ersten Versuch in der Archäologie der Künste wage, ihm meine Anerkennung, meinen Dank zu zollen, zumal da der Anfang dieser Vorträge gerade um die Zeit seines Geburtstages fällt. In diesem Vorsatz muß mich einen Augenblick bedenklich machen, daß schon so viel über ihn geschrieben und geredet ist, daß ihm ein Denkmal gesetzt ist von Deutschlands größtem Geiste, welches sich beinahe in Jedermanns Händen befindet. Goethe hat bedeutsam die Aufsätze, in welchen er den

von Winckelmann bewirkten Umschwung der Geistesbildung darstellt, unter der Aufschrift zusammengefaßt: Winckelmann und sein Jahrhundert. Wer aber möchte mit Goethe wetteifern? Doch er selbst verlangt, daß auch die späteren Geschlechter reden sollen von dem, der ihnen Sprache gegeben und Begeisterung geweckt hat. In der Schilderung Winckelmanns heißt es:

„Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur ein Mal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens noch so sehr um Land und Stadt verdient gemacht haben, so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird."

„In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen."

Kunst und Wissenschaft, die Träger höherer Geistesbildung, sind nahe verwandt: sie begegnen sich nicht nur in der Redekunst und Geschichte, sondern es hat auch die Kunst ihre wissenschaftliche Theorie, und die Wissenschaft fordert eine Kunst der Darstellung. Zwar gehen sie nicht in einander auf, die Kluft zwischen ihnen scheint sogar unübersteiglich. Denn die Wissenschaft sucht es vergeblich, in der Sprache einen ganz genügenden Ausdruck zu finden; noch viel weniger kann die Kunst vermittelst der Wissenschaft zum völligen Bewußtsein ihrer selbst gelangen; dennoch strebt sie, muß sie, vermöge einer inneren Nothwendigkeit streben, in der Kunstgeschichte und Aesthetik, in den Theorien und Kritiken der einzelnen Künste und ihrer Werke sich gleichsam selbst zu begreifen.

Wie in diesem Streben Literatur, Wissenschaft und bildende Kunst sich gegenseitig fördern und heben, und im Verein zur allgemeinen Bildung beitragen, davon gibt Winckelmann einen so schlagenden als überraschenden Beweis.

Eben begannen gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts die klassischen Studien sich zu heben, und einer ihrer schönsten und glänzendsten Erfolge war Winckelmanns hohe Geistesbildung, Gelehrsamkeit und Begeisterung für Kunst und Alterthum; eben stand Lessings umfassender Geist ordnend und schaffend an den Grenzen der Kunst und Wissenschaft, da griff Winckelmann so bescheiden, ja schüchtern, als kräftig und nachhaltig in die Entwickelung der vaterländischen Literatur ein. Die lebendige Anschauung des Alterthums, die er sich aus dem fleißigen Studium der Klassiker erworben, hatten in ihm die Sehnsucht nach dem Schauplatz geweckt, auf welchem einst die Griechen und Römer gelebt, gelitten und gehandelt hatten, auf dem so manches Denkmal ihrer Größe sich erhalten hat. Ein achtjähriger Aufenthalt bei und in Dresden und der fleißige Besuch der dortigen Kunstschätze hatten diese Sehnsucht genährt und verstärkt, und ihm die Ueberzeugung gegeben, daß er zum Erklärer der Kunstdenkmäler bestimmt sei. Seine „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke" bahnten ihm (1756) den Weg nach Rom und zogen sogleich die Aufmerksamkeit des gebildeten Deutschlands auf ihn. Den Erwartungen, die er erregt, entsprach vollkommen, was er von Zeit zu Zeit in die Heimath zurücksandte und (in der Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste in den Jahren 1756 bis 59) veröffentlichen ließ. Zu diesen kleineren Arbeiten kamen bald die Beschreibung der geschnittenen Steine des Stoschischen Museums und die Anmerkungen über die Baukunst der Alten. Es folgten rasch die schon früher ausgearbeiteten Anmerkungen über die Baukunst der alten Tempel zu Girgenti in Sicilien und die Nachrichten von den neuesten herkulanischen Entdeckungen. Noch manche andere Aufgaben aus dem Ge-

biete der alten Kunst hat er ausgeführt oder angefangen, noch vielmehr beabsichtigt, aber alle diese Schriften und Studien waren ihm nur Vorarbeiten zu dem umfassenden Werk, zu dessen Idee ihn gleich anfangs sein Aufenthalt unter den Kunstschätzen Roms erhob, zu seiner Geschichte der Kunst des Alterthums, die zuerst 1764 erschien und deren Verbesserung ihn sein übriges Leben beschäftigte, obgleich er die Herausgabe des vollendeten Werks Andern überlassen mußte. Doch schrieb er, als hätte er seinen Tod ahnen können, noch in den letzten Lebensstunden die nöthigen Anordnungen darüber nieder.

Winckelmanns Einfluß auf die deutsche Literatur im Einzelnen zu entwickeln, ist so schwer, als es leicht ist, ihn im Allgemeinen einzusehen und zu beweisen. Es genügt dazu die Thatsache: erst seit Winckelmann gibt es eine deutsche Prosa. Nehmen wir Luther aus, so hat, was vor Winckelmann in Prosa geschrieben ist, jetzt nur historische Bedeutung, Klarheit und Bestimmtheit sind die Bedingungen einer mustergültigen Ausdrucksweise; Klarheit und Bestimmtheit, verbunden mit Begeisterung für den Gegenstand seiner Studien, waren die Grundzüge im Charakter Winckelmanns, seitdem er seine wahre Bestimmung erkannt hatte; denn bis dahin trieb ihn eine innere Unruhe von einem Ort zum andern, bald studirte er Theologie, bald Jurisprudenz, bald legte er sich auf die Medicin, bald auf die Geschichte, aber beständig kehrte er zum Alterthum zurück und blieb ihm treu im Studium der Kunst. Bei keinem neueren Schriftsteller ist der Einfluß der griechischen und römischen Klassiker auf den Styl so offenbar und entschieden als bei Winckelmann, und keinem möchte ich eine gleich starke Einwirkung auf die Schreibart seiner Zeitgenossen einräumen als Winckelmann. Aber, wird man einwenden, eine ganz ähnliche Richtung hat Lessing eingeschlagen und eine weit größere Wirkung hervorgebracht, und dieser schrieb doch vor und neben Winckelmann in gebundener und ungebundener Rede. Und dennoch möchte ich gerade von Lessing den Beweis meiner Behauptung hernehmen. Kann es ein Zufall sein, daß von Lessings Schriften in Prosa dasselbe gilt, was ich von der deutschen Prosa überhaupt bemerkt habe, daß auch von ihm nicht mehr gelesen wird, was er vor Winckelmanns Auftreten geschrieben hat, daß unter den wissenschaftlichen Aufsätzen von entschiedenem Werthe der Darstellung der „Laokoon, der über die Gränzen der Malerei und Poesie" der früheste ist (1764), ein Werk, das Winckelmann nicht nur voraussetzt, sondern auch sich selbst von ihm bedingt und abhängig erklärt? Verdankt Lessing nun Winckelmanns Vorgange und Anregung sowohl seine anschauliche und fließende Darstellung der späteren Zeit, als die größere Vollendung seiner Theorie, so sind auch die Vorzüge, welche seine „Minna von Barnhelm," „Emilie Galotti" und „Nathan" auszeichnen, auf denselben Grund zurück zu führen, wobei ich jedoch weit entfernt bin, die andern gleichzeitigen Regungen und ganz besonders Lessings eigene Geisteskraft in ihrer Wichtigkeit zu verkennen. Während Winckelmann seine ganze Bestimmung in der Entdeckung und Nachweisung des Schönen an Werken der bildenden Kunst fand, war Lessing zugleich gesetzgebend und schaffend im Gebiete der Poesie und Philosophie thätig. Bedenken wir, wie schroff Lessings Schärfe und Entschiedenheit der Milde und der Unsicherheit Winckelmanns im Handeln entgegenstand, wie ihm dessen Anschließen an die Großen, und gewiß nicht weniger dessen Religionswechsel zuwider war, so kann es nicht befremden, daß er so selten als möglich von Winckelmann spricht. Es würde ihm nicht vorzuwerfen sein, wenn er vielleicht sich selbst dessen Einfluß auf sich nicht im vollen Maaße gestanden hätte. Und doch scheint er selbst, wie seine Zeit, sich dieses Einflusses vollkommen bewußt gewesen zu sein. So schreibt er (1768) an Ebert, als man seine beabsichtigte Reise nach Rom auf Winckelmann bezog: „Was hat Winckelmann und der Plan, den sich Winckelmann in Italien machte, mit meiner Reise zu thun? Niemand kann den Mann höher schätzen als ich: aber

dennoch möchte ich so ungern Winckelmann sein, als ich oft Lessing bin." Wie aber konnte er diese Hochschätzung eindringlicher aussprechen, als indem er bei der Nachricht von Winckelmanns Tode in einem einfachen Geschäftsbriefe (an Nikolai) gesteht, daß „er ihm mit Vergnügen ein Paar von seinen Lebensjahren geschenkt hätte." Darf ich dieses Verhältniß als erwiesen ansehen, so ist es fast überflüssig, diese Richtung von Winckelmanns Einfluß weiter zu verfolgen, und ich will nicht weiter reden von der Wichtigkeit des guten Geschmacks für die Literatur, noch von den Folgen, die der von Winckelmann angeregte Sinn für Kunst und Alterthum mittelbar für die weitere Entwickelung der redenden Künste besonders in Weimar hatte.

Geschmack und Kunstübung standen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht hoch, wenigstens nicht in größeren Kreisen. Die Entartung der Kunst im 17. Jahrhundert wirkte noch fort in Spielereien, gegen die Winckelmann in der Bewunderung antiker Glasgefäße mit den Worten sich erhebt: „Wie unendlich prächtiger müssen nicht solche Geschirre von Kennern des wahren Geschmacks geachtet werden, als alle so beliebten Porcellangefäße, deren schöne Malerei bisher noch durch keine ächte Kunstarbeit edler gemacht worden, so daß auf so kostbaren Arbeiten noch kein würdiges und belehrendes Denkbild eingeprägt gesehen wird. Das meiste Porcellan ist in lächerliche Puppen geformt, wodurch der daraus erwachsene kindische Geschmack sich allenthalben ausgebreitet hat." Die Mode droht auch heute mit diesen lächerlichen Rococofiguren dem guten Geschmack Verderben, obgleich das Porcellan heutigen Tages auch schöne Formen angenommen hat; ich erinnere nur an edelgeformte Vasen, die oft auch von wahren Künstlern mit Gemälden geschmückt werden, und an die Biskuitbilder, die so leicht zu erwerben um so leichter beitragen, jene Geschmacklosigkeit, wie eine vorübergehende Modekrankheit, bald wieder zu vertreiben; befindet sich doch überhaupt die Kunst heutigen Tages auf keiner so niedern Stufe und hat sie doch so viele mechanische Kräfte sich dienstbar gemacht, um werthvolle Werke in zahlreichen Nachbildungen schnell und allgemein zu verbreiten, steht doch der Kunst eine tiefer dringende Theorie, geschmackvolle Erklärung und scharfe Beurtheilung zur Seite, Vorzüge, die wir Winckelmanns Bestrebungen verdanken, obgleich sie seiner Zeit noch abgingen. Es fehlte auch damals nicht an Kunstsammlungen und antiquarischer Gelehrsamkeit. Von einer früheren und besseren Zeit her stand auch die wahre Kunst noch in Ehren; es gehörte zum Glanz des Hofes und der Großen, sich mit Kunstschätzen zu umgeben, nur verstand man sie nicht von geschmacklosen Spielereien zu unterscheiden, sie richtig zu beurtheilen und wahrhaft zu genießen. Kostbarkeit erregte mehr Erstaunen als innerer Werth. Es fehlte nicht an Bewunderern und gelehrten Erklärern des Alterthums, aber man unterschied nicht, was Griechisch und was Römisch war, das Altgriechische hielt man für Etruskisch und das Etruskische für Aegyptisch; man sonderte nicht das Alte von dem Neuern und gab das Zierliche und Ueberladene für schön aus.

Da erklomm Winckelmann seinen hohen Standpunkt, um das weite Feld voll antiker Bruchstücke und Trümmer zu überschauen und jedem Werk seine Zeit und seinen rechten Ort anzuweisen, um im Lichte historischer Forschung die Herrlichkeit der alten Kunst nach Ländern und Zeiten den Augen des Geistes, wie noch einmal geschaffen, vorzuführen.

> Tausend Andern verstummt, die mit tauben Herzen ihn fragten,
> Ihm, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

Er war ausgerüstet mit ungewöhnlicher Gelehrsamkeit, er hatte sein Urtheil geschärft durch zweimaliges Studium des kritischen Wörterbuchs von Peter Bayle, das seiner Zeit so weit vorausgeeilt war, daß Winckelmann ein halbes Jahrhundert später einer der Ersten gewesen ist, der nach dessen Vorgang in den Ueber-

lieferungen des Alterthums und den Behauptungen der Neueren nichts ohne Prüfung annahm. Und wie oft hat auch er noch geirrt? Winckelmann hatte außerdem seinen Blick geübt, seinen Geschmack ausgebildet im Umgange, sowohl mit ausübenden Künstlern, wie Oeser und Mengs, als mit geistesverwandten Kunstkennern, wie Lippert und Hagedorn, die er an Formensinn bald erreichte, an Schärfe des Blicks und durch tieferes Eindringen in die Ideen bald übertraf. Seine umfassenden Kenntnisse in verschiedenartigen Wissenschaften machten es ihm möglich, die Kunst im Verhältniß zur Naturbeschaffenheit der Länder und Völker, zur Geschichte, zu Sitten, Literatur, Wissenschaft, Religion, zur Nationalität im ganzen Umfange des Wortes zu betrachten. Kritik und Geschmack, bei ihm in einem seltenen Grade verbunden, ließen ihn am Styl die verschiedenen Nationalitäten und die allmälige Entwickelung der Künste innerhalb desselben Volkes erkennen, und selbst die gleichzeitigen Richtungen verschiedener Schulen unterscheiden. Er richtete seine Aufmerksamkeit so gut auf das Kleinste, als auf das Größte; er erkannte an einem kaum beobachteten Torso ohne Kopf und Glieder so gut, als an den wohlerhaltenen Bildsäulen die Vollendung der Kunst und schied an ungehörigen Zusammensetzungen nicht nur, was alt und neu, sondern auch, was aus verschiedenen Perioden des Alterthums herrührte. Obgleich zunächst dem Studium der Bildnerei zugewandt, umfaßte er doch auch Malerei und Baukunst mit fast gleicher Liebe und mit demselben Erfolg; er beurtheilte fast mit gleicher Schärfe, was ihm von Andern war beschrieben worden, als was er selbst gesehen; ja er fand Irrthümer an Beschreibungen und Abbildungen, deren Gegenstand seiner eigenen Anschauung durchaus fremd war, und umfaßte mit nicht geringerer Begeisterung das Untergegangene, als das Erhaltene, das Gegenwärtige, als das Entfernte. Was einst Cicero von seinem gelehrten Freunde Varro sagte: er habe die Römer in Rom sich zuerst zurecht zu finden gelehrt; dasselbe kann man auch von Winckelmann in Beziehung auf die Kunst in Italien sagen. Obgleich er nicht über Italien hinaus kam, so stand ihm doch Griechenland in seinen noch vorhandenen Ruinen, wie in seiner entschwundenen Herrlichkeit, klar vor Augen, und selbst Aegyptens dunkle Felsentempel und räthselhafte Pyramiden, wie die geheimnißvollen Gräber und Paläste von Persepolis mußten ihm Rede stehen.

Der Same bedarf zu seinem Gedeihen eines fruchtbaren Bodens; der Sämann muß den Samen ausgestreut haben, wenn er gedeihen soll, und doppeltes Lob verdient er, wenn er auch selbst erst den Boden durch sorgfältige Bearbeitung fruchtbar gemacht. Dies zwiefache Verdienst hat auch Winckelmann. Seine geschmackvolle Darstellung gewann ihm zahlreiche Leser, und seine Gründlichkeit den Beifall der Gelehrten. So erstanden unter den Zeitgenossen und den nachfolgenden Geschlechtern Männer, die das von ihm angefangene Werk fortsetzten, Lücken, welche er gelassen, ausfüllten, seine Fehler verbesserten und mehr Consequenz und Sicherheit hinzubrachten. An Begeisterung, an Schärfe der Auffassung hat ihn Niemand übertroffen. Christian Gottlob Heyne verpflanzte die Archäologie der Kunst auf die Universität, auf dieselbe Universität, wo sie von seinem Nachfolger jüngst mit noch größerer Gelehrsamkeit, mit schärferem Urtheil und feinerem Geschmack gelehrt ward. Karl Ottfried Müller, nachdem er mit größerem Erfolg, als ein akademischer Lehrer vor ihm, den Sinn für diese Studien geweckt und verbreitet, ward ein Opfer seiner Sehnsucht, in dem wieder befreiten Hellas d i e Natur kennen zu lernen, in der einst die alten Hellenen so groß geworden und nach Jahrtausenden ihre Enkel wieder erstanden sind zur Freiheit, ein Opfer der Sehnsucht, den Spuren ihrer einst so herrlichen Städte und Tempel nachzuforschen, und selbst zu schauen jene Wunderbauten, die in den Bildern ihrer Trümmer das Gemüth in Staunen setzen. Aber wie viele der Gestorbenen, wie viele der Lebenden wären als Winckelmanns Nachfolger zu nen=

nen! Wirkten doch und wirken größtentheils noch jetzt in Deutschland unter Vielen Hirt, Gerhard und Welker, in Frankreich Millin und Raoul-Rochette, in England Millingen gleichen Sinnes; scheint doch in Italien die Archäologie fast erblich geworden, wenn man an die Viscontis und Piranesis denkt.

Durch seinen Styl gab Winckelmann der deutschen Literatur eine neue Richtung und einen neuen Aufschwung; durch seine archäologischen Forschungen schuf er die Kunstgeschichte und trug wesentlich dazu bei, einen edlen und reinen Geschmack zu verbreiten, und die klassischen Studien vor Ausartung in grammatische Spitzfindigkeiten zu bewahren. Aber es griff sein Geist, wenn auch nur vorbereitend, doch erfolgreich, selbst in die Entwickelung der Philosophie ein. Bekanntlich hat Baumgarten die Philosophie mit der allgemeinen Kunstlehre, die er zuerst Aesthetik nannte, bereichert, konnte jedoch, obgleich der zweite Theil des Werkes erst nach Winckelmanns erstem Auftreten erschien, denselben nicht mehr berücksichtigen. Weder Baumgarten, der das Schöne als sinnliche Vollkommenheit bestimmte, noch Kant, der es in der Form der Zweckmäßigkeit zu erfassen glaubte, drang so tief in das Wesen desselben ein, als Winckelmann, der zwar in seinen allgemeinen Erläuterungen bei der Harmonie der Form stehen blieb, aber im Einzelnen die Ideen zu erfassen strebte, während jene nicht über das äußere Wohlgefallen hinauskamen. Es führte die Erforschung der Kunst dahin, neben dem Verstande und dem Willen auch das Gefühl des Menschen in seiner Eigenthümlichkeit, wie in seiner Untrennbarkeit von den andern Kräften des Geistes und so dessen Einheit anzuerkennen und auf der andern Seite in den Werken der Kunst, wie in den Geschöpfen der Natur, denselben Geist wiederzufinden und zur Einheit der Weltanschauung vorzudringen. Winckelmann ist ein Glied in dieser Kette der Entwickelungen, die in Lessing, Herder und Schiller fortging bis zu Schelling und Hegel. Winckelmann ahnte als den Grund des Schönen das Schaffen des Genius, das Herder und Schiller im Ideale zu erfassen und zu verklären nicht erfolglos bemüht gewesen sind, das Schelling als einen Strahl und Abglanz der göttlichen Schöpferkraft erkannte, dessen Gesetze Hegels dialektischer Geist als Urbilder der Formen zergliedert, welche in ihrer Vollkommenheit darzustellen die Natur vergeblich ringt, weshalb ihm mit Recht das wahre Kunstwerk höher steht als das Naturerzeugniß.

Ich könnte noch weiter gehen: es wäre nicht so schwer, selbst das gegenwärtige Aufblühen der bildenden Kunst, sei es Malerei oder Bildhauerei, oder Baukunst, auf Winckelmann zurückzuführen; doch der Stoff ist zu reich, und es könnte scheinen, als ginge es über die Wahrheit, ja Wahrscheinlichkeit hinaus, wenn man sagen wollte, ohne Winkelmann weder Canova, noch Thorwaldsen, weder Cornelius, noch Schinkel. Der Genius ist freilich angeboren, aber er muß nicht nur erzogen werden, sondern auch einen seinem Talent entsprechenden Sinn finden. Wie manches Talent geht unbeachtet zu Grunde, weil es weder Gelegenheit fand, sich zu üben, noch eine Umgebung, die dasselbe verstand. Hat aber Winckelmann Sinn und Geschmack für die Kunst geweckt, so muß auch die spätere Blüthe derselben ihm Anerkennung und Dank zollen. Selbst ganz andere Richtungen, die viel später erwacht sind, wie die Herstellung der mittelalterlichen Kunst sind im Lichte der klassischen Kunst, in dem durch sie geweckten historischen Streben erst lebendig geworden.

Winckelmann war, wie jeder große Mann, der Mann seiner Zeit, der ihre Aufgabe verstand und löste, die längst vorbereitete Epoche einer neuen Bildung mit ins Leben zu rufen bestimmt. Das lehrt seine Wirksamkeit, wie seine Bildungs- und Lebensgeschichte. Daher müssen wir es auch für mehr als einen Zufall achten, daß sein Aufenthalt in Italien mit einer Begebenheit zusammenfällt, die mehr als irgend eine andere dazu diente, die so lückenhafte Geschichte der Kunst, besonders der Malerei und Baukunst, zu ergänzen, den Eindruck uns zu

vergegenwärtigen, den die Vereinigung aller drei Künste im Leben einst gemacht haben muß.

Welches Wunder begibt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
Erde, dich an, und was sendet dein Schooß uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das Entflohne zurück?
Griechen, Römer, o kommt! O seht, das alte Pompeji
Findet sich wieder, aufs Neu bauet sich Herkules Stadt.

Winckelmann war einer der Ersten, welcher gründliche Nachrichten über diese merkwürdigen Entdeckungen allgemeiner verbreitete. Welcher Reichthum der Anschauung schloß sich dort ihm auf! welche Sicherheit gewährte seinen Forschungen der für die dort gefundenen Werke bestimmte Zeitabschnitt! Wenn hier die Geschichte der Malerei zwar nicht den einzigen, doch den bedeutendsten Stoff fand, ohne welchen sie fast nur Namen und Worte hätte geben können, so waren die Wiederentdeckung der Ruinen von Pästum, welche zu sehen Winckelmann selbst zu Theil ward, und die genauere Kunde von den Riesentempeln Siciliens Ereignisse, durch welche die Geschichte der Baukunst eine Grundlage erhielt, so fest als jene Bauten selbst. Auch von diesen gab Winckelmann den ersten gründlichen Bericht. Was würde er geleistet haben, hätte er so genaue Bilder und Messungen der Denkmale im alten Hellas gehabt, als wir? Sie mit eigenen Augen zu betrachten, war seine höchste Sehnsucht; bei längerem Leben wäre ihm vielleicht möglich geworden, sie zu befriedigen. Doch wir wollen nicht klagen, daß er nicht noch mehr geleistet, sondern uns glücklich preisen, daß ihm so Vieles gelang. Daher müssen wir es auch als ein Glück für die Wissenschaft anerkennen, daß Griechenland und der Orient damals schon von manchen kundigen und sorgfältigen Reisenden besucht und beschrieben war, und in den literarischen und artistischen Schätzen Roms ihm manche Handschriften und Zeichnungen zu Gebote standen, die nicht allgemein bekannt geworden sind.

Müssen wir überhaupt, um jene Leistungen zu begreifen, die günstigen Umstände erwägen, so ist es doch sein Eifer, der sich durch fast unüberwindliche Schwierigkeiten den Weg bahnte, so ist es doch die Größe seines Geistes, welcher Gelehrsamkeit und Kunstsinn in so seltenem Maaß vereinte; es sind sein Fleiß und seine Beharrlichkeit, die in so wenig Jahren so viele und zum Theil so bedeutende literarische Unternehmungen ausführten.

Darum dem Verdienste seine Krone! Diese ist ihm aber auch geworden. Ein Weheruf erscholl bei der Nachricht von seinem Tode von Messina's Meerenge bis zum Belt, von der Newa bis zur Seine. Lobreden sind ihm gehalten von Jahr zu Jahr, und werden es heut an der Tiber, Spree und Ostsee. Zur Feier seines heutigen Geburtstages versammeln sich (seit 1830) da, wo einst Roms Senat dem Erdkreise gebot, friedlich Liebhaber und Kenner der Kunst aus allen gebildeten Völkern Europa's, die Mitglieder des Instituts für archäologische Correspondenz, das in jenem Mittelpunkt aller Kunstbestrebungen die neuen Entdeckungen, sei es durch Ausgrabungen, durch zufälliges Auffinden oder durch wissenschaftliche Forschungen, sammelt, und in seinen periodisch erscheinenden Schriften (Bulletino, Annali und Monumenti inediti) rasch verbreitet. Lange war in der Feier seines Geburtstages vorausgegangen der Verein märkischer Winckelmannsfreunde, und gefolgt ist die uns benachbarte holsteinische Universität.

Ich fürchte keine Mißdeutung, wenn ich mich diesem Beispiel anschließe. Ich wüßte nicht, was mich abhalten sollte, diese Gelegenheit zur Weckung und Verbreitung des Kunstsinnes in Hamburg zu benutzen.

(Der Schluß dieser Rede bezieht sich auf Hamburg, und fordert hauptsächlich zur Gründung eines Kunstmuseums auf.)

11.

Rede
in der frühen Morgenstunde des Regierungsjubelfestes des Großherzogs von Weimar, Karl August,
am 3. September 1825 auf dem Markte zu Weimar, gehalten von Röhr [1]).

Außerordentlich und ungewöhnlich erscheint hier Alles, was das Auge sieht und das Ohr hört; außerordentlich und ungewöhnlich die Menschenmenge, welche diese Morgenstunde zusammenrief, der Ort und die Stelle, an welcher sie sich vereinigte, und das Geschäft, welchem sie gemeinschaftlich obliegt. Vom Donner des Geschützes und von feierlichen Glockentönen aus ihrem Schlummer geweckt, eilten Tausende und aber Tausende hierher, wo sonst nur das Geräusch des gemeinen menschlichen Verkehrs laut wird, um unter dem freien Gewölbe des Himmels ihre Kniee vor Gott zu beugen, ihre Hände zu ihm emporzuheben, und ihre Herzen in frommem Lobgesange vor ihm auszuschütten. — Welche Veranlassung, welche Bedeutung hat das? — —

O, ihr Alle wißt Antwort, die ich vor mir sehe! Ihr Alle rufet: Das gilt dem seltenen und außerordentlichen Tage, welcher heute durch Gottes Gnade über uns aufgegangen ist, dem Tage, welchen unser ganzes Land als den feierlichsten und glorreichsten in dem Leben des Fürsten begrüßet, der über uns gesetzt ist! — Und ihr habt Recht! —

Dafür galt dieser Tag schon unsern Vätern, und freudetrunken hießen ihn die, welche vor uns auf diesem Boden wandelten, willkommen, als er ihnen vor 68 Jahren in eben dieser Morgenstunde die entzückende Kunde brachte: dem Fürsten, welchen sie ehrten, sei ein Sohn — ein Erbe seines Thrones — eine Stütze seines Hauses und Geschlechts geboren. — Und fröhlicher noch und herzlicher begingen sie denselben, als sie an ihm, 18 Jahre später, ihrem verwaiseten Lande den zum Herrscher gegeben sahen, welcher bis dahin der Mittelpunkt ihrer Wünsche und das Ziel ihrer Hoffnungen gewesen war, und sich bereits als fürstlicher Jüngling Aller Liebe erworben, Aller Herzen gewonnen hatte.

Aber in seiner höchsten Herrlichkeit hat sich dieser Tag mit der heutigen Morgensonne für uns erneuert, für uns, die glücklicheren Nachkommen glücklicher Väter. Denn was diese von Gott erbaten, das ist geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen. Der von ihnen ersehnte und gefeierte Fürst steht an ihm, getragen und geschützt von Gottes mächtiger Hand, noch immer in unserer Mitte, erfreuet sich durch ihn noch stets der blühendsten Kraft und Lebensfülle, und sieht auf die lange Reihe von Jahren, welche mit diesem Tage für ihn begann, so heiter und fröhlich zurück, als wäre in ihnen nur ein leichter Morgentraum an ihm vorübergegangen. — Und volle funfzig dieser Jahre führte er nun bereits den Scepter über uns, machte unser Land zur Stätte seines milden und gerechten Waltens, trug das Wohl desselben in seinem väterlichen Herzen, und baute das Glück seiner Unterthanen mit ächter, erprobter und erfolgreicher Regentenweisheit.

Wer müßten wir sein, wenn wir dabei kalt und gleichültig sein könnten, wenn wir einen Tag voll solcher Erfahrungen und Rückerinnerungen nicht auf das Feierlichste begrüßen und begehen wollten? —

Nun, Bürger dieser Stadt! ihr habt bewiesen, daß ihr die Wichtigkeit und

---

1) Siehe Lehrbuch der deutschen prosaischen und rednerischen Schreibart 2c. von Pölitz, Halle 1827. S. 281—284. — Johann Friedrich Röhr, Generalsuperintendent in Weimar, ward d. 30. Juli 1777 zu Roßbach bei Naumburg geboren.

Bedeutung desselben erkennet und daß ihr des Glückes werth seid, ihn über euch aufgegangen zu sehen. Dafür zeugen die ungeheuchelten Empfindungen der Freude, von welchen sich an ihm Jung und Alt, und Reich und Arm, und Hoch und Niedrig ergriffen fühlen, — die mancherlei Veranstaltungen, welche ihr trafet, das Entzücken und den Jubel eures Herzens laut werden zu lassen, — die Wimpel, welche von den Thürmen eurer Stadt fröhlich herabwehen, um Jedem, der sie betritt, schon von fern zu verkündigen, daß sie der Sitz der erhebendsten Feierlichkeit sei — der glänzende Schmuck, in welchem die Häuser, Straßen und Plätze derselben prangen, — vor Allem aber euer feierliches Zusammenkommen an dieser Stätte, um Gott die Ehre zu geben. Ihr wollt damit, wie es Christen geziemt, kund thun, daß ihr das Glück des heutigen Tages als ein Geschenk aus der Hand des Herrn betrachtet, von welchem uns aller Segen kommt, und daß es seine Huld und Gnade ist, welche durch edle und weise Fürsten das Heil der Völker schaffet.

Von diesem Geiste christlicher Frömmigkeit lasset euch nun auch bei allen übrigen Erweisen eurer Freude an diesem und den folgenden festlichen Tagen leiten, damit, was ihr so würdig begonnen, auch würdig vollbracht, und Gott, dessen Gnade an uns und unserm Jubelfürsten so Großes gethan hat, in Allem gepriesen werde. — Was ihr auch thut, thut es zu seiner Ehre, — im Geiste und Sinne unsers Fürsten, der seinen Jubeltag nicht durch leeren und eiteln Prunk und durch Freudenbezeugungen entwürdigt sehen will, die mit der Stunde des Genusses spurlos vorübergehen, — würdig der Stadt, die ihr bewohnt, und deren Name durch Ihn in allen Landen geachtet ist, — und immer sei es euer Herz und seine geheimen Tiefen, wo sich die schönsten und herrlichsten Wirkungen dieses Jubeltages offenbaren!

V. Vermischte Reden.

1.

R e d e
bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau,

gehalten von

J. W. von Goethe,

den 24. Februar 1784 [1]).

Unser Publikum hat schon lange nichts mehr von seinem Lieblingsschriftsteller Goethe erhalten; aber er hat die Feder niedergelegt, um zu handeln. Ein Tausch, wobei das Ländchen, dessen Pfleger er ist, unendlich gewonnen hat. Ich schließe Ihnen hier einen Beleg bei, daß Goethe dermalen in andern Fächern eben das ist, was er sonst als dramatischer Dichter und Maler des menschlichen Herzens war. In demselben zeigt er sich von einer ganz neuen Seite, die dem Publikum diesen seinen alten Liebling höchst interessant machen muß. Er ist Chef des Bergbaues, und hielt als solcher folgende Rede, an welcher man das Warme und Herzliche und die damit innig verbundene Simplicität der Sprache, die Goethen schon immer als Schriftsteller auszeichnete, nicht mißkennen wird.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute jährlich diesen Tag. Sie zogen versammelt zum Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit, und eine Anzahl wohlgesinnter Männer hier versammelt, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat; ich danke einem jeden, der an unserer Freude auch nur entfernteren Antheil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst schon seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers gnädigsten Herrn bei dem Antritte seiner Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn, so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser sein Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

---

1) Siehe: Deutsches Museum. Erster Band. Januar 1785.

Wer die Uebel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff hat, die sich dessen Wiederaufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als neue Berge auf unser edles Flötz häuften, und es, wenn ich so sagen darf, in eine noch entferntere Tiefe drückten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande, erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie Viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder werde in Umtrieb setzen können. Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn, belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt, hätten die höchsten Herren Theilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäft nicht erleichtert, wären die Kunstverständigen, die wir um Rath gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke theilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht mit einander antreten.

Doch Glück auf! Wir eilen einem Platze zu, den sich unsere Vorfahren schon auserſehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an, und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten Rath. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheider Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flötze in einem tiefern Punkte beikommen; den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten in's Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheider Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werkes. Nunmehr aber, da wir jene ersoffenen, abgebaueten Tiefen den Wassern und der Finsterniß auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse unangetastete Reichthümer zu ernten hoffen können.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Reichthümern der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegenden Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren, und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glückauf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Muthe gleich, mit welchem wir dazu gehen. Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst recht fühlbar werden müssen. Ich bin von einem Jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also Niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildere nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir im Stande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Theils dieser Gegend, Vieles mit leichter Mühe zu wirken, daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten unsers Fürsten, unsre Nachbarn, ja einen großen Theil von Deutschland zu Beobachtern und Richtern unsrer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genug thun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt

hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerke eine ansehnliche Summe Geldes in unsre Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem aufzunehmenden Bergwerk nützen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, daß ein Jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein Jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu dessen Beförderung thun kann, und so wird es gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzt, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schätzen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau zu einem lebendigeren Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich Ilmenau wieder zu seinem alten Flor: so kann ein Jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern! Ja, möge uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen, und die Unsrigen dieses Segens genießen!

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet sind, nähern; vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefen verborgen, und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen, als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge!

Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen!

2.

Die Amtsjubelfeier eines verdienstvollen Staatsmannes.

Aus Dr. Georg Reinbecks Rhetorik [1]).

Es ist ein rührender und zugleich ein erhebender Anblick, den silbergelockten Greis, mit dem Lorbeer des Verdienstes geschmückt, in jugendlicher Kraft an dem Standpunkte zu sehen, von dem er auf ein langes thatenvolles Leben zurückblickt. Ihre Gegenwart, geehrter Jubelgreis, hier im Kreise Ihrer Freunde und Untergebenen an dem segensreichen Tage, an welchem Sie vor funfzig Jahren zuerst die Laufbahn betraten, in welcher Sie mit so vielem Ruhme bis hierher wandelten, und die noch lange für Sie nicht enden möge, gewährt uns diesen rührenden, diesen erhebenden Anblick, und erfüllt unsre gerührten Herzen mit den Gefühlen des innigsten Dankes gegen die Vorsehung, und der Ehrfurcht und Liebe gegen den Mann, der uns Vorgesetzter, Gehülfe, Freund und Vater ist.

---

1) Georg Reinbeck, geb. zu Berlin d. 11. Oktober 1766, Hofrath und Professor zu Stuttgart.

Wie beneidenswerth ist in diesem Augenblicke nicht mein Loos, da ich gewürdigt ward, der Dolmetscher dieser Gefühle zu sein.

Funfzig Jahre eines thätigen Lebens, oft das höchste Ziel des Menschenlebens überhaupt — schon der Gedanke, daß unter Tausenden nur sehr Wenige dies Ziel erreichen, macht den Tag dieser Feier zu einem seltnen merkwürdigen Tage. — Jeder sinnige Wandrer auf der Bahn des Lebens steht einige Augenblicke nachdenkend still, wenn ihm der zitternde Greis am wankenden Stabe begegnet, und ein unwillkürliches Gefühl von Ehrfurcht wird seine Brust erfüllen. Ein hohes Alter setzt viel physische Kraft voraus, und Kraft erweckt Ehrfurcht. Wie unendlich muß dies Gefühl aber gesteigert werden, wenn er nicht den zitternden Greis, nicht den wankenden Stab erblickt, sondern wenn nur die höhere Vollendung der Züge in der Vollkraft des Lebens von dem höheren Alter zeugen, wenn der Geist jugendlich die Silberlocken umschwebt, welche die Stirn beschatten, auf der milde Weisheit strahlt? O dann ist dieser Anblick nicht mehr rührend, er ist erhaben! — Wer verkennt dann den Werth eines thätigen Lebens, den Werth der Weisheit und Tugend? — Dann steht der Greis im Kreise seiner Freunde, umschlungen von den Banden, welche die Natur um ihn wand, und in denen ihm die süßesten Blüthen duften, umringt von Kindern und Enkeln, ein Bild der Menschheit selbst in ihrer Vollendung da, so wie Sie jetzt, ehrwürdiger Jubelgreis, in unsrer Mitte stehen. Dann fühlen wir, daß ein langes Leben Segen ist, und das ist es, wenn Verdienste es schmücken. — Wer nur für sich lebt, nur in dem engen Kreise, den seine frühesten Verhältnisse um ihn schlossen; wessen Brust nie der Gedanke dehnte, in einem unbeschränkteren Umfange zu wirken; wer sich nie als den Bürger eines Staates, als den Bürger einer Welt dachte: der verliert allein, wenn der Faden seines Lebens abreißt. Wer aber sein Ich zu klein findet, um sein ganzes Herz zu erfüllen; wer für Menschenwohl Gefühl hat und dafür zu wirken strebt; wer den Blick über die engen Gränzen seiner Heimath hinaus in das unbegränzte Gebiet der Menschheit wirft; wer kräftig eingreift, wo er sieht, daß seine Kraft Noth thut, und wem dann die Vorsehung vergönnt, ein halbes Jahrhundert hindurch zu wirken, dem ruft die Menschheit zu: Heil dir, du hast das Ziel errungen und bist des Kranzes werth!

Wem von uns schwebt dieser Zuruf nicht auf den Lippen in diesem feierlichen Augenblicke! Doch nicht blos unsern Lippen entströmt dies: Heil! Auch der erhabene Fürst, für welchen Treue und Liebe in Ihrem Busen schlägt, auch der Staat, der in Ihnen einen seiner thätigsten, seiner nützlichsten Diener verehrt; Jeder, der sie kennt und für den Eindruck der Tugend und Weisheit nicht unempfindlich ist, ruft mit uns Heil! Ihnen zu.

O wie wohl muß Ihrem redlichen Herzen dieser Augenblick thun! Alle heitern und alle trüben Stunden schweben jetzt Ihrer Seele noch einmal vorüber. Sie blicken zurück auf die Summe Ihres Wirkens: herrlich blüht Ihnen die Ernte, und alle Gefühle drängen sich zuletzt in die Thräne des Dankes, die Ihrer Wange entrollt. Für Sie ist dies ein Augenblick der Wonne, und er labt Sie und stärkt Sie zur ferneren Wanderschaft. Uns ist er es nicht minder; er erhebt unsre Herzen zu dem Gefühle: daß treue Erfüllung seiner Pflichten, verbunden mit Mäßigkeit und Redlichkeit, den herrlichsten Lohn bereite, den Lohn, als Greis einst ein Gegenstand der Bewunderung und Ehrfurcht zu sein, wie unsere Herzen sie jetzt Ihnen zollen. Wandeln Sie noch lange unter uns jugendlich heiter, uns Vorbild und Muster, und jedem Ihrer Tritte müssen des Lebens edelste Blüthen entgegenduften.

3.

Bei der Wiege eines einjährigen Knaben.

Aus Lafontaine's St. Julien [1]).

Da liegt der Held unseres Festes, meine schönen Zuhörerinnen und Zuhörer, und feiert seinen Geburtstag mit einem süßen Schlummer. Er bedarf seines eigenen Geburtstages nicht, um vergnügt zu sein; wir aber brauchen ihn, um die Freude an ihren Flügeln festzuhalten. Wenn ich das Kind betrachte und uns, so kommt es mir vor, als ob nur die Wiege der Thron der Freude, nur der Laufzaum und der Fallhut der Königsschmuck des menschlichen Glückes wären. Der Vater nimmt das Kind auf und legt es, um es ruhig zu erhalten, an den Busen der Mutter: das ist sein Lebenslauf. Und uns legen, wenn unsre Hoffnungen, unsre Freuden alle vergangen sind, nach tausend Sorgen, nach zehntausend Seufzern, unsre Kinder ebenfalls, damit wir endlich ruhig werden, an den Busen des Todes, in den Sarg, die zweite Wiege des Menschen, um die kein zärtliches Lied summt, die kein fröhliches Auge segnet. Nur rothgeweinte, thränenvolle Augen blicken auf die zweite Wiege; und der dumpfe Ton fallender Erdschollen ist das rauhe Lied, das über sie herabdonnert. Man legt den Menschen an die Brust der Mutter, dann an den Busen des Todes: das ist sein Lebenslauf. Was dazwischen liegt, ist nichts als ein unruhiger Traum; das Schwirren eines Nachtvogels zwischen Gräbern, das gegenstandlose Lächeln, der gegenstandlose Schmerz eines still Wahnsinnigen, das Hinfliegen eines Sonnenstrahls über Hügel und Gründe zwischen zwei schwarzen Wolken. — Sie lächeln! Und ist die Armseligkeit, die wir Leben nennen, mehr werth, als ein Lächeln? Dies Herz zernagen erst tausend Sorgen und dann im Sarge die Würmer. — Ja, Kleiner, ich wünsche Dir Glück zu Deinem Schlummer. Um Deine Seele her hat die Natur das Gehirn wie Wasser hingelegt. Das Glück und der Schmerz können beide ihre Züge nicht hineingraben; Deine klagende Stimme bezeichnet nicht Schmerz; es sind nur die prophetischen Töne Deiner künftigen Tage. Die Natur unterrichtet Dich schon im Weinen, ehe der Schmerz da ist. Weine nur, holdes Kind, weine nur! Ist denn das Leben der Menschen, ist denn diese Erde etwas Anderes, als eine Camera obscura? eine Trauerkammer? Alles schwarz und grauenvoll; die Wände sind mit der Trauerfarbe bedeckt: eine schwarze Gardine, ein Leichentuch umhüllt sie; nur durch eine enge Röhre fallen ein Paar Strahlen einer hellern Welt, der Ewigkeit, in das Trauergemach, doch nur Bilder dieser Strahlen, erst von einem Spiegel aufgefangen. Nur erst, wenn es in der optischen Kammer recht dunkel, wenn die Trauergardine recht eng zugezogen ist, sind die Farben hell. Ach, müssen wir Menschen denn nicht die Ahnungen der Ewigkeit, den Lichtstrahl aus einer andern Welt, mit Thränen, Trauer und schwarzem Kummer erkaufen? Muß nicht auch erst das Leichentuch des Unglücks um unsre Seele gehängt werden, ehe das tröstende Farbenspiel der Ewigkeit in ihr aufgeht? Armer, armer Knabe! Das Unglück wird auch Dein Leben mit seinem Leichentuche bedecken. Wie Deine Stimme jetzt prophetisch über künftiges Unglück weint, so wird Dein Herz einst in der Morgenröthe der Jugend prophetisch nach einer Freundschaft und Liebe schlagen, welche dieses Leben nicht kennt. Jede aufkeimende Blüthe eines bessern Daseins, die, von dem Feuer Deines jungen Herzes erwärmt, von den Thränen Deiner ahnenden Wehmuth begossen, aus Deiner Seele hervorsteigt, wird der scharfe Frost der Convenienz tödten. Drücke Deine heiße Brust nicht an eine andere. Die Zeit legt ihre kalte

---

1) August Lafontaine, aus Braunschweig, 1756—1831, starb als Prediger zu Halle.

Todtenhand dazwischen, und Deine oder die andere Brust erstarrt. Das kalte Grab ist wärmer als das Leben. Du wirst Dir Schwielen in die Hände, Wunden in das Herz rudern, und Niemand wird sie Dir verbinden, keine Thräne eines mitleidigen Auges einen Tropfen Kühlung in den heißen Schmerz hinabweinen. Und wenn auch ein thränenvolles Auge sich sanft an die Wunden Deines Herzens legt, so mußt Du Dein Auge abwenden von den lindernden Thränen, Dein Herz bedecken, Deine Wunden größer reißen, und fliehen, wo allein keine Thräne ist: in das Grab!

4.

Predigt bei einer Bauernhochzeit, aus dem Titan von Jean Paul Friedrich Richter [1]).

(Hier im Bade Herrenleis ist jetzt die allgemein gelobte Fürstin Candide, für welche man gern alle Tage etwas anstellte, geschweige an ihrem Geburtstage. — Diese schöne Fürstin nun und ihren Geburtstag hielt der gesammte Badadel für werth, daß er an demselben eine böheimische Bauernhochzeit ihr in bäurischen Verkleidungen vorspielte; ich erbot mich zum Hochzeitpater. - Die langweilige Scene wurde mit Ergebung und Applaus gar durchgespielt. — Damit nur was passirte, sagt' ich, ich wäre der Hochzeitredner und wünschte wol anzufangen. Ich stieg auf den cû de Candide (eine Gartenschaukel), sah, darin aufgestellt, an der um mich versammelten gelben, welken, gedunsenen, süffisanten, platten Vexirbauern-Massa fast ironisch hin und her, und sagte, so viel ich davon noch weiß, mit cynischer Badfreiheit dieses:)

Theure Dorfgemeine!

Ich will euch und das Brautpaar heute blos froh machen, und weise des Endes blos stärker auf die Vorzüge hin, die euer sonst verachteter Stand so sehr vor dem vornehmen voraus hat. Denn ihr schätzt sie nicht genug. Bedenkt ihr oft genug, ihr Kerngesunden, was ihr für Baummark unter eurer Rinde, und was ihr für Blüthen an euren Zweigen tragt? Seht euch Alle an und dann haltet euch in Gedanken einen Augenblick gegen die Großen in Städten und Baddörfern, die ihr etwa kennt — damit ihr den Unterschied merkt — ach, wie erbärmlich mürbe, rosenfarb, gelbblätterig sehen die Armen aus! Ich bete oft für sie. Mehrere haben sich, so wie sich Scharfrichter ehrlich richten, zur Tugend hinaufgesündigt, z. B. zur unwillkürlichen Enthaltsamkeit, da ihnen als Moralisten freiwillige lieber wäre; einige sterben den ganzen Tag und leben ein wenig im Schlafe; die meisten zerfahren.

Euch, ihr festen, unschuldigen Landleute und Böheimer, sind das freilich ganz andere böhmische Dörfer, als ihr bewohnt; euer gesundes Lebenslicht haben noch keine sanften Frühlingslüfte ausgeblasen oder schneller brennen lassen. Wie, ihr steht den herrlichen, kecken, freien, muskulösen, brustbreiten, eingewurzelten, augenfeurigen Wilden so nahe (nur seid ihr gebildeter) und wisset nicht, was ihr damit habt?

Hört, euch neidet der Vornehme; zuerst um eure Anlagen zur Sünde und dann zur Tugend. Er betrachtet eure starken Fäuste, womit ihr so leicht todt

---

1) Jean Paul Friedrich Richter aus Wunsiedel, geboren d. 21. März 1763, gestorben d. 24. November 1825.

machen könnt — so wie erschaffen — und erwägt dann sein Nichts. Ja, er beneidet das gesunde Thier wie euch und wünscht, das menschliche Steißbein, das nach den Anatomen das güldne ABC und der Ansatz zum thierischen Schweif ist, wäre weiter fortgesetzt. Wie Mönche bewohnen sie die fruchtbarsten Gegenden Europa's mit dem „Gedenke des Todes" auf der Brust. Ich sag' euch, so wie Vornehme in Frankreich die Rechtschreibung ihrer Werke gern vom Setzer und Corrector annehmen, so würden sie die moralische Orthographie ihres Lebens von ihrem Beichtvater und Leichenredner mit Vergnügen empfangen, wär's ihnen nur vorher vergönnt, ein recht unorthographisches zu führen.

Nicht einmal das Kleinere, eure Tugenden entrinnen dem Neide der Großen, gute Böheimer! Die armen Reichen und Vornehmen, die noch immer eine gewisse Passion für die Tugend nicht verlassen will und die vielmehr auf diese erpicht sind, wie Spinnen und Mäuse auf Musik, müssen sich aus Unvermögen auf's Anschauen dieser Grazie auf Bühnen, Bildern und romantischen Papieren einziehen; aber wie gern wären sie gleich euch im Besitz derselben, wenn sich's geben wollte! Ihr wisset kaum, was ihr habt, Zuhörer! — Kränklichkeit gebiert Furcht; aber diese, die sonst die Götter erschuf, vernichtet jetzt das Göttliche. Es ist entsetzlich bis zum Ekelhaften, wie weit ein Gemüthsschwächling sich an Andern nicht sowohl versündigen kann, als an sich, und es ist ordentlich jammerschade, daß er ein Ich hat; so sind auch Leute in physischer Ohnmacht wegen Lähmung der Schließmuskeln nicht in der besten Lage, sondern in ähnlicher. — Daher sagt und weht kein Mensch von einigem Stande mehr scharf Ja oder Nein, sondern er bläset (wie die Winde Nordostwind rc.) Janeinja oder Neinjanein; so wie auch einige deutsche Gelehrte anfangs sagen „Allerdings" — dann „Freilich" — dann „Indeß" — dann „Insofern" — dann „Wiewol" — dann „Demungeachtet" — endlich „Vielleicht." Daher sind die Großen so hart und kalt gegen eure Noth; denn Kranke sind es gegen Jede außerhalb ihres Bettes.

Seid indeß nicht unbillig gegen den Höheren; wenn ihr euern Rock auszöget, würdet ihr vielleicht nach dem Sprichwort als Bauern, die Edelleute geworden, am schärfsten scheeren. Ihr habt freilich mehr Geschmack für Essen, als für Künste und Poesieen; aber ihr übertrefft wieder den Adel an Adel und Zufriedenheit. Ihr seid keine Odmänner — Odelmänner — (meine heitere Stätte schaukelt zu sehr) — keine Athelinge — Odelinge [1]) — Stadtjunker — Gottesjunker [2]); aber Leute oder Litte — Gotteshausleute — Halbfreie — Dreiviertelfreie — Halbspänner — Kossäten — (das fatale Schaukeln!) — Ihr habt zwar nichts mit dem Edelmann gemein, als das Ackern mit dem polnischen; aber ihr seid doch keine Badgäste, sondern gesunde Badwirthe — Ihr seid, wenn nicht zu Rittern, doch zu Bauern geschlagen — Ihr lebt unter dem Scepter der schönsten Landesherrin und begeht heute ihren Geburtstag an einem Hochzeittage. Ihr seid (das bedenkt) arbeitsam, stark, jung, froh, keck, fest, feist —

Das Schwingen der Kanzel nöthigte mich, ohne Amen herauszuspringen. Man lachte und wurde um nichts besser; ich wußt' es vorher. Man dankte mir ich fragte nichts darnach.

---

1) Alte Worte für Edelmann.
2) Stadtjunker hießen sonst die Patricier, Gottesjunker die canonici.

5.

Trostworte an die wahren Deutschen

von Gentz[1]).

Ihr, die ihr im Schiffbruche der Zeit, von Tod und Trümmern umringt, aller Güter kostbarste und erste, einen freien, umfassenden Geist, ein treues, lebendiges Herz, den Sinn für die Heiligthümer der Menschheit, den Muth, ihnen alles zu opfern, und Glauben an die Zukunft gerettet, ihr ächte, feuerfeste, durch gemeine Trübsal unbesiegbare, in Geist und Wahrheit stets siegreiche Helden des Jahrhunderts, von der Menge verkannt, von aufgeblasenen Weltstürmern, die der Pöbel wie Götter verehrt, vielleicht zum Glück verachtet oder gehaßt, — vor allen aber Ihr, an die zunächst diese Worte sich richten, des Vaterlandes einsame Zierden, hochherzige, durch kein Unglück bezwungene, Eures Namens würdige Deutsche, — ermüdet, verzweifelt nur nicht! Der, welcher Euch auserkor, die Nachwelt mit der Gegenwart zu versöhnen, legte hartnäckige Kämpfe und furchtbare Prüfungen Euch auf. Wohin Ihr Eure Blicke nur wendet, seid Ihr von Bildern der Vernichtung und Einladungen zur Muthlosigkeit umringt — — —

Die Kräfte unserer großen Nation sind zerstreut, zerspalten, auf allen Seiten in mattfließende Bäche, oder in faule, stehende Sümpfe, oder in treulose Abzugskanäle geleitet, für jeden wahren Nationalzweck verloren. Alle Schutzwehren unsers Landes sind gefallen; unsre Gränzen, wenn es Gränzen noch gibt, da der Feind schon mitten unter uns ist, von jedem Vertheidigungsmittel entblößt; unsre blühendsten Städte und Provinzen werden täglich, wie herrenlose Waare, zerstückelt, zerschnitten, verkauft, vertauscht und wieder vertauscht, an Einheimische und Ausländer verschenkt; die wohlerworbenen Reichthümer verschwinden; die Gewerbe verkümmern und erlahmen; die Häfen und Märkte werden geschlossen. — Aber nicht blos der Körper des Reichs ist verstümmelt, gemißhandelt und geschändet; auch die Seele ist tödtlich verwundet. Umsonst sucht ihr in der Masse Eures Volks, umsonst an den Höfen, umsonst unter den Großen des Landes jenes wehmüthig erhebende Gefühl, jene tiefe, doch männliche Trauer, jenen kräftigen, hoffnungsvollen Schmerz, der rettende Entschlüsse verkündigt. Eure Klagen verhallen in die Luft; eure Schilderungen des allgemeinen Verderbens werden höchstens als müßige Spiele, als literärische Merkwürdigkeiten behandelt; da, wo es Euch noch allenfalls vergönnt ist, das Publikum in seinem Schlummer zu stören, glaubt man viel zu thun, wenn man Euch wie lästige Freunde, wie wohlmeinende Grillenfänger duldet; mit Unbehaglichkeit hören die Meisten, mit Bangigkeit sogar Bessere Euch an; und der Augenblick rückt sichtbar herbei, wo ein langes melancholisches Verstummen das Gesetz Eurer bürgerlichen Existenz und die harte, aber gebieterische Bedingung Eurer persönlichen Freiheit sein wird.

Dies alles, und mehr noch als dies, — denn wer bestimmt die Gränze des Uebels! werdet Ihr, nicht blos mit Standhaftigkeit und Gleichmuth, die auch Geringern als Ihr nicht versagt sind, sondern mit dem stolzen, begeisternden Bewußtsein unzerstörbarer Ueberlegenheit ertragen, wenn ihr groß und stark genug seid, Euch selbst nie untreu zu werden. So lange Ihr aufrecht steht, ist nichts ohne Hoffnung gefallen. Selbst das Grab eröffnet sich wieder, der Tod ist nur Scheintod gewesen, wenn die Lebenskraft im Herzen zurückblieb. Ob Ihr leben werdet, um Eurer Beharrlichkeit Lohn, um den öffentlichen Triumph Eurer Sache, um die Wiedergeburt aller Dinge zu feiern, hängt von unerforschlichen

---

1) Friedrich von Gentz, geboren den 8. September 1764 zu Breslau, gestorben als k. k. Hofrath in Wien d. 9. Junius 1832.

Rathschlüssen ab. Doch für Euch, wenn Ihr treu haltet am Guten, und für Eure künftigen Zöglinge und Erben, ist Leben und Siegen nur Eins. In Euch steigt das Scheinbargesunkene mit erneuerter Herrlichkeit wieder auf; in Euch ist das Scheinbarverlorne schon vollständig wiedergefunden; das Vaterland, das europäische Gemeinwesen, die Freiheit und Würde der Nationen, die Herrschaft des Rechtes und der Ordnung, aller vergangenen Jahrhunderte Werke, blühen fort in eurem Gemüth; dort, wo kein Verhängniß Euch erreichen, kein Tyrann Euch beikommen kann, befestigt und verjüngt sich wieder die Welt. Euer unmittelbarer Einfluß mag gehemmt, Euer Wirkungskreis mit engen Schranken umzogen, Eure Hand in Fesseln gelegt, Euer Mund gewaltsam verschlossen werden; dies Alles sind nur Außenwerke Eurer Macht. Euer fester, unerschütterlicher Sinn, die anerkannte Unwandelbarkeit Eurer Grundsätze, Eure immerwährende stille Protestation gegen alles, was frevelhafte Gewalt zu stiften oder zu rechtfertigen wähnt, die dem Feinde und dem Freunde gleich gegenwärtige, lebhafte Ueberzeugung, daß der Krieg zwischen der Ungerechtigkeit und Euch sich durch keine falschen Unterhandlungen schlichten, durch keine eingebildeten Waffenstillstände unterbrechen, durch keine treulosen Friedenstraktate beendigen läßt, die würdige, tapfere, stets aufrechte, stets gerüstete Stellung, in welcher Ihr Euern Zeitgenossen erscheint, — das sind Eure unvergänglichen Waffen. Eure bloße, isolirte Existenz ist ein beständiges Schreckbild für die Unterdrücker, und für die Bedrückten ein unversiegbarer Trost.

Vergeßt nie, daß da, wo Ihr Euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen ist, wodurch, früher oder später, Europa von der Knechtschaft erlöset, das Gesetzbuch der Willkür zerrissen, der hochmüthige Luftbau vergänglicher Uebermacht gestürzt, und ein neuer unsterblicher Bund zwischen Freiheit, Ordnung und Frieden für eine glücklichere Nachwelt gegründet werden muß. Nicht England, nicht Rußland vermögen es; als Bundesgenossen Beide erwünscht, als Gegengewichte oder Hülfsmächte unschätzbar; aber das eigentliche Werk der Befreiung muß auf deutschem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Deutschland gefallen; durch Deutschland muß es wieder emporsteigen. Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wilde, konvulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Uebergewicht oder Geschick hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die selbst verschuldete Wehrlosigkeit Deutschlands hat es gethan. Unser innerer unseliger Zwiespalt, die Zersplitterung unserer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unserer Fürsten, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes ächten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes — das sind die Eroberer, das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsre tödtlichen Feinde und die Feinde Europa's gewesen. Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unsere Familienfehden vergessen, wenn wir in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlicher Noth uns entschließen könnten, Deutsche zu sein, so trotzten wir jeglichem Sturme; so wurde nie eine Fußbreite deutschen Gebietes dem übermüthigen Fremden zum Raube; so fiel nicht ein einziges Glied, nein, auch nicht das geschiedenste und schwächste, von dem wohlgebaueten, lebenvollen Körper des europäischen Staatensystems ab; noch mehr, so ward uns der Ruhm, selbst das kranke, das tiefzerrüttete Frankreich zur wahren, lebendigen Genesung, — denn wer wird seinen heutigen Zustand, seine unnatürliche, aufgedunsene Korpulenz mit ächter Gesundheit verwechseln! — zu einer friedlichen, harmonischen Existenz, zur glücklichsten Selbstversöhnung zu führen: eine That, die in einem richtigen Sinne und mit wohlgewählten Werkzeugen vollbracht, die

gesellschaftliche Verfassung von Europa im Ganzen und in jedem ihrer Theile auf viele Jahrhunderte hinaus zugleich befestigt und vervollkommnet hätte — So viel vermochten wir, Brüder, und so viel haben wir sträflich verscherzt. Aber wenn aus diesem Abgrunde der Ohnmacht, worin wir heute unsre Vergehungen büßen, noch irgend etwas uns zu reißen vermag, so ist es immer nur derselbe Entschluß, wodurch wir früher ihm entgangen sein würden. Getrennt wurden wir niedergeworfen; nur vereinigt können wir uns wieder erheben. Diesen einzigen Rettungsweg zu betreten, ist jetzt freilich viel schwerer noch als sonst; aber so viel ist unumstößlich gewiß: sollen die Staatskräfte Deutschlands je Eins werden, so muß zuvor der Nationalwille Eins sein. Hier, unverzagte und großdenkende Deutsche, zerstreute, doch geistig versammelte, durch Gleichheit des Sinnes und der Bestrebungen verbundene, und rechtmäßig constituirte Repräsentanten der Nation, hier öffnet sich ein ruhmvolles Feld. Euch selbst nicht zu verlassen, war das erste; aber entzieht Euch auch dem Vaterlande nicht. Laßt, Jeder in seinem Kreise, aus welchem Standpunkte, durch welches Medium es auch sei, das Licht Eurer Weisheit, Eurer Kraft, Eures unerschütterten Gemeinsinnes leuchten; ruft, so weit als Eure Stimme noch reicht, die Trägen zu erneuerter Anstrengung, die Hoffnungslosen zum Muth, die Erstarrten ins Leben zurück. Sucht Frieden und Eintracht und wechselseitiges Vertrauen, und Harmonie der Ansichten und Wünsche, und Interesse am Schicksal eines Jeden, und Eifer für gemeinschaftliche Zwecke und Bereitwilligkeit, jeden abgesonderten Vortheil einer großen Nationalsache zu opfern, unter allen deutschen Völkerschaften zu stiften. Schließt keine von Euren Bemühungen aus, auch die nicht, die Ihr unwiederbringlich verloren, auch die nicht, die Ihr am Rande des Verderbens, durch Furcht und Schrecken betäubt, Eurer Wirksamkeit unzugänglich glaubt; auch die nicht, deren betrogene Regenten unsre schweren Wunden erweitert, den Feind in unsre Mauern geführt, und das Vaterland Preis gegeben haben. In dem Herzen des gesunkensten Deutschen regt sich immer noch etwas, das Euch versteht, das Euch Achtung und Beifall erzwingt; warum solltet Ihr solche nicht gewinnen, die, ohne eigentliche Lust an der Schande, nur durch treulose Rathschläge Anderer, aus Unwissenheit, aus Schwäche, oder aus Wankelmuth fielen? Fragt nie nach dem unmittelbaren Erfolge, noch nach dem Umfange des Guten, das ihr gewirkt habt, noch nach der Anzahl der Euch ergebenen Gemüther! Es bedarf nicht Vieler, um das Größte zu Stande zu bringen. Bedenkt, daß ein einziges Wort, in einer glückseligen Stunde gesprochen, Nationen vom Tode erwecken, das erloschene heilige Feuer in ganzen Geschlechtern wieder anzünden kann! Es ist unmöglich, daß ein Volk, wie das unsere, so sehr es auch gepeinigt und gekränkt, verlassen und verrathen werden mochte, so sehr es auch, durch höllische Blendwerke, oder durch Niederlagen und Unglück verwirrt, eine Zeitlang sich selbst vergessen haben konnte, nicht endlich vom schmählichsten Verfall, von der grausamsten Erniedrigung zurückkomme; unmöglich, daß so viel Geistesgewalt, so viel persönliche Superiorität, so viel vereinzelte, aber gediegene Kraft, solcher Reichthum natürlicher Talente und tiefdringender, vielseitiger Bildung, als wir in unserm Schooße vereinen, sich nicht, früh oder spät, in irgend einem Brennpunkt sammle, von dort aus das Ganze belebe, und alle eitlen Schranken durchbreche; unmöglich, daß aus diesem ehrwürdigen Stamme so mannigfaltiger Vortrefflichkeit und Hoheit, aus diesem Mutterlande europäischer Herrschaft, aus so vielen, durch ehemaligen Ruhm, durch große, bedeutungsvolle Namen, zur Fortpflanzung eines heiligen Erbtheils verpflichteten und geweihten Familien, aus so vielen von uraltem Glanze auch jetzt, auch in dieser Abenddämmerung aller Größe noch umstrahlten Fürstengeschlechtern, nicht endlich Ein vollständiger Held, ein Retter und Rächer hervorgehe, der die Thränen von allen Angesichtern abwische, der uns einsetze in unser ewiges Recht, und Deutschland und Eu-

ropa wieder aufbaue. Diesem Schutzgeiste, er erscheine, wann er wolle, entschlossene und brauchbare Werkzeuge, den unbefugten Regierern widerstrebende Unterthanen, den Tyrannen rechtschaffene Feinde, jeder wiederkehrenden rechtmäßigen Herrschaft ein gehorsames und williges Volk, den Altären gesetzlicher Ordnung und tugendhafter Freiheitsliebe und ächter, aus Gott geschöpfter Weisheit verständige und würdige Priester, und der Nachwelt, damit nicht ähnliches Verderben als das, welches uns überzog, noch einmal über die Menschheit hereinbreche, eine Pflanzschule von kraftvollen Gemüthern und rüstigen Vorfechtern zu erziehen: — das ist Euer großer Beruf.

6.

Hermann's Rede an die Verschworenen.

Aus „Hermann, der erste Befreier der Deutschen,"
von Steckling, Prenzlau 1816 [1]).

(Die Germanen waren von ihren Unterdrückern so eingeschreckt, daß Hermann seine widerrömische Gesinnung anfänglich nicht verlautbaren durfte, und er eröffnete sie deshalb nur wenigen Vertrauten. Da er hier indeß für sie empfänglichen Boden fand, theilte er sie mehren mit, und ward in seinen Anschlägen von dem Unmuth aller Besseren über eigene und gemeinsame Schmach und von der Neigung Aller zu gefahrvollen Unternehmungen begünstigt. Nachdem die Verschwörung sich allmälig von Mann zu Mann und von Mark zu Mark ausgebreitet und die meisten cheruskischen und viele benachbarten Häuptlinge insgeheim mit einander verbunden, beraumte man einen Tag zur Versammlung aller Verschwornen an. Um die Zeit des Vollmondes, die gewöhnliche für allgemeine Verhandlungen, kamen sie auf verborgenen Pfaden in einem entlegenen Waldthale zusammen, angethan mit ihren Waffen, erfüllt mit Haß gegen Rom und Begierde nach Freiheit. Wildes Gemurmel durchlief anfänglich den verworrenen Haufen, bis ein Priester im Namen der Gottheit Ruhe gebot. Da ordneten sich die bärtigen Männer ringsumher und standen an ihre großen Schilde und langen Spieße gelehnt, während der Priester auf einem rohen Felsenaltar opferte. Sodann trat Hermann mitten im Kreise auf eine errichtete Bühne und sprach:)

Endlich, ehrenfeste Fürsten und Krieger, seh ich euch wiederum in einer der feierlichen Versammlungen vereint, worin wir und unsere Väter hiebevor über das Gemeinwohl rathpflogen und deren wir seit etlichen Jahren ungewohnt geworden sind; ich sehe dieselbigen Häupter vor mir, welche mir seit meiner Kindheit ehrwürdig gewesen, dieselbigen Männer, auf deren Wort ich allemal wie auf das Wort heiliger Frauen gehorcht. Jedoch wie verändert erscheint ihr mir, ihr edlen Angesichter! Statt der kräftigen Freude, worin ihr dazumal strahltet, düstere Niedergeschlagenheit; statt des muthigen Trotzes, welcher euch dazumal beseelte, unruhige Wildheit. Ich sehe, wir sind nicht mehr, die wir waren; wir sind die Deutschen nicht mehr, deren Leben die Freiheit war; dieses ist die Sonne nicht mehr, die uns vormals beschien; der Mond ist an ihre Stelle getreten, und in die Schatten der Nacht haben wir uns geflüchtet, um Thaten zu verhehlen, welche wir ehedem des hellesten Sonnenblickes würdig glaubten.

---

1) Ludwig Steckling aus Prenzlau, geb. 1774, als Privatgelehrter zu Berlin 1842 gestorben.

Ja, was glaubten wir ehedem nicht! Wir meinten, einigen Verstand zu haben, um selber zu wissen, was uns dienlich sei; wir hielten die väterliche Einrichtung hoch, sich mitzutheilen bei Mahl und Gelag, wann die Freude die Lippen eröffnet, und Beschlüsse zu fassen bei nüchternem Muth, wann die Besonnenheit vorwaltet. Allein die Römer sagen, daß wir nichts verstehen, nichts wissen, daß wir und unsere Väter nur eine Gattung wilder, den Menschen nur außerhalb ähnlicher Thiere sind, und daß sie eben gekommen sind, uns zu belehren, zu bilden und zu Menschen zu machen.

Wir meinten ferner, einige Tugenden zu besitzen. Wir sahen das Feuer unserer Jünglinge mit Lust, und die Kraft unserer Männer mit Hochgefühl, und schmeichelten uns, es gebe kein Volk auf Erden, mit uns an Tapferkeit und Kriegsruhm vergleichbar. Allein die Römer haben uns besiegt und haben uns bewiesen, daß unser Ruhm Eitelkeit und unsre Tapferkeit eine Memme war, und daß sie allein Krieger und Helden genannt zu werden verdienen.

Wir meinten sogar, einiges Glück zu genießen. Wir freueten uns der Treue bei unsern Gattinnen, der Ehre bei unsern Landsleuten, der Gastmahle bei unsern Freunden und Fürsten; wir labten uns an den rieselnden Quellen und grünenden Höhen um unsere Wohnungen und frohlockten im Walde bei munterem Hörnerton und in der Halle bei göttlichem Thatengesang. Thörichter Wahn! Die Römer sagen uns, daß unser Geschmack und unsere Sitten barbarisch, daß die Tugend unserer Frauen lächerlich und daß unser gesammtes Leben nur ein Elend war. Nur sie wissen, was Glück und Genuß heißet; und sehet, sie wollen die Milde haben, uns gerade in den Schooß desselben zu führen. Darum ziehen sie uns vorher aus, was barbarisch ist; darum bemächtigen sie sich unserer Hütten und Burgen; darum theilen sie unsere Aecker, verführen unsere Weiber und Töchter, und würdigen uns bei unsern Völkern herab. Aber sie verleihen uns viel herrlichere Dinge dafür: diesen Ring, den ich am Finger trage, und diese Kette, die mir am Halse hängt, und das Vorrecht ein Römer zu heißen, und das Glück, für die Römer mein und der Meinigen Blut zu vergießen.

Oder dünket euch dieses Glück nicht allzu neideswerth? Ziehet ihr etwa die rohe Tugend und einfältige Zufriedenheit eurer Ahnen ihrer Sklaverei und Wollust vor? Scheint es euch etwa eine Anmaßung, euch fremde Glückseligkeit aufdringen und die eurige zerstören zu wollen? Ist euer Herz etwa von allen diesen Schmählichkeiten empört? Wohlan! so lasset es nicht bei eitlem Zorne und feigem Murren bewenden; ziehet das Schwert; zeiget den Römern, daß ihr noch Männer seid; rächet Väter und Vaterland, befreiet euch und eure Kinder von dem verhaßten Joche!

7.

Parentation über Anselmo.

Gehalten am ersten Weihnachtstage.

NB. nicht in der Kirche, sondern nur in dem Zimmer neben dem offenen Sarge, und war Niemand da als Andres.

Von Claudius.

Andres, hier liegt er! Aber er hört und sieht uns nicht mehr. Anselmo ist todt, unser lieber Anselmo! Wie ist dir zu Muthe, Andres?

Er pflegte, wie Du weißt, die Welt 'n Krankenhospital zu nennen, darin die Menschen bis zu ihrer Genesung verpflegt werden. Er ist nun genesen und hat

seinen Hospitalkittel ausgezogen. Und wir stehen neben dem Kittel und haben ihn nicht mehr, und finden so einen Anselmo nicht wieder. — Wie ist Dir zu Muth, Andres?

Er war so fromm und geduldig, und die Engel haben seine Seele gewiß grade in Abrahams Schooß getragen. — Sieh her, er sieht noch aus, als da er lebte, nur hat ihn der Tod blaß gemacht. Der Tod macht blaß, Andres.

Hast Du wohl eher eine Leiche in voller Verwesung gesehen? So lange noch die Gestalt da ist, dünkt's einen, als wäre der Freund noch nicht ganz verloren. Er wohnt zwar jenseit des Wassers, daß wir nicht zu ihm können; doch wohnt er noch da, und wir können doch seinen Schornstein rauchen sehen. Aber auch das darf nicht so bleiben, ehe es wieder vorwärts gehen kann, das hat Gott so geordnet. Anselmo muß ganz weg aus unsern Augen, muß Asche und Staub werden.

Ich bin so betrübt, Andres! Wollte Dich gern trösten, aber ich kann nicht. Lehne Dich an die Wand oder in eine Ecke und weine Dich satt, ich will mich hier hinsetzen und 'n Kopf wider den Sarg stützen. — — Es ist doch Alles eitel und vergänglich, Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod! — — Die Zeit wird kommen, Andres, wo sie uns auch in Leinen wickeln und in einen Sarg legen. Laß uns thun, lieber Junge, was wir dann gern möchten gethan haben und unser Vertrauen auf Gott setzen. — Und nun Abschied nehmen, Andres. Wir können ihm doch nichts mehr helfen.

Ich habe hier einen Blumenstrauß, den will ich ihm noch in den Sarg legen; schenk Du ihm Dein kleines Silberkreuz und leg's ihm auf die Brust. Und dann wollen wir Beide hintreten und ihn zu guter Letzt noch ein Mal ansehen.

Anselmo, lieber Anselmo, mit Deinen blassen gefalteten Händen schlafe wohl! Gott sei mit Dir! O Du lieber Herzensanselmo!! Gott sei mit Dir!! — Wir werden uns wiedersehen. — Und komm, Andres, und gutes Muths! Mußt nun recht gutes Muths sein. Unser Herr Christus ist auch heute geboren.

8.

Erithrama's

Rede aus „Dya-Na-Sore oder die Wanderer (von F. W. Meyern). Neue Auflage. Leipzig, 1800."

Wo entwickeln sich Nationen in höherer Kraft, wo erwacht jede Unruhe nach Thaten ohne Eigennutz, aus reinem Gefühle der Ehre, aus Trieben des Vaterlandes und aus stolzem Bewußtsein? Wann finden kühne Anschläge mehr Eingang, große Unternehmungen mehr Beifall? Zur Zeit der Ruhe, wo der behagliche Mensch aus den Armen des Vergnügens hinüberschlummert in die Vergessenheit seiner Kräfte, oder dann, wenn das allgemeine Beispiel, wenn Freundschaft und der Taumel, den jedes große Schauspiel erregt, uns Muße verächtlich und Theilnehmung an den Mühseligkeiten der Andern zur Sache des Herzens machen? — Sage nichts von den leidenden Aufopferungen der stillen, verborgenen Häuslichkeit. Sie sind groß für den, der sie vermag: aber ihr Maaßstab ist zu unbekannt und zu einzeln; sie verschwinden für die Menschheit, die nur an bekannten, sichtbaren Gefahren die Möglichkeit und das Dasein großer Selbstverläugnungen ermißt. Wo konnten Ideale übermenschlicher Tugend, Helden der Vorzeit und bewunderte Geister sich sichtbarer entwickeln als

in der Nähe des Todes, wo die kleinmüthige Liebe des Lebens verstummte und die kämpfende Seele Quellen in sich fand, die keine Ruhe ihr gezeigt hätte? Der Große ist überall groß: aber selbst der Große wird größer; und der gewöhnlichere Mensch braucht Zeiten, an denen sein Geist sich erhöht. Er schläft über seinen Kräften, und kennet seinen eigenen Reichthum nicht. Noth muß ihn lehren, daß er Verstand, Gefahr, daß er Tugend hat. — Krieg ist Wachen, Friede ist Schlaf. Wohl dem Volke, das zwischen beiden wandelt, verlorne Kräfte durch das Eine erneut, schlafende durch das Andere erweckt! — Nur der es gefühlt hat, mag sagen, was es ist, wenn unter Tod und Leichen jenes erhabene, alles übertreffende Gefühl einer tief erschütternden Anstrengung uns umgibt, und der Gedanke der edelsten Aufopferung weit über menschlichen Bekümmernissen Zufriedenheit des Herzens in Thaten und Schrecknissen zeigt. — O Tod für Vaterland und Recht, großer Vorzug des Menschen, der in seinem Herzen die Kräfte, in seinem Schicksale das Glück findet, am Arm der Ehre dir zuzueilen! Des Lebens Werth liegt ja so oft nur in der Art seines Verlustes. Man stirbt — unsterblich werden wir nur im Tode. — Unsre Thaten sind unser Eigenthum; aber daß sie über unser Grab hinaus sich bezeichnen zur Bildung späterer Geschlechter, daß die Thaten von Jahrhunderten sich sammeln, um den Charakter des Volkes zu adeln, das ists, was auch den Tod in fortdauernder Zukunft zur Wohlthat macht. Und wenn in dieser Lehre Betrug ist, wo ist noch Wahrheit? Was ist das Glück eurer Ruhe, eure erkünstelten Freuden, eure Liebe, euer Genuß im Stillen, wo jeder Augenblick das Grab seines Vorgängers wird, und das Andenken nicht so viel davon bringt, als zur Beruhigung schlimmerer Zeit gehört, wenn jedes Uebel euch schreckt, und jede Furcht dreifach größer für euch wird? Schein um Schein, Traum um Traum! Doch ist edler, menschlicher, erhabner der, der die Seele zur Anstrengung erhebt, der all ihr Vermögen weckt, der, losgerissen von Enghеit und Selbstheit, nur in Andern fühlen, nur auf fremder Glückseligkeit Beruhigung suchen lehrt. Freilich so ganz Ursache zum Stolz habt ihr nicht immer, ihr Söhne des Ruhms. Die Schar, die euch jubelt, sieht in euch höchstens eine Art besonderer Gaukler. Sie gaffen euch nach, aber von Nutzen ist selten die Rede. — Stille Ruhe, süßes Behagen auf der andern Seite ist löblich, aber nur dann, wenn der thätig ermüdete Geist mit sanftem Wohlgefallen von seiner Höhe herabsteigt, und in leisem Nachdenken dem Gefühle seines geprüften Vermögens nachhängt — dann empfindet und nahet er dem Werthe seines Daseins im Glücke der Mindern.

Nicht Alle können gleiche Wege gehen. Groß sein heißt von Zehntausenden ausgesondert sein an That, Kraft, Willen und Veranlassung. Zehntausende finden Gemächlichkeit, wo Eine Heldenseele sich noch in viel zu engem Raume fühlt: aber sie nehmen Theil, sie werden entflammt von seinem höheren Feuer, sie sind bestimmt, seine Hoffnungen zu erfüllen, und zum Stoff seiner Schöpfung. Dafür entschädigte sie auch die Natur durch unerschöpfliche Fülle im Genuß ihrer Freuden, indeß er rastlos wie ein Bezeichneter Gottes mit dem Fluch seiner Größe ringt. S i e sind nothwendig, aber auch E r ists. Ihm gab die Vorsehung jene Unruhe, jene Unzufriedenheit, jene so oft verlachte und doch so edle Spannung nach Dingen, bei denen das Herz aus der Einbildungskraft schöpft, nach Bildern der Ehre, die im entfernten Beifall den Lohn gegenwärtiger Mühseligkeiten sucht, um durch ein nie erreichtes Ziel Menschen für das Geheimniß ihrer endlosen Kräfte zu wecken. Darum legte sie das Selbstgefühl edler Würde, die Lichtferne hoher Folgen, das nie unterdrückte Sehnen zu wirken, auch über dieses Dasein hinaus, in einzelne Wesen, um durch die Reize des schönsten Bewußtseins, durch erhabene Neigung, und ein Bedürfniß, das Jahrhunderte an Jahrhunderte knüpft, P f l i c h t e n zur süßen G e w o h n h e i t des Herzens zu machen, und den hohen Charakter der Menschheit in einzelnen Vor-

bildern zu gründen. Nur der Mann, der für andre lebt, wandelt zur Kraft seiner selbst. Ihm nur erscheint die Schöpfung in ihrem Strahlengewande. Ihm folgt der Ruhm. Dank ist sein Schmuck. Menschen wandeln nach seinem Bilde. An seinem Grabe weint der Jüngling und erstarkt. Es ist ein großes Erbe, auch im Tode nicht vergessen sein. — Freilich entgeht Jünglingen so der friedlichstille Gleichsinn beschränkter Gemüther. Stürme umgeben ihre Bahn. Abgründe öffnen sich. Ruhe und Glück werden nur Täuschung entfernter Gestalten. Freilich liegt im rastlosen Streben höherer Art ewiger Mangel, der von That zu That das Vergangene als Nichts, und nur die Zukunft als Etwas erscheinen läßt. Aber eben darum, ihr Völker, verdienen sie euren endlosen Dank. Was ist der Name entfernter Jahrhunderte für ein Leben, das unter Sorge und Gram bei der Glückseligkeit von Tausenden arm, und theillos beim Anblick selbst erschaffner Wonne blieb? Was ist das vorübergehende Entzücken, jene augenblickliche Ruhe, die das Gelingen hervorbringt für den, der am Gesetze der unerreichbarsten Größe, deren Menschen fähig sind, seinen Richterspruch sucht? Der Nachhall des Zurufs, ein Lob, das so selten ins Innere dringt, ist ihm mehr Beschämung als Freude. Hoffnungen winken. Von neuem beginnt er seinen Lauf, der Sonne vergleichbar, die in eigener Gluth die Wohlthät ihrer Strahlen mittheilt, aber nicht empfindet. Und doch drei Mal selig ist der Mann, der schlaflos in seinen Nächten vor dem Bilde eines Unsterblichen weilt, der sich treibt und eifert, und dem Ideale fremder Größe fern zu sein trauert, weil es, wie Feuer der Nacht, in eben dem Grade sich entfernt, als er ihm nahe zu kommen eilt. Er fühlt nicht, daß er dem Bilde seines Herzens, dem Abglanz seiner eignen Vortrefflichkeit folge. In eigner Größe sich unbekannt, den Blick auf fremde Thaten gerichtet, bleibt er der Fremdling seiner selbst, ein Opfer seiner Hoffnungen und ein Märtyrer der Menschheit. Nur Wachsthum eigener Kräfte ist sein unberechneter, aber desto sichrerer Gewinn. Gefällt euch seine Bahn, so wählt! Oder wählt den ruhigen Schäfer, der über den Tod hinaus keine Entwürfe hegt, der hier sich genießt. Friedlich wandelt er am Bache des stillen Thales. In der leisen Wiederkehr beschränkter Gefühle umgibt ihn das Leben. Süß ist das Glück seiner Ruhe. Mit leichter Arbeit wechseln Freuden. Seine Leiden sind die stille Thräne eines kleinen Verlustes; die Furcht, der Schmerz nur ein neuer Gewinn an erkannterem Genusse des Daseins; Vergangenheit ist ihm ein schöner Traum, die Zukunft ein heiterer Glaube. Was er verlangt, umgibt ihn; was er sein könnte, forscht er nicht. Ihn empört nicht das hülflose Volk, das unter der Geißel der Gesetze ringt. Ihn beunruhigt kein Gedanke der Rettung, keine Entehrung der Zeit. Sinkende Größe ist ihm ein Spott, und ungewöhnliche Thaten ein Mährchen. Er war, er schwindet. — Der andere schaut mit Unruhe zurück. Sein Weg ist bezeichnet: nichts ward ihm ohne Kampf. Seine flammende Seele durchläuft alle Akkorde des Unmuthes und der Freude. Er hat das Leben nie ängstlich geliebt; aber er machte es zum Preis, für den er Unsterblichkeit kaufte. Er kennt es in seinem Werthe. Unter Stürmen erweitert im Bewußtsein seiner Thaten, tritt er empor, Licht in der Finsterniß oder im Lichte seines Jahrhunderts. Von der Zuversicht besserer Menschen umstrahlt, bekriegt er die Vergifter des Daseins, und siegt in der Tugend entfernter Geschlechter. Er hat gelebt. Seine Thränen sind vorüber. Zwischen den Säulen der Schöpfung steht sein Andenken im Gefilde der Zeit, wenn er Jahrhunderten zum Ziele, der Menschheit zur Ehre, das Land des besseren Daseins betritt, wo das Gefühl einer in allen ihren Kräften entwickelten Seele ihn zu höherem Entzücken leitet, als kein Besitz der Ruhe in diesem Leben versprechen kann.

Kinder, tief steht der Mensch unter seinem Ziele, tief ist er gesunken, Gefahren umgeben die Menschheit. Entsagt der Ruhe! Seid Männer! Am Bilde der Edlen fließ' eure Thräne! An ihren Denkmalen umfasse euch die Zukunft!

Unruhe umgebe euer Herz! Sie ist die Weihe, die die Natur nur ihren Günstlingen gab. Groß ist der Dichter, der Weise, der Held, groß der Erfinder, jeder, der in außerordentlichen Dingen die Zuversicht seiner Wirksamkeit sucht; aber größer als alle der Mann, der aus anerkannter Bestimmung dem Verderben entgegen tritt, und mit dauerndem Muthe die Wahrheit aus ihren Trümmern emporruft, groß nicht so sehr durch den Erfolg seiner Thaten als durch die Kraft, die jedes erhöhtere Wollen voraussetzt.

9.

Rede bei der Proselytentaufe eines Jünglings und einer Jungfrau,

von dem Superintendenten Phil. Wilh. Wolf zu Zossen, gehalten 1812 [1]).

Erleuchte, belebe, heilige, Vater, diese deine Kinder in dieser Stunde. Erleuchte, belebe und heilige sie durch diese Stunde für das Leben! Der du willst, daß allen Menschen geholfen werde, hilf ihnen, himmlischer Erbarmer, zur Wahrheit, zur Heiligung, zum innern seligen Frieden!

Theure Anwesende! Es ist ein gemeinschaftliches Gefühl der Theilnahme, der Rührung und Andacht, das in uns allen in diesen Augenblicken lebt. Einigen unter uns sind diese beiden hier aufgetretenen jungen Leute, welche die Weihe zum Christenthum begehren, nur wenig bekannt; aber jedes fühlende und christlichgesinnte Herz nimmt, auch ohne sie näher zu kennen, an dem Schritte, den sie thun, einen innigen Antheil, und wünschet, daß er zu ihrem wahren Heile gereichen möge. Manche aber in dieser Versammlung kennen diese beiden Geschwister von Kindheit auf; mit einer Theilnehmung gegen sie, mit einer Hoffnung zu ihnen, wie sie nur in den innigsten und zartesten Verbindungen des Lebens statt finden können, sehen sie jetzt auf dieselben hin, und wünschen und beten, daß das Christenthum, zu welchem sie übergehen, ihnen zur Führung eines reinen unsträflichen Lebens und zum innern Frieden im Leben und Sterben möge beförderlich sein. Ich, der ich sie weihen soll zum christlichen Glauben und Leben, der ich sie gekannt habe von ihrer zartesten Kindheit an, und der ich sagen darf, daß ich von Herzen und aus innigster Ueberzeugung das Christenthum predige, stehe vor ihnen voll Freude und Liebe und Hoffnung, durch welche sich indessen eine gewisse Wehmuth hindurchzieht bei dem Gedanken an die Versuchungen, die ihnen bevorstehen, und an die Möglichkeit, daß sie einst ihren heiligen Gelübden untreu werden, und die Lehre, die sie von nun an bekennen, durch ihre Gesinnungen und Thaten verläugnen möchten.

Theure Kinder! Ihr habt mich an eurem Geburtsort in meiner dortigen Wirksamkeit zuweilen junge Leute confirmiren gehört, und ich glaube vernommen zu haben, daß ich schon damals eine innigere Achtung für die Lehren und Einrichtungen des Christenthums, ein Bedauern, daß ihr daran nicht Theil nehmen konntet, und eine Sehnsucht nach den Erweckungen dieser heiligen Religion in euch geregt habe. Die Jahre der Reife eurer Ueberlegung sind seitdem herbeigetreten, ihr seid zur Selbstbesinnung über euch gekommen. Ihr sahet, wie ihr mir selbst gestanden habet, ein, in welcher peinlichen Lage ihr in Ansehung des

---

1) Aus dessen „Predigten, Homilien und Anreden. Zweiter Band. Berlin, 1816."

edelsten Bedürfnisses unsrer Natur, des Bedürfnisses der Religion, euch befandet. Denn der Religion eurer Väter gehörtet ihr nur dem Namen nach an. Den Lehren und Satzungen derselben huldigtet ihr so wenig, daß ihr sie kaum einmal kanntet. Ihr fandet, wo nicht ganz ohne Religion, doch ohne etwas Bestimmtes, Festes, woran ihr euren Glauben anschlösset, da. Und es gereicht euren Herzen zur Ehre, daß diese Lage euch unerträglich war. Ihr entschlosset euch, Mitglieder der Kirche Jesu zu werden. Eure würdigen Eltern erlaubten euren Uebertritt; euer Zutrauen erkor mich, ihn zu leiten. In dieser Stunde soll er erfolgen. Möge diese Stunde im Himmel angeschrieben werden! Möge, wenn einst die Blume eurer Jugend verwelkt ist, wenn die Bahn eures Lebens ihrem Ende sich zuneigt, wenn auf euren Stirnen, die ich jetzt mit dem Wasser der heiligsten Weihe benetzen soll, der Schweiß des letzten Kampfes steht, der auf dieser Erde vollbracht wird, möge dann noch die Erinnerung an diese Stunde und deren Folgen für euer Leben in euch Trost, Ruhe und Seligkeit wirken!

Meine Kinder! das Bedürfniß der Religion liegt tief in der Menschenbrust. Unter mannigfaltigen Formen und Gestalten hat diese Religion sich von jeher in der Welt dargestellt. Eine der ältesten und ehrwürdigsten dieser Formen ist die, in welcher ihr geboren seid. Aber das Judenthum war nur eine Religion für eine gewisse Zeit und für ein gewisses Volk. Es war ein Tempel, der weder für das ganze Menschengeschlecht noch für die Ewigkeit gebaut war. Aus dem Volke aber, dem diese Religion eigen war, stammte eine hohe himmlische Seele, Jesus, der Hochgelobte, dessen Geburtsfest ihr in diesen Tagen hier mit mir begangen habt. Wenn es an diesem Feste unser Stolz war, uns mit Jesu Christo verwandt zu fühlen: so konntet ihr euch des Gedankens erfreuen, als Abkömmlinge des Volkes seine noch näheren Blutsverwandten zu sein. Dieser Jesus, den ich euch für euer ganzes Leben recht theuer und heilig zu machen bestrebt gewesen bin, wollte gründen und hat gegründet eine heilige Kirche, in welcher gepredigt wird eine reine, lautere Religion, ausreichend und anwendbar für alle Menschen zu allen Zeiten unter allen Völkern. Diese Kirche Jesu, die unter den Stürmen der Verfolgung, unter dem Wechsel der Jahrhunderte, unter dem Schwanken der irdischen Reiche sich aufrecht erhalten; diese Religion, die schon so vielen Tausenden Licht, Kraft und Trost geschenkt hat; die ist es, zu der ihr jetzt übertreten wollet.

So viel ich irgend habe erfahren können, seid ihr von Niemand zu diesem Schritte überredet. Ihr habt mir versichert, daß es die reine, innere Ueberzeugung sei, die euch in die Arme des christlichen Glaubens und an die Stufen unserer Altäre führe. So bitte und ermahne ich euch nun: Seid Christen mit ganzer Seele und in der vollesten Bedeutung des Wortes; und wenn ihr es nicht von ganzem Herzen sein könnt, so werdet es lieber gar nicht. Noch ist es Zeit, zurück zu treten.

Ich habe, als ich euch mit der Lehrart Jesu bekannt machte, euch einige seiner Parabeln, und den tiefen Sinn, der in ihnen liegt, entwickelt. Eine habe ich übergangen, um sie euch mitzutheilen in dieser heiligen Stunde. Sie ist sehr kurz; aber wie lehrreich, wie anwendbar für euch! Der Herr erzählt Matth. 21, 28. „Es hatte ein Mann zween Söhne. Er sprach zu dem ersten: Mein Sohn, gehe hin und arbeite in meinem Weinberge. Er antwortete: Ich will es nicht thun; darnach reuete es ihn, und ging hin. Und er ging zum andern, und sprach gleich also. Er antwortete aber und sprach: Herr, ja, und ging nicht hin." Der Erlöser fragt, welcher von beiden der bessere, dem Vater gehorsamere gewesen sei? Die Frage beantwortet sich von selbst. Unfehlbar der erste.

Von euch, zu euch spricht die Erzählung. Ihr habet bisher dem ersten Sohne geglichen; werdet um Gottes willen nicht etwa in der Folge ähnlich dem anderen. Das ist der ganze Inhalt meiner Ermahnungen an euch.

Ihr hattet euch bisher weder für Arbeiter noch auch für Reben in dem

großen Weinberge des Christenthumes erklärt. Eurem äußeren Bekenntnisse nach hattet ihr mit dieser Religion und ihren Ansprüchen nichts zu schaffen. Und doch glaube, hoffe ich euch das Zeugniß geben zu können, daß ihr einen christlichen Wandel geführt habt. Du, mein Sohn, hast dich bei denen, die dich beobachten können, in dem schönen Vertrauen bisher erhalten, daß du ein keuscher, schamhafter, von dem Gifte der Wollust unentweihter Mensch seist. Wenn dir in diesen feierlichen Augenblicken dein Gewissen bezeuget, daß du dieses Vertrauen verdienest; wenn vielleicht der rege Sinn für die Natur, der von zarter Kindheit auf in dir gelebt, und der dir nun auch deinen Beruf angewiesen hat, dich den großen Herrn der Natur in seinen Werken hat fühlen und finden lassen — Wenn du, meine Tochter, wie ich so gern glaube, in der Tiefe deines Herzens das reine unschuldvolle Wesen bist, wie in deinen Sitten; wenn die Thränen, die ich bei Gesprächen von Gott und unsern heiligen Pflichten in deinen Augen zittern sah, Ausbrüche keiner flüchtigen, sondern einer tieferen und dauernderen Rührung gewesen sind — Wenn ihr beide die theilnehmenden, menschenfreundlichen, für höhere Gedanken und Bestrebungen offenen Seelen wirklich seid, als welche ich euch glaube kennen gelernt zu haben: — Sehet, theure Kinder, dann leistete, wie bei dem Sohne im Gleichniß, euer Wandel mehr, als euer Bekenntniß versprach; ihr lebtet christlich, und übtet christliche Tugenden aus, ohne auf den Namen der Christen Anspruch zu machen.

Ach, wenn ihr nun in der Folge nach eurem Uebertritte zum Christenthum euch verwickeltet in die Lüste des Lebens, nachgebet den Lockungen der Welt, welche, je mehr ihr euch in ihr umsehet, desto zudringlicher werden mögen; wenn ihr untreu würdet dem heiligen Gebote des Reinsten und Heiligsten, zu dem ihr euch von nun an bekennet. Sehet, dann glichet ihr dem zweiten Sohne im Gleichniß; dann wäret ihr Christen dem Namen und doch nicht dem Herzen nach; ihr hättet mit dem Munde versprochen: ich will in dem Weinberge meines Herrn dienen und zöget euch doch von demselben zurück. Dann würdet ihr früher oder später mit Scham und Reue, und ich mit dem bitteren Gefühl einer vereitelten schönen Hoffnung auf diese Stunde zurücksehen. Weichet nicht, bleibet fest und unbeweglich im Guten und wachset darin immer mehr, meine Kinder. Behütet euer Herz mit allem Fleiß, denn daraus fließet das Leben.

Das Bekenntniß, worauf ihr getauft werden sollet, ist das Bekenntniß des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

An den heiligen Vater der Menschen, an den erbarmenden Gott, der sich an unserm ganzen Geschlechte, an jedem Einzelnen, und namentlich auch an euch von eurer Kindheit an durch Gnade verherrlicht hat, habet ihr schon von Kindheit auf geglaubt. Gelobet ihm heute in den Tiefen eurer Herzen Gehorsam, Liebe und Treue auf Lebenslang!

An den Wohlthaten des göttlichen Sohnes, Jesu Christi, nahmet ihr bisher ohne ihn zu bekennen, ja ohne ihn auch nur ganz zu kennen, schon Antheil, Ihr wurdet unter Christen, zum Theil durch Christen, umgeben von christlichen Anstalten und Lehrmitteln, unterwiesen und erzogen, und die ganze Bildung, die euch zu Theil ward, war eine christliche Bildung. Ihr wollet heute Jesum laut als euren Herrn und Wohlthäter bekennen. Wählet ihn für euer ganzes Leben zu euerm Freunde, zu euerm Lehrer, zu euerm Vorbilde!

Der Geist Gottes, der Geist der Heiligung, hat bisher schon in euch gewirket. Was ihr Gutes seid, seid ihr durch seinen milden Einfluß. Oeffnet ihm immer mehr, weihet ihm ganz eure Herzen, und bezeuget durch ein reines, stilles, thätiges, heiliges Leben, daß er euch beseele!

Du, mein Sohn, hast dich einem Berufe gewidmet, in welchem es dir an Ermunterung nicht fehlen wird, den unsichtbaren Gott in seinen sichtbaren Werken wahrzunehmen, im großen Tempel seiner Schöpfung ihn anzubeten, und

auf ihn, von dem das Gelingen menschlicher Bemühungen kommt, dein Vertrauen zu setzen. Nimm sie wahr, diese Ermunterungen! Hüte dich vor der Wollust, die Leib und Seele entweiht und zerstört; vor der Ausgelassenheit und dem unweisen Gebrauch des Vergnügens; vor der übertriebenen Liebe zum Gewinn und vor der schlaffen Unordnung im Leben, in den Geschäften, in den Ausgaben, in den Gedanken und Neigungen der Seele. Nimm immer mehr an nützlichen Kenntnissen zu. Vor allem sei ein Freund Gottes und der Menschen und ein treuer Verehrer und Nachfolger Jesu.

Dir, meine Tochter, hat der Ewigliebende durch die Fügungen seiner Vorsehung die Gnade erwiesen, dich früh gegen so manche Verirrungen des Verstandes und Herzens in Schutz zu nehmen, durch welche täglich zahlreiche deiner Mitschwestern so elend werden. Sei weise, meine Tochter, sei ferner eine edle und sittsame Jungfrau, sei rein im Herzen und in den Sitten, und mache dich so vor Gott und Menschen des Glückes würdig, einst eine glückliche und beglückende Gattin eines edeln und guten Mannes zu werden. — Bei solchen Bestrebungen ruhe auf euch beiden die Gnade des himmlischen Vaters, der Beifall Jesu Christi und die hohe Freudigkeit im Leben und Leiden und Sterben, die Gottes heiliger Geist in frommen Herzen wirkt!

Der du das demuthvolle, doch freudige Ja, das laute feierliche Bekenntniß dieser beiden jungen Leute gehört hast, Allgegenwärtiger, Allgnädiger, befestige, heilige, Vater, das Band, welches jetzo zwischen deinem Hochgelobten und diesen jungen Wesen geknüpft wird. Sie kommen vor dein Angesicht mit Danken für alle Gnade, womit du ihre bisherige Jugend geschmückt hast, und besonders für die beseligende Wohlthat, daß du sie dem Lichte deines Sohnes zugeführt hast. So laß sie denn, Vater, ihr kurzes Leben auf Erden, eingedenk ihres hohen Berufes, ihres heutigen Versprechens, laß es sie zu ihrer Seligkeit leben. Steh ihnen bei gegen die Lockungen der Welt und gegen die Versuchungen ihres eigenen schwachen Herzens. Steh ihnen bei, wenn der Kampf der Tugend ihnen schwer wird. Steh ihnen bei, wenn du einst durch Leiden ihnen Prüfungen zuschickst! Wenn sie (o möchten sie es recht oft und recht gern!) — wenn sie aus voller vertrauender Seele zu dir beten, dann laß ihr Gebet an dein Vaterherz dringen und Kräfte der bessern Welt in ihnen wirken. Wenn sie das Abendmahl deines heiligen Sohnes begehen, dann wollest du sie mit neuer Tugendkraft und Hoffnung des ewigen Lebens, mit neuer Liebe zu Jesu und Freude, ihm anzugehören, durchdringen. Laß, wenn sie vor dir wandeln und fromm sind, sie es merken und wissen, daß du mit Huld auf sie herabsiehst. Ach, daß sie nur nicht sicher werden, nicht zu früh und nur zu sehr auf ihre Tugend vertrauen, nicht vergessen, sich vorwärts, dem hohen, dem heiligen Ziele entgegen zu strecken. Und wenn einst ihr letzter Augenblick naht, dann glaube, dann wisse es der dir verwandte Geist, daß er sich hinaufschwingt zu dir und zu der Gemeinschaft mit dem, welchem sie jetzt feierlich gehuldigt haben, zur innigen schauenden Gemeinschaft mit deinem Jesu, welchem nebst dir und dem heiligen Geiste von ihnen und deiner ganzen Gemeine sei Ehre in Ewigkeit! Amen.

10.

Eulenbeck's Rede bei einem Weingelage.

Aus Tieck's Novelle: die Gemälde [1]).

Nichts in der Welt wird so mißverstanden, Freunde, als der scheinbar einfache Actus, den die Menschen so obenhin trinken nennen, und keine Gabe wird so verkannt, so wenig gewürdiget als der Wein. Könnt' ich wünschen, der Welt einmal nützlich zu werden, so möcht' ich eine aufgeklärte Regierung dahin bewegen, einen eignen Lehrstuhl zu errichten, von wo herab ich die unwissende Menschheit über die trefflichen Eigenschaften des Weines unterrichtete. Wer trinkt nicht gern? Es gibt nur wenige Unglückselige, die das mit Wahrheit von sich versichern können. Aber es ist ein Erbarmen, anzusehen, wie sie trinken, ohne alle Applikation, ohne Styl, Schatten und Licht, so daß sich kaum die Spur einer Schule findet; höchstens Kolorit, was die Uebermüthigen dann auch gleich sich und der Welt auf die Nase binden und zur Schau aushängen. Und wie muß man es eigentlich anfangen?

Anfangs muß man durch stille Demuth und einfachen Glauben, wie in allen Künsten, den Grund legen. Nur ja keine vorzeitige Kritik, kein spürendes naseweises Schnüffeln, sondern ein edles, vertrauenvolles Dahingeben. Kommt der Schüler weiter, nun so mag er auch unterscheiden; und trifft der Wein nur Lehrbegier und Sitteneinfalt, so unterrichtet auch sein Geist von innen heraus, und weckt mit dem Enthusiasmus zugleich das Verständniß. Nur nicht die Uebung, als das Hauptsächlichste, hintangesetzt, keine leere Schwärmerei; denn nur die That macht den Meister.

Wäre das Trinken keine Kunst und Wissenschaft, so dürfte es auch nur einerlei Getränk auf Erden geben, sowie das unschuldige Wasser schon diese Rolle spielt. Aber der Geist der Natur versenkt sich auf lieblich anmuthige Weise wechselnd und spielend hier und dort in die Rebe, und läßt sich im wundersamen Ringen keltern und verklären, um über den magischen Weg der Zunge in unser Inneres zu steigen, und dort aus altem Chaos alle glänzenden Kräfte aus Betäubung und Schlummer aufzuwecken. Seht, da geht der Säufer! O meine Freunde, so schalten und spotteten auch diejenigen, die die Eleusinische Weihe nicht empfangen hatten. Mit dieser goldnen und purpurnen Fluth ergießt sich und breitet sich in uns ein Meer von Wohllaut aus, und dem aufgehenden Morgenroth erklingt das alte Memnonsbild, das bis dahin stumm in dunkler Nacht gestanden hatte. Durch Blut und Gehirn rinnt und eilt frohlockend der holde Ruf: der Frühling ist da! Da fühlen alle die Geisterchen die süßen Wogen, und kriechen mit lachenden Augen aus ihren finstern Winkeln hervor; sie dehnen die feinen kristallnen Gliederchen, und stürzen sich zum Bade in die Weinfluth, und plätschern und ringen, und steigen schwebend wieder heraus und schütteln die bunten Geisterschwingen, daß mit Gesäusel die klaren Tropfen von den Federchen fallen. Sie rennen umher und begegnen einander und küssen frohes Leben einer von des andern Lippe. Immer dichter, immer leuchtender wird die Schaar, immer wohllautender ihr Gestammel; da führen sie gekränzt und hoch triumphirend den Genius herbei, der kaum mit den dunkeln Augen aus vollen Blumengewinden hervorschauen kann. Nun fühlt der Mensch die Unendlichkeit, die Unsterblichkeit; er sieht und fühlt die Millionen von Geistern in sich und ergötzt sich an ihren Spielen. Was soll man dann von den gemeinen Seelen sagen, die einem nachrufen: Seht, der Kerl ist besoffen!

---

1) Ludwig Tieck, geb. zu Berlin den 31. März 1773.

Sodann muß ich noch bemerken, wenn es auch mit dem Vorigen gar nicht zusammenhängt, daß mir die Art, wie Menschen und Aerzte den Nahrungsprozeß und die sogenannte Assimilation ansehen, höchst einfältig vorkommt. Der Eichenbaum wird aus seinem Saamenkorn eine Eiche, und die Feige bringt den Feigenbaum hervor; und wenn sie auch Luft, Wasser und Erde bedürfen, so sind es doch diese Elemente nicht eigentlich, aus denen sie erwachsen. So erweckt die Nahrung in uns nur die Kräfte und den Wachsthum, bringt sie aber nicht hervor; sie gibt die Möglichkeit, aber nicht die Sache, und aus sich selbst quillt der Mensch wie eine Pflanze hervor. Es ist eine platte Ansicht, zu glauben, daß der Wein unmittelbar, an sich selbst, alle die Wirkungen hervorbringt, die wir ihm zuschreiben; nein, wie ich sagte, sein Duft und Hauch erweckt nur die Qualitäten, die in uns ruhen. Nun stürzen sich die Kräfte, Gefühle und Entzückungen hervor, wenn sie von diesen Wellen getränkt werden. Meint man denn, daß es in aller Kunst und Wissenschaft anders sei? Ich brauche doch wohl die alte platonische Idee nicht von neuem vorzutragen. Rafael und Coreggio und Titian regen nur mein eigenes Selbst an, das in Vergessenheit schlummert, und das größte Genie, der tiefste Kunstsinn können sich die Gebilde mit aller Imagination nicht erfinden, die ihnen von den großen Meistern vorgehalten werden; und doch wecken diese Werke selbst nur die alten Erinnerungen auf. Daher auch die Sucht nach neuen geistigen Genüssen, die sonst nicht löblich sein würden; daher der Wunsch, Unbekanntes aufzufinden, Originelles hervorzubringen, der außerdem nur Unsinn wäre. Denn wir ahnen die Unendlichkeit der Erkenntniß in uns, diesen weissagenden Spiegel der Ewigkeit, und was diese uns werden kann, ein unaufhörlich neues Erkennen, das sich im Mittelpunkt einer himmlischen Ruhe sammelt, und von hier aus weiter nach neuen Regionen ausbreitet. Und darum eben, meine lieben Brüder, muß es auch viele und mancherlei Weine geben.

Aber, welcher vorzuziehen sei? diese Frage ist zu verwickelt, setzt unendliche Erfahrung, historischen Ueberblick, abgelegtes Vorurtheil und einen nach allen Richtungen ausgebildeten Geschmack voraus, den nur viele Jahre, fortgesetzte Arbeit und unermüdliches Studium, so wie die Mittel dazu, die nicht in Jedermanns Händen sind, fassen und lösen können. Einiges Encyklopädische wird hinreichen. Fast jeder Wein hat sein Gutes; fast alle verdienen gekannt zu werden. Ist in unserm Vaterlande der Neckar fast nur, den Durst zu löschen, da, so erhebt sich der Würzburger schon zum Edeln, und die vielfachen hohen Sorten des Rheinweins lassen sich nicht in der Eile charakterisiren. Ihr habt sie hier vor euch stehen gehabt und genossen. Diese trefflichen Wogen, vom leichten Laubenheimer bis zum starken Niersteiner, gewaltigen Rüdesheimer und tiefsinnigen Hochheimer, mit allen ihren verwandten Fluthen gehörig zu preisen, dazu gehört mehr als die Zunge eines Redi, der in seinem toskanischen Dithyrambus doch nur mittelmäßig gefaselt hat. Diese Geister gehen rein und klar, kühlend und den Sinn erläuternd den Gaumen hinunter. Soll ich es vergleichen, so ist es die ruhige Gediegenheit trefflicher Schriftsteller, Gemüth und Fülle ohne Phantasterei oder schwärmerische Allegorie. Was ist nun der heißere Burgunder demjenigen, der ihn vertragen kann! Wie die unmittelbare Begeisterung fällt er in uns hinab, schwer, blutig; heftig erweckt er unsre Geister. Die Rebe von Bourdeaux dagegen ist heiter, geschwätzig, ermuntert, aber begeistert nicht. Doch schon voller und wunderlicher dichtet die Provence und das poetische Languedoc. Dann das heiße Spanien im Xerez und ächten Malaga und den glühenden Weinen von Valencia. Hier verwandelt sich der Weinstrom, indem wir ihn genießen, schon an unsern Gaumen in Kugelgestalt, die sich weit und weiter ausbreitet, und uns im Tokayer und St. Georgenausbruch noch weit inniger und sinniger so erscheint. Wie erfüllt Mund und Gaumen und den ganzen Sinn

des Gefälls nur ein Tropfen des edelsten Capweins! Diese Weine muß der Kenner nippen und züngeln, und nicht mehr trinken wie unsern braven Rhein. Was sag' ich von euch, ihr lieblichsten Gewächse Italiens, und namentlich Toskana's, du geistreichster Monte-Fiascone, du wahrhaft rührender Monte-Pulciano? Nun so kostet denn, Freunde, und versteht mich! Aber nicht konnt' ich dich aufsetzen, dich, König aller Weine, dich rosenröthlicher Aleatico, Blume und Ausbund alles Weingeistes, Milch und Wein, Blume und Süße, Feuer und Milde zugleich! Diesen Wundergesellen trinkt, kostet, nippt und züngelt man nicht, sondern dem Beseligten erschließt sich ein neues Organ, das sich dem Unkundigen und Nüchternen nicht beschreiben läßt.

11.

Rede über den Dativus und Accusativus

aus der Novelle „die Gesellschaft auf dem Lande"
von Tieck.

Verehrteste Zuhörer!

Indem ich seit einigen Tagen von dem Vorsatz bewegt wurde, diesem theuern Hause ein Andenken meines Daseins, einen Dank, wenn auch nur kleinen, für die Gastlichkeit und Freundschaft, die ich hier genossen habe, zurück zu lassen, kam in den feierlichen Stunden der Mitternacht die Begeisterung zu meinem Lager, und in kurzem Verkehr mit der göttlichen wußte ich sogleich, was mir zu thun obliege. Wohl klagt unser Schiller mit Recht, daß die Götter von unserer Erde entwichen seien, die den Griechen Wald, Berg und Fluß belebten und verherrlichten. Besaß doch damals sogar jede Stadt, jeder Hain, jegliches Haus ein Bild der Gottheit, die dort vorzüglich verehrt wurde, und die auch darum gern verweilte. Soll ich an die Pallas der Athener erinnern, an Troja's, Thebe's Heiligthümer, an den Pan Arkadiens? Doch wir, was haben wir, was glauben wir, wenn wir auch einen Apollo oder Hermes schnitzeln? Das hat ja die Bildhauerkunst bei uns schon so tausend Mal beklagt, daß die Veneres uns so wenig bedeuten, daß wir mit diesen Amoribus nichts anzufangen wissen. So wandte man sich mehr als einmal zu vaterländischen, deutschthümlichen, volksmäßigen, isländischen Göttergebilden. Aber Freia und Thor, Odin und Wodan, Thyr und Loke, sammt Balder wollten uns eben so wenig aus der rathlosen Lage helfen, denn ihnen kam noch weniger der Glaube entgegen, und Kenner selbst meinten: ihre Attribute, ihre Fabeln, ihre ganze Statur und Natur vertrügen sich nicht mit dem guten Geschmack. Schon oft hab' ich mich im Stillen gefragt: warum hat noch keinen Genius der Blitz der Weissagung durchdrungen, uns den Geschmack selbst bildlich darzustellen? Haben wir doch Mütterlichkeit und Kindesliebe, Gesetzgebung und Freiheit, ja Aufklärung gezeichnet und gestochen, wenn auch nur in Vignetten oder in Kalendern. Warum haut man nicht den Geist der Zeit in Marmor, oder Liberalität, Humanität, die Fortschreitung des Menschengeschlechts, die sich von selbst auch der schwachen Imagination im Bilde darbietet? Hier, vaterländische Künstler, geht ein neuer Weg, hier ist ein frischer, unberührter Steinbruch, um Originalität zu holen, die Lorbeerkränze fallen von selbst herunter. Nun möchten Sie glauben, diese Figuren, da ich mich so ereifere, sollten etwa den Geschmack, den Zeitgeist, den Zustand der Finanzen, den Amortisationsfond oder den Patriotismus darstellen; aber weit gefehlt, begeisterte Freunde, diese Einleitung ward nur vorangeschickt,

um eine Bahn zu öffnen, die uns näher liegt, die uns wichtiger sein muß, und auf welcher wir den Griechen gleich kommen, ja sie wohl noch überflügeln können.

Denn das ist jenen Alten immer vorzurücken, daß sie Bild und Sache verwechselten, über ihre Verehrung der Naturkräfte war ihnen, was wir alle noch täglich bedauern, der Schöpfer selber schon verloren gegangen; aber als sie nun Stein, Holz und Erz sogar für das Wesentliche hielten, da war Hopfen und Malz an ihnen verloren. Deßhalb ist zu befürchten, die wir schon mit Begriffen Götzendienst treiben, daß wir bei plastischer Bildung dieser gefühlreichen Begriffe ganz in die Anbetung des kälbernen Apis gerathen möchten. Um also unsere Gemüther frei zu lassen, und doch der Kunst und Originalität genug zu thun, habe ich als der erste kühne Beschiffer eines unbekannten Oceans den vielleicht zu kühnen Versuch versucht, in der Gestalt dieses schlanken jungen Mannes dem schauenden körperlichen Auge den Accusativus hinzustellen, der in diesem Hause und in der ganzen Provinz mit ausgezeichneter Andacht verehrt wird. Sei er also der schützende Genius dieses Schlosses, dem schon die Herzen schlagen, der so oft angerufen, citirt und angewendet wird, in Gelegenheiten, wo andere Provinzen seinem Bruder, dem Dativ, huldigen. So wie er hier gezeichnet ist, hat diesen feinen, idealischen, sanften Accusativ mein Geist geschaut, und ich bin der festen Ueberzeugung, nur in diesem Vorschreiten, in diesem leichten Gange, in dieser Gestalt und Geberde kann er in die Wirklichkeit treten. Vielleicht, daß der junge Erbe dieses Hauses ihn in Zukunft in Marmor gestalten läßt, nach dieser Skizze, die aus Andacht und Begeisterung hervorgegangen ist. Des Kontrastes wegen sitzt dort sein Bruder, der gedrückte, bescheidene Dativ, erwartend, statt entgegen zu kommen, ruhend, statt in Anlauf, gedrungen, breit, stämmig, statt schlank und heiter. Frage jeder sich der theuern Anwesenden, jeder sinnige Beschauer, ob nicht so diese Gebilde schon seit undenklichen Zeiten in seinem Innern schlummerten. Wohlan denn, der Berg ist durchgehauen, der Weg nach der neuen und neusten Kunst eröffnet! Mir nach, ihr Jünglinge, ihr Genien, beflügelte Geister, die nur darauf warteten, den Himmel der Kunst von einer neuen Seite bestürmen zu können. Wem von euch wird der Nominativ, der seltsam geheimnißvolle Genitiv erscheinen? Von dem wunderlich verrufenen Vocativus, dem frömmsten der sechs Brüder, ist eine kuriose Sage durch alle Länder im Umlauf, so daß er der unwissenden Menge schon oft zum Gelächter gedient hat. Eben so war Kassandra verspottet, so wurde des Tiresias Weisheit nur zu oft mißverstanden. Aber in manchem frommen Bilde, das die Augen in Ekstase nach oben dreht, von Carlo Dolce und ähnlichen, habe ich geglaubt, die Annäherung an meinen Vocativus, die Ahnung dieses hohen Ideals zu entdecken, wenn die Gemäldegallerieen und ihre Register die Figur auch ganz anders taufen.

Sollen denn aber blos diese Kasus in der neu aufblühenden Kunstschule gebildet werden? Diese hohen Gestalten bewachen ja nur den Eingang zur menschlichen Erkenntniß. Wer sie schon geheimnißvoll nennt, mit welcher Mystik muß er dann Indikativ und Conjunctiv, das nahe stehende Präsens, das hohe Perfectum, das verehrungswürdige Plusquamperfectum begrüßen? Ein Name, vor dem schon der Knabe sich beugt, der zum Bewußtsein erwacht. Soll ich das Futurum, das unbegreifliche Kind von diesem, das Paulo post noch nennen? Und der Infinitiv! Müßte er nicht in vielen Palästen als Schutzgott hingestellt werden, da der Große schon seit lange, der Vornehme, mit lakonischem Bestreben ihn fast einzig und allein gebraucht? Dann noch der heldenkühne Imperativ, dräuenden Blicks, zornig wie Ares, stark wie Thor, majestätisch wie Zeus. Ist erst dieses geschehen, so wage sich ein künftiger Praxiteles oder Apelles selbst an die beiden Aoristen der Griechen, um das Seltenste zu schaffen und deutlich zu machen, was dem menschlichen Geiste vielleicht möglich ist. Sie se-

hen aber, Verehrte, daß auch schon, wenn wir bei deutscher Mundart bleiben, der Begeisterung unendlich viel zu thun obliegt. Hier stehen sie, die ersten Anfänge dieses glorreichen Jahrhunderts, der Nachwelt verehrungswürdig, weil sie zuerst den Pfropf lösten, der bis dahin den brausenden Champagner in der Flasche festhielt.

12.

Aus den Glockentönen von Friedrich Strauß [1].

1) Taufrede.

Dieses Kind ist zur Taufe hergebracht. Durch die Taufe soll es ein Christ werden. Ein Christ sein und ein neuer Mensch sein, wird überall in der heiligen Schrift für dasselbe gehalten. Das Christenthum trägt überall das Gepräge des neuen, und immer wird es das ewig Neue, nie Alte sein, bis keine Zeit, also auch kein Altes und Neues mehr ist. Indeß wenn das Christenthum das ewig Neue ist, so müssen wir uns wohl hüten, an fortgesetzten, endlosen, irdischen Wechsel zu denken. Ist es das Neue, so ist es auch das Eine. Man muß das Christenthum als das ewig Neue und doch auch als das immer Eine ansehen. Was folgt daraus? Dem Neuen und Einen steht das Alte und Vielfache entgegen. Vernehmt diese wichtige Wahrheit in den Worten der Schrift ausgesprochen: Christus hat aus zweien einen neuen Menschen in ihm selber geschaffen und Friede gemacht. Diese zwei sind die Alten, die dem einen Neuen entgegenstehen, Heidenthum und Judenthum. Wie wunderbar wiederholt sich diese Führung des ganzen Menschengeschlechts in jedem einzelnen Menschen! Auch der Mensch, der als Christ ein neuer und in sich einiger Mensch wird, geht aus einem alten zwieträchtigen Zustande heraus. Jeder Mensch hat etwas Heidnisches in sich, die Sinnlichkeit herrscht in ihm, und er ist den Naturgewalten anheimgegeben. Jeder Mensch hat wohl einmal das Wesen des Judenthums in sich, ihm wird das Gesetz gegeben und er fühlt sich demselben unterthan. Glücklich ist der Mensch, dem beides alt wird, in dessen Herzen Friede gemacht, und der zu einem neuen einigen Menschen in Christo erschaffen wird, der Glaube erlöset ihn aus der Gewalt der Natur und von der Bürde des Gesetzes; der Glaube schlägt die Fesseln der Sinnlichkeit aus einander, und die Knechtschaft des Gesetzes hört auf. Dieses Glück weissaget dir die Taufe, theurer Säugling, und durch das Bad der Wiedergeburt und der Erneuerung des heiligen Geistes wird dir jener Friede zugesagt, noch ehe die Trennung in dir begonnen hat. Auch in dir will Christus aus Zweien Einen neuen Menschen in ihm selber schaffen. Der Geist unsers Herrn Jesu Christi sei mit deinem Geiste! Amen.

---

2) Aus einer Traurede bei einer goldnen Hochzeit.

Wie soll ich die ehrwürdigste Zeit des ehelichen Lebens schildern, in der man die goldene Hochzeit feiert! Die Kinder sind erwachsen und haben wieder Kinder; sie bilden ihren eigenen Haushalt, und im Hause der Alten ist es still und wieder ruhig wie am Anfange, und doch ist es nicht wie im Anfange. Die Ju-

---

1) Gerhard Friedrich Albrecht Strauß, Hof- und Domprediger zu Berlin, ward geboren den 24. Septbr. 1786 zu Iserlohn.

gend ist verschwunden. Das Alter mit seiner Ruhe und Bedächtigkeit ist gekommen. Das Herz ist der Welt gestorben, und lebt nur noch den Seinigen. Das ist eine erhabene Zeit und du Gemeinde, wir Kinder, sehen ihren Segen an diesem ehrwürdigen Paare. Da heißt mit dem größten Rechte das Fest der ehelichen Liebe die goldne Hochzeit. Das Gold bedeutet im Allgemeinen das Köstlichste und Dauerndste und ist insbesondere das Bild der Weisheit, der Liebe und des Glaubens, weil es auf die Sonne hinweist. Bei den Alten ist Weisheit. Ein Ehepaar, das die Erfahrung eines halben Jahrhunderts gemeinschaftlich aufgenommen und verarbeitet, das gesehen, wie der Sünder endet und wie der Gerechte; das in vielen Kindern das menschliche Leben von neuem durchgelebt und an sich selbst das Wort Gottes in Geist und Wahrheit erfahren hat: das muß reich sein am Golde der Weisheit. Aber wie der Sonnenstrahl nicht kaltes Licht, sondern Wärme und Feuer gibt, so wird auch die Weisheit eines solchen Paares getragen, veredelt und geweiht durch Liebe, eine Liebe, die in fünf Jahrzehnten nicht erkaltete, die unter so vielen äußeren Abwechselungen nur wuchs und zunahm, die erneut aus so vielem, was rings umher unterging, immer wieder hervorkam, die durch das Band gemeinschaftlicher Erinnerungen aus dem äußeren und dem innersten Leben in dem Geliebten einen unersetzlichen Gegenstand hat — das ist Gold der Liebe. Doch diese Verbindung von Weisheit und Liebe hat ihren Grund im Glauben. Was diese Weisheit zur wahren Weisheit und diese Liebe zur wahren Liebe macht, das ist der Glaube. Des Glaubens Sinnbild in der heiligen Schrift ist das Gold. In diesem evangelischen Glauben ruht die Weisheit, bei der nicht viel Grämens ist, auf der Gewißheit der Erlösung, und gründet sich die Liebe auf die väterliche Gnade des Herrn, und in diesem Glauben hat ein solcher Bund die Verheißung, daß er unauflöslich, über alle Gewalt der Zeit, eine Verbindung der Seelen für die Ewigkeit ist. Der Allmächtige wird dein Gold sein.

---

3) Trostrede bei der Leiche eines Kindes.

Trauert nicht, lieben Leute! Diese lächelnde Leiche sei euch ein Unterpfand des seligen Lebens, das der kleine Himmelserbe jenseits empfangen. Er hat nur gleichsam einen Blick in die Zeit thun sollen und ist sofort in das ewige Leben gegangen. Die ewige Liebe hat ihn nicht für die Erde geschaffen; darum hat sie ihn gleich in ihren Himmel genommen. Er ist nur zum Besuche bei euch gewesen, ein theurer Gast auf eine kleine Weile, und hat darauf in die Heimat zurückkehren müssen, als die Tage des kurzen Besuches zu Ende waren. Ihr habt ihn hier nur gesehen, damit ihr ihn dort wieder kennet. Ihr habt ihn auf Erden besessen, damit ihr ihn einst euer Kind nennen dürft. Ihr habt ihn in Schwachheit, aber in Liebe in dieser Welt pflegen müssen, damit er in einer vollkommnern euer in Liebe gedenke; darum trauert nicht und bittet den Heiland, der euer Kind in Liebe zu sich gezogen, daß er auch euch immer mehr zu sich ziehe, und vergesset nicht, daß einen fröhlichen Geber Gott lieb hat.

---

4) Bei dem Feste der Engel.

Wie schön ist es doch, daß alljährlich ein Fest der Engel gefeiert wird, und es gereicht unserer Zeit eben nicht zum guten Zeugnisse, daß dieser Boten des Herrn, dieser seligen Geister, ausgesandt zum Dienst um derer willen, die ererben sollen die Seligkeit, so sehr vergessen wird. Aber ein solches Fest darf nicht ohne besondere Theilnahme der Kinder bleiben. Das darf ja schon jedes andre

kirchliche Fest nicht. Sind unsre Kinder doch so genau in unser ganzes Leben verflochten, daß ein Vater und eine Mutter sich kein Bild von der Zukunft in irdischer oder gar himmlischer Ferne entwerfen kann, in dem sie nicht vorkommen? Sie sind freilich scheinbar die Geringern in der Menschheit. Aber ruht nicht überall das Große auf dem scheinbar Geringeren und wird nicht das ganze menschliche Leben mit allen seinen Freuden, Leiden und Sorgen größtentheils von der Kinderschaar als die Grundlage von dem Allen getragen? Wenn sich nun diese Kleinen so tief in unser ganzes Dasein verweben, wie könnten wir ihrer entbehren, wenn sein Silberblick, ich meine ein Festtag, erscheint? Kein Fest ist ein inniges, an dem Kinder fehlen, und auch kein allgemeines, da es ja mehr Kinder als Erwachsene gibt und selbst kein herrliches, da ja nur Kinder im vollen Sinne des Wortes zu feiern verstehen. Wir Erwachsenen müssen erst wieder Kinder geworden uud wiedergeboren sein, um zu feiern, wie sie feiern. Sehet das leuchtende Auge, den warmen, fröhlichen Blick, die heitere Gehobenheit eines festlich gekleideten Kindes und seine Begierde sich mitzutheilen und alles in seine Freude hereinzuziehen, — das ist der rechte Festsinn. Darum sind häusliche Feste so schön, weil die Kinder einen so großen Theil von ihnen ausmachen. Und aus demselbigen Grunde nahm der Herr, unser Gott, bei der Anordnung des Passahfestes für Israel so bestimmte Rücksicht auf die Kinder. Dies alles hat auch uns veranlaßt, das frohe Fest, das der Tag Michaelis herbeiführt, an dem wir der Wesen gedenken, die mehr sind als wir, besonders mit denjenigen und für diejenigen zu feiern, welche nach weltlicher Meinung weniger sind als wir, die aber der heilige Menschenkenner uns zum Muster aufstellt.

---

5) Worte eines Predigers beim Einzug in seine Gemeinde.

Gott grüß euch, lieben Freunde! Ich bin angelangt an den Grenzen der Gemeinde, wo ich von nun an das Pfarramt verwalten soll. Laßt mein erstes Wort ein Wort des Gebetes sein! — Gottes Segen sei mit uns! Glauben, Liebe, Hoffnung, aber die Liebe die größte unter ihnen. — Wir sind auf der höchsten Spitze des Landes; die ganze Gegend liegt zu unsern Füßen, wir sind dem Himmel näher. Freunde, ihr habt mich ihm näher gebracht! Gebe der Allmächtige mir Kraft, euch ihm wieder näher zu bringen. Da blickt der Thurm eurer Kirche aus den Bäumen herauf. Seht, er weiset gen Himmel. Der Gott unsrer Väter segne mein Wort, daß es euch gleichfalls gen Himmel weise. — Mein Gebet, meine Liebe, meine Arbeit sei mein bester Dank. Aber jetzt schon empfange das Wort des Dankes, du innig geliebte Gemeinde, für deine große, unverdiente Liebe. Ihr Kindlein, Dank — ich will euch führen zu dem heiligen Kinderfreunde! Ihr Greise, Dank — an eurem Sterbebette möchte ich eure Liebe vergelten! Ihr Waisen und Witwen, ihr Armen und Verlassenen im Volke, Gott helfe mir, daß ich euch trösten und aufrichten und stärken möge. Ihr Männer und Frauen, Dank — ich reiche euch meine Hand brüderlich, damit wir einander stärken im Glauben und in guten Werken! Ihr Väter und Vorgesetzten der Gemeinde, Dank — lasset uns wirken Frucht, die da bleibet in's ewige Leben! Dank, euch Allen, und vor allen dir Dank, du Hirt und Bischof deiner Gemeinde, daß du mich an diese Gemeinde wiesest. Aus dem blauen Frühlingshimmel herab und aus den vollen, lieberfüllten Herzen dieser Menschen herauf tönet mir dein Wort: nimm hin den heiligen Geist, Schutz und Schirm vor allem Uebel, Stärke und Kraft zu allem Guten: Der Herr segne Ausgang aus Jugend und Vaterland, und meinen Eingang in euern Tempel, in eure Häuser und in eure Herzen, Amen!

13.

Am 9. Mai 1839.

Aus den „Portraits und Silhouetten“
von F. Gustav Kühne. Hannover, 1843. I. 104.

Am heutige Tage, meine Herren, hat man in Stuttgart mit den Glocken geläutet. Einige kleine tyrannische Seelen hatten sich anfangs dagegen gesträubt, waren aber glücklich durch die Gesammtheit überstimmt. Es war die Ansicht erhoben worden, daß Glockentöne nur der Kirche Gottes zukämen. Man entgegnete, daß auch Fürsten diese Ehre zuerkannt sei, und darauf äußerte sich denn die Weisheit eines hohen Magistrats: ein Fürst stehe der Gottheit näher als —— nun als wer? Welch einem Wesen gilt die Todtenfeier in Stuttgart? — Einem Poeten, d. i. Versemacher? — Unmöglich, um einen solchen trauert keine Nation Jahrzehente lang. Als ein Prophet, hätte man sagen sollen, um die Rede zu Ende zu führen; die Fürsten stehen der Gottheit näher als Propheten! So lautete dann die Ansicht, die spurlos zerfällt, wie jeder falsche Gedanke, wenn man ihn zu Ende denkt. — Ein Prophet. War denn aber Schiller ein Prophet? Für einen Priester hat er Allen längst gegolten, für denjenigen unter allen Geistern Deutschlands, der mit dem heiligsten Ernst, ja mit Gebet und Andacht seinem großen Dienst oblag. — Und dieser sein großer Dienst war die Erziehung der Deutschen zu einer Nation. In diesem Sinne war er also ein Lehrer des Volks. Wie aber war er ein Prophet? denn nur das Haupt eines Propheten vielleicht ragt über Fürstengröße. — Es gibt Propheten, die in kränklicher Aufregung der Nerven an kleinen Symptomen Dinge vorauswittern. Es gibt eine Talleyrand'sche diplomatische Spekulation, es gibt einen laubfroschartigen Instinkt, den manches Naturkind äußert. Das sind die kleinen Prophetengattungen. Schiller aber war in seinen Sympathien für die Menschheit ein Prophet der Weltgeschichte. Mit seinen Räubern begannen die Herzschläge dieses großen Propheten. Was wollte er mit den Räubern? Welches Gemälde gab er hier den Zeitgenossen? Er zeigte, wie ein ächter, edler Naturmensch mitten im Schooße der menschlichen Gesellschaft nach seinem Rechte aufschreit, wie er sich plötzlich ihren Banden entwindet, wie er verwildert, und bei aller Verwilderung doch immer groß und edel bleibt. Er schrieb die Räuber im Jahre 1777, mit dem Jahre 1782 begannen sie von der Bühne herab die deutsche Jugend zu entzünden. So früh schon vor der Revolution in Frankreich! War es nicht ein Vorgefühl davon? Und gab die Revolution etwas anderes als das Schauspiel, wie sich der Naturmensch, der Mensch an sich, gegen den Fluch und die Tücke des Herkommens auflehnt, wie er aus den Banden der Gesellschaft springt, wie er in diesem Kampfe verwildert, — und noch groß, noch erhaben zu bleiben vermag? Mich dünkt, Schiller witterte die Revolution des Menschengeschlechts, mich dünkt, er war in Deutschland ihr Prophet. Und in seinem Fiesko führte er die Revolution aus der Sphäre der Gesellschaft in das Staatsleben über. Es gilt einen Tyrannen zu stürzen. Aber auch den neuen Günstling des Volks gelüstet nach dem verführerischen goldnen Reife, und wie ein ehernes Schicksal steht dann Verina, die Republik, hinter ihm. Dies dichtete Schiller 1782. Und in demselben Jahre Kabale und Liebe, abermals das Schauspiel einer Revolution mitten im Schooße des Familienlebens, der trauervolle Untergang der Naturgefühle unter der Tücke und der Tyrannei des Herkommens. Und vier Jahre darauf schrieb Schiller seinen Karlos. Der Lieblingssohn seiner Idealwelt, Marquis Posa, erhebt sich kühn gegen den Tyrannen und ruft: Geben Sie Gedankenfreiheit! Mich dünkt, Schiller war ein Prophet. Dieser Seufzerhauch einer großen Seele: Geben Sie Gedankenfreiheit! hat noch keine Wirklichkeit, er will noch seine Zukunft, er

war und blieb noch immer der Hülferuf, der Segensspruch eines Propheten. — In Frankreich machte sich Alles praktisch, die Fragen der Zeit gingen rasch über in Blut und Saft; was in Deutschland Gedanke blieb, wurde dort zur That. Schiller warf sich in die Geschichte, er schrieb den Abfall der Niederlande, schilderte den Aufstand eines Volkes, das sich frei machte. 1789 wurde die Bastille erstürmt, eine Nation war beisammen. Schiller las seit jenem Jahre Geschichte in Jena. Er wollte den Quellen nachgeben, er wollte wissen, warum die Menschheit zur Revolution genöthigt sei. Die Republik von Frankreich übersendete ihm das Bürgerrecht, ein Ereigniß, das später der deutsche Kaiser durch Ertheilung des Adelsdiploms wieder gut zu machen suchte. In Frankreich ging aber alles rasch und feurig vorwärts. Die Constitutionen wechseln, das absolute Menschenrecht badet sich wollüstig in Blut, ein wildes Gewühl wird laut, alle Rachestimmen der Jahrhunderte lang unterdrückten Menschheit erheben sich und schreien aus den Höhlen heraus, in die man sie gebannt hat, und blutrothe Feuersäulen steigen gen Himmel auf. Aus diesem Chaos erhebt sich allmälig und allmächtig eine einzelne Heldengestalt, immer höher steigt sie an, alles stürzt, ebenet sich um ihren Fußtritt. Das Herkommen, die Größen der alten Zeit waren zertrümmert, man lechzte nach einer neuen Größe, und mit Napoleon wurde das Talent weltgeschichtlich, es drängte sich mit ihm in den Mittelpunkt der Historie. Und Schiller? — Er schrieb gleichzeitig seinen Wallenstein. Auch hier eine Feier des Talentes, das sich heraufdrängt und in die Zügel der Ereignisse greift, nicht nach Herkommen, sondern nach Maaßgabe seiner inneren Kraft. 1799 Bonaparte erster Consul; 1799 erscheint Wallenstein auf den Brettern der deutschen Bühne. Es gibt hier keinen Zufall, meine Herren, es gibt hier nur Nothwendigkeit, und die Nothwendigkeit ist eben diese, daß ein großer Mensch nur in den Sympathieen einer großen Zeit dichtet und denkt. Ich will hier nicht die Parallele zwischen Schiller's Dichtungen und den Ereignissen seiner Zeit verfolgen, ich will nicht behaupten, ob er bei seiner Jungfrau von Orleans an das Heldenthum wirklicher Naturen zur Zeit der Revolution gedacht hat. Aber der Zusammenhang ist da, der Zusammenhang zwischen Gedanken und That, zwischen einem Propheten und seiner Zeit. Und als Napoleon Kaiser ward, 1804, dichtete Schiller Wilhelm Tell. Hat er geahnet, daß die Völker aufstehen müßten, um selbst frei zu werden? — Weiter reicht sein Leben und seine Prophetie nicht. Was auf diesen Völkeraufstand in Europa folgte, hat der Prophet nicht gesehen. Soll man ihn deßhalb glücklich preisen? Oder hat er als seliger Geist die Geschichte der Menschheit still mit durchlebt bis auf unsre Tage? — Hier steht unsre Weisheit still. Nur soviel wissen wir, daß ein Prophet ewiger ist, daß ein Prophet der Gottheit näher steht als jede andere weltliche Größe. Wir haben keine Glocken zu Schiller's Todtestage, wir haben zur Feier nicht einmal ein lautes Wort, nur unsre stillen Gedanken. Wer diese Feier mit begeht, hebe seine Rechte in die Höhe und rufe mit mir drei Mal den Namen unsers Propheten, Schiller!

14.

Einleitungsrede bei der Gedächtnißfeier der Stiftung der preußischen Landwehr

des Hauptmanns a. D. Normann
am 17. März 1843 in Berlin [1]).

Dreißig Jahre sind dahin geschwunden, seit an dem heutigen Tage Friedrich Wilhelm III seinem Volke zurief: (Vorlesung des Aufrufs). An demselben Tage erschien die K. Verordnung über die Organisation der Landwehr: (Vorlesung derselben). Umgeben von den Segnungen eines 27 Jahre langen Friedens, unter dessen Schutze unser Vaterland zu einem vorher nie gekannten Flor emporgeblüht ist, hebt das schöne Gefühl unsre Brust, daß auch wir berufen waren, durch blutige Siege diesen Frieden erkämpfen und Deutschland von den unwürdigen Fesseln befreien zu helfen, in die der frechste Uebermuth es geschlagen. Tief war Preußen erniedrigt. Es verlor im Frieden von Tilsit die Hälfte seiner Besitzungen und erhielt die andere Hälfte nur zum Schein zurück. Die Häfen wurden gesperrt, Schifffahrt und Handel vernichtet, das Land, durch immerwährende Durchzüge von einer der besetzt gehaltenen Festungen zur andern methodisch ausgesogen, mit unerschwinglichen Kriegssteuern belastet. Und noch mehr als dies alles, Preußen hatte einen großen Namen verloren! Schwer trägt sich das Unglück, unerträglich ist die Schande! Aber hier hatte Napoleon, der große Rechner, sich verrechnet. Die Gefahr, welche ihm in einer niedergetretenen Ehre drohte, die nicht ehrlos gewesen ist, kannte er nicht. Darum war er an Spaniens Stolz gescheitert, darum hatte er die Riesenkraft des Geistes unbeachtet gelassen, welche sich seit 1808 in dem kleinen Preußen entwickelte, genährt durch des Königs weise Verordnungen, die den Geist frei und das Volk kriegsgeübt machten. Noch stand uns eine große Prüfung bevor. Wir wurden im Jahre 1812 mit an den Siegeswagen des Eroberers gekettet. Ein Heer von fast einer halben Million Menschen, mit ungeheurem Troß, goß sich über unser armes, gequältes Vaterland hin, und spülte, wie eine verheerende Fluth, seinen letzten Wohlstand weg. So groß waren die Bedrückungen dieser unsrer Peiniger, die sich unsre Bundesgenossen nannten, daß Preußens Forderungen an Frankreich für bloße Lieferungen im Jahr 1812 dreißig Millionen Thaler betrugen. Als die traurigen Reste dieses stolzen Heeres im Januar 1813 durch Preußen zurückgingen, brachten sie Pest und Seuchen in alle Orte, die sie berührten. Der Staat ohne Festungen, ohne Hülfsmittel, das Land ausgesogen, die Einwohner verarmt, umringt und bedroht von hunderttausenden neu heranziehenden Feinden; unter so vielen Drangsalen und Gefahren, sagt ein Geschichtschreiber jener Zeit: was wollten die Preußen? Krieg wollten sie, weil sie nicht länger schmähliche Fesseln tragen wollten. Krieg rief der Edelmann und Landbesitzer, der verarmt war, Krieg der Bauer, der sein letztes Pferd beim Vorspann todt trieb, Krieg der Bürger, den die Einquartirungen und Abgaben erschöpften, Krieg der Tagelöhner, der keine Arbeit finden konnte, Krieg die Witwe, die ihren einzigen Sohn ins Feld schickte, Krieg die Braut, die den Bräutigam mit Thränen des Stolzes und des Schmerzes entließ! — Wenn man den Muth sah, mit dem sie siegen oder untergehen wollten, so erkannte man eine höhere Gewalt in den Menschen, als die von Tyrannen besiegt werden kann. Sie wußten, daß sie mit Gott für König und Vaterland in den Kampf zogen und vertrauten fest, daß Gott sie nicht verlassen werde! Darum waren die Verordnungen zur Errichtung

---

1) Siehe: Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. Bei Haude und Spener. 1843. Nr. 66.

der freiwilligen Jäger vom 3. Februar und der Landwehr vom 17. März 1813 Funken, die in ein Pulverfaß fielen. Fünf Millionen Menschen, durch die unbeschreiblichen, sieben Jahre langen Plagen erschöpft, stellten binnen wenigen Monaten 250,000 Mann ins Feld, gerüstete, gekleidete, bewaffnete Krieger, und sie gaben ihnen den hohen Geist mit, daß selbst die Jüngsten unerschütterlich dastanden, wie die festen Reihen bei Zorndorf und Hohenfriedberg weiland! Die Preußen hatten Fehrbellin und Hochstädt, Turin und Malplaquet, sie hatten die Tage von Roßbach und Leuthen — aber nie haben sie vorher Tage gehabt, wie die von Groß-Görschen und der Katzbach, von Dennewitz und Wartenburg, von Leipzig und Belle alliance; denn nie haben sie vorher mit einem so hohen Geiste, noch für eine so große Sache das Schwert gezogen! Daß wir jetzt frei athmen, daß wir uns der Früchte eines glorreichen, langen Friedens erfreuen können, daß „wir wieder verdienen zu heißen: die alten Preußen," das danken wir nächst Gott dem kühnen Entschusse unsers heimgegangenen heldenmüthigen Königs, den er, seinem tapfern treuen Volke vertrauend, heute vor 30 Jahren der Welt verkündete, laut bekennend, daß er es wisse: „es gebe keinen andern Ausweg, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang!" Darum sei sein Andenken uns immerdar heilig, besonders hochgefeiert aber an dem heutigen Tage!

15.

Reden des Königs von Preußen Friedrich Wilhelm IV.[1]) 1840.

Bei der Huldigung zu Königsberg in Preußen am 10. September.

Ich gelobe hier vor Gottes Angesicht und vor diesen lieben Zeugen allen, daß Ich ein gerechter Richter, ein treuer, sorgfältiger, barmherziger Fürst, ein christlicher König sein will, wie Mein unvergeßlicher Vater es war! Gesegnet sei Sein Andenken! Ich will Recht und Gerechtigkeit mit Nachdruck üben, ohne Ansehen der Person, Ich will das Beste, das Gedeihen, die Ehre aller Stände mit gleicher Liebe umfassen, pflegen und fördern. Alle Confessionen Meiner Unterthanen sind Mir gleich heilig, Ich werde Allen ihre Rechte zu schützen wissen. Ich bitte Gott um den Fürstensegen, der dem Gesegneten die Herzen der Menschen zueignet und aus ihm einen Mann nach dem göttlichen Willen macht, — ein Wohlgefallen der Guten, ein Schrecken der Frevler! Gott segne unser theures Vaterland! Sein Zustand ist von Alters her oft beneidet, oft vergebens erstrebt! Bei Uns ist Einheit an Haupt und Gliedern, an Fürst und Volk, im Großen und Ganzen herrliche Einheit des Strebens aller Stände nach einem schönen Ziele: nach dem allgemeinen Wohle in heiliger Treue und wahrer Ehre. Aus diesem Geiste entspringt unsere Wahrhaftigkeit, die ohne Gleichen ist. So wolle Gott unser Preußisches Vaterland sich selbst, Deutschland und der Welt erhalten, mannigfach und doch eins! wie das edle Erz, das aus vielen Metallen zusammengeschmolzen nur ein einiges edelstes ist — keinem anderen Roste unterworfen, als allein dem verschönernden der Jahrhunderte.

---

1) Aus: Reden Seiner Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten seit Seiner Thronbesteigung u. s. w. von Julius Killisch. Berlin 1843.

Bei der Krönung zu Berlin am 15. Oktober.

1.

An die Stände der Ritterschaft.

Es war früher Herkommen, daß die Stände der deutschen Lande ihre Erbhuldigung nicht eher leisteten, als bis die Huldigungs-Assecuranzen eingegangen waren. Ich will Mich gleichsam dieser Sitte anschließen. Ich weiß zwar, und ich bekenne es, daß Ich Meine Krone von Gott allein habe, und daß es Mir wohl ansteht, zu sprechen: Wehe dem, der sie mir anrührt! Aber ich weiß auch, und bekenne es vor Ihnen Allen, daß Ich Meine Krone zu Lehn trage von dem Allerhöchsten Herrn, und daß Ich ihm Rechenschaft schuldig bin von jedem Tage und von jeder Stunde Meiner Regierung. Wer Gewährleistung für die Zukunft verlangt, dem gebe Ich diese Worte. Eine bessere Gewährleistung kann weder Ich, noch irgend ein Mensch auf Erden geben. Sie wiegt schwerer und bindet fester als alle Krönungs-Eide, als alle Versicherungen auf Erz und Pergament verzeichnet, denn sie strömt aus dem Leben und wurzelt im Glauben. — Wem von Ihnen nun der Sinn nicht nach einer sogenannten glorreichen Regierung steht, die mit Geschützesdonner und Posaunenton die Nachwelt ruhmvoll erfüllt, sondern wer sich begnügen lassen will mit einer einfachen, väterlichen, ächt deutschen und christlichen Regierung, der fasse Vertrauen zu Mir und vertraue Gott mit Mir, daß er die Gelübde, die Ich täglich vor ihm ablege, segnen und für unser theures Vaterland ersprießlich und segensreich machen möge.

2.

An das Volk.

Im feierlichsten Augenblicke der Erbhuldigung Meiner deutschen Lande, der edelsten Stämme des edelsten Volkes, und eingedenk der unaussprechlichen Stunde zu Königsberg, die sich jetzt wiederholt, rufe Ich zu Gott, dem Herrn, er wolle mit seinem allmächtigen Amen die Gelübde bekräftigen, die eben erschollen sind, die jetzt erschallen werden, die Gelübde, die Ich zu Königsberg gesprochen, die Ich hier bestätige — Ich gelobe, Mein Regiment in der Furcht Gottes und in der Liebe der Menschen zu führen, mit offenen Augen, wenn es die Bedürfnisse Meiner Völker und Meiner Zeit gilt; mit geschlossenen Augen, wenn es Gerechtigkeit gilt. Ich will, so weit Meine Macht und Mein Wille reicht, Friede halten zu Meiner Zeit — wahrhaftig und mit allen Kräften die hohen Mächte unterstützen, die seit einem Viertel-Jahrhundert die treuen Wächter über den Frieden Europa's sind [1]). Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und für die Rechte Deutschlands. In allen Stücken will Ich so regieren, daß man in Mir den ächten Sohn des unvergeßlichen Vaters, der unvergeßlichen Mutter erkennen soll, deren Andenken von Geschlecht zu Geschlecht im Segen bleiben wird. Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hilfreich zur Hand gehen. Darum, in der Begeisterung Meiner Liebe zu Meinem herrlichen Vaterlande, zu Meinem in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam geborenen Volke [2]) richte Ich an Sie, meine Herren, in dieser ernsten Stunde die ernste

---

1) Des Königs Worte wurden hier, wie öfter, durch den freudigen Zuruf der jubelnden Menge unterbrochen.

2) Die letzten Worte sprachen Se. Majestät mit hocherhobener Stimme und kräftigem Accent, worauf ein rauschender, langanhaltender Jubelruf ausbrach, der erst auf wiederholtes Winken Sr. Majestät nachließ.

Frage: Können Sie, wie Ich hoffe, so antworten Sie Mir, im eigenen Namen, im Namen derer, die Sie entsendet haben! Ritter! Bürger! Landleute! und von den hier unzählig Geschaarten Alle! die Meine Stimme vernehmen können, — Ich frage Sie: wollen Sie mit Herz und Geist, mit Wort und That und ganzem Streben, in der heiligen Treue der Deutschen, in der heiligeren Liebe der Christen Mir helfen und beistehen, Preußen zu erhalten, wie es ist, wie Ich es so eben, der Wahrheit entsprechend, bezeichnete, wie es bleiben muß, wenn es nicht untergehen soll? Wollen Sie Mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen nur vierzehn Millionen den Großmächten der Erde gesellt ist? — nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben Mich nicht lassen noch versäumen, sondern treu mit Mir ausharren durch gute, wie durch böse Tage? — O! dann antworten Sie Mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie Mir ein ehrenfestes Ja!

(Dieses Ja ertönte mächtig von allen Seiten des Kopf an Kopf gefüllten Platzes, und man konnte in dem Ausdruck der vieltausendstimmigen Antwort deutlich die Entschiedenheit und Wärme wieder vernehmen, mit welcher die Frage an das Volk gerichtet worden war. Der König fuhr hierauf fort:)

Die Feier des Tages ist wichtig für den Staat und die Welt — Ihr Ja aber war für Mich — das ist Mein eigen — das laß Ich nicht — das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue — das gibt Muth, Kraft, Getrostheit, das werde Ich in Meiner Sterbestunde nicht vergessen! Ich will Meine Gelübde, wie Ich sie hier und zu Königsberg ausgesprochen habe, halten, so Gott Mir hilft. Zum Zeugniß hebe Ich meine Rechte zum Himmel empor! — — Vollenden Sie nun die hohe Feier! — — Und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieser Stunde!

1841.

An die städtischen Behörden in Breslau am 13. September.

Ich bedaure, daß eine finstere Wolke an Unserem Horizonte heraufgezogen war, aber Ich freue Mich, daß sie wieder verschwunden ist. Ich kann die politischen Institutionen besser als Sie beurtheilen. Der Antrag, den Sie gestellt haben, ist nach Meinem sorgfältigen Studium von 25 Jahren und nach Meiner innigsten Ueberzeugung unausführbar. Irrthümer, die von Einzelnen begangen werden, sind leicht zu beseitigen; aber von ganzen, ehrenwerthen Communen begangene mußten Mich um so schmerzlicher berühren, da Ich besonders darüber Mich deutlich ausgedrückt zu haben wähnte. Ich habe jedoch Alles vergessen und vergeben, und hoffe, es wird nicht wieder vorkommen. Meine Bürger dürfen der Zeit nicht vorgreifen wollen; was kommen soll, wird doch nicht ausbleiben, und, was Ich versprochen habe, werde Ich halten; aber keine Macht der Erde wird Mich zwingen können, gegen Meine Ueberzeugung zu handeln.

Sie sehen, meine Herren, Ich habe als ehrlicher Mann frei und offen zu Ihnen gesprochen, wie Ich es liebe, wenn man Mir offen entgegen kommt; lassen Sie uns nur immer wie ehrliche Leute mit einander reden!

1842.

1.

Bei der Grundsteinlegung zum Kölner Dom am 4. September.

Ich ergreife diesen Augenblick, um die vielen lieben Gäste herzlich willkommen zu heißen, die als Mitglieder der verschiedenen Dombau-Vereine aus Unserm und dem ganzen deutschen Vaterlande hier zusammengekommen sind, um diesen Tag zu verherrlichen. Meine Herren von Köln! es begibt sich Großes unter Ihnen. Dies ist, Sie fühlen es, kein gewöhnlicher Prachtbau. Er ist das Werk des Brudersinnes aller Deutschen, aller Bekenntnisse. Wenn Ich dies bedenke, so füllen sich meine Augen mit Wonnethränen, und ich danke Gott, diesen Tag zu erleben. Hier, wo der Grundstein liegt, dort mit jenen Thürmen zugleich, sollen sich die schönsten Thore der ganzen Welt erheben. Deutschland baut sie, — so mögen sie für Deutschland durch Gottes Gnade Thore einer neuen, großen, guten Zeit werden. Alles Arge, Unächte, Unwahre und darum Undeutsche bleibe fern von ihnen. Nie finde diesen Weg der Ehre das ehrlose Untergraben der Einigkeit deutscher Fürsten und Völker, das Rütteln an dem Frieden der Confessionen und der Stände, nie ziehe jemals wieder der Geist hier ein, der einst den Bau dieses Gotteshauses — ja den Bau des Vaterlandes hemmte! Der Geist, der diese Thore baut, ist derselbe, der vor 29 Jahren unsre Ketten brach, die Schmach des Vaterlandes, die Entfremdung dieses Ufers wandte, derselbe Geist, der, gleichsam befeuchtet von dem Segen des scheidenden Vaters, des letzten der drei großen Fürsten, vor zwei Jahren der Welt zeigte, daß er in ungeschwächter Jugendkraft da sei. Es ist der Geist deutscher Einigkeit und Kraft. Ihm mögen die Kölner Dompforten Thore des herrlichsten Triumphes werden! Er baue! Er vollende! Und das große Werk verkünde den spätesten Geschlechtern von einem durch die Einigkeit seiner Fürsten und Völker großen, mächtigen, ja den Frieden der Welt unblutig erzwingenden Deutschland! — von einem durch die Herrlichkeit des großen Vaterlandes und durch eigenes Gedeihen glücklichen Preußen! — von dem Brudersinn verschiedener Bekenntnisse, der inne geworden, daß sie eins sind in dem einigen, göttlichen Haupte! Der Dom von Köln — das bitte Ich von Gott — rage über diese Stadt, rage über Deutschland, über Zeiten, reich an Menschenfrieden, reich an Gottesfrieden, bis an das Ende der Tage!

Meine Herren von Köln! Ihre Stadt ist durch diesen Bau hoch bevorrechtet vor allen Städten Deutschlands, und sie selbst hat dies auf das Würdigste anerkannt. Heute gebührt ihr dies Selbstlob. Rufen Sie mit Mir — und unter diesem Ruf will Ich die Hammerschläge auf den Grundstein thun — rufen Sie mit Mir das tausendjährige Lob der Stadt: Alaf Köln! [1])

2.

An die am 10. November zum ersten Mal in Berlin versammelten Provinzial-Landstände.

Meine Herren, Ich habe, als Ich Sie bei Ihrer Einberufung empfangen, nicht zu Ihnen in der Gesammtheit geredet. Ich hätte Ihnen nur von Meinem Vertrauen sprechen oder gute Lehren geben können. Beides hat Mir nicht angemessen geschienen. Mit dem Worte Vertrauen ist heutzutage so großer Mißbrauch getrieben, daß Ich da am wenigsten davon hätte reden mögen, wo die

1) Ein der Stadt Köln eigenthümliches Lebehoch.

Sache, die Anwesenheit der sämmtlichen Ausschüsse selbst, das beste und größte Zeichen Meines vollen Vertrauens gewesen ist. Ihnen gute Lehren zu geben, hat Mir nun vollends ganz unangemessen geschienen. — Jetzt aber, da Ihre Arbeiten vollendet sind, habe Ich die Verpflichtung, Ihnen von Meinem Dank und von Meiner Anerkennung zu reden. — Hier, wo Ich Abgeordnete aus allen Provinzen um Mich sehe, ist es Meinem Herzen Bedürfniß, sich offen gegen Sie auszusprechen. — Ich habe mit größter Aufmerksamkeit und Theilnahme, ja Ich kann sagen, mit besonderer Vorliebe seit dem Jahre 1823 die ständischen Angelegenheiten in ihrer Entwickelung beobachtet. Ich habe die Ausschüsse gebildet

erstens, um einen Centralpunkt zu schaffen, der nach der bisherigen Verfassung nicht möglich war;

zweitens, um das Beste des Landes dem National-Charakter entsprechend, geräuschlos und nachhaltig zu berathen und zu schaffen.

Ich bin der Ansicht, daß in jeder ständischen Versammlung, sei es ein Kreistag, Communal-Landtag oder Provinzial-Landtag, ein Ausschuß oder die vereinigten Ausschüsse, ein doppelter Charakter liegt, und es ist Mir daher wichtig, Meine Ansicht hierüber vor der Versammlung auszusprechen. — Die ständischen Versammlungen sind erstlich die Vertreter eigner wohlerworbener Rechte und der Rechte der Stände, die sie abgeordnet haben, und zweitens Rathgeber der Krone, von einer Unabhängigkeit, wie sie anderswo nicht gefunden werden kann, da zu der eigenen Unabhängigkeit noch das Mandat derer hinzutritt, die sie abgeordnet haben. Von dieser Wahrheit muß ein jeder Abgeordneter durchdrungen sein, eben so sehr aber auch von der Wahrheit, daß er kein Repräsentant des Windes, der Meinung und der Tages-Lehren ist. Mit großer Genugthuung habe ich diesen Sinn in den ständischen Verhandlungen seit deren Beginn erkannt. —

Ganz vorzüglich hat sich derselbe aber in den zuletzt versammelt gewesenen Landtagen ausgesprochen, und Mich in hohem Grade erfreut. Ich beauftrage Sie, Meine Herren, ausdrücklich, wenn Sie heimgekehrt sein und wieder in dem Schooß der Landtage, die Sie entsendet haben, auftreten werden, denselben diese Anerkennung mitzutheilen.

Dies habe Ich Ihnen sagen wollen, Meine Herren, und fühle Mich gedrungen, Ihnen zugleich Meinen herzlichen, tiefgefühlten Dank dafür auszusprechen, daß dieser Geist auch Ihre Berathungen geleitet hat und daß Sie Meinem Vertrauen auf so wohlthuende Weise entsprochen haben.

1843.

Trinkspruch auf die Stadt Danzig am 3. Junius [1]).

Ich trinke auf das Wohl der herrlichen, treuen, lieben Stadt, die sowohl in ihrer denkwürdigen Geschichte, als auch in den Ereignissen der Gegenwart ihre gute und edle Gesinnung so überzeugend bewährte; — die bei der Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeit sich treu und fest auch dem größeren Gemeinwesen anzuschließen weiß; — die ein so gutes und ehrenwerthes Beispiel eines edlen Sinnes gibt, daß es wohl die Mühe belohnt, demselben nachzufolgen! — Ich trinke auf das Wohl des hiesigen Magistrats, der Stadtverordneten, der ganzen Bürgerschaft, mit herzlichem Danke für gastfreie Aufnahme; trinke auf das Gedeihen des Handels und der Gewerbe dieser Stadt; auf die Bewahrung des Frie-

1) Berlinische Zeitung im Verlage Vossischer Erben. Nr. 1843. Nr. 133.

dens innerhalb und außerhalb ihrer Mauern! — Meine Herren! es gilt der lieben, treuen Stadt Danzig, dem deutschen Venedig!

16.

Antwort Alexanders von Humboldt auf die Begrüßung der Studirenden zu Greifswald am 14. Junius 1843 [1]).

Ihre liebevolle Begrüßung, meine theuren Freunde, hat mich von Neuem mit dem Gedanken durchdrungen, daß die Hochschulen nicht blos mit einander, sondern durch innige geistige Bande auch mit denen verbunden sind, die in vereinzelten Bestrebungen ihr Leben den Wissenschaften weihen. Diese geistigen Bande sind es, von denen ein wichtiger Theil der Kraft eines Volkes abhängt, die, ohne durch räumliche Entfernung gemindert zu werden, das Verständniß beleben edler Gesinnung, freier Gefühle, dauernder Hoffnung in Allem, was die Menschheit ehrt und ihre Fortschritte fördert. Ich beklage, daß es mir so spät erst vergönnt war, Ihre alte und berühmte Hochschule zu besuchen. Auch ich habe meine erste Bildung auf einer wenig besuchten Universität erhalten. Solche Institute gewähren den großen Vortheil einer innigeren, belebenderen Verbindung unter den Studirenden, eines festeren Anschließens an die akademischen Lehrer; sie erhalten recht eigentlich den Charakter deutscher Hochschulen, der seit Jahrhunderten wohlthätig auf unser gesammtes deutsches Vaterland eingewirkt hat. Es ist mir eine große Freude, mir, der ich längst schon dem alten Geschlecht angehöre, Ihnen meinen herzlichsten Dank hier selbst darbringen zu können.

17.

Zimmersprüche [2]).

1.

Beim Richten eines Schauspielhauses.

Das Haus, das wir jetzt hier gerichtet haben, gehört nicht zu der Zahl der gewöhnlichen, wie sie alle Tage gebaut werden; es ist vielmehr eins von den wenigen Prachtgebäuden, welche größeren Städten und Residenzen zur wahren Zierde gereichen.

Wie aber das Aeußere solcher Häuser dem Auge gefällig sein muß, so soll auch dasjenige, was darin vorgeht, und weshalb es gebaut ist, Kopf und Herz erfreuen und beitragen zur Erheiterung des Gemüths und zur Erholung nach den Geschäften des Tages, vorzüglich aber zur sittlichen Bildung des Volkes.

In diesem Hause befindet sich eine Welt im Kleinen; was draußen sich begibt in der Wirklichkeit, in Ernst und Scherz, oder was sich begeben könnte, oder was sich in grauer Vorzeit schon begeben hat, das wird, in den Zeitraum weniger Stunden zusammengedrängt, in verjüngtem Maaßstabe, in verfeinerter Gesellschaft dargestellt und wiederholt auf der Schaubühne eines Hauses wie dieses.

---

1) Berlinische Zeitung im Verlage Vossischer Erben. 1843. Nr. 145. — Friedrich Alexander von Humboldt ward geboren den 14. September 1769 zu Berlin.

2) Aus: Neun und funfzig Zimmersprüche beim Richten von Gebäuden jeder Art, in Prosa und Versen von W. Adami. Grünberg und Leipzig 1843.

Diese Schaubühne ist die Welt der Täuschung! Wer aber wünscht nicht gern, sich für Augenblicke einer vielleicht traurigen Wirklichkeit entrückt zu sehen, und sich einer angenehmen Täuschung hinzugeben? Wer begehrt nicht im Lustspiel einmal recht herzlich lachen oder sein Gemüth erheben zu können durch Anschauung edler Handlungen oder Thaten des Heldenmuthes, oder durch den Anblick dargestellten menschlichen Jammers sich hingezogen zu sehen zum Mitgefühl? — Mancher erblickt vielleicht in den auf der Bühne vorgeführten Charakteren sein eigenes Bild gleichwie in einem Spiegel, erkennt seine Fehler und verläßt mit guten Vorsätzen das Schauspielhaus. Ein solches ist daher nicht immer nur ein Ort der Belustigung, sondern auch eine Schule der sittlichen Volksbildung; in beiden Beziehungen aber wollen wir dem Wirken in seinem Innern den besten Fortgang und dessen Stiftern Glück und Segen wünschen. Möge die Theaterkasse niemals leer werden, und ein stets volles Haus dem Zweck der Unternehmer freundlich entsprechen! Möge auch uns Allen, wenn der Vorhang im Drama unseres Lebens herabfällt, ein Bravo von denen erschallen, vor welchen wir unsere Rollen gespielt haben, ich als braver Zimmermann, und Ihr da unten als — wer kann's wissen?

2.

Bei dem Richten eines Armen- oder Krankenhauses.

Unter den vielen und mancherlei Beschwerden des menschlichen Lebens gibt es deren besonders zwei, die wir zu den drückendsten zählen, und von denen die eine oder die andere, oft wohl auch beide in Gemeinschaft, manchen Menschen bis an den letzten Zufluchtsort verfolgen, wo ihn keine von beiden mehr drücken und schmerzen kann, und wo er von diesen Uebeln für immer befreit ist; es ist die Armuth und Krankheit. Außer diesem letzten Asyl unter der Erde gibt es aber noch andere Zufluchtsorte auf der Erde, wo er der Armuth und dem Hunger nicht als Opfer fällt, und wo Alles geschieht, die Krankheit zu beseitigen oder wenigstens zu lindern. Diese sind Armen- oder Krankenhäuser, die entweder vom Staat oder von wohlthätigen Menschen gestiftet werden. Ein solches haben wir hier gebaut und heute gerichtet.

Noch stehen dieses Hauses Mauern wüst und leer; binnen kurzer Zeit aber wird es eingerichtet sein mit allen nöthigen Bequemlichkeiten und Erfordernissen für von Armuth und Krankheit Bedrängte. Die Ersteren werden darin dem Hungertode entrissen, und für die Andern wird Alles geschehen, was ärztliche Kunst vermag, um ihre Leiden zu lindern, oder wo möglich gänzlich zu heben. Beide werden von menschlicher Hülfe nun nicht mehr verlassen sein! — Darum sei dies dankbar anerkannt von allen gutdenkenden Bewohnern unsrer Stadt; ich aber rufe hier oben mit freudigem Herzen und lauter Stimme: Die edlen Stifter des heut errichteten Hauses sollen leben!

3.

Beim Richten eines Münzgebäudes.

In die Tiefe des finstern Schachtes fährt der Bergmann mit seinem Grubenlicht, um nach den edlen Metallen zu spähen, die die Natur da unten im Schooß der Erde verborgen, und mit „Glück auf!" bringt er zu Tage, was er ausgebeutet: Gold und Silber.

Wie diese Metalle Fluch und Segen, Glück und Unglück im ewigen Wechsel dem Menschen seit undenklichen Zeiten gebracht haben und noch bringen, ist

bekannt genug, wenn sie in geprägter Gestalt — als Geld — aus der Münze hervorgehen.

Glücklich machen kann dieses Geld den Menschen nur in dem Falle, wenn er es klug und weise zu gebrauchen versteht; wahrhaft beglücken aber nur dann, wenn es ihm ein schönes Gefühl, eine sich selbst auferlegte heilige Pflicht ist, von seinem Ueberfluß die nothleidenden Mitmenschen zu erquicken und überhaupt gute Werke zu thun.

Was aber das Messer ist in der Hand des Kindes, das ist das Geld in den Händen des leichtsinnigen Verschwenders. Ihm kann es keinen Segen, nur Unheil bringen; aber eben so wenig wird es den Geizigen zu beglücken vermögen, denn in seinen Händen bleibt es ein wucherndes Kapital, welches stets zu vermehren der alleinige Zweck seines Strebens ist, ohne es als Mittel zu gebrauchen, sein Leben durch erlaubte Genüsse zu verschönern, die ja eben nur dem Reichen vergönnt sind. Einem Geizigen ist der Besitz des Geldes schon Genuß genug, und er hütet seinen Mammon, um endlich seine Schätze lachenden Erben zu hinterlassen, die ihn vielleicht nie geliebt, und sein seliges Ende schon längst sehnlich herbeigewünscht haben.

Dieses heute von uns gerichtete Staatsgebäude ist eins von den Werkstätten, in welchen das liebe Geld aus Gold- und Silberbarren geprägt wird, welches daraus nun in Aller Hände übergeht, als Mittel zu Zwecken, deren Zahl Legion heißt.

Vermöchten wir es nur, den Lebenslauf eines einzigen alten Thalers einmal zu erfahren, gewiß, es würden merkwürdige Dinge von seiner Wanderung aus einer Hand in die andere zum Vorschein kommen.

Thaler und andere Geldsorten aber werden wir bei guter Zeit von außen klingen und klappern hören in diesem hier neuerbauten Hause, und wenn es uns nun einmal nicht vergönnt sein darf, hier nach Belieben zuzulangen und alle Taschen zu füllen, so wird uns wenigstens der Genuß des Klanges zu Theil werden; mit diesem müssen wir uns schon begnügen, wie der Arme mit dem Geruch köstlicher Speisen, die aus des Reichen Küche seine Nase umduften; oder wir müssen mit jenem philosophischen Fuchs in der Fabel beim Anblick herrlicher Weintrauben, die er nicht erreichen konnte, ausrufen: „Sie sind sauer, ich mag sie nicht!"

Wir Menschen wollen uns aber darüber nicht allzusehr ärgern und grämen. Hat doch der große Zahlmeister im Himmel die Güter des Lebens, also auch das Geld, so weise vertheilt, daß Keiner ganz leer ausgeht. Wir können nicht Alle reich sein, und hätte ein Mensch so viel wie der andere, dann müßte sich ja Jeder seine Stiefeln selbst machen und sich seine Häuser selber bauen, und auch ich, der Zimmermann, würde mich hüten, heute hier auf dem Dache zu stehen und in den Wind zu predigen.

Wir wollen nur noch wünschen, daß es in diesem Münzgebäude an den nöthigen edlen Metallen nie fehlen und das daraus geprägte Gold und Silber seinem jedesmaligen Besitzer so viel Segen und so wenig Unheil als möglich bringen möge.

4.

Beim Richten einer Papiermühle.

Papier ist heut zu Tage ein gar gewichtiges, ja ein unentbehrliches Ding geworden!

Papier braucht der Schneider zu Maaß und Rechnung, Papier der Beamte, Papier der Zeichner, Papier ganz insbesondere aber der Bücher- und Makulatur-

schreiber; und nach Makulatur schreit der Krämer mit Verlangen, während der Buchhändler Ach und Wehe schreit, wenn er in Gefahr geräth, darin zu ersticken. Mit einem Worte: das goldene Zeitalter ist vorüber, und dafür das papierene eingetreten.

Was wäre die Welt auch ohne Papier? Das Papier bringt Nachrichten über Land und Meer, und bietet das Mittel dar, Verbindungen zu knüpfen und sie zu trennen, Federkriege zu führen, Haß und Liebe zu verkünden; es vertritt die Stelle des baaren Geldes, und was der hunderttausend Dinge noch mehr sind, zu denen es unentbehrlich ist im groben und feinen Gewande, als Lösch-, Pack- und Schreibpapier.

Außerdem aber besitzt das Papier auch noch eine gar feine Tugend, die uns Menschen leider zu oft abgeht, die aber, wie das Sprichwort sagt, Alles überwindet: es ist die Geduld. Ja, „das Papier ist geduldig!" sagt ein anderes, eben so wahres Sprichwort; denn wäre es nicht geduldig, so würde es kein ungerechtes Urtheil auf sich niederschreiben lassen; sträuben würde es sich gegen schlechte poetische Ergießungen, gegen betrügerische Rechnungen und Kostenanschläge und gegen Herzeleid verbreitende Briefe, und dergleichen mehr.

Aber auch ein guter Gedenkzettel ist das Papier für den Stolz derjenigen, die aus dem Nichts emporgestiegen zu Reichthum und Titeln ohne Verdienst und Würdigkeit. So wie der feinste Papierbogen seinen Ursprung, den unscheinbaren Lumpen, nicht verläugnen kann, eben so wenig soll mancher Glückspilz seinen Ursprung vergessen, der oft nicht viel besser ist.

Wir sehen ja Alle gar oft Männer herumkarren mit offenen Säcken, und hören die lieblichen Triller, die sie auf ihrer Pfennigspfeife hervorbringen, um die Leute herbeizulocken, ihnen Lumpen zu bringen, die sie nach der Papiermühle schaffen, damit in derselben die Verwandlung dieser Lumpen in Papier vor sich gehe.

Eine Papiermühle gehört daher wohl zu den wichtigsten Werkstätten im Lande, und eine solche haben wir hier gebaut und heute gerichtet.

Wir wollen dem Bauherrn wünschen, daß ihm seine Arbeitsbienen, die Plundermänner, wenn auch nicht gerade Honig, doch recht viele Lumpen, die ihm lieber sein werden, aus Stadt und Land zutragen mögen, der Schriftsteller und Makulaturschreiber Zahl aber sich ins Unendliche vermehren möge, wie das Papier, das in manchen Papiermühlen jetzt ohne Ende verfertigt wird, und daß sein Wohlstand von Jahr zu Jahr zunehmen möge, woran bei dieser schreibseligen Zeit wohl nicht zu zweifeln.

Nach diesem aufrichtigen Wunsche aber wollen wir das Glas zur Hand nehmen, und einige Lebehochs erschallen lassen.

5.

Beim Richten eines Singakademiegebäudes.

„Wer nicht liebt Weib, Wein und — Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang."

Dieser Meinung ist schon vor langen Zeiten ein sehr gelehrter und berühmter Mann gewesen, der das Menschenherz gewiß genau kannte. Hunderttausende haben es ihm nachgesprochen und nachgesungen, und nach diesem Spruch gehandelt; und auch ich spreche es ihm heute nach hier auf dem Dache dieses neuerbauten, dem Gesange geweihten Hauses, welches wir jetzt gerichtet haben. Was den Wein und die Weiber betrifft, so wollen wir beide heut unberührt lassen, desto mehr uns aber in unserem Zimmermannsspruche mit dem letzten dieser drei köstlichen Dinge, dem Gesange, beschäftigen.

Es bleibt wahr und ausgemacht, daß der Mensch, der noch zu singen vermag, jegliches Leiden muthiger erträgt, und sich nie ganz von ihm zu Boden schmettern lassen wird. — — Da ist zum Beispiel der Bergmann, der muß arbeiten tief unten im Schooße der Erde um kargen Lohn, und oft Wochen lang, ohne die Sonne zu erblicken. Was macht ihm die schwere Arbeit leichter? Der Gesang! Jedes seiner Lieder beginnt und endet mit: „Glück auf!" Mit Glück auf fährt er hinunter in die Nacht des tiefen Schachtes, und mit Glück auf wieder herauf ans Licht des Tages.

Dies gilt aber nur von der kunstlosen Art des Gesanges, die selbst der roheste Wilde ausübt, indem er sich durch Gesang eben so gut zum Kampfe begeistert, wie die Krieger in civilisirten Staaten. Aber es gibt noch viel andere Gelegenheiten, wo ein kunstvoller Gesang die Herzen begeistert, wie zum Beispiel zur Andacht im Tempel des Herrn, am Grabe geliebter Todten, zur Freude in Thaliens Hallen und im geselligen Kreise, und zum Mitgefühl für fremde Leiden.

Die Töne der menschlichen Stimme übertreffen jede Instrumentalmusik, und sehr roh müßte derjenige sein, der bei dem Vortrage kunstgeübter Sänger fühllos bliebe. Aber es ist nicht leicht, in der Kunst des Gesanges sich zu vervollkommnen, und nicht immer und überall ist Gelegenheit dazu vorhanden. Daher haben sich denn Vereine gebildet von solchen, denen die Natur ein gutes Organ für den Gesang verliehen hat, um solches kunstmäßig auszubilden. Man hat eigene Gebäude für diesen Zweck erbaut und nach allen Regeln der Akustik eingerichtet, wie dieses, von dessen Dache ich jetzt auf Euch, Ihr lieben Leute, hinunterschaue.

Mit Gesang wird ja auch das Kind in den Schlaf gebracht, und oft sind es die Töne eines frommen Liedes, die den Sterbenden ermuthigen zur Reise nach dem unbekannten Lande.

So möge denn auch dieses Haus seinem schönen Zwecke vollkommen entsprechen! Mögen aus ihm dereinst Meistersänger und Sängerinnen hervorgehen, denen ihre darin erlernte Kunst Ruhm und Ehre, und nach Umständen auch goldene Früchte bringe!

6.

Beim Richten einer Sternwarte.

Wir sehen über uns das Sternenzelt; die Gewohnheit des täglichen Anblicks aber macht das Gefühl stumpfer gegen die unbegreiflichen Wunder der Schöpfung, die sich besonders hier in einer unermessenen Größe entfalten, daß der menschliche Verstand schwindelt, das Herz aber sich zur Anbetung hingezogen fühlt.

Der Einfältige sieht die Myriaden von Sternen für Lämpchen an, die am Abend angezündet werden, um seine nächtlichen Wege zu beleuchten; der Denker aber wendet den Blick hinauf zum sternbesäeten Himmel und strebt umsonst mit seinem Verstande einzudringen in dessen ewige Räume; doch weiß er nach menschlichen Berechnungen, daß der, der über den Sternen thront, jedem Sterne seine Bahn angewiesen.

Den Lauf der Gestirne zu berechnen und die Bahn einzelner zu verfolgen, so weit das irdische Auge und der beschränkte menschliche Verstand dies vermögen, haben sich Gelehrte zum eignen schönen Studium gemacht; doch wie sie auch in unserer Zeit vorgeschritten sein mögen in ihren Beobachtungen und Entdeckungen, Keiner hat es weiter gebracht, als den Lauf der ihm sichtbaren Sterne mit mathematischer Gewißheit zu bestimmen, nachdem ein Gallilei und Kopernikus bereits

vor Jahrhunderten die Grundsätze zu diesen Berechnungen festgestellt haben; und sind auch die Flecken der Sonne jetzt näher angegeben und Karten vom Terrain des Mondes erschienen, so glaube ich doch nach meinem schlichten Verstande, daß die gelehrtesten Astronomen dabei noch immer im Dunkeln tappen, und daß die uns bekannt gewordenen Resultate ihrer Beobachtungen vielleicht nur auf bloßen Vermuthungen und Trugschlüssen beruhen. Wer kann es wissen? Bei dem Allen ist gewiß das Studium der Astronomie ein so herrliches, daß es den Glauben an einen großen Regierer der Welt selbst im Herzen des ärgsten Zweiflers erwecken, und beim Nichtzweifler nothwendig befestigen muß.

Zur Beobachtung der Gestirne sind hier und da eigene Gebäude, Sternwarten genannt, vorhanden, und auch unsere Stadt ist durch die Gnade unsers geliebten Königs mit einem solchen geziert worden. Wir haben diese Sternwarte hier erbaut und heute gerichtet.

Möge die Wissenschaft durch die auf derselben künftig anzustellenden Beobachtungen und durch neue Entdeckungen bereichert werden, und der Blick des Astronomen immer tiefer eindringen in die Geheimnisse der Sternenwelt! Vielleicht, daß auch unsere Hoffnungen auf ein künftiges Leben dadurch bereichert werden.

Wir rufen: Ehre dem menschlichen Verstande und Heil und Segen dem Königlichen Beschützer jeder Wissenschaft, mithin auch der Sternkunde!

18.

Worte

bei Friedrich Friesen's Todesfeier am 15. März 1843,

gesprochen

von dem Direktor und Professor August Zeune zu Berlin.

Vorwort.

Friedrich Friesen, Lieutenant und Adjutant im ehemaligen Lützowschen Freicorps, war geboren d. 27. September 1785 in Magdeburg und blieb den 15. März 1814 bei la Lobbe in Frankreich. Sein Waffengefährte und Freund, Freiherr August von Vietinghoff, welcher mit ihm verabredet hatte, daß die Gebeine dessen, der in Frankreich fallen würde, von dem Andern nach Deutschland gebracht werden sollten, fand dieselben erst im Jahre 1816 wieder auf, führte sie bei den oft wechselnden Garnisonen 26 Jahre mit sich herum, bis er zu Ende des Jahres 1842 als Oberstlieutenant verabschiedet, in Berlin seinen festen Wohnsitz nahm. Hier bewirkte er es, daß die Gebeine seines Freundes auf dem Friedhofe des Invalidenhauses zu Berlin in der Nähe von Scharnhorsts Grabe bestattet wurden, dessen Ueberreste ebenfalls aus entferntem Lande, von Prag, hierher übersiedelt worden waren.

Rede.

Es sind in diesem Augenblicke 29 Jahre, daß ein neun und zwanzigjähriger Jüngling, eine hohe ritterliche Gestalt, Friedrich Friesen, aus Magdeburg in Sachsenland, versprengt von seiner Reiterschaar und deren tapferem Führer Lützow, im Waldesdunkel der Ardennen bei Rethel, nachdem er sich mit abgemattetem Pferde dem französischen Landsturme ergeben hatte, von einem dieser Bewaffneten durchs Herz geschossen, niedersank. Neun und zwanzig Jahre!

eine lange Zeit, doch nicht lang genug, um das Andenken eines edlen Menschen zu verwischen. Sie haben ihn Alle gekannt, verehrte Anwesende, die Einen von Seiten des Friedens[1]), die Andern von Seiten des Krieges; denn Friede und Krieg durchdrangen sich damals aufs Innigste. Es war ein Friede, der kein Friede, ein Krieg, der noch kein Krieg war; ein Friede, der sich zum Kriege rüstete, ein Krieg, der einen dauerhaften, ehrenvollen Frieden erstrebte. Neun und zwanzig Jahre! eine lange Zeit, lang genug, um den Schwall wogender Gefühle und wühlender Gedanken zu beschwichtigen, aber nicht lang genug, um die heiteren Züge des Gefallenen zu verwischen, der, ein zweiter Siegfried, Kraft mit Milde vereinte, und von dem eine ehrenhafte Stimme sagte[2]): „Wie Scharnhorst unter den Alten, so ist Friesen unter der Jugend der Größte der Gebliebenen." Darum wird er auch zur Seite Scharnhorsts ruhen, dessen Reste auch aus fernem, obgleich befreundetem Lande hierher übersiedelt wurden. Wir begehen heute eine ungewöhnliche Feier, die kaum in Jahrhunderten, ja in Jahrtausenden wiederkehrt, wir bestatten die Gebeine eines längst Verblühten, Erde von Erde, Staub zu Staub. Zwar haben wir noch in diesen Tagen von einer fernen Felseninsel im Weltmeer die Gebeine eines Mannes zurückkehren sehen, der mit eiserner Stirn sein Schwert auf die Wage des Völkerrechts warf, der ein heller Lichtpunkt für Frankreich, aber ein tiefer Schatten für die übrige Welt war. Doch wie verschieden sind die Beweggründe der Uebersiedelung dieser Gebeine! Wie es bei jenem Schreckensmanne Eitelkeit und Ruhmsucht war, welche des großen Feldherrn Gebeine in Mitten seiner verstümmelten Krieger bestatten wollte, so war es bei unserm geschiedenen Freunde Liebe und Treue, christliche Liebe und deutsche Treue, welche aus feindlicher Erde seine Gebeine sammelte, und über ein Vierteljahrhundert als treue Gefährten mit sich führte, bis sie in heimischen Boden verpflanzt werden konnten. Friesen und Vietinghoff hatten sich das Wort gegeben, wenn Einer von ihnen in Feindesland bliebe, dessen Ueberreste aus demselben in die Heimath zurückzubringen. Wie einst bei deutschen Kaiserkrönungen laut ausgerufen wurde: „Ist kein Dalberg da?" so soll man künftig, wenn Freunde im Kampfe auf feindlichem Boden fallen, ausrufen: „Ist kein Vietinghoff da?" Als vor dreitausend Jahren Theseus auf entfernter Insel auch durch Hinterlist sein Leben endete, so befahl nach achthundert Jahren das Orakel, nachdem er auf marathonischem Schlachtgefilde in eherner Rüstung mitgefochten, daß seine Gebeine nach Athen zurückgebracht würden, und Kimon erfüllte diesen Befehl des Orakels und des Vaterlandes. Auch zu unserm Freunde sprach ein Orakel, doch kein lautes durch Priesters Mund, sondern ein stilles, in des Herzens Heiligthum. So wie also Liebe und Treue des Freundes Gebeine nach langem, mühevollem Aufsuchen fand, und sie aus der Erde dunklem Schooße ans heitere Sonnenlicht brachte, um sie auf befreitem Vaterlandsboden nach errungenem Frieden im Kreise der Freunde zu bestatten, so wollen wir auch sein Andenken in Liebe und Treue bewahren, in der festen Hoffnung, die einst ihn und uns Alle erfüllte, daß unser Vaterland im milden Sonnenschein immer mehr einer geistigen und sittlichen Freiheit entgegenblühen werde. Dafür lassen Sie uns den Sonnenblick, der so eben durch die Fenster dieser Halle bricht, als günstiges Vorzeichen aufnehmen! — Friede seiner Asche!

1) Friesen war Lehrer der Jugend gewesen.
2) F. L. Jahn in seinem Vorbericht zur deutschen Turnkunst. 1816.

19.

Einweihung des Friedhofes in der Hasenhaide bei Berlin[1]).

Vorwort.

Ein erfreuliches Zeichen, daß die Erinnerung an die große Zeit des Befreiungskrieges in vielen Herzen noch immer in dankbarer Erinnerung fortlebt, war die Feier, welche am 6. September 1843, dem dreißigjährigen Schlachttage von Dennewitz, in der Hasenhaide bei Berlin stattfand. — Außer den Zuschauern, gegen fünftausend, fanden sich über siebenhundert ehemalige Krieger, alle mit der Denkmünze und viele mit andern Orden und Ehrenzeichen geschmückt, Nachmittags 3 Uhr ein. Der Vorplatz des Gottesackers war mit vier Fahnen geschmückt. Dicht vor dem Thorwege stand ein schwarzer Altar mit dem Kirchengeräth. Nach Absingung des Kirchenliedes: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr" und des von C. M. v. Weber componirten Grabliedes: „Leise wandeln wir wie Geisterhauch" sprach der Prediger Deibel folgende

Gedächtniß- und Einweihungsrede:

Der heutige Tag, so reich an glorreichen Erinnerungen, der uns zurückruft ins Gedächtniß jene großen Zeiten, da Preußens Adler seine Schwingen so mächtig entfaltete und seine Feinde zu Boden schmetterte, vereint uns hier zu einer Feier von eigenthümlicher Weihe. Wir sehen hier einen Friedhof, auf welchem Tausende von Brüdern in dunkler Gruft schlafen, bis daß der Ruf des Herrn durch die Gräber dringt: Ihr Schläfer, erwachet! von Brüdern, die einst freudig mit uns kamen, als unser theurer, ritterlicher König rief, und gern Alles gaben, gern das Beste, was der Mensch hat, ihr Leben opferten, um des theuern, heißgeliebten Vaterlandes Freiheit zu erringen. Hier ruhen sie, und stiller, heiliger Friede waltet über dieser Stätte.

Die Väter unserer Stadt, stets gern bereit, das Edle zu ehren, sie haben es nicht fehlen lassen an dem Bemühen, auch dieser Stätte ein würdiges Aeußere zu bewahren; es war ihr Wunsch, auf diesem großen Grabe, in dem so viele theure Opfer ruhen, ein großes, würdiges Denkmal zu errichten; allein theils Ungunst der Verhältnisse, theils andere Hindernisse haben es verwehrt. Da hat in der Seele von Manchen unter uns, die mit den Brüdern, welche hier an dieser Stätte ruhen, einst in heißer Feldschlacht kämpften, sich der Gedanke mächtiglich geregt, so viel in ihren Kräften, in ihrem Vermögen stände, mitzusorgen, daß die Friedensstätte auch erhalten würde, daß nicht der Leichtsinn oder die Unwissenheit sie entweihen möchte, weil das Gedächtniß jener großen Zeiten — der größesten mit, von denen die Geschichte der Welt in ihren Büchern zu erzählen weiß, — weil das Andenken an die Theuern alle, die im heiligen Opfertode ihr Leben dahingegeben haben, auch immer frisch und lebendig erhalten werden muß.

Zwar haben jene Alle, und auch sie, an deren gemeinsamem Grabe wir hier stehen, einen schönen Lohn mit dahingenommen in die schwere, heiße Stunde, wo ihnen das Auge im Tode brach und der Engel des Herrn sprach: Bis hierher und nicht weiter! Einen Frieden haben sie getragen in ihrem Herzen, den Frieden Gottes, der höher ist, als alles menschliche Verstehen und Begreifen. Denn ein solcher erblühet reich und schön in der Seele des Menschen, wenn ein großer und erhabener Gedanke, wenn ein heiliges, Gott geweihetes Gefühl sein ganzes Herz erfüllt, und er jede Kraft, die ihm von oben verliehen ist, daran gibt, daß sie im Leben, in der That sich verklären. Dann fühlt er, von dem Odem eines höheren Gei-

---

1) Aus: Der Krieger Ruhestätte. Gesammelte Erzählungen und Volkslieder. Berlin 1844.

stes angeweht, daß sein Werk in Gottes Hand ruht, und daß ein bleibender, unvergänglicher Segen ihm nicht fehlen kann. Und dieser Friede Gottes, o ich frage Euch, meine Brüder, die Ihr hier stehet, ist er nicht das selige Loos unserer Brüder gewesen, an deren Grabesstätte wir hier weilen? Ob sie auch vielleicht im herben Schmerz den letzten Kampf durchkämpfen mußten, ob sie auch mit Thränen in dem brechenden Auge nur dem Todesengel in das dunkle Antlitz schauen konnten, ob vielleicht auch nur mit schmerzlichem Seufzen sie ihn begrüßten, ob sie auch geschieden von den Theuren, die sie im Leben liebten, von Vater, Freund, Gattin, Braut, auf ihrem Sterbelager ruhten, o jener Friede war der schöne, heilige Trost, den der Herr in ihre Herzen träufte, und der sie aus dem Kampfe des Lebens als Helden und als Sieger scheiden ließ.

So hatten sie sich einen großen Lohn errungen; aber uns, den Nachgebliebenen, geziemt es, ihr Gedächtniß in heiliger Liebe zu bewahren und es nimmer erlöschen zu lassen in einem Herzen voll treuer Dankbarkeit.

Und wenn wir doch immer gern weilen an den Stätten, wo unser Liebstes ruht; wenn wir so gern mit Blüthen und mit Kränzen die Gräber schmücken, wo wir Eltern, Kinder, Freunde hingelegt; wenn wir in stiller Wehmuth gern dort verweilen, und deß gedenken, was für Liebe und Gnade der Herr über Lebende und Todte uns in ihnen geschenket; wie sollten wir nicht auch mit inniger Wehmuth der Liebe, nicht mit dankbarem Herzen auch gern verweilen an dieser Grabesstätte, wo so viele, viele Brüder hingebettet sind, die ihre Liebe zu ihrem theuern Könige und zu ihrem Vaterlande und dessen Wohlergehen durch ihres Herzens Blut, durch ihren Tod besiegelt haben? O so lasset uns denn Sorge tragen, daß diese Friedensstätte auch in Frieden stets erhalten werde und daß auch sie bleibe ein stilles Denkmal jener großen Zeit, wo ein edler, frommer, ritterlicher König und ein treues Volk dem gemeinsamen Vaterlande ein reiches Heil erbaut haben!

Aber, meine theuern Kameraden und Freunde, ein anderes Denkmal haben wir noch zu gründen, herrlicher und besser, als was aus Erz und vielem Gestein errichtet werden möchte, ein lebendiges, heiliges in unsern Herzen! Das, was unsere Brüder zu Helden und Siegern machte, es war die fromme, begeisterte Liebe zu König und zu Vaterland, es war die freudige Begeisterung für das heiligste Gut, was ein Volk haben kann, es war die Treue, die unerschütterliche, nie wankende, in welcher sie, im freudigen Aufblick zu dem Herrn, sich selbst dahinzugeben nicht gesäumt haben. Und wenn, nach dem Worte des heiligen Apostels, ihre Werke ihnen nachfolgen sollen, o so ist es eine heilige Pflicht der Dankbarkeit für uns Alle, eine heilige Aufgabe für uns, so lange uns der Herr das Leben schenkt, den heiligen und treuen Sinn, der in unsern Brüdern lebte, auch in unsern Herzen zu hüten und zu wahren, und ihn immer weiter zu verbreiten, ihn immer kräftiger einzupflanzen auch in die Seelen der nachkommenden Geschlechter. Ja, das sei das Gelübde, das wir von Neuem hier an dieser ernsten Stätte thun, das wir mit aller unsrer Kraft stets dahin wirken wollen, daß fromme Liebe, unverbrüchliche Treue, freudige Begeisterung für König und Vaterland immer kräftiger ihre Wurzeln schlagen, damit, wann einst vielleicht der theure Herr und König, dem Gott das Scepter über uns gegeben, wieder riefe, auch Alle, Alle wiederkommen und freudig sprechen: Siehe, Herr, hier sind wir! führe uns, wohin Du willst, wir sind bereit, auch, wenn es gilt, zu sterben!

Du aber, allmächtiger, gnadenreicher Gott und Vater, der du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kehret wieder, Menschenkinder! o laß Dir wohlgefallen das Opfer der Anbetung und des Preises, das wir Dir jetzt bringen. Nimm gnädig an den Dank, den wir opfern an dieser ernsten Grabesstätte, den Dank für alle die Barmherzigkeit und Gnade, die Du einst an diesen unsern heimgegangenen Brüdern gethan, daß Du ihnen geschenkt den frommen, treuen Sinn,

mit dem sie in Deinem Namen für König und für Vaterland sich opferten, und daß sie ihren Lauf vollendet haben in dem seligen Frieden, den Du den Deinen reichest, und der mehr werth ist, als alle Schätze dieser Erde! Aber, Herr und Vater, erhöre auch gnädig unsre heißen Bitten, die wir jetzt niederlegen an den Stufen Deines Gnadenthrones. Segne und beschirme mit Deiner starken Liebeshand unsern theuern, gnädigen König, rüste ihn aus mit den Gaben Deines heiligen Geistes, und verleihe ihm Alles, wonach sein königliches Herz sich sehnt. Ja, gib ihm treue Diener, gib ihm gehorsame Unterthanen in dem ganzen Umfange seines weiten Reiches. Vor Allem erwecke und mehre in eines Jeden Brust den frommen Geist der Liebe und der Treue bis zum Tode, der das stille Grab derer, die hier schlafen, zu einer rechten Friedensstätte geweiht, damit Er, ein liebender Vater, auch immer seine rechte Freude an seinen treuen Kindern haben könne, und der Preußenname unter den Namen der Völker dieser Erde immer schöner klingen möge. Ja, sei mit uns Allen, hilf uns nach Deiner Gnade, und gib Du einem Jeden, daß, wenn sein letztes Stündlein kommt, er glaubensstark und in Deinem Frieden selig mit seinem Heiland sprechen kann: es ist vollbracht, in Deine Hände, Vater, befehle ich meinen Geist, Amen!

Ihr aber, die Ihr hier ruhet, schlafet sanft den langen Schlaf, bis daß der Ruf des Herrn in Eure Gräber dringt und Ihr eingehet in das Vaterland dort oben, wo Euch gereichet wird die unvergängliche und unverwelkliche Siegerkrone!

Für uns aber, meine theuern Freunde, für uns laßt uns beten: Der Herr segne uns und behüte uns! der Herr lasse sein Antlitz leuchten über uns und sei uns gnädig! der Herr erhebe sein Vaterangesicht auf uns und gebe uns seinen Frieden! Amen!

20.

Worte Schelling's

an die Studirenden in Berlin, nachdem sie ihm am 27. Januar 1844, seinem Geburtstage, ein Ständchen gebracht hatten [1]).

Schöner hätte für mich dieser Tag nicht beschließen können, als durch die Musik und den Gesang, mit dem sie mich am Abend desselben begrüßen, und den damit verbundenen Ausdruck Ihrer Gesinnungen, wovon Ihre Abgeordneten mich so eben versichert haben, und welche durch diesen festlichen Aufzug bezeugt sind. Zu den schönsten Vorspielen, welche die Jugend deutscher Hochschulen in den letzten Jahrzehenden wiedererobert hat, gehört auch die Gabe des Gesangs, den sie mit Kunst, Auswahl und in ihren bessern Kreisen mit Bevorzugung herz- und geisterfreuender Gesänge ausübt. Denn was dringt mehr zum Herzen, was erfrischt und verjüngt mehr das Gefühl selbst Aelterer, als kraftvolle Melodieen von jungen Männerstimmen gesungen? — Vielleicht war ich in meinen letzten Stunden so glücklich, einige Laute aus einer höheren Welt, einige Akkorde aus der großen Melodie der Schöpfung zu vernehmen und Ihnen mitzutheilen; Sie lohnen mich dafür mit süßer Musik, geisterhebendem Gesang. Es ist Ihr Dank, der mich im Innersten erfreut, gerade heute vorzülich erfreut. Wenn unsere Tage dahinschwinden, wenn mit sinkender Lebenssonne unsere Schatten sich ver-

1) Aus der Vossischen Berlinischen Zeitung Nr. 25. Dienstag d. 30. Januar 1844. Schelling, geboren 1775, den 27. Januar, ist jetzt 69 Jahre alt.

längern, die Nacht immer näher rückt, in der Niemand wirken kann: dann ist es uns tröstlich zu denken, daß etwas von uns zurückbleibt, das nicht eben so vergänglich ist, als wir selbst, tröstlich, daß noch Einige unser gedenken werden, wenn unsere Stimme längst verhallt ist. Diesen Trost haben Sie mir heute an meinem Geburtstage gewährt; denn wo dürfte der Lehrer hoffen, sicherer und länger zu leben, als im Andenken der Jüngsten, im Herzen und Geist dankbarer Schüler? Darum bin ich bis in dies hohe Alter jenem Berufe treu geblieben, und werde ihm treu bleiben, bis die Kräfte mich verlassen. Im Umgang mit Ihnen, umgeben von der Liebe und dem Vertrauen, mit dem Sie mich beehren, und von dem ich heute einen so schönen Beweis erhalten habe, werde ich auch mich selbst immer wieder verjüngen und leichter das Alter tragen. Darum bitte ich Sie, unterstützen Sie mich ferner durch Ihre Zuneigung, die meinige wird Ihnen immer gewiß sein.

21.

Bruchstück

aus der Tafelrede für das fünfte Stiftungsfest der polytechnischen Gesellschaft in Berlin am 26. Februar 1844,

von Ludwig Hoffmann.

Meine hochverehrten Damen und Herren!

Zwischen der vorjährigen Festtischrede und der heutigen haben sich für die polytechnische Gesellschaft zwei weltgeschichtliche Begebenheiten begeben.

Die erste Begebenheit ist die heutige Begebenheit von unter den Linden nach dem Thiergarten. — — —

Die zweite weltgeschichtliche Begebenheit der polytechnischen Gesellschaft ist die Begebenheit eines neuen polytechnischen Journals.

Dieses Journal hat alle Patente im Besitztitel: Es wird mit Lettern von patentirter Composition gesetzt, auf der patentirten Buchdruckerpresse, mit patentirter Buchdruckerschwärze auf Patentpapier ohne Ende gedruckt; es ist also ein ganz patentes Journal. Es erscheint, was unerhört ist, zwanglos, und doch ist es gebunden, d. h. mit patentirtem Buchbinderkleister. Es hat das Originelle, Original zu sein. Mit den Worten wird sparsam umgegangen, es ist also ein ökonomisches Journal; es enthält die Primzahlentabelle, also eine Zahlentabelle, die auf alle Lebensverhältnisse paßt, und ist mithin ein statistisches Journal; es bespricht in- und ausländische Gegenstände, und ist also ein politisches Journal; oder überhaupt ein ökonomisch-statistisch-politisch-polytechnisches Journal. Der Herr Verleger hat es so verlegt, daß man nirgend verlegen ist, es zu finden; es erlebt eine Auflage nach der anderen, ohne daß eine Auflage auf der andern lagert; es geht reißend ab, ohne selbst in Fetzen zerrissen oder zu Makulatur vergriffen zu werden, und ungeachtet es nur von „ganz Berlin in der Westentasche für 4 Sgr." an Wohlfeilheit übertroffen wird, so ist es schon durch die Interessen des Anlagekapitals kapital interessant.

Aber hören Sie gefälligst eine Beiträge:

I. Nachricht über das Unglück einer neu erfundenen Redemaschine. — — —

II. Nachricht von den ersten Versuchen mit einer neu erfundenen Sprachreinigungsmaschine. — — —

III. Neuerfundenes Mittel, die Gaserleuchtung unnütz zu machen.

Die Berliner Stadtverordnetenversammlung hatte in plurali beschlossen, sich nicht länger englisiren zu lassen, und ein Gas mit Anwendung von vaterländischem Kienöl zu bereiten. Bei wiederholtem Versuch zeigte sich für die neue städtische Beleuchtung Kienöl zwar stätisch, aber widerspenstig stätisch, und schon wollte man sich des sächsischen Gasbereitungsmittels bedienen, als ein Techniker die Stadtverordneten auf das deutsche Volkslied wies:

„Guter Mond, du gehst so stille.“

Mondlicht und Gaslicht, sprach dieser, sind wie Hund und Katze, und wenn der Mond sein blankes Gesicht nur in dem Fremdenblatt des Kalenders anmeldet, so gehen schon eine Stunde vorher alle Gaslaternen von selber aus. Es käme also nur darauf an, dem Monde den Kopf zu waschen; der Mond hat nämlich, wie jeder Vornehme, zwei Gesichter, ein helles und ein finstres; den Gelehrten nach, lebt er in gemischter Ehe mit einer Negerin, und das wäre schlimm, denn einen Mohren wäscht man nicht weiß. Die Astronomen nennen aus obigem Grunde das schwarze Gesicht Neumond, weil ein Afrikaner früher was Neues war. Allein die Gelehrten sind die Verkehrten, denn die Sache ist anders:

Der Mond ist von Prinzmetall, und deßhalb so häufig bei Hofe, was er auch vom ersten bis zum letzten Viertel durch alle daselbst probemäßigen Katzenbuckel beweist. So hatten durch die ewigen Bücklinge das spröde, weiße Zink sich nach vorn zu einer blanken, das geschmeidige Kupfer sich aber nach hinten zu einer rauhen Hälfte verzogen. Kein Wunder, daß der Dampfmaschinen-Schornsteinblack an die rauhe Seite sich festsetzte, und den Mond hinterrücks anschwärzte, und zwar der Art, daß, wenn schon bei den lange nicht gekehrten irdischen Schornsteinen der Ruß dann und wann mal stückweise in die Suppe fällt, die mondigen Rußstücke so massig herabgeworfen werden, daß die Astronomen einen eigenen Namen, den der Meteorsteine, für sie erfanden. Daraus ist klar, daß der Mond von einem Schornsteinfeger mit Kratzeisen und Besen behandelt werden muß, bevor er für die allnächtliche Beleuchtung Berlins galvanisch versilbert und mit fleißiger Anwendung des patentirten Putzpulvers blank erhalten werden kann.

Für die Mission zur Bekehrung der schwarzen Halbkugel würde ein Dampfschiff auszurüsten und darauf mit Hülfe eines Stricks als leitenden Artikels ein Ball zu arrangiren sein. Da aber hier den Augen gedient werden soll, so kann der Magistrat zur Ersparung der Ballspeisekosten einen Augendiener, auch Speichellecker genannt, statt des Ballons anwenden, denn solcher Mensch läßt sich zu Allem gebrauchen, wenn er dabei nur in die Höhe steigen kann, und nimmt unter einem Kratzling noch dankbar einen Ausputzer mit auf die Reise.

Zugleich hat solch ein Emporkömmling mit dem Ballon gemein, daß beide um so höher steigen, je geringer ihr innerer Gehalt ist, und vor dem Ballon voraus, daß sein äußeres Gehalt bedeutend genug ist, um den Ballast zu ersetzen.

Als einen erfahrenen, gewandten und gewitzten Mann wäre dem Augendiener unter dem Kehraus ein unter dem Einkaufspreis zurückgesetzter, von wegen Borneo zurückgekommener Handschuhmachermeister als Ausputzer beizugeben, vor dem der Schwarze nicht zu besorgen hat, daß er ihm was weiß mache; zugleich wird hier mit schwarz auf weiß die Legitimation des Weißen erreicht, der sonst, seiner diversen Putzlappen wegen, der Polizei als Musterreiter verdächtig werden könnte; um so mehr, da alle drei, ihrer geselligen Wanderschaft wegen, als ein ohne Geistlichkeit bekehrender Gesellenverein der heutigen frommen Zeit an sich verdächtig sind.

Das einzige Bedenken wäre, daß nach vollkommener Versilberung der Mond permanent bei Hofe sein würde, da bekanntlich zu den hohen Hofchargen Versilberung und Ausputzung gehört; der gute Mond würde also fortdauernd verdunkelt sein. Allein diesem Uebelstande ist durch die Anwendung des Schweighoferschen Scheinwerfers, der schon so viele Städte, Straßen und Plätze brillant erleuchtet hat, und um so mehr einen Hof erleuchten wird, vollständig abzuhelfen. Auch würde jeder Lampenversorger mit dem Patent als Wurmdoktor zu entschädigen sein, der bei ewig neuem Monde täglich sein Fortkommen findet.

Die Mondversilberung kann auf Actien gegründet werden; das Geschäft wird durch Gas mit zwischenströmendem Sauerstoff klar gemacht, das Publikum verblendet sich die Augen, wird blind, und kauft wie verrückt. Jede 5 p.Ct. Einzahlung nach der anderen wird aparte versilbert. Ist nun das Capital auf den Mond angelegt, und will der Aktieninhaber die Dividende abholen, so ist klar, daß er, wenn er vorher duselig war, bei der Höhe des Kapitals jetzt schwindelig werden muß. Es ist also der offenbarste Aktienschwindel von der Welt, denn er hat das Kapital blanko in runder Summe mit dem drum und dran befindlichen blauen Dunst immer vor Augen.

Die Stadtverordnetenversammlung wird jedenfalls die patriotischen Vorschläge kommissarisch prüfen lassen.

Hiermit, meine verehrten Damen und Herren, haben Sie im Auszuge einen Beweis von dem großen Nutzen der zweiten weltgeschichtlichen Begebenheit, die ich mit der Motte eines ähnlichen Instituts schließe:

„Der Nationalfleiß ist die Grundlage der Gewerbekraft."

Anhang:

Anhang.

I. Geistliche Reden.

14.

Predigt am 1. Sonntage nach Trinitatis von Huldreich Zwingli.[1])

Die Rechtfertigung durch den Glauben.

Unterschied zwischen dem blos historischen und dem rechtfertigenden oder dem seligmachenden Glauben.

An Christum glauben heißt sich mit ganzer Zuversicht und festem Vertrauen auf ihn verlassen und unzweifelhaft glauben, daß er uns das sein und leisten werde, was die Schrift von ihm sagt. Viele glauben allerdings, daß Christus der Sohn Gottes sei, daß er geboren worden, gelitten habe, auferstanden sei; dies bekennen auch die Dämonen; aber dieser Glaube macht nicht gerecht. Der Glaube hingegen ist der rechtfertigende und ewig seligmachende, wenn wir glauben und anerkennen, daß wir in Adam Alle todt seien und Sünder, und der ewigen Verdammniß unterworfen, und daß von wegen der Sünde der Tod in die Welt gekommen sei, und hernach das Gesetz, damit die Schuld noch größer würde; daß aber, was das Gesetz nicht leisten konnte wegen der Schwachheit des Fleisches, weil wir unter die Sünde verkauft waren, — daß Gott dies durch seinen eingebornen, für uns in den Tod dahin gegebenen Sohn bewirkt und uns durch Christum die Sünden verziehen habe, daß nun die Sünde aufgehoben, wir mit seinem Blute dem Vater versöhnt, mit seinem Blute abgewaschen, und der göttlichen Gerechtigkeit durch das Opfer seines Leibes genug gethan worden; so daß er von nun an unsre Gerechtigkeit, Genugthuung, Leben und Heil sei, und daß dies Alles aus Gnaden geschehen, ohne unser Werk oder Verdienst. Ephes. 2. Nur dieser Glaube macht gerecht und selig. Joh. 2, 23.

Verhältniß der Werke zum Glauben. Der Glaube macht gerecht, nicht die Werke. Diese sind nur Früchte und Wahrzeichen von jenem.

Was die Werke betrifft, so ist gewiß, daß diejenigen, welche mit aufrichtigem und ungezweifeltem Glauben Gott anhangen durch Christum, nie ohne Früchte der guten Werke sein werden; und diese Werke werden dem

1) Huldreich Zwingli, geb. d. 1. Januar 1484, gest. d. 11. Okt. 1531 in der Schlacht zwischen Zürich und den katholischen Cantonen.

inneren Glauben und Geist gleichförmig sein. Nun folgt, daß keine Werke göttlich und gut sind, die nicht aus dem Glauben herfließen, d. i. aus einem Gemüte, in welchem Gott wohnt. Röm. 14. und Joh. 3. — Die Werke scheuen das Licht nicht, welche aus Gott geschehen. Hieraus ergibt sich leicht, daß Erkenntniß Gottes und Glaube allen guten Werken vorhergeht. Die Werke sind es also nicht, denen Gott Heil und ewige Seligkeit gibt; sie sind nur Zeugnisse und Zeichen des Glaubens, der im Menschen ist, gleichwie die Früchte Zeichen eines guten Baumes sind. Das Heil ist also aus dem Glauben, d. i. das Heil wird nur denen zu Theil, welche mit festem Glauben sich auf die uns durch Christum erzeigte Barmherzigkeit Gottes verlassen: aber das mit Erkenntniß Gottes und ungezweifeltem Glauben erfüllte Gemüt bringt gute Werke hervor. Es haben jedoch die, welche durch den Glauben gute Werke verrichten, wohl zu merken, daß auch sie selbst in allen ihren guten Werken weniger thun, als sie zu thun schuldig sind, und sogar sündigen und fehlen; daß alle ihre Werke, obgleich sie aus Glauben an Christum geschehen, dennoch unvollkommen und unrein sind, wegen der Anfechtungen des Fleisches, von welchen die Frommen nicht völlig frei sind. Daraus folgt, daß auch die guten Werke, welche von den Gläubigen und aus Glauben geschehen, das Heil und die Seligkeit nicht erwerben können. So du aber frägst: Warum ermahnt denn die heilige Schrift in so vielen Stellen zu guten Werken und dringt darauf? so antworte ich: dies geschieht, um uns anzutreiben; das träge Fleisch erhält einen Sporn, damit es nicht lässig sei, und dem Glauben geziemen gute Werke. Luc. 13, 23. 24.

Der Mensch wird also gerechtfertigt durch den Glauben ohne Zuthun der guten Werke; nicht daß der Glaube, welcher gerecht macht, ohne Werke sei, denn das wäre unmöglich, sondern weil die Rechtfertigung einzig vom Glauben herzuleiten ist, und nicht von den Werken. Der wahre und gerechtmachende Glaube aber, von dem wir reden, und der durch die Liebe thätig ist, kann so wenig ohne gute Werke sein, als das Feuer ohne Wärme oder Glanz. Daß aber die Wärme Hitze verursacht, das liegt im Feuer, nicht im Glanze, wenn gleich kein Feuer ist ohne Glanz. Eben so wird die Rechtfertigung dem Glauben beigelegt, nicht den Werken, obgleich der Glaube nie ohne Werke ist. Du hast z. B. einen Sohn, dieser ist schon als Kind Erbe deiner Güter, ehe er irgend ein Werk verrichten kann, darum weil er der Sohn ist; auch geben ihm die Werke, die er im erwachsenen Alter verrichtet, kein Recht auf die Erbschaft, wohl aber sichern sie ihm die Erbschaft. Denn wenn er deinem Willen entgegenhandeln würde, so verdiente er von der Erbschaft ausgestoßen zu werden, d. i. er zeigt sich durch diese Widerspenstigkeit würdig, daß ihm die Erbschaft entzogen werde. Beträgt er sich hingegen gut und folgsam, so zeigt er sich würdig des Erbes, das er vermöge seiner Geburt erlangte und besitzt. Eben so wird der Mensch ein Kind Gottes durch die Gnade und Erwählung, nicht durch gute Werke; aber durch gute Werke legt er zu Tage, daß ihn Gott zu seinem Kinde erwählt und angenommen habe. Matth. 19, 16.

15.

Die Offenbarung

von Dr. Joh. Em. Veith.[1])

„Denn siehe, du liebest die Wahrheit; die verborgenen Tiefen deiner Weisheit hast du mir kund gegeben.“ Ps. 50, 8.

Der ehrwürdige Geschichtsschreiber des alten Burgunder- und Frankenreiches, Gregorius von Tours, hat es nicht unerheblich gefunden, von einer frommen Jungfrau zu erzählen, die in der Vision des Traumes eine weite Wanderung unternahm zur Quelle des Lebens. Auch wir haben die Aufgabe, uns, und zwar wachend, auf den Weg zu begeben, um die Quellen der heilbringenden Wahrheit zu suchen. Da bieten sich uns aber zweierlei Meinungen als Führer an, die in völlig entgegengesetzte Richtungen aus einander gehen. Die eine will wissen, daß es keine andere Quelle der Wahrheit gebe, als die menschliche Vernunft; die andre behauptet: jene Quelle sei einzig die Offenbarung Gottes. Beziehungsweise hat jede dieser Ansichten ihre Geltung; in so ausschließender Bestimmtheit hingegen sind beide im Unrecht. Da die menschliche Vernunft als eine wesentliche Kraft des erschaffenen Geistes keine unbedingte sein kann, und da sie überdies durch viele beschränkende und maaßgebende Verhältnisse in jedem Einzelnen anders gefärbt erscheint, so wäre es ganz widersinnig, ihr eine absolute Autorität beizumessen. Denn die buntesten und widersprechendsten Ansichten würden dann alle im gleichen Rechte sein. Die göttliche Vernunft hingegen, oder die unendliche Weisheit Gottes ist allerdings untrüglich; allein wenn alle Wirksamkeit einzig ihr nur zuzuschreiben wäre, wenn alles menschliche Wissen und Erkennen nichts andres sein sollte als das Ergebniß der göttlichen Mittheilung an den menschlichen Geist, der dabei nichts zu thun hätte, als das Mitgetheilte einfach in sich aufzunehmen, so würde dadurch jede selbstständige Thätigkeit des letzteren geläugnet, die denkende oder vernünftige Seele zu einem bloßen Behältniß herabgewürdigt, und nicht einmal einem Magen gleichgeachtet, weil diesem doch jedenfalls die Function der Verdauung zukommt.

Zu den Zeiten der erbitterten Kämpfe zwischen den Hugenotten und Katholiken geschah es, daß ein Ordensgeistlicher vor einer großen Anzahl von Landleuten unter freiem Himmel predigte; der Versammlungsort war eine Wiese. Der Prediger beschloß seine Rede mit einem Aufruf ganz eigener Art. Ich habe Grund zu fürchten, sprach er, daß immer noch in eurer Mitte nicht Wenige sich vorfinden, die den verderblichen Neuerungen, den Lehren des Irrthums anhangen. Darum beschwöre ich euch, allen Wahrheiten des Heils, wie die apostolische Kirche sie lehrt, von ganzem Herzen treu zu bleiben. Wer aber diesen Vorsatz gefaßt hat, der nehme zum Wahrzeichen ein Büschel Gras, und halte es im Munde, damit dadurch ersichtlich werde, wie groß die Zahl der Rechtgläubigen sei. — Die meisten gingen auf diesen Antrag ein; sie rupften einige Grashalme aus dem Boden, und thaten, wie es der Prediger wünschte. Diesem hingegen kam der Anblick seiner gefügigen Zuhörer mit einem Male so lächerlich vor, daß er ausrief: „Wahrhaftig, so lange ich lebe, habe ich niemals so viele Schäflein auf der Weide gesehen!“

Die Ironie, die in diesen Worten liegt, kann nur Jene treffen, welche die herrliche Parabel vom guten Hirten und seiner Heerde so auffassen, daß

---

1) Aus: Misericordia. Zwölf Vorträge über den 50. Psalm, gehalten in der Minoritenkirche zu Prag während der Fasten 1852 von Dr. Joh. Em. Veith, emerit. Domprediger an der Metropolitankirche St. Stephan, Ehrendomherr des Metropolitankapitels zu Salzburg, Mitglied der theologischen Fakultät zu Prag und Wien. Wien, 1853.

sie das Bild für die Sache nehmen. Alle diejenigen, die in der trägen Meinung sich gefallen, daß ihnen in der Angelegenheit des Heils weiter nichts geboten sei, als die geoffenbarten Lehren einfach anzunehmen und im Speicher ihres Gedächtnisses aufzubewahren, ohne sich denkend damit zu beschäftigen, erfassen den Glauben in sehr mechanischer, geistloser Weise und sind eigentlich schlechter dabei berathen als die Schafe auf den Triften, welche die Nahrungsstoffe nicht blos in sich aufnehmen, sondern auch sich aneignen und in ihre Lebenssäfte umwandeln. Ohne Liebe und beharrliche Mühe lernt ja auch in irdischer Wissenschaft und Kunst Niemand etwas Rechtes; wie will man erst zur Erkenntniß der Heilswahrheit gelangen, ohne den Eifer der Liebe daran zu setzen? Von dieser Aufgabe handelt der ausführlichste aller Psalmen, der 118., der vielleicht deshalb alphabetisch geordnet ist, weil er das Alpha und Omega des sittlichen Lebens umfaßt. „Deine Zeugnisse, o Herr, sind meine Betrachtung, deine gerechten Gebote die Richtschnur, mit der ich zu Rathe gehe. Gib mir Einsicht, damit ich dein Gesetz erforsche, und von ganzem Herzen es bewahre. Eine Leuchte meinen Schritten ist dein Wort, ein Licht für meine Wege.“ Wenn Gott die wesenhafte Wahrheit ist, so können wir ihn nicht lieben, ohne die Wahrheit zu lieben; was aber Niemand von sich auszusagen das Recht hat, der den Boden seines Geistes brach liegen läßt in der falschen Erwartung: das göttliche Wort werde darin schon aus eigener Macht reichlich keimen und sprossen.

Wie geschieht es jedoch, und auf welchem Wege der Vermittelung kommt es zu Stande, daß die göttliche Wahrheit der Gegenstand unseres Glaubens, unserer geistigen Erkenntniß und Beherzigung wird? Wie gelangt ihre Mittheilung an unseren Geist? die abstracten Eintheilungen der Religion in die reinvernünftige und die positive, in die natürliche und übernatürliche, die dürren Quästionen über die Offenbarung: ob sie möglich, ob nothwendig, ob wirklich, wollen wir unberührt lassen, um lieber auf den grünen Auen lebendiger kirchlicher Gedanken uns umzusehen. Wir wollen nämlich einen der schönsten Psalmen zu Rathe ziehen, weil derselbe augenscheinlich in drei Theile oder Hauptstücke sich gliedert, an welchen ebenso viele Stufen der Offenbarung sich zu erkennen geben. Zuerst nämlich wird die Allmacht Gottes geschildert, wie selbe sich offenbart an der Pracht und Herrlichkeit der sichtbaren Welt. „Die Himmel erzählen die Glorie Gottes, seiner Hände Werk verkündet das Firmament. Ein Tag überliefert dem andern das Wort, eine Nacht gibt der andern Kunde.“ Denn während im Glanze des Tagsgestirnes nur die irdische Welt dem Auge sich zeigt, bringt die Nacht am Schimmer der Gestirne die Unermeßlichkeit andrer Welten zum Vorschein. Nachdem dann der Psalm die Herrlichkeit der Sonne unter dem Bilde eines Helden geschildert, der siegreich seine Bahn zieht, nimmt der Gedankengang die plötzliche Wendung vom Lichte der Körperwelt zu jenem, das die Geisterwelt erleuchtet; vom äußerlichen oder Erscheinungsleben der Natur zum innern, selbstbewußten und sittlichen Leben der Geister. „Das Gesetz des Herrn ist fleckenlos (reiner als das Licht der Sonne), es bekehrt und lenkt (zur Gottesliebe) die Seelen; die Zeugnisse des Herrn sind getreu, sie geben Weisheit den Kleinen; die Befehle des Herrn sind schlicht und erfreuen die Herzen; die Gebote des Herrn sind Licht, sie erleuchten die Augen, d. h. sie lehren das wahrhafte Gute vom wahrhaften Uebel unterscheiden; „die Furcht des Herrn ist heilig, sie begründet ewige Wohlfahrt.“ Mit diesen Versen also schildert der Sänger die Offenbarung des geistigen Gesetzes, welchem er treu zu bleiben gelobt. „Denn siehe dein Knecht bewahrt die Gebote, in ihrer Befolgung ist überreicher Lohn.“ Allein bei diesen Worten blickt er in sein eignes Herz; er fragt sich selber, ob er nicht zu viel von sich ausgesagt; und auch wenn sein Gewissen ihn nicht anklagt, fühlt er sich dadurch noch keineswegs gerechtfertigt. Denn, so fährt er fort: „Wer hat Einsicht genug, um

Irrthümer zu würdigen? Von verborgenen Fehlern mache mich rein, und vor bösen Beispielen beschütze mich, damit ich frei bleibe von schwerer Sünde, und die Gesinnung meines Herzens stets dir wohlgefällig sei, Herr, mein Helfer und Erlöser!" Wer erkennt an diesem Schlusse nicht die Hindeutung auf die Möglichkeit des Verlustes, sowie der Wiedergewinnung der göttlichen Gnade? So ist demnach in den beiden ersten Abtheilungen dieses Psalmes von der schöpferischen Allmacht und Weisheit die Rede, wie sie nicht minder in der geistigen als in der Körperwelt sich offenbart, während der dritte Hauptheil die Offenbarung der erlösenden Liebe feiert.

Fragen wir nun nach dem Träger dieser dreifachen Offenbarung, d. h. nach demjenigen Wesen, welchen die schöpferische, gesetzgebende, erlösendrettende Liebe sich kund gibt, so werden wir uns nicht darauf beschränken, als diesen Träger den Menschen zu bezeichnen, sondern wir werden auch zugestehen müssen, daß er, als Vereinswesen beiden Schöpfungsreihen, in sich selber die volle Offenbarung der schaffenden Allmacht darstellt, und daher auch den Schlüssel dieser Offenbarung in seinem eigenen Bewußtsein trägt. „Was ist der Mensch, (so heißt es im 8. Psalme,) daß du seiner gedenkest, der Sohn des Menschen, daß du ihn heimsuchst? Ein wenig geringer als die Engel hast du ihn gemacht, mit Ehre und Herrlichkeit ihn gekrönt, und ihn gesetzt über alle deine Werke!" [2]) Diese Schilderung, — die zugleich auf den zweiten oder himmlischen Adam Bezug hat — zeigt den ursprünglichen Menschen in seiner anfänglichen Stellung und geistigen Hoheit. Als endlicher oder bedingter Geist konnte er nicht anders als durch seinen Schöpfer zum Selbstbewußtsein geweckt werden; diese Erweckung aber war nothwendig zugleich schon eine Offenbarung Gottes an ihn. Von jetzt an wußte er sich nicht blos als ein geistigfreies, sondern auch als ein geschaffenes Wesen; er erkannte den Schöpfer der Welt als seinen liebreichen Urheber und Gebieter, als Gegenstand seines Glaubens und Gehorsams. Als jedoch der Augenblick gekommen, diese seine Gegenliebe durch das Opfer freier Unterwerfung zu erproben, und dadurch in gottgefälligerweise sich selbst zu vollenden, ward er als ein Treuloser befunden. Anstatt in Glauben und kindlicher Ehrfurcht zu gehorchen, wagte er den Versuch, dem eigenen Willen zu folgen, seine Selbstmacht zu üben, unabhängig von Gott zu handeln. So zog er seine Hand zurück aus der Hand der Allmacht, die bisher ihn aufrecht gehalten und geschirmt; er verließ den einzigen Weg, der ihn vor dem Abgrunde bewahrte; und nun war es um ihn geschehen. Die Warnung, die an ihn ergangen, trat in Erfüllung; die Ohnmacht, die Schmach, der Schmerz, alle Gewalten des Todes brachen über ihn herein; er fand sich einsam und hülflos in nie geahnten Finsternissen. Wer konnte aus solchem Elend ihn erretten, und durch welche Mittel war diese Rettung möglich?

---

2) Statt der Worte: „ein wenig geringer als die Engel hast du ihn gemacht" übersetzt Luther: „du wirst ihn lassen eine kleine Zeit von Gott verlassen sein. Im Hebräerbrief 2, 6 u. 7 kehrt dieselbe Stelle wieder, wo Luther hat: „du hast ihn eine kleine Zeit der Engel mangeln lassen, und eben so V. 9. A. d. H.

16.

Am Himmelfahrtsfeste.

Predigt über Apostelgeschichte 1, von Claus Harms.[1])

Das dreifache Hineintreten des Himmelfahrtsfestes, nämlich in die Natur, in den Glauben und in das Leben;

in die Natur: daß es ein anderes Reich noch gebe, daß gleichwohl die Natur und die Gnade Ein Reich seien;

in den Glauben: in den allgemeinen Religionsglauben: Gott führet alles herrlich hinaus; in den besondern Christenthumsglauben: Gott war in Christo;

in unser Leben: zum Trost, das es also endet, zum Ernst, Christus wird wiederkommen.

I.

Das Himmelfahrtsfest tritt in die Natur hinein. Wenn nun seit mehreren Wochen die Natur eine ganz andere Gestalt angenommen hat; wenn sie nun lebendig erscheint, die sonst Monate lang erstorben lag; wenn sie nun in der Fülle des Lebens und mit großem Schmuck auf Fluren und Feldern erscheint, die sonst ein mißzierendes Gewand trug; wenn die Natur seit einigen Wochen zur Arbeit einladet: Komm, bestelle dein Feld, bereite deinen Garten, es wird dir belohnt, was du thust, — und wir die Menschen diesem Rufe der Natur folgen sehen, Ps. 104, 23: So gehet denn der Mensch an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend; freilich nicht Alle, aber wenn wir doch die Uebrigen sehen hinauseilen ins Freie, in die Natur, von der Schönheit der Natur gelockt und von ihren linden Lüften — zu genießen, zu nehmen und zu genießen, was jetzt aus so manchen Händen und Kelchen, aus jedem Blumenkelch dargeboten wird, und da es Menschen gibt, die lieber auf dem Baumblatt als auf dem Bibelblatte lesen, lieber die Vögel singen als die Prediger reden hören; — sagt, l. Fr., obs denn nicht scheine, als gäbe nur Eins es, als wäre nur Ein Reich vorhanden, die Natur und das Reich der Natur, gleichwie nach der Epistel die Jünger nur von Einem wußten, vom Reich Israel? Allein da, und eben in den Tagen, wo ihre allerhöchsten Reize die Natur auslegt, da tritt das Himmelfahrtsfest herein, in die Natur hinein, und ruft allen denen zu, die sich in ihr ergehen: Stehet still, euch soll gewiesen werden, daß es ein Anderes gebe, daß die Natur es nicht alleine sei. Die ihr nicht vermerket habt des Herren Jesu Christi Wandeln unter euch die vierzig Tage lang und nichts vernommen von dem, was er redete über ein anderes Reich, über das Reich Gottes, — stehet still heute, um ihn versammelt, wie seine Jünger einst, und hört: der von den Todten auferstanden ist und sich nach seinem Leiden lebendig erzeigt hat durch mancherlei Erweisungen, der wird aufgehoben zusehends, und eine Wolke nimmt ihn vor den Augen weg. Sehet ihr darin nicht ein höheres Walten? öffnet euren Blicken sich damit nicht eine höhere Welt? stellt sich damit nicht vor euren Geist ein höheres Ziel? wollet ihr nicht sagen: was wir sehen, ist schön, allein, was wir nicht sehen, wohinein und wohinauf das leibliche Auge nicht trägt, das ist schöner, größer, herrlicher? So fraget das Himmelfahrtsfest, und Jeder, der an diesem Feste die Rede führt: Nehmet ihr aus solchem Vorgange nicht ab, daß es außer der Natur noch ein anderes Reich gebe? und wie soll dieß andre heißen? Christen nehmen den vorhandnen Namen, wie sie denn finden, daß jenseits der Natur und über sie hinaus Gnade Alles sei, und nennen dieses andre das Reich der Gnade

---

1) Claus Harms, Kirchenpropst und Oberkonsistorialrath in Kiel, geb. d. 25. Mai 1778 zu Fahrstedt in Dithmarschen, Verfasser der 1817 zum Reformationsjubiläum herausgegebenen 95 Theses. Diese Predigt ist mit Hinweglassung des Einganges aus seiner „neuen Sommerpostille, Altona 1827" entnommen.

Indeß die wir heute mit Jesu auf dem Berge, die wir durch dieses Fest geführt, heute höher stehn zur bessern Uebersicht und tieferen Einsicht, uns erscheinen am Himmelfahrtsfest die Natur und die Gnade nicht als zwei Reiche, sondern als Ein Reich. Wer mit uns darin eine Hinweisung oder wenigstens ein Gleichniß finden will, den machen wir heute darauf aufmerksam, wie die Natur ihr Leben und ihre Schönheit, ihren Frühling gefunden habe, während der Zeit, während der vierzig Tage, da unser Herr, der König im Gnadenreich, in seiner göttlichverklärten Gestalt auf ihr wandelte. Die Gnade hat sich in Natur gekleidet. Nehmt diesen Gedanken an oder nehmt ihn nicht an, er soll denn auch selber mir eine Einkleidung gelten wollen. Aber weiter stelle ich dieses vor: Christi Werk auf Erden, soweit es sichtbar geworden ist, mit Einschluß der bald zu feiernden Pfingstbegebenheit, nicht wahr, das gehört zum Gnadenreich? Da erinnert euch denn: wie bei Christi Geburt ein Stern den Weg nach Bethlehem wies, in allen seinen Wunderthaten die Natur dem Willen Christi gehorchte, bei seinem Sterben die Sonne den Schein verlor und die Erde bebte, gleichwie ein Erdbeben den Stein von seinem Grabe abwarf, am Pfingstfest ein Brausen das Haus erfüllete, und heute eine Wolke kommt, die ihn wegnimmt: was wollen wir weiter Zeugniß, daß die Gnade und die Natur Ein Reich seien unter Einem Herrn! Ja noch Ein Zeugniß weiter, in kurzer Erinnerung daran! Was sagt Paulus Röm. 8 von der seufzenden Kreatur und von ihrem Sehnen, frei zu werden von der Eitelkeit mit den Kindern Gottes? Heute verließ der Herr nach seiner sichtbaren Gegenwart die Erde, allein die beiden Männer sagen: Er wird wiederkommen. Ja, wir warten nach apostolischer Zusage eines neuen Himmels und einer neuen Erde, und daß auch die Erde soll neu werden, zeiget uns, daß Natur und Gnade zusammen Ein Reich seien, und daß gleichwie die Natur an der Sünde der Menschen hat Theil genommen, soll auch sie an der Erlösung der Menschen, geschehen durch Christum, einmal ihren Antheil nehmen. So tritt das Himmelfahrtsfest in die Natur hinein.

II.

Die angestellte Betrachtung hat uns schon in das Gebiet des Glaubens versetzt: auch hier begegnet uns das Himmelfahrtsfest und tritt ein in den allgemeinen Religionsglauben zuvörderst: Gott führet Alles herrlich hinaus. Nennen wir dieses den allgemeinen Religionsglauben, einmal, weil er wirklich allgemein ist auch unter solchen, die in vielen andern Glaubenssätzen von einander abweichen. Dann, weil er vielen die ganze Summa ihrer Religion, ihr einziger Glaubenssatz ist. Nun, damit sie fester ihn halten, denn ein Prophet sagt, Jes. 28. des Herrn Rath ist wunderbarlich, damit sie fester ihn halten, und sich an diesem Glauben aufrecht halten, und oben, wenn sie in tiefem Wasser sind, Psalm 69 und die Fluth sie ersäufen will; damit sie ihn haben den schönen Glauben und bei gewissen Wahrnehmungen nicht irre werden an Gott, wie Assaph, der schier gestrauchelt hätte mit seinen Füßen, da er sah, daß es den Gottlosen so wohl ging, die Gerechten dagegen täglich geplagt werden: daß dennoch, dennoch Gott es gut mache, — seht diesen Glauben zu verstärken, was kann mehr dienen dazu, als Christum sehen gen Himmel fahren? Nicht blos hat Christus menschliche Natur angenommen, sondern er ist auch in dies menschliche Leben eingegangen, unter die Menschen, unter ungerechte, boshaftige und mordsüchtige Menschen und ist untergegangen in den Wassern der Bosheit und Mordsucht, Er, so unschuldig und rein und von Liebe zu den Menschen so voll. Das war allerdings ein wunderbarlicher Gottesrath, wie denn auch Christi Seele bange darin ward bis zu dem Angstruf am Kreuz: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Nein,

nicht verlassen, das zeigete die Auferstehung schon, nein, nicht verlassen, sondern an- und aufgenommen, in den Himmel aufgenommen, zur Rechten Gottes, das ist die frohe Begebenheit dieses Festes, aufgehoben zusehends und bis zur Rechten Gottes, wo ihn Stephanus bei eröffnetem Himmel sah, wo wir ihn bei heute eröffnetem Himmel auch sehen, und nun Gott preisen, der mit Christo Alles so herrlich hinausgeführt hat, — wie er mit uns es ebenfalls herrlich hinausführen wird, den Bösen, die uns widerstehen, in ihrer Sprache zum letzten Betrug, wenn sie sehen, wie am Ende die Unschuld doch siegt und das Recht seinen Triumph hält und die treue Standhaftigkeit gekrönt wird, eben wie wir es sehen am Himmelfahrtsfest. So tritt dieses Fest in den allgemeinen Religionsglauben ein: Gott führt Alles herrlich hinaus!

Du ständest, mein Christ, eben nicht in solchen Erfahrungen, und in diesem Betracht eben nicht brächte die Feier dir Freude? Nun, auch in den besondern Christenthumsglauben tritt das Fest ein: Gott war in Christo und versöhnete die Welt mit ihm selber. Wohl halten wir jenen Glauben auch fest und freuen uns eben an Christo, den wir lieb haben, ihn so herrlich bestätigt zu sehen; doch wichtiger noch ist uns diese Lehre, die wir nennen mit apostolischer Benennung ein theuer werthes Wort, das auch gewißlich wahr ist. Vor einer christlichen Gemeinde, die, wie ich weiß, alle Feste bisher christlich gefeiert hat, ist es nicht nöthig, die durch Christum bewirkte Versöhnung heute erst zu predigen, noch die früheren Gottesbestätigungen anzuführen von ihr; allein zu schweigen ist heute nicht von der letzten Bestätigung, die der Gerechte und Heilige dem Versöhnungswerke Christi gegeben hat damit, daß er Christum zu sich in den Himmel nahm. Der so oft gesagt hatte, er sei gesendet von Gott, gekommen von Gott, aus seiner Herrlichkeit, die er gehabt hätte bei Gott, ehe die Welt gewesen, ist es nicht, als spräche er auf dem Berge, von welchem er auffuhr, das Gebet: „Und nun verkläre mich, Vater, mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, Vater! die Stunde ist hie, daß du deinen Sohn verklärest!" Was ist Himmelfahrt anders als Verklärung? und Gottesspruch hier bei Bethanien wie am Jordan dort: das ist mein lieber Sohn! Verklärung durch die Erklärung: Nun ist vollendet das große Werk! Deß freut sich denn ein Jeder, welchem daran liegt, über sich einen gnädigen Gott zu wissen, Gott seinen versöhnten Vater nennen zu können. Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selbst. Sie ist versöhnt, du bist versöhnt, freue dich der wiedererlangeten Knechtschaft! da ist nun auch gar nichts mehr im Wege, daß du nicht könntest mit Freudigkeit wieder zu dem himmlischen Vater treten, wenn du kommst mit Glauben an den Sohn, an den durch die Himmelfahrt als Weltheiland und dein Heiland bestätigten Gottes- und Menschensohn. Werthe Gemeinde, wie ich darüber mich freue, daß ich selbst glaube und mich freue, das auch auszusprechen vor dir; ebenfalls ist eine Freude mir das, daß dieser Glaube ein fleißig vor dir gepredigter und willig von dir angenommener Glaube ist, daher du auch mein Zeugniß von demselbigen, ich hoffe, in allen diesen Zuhörern gern anhörst. — So tritt das Himmelfahrtsfest in unsern Glauben ein.

III.

Nur für die Betrachtung wird es getrennt, an sich ist es nicht getrennt, weil in sich es nicht verschieden ist, wenn wir von einem dreifachen Eintreten des Himmelfahrtsfestes reden, wie es in die Natur, in den Glauben und in das Leben eintrete. Denn wer Christum vor sich in der Natur, ihn in sich in seinem Glauben, als den durch die Himmelfahrt Verherrlichten und Verklärten wahrnimmt, das fehlt nicht, demselbigen bringet das Fest Christum auch in sein Leben, zum Trost und zum Ernste des Lebens. Zum Trost: daß solchen Ausgang das Leben hat. Aber ich muß doch ja sterben, sprichst

du, und durch das finstre Thal gehen, mein Leben weicht, mich wird der Tod
nehmen, die Erde mich decken. Ein Andrer: der Tod hat mir genommen, was
ich so lieb hatte und so fest hielt, ich konnte es ja nicht halten, man nahm
es und begrub es, da liegt es; und ein Andrer: da liegt meines. Freund,
Freundin, warum wollt ihr denn immer und allein auf die Wolke sehen, und
auf den in der Wolke wollet ihr nicht sehen, noch auf den Weg, den in der
Wolke der Scheidende, die Scheidende macht? Was ihr Sterben nennt und
finsteres Thal und Gräber, solches ist die Wolke, nur die und weiter nichts,
ist die Wolke, die auch den Herrn einschloß und in der Jesus auffuhr zu seinem
Vater und zu unserem Vater, zu seinem Gott und zu unserem Gott. Daß
ihr auch Alles hören, aus seinem Munde hören wollt, Kleingläubige, Schwach-
gläubige, und nicht vertrauen, wenn er vor euren Augen etwas thut, das wohl
so laut spricht und so verständlich, als wenn es von Lippen gesprochen wird.
Ihr sehet ja ihn gen Himmel fahren. Ihn freilich! Ja ihn! Nun so hat
er denn auch Worte geredet darüber, höret sie: In meines Vaters Hause sind
viele Wohnungen! Hört seine Worte: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten!
Höret sie: wenn ich erhöhet bin von der Erde, will ich sie alle nach mir ziehen.
Hört seine Worte: Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir sein, die
du mir gegeben hast. Das sind Worte, und wieder, daß es nicht blos Worte
sein, leere Worte, was wollt ihr weiter Bürgschaft dafür, als diese, daß, der
sie gesprochen hat, zusehends aufgehoben wird und gen Himmel fährt? Darum
laßt diese seine Worte weise Männer sein, die bei euch stehen zum Troste des
Lebens, das solchen Ausgang des Lebens hat.

In der Wirklichkeit standen bei den nachsehenden Jüngern zwei weiße
Männer, die sprachen: Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen
Himmel? Dieser Jesus, welcher vor euch ist aufgenommen gen Himmel, wird
kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren. — War das zum Trost
gesprochen oder zum Ernst? Trost oder Ernst in das Leben zu bringen? Ja,
es liegt allerdings ein Trost darin, doch näher vor lieget der Ernst. Ihr
sollt nicht, ihr dürft nicht bekümmert, sorgenvoll, traurig sein, sollet nicht, dürft
nicht in stetem Nachblicken versunken stehn; verloren ist er ja nicht, wenn gleich
verschwunden, verloren nicht, ihr werdet ihn wiederkommen sehen, und werdet
dann ihn wieder haben; derweil aber stehet nicht hier, sondern gehet an den
Beruf des Lebens und wirket, bis das Stündlein der Wiedervereinigung schlägt.
Da wandten sie um, heißt es von den Jüngern; da wandten sie um, müsse
es nach dieser ernsten Festweisung von allen Trauernden unter euch heißen.
Er wird wiederkommen, das ist Festwort, welches Ernst in das Leben bringt noch
in einem andern Verstande des Wortes. Wenn aber des Menschensohn kommen
wird in seiner Herrlichkeit und alle heiligen Engel mit ihm, Matth. 25, 31,
dann wird er sitzen auf dem Stuhl seiner Herrlichkeit, und werden vor ihm
alle Völker versammelt werden, und er wird sie von einander scheiden. Wer
waget zu bezweifeln das? Nicht waget das, wer Himmelfahrt feiert, denn
jenes Kommen ist gar nicht schwerer wie dieses Gehen, und dieses Gehen, ein
solches, die Himmelfahrt, ist eine Gewährleistung jenes Kommens, und daß
alsdann auch Alles so komme, wie der geredet hat, den Gott zu sich in den
Himmel nimmt; Lügen kann der nimmermehr geredet haben und was einen
leeren Schreck den Menschen auf Erden gibt. Darum ist das neben dem Trost
der heilige Ernst, mit welchem dieses Fest in unser Leben hineintritt, und gelten
die beiden uns heute, wie jene Männer, die zu den nachsehenden Jüngern
sprachen, daß sie zu uns auch sprechen. Er wird wiederkommen, sagen sie. —
Christen vernehmt ihr nichts? Vernehmt ihr es, und wollet ihr diesen Him-
melfahrtsernst in euer Leben eintreten lassen? zur Bescheinigung und zur Be-
zeichnung, was für ein Fest ihr heute gefeiert habt, so, daß ihr lebet, wie ihr

dereinst könnet stehen vor des Menschen Sohn, wenn er von dannen kommt zu richten! so, daß ihr gewisse Tritte thut, sicher zugleich und eilig, als die da nachjagen der Heiligung, ohne welche wird Niemand den Herrn sehen, zur Seligkeit! so, und wie sonst ihr darüber belehret seid und fortan werdet belehret werden.

Das habe ich heute von dir, du immer mir liebgebliebene und in dieser Stunde von neuem mir liebgewordene Hagener Gemeinde gepredigt. Der Herr bewahre dich im Wort der Wahrheit und helfe dir nebst deinen Kindern mit dir, daß du allewege im Licht der Wahrheit auch wandelst! Amen.

17.

Adventspredigt,

gehalten 1844 im akademischen Gottesdienste der Universität Halle, von Dr. A. Tholuck.[1])

Gemeinde des Herrn! Wir stehen im Advent. Advent heißt die Ankunft — ihr kennt doch den, der da kommen soll? Wir gehen Weihnachten entgegen und die Kirche hat vier Sonntage geordnet, wo man zuvor bedenken soll, was an Weihnachten geschehen ist. Keinem andern Feste hat die Kirche solche Adventssonntage zugeordnet. Weihnachten muß also das Fest der Feste sein, und ist es nicht wie die Wurzel und die Mutter aller übrigen Feste? Denn wenn der ewige Menschensohn sich da nicht in die Menschheit hineingesenkt hätte, wie hätte er als zeitlicher Menschensohn leben, lehren, leiden können? Für sich war er längst da, erst seitdem ist er für uns da, und ihr könnt nicht anders glücklich werden als in dem. Meint ihr denn, der Mensch kann glücklich werden, worin er will? Das meinen freilich viele Menschen. Aber so ist es nicht, der Mensch kann nur glücklich werden, worin er kann. Gott selber hat's bestimmt, worin er allein sein Glück finden kann, und wer es wo anders sucht, läuft vergebens. Der Mensch kann nicht anders glücklich sein, als wenn er — daß ich es ganz einfach sage — wahrer Mensch wird, d. h. ein Mensch, wie er Gott gefällt, und das kann man nur durch Christum; Christ sein heißt im tiefsten Sinne und in der That nichts anders als ein wahrer Mensch sein, und wenn das ist — kann denn ein Mensch glücklich werden außer in Ihm? Als der ewige Vater seinen Sohn sandte, hat er also daran gedacht, dich glücklich zumachen, mein Bruder, hier schon und noch mehr in Ewigkeit, und dich auch, auch dich, jeden, jeden — um euch glücklich zu machen durch ihn in Zeit und Ewigkeit. Wenn nun das in jener geweihten Nacht uns gegeben ist, sollte man nicht vorher bedenken und immer wieder bedenken, was einem damit gegeben worden?

Die Kirche hat zum ersten Adventsonntage das Evangelium vom Einzuge Christi in Jerusalem geordnet, denn wie er damals in der Hauptstadt eingezogen ist, sanftmütig und als ein Friedensfürst, so ist er auch in die Welt gekommen, so kommt er auch immerfort in jedes einzelne Herz. Auch in mancher andern Hinsicht findet sich bei diesem Einzuge Aehnlichkeit. Wir finden namentlich, daß damals das Volk eine Frage gethan, die man recht eigentlich eine Adventsfrage nennen kann. Wir lesen Matth. 21, 8—11: „Aber viel

---

1) Friedr. Aug. Deofidus Tholuck, geb. d. 30. März 1799 zu Breslau, seit 1826 ord. Professor der Theologie und Prediger in Halle. Seine Richtung ist ein milder philosophischer Supernaturalismus.

Volks breitete die Kleider auf den Weg; die andern hieben Zweige von den Bäumen und streueten sie auf den Weg. Das Volk aber, das vorging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna, dem Sohne David; gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Und als er zu Jerusalem einzog, erregte sich die ganze Stadt und sprach: **Wer ist der?** Das Volk aber sprach: Das ist der Jesus, der Prophet von Nazareth aus Galiläa.

Wer ist der? so sollt ihr fragen jetzt in der Adventszeit. Ihr, die ihr noch nicht gefragt und auch die ihr schon gefragt habt, sollt aufs Neue fragen. Was zu dieser Frage auffordert, wie sie geschehen muß, und was sie für Frucht bringe, davon will ich zu euch reden.

Wer ist der? ruft das Volk von Jerusalem aus, als es die hellen dichten Schaaren zum Thore hereinströmen sieht und das Hosianna in die Lüfte schallt, als die Einheimischen und die Fremden, die Großen und selbst die Kinder Hosianna, Hosianna rufen dem, der da kommt im Namen des Herrn. Wer ist der? Ja wer soll nicht so rufen, wenn man am Weihnachtsabend in die Weihnachtsfreude der Christenheit hineintritt? Ich gehe durch ganz Deutschland, durch Europa, und Alt und Jung mit fröhlichen Gesichtern; da brennen Lichter, sie sagen mir, daß ihr großes Licht gekommen sei; da grünt ein Baum in Winternacht, und sie sagen mir, daß in der Winternacht ihr Lebensbaum aufgegangen sei; da schenkt Jeder, der schenken kann dem Andern, und sie sagen mir, daß sie selbst das größte Geschenk empfangen haben. Wer ist der, wer ist der, dessen Wiegenfest die Menschen also feiern? Ich gehe auf sein erstes Wiegenfest zurück — wer ist der, an dessen Wiege, da er geboren ward, ich himmlische Geister verkündigen höre, daß hinfort ein Wohlgefallen Gottes an den Menschen sei, daß der Friede gegründet sei auf Erden und im Himmel die Ehre Gottes gepriesen werde? Wer ist der? Ich trete in die christlichen Gemeinden und so viel tausend Lieder, nicht blos Poesien, meine Herzenslieder, denen man es abfühlt, daß sie das innerste Bekenntniß der Wahrheit sind, lobsingen ihm — o mit was für süßen, warmen Klängen! „Was wär' ich ohne dich gewesen, was würd' ich ohne dich noch sein?" klingt's hier; dort: „Von Anfang, da die Welt gemacht, hat so manch Herz auf dich gewacht." — „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen, wenn ich in deiner Liebe ruh," schallt's von jener Seite — und wie die dankenden Stimmen sonst noch lauten. Wer ist der, der so viel edle Herzen allzumal so in ihrem innersten Leben ergriffen hat? — für den seine Jünger auf Schaffot und Scheiterhaufen steigen, nicht blos in Ergebung, nein mit Frohlocken, indem sie Gott loben, daß sie's werth geachtet sind, ihm ein Opfer der Dankbarkeit darzubringen! Ich habe Menschen gekannt, stets unruhig, leidenschaftlich, ungestüm, die, seit sie an den glaubten, beruhigt und sanft geworden wie ein Lamm; Eitle und Hoffärtige, die sind einfach und demütig geworden wie ein Kind. Ich habe Leidende gesehn, Jahrelang an's Krankenbett gefesselt, die im Glauben an Ihn ihr Leid trugen, nicht wie man eine Last trägt, sondern fast wie ein Glück, denen die Entbehrung so überaus leicht wurde; ich habe Sterbende gesehn, deren Sterbebette im Glauben an Ihn in ein Bett der Ehren und des Sieges verwandelt wurde — als Wind und Welle auf Jesu Wort schweigen, rufen die erstaunten Schiffsleute aus: Wer ist der? Soll ich bei alledem nicht ausrufen: Ja, wer ist der?

Wer fragt, will eine Antwort haben. Bei dem, der an die Wahrheit eine Frage thut, kommt's aber nicht blos darauf an, daß er sie thut, sondern wie er sie thut. Kaiphas hat auch gefragt, aber der seichte oberflächliche Frager hat schon das Gesicht gewendet, ehe die Frage noch ausgesprochen war, geschweige, daß er die Antwort abgewartet hätte.

Kömmt's euch auf eine Antwort auf eure Frage an, so laßt uns auch sehen, wie diese Frage geschehen muß. Auch das Volk von Jerusalem hat jene Frage: „wer ist der?" nicht gethan, wie es sie hätte thun sollen. Nicht aus Neugier soll diese Frage geschehen, sondern aus Bedürftigkeit; nicht blos an Andre soll sie gerichtet werden, sondern auch an ihn selbst. Das laßt uns bedenken!

Das Volk hat aus Neugier gefragt und nicht aus Bedürftigkeit. Daß sich's hier um den Messias handelte, um den, „nach dem der Väter Schaar gefragt, gehofft so manches Jahr," das merkten sie ja wohl, denn „Hosianna dem Sohne Davids!" rief es in die Lüfte. Warum nun die kalte Frage: „wer ist der?" Ein Simeon hätte anders gefragt, ein Nathanael hätte anders gefragt. „Bist Du da? Bist Du da? Gott sei's gedankt! Halleluja!" So hätten die gerufen, das hätten sie wenigstens gleich hinterher gerufen — warum? Denn sie verlangten so herzlich nach ihm. Auch bei Vielen von euch klingt die Frage: „wer ist der?" viel zu kalt. Wenn ihr so fragt, müßte man es euch gleich abfühlen, daß euer Herz dabei brennet. Saget nicht: die Kinder Israels konnten wohl solche Herzen voll Sehnsucht dem Messias gleich entgegenbringen, denn die hatten Propheten gehabt, die hatten ihnen von einem Zukünftigen gesprochen, von einem Stiller aller Sehnsucht und alles Haders. Saget nicht so, denn ihr habt auch einen Propheten. Schlimm genug für euch, wenn ihr nicht eine prophetische Stimme in eurer Brust tragt, die euch erstens verkündigt, daß der Mensch sich nicht selbst erlösen kann, und zweitens, daß es einen Erlöser geben muß. Die alttestamentliche Weissagung von einem zukünftigen Erlöser, sie spricht nur deutlicher, anhaltender das aus, was die zarte Sehnsucht in jeder menschlichen Brust prophezeit. Das ist eben so traurig, wenn Menschen, die den Heiland noch nicht erkannt, doch dabei so vergnügt in die Welt hineinleben, als fehlte ihnen nichts. Es ist allerdings manchmal vorgekommen, daß Menschen vorher, ehe sie Herz und Auge auf den Erlöser gewendet, ganz froh und vergnügt in die Welt hineingelebt haben, als fehlte ihnen nichts, und erst, wenn sie Herz und Auge auf den Erlöser hinzurichten anfingen, merkten sie, daß ihnen bis dahin viel, viel gefehlt hatte, fiel es ihnen wie Schuppen von ihren Augen, und sie sahen, daß sie einen Erlöser nothwendig brauchten. Solche Leute stellt dort das Gleichniß dar von dem Menschen, der unversehens einen Schatz im Acker findet. Aber das Gewöhnliche ist das nicht. Das Gewöhnliche ist nur, daß die Menschen der Sehnsucht ihn finden, die, welche, wie dort der Kaufmann im Gleichniß, schon ausgegangen sind, um Perlen zu kaufen. Ach, wenn solche Menschen dann auch nur einen leisen Klang von einem Hosianna vernehmen, wie die mit ihrem Ohre lauschen! Ob er's ist, ob er's ist, nach dem mein Herz so lange suchen gegangen? Wenn sie dann die Haufen sehen, welche Palmen streuen, die Hosianna rufen, wie kommt hinter der Frage: „wer ist der?" gleich die andere hinterdrein: „Ist's nicht Er? Ich klage nun vor Allem euch an, euch unter den Theologen, die ihr so kalt und sehnsuchtslos der Erscheinung Christi gegenübertretet und blos im Interesse eurer Wissenschaft fraget: „wer ist der?" Wie hört man es so oft der Frage an, daß euer eigentlicher innerster Mensch keinen Antheil daran hat! Es ist freilich insofern besser unter euch geworden — das muß man ja zum Danke Gottes bekennen — daß ihr jetzt doch wenigstens fragt. O wie muß man sich freuen, daß an der Universität so viele fragende Jünglingsseelen sind, die überhaupt an die Wahrheit Fragen stellen, und die auch diese Frage thun: „Wer ist der?" Es ist dies diejenige Universität, wo gewiß nur Wenige unter den vierhundert von Theologen gefunden werden, welche die drei Jahre hingehen können, ohne sich überhaupt die Frage aufzuwerfen: „Wer ist der?" Es sollten freilich nicht blos die Theologen sein — denn die Frage ist fürwahr nicht blos

eine theologische, das ist eine menschliche Frage. Aber Gott sei Dank, daß wenigstens die Theologen wieder fragen. O Gott der Gnaden, gib ihnen nun deinen Geist, daß sie recht fragen — o daß sie nur nicht kalt fragen, daß sie das volle Bedürfniß eines sehnsüchtigen Herzens in die Frage hineinlegen möchten: „Wer ist der?"

Ich sage aber weiter: es soll nicht blos eine Frage sein an Andre, sondern zugleich eine Frage an ihn selbst. Die Juden von Jerusalem fragen das jubelnde Volk: wer ist der? und daran haben sie auch nicht Unrecht gethan. Das war ja der erste Schritt; aber hätten sie nicht auch den zweiten thun müssen, mußten sie nicht ihn selbst sehen, fragen, hören? Von wem konnten sie es besser erfahren als von ihm, wer er sei? Hätten sie es nicht machen müssen, wie jene Samariter, von denen wir Johannes am vierten lesen, die schon geglaubt hatten, als ihnen das Weib von Jesu erzählte, nachher aber, als sie sein eigenes Wort gehört, riefen: „Wir glauben hinfort nicht um deiner Rede willen, wir haben selbst gehört und erkannt, daß dieser ist Christus, der Welt Heiland." — Auch ihr, wenn ihr es wissen wollt, wer er war, fragt nur zunächst die jubelnden Menschen. Ja möchtet ihr auch die Gläubigen, die von ihm so viel zu rühmen wissen, fragen, fragt sie nur, fragt sie, wie dort die Pharisäer den Blindgeborenen fragen, den Jesus sehend gemacht hatte: mein Bruder, was that er dir, wie that er deine Augen auf? Wenn ihr einem von jenen lobpreisenden Menschenkindern begegnet, die da singen: „ich war verirrt und war verblendet, ich suchte dich und fand dich nicht; nun aber ists durch dich geschehn, daß ich dich hab' ersehn," — „was wär' ich ohne dich gewesen, was würd' ich ohne dich noch sein?" fragt sie nur: mein Bruder, wie ist's geschehn? was ist geschehn? O besieget das Mißtrauen, das euch vom Fragen abhält, ihr werdet Wunder hören, die eurem Herzen wohlthun. Und sie, sie werden gewiß keinen Anstand nehmen, euch Rede zu stehn, sie wissen, daß sie dadurch nur ihren großen Wohlthäter ehren. Solltet ihr aber keinem auf eurem Lebenswege zu begegnen so glücklich sein, o es haben ihrer viele die Geschichte der Thaten Gottes, die sie an sich selbst erlebt, aufgeschrieben. Solche Lebensläufe von Blinden, die Christus sehend, von Todten, die Christus lebendig gemacht hat, sind auch ein Stück aus der Kirchengeschichte. Solche Heilungswunder an einer einzelnen Menschenseele, sie zeugen so laut davon, daß der lebendige Christus seine Kirche regirt, wie die Geschicke ganzer Völker und Gemeinden. Möchtet ihr nur recht gewissenhaft solche Fragen thun, solche Erkundigungen einziehn, sie werden euch viel helfen. Aber ich sage euch: wendet euch mit der Frage, wer Er sei, nicht an solche, die nichts von ihm zu rühmen haben; nur an die müßt ihr euch mit der Frage wenden, die mit Johannes rufen können: „wir wissen, daß wir aus dem Tode zum Leben sind hindurch gedrungen" — was wissen denn die Anderen von ihm zu sagen? Wenn viele Tausende von Menschen sind, die da rühmen, daß sie sich in ihrem Leben an so viele Aerzte vergeblich gewandt und daß dann ein und derselbige Arzt alle geheilt hat, sie von so ganz verschiedenen Krankheiten geheilt hat — auf das Wort hin wagt man's doch zu diesem Arzte selbst zu gehen. Das ist der zweite Schritt, der nicht ausbleiben darf. An ihn selber müssen wir die Frage richten: „wer bist du?" Sagt doch nicht: er ist nicht mehr da, er kann nicht antworten. Er ist noch da und kann antworten, und zwar in seinem Wort und in seinem Geist. Fragt ihn also zuerst in seinem Wort, wendet euch dann an ihn in eurem Gebet und fraget also: „o Jesu, den so viele Herzen vor allen Andern preisen und lieben, wer bist Du denn?" Mit Einer Antwort könnt ihr es nicht ganz erfahren. Jeder Christ muß in seinem Leben diese Frage vielmals wiederholen, ehe er die ganze Antwort hört. Aber die erste Antwort, die er euch gibt,

wird die sein: Mein Kind, willst du wissen, wer ich sei: ich bin das, was mein Name aussagt; Jesus heiße ich, das ist zu deutsch: der die Menschen selig macht. Wer führt denn sonst unter allen Sterblichen einen solchen Namen? Du glaubst doch nicht, daß ich mit Unrecht meinen Namen führe? O nein, es ist der edle Name, den mir mein himmlischer Vater begelegt und der weiß, was ich kann. Die vielen Menschen, die ich selig gemacht, nennen meinen Namen Heiland, das ist Arzt, und das bin ich auch; denn ehe ich die Menschen selig mache, muß ich sie von ihrer Krankheit heilen. Nun ist aber bei einem Arzt das Erste, daß man ihm Vertrauen schenke. Bis jetzt habt ihr blos durch mein Wort erfahren, was ich bin; wenn ihr mir aber Vertrauen schenket, so werdet ihr es auch durch meine That erfahren. Sehet da die Antwort, die er selbst gibt, wenn sich einer das Herz nimmt, ihm selbst die Frage zu stellen: wer ist der? Wäre jedoch einer, der da sagte: wie kann ich mich aber so an ihn wenden? für mich ist's noch gar nicht gewiß, daß dieser Jesus lebt und Gebete hört — nun, mein Bruder, du wärest nicht der erste, der mit dem zwischen Ja und Nein getheilten Herzen zu beten angefangen und mit dem vollen Ja aufgehört hätte. Ihr wißt doch, daß der Held im Beten, der aus den Bausteinen seiner glaubensschweren Gebete das Waisenhaus aufgebaut hat, daß der, wie er selbst in seinem Lebenslaufe hinterlassen, mit dem Gebete angefangen hat: „Jesus, wenn Du bist und mich hörst, so offenbare Dich mir." Seht ihr, was man aus Lebensläufen von Christen lernt!

Soll ich nun noch besonders von der Frucht sprechen, die das bringt, immer aufs Neue diese Frage zu thun? oder erkennet ihr es nicht schon von selbst? Die erste Frucht, meine ich, ist die, daß man sich immer mehr darauf besinnt, von welchem Punkt aus all unser Elend kommt. — Stellet euch vor, man hätte damals, ehe der Heiland kam, die Griechen und die Römer und alle Völker zusammen berufen, und es wäre ihnen verkündigt worden, daß ein Erlöser kommen sollte und die Frage wäre ihnen vorgelegt worden: „liebe Menschen, wovon soll er euch erlösen? was soll er euch mitbringen?" wie viele wären denn gewesen, die gesagt hätten: die Heilung unserer Sünden? Ihr Studirende, ihr habt viele Wünsche; ihr Bürger dieser Stadt, ihr Männer und ihr Frauen, ihr habt viele Wünsche. Welches ist denn der größeste, der lebhafteste unter allen? Ist es der: Menschen zu werden, die Gott gefallen? Ist es der: die Heilung eures eiteln, ehrgeizigen, leichtsinnigen, eigenwilligen Herzens? Ist es der: in Gnaden bei Gott zu stehn? Die Hand aufs Herz — ist das wirklich unter allen euren Wünschen der lebhafteste, der heißeste? Ich bekenne es in eurer Aller Namen: o nein, hundert andre Wünsche liegen uns mehr am Herzen. Aber wie können wir denn ein recht dankbares Weihnachten feiern, so lange es so steht? Laßt es uns mit aller Macht uns vergegenwärtigen, wer er ist. Er heißt Jesus, d. i. „der die Menschen selig macht." An unsrer Seligkeit auf Erden fehlt es an allen Seiten. Wie vielerlei Güter, die uns fehlen! Wenn nun der ewig reiche Gott, als er seinen Sohn auf die Erde sendet, um uns selig zu machen, ihm doch kein anderes Gut mitgibt als — die Heilung von der Sünde! soll man daraus nicht den Schluß ziehen, daß unter allem, was uns auf Erden unselig macht, nichts uns mehr unselig macht als unser eitles, leichtsinniges, ehrgeiziges, eigenwilliges Herz? Ist das nun nicht eine rechte Adventsbetrachtung, sich nochmals recht zu vergegenwärtigen, daß die Sünde der Leute Verderben ist? Ist das nicht ein rechter Adventsvorsatz, unter allen Klagen, zu denen wir in diesem Leben wohl Grund haben, über nichts uns so tief zu betrüben als über die Herrschaft der Sünde in unserem Herzen? Ist das nicht ein rechtes Adventsgebet: Lieber Herr und Heiland, da Du uns selig zu machen gekommen bist durch die Heilung unserer Sünden, hilf mir, daß die tausend Wünsche meines Herzens

sich in die Eine Sehnsucht zusammenziehen nach einem reinen, Gott wohlgefälligen Herzen!

Das wird die Eine Frucht sein, wenn wir ernstlich fragen: „Wer ist der?" Die andere Frucht ist diese. Mit Einer Antwort hat er es uns noch nicht aussagen können, was er ist. Er heißt Jesus, d. i. der die Menschen selig macht. Aber das ist nur sein allgemeiner Name; was in dem Einen Namen liegt, das weiß man damit noch nicht. Aber er hat noch viele andere Namen, die nicht minder troſtreich und verheißungsreich sind. Die wird er uns alle nach einander offenbaren und mit jedem neuen Namen werden wir es deutlicher und tröstlicher erfahren, wie reich die Güter sind, die wir in ihm haben. Mein Kind, wird er zu uns sprechen, ich weiß, du fühlst dich oft schwach: ich heiße Kraft; ich weiß, du bist oft rathlos: ich heiße auch Rath; ich weiß, du hast viele Feinde: ich heiße Held; ich weiß, du hast viel Krieg und Streit in dir: ich heiße auch der Friedefürst; ich weiß, du bedarfst beständige Leitung: ich heiße auch der gute Hirte; ich weiß, du bedarfst einen Zufluß von Kräften: ich heiße der Weinstock; ich weiß, du bedarfst einen, der deine Last dir tragen hilft: ich bin das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt; ich weiß auch dies, du verzagst aus Kleinmut an deinem endlichen Siege: ich bin aber der Löwe aus dem Stamme Juda, der Alles überwindet. Nach und nach sollst du alle meine schönen und hohen Namen erfahren, ich will sie dir nicht blos sagen, du sollst sie an dir selbst erleben und erfahren. — „In ihm sind verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß" steht geschrieben. Er ist eine große Schatzkammer, unser keiner schöpft sie in diesem Leben aus, auch wenn wir noch so eifrig wären; aber wir sind lässig und glauben nicht an den Reichthum in Christo, darum gehen wir so oft an andere Quellen. „Ich bin gekommen, — sagt er — daß sie das Leben und volle Genüge haben sollen," aber wiederum spricht er: „ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet." Ja wir wollen nicht mit rechtem Ernste zu ihm kommen. Wie kommt man zu ihm? Wenn man in seinem Worte forscht, wenn man mit seinem ganzen bedürfnißvollen Herzen recht oft in seinen Gebeten zu ihm kommt und sich vor ihm ausschüttet. Aber thun wir denn das? Sind denn hier viele, die in der Schrift forschen aus Herzensbedürfniß? Sind denn hier viele, die oft beten? Da klopfen wir an viele andere Schatzkammern, nur an diese nicht; da bitten und betteln wir bei Menschen um Rath, Weisheit, Hülfe, gehen an zerlöcherte Brunnen, die kein Wasser geben, und zur lebendigen Quelle gehen wir nicht. Und Christus, dessen Reichthum viel tausend Namen nicht ausschöpfen, Christus voll Weisheit und Erkenntniß, voll Gnade und Barmherzigkeit, steht da und muß uns immerdar schelten: „ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet." O warum schmachtet ihr so vergebens und Gottes Gnadenmeer wogt um euch herum! Glaubet, glaubet und nehmet! Nun kommt Weihnachten; soll's auch für euch eine geweihte Nacht sein, nehmet von dem größten Geschenk, was euch Christus darbietet.

Und wär' Er tausendmal in Bethlehem geboren,
Geht Er in dich nicht ein, so gehst du doch verloren!

O Vater der Barmherzigkeit, Du hast uns ein so reiches Weihnachten geschenkt, und wir, wir bleiben doch so arm durch unsere eigene Schuld! Die Lichter brennen und in uns ist es finster, der Weihnachtsbaum grünt in der Winternacht und wir — sind Bäume ohne Früchte! O lehre uns, wie wir's besser anfangen! Ja wir wollen von nun an ernstlicher anklopfen an die Schatzkammer deines reichen Sohnes, wir wollen forschen, fragen, bitten, beten, bis wir deiner Gnaden voll werden. Die Gaben, die wir hier in diesem

armen Leben nehmen können, sind schon so schön und herrlich, und doch kommt für uns Alle unser rechter Weihnachtsabend erst jenseits in Deinem Reiche. Hier stehen wir als die wartenden Kinder, bis Du diese Freuden uns aufschließen wirst. Herr, hilf uns dazu! Herr, hilf uns dazu! Amen.

18.

Die kirchliche Eintracht.

Predigt über Ephes. 4, 1—3 am 21. Sonntage nach Trinitatis, gehalten von Dr. Hoßbach, Consistorialrath und Prediger an der Neuen Kirche in Berlin.[1])

So ermahne ich euch nun, daß ihr wandelt, wie sich's gebühret eurem Beruf, darin ihr berufen seid, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, und vertraget einer den andern in der Liebe, und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens.

Wenn wir, meine andächtigen Freunde, die verlesenen Textworte oberflächlich betrachten, so scheinen sie nichts anderes zu enthalten, als eine allgemeine Ermahnung zur Liebe und zum Frieden, wie sie auf alle menschlichen Verhältnisse paßt, und wie sie etwa ausgedrückt ist in dem uns Allen wohlbekannten Sprichwort: Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Sehen wir sie uns aber etwas genauer an, so zeigt sich bald, daß der Apostel ein sehr bestimmtes Verhältniß im Auge hat. Denn er redet von dem gemeinsamen Leben der an den Erlöser Glaubenden, von dem Berufe, den sie alle als Christen haben; er weist in den auf unseren Text folgenden Worten darauf hin, daß sie Alle Ein Leib und Ein Geist sind, Alle an einander gebunden durch Einen Herrn, Einen Glauben, Eine Taufe, Einen Gott, der durch Christum ihrer Aller Vater geworden ist. Es ist ihm also hier nicht zu thun um den Frieden im häuslichen Leben, im geselligen oder geschäftigen Verkehr der Menschen, wofür er sonst treffliche Anweisungen genug gegeben hat, sondern was ihm hier besonders am Herzen liegt, und was er denen, an die er schreibt, dringend empfiehlt, das ist die Einheit des gemeinsamen Lebens in Christo, die kirchliche Eintracht. Ihr seid gewiß, meine theuern Freunde, mit mir der Meinung, daß dies ein Gegenstand ist, dem auch wir unsre Aufmerksamkeit ganz besonders zuzuwenden haben, zumal in einer Zeit, wo wir in unserer Kirche so viele unruhige Bewegungen erblicken, die das rechte Ziel noch nicht finden können. Laßt uns also heute unsere ernste und andächtige Betrachtung richten auf die kirchliche Eintracht, von welcher der Apostel redet.

Wir wollen

I. untersuchen, was unter derselben zu verstehen ist; dann
II. in Beziehung auf sie unsern kirchlichen Zustand prüfen, ob wir uns derselben erfreuen oder nicht; und endlich
III. erwägen, was wir zu thun haben, um sie zu gewinnen oder unter uns zu befestigen.

I.

Wenn wir fragen, was es doch eigentlich ist, wodurch die christliche Gemeinschaft besteht und wodurch sie als eine große Einheit zusammengehalten

---

1) Wilhelm Heinrich Hoßbach, geb. 1784 zu Wusterhausen an der Dosse, Verfasser v. „Joh. Val. Andreä u. sein Zeitalter," sowie v. „Phil. Jak. Spener u. seine Zeit," gestorben d. 7. April 1846.

wird, so läßt sich zwar nach dem Vorgange unsers Apostels selbst gar mancherlei nennen, das Wesentliche wird aber immer auf zweierlei zurückkommen, nämlich einerseits auf den Glauben an den im Fleisch erschienenen Sohn Gottes, den Stifter der Kirche, und andererseits auf den göttlichen Geist, den er seiner Gemeine mitgetheilt hat. Die hieraus hervorgehende Einheit aber ist keine Einerleiheit, d. h. sie besteht nicht darin, daß in allen Einzelnen der Glaube und der Geist ganz auf dieselbe Weise vorhanden sind, sondern sie ist ein Zusammenfassen gar vieler Verschiedenheiten und Eigenthümlichkeiten zu einer gemeinsamen Richtung. Erinnert Euch nur, meine theuern Freunde, wie der Apostel Paulus selbst im 1. Briefe an die Corinther im 12. Kapitel die Gaben, welche der göttliche Geist austheilt in der Gemeine, als höchst verschieden bezeichnet, indem er sagt: Einem wird gegeben durch den Geist zu reden von der Weisheit, dem andern wird gegeben zu reden von der Erkenntniß nach demselbigen Geist, einem andern der Glaube in demselbigen Geist, einem andern die Gabe gesund zu machen in demselbigen Geist, einem andern Wunder zu thun, einem andern Weissagung, einem andern Geister zu unterscheiden, einem andern mancherlei Sprachen, einem andern die Sprachen auszulegen; dieß aber alles wirket derselbe einige Geist und theilet einem jeglichen seines zu, nachdem er will. Eben so redet der Apostel in dem Zusammenhange, aus welchem unsere Textesworte genommen sind, von der Mannigfaltigkeit der kirchlichen Verrichtungen, zu welchen der göttliche Geist diesen und jenen in der Gemeine befähigt, indem etliche gesetzt sind zu Aposteln, andere zu Propheten, andere zu Evangelisten, andere zu Hirten, andere zu Lehrern. Ja er verkennt selbst das nicht, daß wiederum in Ansehung dieser besondern Gaben und Verrichtungen eine große Verschiedenheit unter den Einzelnen stattfindet, theils insofern als, wie er sagt, einem jeglichen gegeben ist die Gnade nach dem Maaß der Gabe Christi, theils insofern als die Tüchtigkeit eines jeden für den Dienst der Gemeine von der Größe der natürlichen Kräfte abhängt, deren der göttliche Geist sich bemächtigt und bedient. Wenn nun der Apostel die Mahnung gibt: seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens, so ist seine Meinung, daß ungeachtet dieser aufgezeigten Verschiedenheiten doch Alle die Einheit des kirchlichen Gemeingeistes, die gleiche Geistesrichtung bewahren sollen. Um aber keinen Zweifel darüber zu lassen, was er unter dieser gleichen Geistesrichtung verstehe, sagt er am Ende des Abschnittes, aus dem unsre Textesworte genommen sind, das Ziel derselben sei, daß Alle hinankommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und zum Altersmaaße, zur Mannesreife der Fülle Christi. Was heißt das, meine andächtigen Freunde? Einheit des Glaubens dem Inhalte nach muß vorausgesetzt werden bei Allen, die in Wahrheit Christen sind; aber sie findet nicht statt, wenn man auf die Klarheit und Reinheit des Glaubens sieht; denn diese gehört der Erkenntniß an, welche sehr verschieden sein kann, und einen sehr wesentlichen Einfluß auf den Glauben ausübt. Folglich ist die wahre und volle Glaubensgemeinschaft erst da, wenn alle auf die gleiche Weise den Gegenstand des Glaubens, Christum, und zwar in seiner höchsten Würde als den Sohn Gottes erkennen, dann sind sie zugleich zum Altersmaaße, zur Mannesreife der Fülle Christi gelangt, d. h. sie sind zur Reife gekommen, bei welcher sie die Fülle der Geisteskräfte Christi in sich tragen. Durch dieß Ziel also, meine andächtigen Freunde, ist die gleiche Geistesrichtung bestimmt, welche der Apostel von den Christen fordert, und die kirchliche Eintracht, auf welche er dringt, bestehe darin,

daß ungeachtet aller vorhandenen Verschiedenheiten und Gegensätze sie sich nicht von einander lossagen, sondern sich anerkennen als einig in diesem Streben, wie abweichend auch die Wege sein mögen, auf welchen sie das Ziel zu erreichen suchen. Denn, meine thuern Freunde, laßt uns nicht übersehen, das Bild von der Vollkommenheit des kirchlichen Lebens, welches der Apostel uns gibt, stellt uns einen Zustand dar, der vielleicht in dem Laufe des irdischen Menschenlebens sich niemals verwirklichen wird; so viel ist gewiß, bis hieher hat zu keiner Zeit die Kirche demselben entsprochen, ja auch die ersten, von den Aposteln gestifteten und geleiteten christlichen Gemeinen sind fern von demselben gewesen. Dennoch ist dieser Zustand das Urbild, auf welches die Kirche des Erlösers immer zu schauen, nach welchem sie zu ringen hat, und immer wird die Einheit des kirchlichen Gemeingeistes und der gemeinsamen Geistesrichtung das Maaß bleiben müssen, nach welchem der Werth kirchlicher Zustände zu bestimmen ist. So laßt uns denn

II.

unsern kirchlichen Zustand ins Auge fassen und ihn nach dem aufgestellten Maaße prüfen. Zu dieser Prüfung aber müssen wir uns den Weg bahnen durch eine kurze geschichtliche Betrachtung. Es läßt sich nicht behaupten, daß in der apostolischen Zeit die kirchliche Eintracht, von welcher wir reden, überall vorhanden gewesen sei; vielmehr sehen wir aus den Briefen der Apostel, daß fast in allen damaligen Gemeinen Streitigkeiten und Spaltungen waren. Je mehr aber die Kirche wuchs und sich erweiterte, desto mehr erfüllte sie sich mit dem Bewußtsein, daß sie eine kräftige Einheit werden müsse, besonders gegenüber dem heidnischen Staat, der ihr feindlich entgegenstand, und dieses Ziel wurde erreicht durch genaue Verbindung der einzelnen Gemeinen unter einander, durch große Kirchenversammlungen, durch eine festgeordnete und sorgfältig abgestufte Priesterherrschaft. Auch nachdem der heidnische Staat überwunden und christlich geworden war, bewegte die Kirche in dieser Richtung sich fort, und weil der kirchliche Zusammenhang am meisten gefährdet schien durch die großen Verschiedenheiten, welche in der Auffassung des christlichen Glaubens und in der Lehre zu Tage kamen, so wurde besonders die Einheit in dieser gesucht, leider nicht immer durch die Kraft der Wahrheit und Ueberzeugung, sondern oft durch Anwendung äußerer Gewalt. Das ganze sogenannte Mittelalter hindurch hat auf solche Weise die katholische Kirche mit eiserner Festigkeit die Einheit der Lehre aufrecht erhalten, und dabei nicht selten gegen ihre edelsten Glieder mit Feuer und Schwert gewütet. Aber der Geist läßt sich durch solche Mittel nicht bannen und tödten; er fing an aus der Barberei finsterer Jahrhunderte sich los zu ringen, und je mehr er den schmählichen Druck fühlte, unter dem er gefangen gehalten wurde, desto freier und kühner trat er hervor in Sekten, welche die Kirche mit aller ihrer Anstrengung nicht überwältigen konnte. Zuletzt als einerseits durch eine Menge zusammenwirkender Umstände der christliche Geist zur Reife gediehen, andrerseits die Kirche in ein Uebermaaß des Verderbens gerathen war, da löste die nur noch äußerlich zusammengehaltene Einheit sich auf, da geschah jener gewaltige Bruch, aus welchem die verschiedenen evangelischen Kirchen selbstständig hervorgingen, nicht als übermütige Töchter, welche von der gemeinsamen Mutter sich losrissen, sondern als mündig gewordene Töchter, welche von der grausamen Mutter, die ihren gerechten Beschwerden nicht abhelfen wollte, verstoßen wurden und sich nun selber zurecht helfen mußten.

Seit der Zeit machen wir Evangelische in dem großen Ganzen der Kirche eine gesonderte Einheit aus, die durch nichts anderes zusammengehalten sein will, als durch den Glauben an den Sohn Gottes und durch seinen in

ihr waltenden Geist. Der Anfang dieser großen Bewegung bietet uns ein herrliches Schauspiel dar, auf welches wir nicht anders als mit Freude und Bewunderung zurückblicken können, eine neue Ausgießung des göttlichen Geistes, wie zur Zeit des entstehenden Christenthums, eine große gemeinsame, alle vorhandenen Unterschiede überwältigende und vereinigende Geistesrichtung, welche nicht nur ankämpfte gegen das Verderben der alten Kirche, sondern auch auf die eigenthümliche Gestaltung eines neuen christlich frommen und sittlichen Lebens ausging. Was ist aus diesem herrlichen Anfang geworden? Es scheint, meine theuren Freunde, ein allgemeines Gesetz geschichtlicher Entwickelung zu sein, daß der geistige Fortschritt der Menschheit sich durch die äußersten Gegensätze hindurch zu bewegen hat. Davon zeugt auch die Geschichte der evangelischen Kirche. Jene beiden entgegengesetzten Auffassungsweisen der christlichen Lehre, welche von Anfang an immer neben einander bestanden haben und von welchen die eine sich mehr an den Buchstaben, die andere mehr an den Geist hält, sind auch in ihr zum Kampfe und zu wechselnder Herrschaft gekommen. Nachdem die große freie Bewegung der Reformationszeit vorüber war, gewann der Buchstabe die Oberhand, eine starre Rechtgläubigkeit umschlang wie eine eherne Fessel die evangelische Christenheit, und verschmähte, um die Einheit der Lehre, wonach sie strebte, zu erhalten, eben so wenig gewaltsame Mittel, wie es früher die alte Kirche gethan hatte und noch thut. Ein solcher Druck konnte freilich auf die Länge der immer freier werdenden Wissenschaft und der steigenden geistigen Bildung nicht widerstehen; er ward abgeworfen, schlug aber in sein Gegentheil um. Nun kam die Zeit einer seichten Aufklärerei, eine Zeit, in welcher der wesentliche Inhalt der christlichen Lehre verflacht und verflüchtigt wurde. Aber der Triumph dieser Richtung dauerte auch nicht lange; in solcher Lehre konnte kein kirchliches Leben gedeihen, und allmälig kamen die evangelischen Christen wieder zu dem Bewußtsein, man müsse umlenken von der Verirrung, der man sich hingegeben hatte, es müsse ein neuer fester Grund für das kirchliche Leben gesucht und gelegt werden. Mannichfaltige Bestrebungen und ungenügende Versuche dieser Art bezeichnen in kirchlicher Hinsicht die Zeit, in welcher wir uns seit dem Anfange dieses Jahrhunderts befinden. Wollen wir uns wundern, daß wenig oder nichts Haltbares in derselben geschaffen wurde? War zu einem großen und sicheren Neubau der Kirche ein Geschlecht geeignet, das genug zu thun hatte, um sich nur zu erholen von den Wunden, an welchen es durch die Schuld früherer Zeiten noch blutete, das genug zu thun hatte, um sich nur einigermaßen zurecht zu finden unter den vielen abweichenden, ja entgegengesetzten Glaubensansichten und Lehrmeinungen, welche unter demselben im Umlaufe waren? Doch fuhren noch in dem gemeinsamen Schifflein der Kirche friedlich und ohne feindselige Reibung mit einander solche, welche der alten Rechtgläubigkeit sich wieder zugewandt hatten, solche, welche der aufklärenden Richtung folgten, solche, welche zwischen beiden in der Mitte hielten. Aber wie sehr, meine theuren Freunde, hat sich dieses Verhältniß in den letzten Jahren geändert! Immer mehr hat die Zahl derer zugenommen, welche unbedingt auf das Alte zurückgehen, welche die ganze geschichtliche Entwickelung der Lehre, welche auf dasselbe gefolgt ist, verwerfen, ohne anzuerkennen, daß sie in dem Gange der Dinge nothwendig gewesen ist und auch Frucht geschaffen hat, welche heilsam werden kann durch verständige Benutzung; diese nun mit einander in enger Verbrüderung treten jetzt hervor mit dem Anspruche, in der Kirche nichts gelten zu lassen, was nicht mit ihren Ansichten übereinstimmt, leider aber nicht selten auch mit Verdächtigung Andersgesinnter. Denn diejenigen unter ihnen, welche sich auf der äußersten Grenze dieser Richtung befinden, lassen sich wohl so vernehmen: „wir, die wir die rechte Lehre haben, wir sind die Reinen, die Weißen; uns gegenüber stehen die Schwarzen; zwischen

diesen und uns gibt es solche, die nicht weiß und nicht schwarz sind, sondern grau, denen man also auch nicht recht trauen kann.“ So ist der friedliche Zustand, in dem wir sonst waren, nicht mehr vorhanden, das Vertrauen ist geschwunden, und wenn diese Richtung die herrschende würde in der Kirche, wenn der Staat ihr seinen mächtigen Arm liehe, dann wäre die Glaubenstyrannei fertig. Dieses Bestreben hat aber auch eine andere höchst beklagenswerthe Erscheinung in unserer Kirche hervorgerufen. Diejenigen nämlich, welche noch der seichten Aufklärung des vorigen Jahrhunderts huldigen, haben sich, aus Furcht, es möchte ihnen das Netz einer unduldsamen Frömmigkeit über das Haupt geworfen werden, nun auch zusammengethan in besondere große Vereinigungen, und was von dorther verlautet, daß ist freilich von der Art, daß alle christlich gesinnte Herzen davor erschrecken müssen, weil es den Geist des vollkommenen Unglaubens offenbart. So, meine theuren Freunde, steht es jetzt um die evangelische Kirche; die Eintracht, die gemeinsame Geistesrichtung, welche der Apostel fordert, ist nicht in ihr, vielmehr ist sie in die äußersten Gegensätze zerfallen, und sollten diese sich noch mehr steigern als bisher, so würde ein unheilbarer Riß die unvermeidliche Folge davon sein. Unter solchen Umständen, meine theuren Freunde, haben wir gewiß nichts Dringenderes zu thun, als uns

III.

zu fragen, wie wir wohl die verlorene kirchliche Eintracht wiedergewinnen können? Auf diese Frage haben die Alt- und Rechtgläubigen unserer Zeit die Antwort leicht bei der Hand. Sie sagen nämlich, es muß zurückgegangen werden auf die Bekenntnißschriften unserer Kirche, und die evangelischen Christen, wenigstens die öffentlichen Lehrer des Wortes, müssen auf sie buchstäblich verpflichtet werden. In dieser Antwort liegt zweierlei, was besonders erwogen sein will, das Zurückgehen und die Verpflichtung.

Versteht man unter jenen das Zurückgehen auf den Geist und Sinn der Bekenntnißschriften, so ist der Vorschlag zu billigen. Denn jene Schriften als urkundliche öffentliche Darlegungen der eigenthümlichen Weise, wie die evangelische Kirche gegenüber der katholischen den christlichen Glauben zur Zeit der großen Kirchenverbesserung auffaßte, haben nicht blos einen geschichtlichen Werth, sie sind vielmehr für die Anhänger der neuen Lehre das zusammenhaltende Band, für die neue Kirche der Grund geworden, auf dem sie sich erbaut hat; sie haben für die evangelischen Christen die gemeinsame Geistesrichtung bestimmt, sie haben die Bahn eröffnet und bezeichnet, auf welcher die evangelische Lehre sich weiter zu bilden hat, und da sie nichts Willkürliches enthalten, sondern überall zurückgehen auf die heilige Schrift und aus derselben ihre Behauptungen schöpfen und begründen, so wird es keinen gläubigen und gewissenhaften Verkünder des göttlichen Wortes geben, der sich nicht mit ihrem Sinn und Geist und mit ihrem wesentlichen Inhalt einverstanden erklären sollte.

Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn die Rede ist von buchstäblicher Verpflichtung auf sie. Sie haben nämlich nicht ein göttliches Ansehen wie die heilige Schrift, sondern nur ein kirchliches; sie sind Menschenwerk und als solches nicht vollkommen, sondern der Verbesserung fähig und bedürftig; es kommen in ihnen Behauptungen und Beweisführungen vor, mit welchen sich die unterdessen weiter geschrittene Schriftforschung nicht mehr einverstanden erklären kann; der Lauf der Zeit hat noch ganz andere Gegensätze und schwierigere Fragen hervorgebracht als diejenigen, mit denen sie sich zu beschäftigen hatten; sind sie also doch nicht mehr ausreichend für das gegenwärtige Bedürfniß, so wäre es ja höchst unverständig, wenn man das drei Jahrhunderte hindurch weitergebildete christliche Bewußtsein wieder zurück-

führen wollte auf den Punkt, auf welchem es im Anfange der großen evangelischen Bewegung stand, in deren Entwickelung wir noch begriffen sind. Aber, es wäre auch eben so unmöglich; der sich selbst bewußtgewordene und erstarkte christliche Geist läßt sich nicht mehr in den Buchstaben fangen, er sprengt alle solche Fesseln, die man ihm anlegen will. Die Reformation war das Werk des Geistes, der den todten Buchstaben menschlicher Satzungen von sich warf. Wie sehr würden wir diesen Geist verläugnen, wenn wir wieder das Joch irgend eines Buchstabens auf uns laden wollten! Wie sehr würden wir mit unserem Gewissen ins Gedränge kommen, wenn wir uns zur buchstäblichen Annahme irgend einer Lehre verpflichteten, und hinterher bei erweiterter Erkenntniß zu der Ueberzeugung kämen, daß wir sie doch anders verstehen müßten! Wie wollten wir endlich die verdammenden Urtheile, welche damals die Bekenntnißschriften der lutherischen und reformirten Kirche gegen einander ausgesprochen haben, in Einklang bringen mit der brüderlichen Eintracht und mit der Verschmelzung, zu welcher es in unsern Tagen zwischen diesen beiden sonst getrennten Kirchen zu ihrem größesten Heil gekommen ist! Fern also bleibe uns jede buchstäbliche und wörtliche Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften; aber theuer und werth sollen sie uns sein als kirchliche Denkmäler, welche uns noch immer zusammenbinden, und uns die gemeinsame Richtung zeigen, in welcher wir weiter fortschreiten müssen; gern wollen wir uns zu ihrem wesentlichen Inhalt bekennen, ganz besonders aber festhalten an zwei Lehren, welche sie als die wesentlichen Grundlagen alles evangelischen Kirchenthums für alle Zeiten aufgestellt haben, und von welchen die eine so lautet: die heilige Schrift ist die alleinige Quelle der christlichen Erkenntniß und die alleinige Richterin in Sachen des Glaubens; die andere so: der Mensch kann nicht gerecht und selig werden durch seine Werke, sondern allein durch den Glauben. Stimmten nur alle evangelischen Christen in diesen beiden Sätzen recht von Herzen überein, dann bestände eine gemeinsame Geistesrichtung zusammen mit der unveräußerlichen Freiheit, die ein jeder für seine christliche Ueberzeugung in Anspruch zu nehmen hat.

Aber, meine theuren Freunde, um zu einer wahren kirchlichen Eintracht zu gelangen, dazu ist noch etwas viel Größeres nöthig, was uns der Apostel in unserem Texte ans Herz legt, nämlich die Liebe. Wandelt, ruft er uns zu, mit aller Demut und Sanftmut, mit Geduld, ertraget einer den andern in der Liebe und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Besteht einmal, wie der Apostel selbst anerkennt, unter den Menschen und unter den Christen die größte Verschiedenheit der Gaben, der Kräfte, der Verhältnisse; gehen namentlich in der evangelischen Kirche die Meinungen und Ansichten über die Gegenstände des Glaubens weit aus einander, und ist es unmöglich diese Unterschiede hinwegzuschaffen, wie anders kann eine gemeinsame Geistesrichtung Statt finden, als dadurch, daß sich Alle einander in Liebe ertragen! Es kommt also darauf an, daß die in der Erkenntniß und in der Ueberzeugung hervortretende Verschiedenheit durch Sanftmut und Duldsamkeit vor solchen Uebertreibungen bewahrt bleibe, wodurch die Einheit des Geistes gestört wird; es kommt darauf an, daß jeder sich mit dem Bewußtsein erfülle, kein Einzelner habe jemals die volle Wahrheit, sondern nur einen Theil von derselben, und daß er in diesem Bewußtsein demütig sei; es kommt darauf an, daß jeder sich hüte, seine Ansicht mit Schroffheit geltend zu machen, daß er die Ueberzeugungen Anderer mit Sanftmut beurtheile und den christlichen Gehalt, der darin ist, anerkenne; das ist der Weg der Liebe, das ist das Band des Friedens, wodurch die Einheit des Geistes bewahrt werden muß.

In dieser Hinsicht hat unsere Zeit, die sonst so reich ist an trüben Erscheinungen auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens, doch etwas Herrliches geboren, jene große Vereinigung nämlich, zu welcher nunmehr fast alle Evangelischen in Deutschland zusammengetreten sind und welche den Zweck hat, die Brüder zu unterstützen, die unter dem Drucke einer ihnen feindlichen Kirchengewalt seufzen. Das ist ein großes Ereigniß, das ist das Zeichen einer gemeinsamen Geistesrichtung, welche die Evangelischen wieder ergriffen hat, das kann die Grundlage werden zur Herstellung einer kirchlichen Einheit, die wir bis jetzt noch nicht gehabt haben, und deren wir doch dringend bedürfen, um der katholischen Kirche gegenüber eine würdige Stellung zu behaupten. Gleichwohl wird auch dieses herrliche Werk angefochten von denen, die sich heutiges Tages einer besonderen Reinheit des Glaubens rühmen, und zwar theils deßhalb, weil es ausgegangen ist von solchen, deren Rechtgläubigkeit ihnen verdächtig ist, theils weil sie behaupten, keine Sicherheit darüber zu haben, ob es auch rechtgläubige evangelische Christen sind, die auf solche Weise unterstützt werden sollen. Ist das der Geist der Demut, der Sanftmut, der Liebe, des Friedens, den uns der Apostel in unsern Textesworten empfiehlt? Wer will denn heutiges Tages unter der großen Masse der evangelischen Christen bestimmen, welche unter ihnen die Rechtgläubigen sind, und welche nicht? Wer hat den untrüglichen Blick, welcher dazu gehört, um dieß mit Sicherheit zu erkennen? Wo will man anfangen den Schnitt zu machen zwischen den Christlichen und Unchristlichen? Der Apostel Johannes freilich gibt uns ein Kennzeichen dafür, indem er sagt: Ihr Lieben, glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind, denn es sind viele falsche Propheten ausgegangen in die Welt; ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus in das Fleisch gekommen, der ist von Gott, und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Hienach sind nun freilich diejenigen, welche in unserer Zeit den im Fleisch erschienenen Sohn Gottes, den wirklichen geschichtlichen Christus, seine göttliche Würde und sein göttliches Wesen läugnen, zu bezeichnen als solche, die sich selbst von der christlichen Gemeinschaft losgesagt haben; aber abgesehen davon, daß ihrer verhältnißmäßig doch nur wenige sind, so ist wohl zu bedenken, daß manche unter ihnen durch die Unklarheit ihrer Ausdrücke sich vielleicht unchristlicher dargestellt haben mögen, als sie wirklich sind. Die hohe Würde des Sohnes Gottes, die Gottheit des Erlösers, das ist etwas, was jeder wahre Christ lebendig in seinem Gefühle trägt; wenn es aber zur Verständigung über dieses Gefühl kommen soll, wenn in Worten und Begriffen dargelegt werden soll, was über das dunkle Verhältniß zwischen Vater und Sohn in der Gottheit ein jeder denkt, dann können die Ausdrücke und Bestimmungen sehr aus einander gehen. Auf jeden Fall wird es also der christlichen Liebe gebühren, sich offen zu erhalten auch gegen die Abtrünnigen, um sie wo möglich wieder zu gewinnen, und immer wird es edler sein, sie mit Langmut zu tragen, als sie zu verdammen und zu gewaltthätigen Schritten gegen sie aufzureizen.

Meine theuren Freunde, die gegenwärtige Zeit ist für die evangelische Kirche eine Zeit großer Bewegung; allgemein wird das Bedürfniß gefühlt, sie aus ihrer Zerfallenheit zu einer kräftigen Einheit emporzuheben; viele Wünsche und Hoffnungen sind laut geworden für diesen Zweck, viele und große Kräfte regen sich für denselben; ja schon sind entscheidende Veranstaltungen getroffen, um ihn ins Werk zu setzen. Ziemet es also nicht auch uns, soweit ein jeder nach seiner besondern Stellung es vermag, mit Hand anzulegen an diese gemeinsame ernste und heilige Sache? Wohlan, das wollen wir also

thun, aber dabei recht beherzigen, daß sie nur gelingen wird, wenn wir uns halten an das apostolische Wort, welches wir heute vernommen haben: **Wandelt unter einander mit aller Demut und Sanftmut, mit Langmut, ertraget einer den andern in der Liebe und seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Amen.**

19.

Ueber den Fortschritt des Christenthums in der Christenheit und in der Heidenwelt.

Predigt, gehalten am Sonntage Septuagesimä 1844 von Friedrich Arndt, Prediger an der Parochialkirche zu Berlin. [1])

Gnade sei mit uns und Friede von Gott, unserm himmlischen Vater, und unserm Herrn Jesu Christo! Amen.

Text: Matth. 24, 14. Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugniß über alle Völker; und dann wird das Ende kommen.

Mit diesen Worten eröffnete Jesus seinen Jüngern kurz vor seinem Leiden die Geschichte der Ausbreitung seines Reiches über die weite Erde und den allmäligen Fortschritt des Christenthumes in der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert. Wie er im heutigen Evangelio seine Treue darstellt im Suchen und Retten der Menschenseelen bis zur elften Stunde, so stellt er im Texte den Umfang seiner Wirksamkeit dar, wie sie sich erstrecke auf alle Völker bis ans Ende der Welt. Haben wir bisher den Fortschritt des einzelnen Christen und der Kirche betrachtet, so enthüllt uns unser Text den Fortschritt des Christenthums überhaupt, also 1) in der Christenheit und 2) in der Heidenwelt.

I.

Es ist nicht zu läugnen, großartig war der Umschwung, den das Evangelium vom Reiche hervorgebracht hat in der Menschheit von seinem ersten Erscheinen bis auf diese Stunde. Alle Verhältnisse haben sich verändert. Es ist kein Gebiet des Lebens, auf welches das Christenthum nicht seinen schöpferischen und belebenden Einfluß geäußert hat. Der Unterschied zwischen der alten und neuen Welt ist so groß, daß es nur sehr schwer, ja unmöglich wird, uns in die Denk-, Vorstellungs- und Anschauungsweise, in das Familien- und gesellige Leben eines Heiden vor Christo zurück zu versetzen. Ein neuer, frischer Lebensgeist weht seitdem über den Erdball hin. Früher, in der alten Welt, Werkgerechtigkeit und Stolz, der durch Thaten und Tugenden das Wohlgefallen der Gottheit zu erwerben und zu verdienen meinte; — jetzt in der christlichen Welt, Demut und richtige Selbsterkenntniß, die nicht mehr von sich hält, denn sich gebühret zu halten, und für Alles Gott die Ehre gibt. Früher Selbstsucht und Haß der Nationen und der Einzelnen unter einander, gleichsam ein Krieg Aller gegen Alle; — jetzt Liebe, eine Liebe, die den Andern liebt als einen Erlöseten in Christo, um des Herren willen; eine Liebe, von der die Heiden selbst bezeugten: „Sehet, wie sie sich unter einander so lieb haben;" eine Liebe, die bis dahin ungekannte Armenanstalten, Krankenhäuser, Ruhestätten für Alte und Schwache ins Dasein rief. Früher das weibliche

---

1) Die letzte von drei unter dem Titel: „Vorwärts!" zusammengedruckten Predigten, von welchen die erste die Fortschritte in unserm innern Leben, die zweite die Fortschritte der evangelischen Kirche abhandelt.

Geschlecht verachtet und die Sklaven nicht als Menschen, sondern als Thiere, ja als bloße Sachen behandelt und gemißbraucht auf die empörendste Art; — jetzt jenem seine ursprüngliche Stellung als Gehülfinnen des Mannes wiedergegeben, diesen mit der inneren Freiheit von der Sünde die äußere Befreiung von der Leibeigenschaft. Früher grenzenlose Willkür der Herrscher, die nicht selten in Blutdurst und Tyrannei ausartete; — jetzt Gerechtigkeitspflege, Schutz des Gesetzes, menschenfreundliche Behandlung der Gefangenen im Kriege. Früher ein blutiger Götzendienst, verbunden mit Ausschweifungen und Lastern aller Art; — jetzt eine Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Genug der Fortschritt, den die Menschheit überall macht, wo das Christenthum mit seinem Geiste sich derselben bemächtigt, ist augenfällig; keine Religion der Erde hat solche zauberhafte, wunderbare Verwandlungen hervorgebracht, als die christliche.

Auch unser Land und unser Volk steht da als lebendiges Exempel ihrer gesegneten Wirksamkeit. Von Jahrhundert zu Jahrhundert hat sich der christliche Geist immer mehr entfaltet, und unsre Verhältnisse und Zustände immer umfassender durchdrungen. Wann wäre früher ein fast dreißigjähriger Friede möglich gewesen unter den Nationen? Wann hätte je eine solche Annäherung Aller an Alle, ein solcher Austausch ihrer geistigen und materiellen Erzeugnisse Statt gefunden, als in der Gegenwart? Es ist, als sängen die Engel vom Himmel immer lauter und lauter herunter: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen."

Dennoch ist noch lange keine Zeit still zu stehen und auszuruhen. Wir sind noch lange nicht am Ziel. Das Ideal, welches das Evangelium aufstellt, und die Bestimmung des Christenthums sind noch lange nicht erreicht. Ein großes Feld liegt noch brach vor unsern Augen und fordert Bearbeitung. Es ist sogar noch unglaublich viel zu thun, wenn wir im mindesten Anspruch machen wollen auf den Ruhm eines *christlichen* Volkes und einer *christlichen* Zeit; unglaublich viel zu thun, wenn das Evangelium vom Reich soll verkündigt werden unter allen Völkern zu einem Zeugniß über sie. Das Christenthum ist wohl die allgemein *anerkannte* Religion in Europa; aber es fehlt noch viel, daß es die *herrschende* Religion geworden wäre und alle unsere Einrichtungen und Gestaltungen erfüllt und verklärt hätte. — Betrachtet unsere *Gesetze*: sie verrathen in vielen Dingen einen nicht vom Christenthum gegebenen Standpunkt und sind manchmal in ihren Bestimmungen und Entscheidungen geradezu der Bibel entgegen, so daß sie schon oft bei den treuesten Dienern des göttlichen Wortes Bedenken veranlaßt haben, ob man Gewissens halber in diesen Bestimmungen ihnen gehorchen dürfe oder nicht. Wir erinnern nur an die bestehenden Gesetze über die Ehe und die Ehescheidung, die, weit entfernt, freie und freisinnige genannt werden zu dürfen, im höchsten Grade lax sind, und durch diese Laxheit ganzen Völkern Unheil gebracht, und die Begriffe von der Heiligkeit und Sittlichkeit der Ehe ungemein verwirrt und herabgewürdigt haben, während die Erfahrung lehrt, daß in Gegenden, wo eine strengere Gesetzgebung Statt findet, nie Beschwerden darüber geäußert werden, im Gegentheil sich die wohlthätigsten Folgen zu erkennen gegeben haben und viel seltener Ehescheidungen vorfallen als unter uns. Wir erinnern nur an die leichtfertige Art und Weise, wie der Eid unter uns gehandhabt, abgenommen und geleistet wird, wie nicht nur Personen von unbescholtenem Rufe, sondern sogar bestrafte Diebe, Betrüger, Huren, Menschen, die für eine Kleinigkeit jeden Meineid auf der Stelle schwören; nicht nur gläubige Christen, sondern auch Spötter, Ungläubige, Sakramentsverächter, die weder an einen Gott im Himmel, noch an Gericht und Vergeltung glauben, zum Eide zugelassen werden; wie um der geringfügigsten Kleinigkeiten willen die ewige Seligkeit von

unsterblichen Seelen auf das Spiel gesetzt wird, und durch den häufigen Gebrauch, oder vielmehr Mißbrauch, der Schwur bei Tausenden herabsinkt zu der gleichgültigsten Handlung von der Welt. Wie weit sind alle diese Bestimmungen und Thatsachen von der Vorschrift entfernt, welche der Sohn Gottes in der Bergpredigt über Ehe und Eid für seine Kirche aufgestellt hat!

Betrachtet ferner unsre Stände und ihr Verhältniß zu einander. Sind die obern Stände immer auch die Ersten, nicht nur an feiner Sitte und Bildung, sondern auch an Religion und Sittlichkeit immer Muster der Gottesfurcht, der Tapferkeit, des Edelsinns, der Keuschheit, der Hoheit der Gesinnung für ihre Untergebenen? Sind die untern Stände immer auch arbeitsam, bescheiden, mäßig, friedfertig, genügsam, der wahrhaft gediegene Kern und das Mark der Nation? Und das Verhältniß der Stände zu einander, hat es, bei aller Verschiedenheit im Aeußeren, seinen belebenden Einigungspunkt in etwas Höherem und Geistigem gefunden? Ihr ahnet, wie viel es da noch aufzuräumen, zu wünschen und zu verbessern gibt, und wie weit wir noch abstehen von der apostolischen Ermahnung: „Ein Bruder, der niedrig ist, rühme sich seiner Höhe, und der da reich ist, der rühme sich seiner Niedrigkeit!“ (Jak. 1, 7 u. 8.)

Betrachtet unsre Künste und Wissenschaften: ist der in ihnen lebende und wogende Geist der Geist des Christenthums? Offenbaren die Zeugnisse unserer Kunst, unserer Bildsäulen und Gemälde, immer hohe Gedanken, geistvolle Auffassung, reiche Erfindungsgabe, edle Formen, Zucht und Anstand, und entsprechen sie eben so sehr dem Sittlichkeitsgefühl, als sie den Schönheitssinn befriedigen? Und die Wissenschaft, ist sie in ihren Forschungen und Ergebnissen allzeit des Bodens sich bewußt, auf dem sie gewachsen? ringt sie in ihren Fortschritten aufwärts durch Vertiefung? ist sie frei von jenem Scheinfortschritt, der blos zerstören und verachten will, und nicht fortkommen kann, ohne aufzugeben, die vergangenen Entwickelungsmomente blos anerkennt als untergegangene und dadurch das Fundament seiner selbst völlig verliert? Unsre Schriftstellerei und Literatur, macht sie dem Jahrhundert Ehre? Oder sind nicht gerade heut zu Tage erst jene Freibeuter aufgestanden, die sich anmaßten, den Angelpunkt aller Weltgeschichte, unsern Herrn Jesum Christum, als ein erträumtes Fabelbild vor ihr Tribunal zu ziehen?

Betrachtet unsere Volkssitten und Gebräuche. Die apostolische Norm lautet: „Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich, was wohl lautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, dem denket nach.“ (Phil. 4, 8.) Wenn diese Norm unter uns gälte, dann wären unsre Gefängnisse nicht so überfüllt, dann wäre nicht das Laster der Unzucht privilegirt, dann wüchsen nicht von Jahr zu Jahre die Prozesse und Selbstmorde, dann arteten nicht unsre Volksfeste so sehr aus in Rohheit und Zügellosigkeit, dann wäre die Achtung vor dem Sonntage und seiner Feier tiefer ins Volksbewußtsein eingedrungen, und die Maskenbälle würden nicht immer absichtlich auf den Sonnabend verlegt und gestattet, um recht methodisch den Tag des Herrn um alle seine Bedeutung zu bringen; dann wäre die letzte Nacht des Jahres, die Sylvesternacht, die so ernst ist in ihren Erinnerungen und Mahnungen, nicht die unruhigste Nacht des Jahres geworden, entweiht durch Sinnentaumel und eitle Lustbarkeiten; dann fielen in den obern Ständen nicht Jahr aus Jahr ein so oft jene rohen, ehrlosen und verbrecherischen Duelle vor, und in den untern Ständen nicht Jahr aus Jahr ein so viele Opfer als Beute der Trunksucht, der Spiellust, der Wollust; dann gäbe es eine würdigere Zubereitung zu den entscheidenden Hochzeiten, als unsre faden, oft so zweideutigen und das Heilige und Sittliche lächerlich machenden sogenannten Polterabende, und unsre Beerdigungen wären nicht so oft zuletzt rohe Schmausereien und Trinkgelage.

Betrachtet das geſellige Leben. Die apoſtoliſche Vorſchrift lautet: „Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles im Namen unſeres Herren Jeſu Chriſti, und preiſet Gott und den Vater durch ihn. (Kol. 3, 17.) Laſſet kein faul Geſchwätz aus eurem Munde gehen, ſondern, was nützlich zur Beſſerung iſt, da es Noth thut, daß es holdſelig ſei zu hören.“ (Epheſ. 4, 29.) Statt deſſen begegnen wir Mienen, Worten, Handlungen, die äußerlich Achtung, Wohlwollen, Freundlichkeit, Dienſtfertigkeit ausdrücken, und doch nur leerer, täuſchender Schein ſind, welchem innerlich oft genug etwas Anderes, vielleicht gar das Gegentheil zum Grunde liegt; und den Stoff der Unterhaltungen bilden bald die gewöhnlichſten Tagesgeſchichten und Neuigkeiten, weil die Herzen zu leer ſind an höheren Gedanken und an der Scholle kleben, oder Verunglimpfungen der Ehre ihrer Nebenmenſchen, hervorgegangen aus Neid und Haß, Schadenfreude und Mutwillen. Daher bleibt die alte Klage noch immer neu, daß man aus manchen Geſellſchaften ſchlechter herausgehe, als man hineingetreten ſei, und daß mit den Geſellſchaftskleidern auch die Geſellſchaftslügen an- und ausgezogen werden. Wie viel iſt da wurmſtichig und faul, weil unchriſtlich in unſerm täglichen Thun und Treiben.

Wollte Gott, unſer kirchliches Leben ſtände rein da und unentweiht! Aber auch da nicht ſelten Heuchelei, Frömmelei, todte Gewohnheit, Eitelkeit, Genußſucht.

So iſts denn wahr, daß es noch vollauf zu thun gibt in der Chriſtenheit ſelber. Es wäre Einſeitigkeit und Ungerechtigkeit, wenn wir das viele Gute in Abrede ſtellen wollten, das der Geiſt Gottes unter uns erzeugt hat, und das ſo groß iſt, daß Keiner im Ernſt wünſchen möchte, einem früheren Jahrhundert anzugehören, vielmehr Gott danken muß, daß er ihn in dieſer Zeit hat geboren werden laſſen; aber es wäre nicht minder Einſeitigkeit und Ungerechtigkeit, ja Unvernunft und Wahnſinn, wenn wir blind ſein wollten gegen das Böſe unſerer Zeit, wenn wir mit Unwillen jede Enthüllung deſſelben flöhen, und diejenigen der Liebloſigkeit und Härte anklagten, welche nach Amt und Gewiſſen den Beruf haben, die Wahrheit offen heraus Allen und Jedem zu verkündigen, gleichviel, ob ſie gefalle oder mißfalle. Solche Blindheit und Selbſtgenugſamkeit wäre vielmehr der Geiſt des Rückſchritts, der Geiſt des Teufels, vor welchem uns Gott in Gnaden bewahren wolle! Nein, wie weit auch unter uns das Chriſtenthum vorgedrungen iſt, eingedrungen iſt es noch lange nicht in alle Verhältniſſe, und es gilt, immer weiter fortzuſchreiten und es in alle Lebensverhältniſſe überzutragen, wenn wir ein Volk Gottes ſein wollen, auserwählt unter den Völkern und berufen zu Prieſtern und Königen vor Gott und unſerm Vater, und wenn das Evangelium vom Reich verkündigt werden ſoll zu einem Zeugniß über uns und nicht wider uns. O es thäte in mancher Hinſicht noth, daß Miſſionsanſtalten gegründet würden zur Bekehrung der Chriſtenheit, und daß Männer nach dem Herzen Gottes unſere Städte und Dörfer und Gemeinden durchzögen, wie in England die Methodiſten, Buße zu predigen und Auferſtehung den ſchlafenden und todten Sündern! „Haltet, was ihr habet, daß Niemand eure Krone raube!“ ruft der Herr ſeiner Chriſtenheit zu, und er verſtärkt dieſe Ermahnung durch Hinweiſung auf die morgenländiſche Chriſtenheit, deren Leuchter von ſeiner Stätte iſt hinweggeſtoßen worden, weil ſie durch Unglauben und Sünden den Herrn verläugnet hatten, und wo nun ſtatt des Kreuzeszeichens der Halbmond auf ſeine Sklaven herabſieht, und ein bethörter Pöbel vor dem unreinen Lügenpropheten das Knie beugt. Was dort geſchehen, ſteht zur Warnung da für die ganze Chriſtenheit, und ruft uns zu: Vorwärts! Leget ab die unfruchtbaren Werke der Finſterniß, und ziehet an die Waffen des Lichts und erhebet euch zu Thaten, die in Gott gethan ſind!

II.

„Das Evangelium vom Reich wird gepredigt werden in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker," sagt unser Text, und damit deutet er nicht blos hin auf die weitere Ausbreitung des lebendigen Christenthums mitten im Schooß der christlichen Kirche, sondern auch auf die weitere Ausbreitung desselben in der Heidenwelt. Ihr wißt, Andächtige, es ist noch viel Heidenthum auf der Erde. Während man die Zahl der Christen auf 200 Millionen berechnet, zählt man $2^1/_2$ Millionen Juden, 150 Millionen Muhamedaner und über 600 Millionen Heiden, die nichts wissen von Christo und in Sünden todt, dem göttlichen Worte verschlossen in trauriger Finsterniß ihre Tage zubringen. Kein Tag vergeht, wo nicht 50,000 Seelen dahin fahren, ohne Den kennen gelernt zu haben, der unser alleiniger Trost ist im Leben und im Sterben. Ihr wißt ferner, der Zustand dieser großen Zahl armer Heidenvölker ist über alle Maßen erschütternd und Entsetzen verbreitend. Kein Mund kann ihr Elend aussprechen, keine Feder kann es herzergreifend genug darstellen. Alle Bilder der Lasterhaftigkeit, des Unglaubens, der tiefsten Versunkenheit, der schmählichsten Entartung, welche uns in der Christenheit begegnen, sind nur matte Schatten gegen das namenlose Elend dieser heidnischen Nationen. Der Götzendienst ist ein Mörder der Menschen und der menschlichen Gefühle. Keine Unnatur kann erdacht, keine Hölle kann gebildet werden, die dort nicht längst Wirklichkeit geworden wäre. Die Heiden fühlen das Elend der Sünde, ohne zu wissen, was eigentlich Sünde ist; die letzte Spur des göttlichen Ebenbildes ist in ihnen zertreten, der letzte Ueberrest der Wahrheit verdunkelt durch Irrthum und Lüge. Es würde uns zu weit führen, wenn wir euch im Einzelnen schildern wollten den Jammer, welcher gegen 800 Millionen Menschen zerreißt, und das geistige und sittliche Verderben, das so viele Seelen verwüstet. Die Missionsnachrichten geben euch davon ausführliche, zermalmende Kunde: leset sie, beherziget sie, und es wird euch unmöglich sein, gegen solchen Jammer gleichgültig und kalt zu bleiben, unmöglich sein, zu sprechen: Hier soll nicht geholfen werden mit der rechten Hülfe; diesen Heiden soll nicht gepredigt werden die Wahrheit von ihrem Gott und Heiland? Ihr werdet vielmehr voll Mitleid fragen: Wann, wann wird diesen Völkern einmal schlagen die Stunde der Errettung? wann wird ihnen das Evangelium gepredigt werden zu einem Zeugniß über sie? und was kann ich dazu beitragen, daß das lebendige Christenthum auch zu ihnen komme, die himmlische Wahrheit auch sie erleuchte und ihre Finsterniß? Gott Lob, seitdem in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren in der evangelischen Christenheit ein neuer Missionsgeist erwacht ist, seitdem Missionsseminare in London, Paris, Basel, Barmen, Berlin und Hamburg entstanden und Boten des Heils ausgegangen sind zu den fernsten Heidenländern, seitdem ist bereits Großes geschehen; die Wüsten fangen an zu grünen, die Einöden sich zu beleben, die Todtengebeine stehen auf, Frühlingslüfte wehen, und das Walten des göttlichen Geistes macht sich offenbar auf Indiens Gestaden, auf den Inseln der Südsee, im Kaffernlande, in den Negerpflanzungen der heißen Zone, auf den eisigen Küsten Grönlands und Labradors. Die Götzenaltäre fallen und mit ihnen fallen die heidnischen Sitten, die Vielweiberei, das ehelose Leben, der entsetzliche Kindermord, das Essen des Menschenfleisches. Die Heidentempel wurden verlassen, und es entstehen an ihren Stellen Christentempel in Masse, und mit den Kirchen zugleich Schulen und Bildungsanstalten, Zucht und gute Sitte, daß man einige Jahre später dieselben Völker gar nicht wieder erkennen kann. Immer allgemeiner und lebendiger erwacht unter den Heiden das Verlangen nach dem Worte Gottes; meilenweit eilen

sie herbei, um ein Zeugniß von Christo zu vernehmen; das Beste, oft das Einzige, was sie haben, geben sie dahin, um statt des irdischen Gutes Geistiges und Himmlisches zu erlangen; kurz, es sind wahrhafte Wunder der Gnade, die vor unsern überraschten Augen sich zutragen, und Tausende unter denen beschämen, welche in der christlichen Kirche geboren und erzogen sind. Unaufhörlich ist das Reich Gottes im Wachsthum begriffen, und es wird fortwachsen, bis es alle Herzen gewonnen und zu den Füßen des Kreuzes Christi gelegt hat. Die Heidenmission bewährt sich als die Sache des Herrn, und es erfüllt sich von neuem der alte Vers: „Zion hört die Wächter singen, das Herz thut ihr vor Freude springen, sie wachet und steht eilend auf. Ihr Freund kommt vom Himmel prächtig, an Wahrheit stark, an Gnade mächtig, ihr Licht wird hell, ihr Stern geht auf." — Während andre Bestrebungen sich nicht selten schlechter Mittel bedient haben, um zum Ziele zu gelangen, haben die Missionsgesellschaften von jeher offen gesagt, was sie wollten, haben nicht etwa Unterstützungen gefordert, um die wilden Völker zu civilisiren, sondern aufs Bestimmteste erklärt, ihre Absicht sei nur, Jesum Christum, den Gekreuzigten, den heidnischen Völkern zu verkündigen als denjenigen, in welchem allein Heil zu finden ist; alles Andere, äußere Kultur, Anbau des Landes, Verbesserung der Lebensweise, sei nur Nebensache und Folge jener ersten und wichtigsten Hauptsache, die sie trieben. Während andere Vereine von Anfang an von oben herab empfohlen, begünstigt, gehoben und gehalten wurden, ist die Missionssache vielfach erschwert, gehemmt, bekämpft und verläumdet worden, und dennoch hat sie sich Raum und Geltung zu verschaffen gewußt, ist von Jahr zu Jahr an Bedeutung und Umfang gewachsen, und fast kein Monat vergeht, wo sich nicht neue Vereine bilden in unserm Vaterlande. Während die Bestrebungen der Welt in der Regel groß anfangen und klein enden, hat die Missionssache klein angefangen wie ein Senfkorn, und ist allgemach zu einem Baume herangewachsen: damit trägt sie das Siegel ihres göttlichen Ursprungs an der Stirn. Auch bewährt sich an ihr die alte apostolische Regel: „Was niedrig ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was hoch ist, und was verachtet ist vor der Welt, und was Nichts ist, hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache, was Etwas ist;" die Beitragenden sind meistens die Armen und Verachteten: leset die Berichte, ihr findet verhältnißmäßig wenige Gaben vom Ueberflusse der Reichen.

Aber bei dem Allen ist doch das gewiß, daß bis jetzt nur ein Anfang gemacht ist in der Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden, und es bleibt noch erstaunlich viel zu thun übrig. Die Ernte ist groß, der Arbeiter sind nur wenige. Unabsehbar ist noch das Feld, das bearbeitet werden soll. Rechnet man auf 20,000 Heiden nur Einen Missionar, so sind für die 600 Millionen Heiden wenigstens 30,000 Missionare nöthig. Aber wie viele stehen auf dem weiten Arbeitsfelde? Ungefähr 700. Müssen wir da nicht ausrufen: Was ist das unter so Viele? — Es muß also noch ganz anders kommen, wenn das Evangelium vom Reich gepredigt werden soll unter allen Völkern zu einem Zeugniß über sie, wenn Alles soll Eine Heerde und Ein Hirte werden, wenn Christus herrschen soll von einem Meer bis ans andre und vom Wasser bis an der Welt Ende, wenn die Verheißung sich erfüllen soll, daß der Herr sein Wort predigen läßt mit großen Schaaren Evangelisten und in aller Welt es heißt: Wie lieblich sind die Füße der Boten, die Frieden verkündigen, die Gutes predigen, die Heil verkündigen, die da sagen zu Zion: Dein Gott ist König. Es müssen daher noch ganz andre Kräfte in Bewegung gesetzt werden, als bisher geschehen ist; fortschreiten muß das heilige Gotteswerk riesenmäßig und „Vorwärts" die Losung aller lebendigen Christen sein. Fleißiger muß gebetet, mehr Gaben müssen dargebracht werden, keinen Christen darf

es mehr geben, dem das Kommen des Reiches Gottes nicht Herzens- und Gewissenssache ist, auch der Allerärmste muß sein Scherflein darreichen. Wahrlich, ich sage euch: eher wird es unter der Christenheit nicht besser werden, bis sie sich kräftiger noch der Heidenbekehrung annimmt und aus der Heidenwelt reichlicher Gottessegen auf sie zurückströmt.

Saget nicht: „Wir haben in der Nähe noch so Vieles zu thun; wenn wir damit fertig sind, wollen wir an die Ferne denken.“ So spricht die wahre Liebe nicht. Die wahre Liebe sagt: Man soll das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Die wahre Liebe ist nicht so arm und eng, daß sie ihre Hand nicht auch sollte über die Meere strecken und dort der größten Noth wehren, so viel wie möglich. Sollen die armen Heiden so lange warten, bis die Christenheit im Allgemeinen besser geworden, und unserer geistlichen Noth, Unwissenheit und Lasterhaftigkeit abgeholfen ist, so werden sie lange warten müssen. Hätten die Apostel mit der Bekehrung der Heiden so lange gewartet, bis ganz Jerusalem und Judäa wäre gläubig gewesen, so wäre heute noch keine einzige Heidenseele bekehrt worden. Und wollte Gott, die so sprächen, legten nur Hand ans Werk zur Besserung ihrer christlichen Brüder und ließen sich die geistliche Noth unter uns mehr angelegen sein; aber sind nicht gerade die eifrigen Freunde der Mission auch diejenigen, welche die Kirche des Herrn bauen unter uns?

Wer gegen das Werk der Heidenbekehrung ist, ist gegen das Christenthum überhaupt eingenommen; denn hätte er das Christenthum lieb von ganzem Herzen und seine Segnungen erfahren, so müßte er auch wünschen, daß die Heiden Christen und der Segnungen theilhaftig werden, die es ihnen gebracht hat. Es ist ja nur eine allgemeine Schuld der ganzen Christenheit, von welcher er seinen Theil abträgt, indem er sich der armen Heiden erbarmt. Wer gegen das Werk der Heidenbekehrung ist, erhebt eine gräßliche Anklage gegen seine Voreltern, daß sie sich haben überreden lassen, und gegen die Boten, welche das Evangelium jenen gebracht haben, als ob sie etwas Besseres hätten thun können als das, und zieht die Finsterniß dem Lichte, zieht den Tod dem Leben vor. Wer gegen das Werk der Heidenbekehrung ist, klagt eigentlich sich selbst an, daß sein Glaube todt ist, daß er noch niemals erkannt und gefühlt hat das Elend der Sünde in seinem eignen Herzen, noch niemals geschmeckt und erfahren hat die erlösende Kraft der Gnade, noch kein freies und seliges Kind Gottes geworden ist durch den Glauben an Christum, daß die Liebe Christi noch nicht ausgegossen ist durch den heiligen Geist in sein Herz: sonst würde es ihm Bedürfniß sein, den wieder zu lieben, der ihn zuerst geliebt hat, und Leib und Leben, Gut und Blut in seinen Dienst zu stellen. Wer gegen das Werk der Heidenbekehrung ist, der klagt sich der Undankbarkeit an für alle Beweise der Liebe seines Heilandes und des Ungehorsams gegen seinen Befehl: „Gehet hin in alle Welt und predigt das Evangelium aller Kreatur,“ sonst würde er fragen: wo sind noch Seelen, die Christum nicht haben? und was kann ich noch thun für sie? Ach und muß er sich nicht versündigen, so oft er betet: „Dein Reich komme,“ und er thut nichts, daß es komme zu seinen Brüdern? Muß er sich nicht versündigen, so oft er im Gotteshause dankt für die ihm gewordene Erbauung, und sein Dank erstirbt ihm auf den Lippen und wird niemals That? Muß er sich nicht versündigen, so oft er das Sakrament genießt oder als Taufzeuge erscheint am Altare, und er bleibt kalt und taub gegen den Ruf, der aus Millionen Herzen ihm entgegenschallt: Warum schicken uns die Weißen keine Missionare? warum kommen sie nicht?

Geliebte, es ist eine große Zeit, in der wir leben. Alles scheint darauf hinzudeuten, daß der Herr im Anzuge ist, und daß er eben diese Zeit bestimmt hat

zu einer umfassenderen und allgemeineren Ausbreitung seines Reiches, als je in früheren Zeiten der Fall war. Die Wohlthaten des langen Friedens, welchen wir genießen, gestatten es uns, nicht nur an die Bedürfnisse der Nähe, sondern auch der Ferne zu denken und die Fußstapfen zu erkennen in der Weltgeschichte. Erdstriche sind heut zu Tage entdeckt worden, von denen man früher keine Ahnung hatte; Völker haben sich mit einander versöhnt, die früher in ewiger Feindschaft und blutiger Fehde mit einander lebten; Länder sind aufgethan worden, die früher, mit einer undurchdringlichen Mauer umgeben, jede Annäherung des Evangeliums unmöglich machten; Entdeckungen und Erfindungen sind gemacht worden, die alle Schranken des Raums und der Zeit pfeilschnell überwinden. Wozu das Alles? Dazu, daß Gottes Wort laufen soll in der Welt und Siege feiern unter allen Erdstrichen und Völkern.

Wohlan denn, vorwärts! daß das Christenthum immer mehr die Christenheit reinige und durchdringe, immer mehr die Heidenwelt erobere und bekehre! Der Herr sagt: „Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich unter allen Völkern zu einem Zeugniß über sie, und dann wird das Ende kommen.“ Vielleicht ist es schon die elfte Stunde. Vielleicht ist das Ende nahe, näher, als wir es denken. Kommt es, dann führt es nach allen früheren Fortschritten den letzten und größten Fortschritt herbei, den Fortschritt aller Fortschritte, aus der Zeit in die Ewigkeit, aus dem Glauben zum Schauen, aus der Knechtschaft zur Freiheit, aus Kampf zum Sieg, aus Sünde zur Gerechtigkeit, aus dem Tode zum Leben. Dieses Ende wollen wir lebenslang im Auge behalten, auf dieses Ende wollen wir lossteuern mit allen unsern Kräften, und wenn dann einmal der Todesengel zu uns sprechen wird: „Vorwärts!“ — dann uns hinüber schwingen aus der streitenden Kirche in die triumphirende, und das Ende unseres Glaubens davontragen, der Seelen Seligkeit. Amen.

20.

Der Meinungsstreit über die Person Jesu.

Predigt am 18. Sonntage nach Trinitatis d. 21. September 1845 in der evangel. Haupt- und Pfarrkirche zu St. Bernhardin in Breslau gehalten und auf Verlangen herausgegeben von C. W. A. Krause, Archidiakonus und Senior zu St. Bernhardin.

Heiliger Gott, heilige uns in deiner Wahrheit, dein Wort ist Wahrheit. Amen.

Unter allen den Fragen, welche unsere so sehr regsame Zeit bewegen, stehen die, welche die Religion und die Kirche betreffen, unbezweifelt oben an. Keine andere Frage findet Theilnahme in gleich weiten Kreisen; keine andere berührt so die heiligsten Interessen der Menschen; in keiner anderen stehen die verschiedenen Ansichten sich gleich schroff gegenüber, und — lasset uns das nicht verkennen — keine andere steht in so unmittelbarem Zusammenhange mit dem Heile oder Unheile der kommenden Zeit.

Wer an Gott durch Christum glaubt, hat in aller Zeit den Segen des frommen Glaubens stets empfunden; er ist der sichere Anker, an dem sich unsere Seele hält; und wer die Nothwendigkeit und Heilsamkeit des kirchlichen Verbandes zur Erziehung des Menschengeschlechts zu höherer Geistesbildung und Heiligung nicht anerkennt, der beweiset nur, daß er weder die geistige Natur und die Herzensbedürfnisse der Menschen kennt, noch die Geschichte mit

prüfendem Auge durchschaut und ihre Lehren begriffen hat. Die Religion ist die Führerin des Menschengeschlechtes zu höherer geistiger und sittlicher Vollkommenheit. Zeitalter, in denen die Menschheit einen sichtbaren Schritt vorwärts in ihrer Entwickelung that, sind auch immer zugleich durch allgemeine religiöse Bewegungen bezeichnet gewesen, und darum ist die religiöse Bewegung denen so zuwider, welche eine Fortentwickelung der Menschheit zu höherer Vollkommenheit nicht wollen; darum rufen sie das Wehe über solche Bewegung und versuchen es wohl gar mit gewaltsamer Hand sie zu fesseln und dem Geiste Stillstand zu gebieten. Irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Aeußere Macht bindet und zwinget den Geist nicht; Gott hat ihn frei geschaffen; wer seine Freiheit antastet, streitet wider Gott, und wer mit Gewalt die Entscheidung im geistigen Kampfe herbeiführen will, der säet Verderben und Blut! Das ist eine wichtige Lehre, welche die Geschichte der christlichen Kirche von ihrem Beginne an laut und eindringlich predigt. — Durch Jesum kam der menschliche Geist, entfesselt von dem Zwange des Gesetzes, erst zu dem vollen Bewußtsein seiner Freiheit und begann seine große Arbeit, deren endlicher Gewinn Wahrheit und Heiligung sein muß. Der Widerstreit der Meinungen, der geistige Kampf konnte dabei nicht fehlen; er würde aber der Menschheit nur Segen, und nicht, wie leider so oft geschehen, Fluch gebracht haben, wenn man sein heiliges Recht anerkannt und geachtet, nicht aber mit äußerer Gewalt in denselben eingegriffen hätte, wenn der Wahn nicht immer bereit gewesen wäre, in die Wagschale der geistigen Entscheidung auch das Schwert zu werfen. Dieser Wahn verschuldet das unschuldige Blut, das in Glaubensverfolgungen, Religionskriegen und Inquisitionsgerichten so reichlich geflossen ist, — dieser Wahn, der die Brüder richtete und verurtheilte, nicht weil sie Böses gethan, sondern weil sie nach seiner Meinung Falsches geglaubt.

Möchten die Lehren der Vergangenheit der Gegenwart zu Gute kommen; möchten wir uns alle überzeugen, daß die geistige und religiöse Bewegung unserer Zeit nur dann Unheil droht, wenn es wiederum versucht werden sollte, sie gewaltsam zu hemmen, welches zu wünschen manche Eiferer mit Unverstand bereit genug sein mögen. Wenn der Most die Gährung vollendet, dann liefert er den klaren Wein, der des Gesunden Herz erfreut und den Kranken stärkt, zur Unzeit verschlossen sprengt er das Faß, wär's auch mit eisernen Banden umgürtet! — Gott lenke Alles zum Besten! Sein Geist ist der Geist der Wahrheit, darum wird die Wahrheit siegen. Redlich und treu wollen wir uns bemühen, sie zu erkennen und an der erkannten festhalten; aber auch fern von dem Uebermute, der sein Erkennen für untrüglich hält, uns jeder besseren Ueberzeugung offen erhalten. Dazu ist es nothwendig, daß wir lebendigen Antheil an der religiösen Bewegung unserer Zeit nehmen, Alles prüfen und das Gute behalten.

Haben wir bisher mit Aufmerksamkeit den Gang der religiösen Bewegung verfolgt, so hat es uns nicht entgehen können, daß sie gegen früher eine veränderte Richtung genommen hat. Während es früher die Kirche, das Kirchenregiment und die Geltung der mittelalterlichen Bekenntnißschriften war, um welche der Streit sich drehte, so ist es jetzt mehr in das Innere des christlichen Glaubens gedrungen. Um die Person Jesu handelt es sich jetzt; und die Hauptfrage, welche man jetzt erörtern hört, ist die: wer war Jesus? Gewiß hat Jeder bei sich diese Frage schon aufgeworfen und die verschiedenen darauf gegebenen Antworten geprüft. Würdet ihr es dem öffentlichen Lehrer der christlichen Religion vergeben, wenn er mit seiner Meinung hinter dem Berge hielte, und die dringende Veranlassung, seine Herzensmeinung öffentlich auszusprechen, umginge, welche das heutige Sonntagsevangelium ihm darbietet? Würdet ihr, wenn er schwiege, nicht meinen, er getraue sich nicht, seine Meinung

kund zu geben und aus der heiligen Schrift zu begründen? Nein, ich fühle, daß es Pflicht ist, diesem Gegenstande heut unsre Andacht zu widmen. **Der Meinungsstreit über die Person Jesu** soll daher den Gegenstand unsrer Betrachtung ausmachen.

Gesang. Gebet.

Evangelium: Matthäi 22, 34—45. Da aber die Pharisäer hörten, daß er den Sadducäern das Maul gestopfet hatte, versammelten sie sich. Und einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn und sprach: Meister, was ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer bei einander waren, fragte sie Jesus und sprach: Wie dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er? Sie sprachen: Davids. Er sprach zu ihnen: Wie nennt ihn denn David im Geist einen Herrn, da er sagt: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße. So nun David ihn einen Herrn nennet, wie ist er denn sein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und durfte auch Niemand von dem Tage an hinfort ihn fragen.

Fassen wir auch dieses Evangelium nur in seinem Zusammenhange auf, um es richtig zu verstehen. Pharisäer und Sadducäer, die beiden Hauptparteien unter den Juden, waren dem Heilande gleich sehr entgegen und versuchten ihn durch spitzfindige Fragen. Eben hatte er den Sadducäern bewiesen, daß sie die Schrift nicht verständen, was den Pharisäern zu großer Freude gereichte, und nun kamen diese auch hinzu mit ihrer verfänglichen Frage. Nachdem Jesus sie, wie immer, siegreich beantwortet, wollte er nun auch ihnen zeigen, wie schlecht es mit ihrer Schrifterklärung stehe. — Die Pharisäer erwarteten einen weltlichen Messias und hofften von ihm einen entscheidenden Sieg über alle Heiden und ihre Hinführung zu dem Gesetze des Moses. Zu dieser Erwartung stimmte ganz gut der 110. Psalm, aus dem die in unserem Texte angeführten Worte genommen sind, welche wahrscheinlich ein dem David gewidmeter Kriegsgesang, nicht aber vom David selbst verfaßt ist, wie die Pharisäer fälschlich annahmen. Jesus fragt nun: was meinet ihr von dem Messias, aus welchem Geschlecht stammt er? Sie antworteten: aus Davids Geschlecht. — Wie kann denn David ihn, seinen Nachkommen, seinen Herrn nennen, und ihn, der so spät nach ihm auf Erden erscheint, um seinen Erdenkampf durchzukämpfen, schon damals auffordern, sich zur Rechten des Herrn zu setzen und seinen Sieg dort zu erwarten? — Dieser Einwand, der die Unrichtigkeit ihrer Erklärungsweise jenes Psalms klar darthat, machte die Pharisäer so bestürzt, daß sie nicht ferner ihn zu fragen wagten.

Die Frage, welche Jesus damals that, hören wir noch heute oft an christliche Glaubensrichtungen gethan, und gerade in unsern Tagen wird die Antwort darauf als entscheidend für die sogenannte Rechtgläubigkeit angesehen. Natürlicher und dem Sinne Jesu angemessener wäre es gewiß, wenn das Gewicht mehr auf den ersten Theil unseres Evangeliums gelegt, und zum Erweise der Christlichkeit vielmehr verlangt würde, daß Jeder in seinem Leben und Thun die Liebe als das erste Gebot übe. Allein wir leben einmal noch in solcher Zeit, wo das Bekenntniß durch das Wort von vielen Seiten noch für wichtiger gehalten wird, als das Bekenntniß durch die That; darum können wir uns der Antwort auf die Frage: was dünket euch um Christo? Weß Sohn ist er? nicht entziehen, und wollen es auch nicht, da er uns ja selbst genug Antwort auf diese Frage gibt, und es gewiß für jeden Christen höchst wichtig ist, diese Antwort recht zu erkennen.

Wenn wir den Meinungsstreit über die Person Jesu betrachten wollen, so müssen wir, um ein rechtes Urtheil darüber zu gewinnen, an die rechte Quelle gehen. Wir dürfen nicht fragen: was haben die Menschen, die Kirchenväter, die Kirchenversammlungen, die Reformatoren von ihm gesagt? Das alles kann und muß uns geschichtlich wichtig sein, und ein Zeugniß von Christo wird um so wichtiger, je näher es der Zeit nach ihm steht. Aber selbst die Aussagen der Apostel von ihm sind uns nur Zeugnisse zweiten Grades; das Wichtigste bleibt immer: was sagt Jesus selbst über sich? Er mußte sich selbst doch am Besten kennen, weß Sohn nennt er sich?

Er nennt sich bald des Menschen Sohn, bald den Sohn Gottes. Beides muß er daher sein, denn wider sein ausdrückliches Wort können wir nun und nimmermehr. — Der Ausdruck: des Menschen Sohn — ist an sich klar. Mehr Schwierigkeiten und Zwiespalt bietet der Ausdruck: Sohn Gottes — dar, und über ihn geht in unseren Tagen auch der Streit. Dieser Ausdruck bezeichnet unstreitig ein nahes Verwandtschaftsverhältniß mit Gott. Wir haben ja in unserer menschlichen Sprache nur Worte für menschliche Dinge und Zustände; wir können daher die göttlichen Verhältnisse immer nur mit menschlichen Worten bildlich bezeichnen. Nun bezeichnen die Namen: Vater und Sohn das innigste und nächste leibliche Verwandtschaftsverhältniß; Gott aber ist ein Geist. Wenn Jesus also sich den Sohn Gottes nennt, so behauptet er dadurch jedenfalls, daß er in dem nächsten und innigsten geistigen Verwandtschaftsverhältnisse zu Gott stehe, und ein solches erkennt ihm auch wohl jeder Christ mit Freuden zu, der aus der heiligen Schrift die unendliche Erhabenheit Jesu über allen Andern, die auf Erden wandelten, erkannt hat. Aber nun ruft man uns von einer Seite zu: der Ausdruck „Gottes Sohn" bezeichnet, daß Jesus Gott selbst ist, und darauf antworten wir: Nein, dem ist nicht so! das hat Jesus nie gesagt; dem hat er sogar entschieden widersprochen: Jesus ist nicht Gott! Wollt ihr Beweise? Ihr findet sie zu Hunderten in der Schrift.

Es ist gewiß, daß alle die Lehren des Judenthums, welche Jesus selbst ausdrücklich bestätigt, nach seinem Willen im Christenthum unveränderte Gültigkeit haben sollen. Nun ist es aber bekannt, mit welchem Eifer Moses unter den Juden auf den Glauben an die Einheit Gottes, gegenüber den Heiden jener Zeit, drang. Er wollte, daß das Bekenntniß: Höre, Israel, der Herr, dein Gott, ist ein einiger Gott! den Juden im Leben und Sterben begleite. Dies Bekenntniß hat Jesus Ev. Marc. 12, 29, ausdrücklich bestätigt. Er sagt dort auch: Das höchste Gebot von allen Geboten ist: höre, Israel, der Herr, dein Gott, ist ein **einiger** Gott, und diesen Gott sollt ihr lieben. — Das Christenthum kann daher nur einen unbedingt einigen Gott lehren wollen. — Dasselbe sagt Jesus bei einer andern Gelegenheit, als ihn Jemand guter Meister nennt. Er antwortet ihm: (Matth. 19, 17.) Was heißest du mich gut? Niemand ist gut, denn der **einige** Gott. — Ev. Joh. 17, 3, spricht er: das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du **allein wahrer Gott** bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen. Er unterscheidet sich daher entschieden von dem, der allein wahrer Gott ist, will sich nur als Gesandten dessen angesehen wissen, der allein wahrer Gott ist. Wer kann ihn nun noch „wahrer Gott" nennen, ohne mit seinem eigenen Worte in offenen Widerspruch zu treten?

Gott ist das Vollkommene; in dem Vollkommenen kann kein Unterschied sein; und doch sagt Jesus: der Vater ist größer denn ich. (Ev. Joh. 14, 28.) Wäre Jesus Gott, so müßte er auch allwissend sein. Daß er dies aber nicht ist, erklärt er ausdrücklich Ev. Marc. 13, 32, wo er von dem einstigen Unter-

gange der Welt spricht und sagt: von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, sondern allein der Vater, wo er sich also wiederum durchaus von Gott unterscheidet.

Am wichtigsten für diese Frage ist aber eine Stelle im 10. Kapitel des Evangeliums des Johannes. Dort spricht Jesus (V. 27—36.) Meine Schafe hören meine Stimme und ich kenne sie und sie folgen mir; und ich gebe ihnen das ewige Leben, und sie werden nimmermehr umkommen, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn Alles; und Niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen. Ich und der Vater sind Eins. Hat man diese Stelle für einen Beweis der Gottheit Christi gehalten, so hat man sehr Unrecht gethan; denn abgesehen davon, daß schon der Ausspruch: Der Vater ist größer denn Alles, solche Deutung unmöglich macht, so steht ja auch ausdrücklich da, worin Jesus mit dem Vater eins ist: nämlich in der treuen Sorge für die Seinen: Niemand wird sie mir aus meinen Händen reißen — Niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen. — Aber die Juden mißverstanden sein Wort, hoben Steine auf, ihn zu werfen und gaben als Grund dieser Feindseligkeit an: daß du ein Mensch bist und machest dich selbst einen Gott! —

Hier war also Jesus dringend aufgefordert, sich auszusprechen und auf diesen Vorwurf zu antworten, und wäre es ihm je in den Sinn gekommen, sich für Gott auszugeben, Er, der Wahrhaftige, der seine Messiaswürde vor dem Richter später freudig bekannte, ob er auch darum den Kreuzestod leiden mußte, er hätte auf diese Frage nicht ausweichend antworten dürfen, er hätte bekennen müssen: Ich bin es ja auch. Das thut er aber keineswegs. Er zeigt den Juden mit gewohnter Milde das Unverständige ihres falschen Eifers: Werden nicht, so spricht er dem Sinne nach, in eurer heiligen Schrift Könige Götter genannt? — so geschieht es nämlich im 6. Verse des 82. Psalms. Wenn nun Die Götter genannt werden, welche die Offenbarung empfangen, wie könnt ihr denn mich, den Gott geheiligt und in die Welt gesandt hat, die Offenbarung zu bringen, der Gotteslästerung beschuldigen, weil ich sage: ich bin Gottes Sohn? Er bestreitet also durchaus, daß er sich selbst für einen Gott ausgebe, und seinen eigenen Worten müssen wir doch wohl glauben?

Aber auch seine Jünger sagen stets nur dasselbe. Paulus sagt gleich im Beginne des Römerbriefes von Christo: daß er geboren ist von dem Samen Davids nach dem Fleisch. — (Bekanntlich führen die bei Matthäus und Lukas uns aufbewahrten Geschlechtsregister das Geschlecht des Josephs, des Mannes der Maria, auf David zurück;) — daß er aber erwiesen ist kräftig ein Sohn Gottes nach dem Geist, der da heiliget. Im Korintherbriefe sagt er: Christus ist jeglichen Mannes Haupt, Gott aber ist Christi Haupt; im Galaterbriefe: Ein Mittler ist nicht eines Einigen Mittler, Gott aber ist **einig**; im Briefe an den Timotheus: Es ist ein Gott und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung, — also eine stete strenge Unterscheidung Christi von Gott; und dazu kommt, daß, während von dem Sohne und von dem heiligen Geiste Gottes in der Schrift stets gesprochen wird, der kirchlich oft gebrauchte Ausdruck „Gott, der Sohn,“ „Gott, der heilige Geist“ auch nicht ein einziges Mal in der heiligen Schrift vorkommt, so daß mit Recht gesagt werden kann: Wer behauptet: Christus sei Gott, der

stellt sich mit den Worten Jesu und seiner Jünger in einen unbedingten Widerspruch.

Und, lieben Brüder, lieben Schwestern! was wäre denn das, wenn Jesus Gott wäre? Kann der Unendliche, der Himmel und Erde erfüllet, kann er in einen kleinen Menschenleib sich einschließen? Kann Gott, wie Jesus so oft und so freudig that, zu Gott, d. h. zu sich selbst, beten? Kann Gott vom Bösen versucht werden, mit sich ringen, betrübt sein bis an den Tod, wie Jesus es — ach für uns so erweckend, so verehrungswürdig, in Gethsemane that? Was soll denn das heißen: Gott hängt am Kreuze, Gott ist gestorben? — Hat denn Jesus ganzes Leiden und Sterben für uns noch einen Sinn, wenn er Gott war? war das Ganze nicht dann vielmehr ein bloßer Schein? Liegt in dem ganzen Leben, Leiden und Sterben Jesu für seinen heiligen Beruf noch irgend ein Verdienst? Kann Jesus dann noch für uns ein Vorbild sein, können wir noch den Mut gewinnen, ihm nachzustreben, wenn er Gott war, also nicht sündigen konnte, und seiner ganzen Stellung nach über alle und jede Versuchung weit hinaus war? Nein, meine Mitchristen, wir verlieren unsern Heiland, wir verlieren den ganzen Kern unsers Christenthums, wenn wir Jesum seinen eignen Worten zuwider als einen Gott betrachten; — er hört dann auf der Mittler zwischen Gott und den Menschen zu sein, denn das kann er nur dann sein, wenn er auch wirklich in der Mitte zwischen Gott und den Menschen steht.

Und so stellt ihn auch die ganze heilige Schrift hin: als den Mittler zwischen Gott und den Menschen. — Fragt uns daher Jemand: wenn ihr Jesum nicht für Gott haltet, so haltet ihr ihn wohl für einen gewöhnlichen Menschen? so antworten wir darauf entschieden: nein, das ist er nicht! Er wandelte als Mensch, ein Sohn Davids, unter uns, aber er war mit einem Geiste begabt, der weit über das Menschliche hinausgeht, der das Göttliche seiner Natur überall darthut, und in diesem Geiste, sagt Paulus, ist er kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes. Wenn wir die Evangelien aufmerksam lesen, so können wir es gar nicht verkennen, wie ganz anders, wie so unendlich näher Jesus zu Gott steht als wir. Das alles, was wir von unsrer Verbindung mit Gott, von unsern Beziehungen zu Gott, nur dunkel ahnen, ihm war es klar; was wir von Gott nur schauen durch einen Spiegel in einem dunklen Wort, er schauete es bereits von Angesicht zu Angesicht. Er war sich seiner Verbindung mit Gott, seiner Sendung von Gott, des Empfanges seiner Lehre von Gott deutlich bewußt, und darum konnte er dies Bewußtsein auch in uns hervorrufen und stärken, darum konnte er mit solcher Zuversicht uns Gottes Rathschluß deuten, seinen Willen offenbaren, seine Liebe und Gnade uns verheißen, und uns den Weg zeigen zum ewigen Leben. In dieser seiner geistigen Hoheit ging er rein durch die Welt, ohne eine Sünde gethan zu haben: uns das vollkommene Vorbild der göttlichen Heiligkeit in menschlicher Gestalt und darum das Ziel, welches wir stets zu erstreben haben. — Wenn er uns auffordert vollkommen zu sein, wie unser Vater im Himmel es ist, so war Er dies schon selbst, und diese seine Erhabenheit über die sündige schwache Menschennatur, diese so nahe Verwandtschaft seines Wesens mit dem Wesen Gottes, sein ihm von Gott gegebener Beruf als Lehrer, Führer, Mittler, Versöhner der Menschen zu erscheinen, seine ganze heilige Messiaswürde wird mit dem Namen: Sohn Gottes bezeichnet. Wenn wir Alle uns durch Christum Gottes Kinder nennen können, so war er der eingeborne Sohn Gottes, wie nie einer weiter auf Erden lebte und leben wird. — Der war Jesus; das sagt Er, das sagen seine Jünger, das müssen wir glauben, denn so stellt er sich überall dar. — Als solchen lieben wir ihn, glauben wir an ihn, nehmen seine Worte als göttliche Wahrheit an, haben den Mut,

ihm nachzufolgen, — denn sein Geist, wenn wir ihn in uns aufnehmen, wie wir es ja können, hebt uns zu ihm empor — und preisen die Hingebung, mit welcher er lieber in den Tod ging, als daß er seine Würde und seinen Beruf verläugnet hätte, und das Zeugniß, das er mit seinem Blut abgelegt für sein Evangelium, das ist uns die Bürgschaft, daß in ihm ein Rathschluß Gottes zur Erlösung der Welt aus ihren bisherigen Banden, zur Heiligung derselben sich verkörpert, auf daß die Welt ein Reich Gottes werde, in welchem Alle Gott allein dienen durch Jesum Christum im heiligen Geiste.

So, Geliebte, antworte ich auf die in jetziger Zeit so oft erhobene Frage: *was dünket euch um Christo? weß Sohn ist er? Gottes und des Menschen Sohn*; nicht Gott; nicht gewöhnlicher Mensch — sondern: *Der nach Gottes gnädigem Rathschlusse, nach seiner unendlichen Liebe mit seinem heiligen Geiste dazu ausgerüstete Messias, auf daß Allen geholfen werde und sie zur Erkenntniß der Wahrheit kommen*; und so antworte ich auf Grund des Wortes Jesu selbst und seiner Apostel: Wer will deren Zeugniß verwerfen?

Wenn ich nun, Geliebte, für mich mit Entschiedenheit so antworte, so kann ich mir doch sehr wohl denken, daß Andere sich das Verhältniß Christi zu Gott anders denken und auslegen. Das sei Jedem unverwehrt, und ich finde es sogar natürlich. Christi Erhabenheit war eine so große, daß eben eines Menschen Fassungsvermögen sie nicht nach allen Seiten gleichmäßig aufzufassen vermag. Darum sehen wir schon in den Schriften der verschiedenen Apostel Christum von mehr als von einer Seite aufgefaßt, und selbst die Evangelien geben uns zwar alle dasselbe, und doch wieder ein anderes Bild von dem Herrn, deren Vereinigung ihn nur um so herrlicher, um so liebenswerther und verehrungswürdiger erscheinen läßt. So also Jemand eine andere Meinung von Christo aufstellt als ich, und aus der heiligen Schrift sie begründet, so erkenne ich ihm gern sein Recht zu. Um solcher Meinungsverschiedenheit über die Person Jesu einander hassen und verdammen, das wäre das Allerunchristlichste, was wir thun könnten. Wenn nun die Frage: Wer ist Christus? allerdings von großer Wichtigkeit für die christliche Lehre überhaupt ist, so ist von ihrer einmütiggleichen Beantwortung doch keineswegs der Bestand des Evangeliums und das Kommen des Reiches Gottes zu uns abhängig, wenn nur seine Sendung von Gott anerkannt wird. Vielmehr können wir von dieser Betrachtung nicht scheiden, ohne seufzend zu bedenken: *Wie viel besser es doch wäre, wenn die Menschen, statt über die Person Jesu sich zu streiten, sich alle recht eifrig bemühten, seinem Wandel nachzufolgen und sein Bild in sich herzustellen.*

Dazu sind wir berufen! Wenn nun Jemand mit dem größten Eifer verficht: Jesus ist Gott, der Andere dagegen sagt: mir erscheint er als Mensch; und noch Andere mit mir seine Stellung in der Mitte zwischen Gott und den Menschen suchen zu müssen glauben, wird der Eine dadurch besser, der Andere schlechter? Ist in dem einen Glauben die Bürgschaft vorhanden, daß der, welcher ihn hegt, nicht sündigen könne; in dem andern die Gefahr, daß sein Bekenner nothwendig ein schlechter Mensch sein müsse? O nein, meine Lieben; mit dem Eifer für eine sogenannte Rechtgläubigkeit geht die wahre Sittlichkeit nicht immer Hand in Hand; oft ist es sogar anders. Aber die Nachfolge Christi führt sicher zur Frömmigkeit, zur Heiligung, zur Gottwohlgefälligkeit, und sie ist daher jedenfalls die Hauptsache. Das erklärt Jesus selbst, indem er spricht: *Es werden nicht Alle, die zu mir Herr! Herr! sagen, in das Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.*

Soll das Christenthum für uns die rechte Bedeutung haben, so müssen wir jedenfalls in Jesu den Gesandten Gottes an die Menschheit erkennen. Wer das läugnen wollte, der würde das Christenthum selbst läugnen, und wer den Glauben, daß er sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, den er selbst den Felsen nennt, auf welchen er seine Gemeinde bauen wolle, verwürfe, der würde sich selbst von dieser Gemeinde ausschließen. Wenn du dies aber anerkennst, Christ! wie du sonst auch sein Verhältniß zu Gott dir denken mögest: folge nur seinem Wandel nach. Dann haben wir, wenn auch keine wörtliche Einigkeit des Glaubens, doch eine Einheit des Trachtens nach dem ewigen Leben, und darüber wird Freude sein im Himmelreiche. — Und so bitte ich euch denn, theure Mitchristen, daß Keiner irre werden möge über den mannichfachen Glaubenszwiespalt unserer Zeit. Hätte Gott uns das Alles so offenbaren wollen, daß es Allen gleich klar sein müßte, so hätte er es wohl thun können. Daraus, daß er es nicht gethan, daß sich das Göttliche unserer Erkenntniß entzieht, geht hervor, daß er es nicht hat thun wollen, daß also der Meinungszwiespalt nicht wider seinen Willen ist, und er führt ja auch wirklich zu immer besserer Erkenntniß der Wahrheit. Höret auch die Reden an, nehmt eure Bibel zur Hand und prüfet daran das menschliche Wort; wie aber auch eure Meinung sei, das Eine könnt ihr in allen Fällen: folgt des Herrn Wandel nach, werdet eben so fromm, eben so liebevoll, eben so gottergeben und gehorsam, eben so opferbereit, eben so mild und versöhnlich, wie der Herr es war, und ihr werdet selig sein in eurer That! — Ja, es wäre besser, wenn die Menschen danach vorzugsweise strebten; es wäre besser, wenn sie, statt in dem Streite über Jesu Person sich zu entzweien, in der Liebe zu ihm und zu einander sich vereinigten.

Ist er denn nicht der Liebe werth, der uns geliebt hat mehr als sein Leben? der aller Freude, aller Herrlichkeit, die bei seiner Begabung auf Erden für ihn zu erreichen stand, freiwillig entsagte und sich erniedrigte, um seinen Brüdern zu helfen aus ihrem Verderben? Der seine Worte: eine größere Liebe hat Niemand, denn daß er sein Leben läßt für seine Freunde am Kreuzesstamm bewahrheitete? Aber er sagt uns auch: ihr seid meine Freunde, so ihr thut, was ich euch gebiete, und so weiset uns denn die Liebe zu ihm wiederum auf die Nachfolge seines Wandels hin. Ihm können wir ja nicht danken für alles das, was er für uns gethan und gelitten; aber er sagt: was ihr den geringsten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan; er verkündet als das höchste Gebot: Gott zu lieben über Alles und unsern Nächsten wie uns selbst, und als Kennzeichen seiner wahren Jüngerschaft gibt er uns nicht die wörtliche Annahme eines von Menschen zusammengesetzten Bekenntnisses, sondern daran soll man erkennen, daß wir seine Jünger sind, so wir Liebe haben wollen zu einander. Diesem Gebote also laßt uns folgen und kein Meinungszwiespalt soll uns ihm entfremden. Gott gibt den Glauben nicht nach dem Maaß, auch offenbare Glaubensirrthümer sind oft ganz unverschuldete und mit wahrer Innigkeit aufgenommene. Wie können sie unsere Brüder unserer Liebe entfremden? Wenn der Geist der Wahrheit in dem Menschen ringet, so bringt er bei verschiedenen Menschen verschiedene Ergebnisse hervor. Darum ist Jesu Geist nicht blos ein Geist der Wahrheit, sondern auch ein Geist der Liebe, damit die Liebe jenen Zwiespalt versöhne. — Auf denn, meine Theuern, lasset uns des Herrn Willen thun! Wir bekennen alle einmütig, daß wir an ihm das größte Geschenk der göttlichen Liebe, den sicheren Führer zum ewigen Leben haben. Das vereine uns, das treibe uns an, ihm nachzufolgen, Gott und die Brüder zu lieben; dann thun wir sein höchstes Gebot, und unsere Hoffnung auf sein Heil wird uns nicht täuschen. Amen.

21.

Vollenden wir das Werk Luthers!

Ein Wort an evangelische Christen von G. Lisco, Prediger an St. Marien in Berlin.

Evangelische Christen!

Vor Kurzem waren wir versammelt, das Andenken eines Reformators und eines Helden, eines christlichen und eines deutschen Mannes zu feiern. Wir sangen seine Lieder, erfreuten uns seiner tiefsinnigen Worte, priesen seine Thaten, fühlten uns von seinem Geiste umweht, wir dankten Gott, daß er der christlichen Kirche, daß er unserm Vaterlande einen Luther gegeben! — Wird solch ein Mann würdig geehrt mit Gesängen und Reden, mit Standbildern und Umzügen? Die sind Tausenden zu Theil geworden, die nicht hinaufreichten an seine Kniee; ihn, den großen Propheten des heiligen Geistes, ehren wir nur dann vollkommen, wenn wir seinen Geist in uns nachbilden, wenn wir sein Werk vollenden. Vollenden wir sein Werk! Das ist der Ruf, mit dem ich Eure Herzen erschüttern, Euren Willen beugen, Eure That aus der Tiefe der Brust hervorlocken möchte an die Erscheinung des Tages. Vollenden wir sein Werk, das Werk Luthers, des Propheten!

Denn er war ein Prophet; mustert die Reihen der großen Männer, welche die Geschicke der Menschen geleitet haben! Ihr seht da Männer der Erkenntniß. Wunderbar begabt, die wirr durch einander tönenden Stimmen ihrer Zeit zu hören, Unwesentliches von Bedeutungsvollem zu sondern, Falsches von Wahrem zu scheiden geschickt, sammeln sie in treuem und klarem Sinne die Gedanken ihrer Zeitgenossen, verbinden die widerstrebenden zu einem kunstvoll gegliederten, über alle Gegenstände des Wissens sich verbreitenden Ganzen der Erkenntniß, dann treten sie auf und reden, ihre Zeit, in ihrem Worte die Lösung ihrer Räthsel, ihr eigenstes geistiges Wesen dargelegt schauend, strömt ihnen zu, das erkennende Leben eines Zeitalters ist durch sie abgeschlossen, neuen Entwickelungen, tiefern Begründungen der Wahrheit durch sie der Weg gebahnt. — Ihr seht Andere, Männer der That. Wie jenen das sinnige Ohr für die leisen Worte, so ist diesen das Auge erschlossen und das Mitgefühl lebendig für die Leiden, für die Bedürfnisse ihrer Zeit. In ihrem eignen Busen durchkämpfen sie die Lust und das Wehe ringender Völker, in ihrer eigenen Brust werden prophetisch Schlachten der Weltgeschichte geschlagen, denn die Noth der Menschen legt sich weinend an ihr Herz, und die Hoffnung umklammert jubelnd ihre Seele. Nun treten sie auf und handeln. Von Gottes Gnaden berufen werfen sie ein Volk nieder und erheben ein anderes, zertrümmern sie einen alten Staat und bauen einen neuen, und ihre Zeit ist mit ihnen, denn Freund oder Feind, ein Jeder gesteht in der Tiefe des Herzens: So mußte es sein, so war es der Wille des Höchsten. — Noch Andere seht Ihr. Auch sie gestalten das Erkennen, auch sie das Handeln der Menschen in anderer Weise als bisher, aber die tiefste, eigenthümlichste Kraft ihres Geistes habt Ihr aus diesen ihren Wirkungen nicht begriffen. Prüft die Geschichte ihres Lebens! Ihr findet kein umfassendes Wissen, keinen allgewaltigen Drang, auf die Welt zu handeln. Still und sinnend verlebten sie die Jahre ihrer Jugend; Träumer, ja Wahnsinnige sah in ihnen das Volk; plötzlich treten sie hervor aus dem Dunkel, unwiderstehlich fesselt ihre Rede die Menschen, denn unsagbare Worte, die tiefen Geheimnisse der eigenen Seele hört Jeder von ihnen ausgesprochen und verkündigt. Woher das den unscheinbaren Männern? Ein göttliches Geheimniß. Sie suchten Frieden der Seele und fanden ihn nicht, wollten den Streit der Gedanken stillen, die einander verklagen und

entschuldigen und konnten es nicht; da stiegen sie hinab in die Tiefe des eigenen Geistes, saßen wieder an dem Quell, der die Wurzeln des Menschenlebens netzt, belauschten das Wesen menschlicher Natur und göttlicher Lebensfülle, ahnten das Geheimniß vom Zusammenhange des Einzelnen und des Ganzen, der Nothwendigkeit und der Freiheit, der Gnade und der eigenen Kraft. Und reich an diesen seligen Schätzen der Verborgenheit fanden sie den vergeblich gesuchten Frieden, Kraft und Ruhe herrschten in ihrer Seele. — Das sind die göttlichen Seher, und wenn sie nun hervortreten unter die Menschen, da werden sie Propheten, Männer der Liebe, der Begeisterung, göttlicher Wahrheit Verkünder. Denn was sie erkannt, geht Alle an; was sie gefunden, bedürfen Alle; was sie besitzen, entbehren Alle unter Schmerzen. Darum theilen sie von göttlicher Nothwendigkeit gedrängt, mit, was sie haben, geben liebend und begeistert dahin, was ihnen gehört, ob man ihnen auch drohte mit Verfolgung und Tod. — Jedes Volk hat solche Propheten gehabt. Der aber am tiefsten hinabgestiegen, der die reichsten Schätze heraufgebracht, der sie wunderbar vermehrt der ganzen Menschheit zur Speise dargereicht und treu bis zum Tode gebend und gewährend, was Niemand sonst gab und gewährte, ausgeharrt hat, soll ich ihn nennen? Er ist es, der da sagte: Ich und der Vater sind Eins; Er, der große Prophet der Welt, der einige, unvergleichliche. Nach ihm sollte alles Prophetenthum aufhören unter den Menschen. Aber der Brunnen, den er geöffnet, wurde verschüttet, und neue Propheten mußten kommen, die Quelle zu reinigen, ihre Wasser einzuleiten in die Herzen der Menschen.

Unser Luther war ein Prophet. Wenn aber die ganze Fülle göttlicher Gedanken und göttlicher Lebenskraft nur in jenem Einen wohnte, dem Ebenbilde des Vaters, wenn nach ihm jeder Prophet nur aus seiner Fülle nehmen, nie aber seinen Reichthum erschöpfen kann, so daß er ihm gleich wäre: Welche Gedanken waren es denn, die das Leben unsers Luthers trugen, welche Kraft war es, die aus ihm und durch ihn die Welt erschütterte? Namenlos geängstigt in seinem starken Geiste durch das Bewußtsein einer alle Thaten und Gedanken vergiftenden Sündhaftigkeit fand er Frieden durch den Glauben an die aus unerforschlicher Liebe Gottes hervorgegangene, in Christo gewonnene Versöhnung der Welt mit ihrem Schöpfer; tief gebeugt in dem Gefühl, verkauft zu sein dem ungöttlichen Wesen zu unwilliger und unwürdiger, doch durch ihn selbst nicht lösbarer Knechtschaft, fand er Freiheit durch seine Hingebung an die göttliche Gnade; schmerzlich seufzend unter der drückenden Arbeitslast, die das Streben nach selbsterwählter Gerechtigkeit ihm aufgeladen, fand er Freude und Seligkeit in dem heiligen Geiste, der an die Stelle des ungöttlichen Geistes durch den Glauben in sein Gemüt einzog, durch die Gnade zu voller Wirksamkeit in ihm entbunden wurde. Glaube, Gnade, Geist Gottes, das waren die Mächte, die ihn bewegt hatten in seiner einsamen Zelle, das waren die Gedanken, die ihn immer wieder wunderbar ergriffen, wenn er einblickte in die Schrift, wenn er hinausblickte in die Welt, das waren die Gewalten, die ihn trugen, einen Heerführer der Christenheit. Und diese drei hat er zusammengefaßt in ein Wort, das den innersten Kern des Christenthums ausspricht, ein Wort, dessen mächtiger Laut eine evangelische Kirche ins Dasein rief — in das Wort: der Mensch wird allein gerechtfertigt durch den Glauben. Dies Wort war die heiligste Wahrheit, war das unverletzbare Palladium seines eigenen Lebens, dies Wort zu einer erfahrenen Wahrheit zu machen in der ganzen Christenheit, in allen ihren einzelnen Gliedern, das war die Begeisterung, die jeden Tag aufs Neue ihn hinriß, daß der unwiderstehliche Drang seines Geistes, dem freilich nicht in leisem Wehen, sondern in Sturm und Flamme der Herr sich offenbarte. Glauben wollte er

pflanzen, Gnade erkannt, Geist Gottes herrschen sehen in der Kirche, Glaubensgerechtigkeit wollte er erfahren wissen von ihren Gliedern, das war seine Arbeit, sein Kampf, sein Lohn. So der Prophet.

Und der Prophet hat das Werk eines Propheten gegründet. Ein christliches Werk, weil sich erbauend auf Christo, dem Eckstein. Auf Christo stand von jeher die Kirche, ihr Grund der unerschütterliche Felsen. Aber des Heidenthums und des Judenthums Fluten stürmten an gegen das Haus, und wenn sie es nicht stürzten, so rückten sie es von der Stelle. Neben das alleinige Prophetenthum Christi ward Afterweisheit gestellt, neben sein Priesterthum das Priesterthum nicht aller Gläubigen, sondern eines auserwählten Klerus, neben sein Königthum das Königthum des Bischofs von Rom; nicht durch den Glauben sollte der Mensch gerecht sein und vollkommen, sondern durch Weisheit, durch Priester, durch Gehorsam, durch Werke. Seht, wie die Stoppeln brannten, als Luther das Feuer der Wahrheit ihnen nahe brachte, sie zu beleuchten! Gerechtigkeit allein durch den Glauben! Glauben an Christum als König! Das hieß: kein Königthum ferner als das Christi und seines heiligen Geistes, der in der Kirche waltet; fort mit dem Papste und wer sich sonst an des ewigen Sohnes Stelle setzen will! Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum als Hohenpriester! Das hieß: kein Priesterthum ferner als das des einigen Hohenpriesters, der allein, ohne Hülfe, durch seine Gnade, durch seines Lebens Mittheilung unsre Versöhnung bewirkt mit Gott; fort mit dem Klerus und wer sich sonst einschieben will zwischen Gott und den Menschen; vor ihm alle gleich und Brüder, ungleich nur durch die größere oder geringere Macht des heiligen Geistes in ihrem Herzen. Gerechtigkeit durch den Glauben an Christum als Propheten! Das hieß: kein Prophetenthum ferner als das seinige und was aus ihm nimmt Gnade und Wahrheit; fort mit aller Afterweisheit, mit aller Lehre, die nicht gegründet ist auf ihm und auf der Schrift, die von ihm zeuget! Ein Satz stürzt Papst und Klerus und Menschenweisheit, und die Kirche ist wiedergeboren. Wahrlich, ein großes, ein christliches Werk!

Aber seht, wie das christliche ein vaterländisches, ein deutsches Werk nach sich zog. Der gestürzte Papst kann ferner nicht mehr durch seine Gesetze gebieten: Luther faßt das kanonische Rechtsbuch und schleudert es in die Flammen: Weil du den Heiligen des Herrn gelästert hast, so verzehre Dich das ewige Feuer; die gebrochene Priesterherrschaft fordert eine andere: Luther gibt die Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten ihr selbst, der Gemeinde; die Menschenweisheit muß der Gottesweisheit weichen: Luther öffnet deren Quelle dem Volk, er übersetzt die Bibel, begründet eine neue Literatur, deutscher Gottesdienst nach deutschem Herzen wird eingerichtet. Wieder ein großes Werk! Jahrhunderte lang hatte Deutschland unter dem Joch römischer Knechtschaft geschmachtet, jetzt wie mit einem Schlage ist der Bann gelöst, in Verfassung und Recht, in Sitte und Gesetz, in Literatur und Gottesdienst unser Volk losgeschnitten von Rom! Das Riesenwerk, des Riesen würdig: Die Christenheit über die Leiche des Papstthums hinübergerissen zu Christo, das deutsche Volk an den innersten geheimsten Fäden seines Lebens losgetrennt von Rom! Welche Hoffnung für die Christenheit, wenn die andern Völker in dieser Trennung folgten; welcher Silberblick des Lebens für Deutschland, wenn es auf dem gebotenen Wege fortschreitend groß werden wollte und mächtig und frei!

Hat Luther sein Werk vollendet? Als Prophet: Ja! denn da bestand es ihm darin, mächtig erregend die Menschen zur neuen Geburt von oben zu führen, die Gerechtigkeit des Glaubens zu pflanzen in die Herzen, und wer mag dem Helden vorwerfen, er sei lässig gewesen in seinem Beruf? Aber die Kirche, das Vaterland fordern mehr! Sie verlangen, daß wenn ein

Prophet aufgestanden ist und ausgesprochen hat eine weitgreifende, tiefbewegende Wahrheit, daß dann auch alle die Gedanken ausgesprochen werden, die aus jener Wahrheit folgen, daß für das Leben alle die Folgerungen gezogen werden, welche jene Wahrheit erheischt, mit Einem Worte, daß fortan das ganze Leben in Erkenntniß und That umgewandelt werde zu einer Hülle, zu einer Erscheinungswirklichkeit für jene Wahrheit als den leuchtenden Kern. Diese Forderung muß erfüllt werden, aber das ist nimmer eine Arbeit für einen Einzelnen, am wenigsten für einen Propheten. Nicht für einen Propheten, denn seine Liebe ist dem immer erneuten Schauen, dem begeisterten Offenbaren der Wahrheit und der Rede zugewendet — nicht für einen andern Einzelnen — wer hätte den Zauberstab in Händen, eine Welt umzuwenden und über sich selbst zu erheben? Darum treten denn an die Seiten des Propheten Männer der Erkenntniß und Männer der That, die Einen sprechen aus, was die Menschen denken und was die neuoffenbarte Wahrheit fordert, die Andern vollbringen, was die Menschen bedürfen und was die Wahrheit erheischt. Beide haben unserem Luther nicht gefehlt, und er selbst, scharfen Verstandes, mächtigen Mutes, großartiger Thatkraft hat es wahrlich auch auf dem Felde ihres Wirkens an Hülfe nicht fehlen lassen! Hat er aber, so lange er lebte, das ganze Werk, wie es ihm vor der Seele wohl schwebte, verwirklichen können? Das Werk, die Kirche zu stellen auf das Evangelium? Die Völker loszureißen von Rom, Priesterherrschaft mit dem Geistesdienste freier Gemeinden zu vertauschen? Er hat es nicht gekonnt; denn das ist das Gesetz göttlicher Regierung, daß die Wahrheit nackt und schwach zur Welt kommt, und nur allmälig überwindet sie die Menschen, und erst zuletzt reicht man ihr den Purpur und führt sie auf den Thron. Er hat es nicht gekonnt — der größte Theil der Kirche verschmähte das Evangelium und blieb bei Rom, ja in ihm selbst wurde die Kraft seines christlichen, seines deutschen Werkes erschüttert! Das deutsche Werk blieb unvollendet. Die deutsche Bibel freilich wirkte fort, und es erbaute sich auf ihr eine deutsche Literatur, deutsche Gesänge ertönten in den Kirchen, und in deutscher Sprache wurden die großen Thaten Gottes verkündigt; aber wo blieb die freie Verfassung, wo die Regierung der Gemeinde durch sich selbst? — Die Bauern stürmten an, und Luther, fürchtend, es möchte sein heiliges Werk, mit umwälzungssüchtigem Treiben verwechselt, dem Drange der Noth erliegen, übergab die Herrschaft der Kirche den Fürsten — das kanonische Recht hatte er verbrannt, aber es stieg ihm ein Phönix aus der Asche, er selbst hat später, weil er die Gemeinde nicht wie innerlich auch äußerlich befreien konnte, wieder darauf gefußt. Und so wurde sein christliches Werk angenagt von der widerstrebenden Zeit, von dem unreifen Geiste des Volkes. Vergessend, daß man das freie und alleinige Prophetenthum Christi in der Schrift nur dann finden könne, wenn man sich halte an ihren Geist, an ihren Kern, die Selbstdarstellung Christi, hat man sich zu binden begonnen an ihren Buchstaben und so das Prophetenthum Christi selbst beeinträchtigt; vergessend, daß sein alleiniges Priesterthum nur einen amtlichen, nicht einen wesentlichen Unterschied gestatte zwischen Geistlichen und Laien, hat man den Theologen einen Einfluß zugestanden, der der katholischen Bevormundung der Laien durch den Klerus nicht selten nahe kam; vergessend, daß Christus allein König sei, sein Geist allein Herrscher, hat man symbolische Bücher zu verehren angefangen, und hie und da den wahren König verloren. Ja, seiner eignen tiefsten Lebenskraft, des bewegenden Mittelpunktes der Reformation, der Rechtfertigung allein durch den Glauben ist unser Luther selbst in etlichen schwachen Augenblicken nicht eingedenk geblieben, hätte er sonst im Abendmahlsstreit die gebotene Hand schweizerischer Freunde und Gegner trotzig und starr zurückgewiesen?

Ja, evangelische Christen, so ist es: Obwohl unser Luther und vielleicht gerade weil er ein so hoher, so geistesmächtiger Prophet war, hat er das Werk der Reformation nicht vollenden können. Er ist, obwohl auch an ihm der Herr Schwäche fand, und neben der Begeisterungsfülle Ohnmachtswehmut, obwohl auch er, menschlicher Nichtigkeit an seinem Theile die allgemeine Schuld abtragend sündig erfunden ist und unwerth in das gelobte Land einzuziehen, das er von der Höhe des Berges erblickte — er ist im Glauben an den Herrn, der ihn erlöst, im Vollgenuß göttlicher Gnade, in der Kraft des heiligen Geistes, in der Gewißheit, gerechtfertigt zu sein vor Gott, hingegangen und hat seine Freude darin gefunden zu thun den Willen deß, der ihn gesandt hatte und zu vollenden sein Werk. Eine That der Liebe und der Versöhnung war sein Letztes, die fliehenden Geister seines Lebens wurden noch einmal gesammelt, als er der Frage, ob er sterben wolle auf den Glauben, den er gelehrt und bekannt, glaubens- und gottestrotzig mit Ja antwortete; dann starb er und hinterließ den Seinen ein reiches Erbe von Arbeit, ein großes Vermächtniß von Pflichten, hinterließ seinen Geist, der Ruhe suchte in der Vollendung seines Werkes.

Und die evangelische Kirche, der sein Vermächtniß galt, die sein Erbe antrat, hat sie es treu verwaltet, hat sie aus seinem Geist herausarbeitend sein Werk vollendet? hat sie die ganze Christenheit auf das Evangelium gestellt, die Völker losgerissen von Rom, die Priesterherrschaft mit dem Geistesdienste freier Gemeinden vertauscht? Daß sie es gethan hätte! Sie wäre die Erlöserin unsers Volkes, die Erlöserin der Christenheit geworden, ja die Erlöserin, weil die wahrhaftige, die freie Braut des Erlösers. Aber leider, sie ließ die deutsche Aufgabe ungelöst. Eine deutsche Literatur freilich mußte sich auch fernerhin aufbauen auf eine deutsche Bibel, und sie hat sich aufgebaut, ein herrlicher Tempel, der Stolz unsers Vaterlandes, die edelste Perle in dem Besitz unsers Volkes — aber ich frage Euch, die Ihr sie kennt in ihrer Schönheit und in ihrer Schwäche, würde sie nicht noch herrlicher strahlen, wenn sie nicht, als sie ihre edle Form in Griechenland und Rom suchte, sich zugleich innerlich abgewandt hätte von einem verkümmerten Volksleben und über ihrem Ringen und Arbeiten verloren den Gehalt des tiefen Friedens, der nur im Christenthume gefunden wird, den sie besaß, als sie zum erstenmal blühte unter den Kaisern? Denn sie mußte sich abwenden von einem Volksleben, das von dem Augenblick an erkrankte, da Luther es aufgab, das Priesterthum aller Gläubigen darzustellen in einer freien evangelischen Kirche, und eine Kirche begründete, die fortan nur daran dachte, die Herrschaft der Fürsten in ihr zu rechtfertigen, nicht sie zu bestreiten; mußte sich abwenden von einem Volke, das den Papst freilich verläugnete, sein Gesetzbuch aber als die Grundlage vieler seiner rechtlichen Verhältnisse anerkannte. — Und als nun gar der Orden, der sich zur Schande der Christenheit bis heute nach dem Namen Jesu nennt, als der mit seinen höllischen Ränken unser armes Volk umspann, und von den neun Zehntheilen, die schon protestantisch waren, mehr als fünf wieder zurückzog in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche, die jetzt, um den Abtrünnigen nur ja recht schnell zur Seligkeit zu verhelfen, mit Feuer und Schwert wütete, als Deutschland dreißig Jahre hindurch seine Eingeweide zerfleischte, als der König von Norden den Sturm seiner Völker über das Meer führen mußte, damit der glimmende Docht nicht ganz erlösche, wie stand es da mit unsrer Volksthümlichkeit, mit unsrem Losgerissensein von Rom? wie stand es mit Luthers deutschem Werke, ich frage Euch, wie steht es heute? Erlaßt mir die Antwort!

Ach, wäre nur die That des deutschen Mannes unvollendet! Wäre nur Deutschland wieder einmal um seine herrlichsten heimischen Früchte schmählich

betrogen: Gott weiß es, wir hätten es getragen, mit tiefem Leide, tiefem Schmerze zwar, aber wir hätten es getragen; denn wie der Pelikan seine Jungen mit seinem Herzblute nährt und freudig stirbt, so, wissen wir, hat die Vorsehung dies unser Volk erwählt, daß es die andern nähre mit dem Marke seines Lebens — wir hätten unsre Bestimmung erfüllt und nicht gemurrt, hätten entbehrt und geduldet ohne Klage! Aber wehe, nicht das deutsche allein, auch das christliche Werk unsers Luthers blieb unvollendet, es ward angegriffen, erschüttert, gebrochen! Ich schweige von den Millionen unsers Volkes, die zum Papstthum zurückkehrten, weil sie die Finsterniß der Knechtschaft mehr liebten, als das Licht der Freiheit; schweige von denen, die sich lieber ermatten wollten in der Erarbeitung einer selbstgewählten Gerechtigkeit als erstarken durch die freie Gnade, welche das Leben im Glauben gewährt; von denen Allen, die ewiges Vergessen umhülle, weil ihnen in ihrer erbärmlichen Feigheit der Mut abging, das Leben unter dem Buchstaben mit dem Leben im Geiste zu vertauschen — fort mit ihnen Allen, ich rede nur von unsrer Kirche, evangelische Christen! Bei uns doch wenigstens wurden die Folgerungen gezogen, die die Gerechtigkeit aus dem Glauben fordert, bei uns doch wenigstens wurde Luthers Werk vollendet? Wurde es wirklich? Dadurch vielleicht, daß man, wie schon bei Luthers Lebzeiten begonnen, je mehr und mehr an die Stelle des freien Prophenthums Christi selbstgemachte Schulweisheit setzte, an die Stelle katholischer Priester inquisitorische Theologen? Oder dadurch, daß man bei erwiesener Ketzerei die Klosterthürme mit Staatsgefängnissen, die Scheiterhaufen mit Beilen vertauschte? O könnt' ich Euch die Seele zerschneiden, könnt' ich den Geist Euch zermalmen mit dem Schmerze und Eure Augen zu Thränenquellen machen darüber, daß bald nach dem ersten Jubel der Begeisterung unsre evangelische Kirche so, ja so tief sinken, daß sie so, ja so an ihrem innersten Leben verstümmelt, getödtet werden konnte! Doch seid gerecht! Streicht, ihres bessern Geistes gedenkend, diese Todeszeiten, diese Weherufe der Geängsteten, diese Jammerlaute der Sterbenden aus ihrer Geschichte, blickt hin auf die Zeiten ihres Glanzes: ich frage Euch, hat sie in ihnen, hat sie jemals Luthers christliches Werk hinausgeführt? hat sie sich jemals, wie sie sollte, als den freien, mündig gewordenen Sohn des Hauses gewußt, der keine Knechtschaft mehr kennt? Ist sie jemals aufgetreten, in der einen Hand die Bibel, in der andern das Maaß der Glaubensgerechtigkeit, um einmal Ernst zu machen mit der Freiheit, die sie von sich rühmt? hat sie das Maaß angelegt an ihre Bekenntnißschriften, an ihr Leben, an ihre Verfassung? Ja, ich frage Euch, hat sie nicht vielmehr, nicht allein versäumt die Folgerungen jenes mächtigsten Satzes zu ziehen, sondern auch in ihrem Verhältniß zu der von Zwingli und Kalvin gegründeten Kirche in jedem Augenblicke jener tiefsten Wahrheit von der Gerechtigkeit allein durch den Glauben ins Angesicht geschlagen?

Ja, evangelische Christen: Unsere Kirche hat Luthers christliches und deutsches Werk nicht allein nicht vollendet, sondern sie hat den innersten Kern jenes Werkes verletzt, sonst hätte sie nicht in tödtlicher Feindschaft leben können mit denen, die auch gerechtfertigt sein wollten allein durch den Glauben.

Es kamen bessere Zeiten. Ein edler König, von einem Throne herrschend, dessen Fürsten schon seit Jahrhunderten die höhere Einheit der Geschiedenen in jenem obersten Satze geahnt und ihre Versöhnung zu verwirklichen gestrebt hatten, Friedrich Wilhelm III., rief bei der dreihundertjährigen Feier des Anfangs der Reformation die getrennten Kirchen zur Vereinigung. Schwere Geschicke hatten die Völker heimgesucht, hatten die Herzen geöffnet und erweicht zur Liebe, man hörte auf das Wort des geliebten Königs, man sank einander in die Arme und rief: Keine Lutheraner mehr, keine Reformirten! Evan-

gelische Christen, evangelische Kirche! — So wurden in Luthers Geist die Anfänge Luthers gefeiert. Evangelische Christen, ich fordre Euch auf: Ehrt das Andenken jenes unvergeßlichen Königs, ehrt das Andenken Luthers, indem Ihr in Luthers Geist wie seinen Anfang, so auch sein Ende feiert. Ihr thut es, wenn Ihr das Werk des Reformators, das Werk des Königes vollendet, wenn Ihr unsre Gegenwart zu einem Körper macht des Geistes, der in dem Worte waltet: Der Mensch wird allein gerechtfertigt durch den Glauben. Ihr wollt mitarbeiten an dem großen Werke, mit lösen helfen die große Aufgabe unsrer Zeit? Wohl, so laßt Euch zeigen, worin sie bei näherer Betrachtung besteht.

Vor Allem müßt Ihr aufnehmen die Kraft der Glaubensgerechtigkeit in Euer eignes Leben. Ihr seid hindurchgegangen durch eine lange Schule der Leiden, Ihr habt allmälig erfahren, daß Euch keine auswendig gelernten Symbole selig machen, keine Augsburgische Konfession, kein athanasianisches, kein nicäisches, kein apostolisches Glaubensbekenntniß; Ihr wißt, gerecht, selig und heilig macht Euch nur der Glaube selbst an den einen Meister, welcher ist Christus, die liebende Hingabe des Herzens an ihn und die Aufnahme seines Geistes und Lebens in Euch! So nährt denn diesen lebendigen Glauben als eine göttliche Gesinnungskraft in Eurer Seele! Laßt Euch befreien durch ihn von der Sünde, und werde Jeder von Euch ein Priester des Höchsten; befreien durch ihn von jeder unwürdigen Herrschaft, die ein Buchstabe oder ein Mensch über Euch ausüben will und werdet Könige; befreien durch ihn von jeder Afterweisheit und werdet Propheten der göttlichen Wahrheit! Denn diese persönliche Vollendung und Befreiung des Menschen durch den Glauben, sie ist wie das letzte Ziel, so doch auch die Grundlage der Arbeit, welche diese Zeit von Euch fordert, wie sie die Grundlage des Werkes unsers Luthers in seiner eignen Seele war. Und wie das Werk seines eigenen Lebens, ja seiner ganzen Zeit in nichts Anderem bestand, als in dem Einen, daß für Erkennen und Handeln die ersten Folgerungen gezogen würden aus diesem Satze, so wird das Werk dieser Zeit in nichts Anderem bestehen als darin, daß jener Gedanke, der als Kraft und Gesinnung in Euch lebt, auch seine letzten Folgerungen in Eurem gemeinsamen Leben gewinne. Und wie die erste welterschütternde Folge jener Wahrheit die war, daß allem falschen Propheten-, Priester- und Königthum das alleinige Wirken Christi in allen diesen Aemtern entgegengesetzt wurde, so muß die letzte kirchenvollendende Folge jener Wahrheit wiederum die sein, daß Christus als der durch den Glauben den Menschen Rechtfertigende, daß er anerkannt werde als Prophet, Hohepriester und König!

Als Prophet! Das heißt als der, welcher hinabsteigen konnte in die Tiefe des göttlichen und des menschlichen Lebens, weil er ihre vereinigte Fülle in sich besaß, der aus dieser Tiefe beseligende Schätze der Erkenntniß und der Weisheit, der Tugend und der Gotteskraft herauffördern konnte, um sie denen mitzutheilen, die ihrer bedurften, um die Dürstenden zu tränken, die Hungernden zu speisen, die in der Dürre des Lebens Verschmachtenden zu erquicken mit der Weissagung und Hoffnung, daß das Reich Gottes komme zu allem Fleisch. So werde Christus anerkannt in der evangelischen Kirche als der einige, große, unvergleichliche Prophet, aus dessen Reichthum allein alle göttliche Weisheit zu entnehmen; denn in dieser Anerkenntniß bewahrt die evangelische Kirche den Zusammenhang mit ihren Anfängen, die sie darauf hindrängten, sich zu stützen auf das göttliche Wort. Ist ihr Christus also Prophet, so ist ihr die Schrift nichts Anderes als die Selbstdarstellung des eingebornen Sohnes, so hat in ihr jede Verkündigung, jede Lehre, jede Weisheit die Verpflichtung, ihren Zusammenhang nachzuweisen mit der Schrift, ihre Verbindung aufzudecken mit der Wahrheit, daß der Mensch gerecht werde

allein durch den Glauben. Nicht daß dadurch Lehre und Verkündigung eingepferch werde in enge Schranken, Christus ist so groß und die Schrift so weit, daß wie in des Vaters Hause auch in ihnen viele Wohnungen sind; vielmehr sei Deren Zumutung abgewiesen, die ihre Lehre, ihre Weisheit zur einigen, für immer bindenden, allein seligmachenden erklären möchten, denn wahrlich sie irren, der Sturm treibt mehr als Einen Nachen, das Bild einer Welt wird nicht in Einen Rahmen gefaßt — darum sei die Lehre tausendgestaltig und frei von Buchstaben der Schrift, aber gebunden an ihren Geist, welcher ist der Herr! — Rechtfertigt aber der Glaube an ihn, so werde Christus anerkannt

Als Hoherpriester! Das heißt als der, der unser Aller Sündenvergebung gestiftet hat durch ihn selbst, als der, dem sich ferner kein Priesterthum an die Seite stellen, dem sich kein Klerus mit besonderer göttlicher Berechtigung beiordnen darf, dem vielmehr Alle in gleicher Bedürftigkeit des neuen Lebens, das sie aus sich selbst nicht gewinnen können, sondern nehmen müssen von ihm, dem sie Alle gegenüberstehen als gleichberechtigte, gleichbedürftige Brüder! Kein Klerus mehr in unserer evangelischen Kirche, keine Laien! Kein Unterschied unter denen, die alle ihre Sündenvergebung haben von dem einigen Mittler, keiner als der von Gott gesetzte: der Kraft und des Geistes; der von Menschen geordnete: des Amtes, des Berufes! Kein Mißtrauen ferner, unseliges, zerstörendes, zwischen Geistlichen und Gemeinden, Gemeinden und Geistlichen, vielmehr Ein priesterliches Volk, in allen seinen Gliedern alltäglich darbringend das Opfer des Dankes, die That der Liebe! O es will sich göttliche Liebe, Schranken der Stände und menschlicher Ordnungen mächtig überflutend, ein großartiger Strom ergießen durch unser Volk: Dämmt sie nicht mehr ein in enge freudlose Ufer! Laßt sie strömen und laßt uns in ihrer Kraft eine neue preiswürdige, ruhmvolle Stellung einnehmen in der weltgeschichtlichen Entwickelung der christlichen Kirche! Laßt uns in der durch sie zu gewinnenden wunderbaren Darstellung des Priesterthums aller Gläubigen Christum wie nie zuvor anerkennen

Als König! Das heißt als den, der vermöge der Gerechtigkeit durch den Glauben in seiner Kirche allein herrscht, nicht durch äußerliche Gesetze, ein zweiter Moses, nicht durch umkämpfte Gebote ein unwillig getragener Herrscher, sondern als die drängende, bewegende Macht in der Tiefe der Gemüter, eine Macht, die den Menschen aus der Knechtschaft in die Freiheit stellt, die ihn aus der Tiefe treten läßt auf die Höhe des Lebens! Christus sei König in unserer Kirche, durch den in aller Einzelnen Herzen wirkenden heiligen Geist! In ihm und zu ihm sei die Kirche also geordnet und verfaßt, daß der Schwache nehmen könne vom Starken die Schätze des heiligen Geistes, und der Starke durch den Schwachen erinnert werden an das eigene Bedürfniß; daß der Einzelne sich getragen wisse und gehoben durch das Ganze, und das Ganze sich erfrischt fühle und bereichert durch den Einzelnen, daß die Verbindung der Kirche auch mit ihren entferntesten Gliedern eine innige sei und lebendige, und daß, die bei einander wohnen, zusammen kommen, damit auch über sie unter brünstigem Gebet die feurigen Zungen des heiligen Geistes sich vertheilen; daß die Regierung der Kirche mehr und mehr übertragen werde ihr selbst, und daß das gewaltigste Regieren in ihr nichts sei als das größeste, kräftigste, selbstsuchtsfreie, liebegetragene Dienen! Sie komme, diese neue Ordnung der geistlichen Dinge, damit nicht wie bisher unentwickelt bleibe die ganze eine Seite unsrer evangelischen Kirche, sie komme und entferne Alles, was die Gestaltung ihres inneren und äußeren Lebens einschließen will in willkürlich gezogene Grenzen! Wisse dich frei, evangelische Kirche, frei durch den Glauben; halte fest an der Schrift; tritt heran als der mündige Sohn des Hauses mit dem

Maaße der Glaubensgerechtigkeit an jeden Ausdruck, den in früheren Jahrhunderten die Christenheit gewonnen für ihren Glauben, tritt heran und miß! Komm her und wäge! Sei eine wahrhaftige Geisteskirche und richte alle Dinge! Scheide und behalte! Du darfst, Du mußt! Hier Deine Pflicht, hier Dein Recht, Dein gutes, bluterkauftes! Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi! Christus Gottes!

Das, evangelische Christen, ist mit freudeschwankender Hand gezeichnet, die Aufgabe der evangelischen Kirche in unserer Zeit: Alle Einzelnen in ihr müssen durch die Gerechtigkeit, die im Glauben gefunden wird, heranwachsen zur göttlichen Größe des Mannesalters Christi, sie selbst muß festhalten an ihm, wie er sich darstellt in der heiligen Schrift, muß ihn von einer neuen wahrhaft priesterlichen Ordnung ihrer Verhältnisse unterstützt, einführen in ein mehr und mehr sich befreiendes, geistdurchwaltetes Leben, sie muß endlich selbst sich erkennen in ihrem innersten Wesen als eine Königin und Retterin der Völker durch seinen heiligen Geist!

Und an diesem Werke: Solche Gesinnung, solche Kraft, solche That zu pflanzen unter uns, also mit zu vollenden die Anfänge eines großen Reformators, mit auszuführen den großen Gedanken eines edlen Königs — an diesem Werke wollt Ihr Mitarbeiter sein. — Wollt Ihr wirklich? Bebt Ihr zurück vor der Größe der Aufgabe? Doch nein, von allen Enden des Vaterlandes tönen in vollem Chore alle Stimmen zu diesem Gesange zusammen, wie Ihr auch verschieden zeichnet das Bild unserer Zukunftskirche, Christo immer inniger soll sie sich anschmiegen, seinen Geist soll sie immer lebendiger in sich erfahren, seine Kraft immer reicher an sich wirken lassen, das wollt Ihr Alle — so vollbringt denn, was Ihr Alle wollt! Ihr müßt es, es ist Eure h e i l i g s t e P f l i c h t! Eine Pflicht gegen Euer Vaterland, eine Pflicht gegen die Christenheit. Denn wo findet Ihr den Preis unseres Vaterlandes? Wo die Ehrenkrone seines Verdienstes? In der Kunst? Ihr sucht sie in Italien; in der Schönheit und Lust des Lebens? Ihr geht nach Frankreich; in der Macht der politischen Stellung? Nach England; aber die evangelisches Leben, die evangelische Theologie kennen lernen wollen, die strömen zu uns zusammen. Ja, evangelische Christen, das Werk Luthers, wie es dasteht, eine unvollendete Ruine, ein Wunderbau, der die Eingänge bewahrt zu den Tiefen der Erkenntniß und zu den bewegenden Mächten großer Thaten — das Werk Luthers ist der Ruhm und die Ehre Deutschlands — und Ihr wolltet versäumen, die Ruine auszubauen? O thut es eiligst, daß die christlichen Völker herbeikommen und den Ruhm unsers Vaterlandes verkündigen! Ihnen allen seid Ihr eben so sehr zu diesem Werke verpflichtet als Euch selbst. Denn kein anderes Volk kann dies Werk vollbringen als Ihr. Wahrlich, nicht eitle Ruhmredigkeit, nicht thörichte Selbstüberschätzung blendet unseren Sinn und verführt unsere Worte, aber unter den Völkern dürfen wir wie Paulus unter den Aposteln sprechen: Wir haben mehr gearbeitet, wir haben mehr gelitten als sie alle, wir sind der Krone am nächsten, ergreifen wir sie! Oder soll, wenn wir lässig sind und thatlose Träumer vorbeigehen an dem Lohne unserer Arbeit und unserer Leiden, soll durch unsere Schuld der ganzen Christenheit der Genuß und der Segen der köstlichsten Darstellung des Geistes Christi auf Erden versagt sein? Soll unsere Trägheit uns den Fluch bringen kommender Geschlechter, wo wir Segen gewähren könnten und Segen ärnten? Soll durch uns der deutsche Name ein Spott und ein Bedauern werden unter den Völkern? Wachet, arbeitet, betet!

Eine P f l i c h t liegt Euch ob: schwer, groß, reich an Verantwortung, aber e r f ü l l b a r. Blickt um euch, ihre Lösung, ihre Erfüllung hat schon begonnen. Wer zählt die Tausende, welche der geistige Kampf des letzten Jahr-

zehends aus ihrem Todtenschlummer geweckt, die er mit Liebe, mit Kraft, mit Begeisterung für das Reich Gottes erfüllt hat? Sie haben die Gerechtigkeit gefunden im Glauben, der Geist Christi hat sie angeweht aus dem Geiste Luthers, sie sind frei geworden, demütig und stolz, sicher und kühn! Schon fordern sie die eigne Freiheit als das Gesetz der Kirche, verlangen, daß nur Christus und Christus allein in ihr herrsche; schon drängen sie die Dinge hinein in die neue Ordnung; sie verbinden in helfender Liebe die versprengten Glieder mit dem großen Körper der Kirche, und es führt sie der Name des großen nordischen Königs; sie einigen die Theile durch das Bewußtsein des Ganzen; noch die letzten Tage haben die, die bisher einander Fremdlinge waren, zu dem großen Werke gastlich vereinigt gesehen in unsern Mauern; sie geben der Kirche die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten zurück, und es leitet sie der Wille unseres Königs, dem Gesetze zu folgen, es müsse die Kirche sich durch sich selbst regieren; schon forschen sie mit erneutem lebendigem Eifer in der Schrift, um die ganze Gestalt Christi aus ihr zu gewinnen, schon legen sie in echter evangelischer Freiheit das Maaß der Glaubensgerechtigkeit an die alten Bekenntnisse, um den Kern ihrer Wahrheit von der vergänglichen Hülle gelöst zur Entfaltung zu bringen. Haben etwa ihrer Einige von mächtigem Drange ergriffen und in der Hitze des Streites ohne Vorsicht den Fuß heruntergesetzt von der Grundlage, auf der sie bleiben mußten, von der Gewißheit, daß die Gerechtigkeit allein gewonnen werde durch den Glauben an Christum? Ich richte nicht, aber thaten sie es, gewiß, sie werden die Mahnung, die sie zurückruft, nicht überhören, sie werden, wie die Israeliten schwertumgürtet mit bauen an den Mauern des neuen, des freien Jerusalems der evangelischen Kirche! So werden wir, eine große, einige Gemeinschaft erlöster Brüder unserer Pflicht gegen unser Vaterland, unserer Pflicht gegen die Christenheit genügen.

Aber wenn nun durch unser Thun unter dem Beistande der göttlichen Gnade die evangelische Kirche, die ihr allein gemäße Gestaltung ihres inneren und äußeren Lebens gefunden haben, wenn Christus in ihr als der alleinige Prophet, Hohepriester und König anerkannt sein wird, wenn alle Folgerungen gezogen sein werden für die evangelische Kirche, die der Gedanke fordert, daß der Mensch allein gerecht wird durch den Glauben — ist dann das Werk Luthers vollendet, ist dann sein großer Geist, der unter uns umgeht, zur Ruhe gebracht? O nein, evangelische Christen! War das etwa sein Ehrgeiz, eine evangelische Kirche zu stiften, die das halbe Deutschland und etliche Millionen anderer Völker umfaßte? Nein, gerade dadurch gehört er der ganzen Christenheit, der ganzen, ungetheilten, daß er eine Reformation der ganzen Kirche wollte, eine Reformation, die Alle umfaßte, Germanen, Romanen und Slaven, deren Wahrheit eben dadurch geschickt würde, über den Erdkreis zu wandeln und die ganze Welt Christo dienstbar zu machen. Aber hier entsinkt uns die Kraft, nur Helden mögen solche Gedanken fassen und vollführen! Und doch wunderbarer Reichthum der göttlichen Gnade, der sich über uns ergießt! Sind wir nicht offenbar von Gott berufen, auch dieses Werkes Vollführung kräftig bereiten zu helfen durch unser Thun? Und zwar dadurch berufen, daß wir neben Luthers christlicher auch seine deutsche That ergreifen? Seines deutschen Handelns Mittelpunkt ist aber und bleibt die Lösung unseres Vaterlandes von Rom. Wo irgend die von ihm angeschnittenen Fäden, die uns an Rom binden, durchgeschnitten werden, da wird in seinem deutschen Sinne gehandelt. Und wir zaudern noch, die von dem Papste sich lösende Bewegung in der katholischen Kirche unsers Vaterlandes jubelnd zu begrüßen? Zaudern noch, den Pflug Gottes zu erkennen, der durch die deutschen Lande seine hoffnungsreichen Furchen zieht? Zaudern, mit Wort und That, die zu unterstützen, die neben

unsre evangelische Kirche auf Christum sich stellend den Völkern zurufen: Seht, man kann katholischer Christ sein auch ohne Rom?! Zaudern zu erkennen, daß es ein Kommen des Herrn ist, das vom Aufgang bis zum Niedergang unser Vaterland erleuchtet, ein heiliger, in Schweigen zu erwartender Augenblick unserer Geschichte?

O daß uns eine Ahnung durchbebte von der Größe der Zukunft, der wir entgegengehen, einer Zukunft, die nichts wissen wird von Katholischen und Evangelischen, weil die ganze Kirche sein wird eine evangelische und zugleich eine katholische, eine allgemeine! Daß uns die Ahnung zur That begeisterte, Luthers christliches und deutsches Werk zu vollenden! Sein christliches durch die Zurückführung der Kirche auf den einen ganzen freien Christus, sein deutsches, das zugleich durch Nachbildung jedem andern Volke angehören soll und wird, durch Lösung von Rom!

Auf denn, evangelische Christen! Erflehen wir in täglichem Gebete die göttliche Gnade, als ob wir nichts vermöchten! Arbeiten wir mit einem Eifer, mit einer Aufopferung unserer Kraft und unseres Besitzes, als ob an unser Thun das Heil der Welt gebunden wäre! Tragen wir Alle den Geist Luthers, unsers deutschen Propheten, in der Seele! Seien und werden wir gerechtfertigt durch den Glauben an Christum! Auf, ihr Männer der Erkenntniß! Belehrt uns, welche unendliche Fülle von Gedanken und Kräften in der Glaubensgerechtigkeit, diesem Kerne der Reformation, beschlossen liegt, damit wir sie schauen und uns ihrer freuen! Auf, ihr Männer der That! Ihr habt die innerste Sehnsucht Eures Volkes begriffen, so stellt es hin, das Werk unseres Glaubens und unserer Liebe, laßt uns Theil nehmen an Eurer Arbeit! Auf, ihr Alle, die ihr die Wehen einer neuen Geburt fühlt unseres Volkes von oben; legt ab alle Nichtigkeit und alle Selbstsucht, damit nicht eine große Zeit kleine Menschen finde! Auf, ihr Alle, welche bittend und beschwörend die Geister eines großen Reformators, eines theuren Königes, sehnsüchtiger Vorfahren, erwartender Enkel umschweben, bringt diese Geister zur Ruhe! Vollendet Luthers Werk!

II. Staatsreden.

17.

Mittheilung der Antwort des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. an die Deputation der deutschen Nationalversammlung, betreffend die Kaiserwürde, von dem Freiherrn von Manteuffel.

Sitzung der 2. Kammer am 3. April 1849.

Um halb ein Uhr hat Sr. Majestät der König die Deputation der deutschen Nationalversammlung im Königlichen Schlosse und zwar im Rittersaale empfangen. Der Präsident der deutschen Nationalversammlung, Herr Simson, hat Sr. Majestät eine kurze Anrede gehalten, deren Worte mir nicht gegenwärtig sind, deren Inhalt aber darin bestand, daß er auf Grund der in Frankfurt gefaßten Beschlüsse dem König die Kaiserwürde des deutschen Reiches antrage.

Sr. Majestät haben hierauf in einer Rede erwiedert, welche ich mir erlaube, hier wörtlich vorzulesen:

„Meine Herren!

Die Botschaft, als deren Träger Sie zu Mir gekommen sind, hat Mich tief ergriffen. Sie hat meinen Blick auf den König der Könige gelenkt und auf die heiligen und unantastbaren Pflichten, welche Mir als dem Könige Meines Volkes und als einem der mächtigsten deutschen Fürsten obliegen. Solch ein Blick, Meine Herren, macht das Auge klar und das Herz gewiß.

In dem Beschluß der deutschen Nationalversammlung, welchen Sie, Meine Herren, Mir überbringen, erkenne Ich die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes. Dieser Ruf gibt Mir ein Anrecht, dessen Werth Ich zu schätzen weiß. Er fordert, wenn Ich ihm folge, unermeßliche Opfer von Mir. Er legt Mir die schwersten Pflichten auf.

Die deutsche Nationalversammlung hat auf Mich vor Allen gezählt, wo es galt, Deutschlands Einheit und Kraft zu gründen. Ich ehre ihr Vertrauen, sprechen Sie ihr meinen Dank dafür aus. Ich bin bereit, durch die That zu beweisen, daß die Männer sich nicht geirrt haben, welche ihre Zuversicht auf Meine Hingebung, auf Meine Treue, auf Meine Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande stützen.

Aber, Meine Herren, ich würde Ihr Vertrauen nicht rech fertigen, Ich würde dem Sinne des deutschen Volkes nicht entsprechen, Ich würde Deutschlands Einheit nicht aufrichten, wollte ich, mit Verletzung heiliger Rechte und Meiner früheren ausdrücklichen und feierlichen Versicherungen, ohne das freie Einverständniß der gekrönten Häupter, der Fürsten und der freien Städte

Deutschlands, eine Entschließung fassen, welche für sie und für die von ihnen regierten deutschen Stämme die entscheidendsten Folgen haben muß.

An den Regierungen der einzelnen deutschen Staaten wird es daher jetzt sein, in gemeinsamer Berathung zu prüfen, ob die Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen frommt, ob die Mir zugedachten Rechte Mich in den Stand setzen würden, mit starker Hand, wie ein solcher Beruf es von Mir fordert, die Geschicke des großen deutschen Vaterlandes zu leiten und die Hoffnungen seiner Völker zu erfüllen.

Dessen aber möge Deutschland gewiß sein, und das, Meine Herren, verkündigen Sie in allen seinen Gauen: Bedarf es des Preußischen Schildes und Schwertes gegen äußere und innere Feinde, so werde Ich, auch ohne Ruf, nicht fehlen. Ich werde dann getrost den Weg Meines Hauses und Meines Volkes gehen, den Weg der deutschen Ehre und Treue."

Nachdem Sr. Majestät diese Rede gehalten, haben sich dieselben mit den einzelnen Abgeordneten unterhalten und demnächst die Versammlung entlassen.

Reden desselben über denselben Gegenstand.

I.

In der Sitzung der 2. Kammer am 5. April 1849.

Der geehrte Redner,[1]) welcher so eben auf überraschende Weise die Vertheidigung des Ministeriums übernommen hat, hat ein Schreiben der Frankfurter Deputation vorgelesen. Dies Schreiben ist allerdings gestern dem Ministerium, ich glaube nach 3 Uhr, zugegangen; es ist auch darauf bereits Antwort ertheilt. Wenn aber der Herr Redner gesagt hat, dies Schreiben enthalte die Ansicht der Frankfurter Nationalversammlung, so ist das vielleicht ein Fehler des augenblicklichen Ausdrucks; denn die Frankfurter Nationalversammlung hat sich in diesem Schreiben nicht ausgesprochen, sondern nur die Deputation, und es ist ihr in dem Sinne erwiedert worden, indem ihr zugleich eine Mittheilung von der Circulardepesche, welche schon mehrmals Gegenstand der Besprechung in der heutigen Sitzung gewesen, gemacht wurde.

Die Debatte in dieser Sache ist auf ein außerordentlich weites Feld ausgedehnt worden. Man hat namentlich den Belagerungszustand hereingezogen, der doch noch in künftigen Tagen zur Besprechung kommen soll. Ich habe hier gehört, das Ministerium hätte ein Plakatengesetz octroyirt, dies ist mir bis jetzt unbekannt gewesen. Ich habe Befürchtungen für die Zukunft gehört, die mir bis jetzt auch fremd gewesen sind. Meinerseits verlasse ich gern dieses Feld und gehe auf das eigentliche Thema der Frage über:

Wenn Jemand es bedauert hat, daß Sr. Majestät nicht in der Lage war, in dieser Frage ein freudiges, unbedingtes „Ja" auszusprechen, so bin ich es gewesen. Aber, meine Herren, in welcher Stellung befand sich die Regierung Sr. Majestät? Die Frankfurter Nationalversammlung hat in ihrer Majorität den Grundsatz angenommen, daß sie souverain, die Verfassung festzusetzen und den Kaiser zu wählen hätte. Ob dieser Grundsatz richtig oder nicht, will ich nicht erörtern; aber die Regierung Sr. Majestät hat ihn nicht getheilt, die früheren Ministerien so wenig als das gegenwärtige Ministerium. Die Frage ist bei dem bedeutungsvollen Ereigniß, was in den letzten Tagen geschehen ist, Gegenstand wiederholter pflichtmäßiger Erwägung gewesen. Das Ministerium hat nicht geglaubt, Sr. Majestät rathen zu dürfen,

---

1) v. Berg.

gerade in diesem Augenblicke, wo die schönste Krone der Welt ihm angeboten wird, eine Ueberzeugung zu verlassen, welche nach gründlicher und reifer Erwägung auch jetzt noch für richtig gehalten werden mußte; deshalb war ein bestimmtes, ein aufrichtiges, einfaches „Ja“ nicht auszusprechen. Deshalb konnte man nur so weit acceptiren, als man die Frankfurter Nationalversammlung für berechtigt hielt.

Das ist geschehen, außerdem aber Alles, was dahin führen konnte, das der Berechtigung Fehlende noch hinzu zu fügen. Die Schwierigkeiten, welche entgegenstehen, sind groß; aber wenn alle Regierungen Deutschlands, sowie die Sr. Majestät, von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß das große Werk gelingen muß, so zweifle ich nicht, daß es gelingen wird, und ich glaube, daß viele Befürchtungen, welche laut geworden sind, dann zurücktreten werden.

Der geehrte Herr Referent hat Sr. Majestät ein deutscheres Ministerium gewünscht. Ich wünsche Sr. Majestät das allerdeutscheste, was man nur finden kann. Aber die Ansichten darüber, was man unter deutsch versteht, sind zuweilen getheilt. Wir haben geglaubt, es sei deutsch, der Ueberzeugung zu folgen, auch wenn ein glänzender Lohn dargeboten wird, um eine Abweichung von dieser Ueberzeugung zu begründen. Wir haben geglaubt, das, was man einmal für Recht erkannt hat, unter allen Umständen festhalten zu müssen. Wir haben geglaubt, das Recht der freien Fürsten durch eine übereilte Annahme nicht beugen zu dürfen. Wir haben vielleicht geirrt; ich will wünschen, daß Andere künftig richtiger urtheilen. Aber wir haben geglaubt, Sr. Majestät einen deutschen Rath zu geben, als wir ihm riethen, dem Rechte und der Ehre zu folgen.

II.

Sitzung der 2. Kammer am 21. April 1849.

Der geehrte Abgeordnete für Jülich[1]) hat darauf aufmerksam gemacht, daß die sechzehn Millionen Preußen eben so viele Millionen Deutsche seien, daß sie also, wenn die Regieruug in dieser Angelegenheit einen undeutschen Gang verfolge, nicht mit ihr gehen würden. Das ist richtig. Aber die Verschiedenheit der Auffassung besteht darin, daß wir glauben, der Gang, den die Regierung gehe, sei ein deutscher.

Ueberhaupt bin ich mit vielen Anführungen des Herrn Redners, welche das Ministerium getadelt haben, einverstanden, jedoch nur in Beziehung auf die Thatsachen, nicht in Beziehung auf die daraus hergeleiteten Urtheile. Es ist gesagt worden, wir befänden uns in einem Zustande voller Gefahren. Das ist wahr, meine Herren, die Gefahren liegen auf allen Seiten! Es fragt sich, wo die größern liegen. In einem so gefahrvollen Gang aber ist vor allen Dingen Konsequenz nothwendig, und der konsequentere Weg pflegt der zu sein, der am ersten zum Ziele führt. Diesen Weg hat die Regierung verfolgt.

Es ist gesagt worden, es sei nun der Moment gekommen, wo man zugreifen könne, die andern Länder wären krank und könnten uns keinen Widerstand entgegensetzen.

Meine Herren! Wenn Oesterreich krank ist, so würde mich das am letzten bestimmen, seine Rechte zu kränken!

Wenn irgend etwas die Regierung hatte bestimmen können, Sr. Majestät den Rath zu geben, die Krone sogleich anzunehmen, so wäre es die Note Oesterrichs gewesen.

---

1) v. Berg, über den Kommissionsbericht im Betreff der deutschen Verhältnisse und der Anerkennung der von der Frankfurter Nationalversammlung vollendeten Verfassung.

Wir wollen Deutschland vor Krankheit bewahren. Sie, meine Herren, wollten die offenen Wunden schließen.

Wir glauben, daß der Moment noch nicht gekommen ist, wo eine solche Operation ohne Nachtheil ausgeführt werden könnte. Auch wir trennen Deutschlands Stärke nicht von Preußens Stärke; aber wir verhehlen uns nicht, daß Deutschland leider seit sechs Jahrhunderten auf dem Wege des Auseinanderfallens sich befindet, während Preußen Gott Lob seit vier Jahrhunderten in stetem Wachsthum und Zunehmen seiner Stärke und Macht gewesen ist. Deßhalb wollen wir Preußen nicht eher aufgeben, bis wir Deutschlands gewiß sind.

Es ist uns von einem Redner [1]) vorgeworfen worden, die Antwort, welche Sr. Majestät der Frankfurter Deputation gegeben, sei nicht offen gewesen. Meine Herren, unsre Erklärung war offen abgegeben am 5. Februar. Wir haben deutlich genug bezeichnet, was wir in der Verfassung nicht für annehmbar hielten. Hierauf hat die Rede Sr. Majestät hingewiesen, und ich glaube, es konnte in dieser Beziehung kein Zweifel obwalten. Wir sind vielfach erinnert worden an den Ernst der Stunde, in der wir uns befinden. Meine Herren, wir erkennen den Ernst dieser Stunde vollständig an, und in dem schweren Gewichte dieses Ernstes haben wir Sr. Majestät unsern Rath gegeben.

18.

Rede des Bundespräsidialgesandten, F.-M.-L.- Freiherrn von Prokesch-Osten, in der Sitzung vom 3. Februar 1853 zu Frankfurt am Main.

Sr. Majestät, der Kaiser, mein allergnädigster Herr, haben mich zu Allerhöchst Ihrem Bundespräsidialgesandten zu ernennen geruht. Ich bin durchdrungen von der Ehre dieser hohen Bestimmung und verkenne die Pflichten und Mühen nicht, die sie mir auferlegt. Daß ich den entschiedenen Willen mitbringe, den Zweck des großen Bundes fest im Auge zu halten, und das nicht minder entschiedene Vertrauen in diesem Verein hochverdienter, durch gereifte Geschäftserfahrung ausgezeichneter, und durch die Liebe zum gemeinsamen Vaterlande beseelter Männer, das ist es, was mich mit Zuversicht in diesem Augenblicke erfüllt, wo ich in Ihre erleuchtete Mitte trete und den Vorsitz übernehme. Der deutsche Bund, wie ihn der Kaiser, mein Herr, auffaßt, ist keine willkürliche Gestaltung, kein Menschenwerk im engeren Sinne; es ist eine nothwendige Form, hervorgewachsen aus der Natur unseres Volkes und aus der langen Kette von Ereignissen, welche die Vergangenheit, die Geschichte unseres Vaterlandes ausmachen. Die deutschen Stände haben lange bestanden, bevor irgend ein gemeinsames Band sie umschlang; durch ihre Interessen abgeschlossene Körper, haben sich seit lange auf deutschem Boden aus deutschen Kräften gebildet, und keine oberste Form hat, wie dies anderorts geschah, ihre Eigenthümlichkeiten verwischt. Das Besondere ist eben so naturberechtigt wie das Allgemeine. Beiden die zeitgemäße Entwickelung zu sichern, war die Aufgabe jeder, das Gemeinsame darstellenden, Form, und wird auch diejenige der heutigen sein. Wir finden in ältester geschichtlicher Zeit die deutschen Stämme durch Theilbündnisse zur Ganzheit streben. Wir finden dies Ziel durch den großen Kaiser erreicht, dessen mächtiger Geist die Einheit nicht durch erzwungene Einförmigkeit, sondern durch weise Ordnung des Mannichfaltigen zum Ganzen zu verwirklichen verstand, und der das Reich neben

---

1) Camphausen.

und als weltliches Abbild der Kirche zuerst auf sichere Grundlagen stellte. Wir sehen den erhabenen Bau in wunderbarer Ausbildung des Mannichfaltigen in Marken und Gauen, in Städteordnungen, Bürgerthum, Adel und Fürsten, in Bisthümern und Hanse, prangen wie unsere Münster durch die Jahrhunderte bis zur Kirchenspaltung, Jahrhunderte, auf welche eine hochmütige Gegenwart oft geringschätzend niederblickt, und welche doch alle die Städte und Orte gebaut haben, die wir noch heute bewohnen, die erhabensten Denkmale aufrichteten, und, langsam aber sicher, der Gewalt und Rohheit der Zeit durch das Recht das Schwert aus der Hand nahmen; Jahrhunderte, welche selbst mit großen und gefährlichen Opfern im Wahlprincipe für die oberste Macht der Achtung für das Besondere huldigten, auch darin den christlichen Staat der christlichen Kirche nachbildend. — Als nun, durch einen Zusammenfluß von Ursachen, die nur irrig an einzelne Namen gehängt werden, die Einheit der Kirche zerbrach, in Folge davon das Reich sich lockerte und endlich dem gewaltigen Stoße des Eroberers von außen erlag, da überlebten die Stamm- und Sonderkörper den Fall, und bildeten sich zu Souverainetäten aus, um das Leben da zu retten, wo es allein noch war, in den Theilen. Nicht der fremde Eroberer hat diese Souverainetäten geschaffen; er hat nur dem, was schon war, die entsprechende Bezeichnung gegeben; er beugte sich vor der Zeit, die er zu beherrschen meinte. — So natürlich im Augenblicke der Gefahr des Unterganges, im Augenblicke des Einsturzes des alten Reiches das Vorantreten der Theile, so natürlich auch — zur Ehre Deutschlands sei es gesagt — das Streben nach neuer Einigung, sobald die Befreiung des Vaterlandes durch die Anstrengungen Aller gelungen war. Der Staatenbund entstand, das bis zur Unabhängigkeit ausgebildete Besondere, in soweit es gemeinsam ist, einigend. Man hat nicht immer aus böser Absicht, sondern auch aus verzeihlicher Bangigkeit und Irrthum, von dem Staatenbunde Anderes gefordert, als er seiner Natur nach leisten kann und soll. Der Bund erscheint, diesen Forderungen gegenüber, schwach, und er ist es auch. Das ist sein Ruhm und sein Titel auf die Achtung Aller. Aber er ist in der ihm zukommenden Richtung stark, so stark, als irgend eine oberste Form, und würde er, was die äußere und innere Sicherheit Deutschlands betrifft, unzureichend sein, so läge die Schuld nicht an seinen Grundgesetzen, sondern an denen, die mit der Handhabung derselben betraut sind. Wir sind Eins dem Auslande gegenüber, Eins zur nöthigen Abwehr auch nach innen, Eins in Wissenschaft und Kunst, Eins in so vielen Anstalten, Einrichtungen und Maaßregeln, Eins — so Gott will — durch Verständigung nach und nach über alles Gemeinsame, was dem Gesammtleben angehört, ohne das berechtigte Sonderleben der Staaten zu beeinträchtigen oder zu hemmen. Das ist die richtige Einheit, weil sie allein die mögliche ist, weil sie allein das Besondere in reicher Blüthe sich entfalten läßt, die Rechte der Einzelstaaten schützt und dem Rechte des Ganzen nichts vergibt. Deutschland war nie eine Vereinigung von Provinzen; es ist heute ein Bund souverainer Staaten, die sich treu und warm über dem Altar des Vaterlandes die brüderliche Hand reichen. Nur ein Volk auf hoher Bildungsstufe kann in einem solchen Verein zusammenstehen; nur ein reiches Ausmaaß von Weisheit, Mäßigung, Gerechtigkeit und Vaterlandsliebe in den Regierungen der Einzelstaaten kann einen solchen Verein erhalten, der, auf einem großen Raume verwirklicht, was edle Träumer für die ganze christliche Welt wünschen. Oesterreich, dieses alte deutsche Land, diese Mark gegen Süden und Osten, wird an den Bund keine andere Anforderung stellen, als die im Interesse des Bundes selbst liegen. Es begreift, es achtet und nimmt für sich selbst in Anspruch das Sonderinteresse, insofern es zu seinem Sonderleben nöthig ist; aber es begreift, es achtet das Allen Gemeinsame, wie es durch die Grund-

gesetze des Bundes geregelt ist, und wird sich keiner Leistung entziehen, die aus diesem Titel entspringt. Es rechnet auf die Einsicht und, was noch mehr ist, auf die erleuchtete Thatkraft aller seiner Bundesgenossen, in Beurtheilung der Anforderungen der Zeit, welcher Art sie seien, und die von außen und innen ein vernehmliches Wort reden. Es will die Einigung Aller, die wahre Einigung, weil sie die Vorbedingung und Gewähr der Wohlfahrt Aller ist. Es will den wirklichen Fortschritt, nicht den zerstörenden, welcher unter der erlogenen Fahne die Herzen täuscht und die Köpfe verwirrt. Es will ein großes, mächtiges deutsches Volk, und eben darum will es, daß sich jeder Einzelne mit gleichem Stolze nach seinem Stammlande wie nach dem Gesammtvaterlande nenne. Zum Schlusse erübrigt mir, dem königlich preußischen Herrn Gesandten, [1]) welcher während der Abwesenheit meines Vorgängers die österreichische Stimme und das daran geknüpfte Präsidium zu führen die Gefälligkeit hatte, den Dank meines allerhöchsten Hofes auszusprechen. Ich thue dies mit um so größerem Vergnügen, als ich in ihm einen Mann erhabener Gesinnung, des umsichtigsten Eifers und der wärmsten Vaterlandsliebe verehre, und mich seiner treuen Hülfe eben so versichert halte, wie ich sie von jedem der Männer, die ich nunmehr meine Kollegen zu nennen die Ehre habe, mir erbitte und mit Zuversicht erwarte. Und somit lege ich meine allerhöchste Vollmacht vor.

1) v. Bismark-Schönhausen.

III. Wissenschaftliche Reden.

18.

Ueber das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben.

Akademische Einleitungsrede von August Böckh, vorgetragen in der öffentlichen Sitzung der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zur Feier des Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. am 17. Oktober 1844.

Von den unzähligen Festlichkeiten, welche der Freude geweiht sind über die Wiederkehr des glücklichen Tages, an welchem Friedrich Wilhelm der Vierte als Nachfolger für den preußischen Thron geboren wurde, hat in jedem Jahre, ganz vorzüglich aber in diesem, in welchem er uns gleichsam zum zweiten Male von der göttlichen Vorsehung geschenkt worden, jegliche ihre Berechtigung, weil er der gemeinsame Herr, Beschützer, Wohlthäter aller ist, die unter den Flügeln des Königlichen Adlers ein sicheres, soweit es die Beschränktheit menschlicher Verhältnisse und die Schwierigkeit der Zeitumstände erlauben, und soweit es von dem Herrscher abhängt, nicht unerfreuliches Dasein führen. Aber nicht alle diese Feste haben auch ihre eigenthümliche Berechtigung wie das unsrige. Denn die meisten Körperschaften, Gemeinen, Anstalten, Gesellschaften, selbst die höhern und niedern Schulen, von welchen die Geburtsfeier des theuersten und edelsten Königs begangen wird, sind unentbehrliche Theile des Staates; sie entstehen in jedem einigermaßen zu menschlicher Bildung vorschreitenden Lande mit einer gewissen Nothwendigkeit, sind überall, in dieser oder jener Gestalt, vollkommener oder unvollkommener vorhanden, und werden mehr oder minder gepflegt: unsre Gesellschaft der Wissenschaften dagegen, obgleich die erste im Staat, hat so wenig Anspruch auf Unentbehrlichkeit, ist, um von einem Standpunkt aus, den sehr hoch und sehr niedriggestellte Personen mit einander theilen, etwas plump zu sprechen, so überflüssig, daß in unserm deutschen Vaterlande nicht etwa blos kleinere Staaten einer solchen ermangeln, sondern sogar der, wenn auch nicht der geistigen Bewegung, doch dem äußern Range nach erste deutsche Staat, welcher viele Jahrhunderte im Besitze der deutschen Kaiserkrone war. Nicht irgend ein dringendes Bedürfniß weder der Vergangenheit noch der Gegenwart noch der Zukunft ist es, dem unsre Akademie ihr Dasein verdankt; sie ist eine ganz freie und uneigennützige, fast möchte man sagen, wenn dieß nicht ein innerer Widerspruch wäre, außerhalb des Staates gesetzte Gründung unserer Fürsten, gewiß weniger mit den Staatszwecken verbunden als die Kirche, welche doch vorzugsweise nicht selten den Anspruch macht, ein vom Staat unabhängiges Leben zu führen; sie ist wie die frommen Stiftungen früherer Zeiten ein Werk der Liebe, und, um nicht weiter zurück zu gehen, der Liebe des großen Friedrich

zu den Wissenschaften, jener Liebe, die auf seine Nachfolger vererbt, im reinsten und glänzendsten Lichte von dem sinnigen Geiste des Königs ausstralt, welchem heute unsere Huldigung gilt. Hierin liegt außer unserer allgemeinen Pflicht noch eben eine besondere, innig anzuerkennen, was wir dem erhabenen Fürstenhause verdanken; und geschieht dieß nicht so würdig und genügend, wie wir es wünschten, so bleibt uns nur das Bedauern übrig, daß die in so vielen und wichtigen Beziehungen ersprießliche, andererseits aber auch mannichfach angefeindete Zurückgezogenheit einer rein wissenschaftlichen Anstalt sich nicht mit dem Gepränge umgeben läßt, welches anderen Körperschaften zu Gebote steht, ja daß von dieser Tafel aus passenderweise nicht einmal jener höhere Ton der feierlichen Beredsamkeit angestimmt werden kann, welcher dem Rednerstuhl angemessen ist. Ich sage die Akademie ist eine uneigennützige Stiftung unserer Fürsten, hervorgegangen aus Liebe zu den Wissenschaften: denn jede echte Liebe ist frei von Eigennutz. Aber wenn in den Verhältnissen des gewöhnlichen Lebens jeder Gebildete zugibt, der liebe nicht wahrhaft, welcher statt in dem geliebten Gegenstande ein geistiges Ideal zu finden, seinen Besitz bloß um äußerer Güter und Vortheile willen sucht; wenn auch die Besseren unter denen, welchen die Wissenschaft oder Gelehrsamkeit Lebenszweck ist, davon durchdrungen sind, daß diese aus innerem Trieb und aus Begeisterung für das Wissen, nicht als Mittel des Erwerbes zu üben sei: wird dies nicht immer erkannt, wenn von derjenigen Liebe zu den Wissenschaften die Rede ist, welche ihre Beschützer haben sollen oder haben: und gerade dieß ist die Beziehung, in welche sich unser erhabener König, dem Beispiele seiner glänzenden Vorfahren folgend, zu unserer Akademie gestellt hat, indem er nicht verschmäht ihr Protektor zu heißen. Der Fürsten Neigung zu den Wissenschaften ist oft nur auf Zeitvertreib und angenehme Unterhaltung gerichtet; oft entspringt sie aus Eitelkeit und Sucht zu glänzen; andere scheinen zwar die Wissenschaft selbst zu lieben, aber sie thun es nur, weil sie wo nicht gerade für sich, doch für die Beherrschten Nutzen von ihr erwarten; sie stellen daher auch die Forderung an die Wissenschaften, daß sie sich nützlich machen sollen, und werden also denjenigen Theilen oder Richtungen der Erkenntniß allein oder vorzugsweise förderlich sein, von welchen sie solche Vortheile erwarten: wie sollte man diese Berechnung und Hoffnung auf Gewinn, selbst wenn er nicht ihr eigener sein sollte, noch Liebe nennen können? Eine alte Eintheilung unterscheidet dreierlei Arten der Güter: solche, die um ihrer selbst willen wünschenswerth sind; andere, die wir wegen ihrer Folgen suchen; endlich andere, die um ihrer selbst willen und wegen der Folgen werth sind besessen zu werden. Unstreitig gehört die Wissenschaft zu dieser dritten Gattung: wer sie aber bloß um ihrer Folgen willen sucht und ehrt, wirft sie unter diejenige Klasse der Güter, welche offenbar die geringste ist, und sie hat für ihn keine höhere Bedeutung, als etwa das Geld, welches kein Verständiger um seiner selbst willen liebt. Da sich der größte Theil der Thätigkeit im Staate auf Praktisches bezieht, und der Fürst als höchster Staatsmann, je mehr er in die Geschäfte eingeht, desto mehr auch eine praktische Richtung nehmen wird, so kann man es einem Fürsten, sogar von nicht gemeinen Anlagen, kaum verargen, wenn er gerade eben von diesem seinem Standpunkte aus selbst in Rücksicht der Wissenschaft sein Augenmerk auf den im praktischen Leben erscheinenden Nutzen hinlenkt: nur eine hervorragend treffliche geistige Natur, eine ursprüngliche Idealität, Freiheit und Freisinnigkeit seiner Geistesrichtung, eine angeborene Liebe für das Wahre, Gute und Schöne an sich, kann ihn über diese Rücksichten erheben. Wie diese Richtung einst in Friedrich dem Großen sich offenbar darstellte, so spreche ich es, entfernt von aller Schmeichelei, welche in gleichem Grade des Königs, von welchem ich rede, als der Gesellschaft, in deren Namen ich rede, unwürdig sein

würde, aus voller Ueberzeugung, Erfahrung und Anschauung aus, daß nur diese reine Liebe für Wissenschaft und Kunst, die Begeisterung für alles Edle, worunter vor Allem die Erkenntniß begriffen ist, im innigsten Verein mit einem tiefempfindenden und zartfühlenden Herzen und Gemüte, unseren erhabenen Beschützer belebt und beseelt.

Soweit die Reflexion über das Leben der Menschen in seinen verschiedenen Richtungen zurückreicht, hat sich der Unterschied zwischen dem theoretischen und praktischen Leben herausgestellt: unter dem letzteren begreifen wir die ganze Thätigkeit des Menschen, in wiefern er auf die Familie und den Hausstand und den Erwerb aller Art, und auf den Staat, die große Familie des Volkes, sich bezieht; unter ersterem nicht bloß die Wissenschaft oder Erkenntniß, sondern auch die Ideen verkörpernde Kunst und das religiöse Bewußtsein. Beide Richtungen sind nicht schlechthin geschieden. Fast in allen Dingen ist die Ausübung älter als die Betrachtung, also im Ganzen genommen die Praxis älter als die Theorie; meist liefert die Praxis der Theorie erst den Stoff, daß sie durch Sonderung und Verbindung desselben ihn lichte und ordne. Und wie sich immer auch die Praxis gegen die Theorie sträuben und hartnäckig darauf beharren mag, daß sie ihre eigenen Gesetze innerhalb ihrer selbst habe und ihren selbstgebildeten Regeln folge, kann sie nicht die Theorie von sich abhalten, in welcher sie erst zum Bewußtsein über sich kommt; ja es hat sich unzähligemal gefunden, daß die Praxis von Jahrhunderten falsch und verwerflich gewesen, daß sie von der erstarkten Theorie sich einen anderen Weg mußte anweisen lassen, als den des Herkommens, an welchem die Praxis so gern klebt; und die Fortschritte der Menschheit beruhen eben darauf, daß die Praxis von der Theorie oder Erkenntniß immer mehr durchdrungen und umgestaltet werde; wie man, um nur die einleuchtendsten Beispiele zu wählen, an der allmäligen Verwirklichung besserer Grundsätze des Rechtes und der Staatswirthschaft erkennen kann. Trotz dieser unläugbaren Gemeinschaft beider Thätigkeiten haben sich beide, das theoretische und das praktische Leben, von uralten Zeiten her verhältnißmäßig geschieden; die Absonderung des ersteren stellt sich in der ältesten Völkergeschichte, auf der ursprünglichsten Bildungsstufe, in den morgenländischen Priesterkasten dar, wie sie vorzüglich bei den Indern, Babyloniern und Aegyptern bestanden haben: und dennoch erscheint auch hier schon die Herrschaft des Theoretischen über das Praktische, indem die ganze Erkenntniß des Volksgeistes im Priesterthum zusammengefaßt und zusammengedrängt war, und von hier aus das gesammte Leben des Volkes geregelt wurde. Ist irgendwann und irgendwo Praxis und Theorie kräftig und lebendig in einander gebildet worden und zu wechselseitiger Durchdringung gekommen, so war es im hellenischen Leben: aber auch bei den Hellenen sind sie wieder aus einander und in Gegensatz getreten, und es ist so jener alte Kampf der Staatsmänner und Philosophen entbrannt, den wir im Sokrates und seinen Gegnern auf die Spitze getrieben sehen, bis auf Tod und Leben. Diese Kluft zwischen beiden Thätigkeiten ist von Platon befestigt worden; und auch Aristoteles, indem er als die drei hervorstechendsten Arten des Lebens das genießende, das politische und das theoretische bezeichnet, ist weit entfernt, zwischen diesen eine Vermittelung zu suchen, sondern gibt dem theoretischen entschieden den Vorzug. Wie in den Gebilden der Natur, je höher das Naturerzeugniß ist, desto bestimmter, gegliederter, bedeutsamer die einzelnen Organe, Systeme und Lebensthätigkeiten aus einander treten, während sie auf den niederen Stufen, ungeschiedener und unentwickelter, gleichsam in eine chaotische Masse zusammenfließen, in welcher nur das Mikroskop unsrer unermüdlichen Forscher noch eine mikrokosmische Ordnung findet; so muß auch, je gebildeter das Zeitalter, je reger die Bewegung der Geister, je vollkommener

die Entwickelung, desto mehr sich der Gegensatz der Richtungen geltend machen und das Bestreben entstehen, daß Eins das Andere überwinde, jene Anmaßung der Theorie die Praxis zu beherrschen, diese Anmaßung der Praxis die Theorie zu beschränken, ihr ein Ziel zu setzen, welches sie nicht überschreiten solle, oder von ihr zu verlangen, daß sie sich dem Herkommen unterwerfe und anpasse oder es unterstütze: so entspringt das, was man den Konflikt der Wissenschaft mit dem Leben zu nennen pflegt, wenn jene sich nicht lieber vom Leben zurück zieht und aussondert, bis eine höhere Macht, die Vorsehung, welche den Weltplan mit ganz anderen Linien, als womit ihn die Menschen oft zu ziehen glauben, vorgezeichnet hat, jene Versöhnung herbeiführt, die sie schon mehr als einmal herbeigeführt hat. Viele Betrachtungen drängen sich hier auf, und ich will sie nicht alle von mir abweisen: viele Forderungen, und ganz entgegengesetzte werden von vielen Seiten an die Wissenschaft gemacht, und ich will nicht behaupten, daß irgend eine derselben ohne alle Begründung ist. Daß die Wissenschaft sich nicht in das Triebwerk des sogenannten Lebens hinein begeben solle, fordert bald die Staatsgewalt, bald die Wissenschaft selbst; hat diese Recht, so hat es auch jene, nur vielleicht nicht aus richtigem Grunde, inwiefern nämlich jene die Wissenschaft häufig nur darum aus dem Leben verweist, weil sie nicht mit der herrschenden Praxis übereinstimmt: aber an sich scheint mir jene Forderung, obwohl nicht allgemein und schlechthin gültig, doch keinesweges so tadelnswerth, als es Manchen scheinen mag. Die Wissenschaft ist nämlich das Allgemeine, allen Völkern und Staaten Gemeinsame, und insofern ein Abstraktes; ein Ausdruck, womit ich nach alter Weise etwas Echtes und Tüchtiges bezeichne, ohne mich daran zu kehren, daß die ganze Welt auf die Abstraktionen schilt und das vielgepriesene Konkrete sucht: welche Verschiedenheiten auch die Wissenschaft und namentlich die Philosophie in ihren verschiedenen Entwickelungsläufen angenommen hat und noch künftig annehmen mag, so ziehen sich doch durch alle Zeiten dieselben Fäden, dieselben ewigen Grundwahrheiten durch und keine Wissenschaft, sei es Philosophie oder Geschichte oder Naturkunde, kann sich durch das, was außer ihr liegt, welchen Namen es auch haben mag, bestimmen lassen. Zwar weiß ich sehr wohl, und habe es auch auf dem Gebiete, auf welchem sich meine wissenschaftliche Thätigkeit bewegt, in Anwendung gebracht, daß nach Zeitaltern und Volksstämmen sich gewisse Unterschiede in aller Wissenschaft und namentlich in der Philosophie herausgestellt und geltend gemacht haben: man spricht von morgenländischer und abendländischer Philosophie, von indischer und chinesischer, von griechischer und römischer, von deutscher, von englischer, von französischer, von heidnischer und christlicher, ja neuerdings sogar von katholischer: aber was an diesen Unterschieden eine Berechtigung hat, liegt theils in dem nothwendigen und unwillkürlichen Entwickelungsgang, theils in der einem bestimmten Volksgeiste angemessenen überwiegenden Hervorhebung und Ausbildung der einen oder der andern Seite, theils in einer unwesentlichen, den inneren Kern kaum berührenden Färbung; was außerdem in jenen Unterschieden erscheint, hat seinen Sitz in dem, was an einer gegebenen sogenannten Philosophie eben nicht Philosophie ist: denn so wenig es eine besondere monarchische und eine besondere aristokratische oder demokratische Philosophie geben kann, eben so wenig können in ihr irgend welche andere Unterschiede Gültigkeit haben, die nicht innerhalb ihrer selbst begründet sind, und wer einen solchen hineinlegt, steht auf gleicher Linie mit dem Sophisten, dessen Wesen es ist zu denken, wie die herrschende Meinung denkt, und diese scheinbar zu begründen, nicht aber die Wahrheit zu suchen. Inwiefern nun das Erkennen unbekümmert um alles Aeußere sein soll, ist es ihm offenbar ersprießlich, sich abzusondern von allem dem, wodurch es von der geraden Bahn abgelenkt wird, von allem Zufälligen; was man

aber gemeinhin Leben zu nennen pflegt, ist für dasselbe ein Zufälliges, und ist weit größerem Wechsel unterworfen als der Gedanke, welcher, wie die Ideen des attischen Weisen, sich selbst gleich und unveränderlich beharrt. Soll ferner die Wissenschaft ins Leben eingehen, so wird der wissenschaftliche Mann veranlaßt, sich in die Geschäfte zu mischen; wenn indeß allerdings hervorragende Talente, wie etwa Leibnitz war, beides, die praktische und die wissenschaftliche Richtung, zu vereinigen im Stande sind, so benimmt doch eine mannichfache Geschäftsthätigkeit dem wissenschaftlichen Manne die Sammlung des Geistes, deren er vor allem bedarf; selbst bei einem Leibnitz hat jene Zerstreuung gewiß nicht vortheilhaft auf seine wissenschaftlichen Leistungen gewirkt; und um so mehr werden Gelehrte von minderer Begabung, die dennoch bei freierer Muße Dankenswerthes zu leisten im Stande waren, wenn sie unfreiwillig oder gar aus eigener Neigung sich in den Strudel der Geschäftigkeit hineinbegeben, in diesem ihre besten Kräfte zersplittern und für die Wissenschaft verloren gehen. Ist irgend eine gelehrte Anstalt dazu berufen, die Wissenschaft ohne alle Rücksicht auf das Leben an sich und für sich zu fördern, so sind es die Akademien der Wissenschaften; und mit Recht hat, wie sich manche unter uns noch erinnern werden, Schleiermacher ehemals in einer dieser öffentlichen Versammlungen den Gedanken ausgeführt, in der Einsetzung und Erhaltung der Akademien spreche der Staat die Geltung und Anerkennung der Erkenntniß und Wissenschaft an und für sich selbst, ohne allen Nebenzweck, aus. Auch ist es in bewegten Zeiten kein geringer Preis, wie Cicero nach den Mühen und Leiden einer gefahrvollen Thätigkeit im Staate sich oft an der Philosophie labte, einen edlen Rückzug aus dem Leben zu haben. Mag dieses Lob, dieses Glück der Akademien Vielen ein sehr zweideutiges scheinen, so wird man doch zugeben, daß sie durch diese ihre Stellung eben so wohl unbilligen und ungerechten Anmutungen als billigen und gerechten entnommen sind; mag einer mir, dem Alterthumsforscher, jenes Solonische Gesetz entgegenhalten, welches den mit der Verbannung belegte, der in bürgerlichen Zwistigkeiten keine Partei ergriffen habe: wir lassen uns diesen Einwurf gefallen, weil er die über den Parteiungen stehende Wissenschaft nicht trifft. Wir wollen nicht behaupten, daß die Wissenschaft keinen Einfluß auf das Leben haben solle; ja ich behaupte im Gegentheil, daß die höchste Vollendung des menschlichen Lebens gerade in der Einheit der Theorie und Praxis, des Erkennens und Handelns, des Gedankens und der That erreicht werde; aber ehe dieses Ideal oder vielmehr dieser idealreale Zustand, das Göttliche im Menschlichen, ganz errungen sein wird, lasse man doch jegliche, wenn nur tüchtige Einseitigkeit gewähren, fordere nicht Alles von Allen, sondern von Jedem das, wozu er geeignet ist, und vermische nicht alle Standpunkte und Lebenskreise. Man kann von der Mathematik nicht verlangen, daß sie dem kirchlichen Dogma zu Hülfe komme, noch von der Kirche, daß sie die mathematischen Kenntnisse vermehre, und so wenig man etwa der Tagespresse zumuten wird, sie solle sich die Ergründung der strengen Wissenschaften zur Aufgabe stellen, so wenig kann man einer Akademie die Pflicht auferlegen, die Wissenschaft unmittelbar ins Leben überzusetzen. Diese beiden Anstalten bilden so zu sagen entgegengesetzte Pole der geistigen Thätigkeit und zwischen ihnen bedarf es mannichfacher und geschickter Vermittler und Berichterstatter.

Der Einfluß der Wissenschaft auf das Leben betrifft theils das Materielle, theils das Ideelle. Einen materiellen Nutzen hat sie, inwiefern sie die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse und Bequemlichkeiten des Lebens verbessert und mehrt, den Erwerb physischer Güter befördert, das körperliche Wohlsein hervorbringt und die natürlichen und leiblichen Uebel entfernt: hierzu sind vorzüglich die Naturwissenschaften und die angewandten Theile der Mathematik geeignet; aber auch

solche Zweige des Wissens, welche mehr auf der Seite des Geschichtlichen liegen und der Staatslehre verwandt sind, haben eine große Wichtigkeit für das materielle Wohl, welches sehr davon abhängig ist, ob richtige oder falsche Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung die Produktion und Fabrikation, den Landbau, die Gewerbe und den Handel und Verkehr begünstigen oder hemmen: und daß die Theorie hierauf viel einwirke, wird schwerlich bestritten werden können. Aus dem materiellen Wohl geht nun zwar nicht nothwendig das geistige hervor, sondern dieses wird sogar durch den Luxus gefährdet: aber ohne Wohlstand ist kein geistiger Fortschritt des Volkes möglich, weil Armut und Dürftigkeit mit den zahllosen Uebeln, die in ihrem Gefolge sind, den Geist niederdrücken, und, wenn sie einen hohen Grad erreicht haben, auch die Sitten des Volkes verderben. Die Beförderung des materiellen Wohlstandes bahnt daher dem geistigen Wohle den Weg. Dennoch ist der ideelle Nutzen der Wissenschaft höher zu rechnen, welcher in der Herbeiführung einer sittlicheren Gesinnung und eines sittlicheren Lebens durch bessere Erkenntniß liegt. Wohl ist es ein großes Glück, wenn ein Volk alte angeerbte, tiefgewurzelte Sitten und Gebräuche und Einrichtungen hat, vermöge deren es fast bewußtlos im richtigen Gleise wandelt und das Rechte übt: aber die Menschheit verbleibt nicht immer in diesem Zustande paradiesischer Unschuld, und der alten, wenn auch noch so guten und idyllischen Gewohnheitssitte sind häufig viele falsche Gewöhnungen, Mängel und störende Vorurtheile beigemischt. Wenn es richtig ist, und ich halte es für richtig, daß die Tugend Erkenntniß sei, so muß sie zum Bewußtsein erhoben werden. Die Verwirklichung der menschlichen Tugend soll der Staat sein; von ihm und seinem Handeln ist also zunächst die höchste Sittlichkeit zu fordern, wenn die Privatsitten sich bessern sollen. Hierauf hat aber die ideelle Seite der Wissenschaft zwar in der Regel keinen plötzlichen, aber einen allmäligen und langsam wirkenden Einfluß. Freilich finden Einige, die gegenwärtigen Sitten der gebildeten Völker seien schlechter als früher, und da doch die Wissenschaften unstreitig fortgeschritten sind, so würde hieraus folgen, daß mit dem Fortschritt, ja sogar einer sehr weiten Verbreitung der Erkenntniß ein Rückschritt der Sitten eingetreten sei. Aber wenn ich auch zugebe, daß der Gang des Menschengeschlechtes nicht aus lauter Fortschritten bestehe, indem vielmehr wie in der Natur so in der Geschichte übermächtige Umwälzungen eintreten, welche ohne Unterschied Gutes und Schlechtes vertilgend, die Gesellschaft für den Augenblick zurückwerfen, bis sie aus den Trümmern der alten Bildung sich ein neues Gebäude errichtet, und aus der Verwesung ein neues Leben ersteht: so erweisen doch die großen Perioden der Weltgeschichte, neben unläugbarem Untergang edler Erscheinungen, in den höchsten und wichtigsten Beziehungen der Menschheit einen Fortgang, der sich nirgends deutlicher als in den öffentlichen und Privatsitten zeigt. Wer da behauptet, in unserem Zeitalter seien die Sitten in Verfall, der weise doch nach, daß in dem gepriesenen Mittelalter, in welchem die Sittenlosigkeit massenhaft erscheint, oder im sechzehnten oder im siebzehnten oder im achtzehnten Jahrhundert mehr Sittlichkeit und weniger Laster und Verbrechen vorhanden gewesen: es ist mir gar nicht zweifelhaft, daß eine gründliche Untersuchung gerade das Gegentheil herausstellen wird. Es bedarf aber dieser Untersuchung kaum: der wahre Maaßstab der Sittlichkeit eines Volkes oder Zeitalters ist die Sittlichkeit des Staates selbst, das heißt der Gesetze und der Art ihrer Ausführung; und es hieße den Staat unserer Zeit lästern, wenn man verkennen wollte, daß er sittlicher geworden: im Namen des Gesetzes und in gutem Glauben fromm und gottgefällig zu handeln, hat der Staat sonst Thaten begangen, welche die bessere Einsicht der späteren Zeit als offenbare Verbrechen

erkennen mußte; Besonnenheit und Weisheit ist, im Durchschnitt genommen, an die Stelle der Leidenschaft getreten; Vernunft herrscht in der Regel statt der Gewalt, selbst bei unumschränkten Regierungen, Offenheit statt des Truges und der List, menschliches Gefühl statt der Härte, Rohheit und Grausamkeit: mehr durch Belehrung und Ueberzeugung als durch Furcht und Schrecken sucht man zu regieren. Die von der Gegenwart so trübe Ansichten haben und in ihr nur Verderben sehen, täuschen sich über die Bedeutung einzelner Erscheinungen, und legen diesen, so vereinzelt sie auch dastehen, als sogenannten Zeichen der Zeit, durch ungehörige Verallgemeinerung eine übertriebene Wichtigkeit bei, ohne zu wissen oder zu bedenken, daß eben dieselben früher viel schlimmer und häufiger da gewesen sind: wissen sie es auch, so tritt ihnen ihr Wissen in den Hintergrund, weil bekanntlich die Geschichte Niemanden lehrt, dem leidenschaftliche Verstimmung die Besonnenheit nimmt. Warum sollte es befremden, daß das Urtheil der Laien den starken Eindrücken einzelner bedeutender Ereignisse unterliegt, wenn selbst Heroen der Geschichtschreibung sich dadurch so verwirren lassen, daß sie das Zeitalter und die Erfolge der Begebenheiten von der verkehrtesten Seite ansehen? Unbekümmert um die, welche für ihre und unsere Freunde und große Gelehrte eine unbedingte Verehrung in Anspruch nehmen, und die Erwähnung einer menschlichen Schwäche, auch wenn sie um der Sache willen, nicht um die Personen zu beeinträchtigen, geschieht, gleich zu einer Verletzung der Pietät stempeln, wird es erlaubt sein anzuführen, wie zwei als Geschichtsschreiber ausgezeichnete ehemalige Mitglieder dieser Akademie, die auch dazu noch Staatsmänner waren, sich über ihre Zeit geirrt haben. Johannes von Müller, nachdem er lange die Napoleonische Herrschaft mit den Waffen der Rede bekämpft hatte, weissagte in ihrer unüberwindlichen Befestigung nach der Besiegung Preußens der Welt ein neues goldenes Zeitalter; Niebuhr fand in der Julirevolution den Untergang der humanen Bildung und den Einbruch der Barbarei. Beide sind schon durch die nächsten Jahre widerlegt worden, die Hoffnungen des Einen wie die Befürchtungen des Andern; sie waren nur dem Eindruck des Augenblicks gefolgt, wie es den Gemütvollsten so leicht begegnet, daß sie durch Temperament, Neigung und Stimmung, kurz durch ihre Subjektivität sich fortreißen lassen, während um der Gegenwart und der Zukunft das Horoskop sicher zu stellen, die unerschütterliche Besonnenheit des geordnetsten Denkens und jene Objektivität des Geistes erfordert wird, wie wir sie am Thukydides bewundern, mit welchem jene beiden in anderen Beziehungen höchst vortrefflichen Männer sehr ungeschickt verglichen worden sind. Eine ähnliche Befangenheit ist es, welche eine Verschlimmerung der Sitten bei nicht zu läugnender Vorschreitung der Erkenntniß und Wissenschaft zu finden glaubt; um nicht von denen zu reden, welche die Quelle des eingebildeten Uebels gar in dem Wissen selbst suchen. Nur durch den Geist kann sich das menschliche Geschlecht vorwärts bewegen, die Thätigkeit des Geistes ist aber das Wissen. Freilich muß dieser Geist ein heiliger sein; aber die Heiligung liegt nicht in dem starren Dogma, sondern auch das religiöse Bewußtsein muß sich fortwährend reinigen und verklären: sonst würde aller Fortschritt verneint, bis eine neue Offenbarung erschiene. Wenn nun, wie gesagt, auf diesen ideellen Fortschritt die ideelle Seite der Wissenschaft einen besonderen Einfluß übt, so würde man sich doch an den Naturwissenschaften versündigen, wenn man ihnen nicht auch hieran einen bedeutenden Antheil zuerkennen wollte. Nimmt der Geist die Natur in sich auf, erkennt er in ihr Gesetze, führt er sie auch nur zurück auf Maaß und Zahl, so ist sie ihm selbst ein Geistiges geworden, und die Wissenschaft von ihr hat also auch alle Wirkungen des Geistes. Dieses hatte besonders Friedrich der Große begriffen in einer Zeit, deren Bestrebungen, wenn sie auch nicht fehlerlos sind,

jetzt sehr häufig nicht ohne Uebermut sehr ungerecht beurtheilt werden, während doch gerade die unsrige den Beweis nachliefert, daß sie nicht überflüssig waren. Poetische und mystische Naturen mögen es sehr trivial, und eifrige Rüstzeuge des Fanatismus nicht unanstößig finden, wenn ich es als einen Hauptvorschritt der menschlichen Bildung ansehe, daß vorzüglich die Naturwissenschaften zur Vernichtung der mannichfachsten Formen des Aberglaubens beigetragen haben, in welchem ein großer Theil menschlicher Uebel und Verbrechen seine tüchtigste Grundlage hatte. Wenn sonst Völker und Heere vor einer Sonnen- oder Mondfinsterniß erzitterten, so ist es ein nicht unbedeutender Einfluß auf das Leben, daß die Astronomie diese Furcht zerstreut hat. Allerdings ließen sich vermöge jenes Irrthums, wie die Geschichte lehrt, Völker und Heere zuweilen besser in Zaum halten; aber abgerechnet daß auch das Gegentheil vorkam, wird man um jenes zufälligen Vortheils willen die astronomische Aufklärung rückgängig machen wollen? Man kann wohl mitleidig lächeln über dieses Beispiel, aber nur weil es zu einleuchtend, zu ferne liegend, und darum so ganz unverfänglich ist: wollte man andere anführen, auf welche man von diesem die Anwendung machen kann, dürften sich die Züge in ernstere Falten legen. In der genauesten Verbindung mit der ideellen Ausbildung der Menschheit stehen die allgemeinen Wissenschaften, die theils philosophisch, theils historisch, oder, was in meiner Ansicht gleichbedeutend ist, philologisch sind. Man hat in unsern Tagen die Philosophie oft heruntergesetzt, und das Geschichtliche, mit Ausnahme der vielfach angefochtenen klassischen Philologie, in gleichem Maaße erhoben; ich will die Gründe dieses Urtheils bei Seite lassen; sieht man auf das Wesen der Sache, nicht auf die Verirrungen und Ausschweifungen der Philosophen einerseits ins Phantastische, andrerseits ins Zügellose, so wird man, was Aristoteles von der Poesie sagt, sie sei mehr werth als die Geschichte, weil sie das Allgemeine und folglich Allgemeingültige enthalte, mit demselben Rechte der Philosophie zusprechen müssen. Daß diese Zweige des Erkennens, obgleich nicht mit jedem ihrer mannichfachen Glieder, eine bedeutende, zu großem Theile allerdings nur mittelbare Einwirkung auf das Leben äußern, davon legt außer Anderem schon der Umstand ein Zeugniß ab, daß diejenigen, welche mit Kraft und Folgerichtigkeit das Leben in engeren Fesseln gebunden halten wollen, die freie Entwickelung und Durchbildung derselben zu hemmen und abzuwehren für angemessen halten. Aber, wie schon bemerkt, will der gesammte ideelle Einfluß der Wissenschaft auf das Leben Zeit haben; in stiller Arbeit, meist zurückgezogen, bringt sie bessere Erkenntnisse und Grundsätze zur Reife, deren Genuß oft erst der Nachwelt zu Gute kommt; ungesucht und unbezweckt entspringt aus ihr ein Nutzen, den sie schwerlich hervorbringen würde, wenn sie es gleich von Anfang nur auf Nützlichkeit angelegt hätte. Die letztere, und also die Praxis überhaupt, kann folglich nicht maaßgebend für die Wissenschaft sein, sondern diese besteht in der freien theoretischen Uebung. So legte Archimedes mit echt wissenschaftlichem Sinn nicht auf seine mechanischen Erfindungen, die nützlichen, sondern auf seine Theoreme das Hauptgewicht; und während jene, die dem großen Haufen der Zeitgenossen gewiß viel bedeutender schienen, zu großem Theil verloren sind, haben diese doch viel reichere Früchte getragen. Sei auch des Lebens goldener Baum grün, so ist darum noch nicht alle Theorie grau; und die, welche jenen Spruch so oft im Munde führen, vergessen, daß ihn der Geist spricht, der stets verneint, und würden sich schämen, ihn anzuwenden, wenn sie ihn in seinem ganzen, ziemlich frivolen Zusammenhang anführen müßten.

Der Schluß dieser Rede, welcher einen Bericht über die Leistungen der Akademie in dem letztverflossenen Jahre enthält, ist weggelassen.

19.

Die Zukunft der deutschen Universitäten.

Bewillkommnungsrede bei dem akademischen Erinnerungsfeste zu Greifswald am 30. September 1845 gehalten vom Hofrath Dr. C. A. Sigm. Schultze, Professor der Anatomie und Physiologie.

Ob sie steigen, ob sie sinken werden, das ist zunächst in unsere, des gegenwärtigen Geschlechts, Hände gelegt. Das Urtheil der Nachkommen wird uns darüber Rechenschaft abfordern.

Wesen und Werth der deutschen Universitäten. Von Savigny (in Ranke's Zeitschrift. Bd. I. pag. 592).

Vorwort.

Am 30. September wurde unser kurze Zeit vorher beschlossenes akademisches Erinnerungsfest gefeiert, zu welchem durch die benachbarten Zeitungen alle Commilitonen eingeladen waren, die ihre Studien vor 1836 begonnen hatten und jetzt nicht mehr studirten.

Die von nah und fern eingetroffenen und die hiesigen Theilnehmer versammelten sich um 12 Uhr in der großen Aula des Universitätsgebäudes, um zunächst ihre Namen, Studien, Zeit und Ort u. s. w. in das daselbst aufgelegte Album einzutragen. Viele alte Bekanntschaften wurden hierbei erneuert und neue geschlossen. Es war ein wahrhaft erhebender Anblick, diese sich immer erneuenden herzlichen Begrüßungen, dieses Wandeln Arm in Arm durch den festlich verzierten schönen Hörsaal, diese leuchtende Freude des Wiedersehens, dieser Glanz jugendlicher Erinnerungen, die ebenso das schneeweiße, ehrwürdige Haupt des Greises, wie das lebensmutige Antlitz des jüngeren Mannes verklärten.

Um 1 Uhr folgte die mit Musik eingeleitete, kurze Bewillkommnungsrede, und nach dieser begab man sich in den der Festlichkeit angemessen verzierten Speisesaal. Bei dem Mahle wurde für ein Stipendium gesammelt, wodurch 115 Thaler einkamen. Bis zum späten Abend blieb die Gesellschaft in heiterster Stimmung beisammen. Der folgende Tag war vorzugsweise dem Besuche der von einem großen Theile der Neupommernschen Landwirthe veranstalteten Ausstellung von Garten- und Feldfrüchten in Eldena und der hiesigen wissenschaftlichen Anstalten und interessanten Gebäude gewidmet, und wurde wiederum in fröhlichem Vereine beschlossen.

Die Immatriculationen der 105 Theilnehmer datiren von 1787 — 1835, und mit wenigen Unterbrechungen aus fast allen zwischenliegenden Jahren; die meisten aus den Lustren von 1809 — 13 (22) und von 1828 — 32 (23); sie sind von 15 Universitäten, die meisten natürlich von Greifswald, ferner von Berlin, Bonn, Breslau, Frankfurt a. O., Gießen, Göttingen, Halle, Helmstädt, Heidelberg, Jena, Kiel, Königsberg, Rostock und Tübingen. Die wenigen übrigen deutschen Universitäten waren von mehreren Commilitonen, wenn sie auch dort nicht immatriculirt gewesen, doch besucht worden. So war ein halbes Jahrhundert des deutschen academischen Lebens repräsentirt durch Männer, die sich mit dem frohen Bewußtsein des erstrebten geistigen Besitzes zurückversetzen wollten in die glücklichen academischen Jahre des Strebens.

Wenn aber überhaupt die Erinnerung vergangener Tage der Freude den Blick des denkenden Menschen in die Zukunft richtet, so mußte dieß besonders bei einem Feste der Freude über unsre Universitäten geschehen; denn je höher ein Gut, desto umsichtiger mag man Vergangenheit und Zukunft im Auge haben.

Daß auch diese ernste Seite unseres Erinnerungsfestes berührt werde, war der Wunsch der Freunde, welche mich aufgefordert hatten, die Bewillkommnungsrede zu halten. Und welche Erinnerungen umschließt jenes halbe Jahrhundert, für die Wissenschaften, für die Universitäten, für das deutsche Vaterland von welcher Bedeutung! Es war unmöglich, in wenigen Minuten eine einzige zu erschöpfen; aber ich durfte nur den Grundton des akademischen Lebens anschlagen, um in Aller Herzen die rechten Saiten klingend zu machen, um den ganzen Werth dieser Erinnerungen für ein erfreuliches Bild der Zukunft zu gewinnen; und dieß habe ich versucht.

Was ich aus warmem, vollem Herzen gesprochen habe, ist mit herzlicher Theilnahme aufgenommen worden. Ich biete hier die wenigen Worte, die über den großen Gegenstand bei dieser Veranlassung gesagt werden konnten, mit dem Wunsche, daß sie nicht bloß bei den bei unserm schönen Feste vereint gewesenen Commilitonen als Gabe der Erinnerung willkommen seien, sondern auch in größerem Kreise bei Allen einen hellen Anklang finden mögen, denen das Wohl der akademischen Jugend, die Blüthe des lieben Vaterlandes durch geistigen Aufschwung und der Fortschritt der Wissenschaften am Herzen liegt und die in solcher Gesinnung an akademischen Erinnerungsfesten ihre Freude haben.

Greifswald, den 3. October. 1845.

Dr. C. A. Sigism. Schultze.

Es ist ein köstlich Ding, meine Freunde, wenn man bei einem Feste, wie unser heutiges ist, den Blick von dem Bilde vergangener Tage, das die Erinnerung vor uns aufrollt, mit Freude auf die Gegenwart, mit Vertrauen und zuversichtlicher Hoffnung in die Zukunft richten kann.

Wir haben aus dem Munde unsers erhabenen Monarchen und von unsern hohen Regierungsbehörden die erfreulichsten Zusicherungen und die entschiedensten Beweise erhalten, daß die Universitäten, — „diese großen, mit der Geschichte der Nation verwachsenen Institute" — in ihrer Eigenthümlichkeit erhalten und geschützt, in ihrer ferneren Entwickelung auf jede Weise gefördert werden sollen. Es ist also nicht eine drückende Gegenwart, der wir in unserm Erinnerunsfeste entfliehen, es sind nicht Befürchtungen für die Zukunft, die wir vergessen möchten; nein! mit dem beglückenden Gefühle, daß für die Erhaltung, für die Veredelung eines der höchsten Güter, die das deutsche Vaterland besitzt, neue, sichere Bürgschaften gegeben sind, wollen wir uns in die Jahre zurückversetzen, die wir Alle die schönsten unsers Lebens nennen.

Und warum preisen wir sie als die schönsten, warum erfüllt uns die Erinnerung an sie mit gerechtem, oft beneidetem Selbstgefühle, mit einer Begeisterung, die auch durch die darin etwa erlebten Widerwärtigkeiten und Bedrängnisse nicht geschwächt, sondern erhöht wird?

Worin liegt dieser geheimnißvolle Zauber, der sein rosiges Licht über alle Theile des akademischen Lebens verbreitet?

Manche scheuen sich hierauf zu antworten, und Andere haben eine unfreundliche Antwort gegeben, aber gewiß nicht mit Recht! Was die Erinnerung der Besten mit einer unvergänglichen Freude erfüllt, das muß sich als etwas Edles bei gründlicher Prüfung bewähren.

Lassen Sie mich bei dieser Untersuchung den physiologischen Weg einschlagen.

Wir haben zusammen vor Kathedern auf Bänken gesessen, haben Hefte nachgeschrieben, vielleicht auch nicht nachgeschrieben, haben sie repetirt, hie und

da auch nicht repetirt, haben uns gemeinschaftlich zu Prüfungen vorbereitet und sie absolvirt; an dieses Alles wollen wir uns heute zwar auch erinnern; aber darin kann der Glanz nicht liegen, der die akademische Zeit verherrlicht, denn wir hatten vorher auch vor Kathedern und auf Schulbänken gesessen, geschrieben und repetirt und Prüfungen bestanden, und was wir von guten Lehrern gelernt, was wir vielleicht versäumt und verfehlt haben; und was wir dem eigenen Fleiße verdanken, daran erinnert uns oft genug der tägliche Dienst, von dem wir uns heute befreit haben.

Wir wollen uns ferner erinnern, jubelnd erinnern an die zusammenverlebten Stunden der Erholung, des traulichen Gespräches mit unsern Lehrern und Commilitonen, an unsre akademischen Vereine zu wissenschaftlichem Verkehr und geselliger Freude, an unsre gemeinsamen Feste, unsre Ausflüge und Ferienreisen, unser begeistertes Werben zur Theilnahme an den Feldzügen zur Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft, und vor Allem an den Wahlspruch, der das akademische Leben beseelt hat, so lange deutsche Universitäten bestanden haben, und der es beseelen wird, so lange sie bestehen werden, an den Wahlspruch, den wir im Herzen tragen wollen, bis es aufhört zu schlagen, und den wir vererben wollen auf unsre spätesten Nachkommen: Ehre, Fürst und Vaterland, akademische Freiheit!

Hier ist der Zauber. Nehmen Sie dem akademischen Leben diese vier, und Sie haben einen entseelten Leichnam, der vielleicht den trügerischen Schein des Lebens kurze Zeit bewahrt, aber bald unrettbar vermodert.

Wie in einem gesunden, blühenden, lebenskräftigen Körper Leib und Seele sich durchdringen mit unzähligen Wurzeln, verwebt sind durch gegenseitige Erregung, Nährung und Wechselwirkung aller Art, so müssen sich auf unsern deutschen Universitäten echte wissenschaftliche Bildung, treue Liebe zu Fürst und Vaterland und wahre akademische Freiheit und Ehrenhaftigkeit durchdringen und zu einem Ganzen verbinden, wenn sie ihren Zweck nicht gänzlich verfehlen sollen.

Ein berühmter akademischer Lehrer, der jetzt in höherer Stellung unserm Könige dient, der Minister von Savigny, sagt: „Was hilft aber die edelste Anstrengung der Regierungen, was die glänzendsten Talente der Lehrer, wenn ihnen nicht die rechte Empfänglichkeit der Schüler entgegenkömmt? Für diese allein ist Alles bereitet, und wenn sie es nicht mit dem rechten Sinn aufnehmen, so ist Alles unnütz. „(Wesen u. s. w. der deutschen Universitäten. S. 588.)

Und wo ist der Keim für diesen r e c h t e n S i n n, wenn nicht in dem Gefühl für Ehre, für Fürst und Vaterland, für akademische Freiheit? D i e s e s G e f ü h l i n r e c h t e r W e i s e z u w e c k e n u n d z u l e i t e n i s t d i e A u f g a b e, d a r i n l i e g t d i e g a n z e Z u k u n f t u n s r e r U n i v e r s i t ä t e n.

Der junge akademische Bürger verpflichtet sich zum erstenmale durch das Heiligste, was der Mann hat, durch das Ehrenwort; er schwört, stets auf Ehre zu halten. Hat er auch den rechten Begriff von Ehre, kennt er des Wortes ganze Bedeutung und hat sie sein ganzes Wesen lebendig durchdrungen? Der junge akademische Bürger wählt sich d e n Zweig der Wissenschaften, durch dessen Studium er seine Kräfte für Fürst und Vaterland ausbilden will (das nach einem unwürdigen Gebrauche sogenannte Brotstudium). Jetzt muß er sich zum ersten Male, wenn es nicht früher schon geschehen, klar machen, was es heißt, sich mit allen Kräften und Mächten, die das tiefste Studium der Wissenschaften hegt, mit d e r Liebe und Hingebung, die Gut und Blut opfert, dem Dienste des angestammten Fürsten, dem Dienste des deutschen Vaterlandes zu weihen.

Was ihm bei dem ersten Hoch, das er im Kreise der Commilitonen dem Landesvater bringt, noch unklar ist, was nur einem dunkeln Triebe angehört, das sollen die akademischen Jahre klar machen und ihm zur sichern Ueberzeugung gestalten, auf die sein ganzes Leben lang Fürst und Vaterland bauen können.

Und dazu wird ihm die akademische Freiheit gewährt. Mit den Rechten der Lernfreiheit soll er die Früchte der Lehrfreiheit genießen und prüfen. Die Freiheit des akademischen Lebens geleitet ihn aus dem Hörsaale in die Festeshalle, zu Aufzügen, zu den Waffenübungen und in den engern Kreis trauter Gesellen, mit denen er die jugendlichen Ideale, die liebsten Entwürfe, die heiligsten und geheimsten Gefühle bespricht und austauscht; sie verband uns mit den Brüdern in Freude und Leid, in Ueberfluß und Mangel, in Beifall und Unwillen, in Liebe und Abneigung, am Lager und am Sarge des Freundes. Sie hat uns auf den Schwingen der Begeisterung und mit der göttlichen Kraft des Ideals getragen weit hinaus über die Grenzen irdischer Verhältnisse und Rücksichten, und hat uns, mit dieser Kraft gestählt, zurückgetragen in die Schranken bürgerlicher Gesetze und Pflichten; sie hat eben dadurch die Brücke gebildet zu der gewissenhaften Beachtung aller fremden und eigenen Rechte, zu dem freudigen und aus Ueberzeugung fließenden Gehorsam gegen das Gesetz, ohne den kein Staat und keine Freiheit des Einzelnen denkbar ist; die Brücke zu der Freiheit, von der der unsterbliche Dichter singt:

„Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrei,
Nicht den Mißbrauch rasender Thoren!
Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!"

Daß das akademische Leben zu vielfachen Abwegen und Mißbräuchen Gelegenheit bietet, wer könnte das läugnen? Es soll ja in ihm der rechte Weg gesucht und gefunden werden von denen, die im Mannesalter die Führer und Leiter ihrer Mitbürger werden sollen. Darum ist es ausgestattet mit Vorrechten, die in der neuesten Zeit so vielfach angefeindet worden sind.

Man hat gerufen und ruft noch: Wozu dieser privilegirte Gerichtsstand, diese akademische Freiheit und sonstigen Vorrechte, die nur zur Absonderung von anderen Ständen dienen? Das akademische Leben muß anders werden; in seiner jetzigen Gestalt ist es ein angeerbtes Uebel, das Sitten und Einrichtungen längst vergangener Jahrhunderte unserer vorgeschrittenen Zeit aufdrängt, und die deutschen Hochschulen zu Quellen der Rohheit, der Verführung, der körperlichen und geistigen Verderbniß macht.

Es hat diesen Stimmen nicht an einzelnen Beispielen von allen Arten jugendlicher Verirrungen gefehlt, womit sie ihr: ego vero censeo, universitates esse delendas gestützt und in immer heftigeren Angriffen erneut haben.

Und ist das Recht auf ihrer Seite, werden sie ihr Ziel erreichen?

Nein, meine Freunde, diese Stimmen haben nicht Recht, sie werden ihr Ziel nicht erreichen!

Sie haben nicht Recht gegenüber der Blüte deutscher Jugend, die aus der unvermeidlichen Schulzucht, die dem Knabenalter gebührt, in wenigen Jahren hinüber geführt werden soll in die Charakterfestigkeit, die den Männern geziemt, denen das leibliche und geistige Wohl aller übrigen Stände anvertraut werden soll; gegenüber der Jugend, die unsere Hochschulen bezieht, ausgestattet mit dem Schatze klassischer Bildung des Geistes und Gemütes, den die Mehrzahl aus den Gymnasien und aus dem häuslichen Kreise mitbringt und durch Austausch mit den Genossen zu einem unveräußerlichen Eigenthume verarbeitet, daß wenn auch nicht „schwarz auf weiß," doch sicher nach Hause getragen wird als Basis des gewonnenen Charakters.

Diese Stimmen werden ihr Ziel nicht erreichen gegenüber unsern erleuchteten und praktisch weisen Regierungen, die wohl wissen, daß man, um Schwimmen zu lernen, in das Wasser gehen muß, wenn auch hie und da einer dabei ertrinkt; daß, wo Kräfte geweckt und geübt werden sollen, auch ihr Mißbrauch möglich sein muß, damit der rechte Gebrauch desto überzeugender einleuchte. Unsre erleuchteten und wohlwollenden Regierungen wissen, daß die Jünglinge, die durch den Drang heiligster Gefühle getrieben werden, die aus den Bildern der Heroen aller Zeiten und Nationen aufgenommenen Ideale ins Leben zu tragen, und die für ihre Handlungen nur dem eigenen Ehr- und Pflichtgefühl und dem der Commilitonen und Lehrer verantwortlich zu sein glauben — daß diese einen passenderen Boden in der akademischen Freiheit, eine väterlichere Pflege in der akademischen Gerichtsbarkeit finden, als wenn diese Vorrechte den Universitäten entzogen würden.

Aber sollen die Universitäten nicht Theil nehmen an dem allgemeinen Fortschritte aller Verhältnisse, sollen sie allein stehen bleiben in ihren alten Formen und Rechten? So fragen die Gegner, und wir antworten: die Universitäten werden vorangehen in allem Guten und Schönen, sie werden darin fortschreiten, daß sie in Lehrern und Lernenden noch mehr als bisher echtes Ehrgefühl wecken und nähren, immer treuere und reinere Liebe zu Fürst und Vaterland gründen und durch immer sicherern und besseren Gebrauch der akademischen Freiheit zu allgemeinerer Verbreitung edler Charakterfestigkeit und wahrer Bildung des Geistes und Herzens beitragen.

Auf diesem guten Wege werden sie fortschreiten, nicht aber dadurch, daß sie die Stützen wegreißen, auf denen der Weg mühsam gebaut ist, den sie in der Annäherung zu ihrem Vorbilde zu wandeln haben.

Und mit dieser Ueberzeugung, meine Freunde, wollen wir vertrauen, daß die Anstalten, die seit fünf Jahrhunderten allen deutschen Staaten ihre Geistlichen, Staatsmänner und Richter, Aerzte und Jugendlehrer gebildet haben, die Anstalten, aus denen die Männer hervorgingen, die mit ihren Fürsten und Völkern treu ausgeharrt haben in Noth und Tod, nicht ein Opfer werden können vorübergehender und Gott Lob größtentheils vorübergegangener Verstimmung.

Unsre Söhne und Enkel werden sich auf deutschen Hochschulen bilden zu treuen Beamteten und deutschen Männern wie wir; sie werden dem Wahlspruche: Ehre, Fürst und Vaterland, akademische Freiheit! folgen wie wir; sie werden in freudigem Rückblick auf die glücklichsten Jahre ihres Lebens akademische Erinnerungsfeste feiern und wie wir mit dem Glauben und der Hoffnung in die Zukunft blicken, daß das Schöne und Gute der deutschen Universitäten sich immer vollkommener gestalten werde.

Mit diesem zuversichtlichen Gruße — ich weiß keinen bessern — heiße ich Sie herzlich willkommen.

IV. Gedächtnißreden.

12.

Aus einem öffentlichen Vortrag zu H. Steffens Andenken.

Gehalten am 24. April 1845 (mit einigen Erweiterungen) von Fr. W. J. Schelling.[1])

Man ist heutzutage ziemlich allgemein geneigt zuzugeben, daß in jener Zeit, wo der Name Steffens zuerst in der Literatur genannt wurde, die Philosophie einen bedeutenden Ruck gethan habe, welcher der natürlichen Sympathie zufolge, die zwischen allen menschlichen Erkenntnissen stattfindet, mehr oder weniger, schneller oder langsamer, auch andern Wissenschaften eine neue Bewegung mitgetheilt hätte. Herabstimmend freilich wirkt, wenn man bemerkt, worein zum Theil der damalige Fortschritt gesetzt werde. Wahr indeß bleibt, und nur parteiische Verblendung könnte übersehen, daß seit jener Zeit Standpunkte verschwunden, auf die man nicht mehr zurück-, andre entstanden sind, von denen man nicht mehr hinwegkommen kann. Freilich hört man mitunter auch wohl, es sei zu jener Zeit viel leichter gewesen, mit neuen Ansichten aufzukommen als gegenwärtig. Liegt aber nicht eben darin die Anerkenntniß eines bedeutenden Fortschrittes, daß man gesteht, es sei jetzt schwerer, zu dem Gefundenen etwas hinzuzuthun, als es einst gewesen, dasselbe zu finden, und ist nicht eben dieß das Zeichen eines glücklich Gefundenen, daß es hintennach als das Einfachste und Müheloseste erscheint? Nachkommende können dadurch verleitet werden, ein Verdienst darin zu suchen, daß sie den Zugang mühevoller und schwieriger machen, leicht möglich aber, daß sie darüber vielmehr in etwas ganz Andres gerathen, und den Gedanken, dessen sie sich gründlicher und methodischer bemächtigen wollten, vielmehr völlig verlieren.

Steffens war dadurch ungemein begünstigt, daß seiner Hinneigung zur Philosophie ein reiches Studium der Natur vorausgegangen war. Mineralog, Geognost, Geolog, hatte er in der Geschichte der Erde die Anschauung einer unergründlichen Vergangenheit, einer ganzen Folge von Zeiten gewonnen, in der je die eine die andre zudeckte, Eins dem Andern zum Grunde gelegt wurde, nicht ohne in dieser Unterordnung selbst verändert zu werden. Unstreitig war es diese Grundanschauung, welche von der ersten Bekanntschaft an die gegenseitige Anziehung zwischen uns vermittelte. Und auch von Seiten der Naturforschung wurde sein Eingehen auf philosophische Speculation in jener Zeit weniger ungern gesehen als in späterer. Es war damals ein Bedürfniß vorhanden, sich auch des in der Natur Gegebenen philosophisch be-

---

1) Als Vorwort zu: Nachgelassene Schriften von H. Steffens. Berlin, 1846.

wußt zu werden. Kants metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft hatten gewirkt. Man setzte etwas darein, die Natur der räthselhaften Materie zu begreifen, an welche nunmehr die neue Molecülentheorie, die das Reich des Palpabeln auf Kosten des Denkens erweitert hat, nicht wohl mehr denken läßt. Damals hätte nicht leicht Jemand ausgesprochen, was man heutzutage so zu sagen täglich hören kann, daß die Naturforschung ihr Geschäft um so besser betreibe, je ferner sie sich von aller Philosophie halte; ein Satz, der eben so wahr ist wie der, daß die Kochkunst nicht grade dem am besten von Statten gehe, der dabei alles auf chemische Principien zurückführen wolle.

Aber allerdings ist zwischen Philosophie und Naturforschung bei gleichsam zufälligem Zusammentreffen im Gegenstand eine trennende formelle Verschiedenheit. Dem Philosophen zählen die Formen und Erscheinungen der Zeit nicht für sich, sondern als Momente eines Zusammenhanges, der über die Natur hinausgeht und eben sowohl auf die geistige Welt sich erstreckt. Im Zweck der empirischen Naturforschung liegt es aber, sie vielmehr abstrakt, d. h. in ihrem Fürsichsein, zu betrachten. Die Gegenstände sind also in der Philosophie von andrer Bedeutung als in der abstrakten Naturforschung, wie man diejenigen nennen sollte, welche sich unbedingt die empirische nennt, als brächte nicht ihr Verfahren mit sich, es stets nur auf partielle Weise zu sein. In den allgemeinen Zusammenhang, den nur die Vernunft darzustellen vermag, gehören die Dinge der Natur nicht nach dem Zufälligen ihrer Existenz, sondern nach dem, was in ihnen ein nothwendiges, was ihr Wesen, ihre Natur ist. Dieses Nothwendige einzusehen, wird man über die Dinge hinausgehen müssen, aber dieses „Jenseits der Dinge" ist noch in der Natur selbst; oder finden sich in dieser wirklich, wie man es zuweilen gern vorstellen möchte, bloße Einzelnheiten und nicht vielmehr als die ersten Wirklichkeiten, von denen sich erst alle andre ableiten, allgemeine Principien? Ist die allgemeine Schwere ein Ding, oder ist sie von der andern Seite ein Begriff, und nicht vielmehr dem Ding gegenüber ein Allgemeines, dem Begriff gegenüber eine Wirklichkeit? Und sind — Einzelnheiten der Wirklichkeit, ist nicht vielmehr dieses Durchgängige, das wir auch in andern Formen als Licht, Wärme, Elektricität u. s. w. erkennen müssen, ist nicht dieses erst der eigentliche Gegenstand der Naturwissenschaft, der sich die abstrakte Naturforschung freilich immer nur bis zu einem gewissen, unüberschreitbaren Punkte nähern kann? Niemand wird ihr diese Schranke zum Vorwurf machen, sie ist keine zufällige für sie, sondern eine von ihrem Verfahren unzertrennliche. Tadle sie es aber nicht, wenn eben darum für die Erkenntniß der Principien ein anderer Weg eingeschlagen wird. Sie mag sich befriedigt finden, wenn sie die Lichterscheinungen durch Schwingungen eines unsichtbaren Mediums begreifen zu können glaubt; aber lasse sie neben sich den Andern gelten, der sich aus einer solchen Erklärung nichts oder wenig macht, so lang ihm jene schwingende Materie selbst nicht begriffen oder etwas rein Zufälliges ist. Die Philosophie wird Keinem entgegen sein, der bei der allgemeinen Attraktion stehen bleibt, weil er doch ruhig damit fortrechnen, und im äußersten Falle sagen kann: die Anziehung sei als bloßer Ausdruck des Phänomens zu nehmen und solle nicht erklären. Verstatte er dagegen dem Philosophen, es seinerseits für nichts Geringes zu achten, wenn er auf seinem Wege ausmitteln und wenn man so wissen könnte, ob die allgemeine Schwere auf Anziehung beruht, oder ob sie durch Druck bewirkt ist. Durch Beobachtung und Experiment oder überhaupt anders als in einem über abstrakte Naturforschung hinausgehenden Zusammenhang wird man das freilich nicht wissen. Allein es scheint auch nicht schwer zu begreifen und einzusehen, daß Erscheinungen von solcher Allgemeinheit wie Licht und Schwere nicht selbst wieder in einer Ein-

zelheit, z. B. einer zufällig existirenden Materie, daß sie nur in den vorgängigen Bedingungen aller äußern Existenz ihren Grund haben, und in diesem Sinn nur a priori begriffen werden können.

Die Naturphilosophie, womit noch heutzutage Manche die ganze damalige Philosophie bezeichnen, war nur ein Theil, nur der erste Durchgangspunkt einer Bewegung, die nach dem sie bestimmenden und leitenden Gesetz über die Natur hinausgehen mußte. Aber worin immer dieser vom Höchsten bis zum Tiefsten reichende Zusammenhang seinen Abschluß fand, nie konnte die erste Beziehung auf die Natur abgerissen werden, ein früh gehörtes Wort mußte sich erfüllen:

Der Tempel, der zum Thron der Gottheit steiget,
Ruht dennoch sanft auf der Natur.

Worauf sich niemals wieder zurückkommen ließ, war der unnatürliche Supernaturalismus, von dem sich damals für immer alle bessern Geister abwandten.

Einer von unten aufsteigenden Philosophie konnte Gott nur das Ende sein, aber er war ihr das nothwendige Ende, und darum zugleich die End-Ursache. Auf diesem höchsten Punkt erschienen die Dinge als aufgenommen in die Gottheit. Immanenz der Dinge in Gott ist der letzte Ausdruck dieser Philosophie. In soweit ist sie Pantheismus, aber ein unanstößiger und unschuldiger, wenn er rein kontemplativ bleibt, d. h. wenn er sich als Darstellung — bloß des idealen und logischen Werdens der Dinge erkennt. Im entgegengesetzten Fall entsteht jener monströse Pantheismus, mit einem anfänglich „austernhaften Absoluten," einem Gott, der nöthig hat, durch die Natur hindurch zu gehen, um sich bewußt zu werden. Der zufällige Ausgang in einen solchen Pantheismus beweist nichts gegen jene Philosophie, die in der angegebenen Beschränkung (auf die bloß rationale Bedeutung) der Wissenschaft des wirklichen Hergangs stets die Mittel bereiten und vorangehen muß, um sie vor dem Abgleiten in unwissenschaftliche und vernunftlose Mystik, dem sie in allen früheren Versuchen unterworfen war, zu bewahren. Daß übrigens ein so plumper Pantheismus so allgemeinen Eingang finden konnte, als geschehen, kann nur zum Beweise dienen, daß weder jene reine Vernunftwissenschaft die ganze Forderung der Philosophie erfüllt, noch der schwache Theismus etwas vermag, den man ihm allein entgegen zu setzen wußte, und den ich schwach nenne, weil er nur in absoluter — nicht Ueber-, sondern Außerweltlichkeit (denn das ist ein großer Unterschied) eine der Gottheit würdige Stellung zu finden weiß.

Ich erinnere mich lebhaft der Verwunderung, die bei Vielen entstand, als Steffens, den man ausschließlich mit weltlicher, ja der weltlichsten Wissenschaft beschäftigt glaubte, gleichsam unmittelbar von „Kalk, Baryt und Strontian" hinweg, theologischer Schriftsteller wurde. Gegenwärtig würde dieß niemandem auffallen, da unversehens die ganze Zeit theologisch geworden, alles ohne Unterschied nach diesen Fragen sich drängt, taub gegen die Stimme Gutmeinender, die an die frühere Zeit erinnern; wo alles der Art abgethan schien, fast jede Polemik gegen das Christenthum von schlechtem Geschmacke war; wiewohl gegen die Gründlichkeit dieser Aufklärung einigen Verdacht die panische Furcht einflößen durfte, als könne die ganze alte Rechtgläubigkeit, mit allen ihren betrübenden Folgen, dem jetzigen Geschlecht gleichsam über Nacht wieder als ein Joch auferlegt werden. Allein die Verhältnisse sind ernst genug; aus

wissenschaftlichen Fragen sind kirchliche, und damit unvermeidlich zugleich politische geworden und die Sachen auf einen Punkt gelangt, wo der Fall des bekannten Solonischen Gesetzes eingetreten und es keinem gegen seine Mitbürger Wohlgesinnten, der mit seiner Zeit leben und in ihr wirken will, erlaubt ist gleichgültig zu bleiben, wo er zwar nicht gerade Partei ergreifen (denn er könnte ja hoffen außer allen Parteien zu bleiben), aber doch seinen Standpunkt nehmen und mit ausdrücklichen, unzweideutigen Worten erklären muß.

Es ist auffallend, oder vielmehr, je nachdem man die Menschen kennt, auch nicht auffallend, wie man der Philosophie alle Freiheit gestattet, von ihrem Ausgangspunkt durch folgerechtes Fortschreiten wohin immer zu gelangen; nur wenn sie ganz absichtslos, durch bloße Nothwendigkeit der Sache in Berührung mit der positiven Religion kommt, da soll jene Freiheit nicht mehr gelten, da soll die Philosophie wie ein scheu gewordenes Pferd sich bäumen und entsetzt sich zurückwenden: das wäre aber, wie jeder sieht, die schmählichste Beschränkung einer Wissenschaft, die vielmehr vor nichts erschrecken soll. Nicht wohin sie gelangen darf, läßt sich ihr vorschreiben. Nur daß sie, um Philosophie zu sein, in ihrem Anfang schon mit jeder Autorität, welchen Namen sie trage, gebrochen habe, muß voraus gesetzt werden, daß sie also selbst den Namen christliche Philosophie ablege, nicht nur im Sinne formeller Abhängigkeit, sondern auch im Sinn materieller Uebereinstimmung, da diese für sie als Philosophie keine Bedeutung hat. Namentlich wird sie die Folgen der Reformation in ihrer ganzen Ausdehnung und bis zu dem Extrem voraussetzen, zu welchem es nur stufenweise gekommen ist, wenn auch scharfsinnige Geister den nothwendigen Gang längst vorausgesehen hatten. Ich nenne einen Mann von so anerkannt unabhängigem Geist, daß man auch in den nachfolgenden Worten nicht den Anhänger der römischen Kirche, sondern nur den Philosophen hören wird. „Beklagen wir — sagt d'Alembert in der von ihm als Sekretair der französischen Akademie gehaltenen Lobrede auf Bossuet — beklagen wir, wie es unsere Schuldigkeit ist, die Theologen des Protestantismus, daß sie alle Autorität in Glaubenssachen verwerfen, so hegen wir wenigstens eine hinlänglich gute Meinung von ihrer Logik, um uns überzeugt zu halten, daß sie die Konsequenzen ihres Princips so weit treiben werden, als sie sich ausdehnen lassen, und daß der Socinianismus, zu dem heutzutage die Meisten unter ihnen offen oder insgeheim sich bekennen, früher oder später einem offenen und unverstellten Deismus Platz machen werde." — „Ich hatte — fährt er fort — die gedruckte Dogmatik eines Genfer Theologen in Händen, da war das erste Kapitel überschrieben: von der Nothwendigkeit einer Offenbarung; in der zweiten Ausgabe lautete die Aufschrift nur noch: von der Nützlichkeit einer Offenbarung; ich wette — setzt er hinzu — in einer dritten Ausgabe wird der Titel nur noch sprechen: von der Bequemlichkeit einer Offenbarung (de la commodité d'une révélation)." Schade, daß d'Alembert die Voraussagung nicht bis auf die vierte Ausgabe erstreckt hat; da hätte die Aufschrift vermutlich gelautet: von der Unschädlichkeit einer Offenbarung. Wo nicht der Titel, die Sache wird in Lehrbüchern deutscher Theologen anzutreffen sein, die noch den Schein eines gewissen Zusammenhangs mit der Offenbarung und der heiligen Schrift beizubehalten für gut finden. Auch d'Alemberts Vertrauen in die Logik der protestantischen Theologen ist glänzend gerechtfertigt; der deisme franc et sans alliage ist öffentlich bekannt und die ausgesprochene Weisheit des Tages.

Diese Folgen also wird der Philosoph voraussetzen, und während Viele noch immer daran arbeiten, sie herbei zu führen, sie als vorhandene Thatsache annehmen. Er geht sogar einen Schritt weiter und sagt: So mußte es

kommen, dieser Fortgang war ein nothwendiger. Es mußte einmal tabula rasa gemacht, der Boden völlig eingeebnet werden, wenn das Christenthum ein frei erkanntes und frei angenommenes werden, an die Stelle einer verdumpften Theologie ein von der freien Luft der Wissenschaft durchwehtes und darum allen Stürmen gewachsenes, dauerhaftes System treten sollte, ein System, das die im Christenthum vom Anfang enthaltenen, so viele Jahrhunderte wie in einem Schrein verschlossenen Schätze zu allgemeiner Geltung und Erkenntniß brächte. Es dürfte von diesem Standpunkt sogar der Wunsch gerechtfertigt sein, daß der öffentliche Abfall von dem Christenthum durch kein äußeres Mittel verhindert, überall ohne Gefahr geschehen könnte. Es selbst will, ja es leidet keinen Zwang mehr, stark und mächtig will es sein nur durch sich selbst, jede äußere Hülfe verschmähend — und welche könnte es noch annehmen, nachdem es, in der Reformation sich erhebend, den Schutz und Schirm der größten und dauerndsten Macht, die die Erde je gesehen, zurückgestoßen hat?

Ein Mann, den bis jetzt an politischem Scharfsinn kein deutscher Geschichtsforscher übertroffen, von gleicher Uebersicht der weltlichen wie der Kirchengeschichte, macht gelegentlich der Socinianischen Gemeinde im ehemaligen Polen, die übrigens, wie er bemerkt, unter allen akatholischen jenes Landes weit die blühendste und geordnetste war — die schätzbare Bemerkung: „sie machte das lehrreiche Experiment, daß Religionsideen, die zu sehr vom Positiven entkleidet, zuletzt fast bloß Philosophie werden, in eben dem Verhältniß an großer Wirksamkeit zur Nationalkultur verlieren, je mehr man sie als bloße Philosophie geben will.“ [1]) Enthält das Christenthum unter bloßer geschichtlicher und bildlicher Einkleidung nichts anderes, als was die Philosophie unabhängig von ihm schon hat; so hat die Philosophie nichts an ihm, und es ist ihr nur im Weg und müßte sobald als möglich abgethan werden. Es wäre eben, als wenn man in der Natur nur eine Allegorie allgemeiner sittlicher Wahrheiten sehen wollte, durch die sich niemand in seinem Wissen erweitert und bereichert fühlen würde, indeß zugleich der Natur alle selbstständige Wahrheit genommen wäre. Ist aber der Fall der, daß die Verhältnisse, auf welchen das Christenthum nach seiner eignen Angabe beruht, wirkliche, aber als allgemeine noch nicht erkannte Verhältnisse sind, — da ist eine große Erweiterung der menschlichen Kenntnisse gegeben. Mit der Offenbarung sich beschäftigen, um sie nur wieder in Philosophie, d. h. in das, was unabhängig von ihr schon gewußt ist, aufzulösen, wäre ein der Philosophie unwürdiges Treiben, da sie vielmehr immer auf Erweiterung des menschlichen Wissens bedacht sein soll. Kennt man die „Wahrheiten,“ für welche viele Theologen die „in Christo verborgenen Schätze der Weisheit und der Erkenntniß“ hinzugeben bereit sind, so wird man unwillkürlich an den König erinnert, von dem Sancho Pansa erzählt, der nämlich sein Königreich verkaufte, um sich eine Gänseheerde dafür anzuschaffen und mit dieser im Lande umher zu ziehen. [2]) Gegen einen so unschuldigen Geschmack kann man sich unmöglich ereifern. Die sogenannten Rationalisten irren sich, wenn sie meinen, es zürne jemand über den Gebrauch, den sie von ihrer Denkfreiheit machen. Eher könnte man geneigt sein, ihnen vorzuwerfen, daß sie unter Denkfreiheit die Freiheit nicht zu denken verstehen, und daß sie von dieser einen ungebürlichen Gebrauch machen. Freilich, was man nicht begreift, und eben so wenig erfahren hat, kann man auch nicht annehmen. Aber lohnt es darum der Mühe, auf die Kanzel zu steigen und zu verkündigen, daß man dies oder jenes nicht

---

1) Spittler's Geschichte der europäischen Staaten, II, 485.

2) Aehnliches sagt die bekannte Parabel „Neologen“ von Göthe.

begreife, zumal wenn man wahrscheinlich gar vieles Andre nicht begreift? Ankündigenswerth wäre vielmehr, wenn man etwas begriffen hätte, namentlich eine Lehre, welche Geister wie Leibnitz, wie Lessing aufs ernstlichste beschäftigt hat. Indeß darin, daß sie zu begreifen verlangen, geben wir ihnen ja eben hiemit Recht, man kann sie nur ermuntern auf dem Wege fort zu gehen, und möchte ihnen wie Mephistopheles zurufen:

Da seid ihr auf der rechten Spur,
Nur müßt ihr euch nicht zerstreuen lassen.

Der Protestantismus trat zuerst als Gegensatz gegen eine bestehende Kirche, und darum in Form eines Bekenntnisses auf. Von nun an galt es bloß, die Richtigkeit des Bekenntnisses, nämlich seine Uebereinstimmung mit der heiligen Schrift, nicht die Wahrheit der Sache selbst zu beweisen. Die Sache selbst trat für die erste Zeit (und diese Zeit dauerte ziemlich lang) in den Hintergrund, um nicht zu sagen, daß nicht mehr an sie gedacht wurde. Die Theologie wurde wesentlich eine philologisch-exegetische Wissenschaft, die sich vorzüglich in Behandlung der dogmatischen Stellen des Alten und Neuen Testaments erging: später trat ein andrer Theil hinzu, der sich mit dem historischen Beweis der Echtheit und der Glaubwürdigkeit der Bücher, aus welchen die heilige Schrift zusammengesetzt ist, beschäftigte. Heutzutage will man die Bekenntnisse los sein, und allerdings ist ihre Zeit vorüber. Aber die Meisten, welche sie abgethan wollen, meinen mit ihnen zugleich die Sache. Die Sache selbst aber ist älter als alle Bekenntnisse, selbst als das älteste des heiligen Petrus,[1]) und in der That tritt vielmehr eben, wenn man von den Bekenntnissen nicht mehr wissen will, erst eigentlich die Sache hervor. Man erläßt den Theologen die dicta probantia, die Echtheitsuntersuchungen und Beweise, und wenn der christliche Glaubensinhalt von Einigen bezweifelt, von den Meisten verworfen wird, so ist es rein der Sache wegen, die man undenkbar und unmöglich findet. Verlangt man (wie billig) von denen, welche sich christliche Lehrer nennen, daß sie das Christenthum aufrichtig, d. h. mit eigner Ueberzeugung, lehren, so entgegnen sie: Aber das können wir nicht (und das sind die ehrlichen, die so sagen) und wer dürfte ihnen zurufen: Ihr sollt können? Sie würden antworten: Gebt uns die Möglichkeit! sie fordern diese Möglichkeit von der Kirche.

Der Arten, wie man früher über diesen Punkt wegkam, waren zwei. Die eine in den Schulen am meisten geltende, die gewaltthätige, da man durch die äußerlich (vermeintlich) bewiesene Göttlichkeit des Ursprungs der heiligen Schrift allen Zweifel und alles Widerstreben gegen die Göttlichkeit des Inhalts kurzweg niederschlug. Hiemit war die völlige Barbarei, und, ganz gegen die Absicht der großen Reformatoren, ein dem frühern an Blindheit nichts nachgebender, ja ihn übertreffender Autoritätsglaube eingeführt, mit welchem der Vernunft nicht nur, wie man sich heutzutage ausdrückt, das oberste Richteramt in Glaubenssachen, sondern jede Einsprache, jedes auch noch so billige Begehren, ja Bitten um Verständigung zum voraus abgeschlagen war. Dieß ging so weit, daß die unentbehrlichen wissenschaftlichen Bestimmungen, durch welche die frühere scholastische Theologie wenigstens für die formelle Denkbarkeit gewisser Dogmen gesorgt hatte, und über die schon zu Lessing's Zeiten die seichte Aufklärung sich weggesetzt hatte, jetzt von der orthodox sein wollenden Theologie als unnöthig und für den blinden Buchstabenglauben überflüssig beseitigt wurden. Wie es aber mit dem obersten Richteramt der Vernunft in Glaubenssachen beschaffen sein mag, so wird nie

---

1) Matth. 16.

eine, den menschlichen Geist wirklich befriedigende und zur Ruhe bringende Darstellung des Christenthums erreicht werden, ehe — wir wollen nicht mit Lessing sagen: „die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftwahrheiten" geschehen ist, denn dieser Ausdruck möchte großen Mißverständnissen unterworfen sein — aber ehe wenigstens der Vernunft die Möglichkeit der Verhältnisse einleuchtend gemacht ist, auf denen die christlichen Hauptlehren beruhen. Denn die Vernunft, wenn sie Vieles nicht unmittelbar begreift, ist um so mehr berechtigt zu verlangen, daß ihr alles begreiflich gemacht werde, wie ja ein großer Theil der anerkanntesten wissenschaftlichen Bestrebungen darauf gerichtet ist, ihr auch die Natur erst begreiflich zu machen.

Ein Abstehen von dieser Forderung ist nur in soweit möglich, als der Inhalt des christlichen Glaubens Gegenstand der unmittelbaren inneren Erfahrung werden kann; denn an das, was man erfahren, kann man glauben, wenn man es auch nicht begreift, und in der That noch die letzten unter den einsichtsvolleren Theologen einer früheren Zeit erklärten ohne Rückhalt das sogenannte Testimonium Spiritus Sancti, d. h. die gefühlte und erfahrene Göttlichkeit des Inhalts als den einzigen überzeugenden Beweis von der Göttlichkeit des Ursprungs der heiligen Schrift; allen andern, äußern oder historischen Beweisen schrieben sie nur eine pädagogische Bedeutung zu. Dieses also ist dann die zweite allein zulässige Art über den Punkt der Möglichkeit hinweg zu kommen, die wir im Gegensatz mit jener ersten die fromme nennen wollen.

Auf der Erfahrung aber kann der Einzelne stehen, nicht so die Kirche. Die Erfahrung muß eines jeden eigne sein; was jeder erfährt, muß er an sich selbst, er kann es nicht an Andern, also auch nicht an einer Gesammtheit Anderer erfahren, wenn schon die gleiche Erfahrung vieler Andern ihn in der eignen bestärken kann. Und so wenig als die Kirche kann die Theologie auf der bloßen Erfahrung stehen, die Theologie soll eben das allgemeine über den bloß individuellen Ueberzeugungen schwebende und sie kann darum nur das wissenschaftliche Bewußtsein der Kirche sein.

Der Unterschied unsrer von der früheren scholastischen Zeit ist eben, daß es um die Sache selbst geht (de capite dimicatur), und alles andere dagegen zurück getreten ist, daß es sich also auch nicht mehr um die bloß formale, daß es sich um die reale Denkbarkeit handelt. Dieß ist der wahre Fortschritt, der nicht wieder zurückgenommen werden kann, die Forderung, die sich nicht abweisen läßt, welchen Vorwand man nehme, auch nicht mit dem gewöhnlichen, die Unbegreiflichkeit oder wenigstens das Nichtbegreifen sei nothwendig zum Glauben; denn darin ist nur Mißverstand. Denn alles Glauben ist nur Glauben an die Wirklichkeit, blindes, wenn die Einsicht in die Möglichkeit fehlt, (wie wir im gemeinen Leben blindlings an die Wirklichkeit der äußern Dinge glauben); erleuchtetes, wenn die Möglichkeit eingesehen ist. Denn diese Einsicht hebt den Glauben nicht auf, es ist nicht so, daß aus der Möglichkeit nothwendig die Wirklichkeit folgt; man könnte die Möglichkeit einsehen und doch an die Wirklichkeit nicht glauben. Was Gott möglich, das thut er darum nicht nothwendig; daß er es wirklich gethan, muß immer geglaubt werden. Der Glaube bleibt so etwas ganz für sich, unabhängig von aller Wissenschaft, frei sogar von jeder Berührung mit derselben, weil rein von allem Allgemeinen, das Persönlichste, in das als innerstes Heiligthum menschlicher Freiheit nichts von außen, auch nicht die Wissenschaft eingreift. Das ist der Sinn der unverstandenen, darum so viel mißbrauchten Glaubensfreiheit. Hierin (im Glauben) ist jeder dem Andern gleich und der Wissende wie der Unwissende. Daher auch der, welcher die Möglichkeit einsieht (und ein solcher sollte jeder Lehrer sein), an die

Wirklichkeit in keinem andern Sinne glaubt, als in welchem das Volk, d. h. derjenige größere Theil an sie glaubt, der für sich bloß an die Erfahrung gewiesen ist. Denn auch jener glaubt an die Wirklichkeit, der Erlösung z. B., nicht weil er die Möglichkeit einsieht, sondern wegen der ihm gewordenen Erfahrung. Die Erfahrung, auf welcher der Glaube beruht, kann der Lehrende dem Lernenden nicht geben; diese zu erlangen wird nach altkirchlicher Erziehungsweise der in den Hauptlehren Unterrichtete in eine andre Schule geschickt, worin — mittelst der dem Volk in dieser Absicht zugänglich gemachten und in die Hände gegebenen Bibel — der heilige Geist selbst Lehrmeister ist. Wohl aber dazu bedarf es des menschlichen Lehrers, nicht nur, daß er ihn beständig in diese Schule weise, sondern daß er ihm das innerlich Erfahrne auch auslege, ja es ihm in den Zusammenhang erhebe, in welchem es ihm zugleich ein Denkbares, ja sogar ein wirklich Gedachtes wird. Ein solcher Unterricht wird möglich gemacht durch eine Theologie, in welcher nicht scholastisch bloß die formale, in welcher vielmehr die reale Denkbarkeit gezeigt ist. Man könnte einwenden, es sei von dem christlichen Volksunterricht hiemit zu viel gefordert. Allein, wenn man Geistliche über unkirchlichen Sinn, d. h. vorzüglich über geringe Theilnahme an ihren Predigten, klagen hört, so liegt ein Hauptgrund wohl darin, daß zu wenig in diesen gelernt wird, kaum einer durch sie seine Erkenntniß erweitert fühlt, der doktrinelle Inhalt zu mager ist, an ein wirkliches Erbauen, d. h. Aufbauen eines Systems christlicher Einsichten, nicht gedacht wird, der bloßen moralischen Salbadereien nicht zu gedenken.

Wir danken den gotterweckten Männern, welche, den frommen Ph. Spener an ihrer Spitze, gegen die scholastische, in die dürrste Verstandeswissenschaft ausgeartete Theologie die Rechte des Herzens und der Erfahrung geltend machten. Wenn indeß in Folge ihrer Wirkung die formale Theologie ihre Geltung verlor; so war damit zunächst nur dem Rationalismus der Weg gebahnt. Denn für eine reale Theologie, welche an die Stelle der bloß formalen kommen sollte, bot die Philosophie kein Mittel dar. Eine bloß sogenannte Herzenstheologie war der Zeit, wie sie damals schon bevorstand, nicht gewachsen. Könnte man mit der bloßen Erfahrung die Frage nach der Möglichkeit, d. h. die Philosophie, zurückweisen, so bedürfte es keiner Theologie, und Jeder wäre gleichberechtigt, aus seiner innern Erfahrung heraus aus der Gemeinde zu reden, wie dies ja bei einigen Abzweigungen der protestantischen Kirche der Fall ist. Nicht fragt es sich daher, ob Theologie sein soll, sondern nur, welche sein soll.

Inzwischen nun aber haben Einige, die es zu keiner Theologie gebracht zu haben, und es auch zu keiner bringen zu können sich bewußt sind, einer bekannten Taktik gemäß, die einen hoffnungslos gewordenen Kampf gern von einem Gebiet auf ein anderes spielt, statt der Frage um die Theologie die Frage um die Verfassung der Kirche auf die Bahn zu bringen gesucht und damit einen weit verbreiteten zustimmenden Wiederhall gefunden. Wenn sie dabei alle ihre Hoffnung darein setzen: es werde eine ins Leben zu rufende Kirchenverfassung der Kirche dazu helfen, sich selber neukräftig zu gestalten, so ist die natürlich erste Frage: woher der so beschaffenen Kirche die Verfassung kommen soll. Von ihr selbst? Ja, wenn in ihr nur irgend ein Selbst, ein gemeinschaftliches Bewußtsein, anzutreffen wäre, statt dessen man nichts als Individuen, Parteien und Meinungen sieht, die sich über eine Verfassung so wenig einigen würden, als über die Theologie, welcher man auf diese Weise aus dem Wege gehen wollte. Was bliebe daher übrig, als daß die einzige bis jetzt vorhandene allgemeine Macht, die politische, sich ins Mittel schlüge und dazu hergäbe, eine Kirchenverfassung zu diktiren, in der Hoffnung: das

religiöse Verständniß, in welchem erst die eigentliche Kirche ist, also die Kirche selbst, werde dann schon nachkommen. Ohne das doppelt Widersinnige, das hierin liegt, weiter hervorzuheben, ist es bemerkenswerth, daß freisinnig sein wollende Theologen, in vollkommener Rathlosigkeit gegen Skandale und Verwirrungen, in die sie übrigens selbst mit die Kirche haben gerathen lassen, eben so, wie man sonst nur den Anhängern einer veralteten Dogmatik vorzuwerfen pflegt, die Hülfe des Staats herbei rufen.

Das Bekenntniß, mit welchem der Protestantismus auftrat, hatte zunächst nur seine Bedeutung gegen die Kirche, von der er sich trennte, und mit der, eben weil mit ihr einst vereinigt, er sich aus einander zu setzen hatte. Aber mit Aufstellung der Lehren, durch die er sich von ihr schied, war seine Mission nicht vollendet. Es bleibt immer die Frage: warum legte er denn auf jene Lehren ein so großes Gewicht? Sie konnten wohl der Grund, aber nicht der Zweck der Trennung sein. Er suchte mit ihnen selbst noch etwas Höheres und Allgemeineres. Er suchte die unsichtbare Kirche, an deren Stelle, sie verdrängend, die äußere und sichtbare sich gesetzt hatte. Wir können auch sagen: er suchte die wahre Kirche, deren wesentliches Attribut die Einheit und Allgemeinheit ist. Die Allgemeinheit als bloß äußere würde immer nur eine zufällige, und daher nicht die wahre sein können. Die wahre Allgemeinheit kann nur die innere und wesentliche sein, die beruht auf der absoluten Allgemeinheit der christlichen Principien selbst, und erreicht ist, wenn eben diese Allgemeinheit erkannt; wenn erkannt ist, daß das Christenthum zu seiner Voraussetzung keine andern Elemente hat, als durch welche auch die Welt besteht, daß der Grund des Christenthums gelegt ist, ehe der Welt Grund gelegt war, daß Christus in diesem Sinne der Anfang und das Ende, der Erste und Letzte ist. [1])

Alles aber, was auf Erkenntniß beruht, hat der Natur des menschlichen Geistes zufolge nur einen stufenmäßigen Fortgang, eine allmälige Entstehung. Die Reformation war daher von Anfang unvollendet, nur der Beginn dessen, was werden sollte, nicht es selbst. So lang er nun jene wahre Allgemeinheit nicht erreicht hatte, war der Protestantismus zwar — auch Kirche, aber nur eine Art von Kirche. War die Kirche in ihm verwirklicht, so wie sie allein verwirklicht sein kann, im Geist und in der Erkenntniß: so ergab sich die äußere und sichtbare Gestalt von selbst. So lang die Kirche in ihm nur im Werden ist, kann auch die Verfassung nur eine vorläufige, einstweilige sein, und anders haben es die Reformatoren selbst nicht gemeint mit den Einrichtungen, die sie im Drang der Umstände der Kirche gaben. Nicht zufällig war

---

1) Es gibt noch immer viele, die sich bemühen, ja sich plagen, das ewig Wahre im Christenthum zu entdecken; ihr Unglück ist, daß sie unter dem ewig Wahren alles das meinen, was keines Nachdenkens bedarf, was Jeder von selbst weiß, wie ihnen Vernunft der Verstand ist, den Jeder hat. Es geht ihnen mit dem Ewigen wie mit dem Allgemeinen, das sie mit dem Richtigen verwechseln, wornach das allgemeinste Bekenntniß das ist, das nichts bekennt. — Eine andre mögliche Anwendung des oben Gesagten wäre auf die etwa vorhandene Meinung, mit den Resultaten einer gelehrten und in dieser Hinsicht anerkennenswerthen Kritik, durch welche Verfasser und Abfassungszeit neutestamentlicher Schriften zweifelhaft werden sollen, das Christenthum selbst erreichen zu können. Das wäre die Einbildung derer zu Babel, die sich auch einbildeten, einen Thurm zu bauen, deß Spitze an den Himmel reiche. Das Christenthum ist selbst älter als das Christenthum, nämlich als das jener Bücher, deren Inhalt außerdem nach seiner wahren Bedeutung verstanden sein müßte, ehe man über ihren Ursprung mit Sicherheit urtheilen könnte. Ist es eine platte Philosophie, welche ein solches Verständniß hindert, so hat sie solche gelehrte Umstände nicht nöthig; ihr muß es sich a priori und von selbst verstehen, daß eine Lehre wie das Christenthum nur ein Gewebe successiver menschlicher Erfindungen, ohne alle objektive Wahrheit sein kann.

es, nicht bloße Dankbarkeit gegen die Fürsten, welche die Anfänge der Reformation geschützt und beschirmt hatten, war Ursache, daß diesen die oberste Aufsicht über eine Kirche belassen wurde, welche außer dem Gegensatz, den sie in der römischen außer sich gelassen hatte, in ihr selbst auftauchende, bei weitem drohendere zu erwarten hatte, Gegensätze, die sie weder wie die bloß äußere Kirche mit eiserner Faust unterdrücken, noch mit der Macht einer vollkommenen, aus einander weichende Meinungen zu beherrschen vermögenden Erkenntniß niederhalten konnte. Nicht die Kirche, sondern nur eine Kirche, und daher in unvermeidlichen Kämpfen mehr und mehr selbst als bloße Partei angesehen, war sie in der Lage, wo nur das Dazwischentreten einer unbetheiligten, wenn nicht über, doch außer den Parteien stehenden Macht das Aeußerste verhindern konnte. Es ist baarer Undank, wenn man nicht einsieht, daß eine Kirche, wie die protestantische noch jetzt ist, ohne Hülfe der weltlichen Macht gar nicht bestehen könne, und thöricht zu glauben, daß selbst diese ihr eine Verfassung zu geben vermöchte, bei der sie dann sich selber regieren und aller weiteren Dazwischenkunft entrathen könnte. Von der andern Seite dürfen wir zu der Gesinnung unserer Fürsten, und am gewissesten zu der des mächtigsten unter ihnen vertrauen, daß sie die ihnen gewordene Macht als ein heiliges Vermächtniß ansehen und sie nicht aus den Händen lassen werden, so lang das Ziel unerreicht ist, am wenigsten sie irgend einer selbst hervorgerufenen Gewalt übergeben, von der voraus zu sehen wäre, daß sie dem Fortgang zu jenem Ziel, d. h. der fortschreitenden Wissenschaft, nur feindlich oder hemmend entgegentreten würde.

Wir hoffen dieß, obgleich wir einsehen, daß der Staat, wenn er jener Oberaufsicht sich annimmt, nur eine peinliche Pflicht erfüllt, wobei, da er selbst nicht Partei sein darf, nur seine überlegene Welterfahrung oder ein allgemeines Rechtsgefühl ihm zur Richtschnur dienen kann. Oder wäre ihm, der das menschliche Leben von allen Seiten und in den mannichfaltigsten Beziehungen ganz anders kennt, als an Geist und Herz vertrocknete Büchergelehrte, wohl zuzumuten, dem Werk der Zerstörung gleichgültig zuzusehen, die Kirche im wilden Zusammenstoß der Meinungen sich vollends aufreiben zu lassen, wenn er fühlte, welche trostlose Oede und Langweile der völlige Untergang des Christenthums über alle menschlichen Verhältnisse verbreiten müßte, welche moralische Wüste, in der kein Mensch und am Ende selbst die nicht leben möchten, die sie herbeigewünscht hatten? Zuzumuten, sich des Christenthums soweit anzunehmen, daß es, als etwas einmal Eingeführtes, Scheines halber, der Form nach, oder als bloße Einkleidung fort bestände, innerlich aber aufgegeben wäre; als müßte er nicht in allen Verhältnissen auf Ernst und Wahrheit halten, zumal aber in allen öffentlichen der Lüge feind sein: denn die in dem einen geduldete würde bald über alle sich verbreiten und zuletzt das Innerste des Staates selbst verfälschen? Zuzumuten, daß er die von frommen Vorfahren in der Absicht, gewisse Wahrheiten, die ihnen heilbringende und seligmachende waren, nicht untergehen zu lassen und auch für die nachkommenden Geschlechter zu erhalten, mit der Verkündigung derselben verbundenen Ehren, Vortheile und Einkünfte denjenigen zuwende, welche die erlangte Stellung benützen würden, eben diese Wahrheiten zu untergraben, oder ihnen öffentlich den Krieg zu erklären? Zuzumuthen, daß er eigenmächtigen und unbefugten Abänderungen der bestehenden Ordnung, oder Aufreizungen, die keine andre Absicht haben können, als die wichtigsten und innerlichsten Fragen zur Entscheidung durch die Zahl und die Menge zu bringen (wovon zur Entscheidung durch die Fäuste nicht mehr weit ist), nicht mit aller ihm zustehenden Kraft entgegentrete? Zuzumuten, daß er des armen Volks sich nicht annehme, wenn es durch schmeichelnde Worte und gleißende Reden, in denen übrigens der Name Christi gepriesen wird, um das schlechte und rechte Christenthum ge-

bracht werden,[1]) oder wenn ihm zwar das geschichtliche Christenthum gelassen werden soll, aber als bloße schlechte Vorstellung und nur uneigentliche Wahrheit, indeß der denkende Lehrer die wahre, die eigentliche Wahrheit für sich behalte (nebenbei ein trefflich Fündlein, den dünkelhaftesten geistlichen Hochmuth einzuführen)? Wäre endlich der Staat selbst dann so sehr in Unrecht, als Manche es vorstellen, wenn er, — ohne auf der kühnsten Forschung und Lehrweise, so lange sie nur wissenschaftlich ist und den nothwendigen öffentlichen Anstand nicht verletzt, etwas in den Weg zu legen; ohne irgendwie sogenannte Rechtgläubigkeit vorschreiben, begünstigen oder hervorrufen zu wollen;[2]) ohne dem Christenthum den Fortgang zu derjenigen Freiheit, welche erst die vollkommene sein wird, zu verkümmern, ohne es in den Partikularismus zurückstoßen zu wollen, aus dem es herausstrebt, und in dem es nur wieder zu Grunde gehen könnte — wenn er dennoch, unbesehen gleichsam und ohne Untersuchung, aber eben darum auch keiner solchen vorgreifend oder vorschreibend, nicht der zufälligen Form, sondern der Sache nach und im Allgemeinen, die Lehre lieber hätte, welche die Stimme der Jahrhunderte für sich hat, als Meinungen, die von gestern sind? Das alles wäre nur menschlich, billig, gerecht, und jeder müßte sich schämen, der es anders fände.

Dennoch ist das letzte und auf alle Weise begehrenswerthe Ziel ohne Frage, daß die Kirche von dem Staate frei werde, denn dieses Freiwerden würde nur das Zeichen ihrer innern Vollendung sein. Der Staat, in dem allein bis jetzt die allgemeine Intelligenz ihre äußere Darstellung gefunden, hält der Kirche beständig das Maaß vor, bis zu welchem sie ihr Bewußtsein zu erweitern, ihr Wissen zu steigern hat, um der in ihm wirkenden Vernunft auf gleicher Höhe und würdig gegenüber zu stehen, und zugleich ihm zur Ergänzung, zu seinem Bewußtsein zu werden, durch das er sich über sich selbst erhebt, von seiner Einseitigkeit frei wird. Der Staat kann die Kirche nur sich gleich achten, d. h. sie als frei von sich erkennen, wenn sie innerlich dieselbe allgemeine Macht geworden, die er äußerlich ist. Er hat das Recht, die Kirche unter sich zu halten und demgemäß zu behandeln, die sich nur in der Abschließung vom allgemeinen Bewußtsein und im Widerspruch mit demselben behauptet. Und nicht der Staat kann die Kirche frei machen, sie selbst muß sich befreien, nicht durch Auflehnung, sondern durch Erringen der innern Selbstständigkeit, welcher von selbst die äußere folgt. Und auch nicht frei lassen wird sie der Staat, sondern sie wird frei sein von dem Augenblick, wo sie den Inhalt ihres Glaubens nicht mehr als einen besondern, sondern als den wahrhaft und durch sich selbst allgemeinen hat. Dahin zielt die Bewegung, dieß ist die wahre Strömung der Zeit, von der selbst die Thorheit Zeugniß ablegt, welche dieselbe wohl fühlt, aber nicht versteht.

Möglich, daß durch wiederhergestellte alte oder improvisirte neue Einrichtungen der deutschen protestantischen Kirche etwas mehr Stabilität gege-

1) „Wie der Wind Cäcias so fein sanft, weich und warm wehet, damit die Blüte herauslockt zu ihrem Verderben, also thut der Teufel auch, welcher gedenkt, Christum zu vertilgen eben indem er ihn lehret: denn das kann der Teufel wohl leiden und nachgeben, daß Christus über die Zunge geht und er dieweil darunter liegt, daß den Leuten die Ohren gekitzelt und sie angesteckt werden mit dem, was sie gern hören." Dr. Martin Luthers Tischreden, K. 32.

2) Davon wäre auch unter Verhältnissen wie die jetzigen — nicht eine echte und lautere, sondern nur eine gemachte, verschrobene und verfälschte Orthodoxie zu erwarten, der man den gemeinsten Rationalismus, wenn er nur übrigens ehrlich ist, weit vorziehen müßte. Für eine ganz vertrakte Theologie dieser Art kann ein einziges, angeblich bei der Versammlung des Gustav-Adolphvereines in Stuttgart gesprochenes Wort gelten: „Die persönlich gewordene Gemeindewahrheit ist der Gottmensch, als das Wort, welches Fleisch ward." (S. Berl. Allg. Kirchenzeitung von 1845 Nr. 76.)

ben, gewisse Ausschreitungen in ihr leichter in Schranken gehalten werden (wiewohl, was die vorhandenen Formen betrifft, manche mit der Eigenthümlichkeit des Landes und des Volksstammes, bei denen sie sich finden, zusammenhängen, daß es schwer, ja unmöglich sein wird, sie allgemein zu machen). Wenn man aber die Frage aufwirft, wo der Protestantismus das vorgesteckte Ziel am ehesten erreichen werde, so antworten wir ohne Bedenken: eben da, wo er am längsten gezaudert, sich eine feste, äußere Gestalt zu geben, wo er sich am meisten alles frei erhalten hat. Besser immer dieses Prekäre seiner Existenzformen, dieses Schwankende seines Kirchenrechtes, so lange er nur eine Kirche, und nicht die Kirche geworden ist (denn diese erst hat das unbedingte und unzweifelhafte Recht zu existiren), aber immer besser dieses Unklare seines Rechts als eine vollkommen befestigte äußere Existenz, die nicht ohne einen Rückfall zu erlangen gewesen wäre, und nur eine Bastarderzeugung der Reformation mit dem Katholicismus hätte sein können, wie in England. Wenn die deutsche protestantische Kirche die Umstände, in denen sie sich befindet und an denen jetzt sich so Viele ärgern, im Zusammenhang mit dem Ziel betrachtet, so wird sie die gegenwärtige Schmach als die Schmach Christi selbst „höher achten, denn die Schätze Egypti," als die glänzendste äußere Verfassung, welche sie an Erreichung jenes Ziels verhindert hätte. Wenn ich schwach bin, so bin ich stark, wird sie mit dem Apostel, ihrem Vorbild, sagen; schwach der äußern sichtbaren Gestalt nach ist sie stark inwendig, als die ganze Kraft des ersten Princips noch unverschwendet in sich bewahrend, und im Bewußtsein des unverlierbaren Ziels. Und denen, welche ihr die gegenwärtigen Zustände vorhalten, wird sie antworten, daß diese Leiden nicht werth sind der künftigen Herrlichkeit des ohne jede äußere Macht allein durch sich selbst siegenden Christenthums.

Kirche und Staat — das sind die zwei Gebiete, in denen allein sich die Philosophie mit dem öffentlichen Leben berührt, und beide sind ihr so nahe gelegt, daß, wie mißtrauisch ihr Einfluß auf beide von manchen Seiten noch betrachtet wird, sie durch nichts abgehalten werden kann, sich angelegentlichst mit ihm zu beschäftigen. Steffens trat vor keiner der großen Aufgaben zurück, und mit derselben Freimütigkeit, wie er sich über religiöse und kirchliche Verhältnisse geäußert, hatte er auch bei gegebener Veranlassung über Zustände und Principien des Staats sich erklärt. Es giebt Individuen, bei denen der Werth ihrer literarischen Leistungen den ihrer Person übertrifft. Bei Steffens galt das Umgekehrte insofern, als man seine Persönlichkeit noch immer höher anschlagen mußte, als seine geistigen Hervorbringungen. Zu einer Analyse seiner naturphilosophischen Werke, z. B. der großen Anthropologie, seiner Religionsphilosophie u. a., mangelten Zeit und Kräfte; aber überhaupt den Lobredner so wenig als den Beurtheiler seiner wissenschaftlichen und andern Werke zu machen, konnte bei der Nähe unsers Verhältnisses und der Uebereinstimmung unsrer Bestrebungen als schicklich erscheinen. Mir stand nur zu, Zeugniß abzulegen für sein hohes und durchaus reines Wollen; wie ich mehr gewiß als irgend einer unter den hier Anwesenden Ursache hatte, ihm das Wort des römischen Dichters nachzurufen:

Vielen Guten starb er beweint,
Niemand beweinter als mir selbst.

Aber nicht geziemte, unmännlichen Schmerz zu äußern oder zu erregen; vielmehr wofern ich im Stande war, den vollendeten Freund mit Worten zu ehren, so konnte dieß auf die würdigste und seinem Sinn gemäßeste Weise nur geschehen, wenn ich an seinen Namen ein frei von Herzen weggesprochenes Wort knüpfte, das in einer Zeit großer Verwirrung über die

wichtigsten Fragen ernstlich Strebenden zu einiger Verständigung und Weisung dienen konnte. In diesem Sinne wurde der gegenwärtige Vortrag gehalten.

Es ist ein weiter Weg, von den ersten Anfängen aller Speculation durch alle nothwendigen Zwischenglieder bis zu den letzten Resultaten, in welchen das höchste Menschliche sich zusammenfaßt. Steffens erlag nicht der Länge des Weges, wie überhaupt das Ausgezeichnete seines Weges eine unverwüstliche Jugend des Geistes war. Sahen wir in der letzten Zeit mit Schmerzen seinen körperlichen Zustand dem Verfall sich nähern, der Geist hielt sich aufrecht, und wer noch in den letzten Jahren ihn hörte und sah, wie er in freier, überströmender Rede mit herzgewinnender Freundlichkeit, noch immer tief ergriffen, von den höchsten Dingen redend, sein Inneres aufschloß, der wird mir darin beistimmen, daß man von ihm sagen könne: Er ist in seiner Jugend gestorben.

Zwar ein langes und reiches Leben hatte er zurückgelegt; durch besondere Führung mit auf den Schauplatz der denkwürdigen Ereignisse geführt, durch welche des deutschen Vaterlandes Freiheit und Selbstständigkeit, wenn nicht soweit, als kühnere Wünsche für möglich gehalten, aber denn doch errungen und erkämpft worden, wußte er wieder in die bescheidene Stille des akademischen Lehrers zurückzutreten, auch hier übrigens stets bereit, von dem deutschen Volke die innern Gefahren abzuwehren, die ihm nur zu oft und gerade in Zeiten großer Wendepunkte durch vordringliche Unfähigkeit oder Unbedachtheit bereitet worden. Er hat treu ausgehalten mit dem Vaterlande seiner Wahl, Glück und Unglück der Zeit redlich mitgetragen. Anerkannt von seinem edlen, aufs Höchste verehrten Könige, hat er neben dem Dank auch den Undank der Welt erfahren, aber aus allen Stürmen eines geistigbewegten und äußerlich wechselvollen Lebens die erquickende Frische seines Geistes und seine gegen alle Menschen liebevolle Gesinnung davon getragen, der wir zuletzt gedenken, um mit der Erinnerung an diese schönste, höher als jede geistige Begabung anzuschlagende Eigenschaft diesen dem Andenken des theuren Freundes gewidmeten Vortrag zu schließen.

13.

Gottfried Hermann.

Eine Gedächtnißrede von Otto Jahn. Gehalten am 28. Januar 1849 in der academischen Aula zu Leipzig.
Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung. 1849.

Im Auftrag der Universität trete ich vor Sie hin, um das Andenken Gottfried Hermanns zu feiern. Ich habe mich zu dieser schwierigen Aufgabe nicht gedrängt, aber ich habe es für meine Pflicht erachtet, mich derselben nicht zu entziehen, für eine Pflicht gegen die Universität, welcher ich meine Kräfte darzubringen schuldig bin, da wo sie es verlangt, für eine Pflicht gegen mich selbst, weil sie mir das Recht giebt, eine lange gehegte innige Dankbarkeit auszusprechen. Auch glaubte ich diesen Auftrag übernehmen zu können, weil ich mir sagen mußte, daß eine erschöpfende Darstellung und Würdigung Hermanns an diesem Ort und zu dieser Zeit nicht erwartet werden könne. Ja, wenn ich nicht hoffen darf, vor Männern, welche den Verewigten zum großen Theil länger als ich gekannt haben, Neues und Unbekanntes darzubringen, so werde ich meine Aufgabe als gelöst ansehen, wenn

es mir gelingen sollte, in einfachen und treuen Umrissen Ihnen die gewohnten und verehrten Züge vor die Seele zu rufen.

Johann Gottfried Jakob Hermann ward am 28. Nov. 1772 in Leipzig geboren, wo sein Vater Senior des Schöppenstuhls war, ein Mann, der als brav und tüchtig allgemeine Achtung genoß, aber von wenig hervorragendem Geist und Charakter. Seine Mutter, eine geborne Plantier aus Halle, gehörte einer aus Frankreich eingewanderten Familie an. Sie war ausgezeichnet durch eine außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes, welche sie bis in das hohe Alter von 90 Jahren, mit einem bewundernswürdigen Gedächtniß gepaart, sich frisch und elastisch erhielt, in ihrem ganzen Wesen bis auf die kleinsten Ausdrücke interessant und eigenthümlich, in ihren Aeußerungen rasch und heftig. Aber sie verband mit diesen Eigenschaften der Französin die echt deutschen eines tiefwarmen Gemütes, strenger Sittlichkeit und eines festen, unbeugsamen Willens. Sie war es, welche auf die Erziehung des Sohnes, der in allen Grundzügen seines Wesens ihr so ähnlich war, wie er auch in seinem Aeußern ihr glich, den entschiedensten Einfluß ausübte. Der Knabe war so schwach geboren, daß man anfangs an seiner Erhaltung zweifelte und entwickelte sich bei zarter Gesundheit nur langsam, so daß er erst mit zwei Jahren gehen und sprechen konnte, und zwar eher französisch als deutsch; später hatte er eine bestimmte Abneigung gegen die französische Sprache.

Bald offenbarte sich das feurige Temperament des Knaben in sprudelnder Lebendigkeit wie in Heftigkeit und Trotz, denen auch die strenge Zucht der nicht minder heftigen Mutter nicht gewachsen war, und sein erster Lehrer Ritter, ein gescheiter, aber höchst wunderlicher und grillenhafter Mann, verstand weder ihn zu bändigen, noch die Lust zum Lernen in ihm zu wecken. Er mochte von den Büchern nichts wissen, tummelte sich in wilden Knabenspielen herum, und war fest entschlossen, Soldat zu werden, womit denn freilich seine Aeltern keineswegs einverstanden waren. So war er 12 Jahre alt geworden, als er dem Manne anvertraut wurde, der, wie Hermann stets mit herzlicher Dankbarkeit aussprach, ihn zu zügeln und zu gewinnen verstand, und ihn auf den Weg leitete, welchen er nicht wieder verlassen hat. Karl David Ilgen war ein Mann von kräftigem, gewaltigem Charakter, der in einer harten Schule der Entbehrung und Anstrengung gestählt war, von festem Willen, den er mit Bestimmtheit aussprach und mit unerbittlicher Strenge durchsetzte; seine hohe Gestalt und seine bedeutenden Gesichtszüge, die starktönende Stimme, das ernste, bestimmte Wesen — Alles trug dazu bei, ihm Ansehen und Respect zu verschaffen. Unbedingten Gehorsam und angestrengte Arbeit verlangte er von dem Knaben, der weder sich zu fügen geneigt war, noch bei den Büchern sitzen mochte; allein nach einigen vergeblichen Versuchen, sich den lästigen Anforderungen zu entziehen, erkannte dieser, daß er seinen Meister gefunden habe, und alsbald gab er sich nun dem Lehrer ganz hin. Ilgen's strenge Gerechtigkeit und echte Gutmütigkeit, die unbefangene Heiterkeit und harmlose Theilnahme an dem kindlichen Sinne, welche unter seinem Ernst verborgen war, gewannen ihm rasch das Vertrauen und die Liebe seines Schülers. Nicht minder verstand er es, die ganze Kraft und Lebhaftigkeit seines Geistes von dem bisherigen Spiele ab und dem Lernen zuzuwenden. Er selbst hatte eine gründliche und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit auf die Universität gebracht, die er mehr seinen eigenen Studien, als seinen Lehrern verdankte; er wußte die Lernbegierde seines Schülers zu reizen, der in neuen Schwierigkeiten stets einen Sporn zu neuer Anstrengung fand, und doch zu verhüten, daß seine Lebhaftigkeit nicht zur Flüchtigkeit wurde. Vieles war es nicht, das er mit ihm trieb; im Griechischen lasen

sie in zwei Jahren (1784—86) zwei Capitel aus Xenophons Memorabilien und 4 Bücher der Ilias. Vor allen Dingen mußte der Knabe selbst suchen und finden: eine Grammatik wurde nicht gebraucht, er selbst machte sich eine Grammatik der homerischen Sprache; sodann wurde Alles auf das Genaueste besprochen, von Allem Rechenschaft gefordert und die Gründe sorgfältig erwogen. Der Schüler, der seine ungeduldige Lebhaftigkeit unter der festen Hand seines Lehrers bemeistern mußte, vergalt es diesem, indem er nun auch seinerseits nicht müde wurde, ihn mit Fragen, Zweifeln, Bedenken zu bestürmen, so daß dieser alle Mühe anwenden mußte, um ihm gerecht zu werden. So bildete sich zwischen Beiden ein lebhafter Verkehr, der über die Lehrstunden hinausging.

In spätern Jahren sprach er stets mit freudiger Begeisterung von dem Glücke, das er in diesem Unterrichte gefunden, der die Grundlage einer treuen Freundschaft wurde, welche die Männer durch das ganze Leben verband und von Hermann durch einen schönen Nachruf an Ilgen besiegelt wurde. Nach zwei Jahren war Hermann so weit fortgeschritten, daß er die Universität beziehen konnte (1786), er besaß nicht nur im Griechischen und Lateinischen gründliche Kenntnisse, er hatte gelernt zu arbeiten, selbst zu denken und zu prüfen, und Schwierigkeiten wie Anstrengung nicht zu scheuen.

Nach dem Willen seines Vaters sollte er Jurisprudenz studiren, und hörte auch die Vorlesungen dieses Faches, allein seine Neigung und Studien blieben den alten Sprachen zugewandt. Die ausschließliche Beschäftigung mit denselben gab damals nur unsichere Aussichten auf zureichende Versorgung, und mit nicht geringer Mühe wurde der Vater bewogen, seine Einwilligung zu geben, daß er der Jurisprudenz entsagte, und sich ganz der Philologie widmete. Es war hauptsächlich Reiz, durch dessen Verwendung dies erreicht wurde, ihm war Hermann verwandt: und trat ihm dadurch so nahe, daß jener den entscheidendsten Einfluß auf seine Ausbildung als Mensch und Gelehrter gewinnen konnte. Wie bedeutend Reiz war, das lehren uns nicht so sehr seine wenigen Schriften, als die ehrende Anerkennung seiner Freunde und Schüler. Vor der Reinheit und Tiefe seines Charakters und Wissens beugte sich selbst F. A. Wolf, zu anerkennender Bewunderung sonst nicht geneigt. Und Hermann, in dessen Charakter Pietät und die Freude an dankbarer Erinnerung derer, die er liebte, ein so hervortretender Zug ist, ward nicht müde, seine Verehrung gegen ihn auszusprechen, und hat ihm mehr als Ein schönes Denkmal seiner Liebe gesetzt. Mit tiefer Rührung erkennen wir in dem Bilde, das er uns von seinem hochverehrten Lehrer entwirft, die Züge wieder, welche uns in ihm selbst so schön und edeler scheinen; wie Reiz die Richtung seiner Studien bestimmt, zu seinen bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten die erste Anregung gegeben hat, so ist er auch für seine sittliche Ausbildung das segensreiche Vorbild gewesen. Wohl dürfen wir es als eine große Gunst des Geschickes preisen, daß ihm wieder ein Lehrer zu Theil wurde, dem er sich mit ganzer Seele hingeben konnte, der erkannte, was ihm in diesem Schüler gegeben war und seine volle Liebe und Sorgfalt auf ihn wandte, der fähig war, den ganzen ungetheilten Menschen zu erfassen und zu bilden. Denn das ist es ja, was Hermann zu einer wahrhaft großen Erscheinung macht, daß in ihm der Mensch und der Gelehrte, die wissenschaftliche Bedeutung und die sittliche Würde gar nicht zu trennen sind, daß seine wissenschaftliche Leistung stets auch eine sittliche That ist, daß wir in jeder Aeußerung den ganzen, einigen Menschen, den Mann im vollen Sinne des Wortes lieben und verehren müssen.

Friedrich Wolfgang Reiz war ein Mann von fleckenloser Reinheit und der edelsten Einfalt des Gemütes, uneigennützig und aufopfernd, ohne alle Ansprüche und von der strengsten Wahrheitsliebe. Als Gelehrter war er aus-

gezeichnet durch die Genauigkeit und Präcision seines Wissens, das stets auf gründlicher Forschung und gewissenhafter Prüfung beruhte, die sich nicht mit empirischer Beobachtung genügte, sondern den Grund jeder Erscheinung zu erkennen bestrebt war. Seine Studien waren so weit umfassend, als im Einzelnen gründlich; nicht nur die Sprache der Alten, in welchen er, wie man von ihm sagte, das jus de non appellando hatte, sondern auch ihre Geschichte, Alterthümer und bildende Kunst, waren Gegenstände seiner Untersuchungen; auf Veranlassung der russischen Regierung bereitete er sich auf eine antiquarische Reise nach Griechenland vor, welche zu seinem Leidwesen dann unterblieb. Seine Vorlesungen, welche er mit der größten Gewissenhaftigkeit vorbereitete, waren durch einen wohldurchdachten, klaren Vortrag, welcher besonders im lateinischen Ausdruck ungemein treffend und präcis war, und durch die Methode musterhaft, welche mit gründlicher Bedächtigkeit Alles erwog, was zur Sache gehörte, aber Alles bei Seite ließ, was überflüssig war. Kurz, man kann mit Wahrheit sagen, daß Reiz Alles leistete, was ein klarer, scharfer Verstand, verbunden mit dem angestrengtesten Fleiß ohne eigentliche Genialität zu erreichen vermag. Er wurde Hermanns Lehrer, nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern im vertrauten häuslichen Verkehr war auch er vorzugsweise geeignet, das raschlodernde Feuer seines genialen Schülers nicht zu dämpfen, aber zu mäßigen, und das in ihm auszubilden, was ohne einen solchen Einfluß vielleicht weniger entwickelt worden wäre. Denn allerdings war das reine und rückhaltslose Streben nach Wahrheit in Hermanns Natur eben so tief begründet, als der Eifer des angestrengten Arbeitens und die Freude, Schwierigkeiten mit aller Anspannung seiner Kräfte zu überwinden; aber bei der außerordentlichen Schärfe seines Blickes, bei der Leichtigkeit, mit welcher er immer Neues fand, bei dem stürmischen Drang, welcher ihn rastlos vorwärts trieb, konnte nichts heilsamer sein als der Einfluß eines Mannes, der seinen glänzenden und glücklichen Eigenschaften volle Gerechtigkeit widerfahren ließ und an ihnen seine Freude hatte, aber ihn bei jedem Schritt festhielt, von Allem genaue Rechenschaft verlangte, wie er sie selbst zu geben wußte, und ihm so die Nothwendigkeit fest einprägte, bei jeder Untersuchung auch dem Einzelnen und Geringen die aufmerksamste Sorgfalt zuzuwenden. Das würde ihm bei dem entschiedenen Widerwillen gegen alles bloß Empirische, der in Hermanns Natur lag, nicht gelungen sein, wenn er nicht philosophisch gründlich gebildet, das Bedürfniß seines Schülers nach rationaler Erkenntniß in gleichem Maße befriedigt und ihn stets darauf hingeführt hätte, nicht nur die Sache, sondern den Grund und innern Zusammenhang derselben als das eigentliche Ziel des Forschens zu betrachten. In seiner einfachen unbefangenen Weise verkehrte er mehr als Freund und Mitforscher denn als Lehrer mit ihm, was seinen Einfluß auf den jugendlichstrebenden Sinn nur erhöhte. Wie stark derselbe war, erkennen wir auch darin, daß ein großer Theil der wissenschaftlichen Aufgaben, welche Hermann sich vorgesetzt hat, durch Reiz angeregt worden ist. Von der Metrik und Grammatik, den bedeutendsten Früchten der reizischen Disciplin, zu schweigen, so wissen wir, daß er bei Reiz Vorlesungen über Aeschylus Agamemnon, Aristophanes Wolken, Aristoteles Poetik, Bion und Moschus wie über Plautus Rudens hörte. So tief und nachhaltig übrigens der Einfluß war, den Reiz auf Hermann übte, so war doch seine eigenthümliche Anlage eine so bestimmte, er selbst hatte ein so sicheres Gefühl für das, wozu er berufen war, daß eine Einwirkung nur in soweit möglich war, als verwandte Elemente naturgemäß durch sie entwickelt wurden. Sowie Hermann in seinem Leben nie etwas versucht hat, das seinem innersten Wesen nicht gemäß gewesen wäre, und deßhalb nie Zeit und Kraft nutzlos vergeudet hat, so ist er auch durch Reiz nicht zu den historischantiquarischen Studien geführt worden, die

dieser mit Eifer betrieb, sondern nur auf dem Gebiete der alten Sprachen gab er sich ganz dem Einflusse des Lehrers hin, den er aber an Frische und Tiefe der Empfindung für das geistige Leben und die Schönheit der Sprache und des Rhythmus, an genialer Freiheit und schöpferischer Kraft, an Allem, was sich nicht erlernen läßt, weit überlegen war. Uebrigens war Reiz der einzige, welchen man in Wahrheit seinen Lehrer nennen kann; zwar hörte er noch andere Docenten, aber weder die beiden Ernesti, ziemlich mittelmäßige Exegeten, noch Chr. Dan. Beck, an dessen philologischer Gesellschaft er Theil nahm, durch seine mehr auf mannichfaltige Kenntnisse als scharfe Methodik gerichteten Vorlesungen, konnten ihn wesentlich fördern. Eben so wenig Befriedigung fand sein Trieb nach philosophischer Ausbildung in den Vorlesungen bei Cäsar und Platner. Durch Ilgen und Reiz war er gewöhnt, scharf zu denken, jeder Sache selbst auf den Grund zu gehen und keine Auctorität als solche gelten zu lassen; ja er war so zum Skepticismus geneigt, daß er eine Zeit lang jede Tradition als falsch betrachtete, und bei sich Alles aufbot, das Gegentheil darzuthun, um auf diese Weise die Wahrheit frei von jedem Einfluß zu ermitteln. Platners mäßiger Eklekticismus konnte ihm so wenig behagen, als der zierlich vornehme Vortrag, und doch besuchte er seine Vorlesungen und schrieb mit einem Eifer nach, der Platner selbst auffiel, dem er aus häuslichem Umgange wohl bekannt war. Da ergab denn eine nähere Erkundigung, daß er nicht aufschrieb, was jener vortrug, sondern seine Widerlegung. Durch einen Zufall kamen ihm Kant's Schriften in die Hände, die er mit unsäglichem Eifer studirte; er faßte den Entschluß nach Jena zu Reinhold zu gehen, einen Entschluß, den er ausführte, nachdem er über seine Abhandlung de fundamento juris puniendi am 17. Oct. 1793 öffentlich disputirt hatte, — Magister war er bereits am 19. Dec. 1790 geworden. Ein halbes Jahr lang beschäftigte er sich hier ausschließlich mit dem Studium der kantischen Philosophie. Die Erwartung, welche er von Reinhold gehegt hatte, wurde nicht ganz befriedigt; sein Bestreben, das System zu popularisiren und allgemein faßlich zu machen, war nicht für eine Natur geeignet, die mit glühendem Eifer in die Tiefe zu dringen suchte und die Schwierigkeiten nicht sich wegräumen lassen, sondern selbst überwinden wollte. So war er auch hier zumeist auf sich selbst angewiesen, und kehrte als ein ausgebildeter, wenn gleich freier Anhänger der kantischen Philosophie zurück, welche er Anfangs in Vorlesungen über Kants Kritik der Urtheilskraft (1795) und Logik (1798) vortrug, und die seiner wissenschaftlichen Darstellung der Metrik und Grammatik das eigenthümliche Gepräge aufdrückte.

Wie tief auch in Hermann das Bedürfniß war, das in der kantischen Philosophie seine Befriedigung fand, wie sehr es auch für ihn eine innere Nothwendigkeit war, seine wissenschaftlichen Untersuchungen in derselben zu begründen, so dürfen wir doch unbefangener urtheilen und ohne Bedenken es aussprechen, daß das wesentliche und dauernde Verdienst derselben nicht in ihrer Abhängigkeit von dem kantischen System beruht. Ja ich glaube, man darf behaupten, daß so entschieden und charakteristisch das logischrationale Element in Hermanns geistiger Organisation hervortrat, so gewiß er ein klarer, scharfer Denker war, doch die Eigenschaft des eigentlichen systematischen Philosophirens nicht in seiner Natur lag. Das geht auch daraus hervor, daß selbst in jenen Werken das philosophische System vielmehr die Form für die Untersuchungen darbietet als die eigentliche Wurzel derselben bildet, und daß er selbst später mehr und mehr diese Form aufgab. Allein ich bin weit entfernt, den bedeutenden Einfluß zu leugnen, welchen die ernste Beschäftigung mit der Philosophie auf seine ganze Ausbildung gehabt hat; nur umgebildet hat sie ihn nicht. Unleugbar ist jene logischrationale Anlage dadurch weiter gebildet und geklärt,

und manche Ansicht, die in seinem Wesen begründet lag, zum festen Princip ausgebildet worden. Dahin gehört der scharfe Unterschied zwischen Denken und Fühlen, zwischen Wissen und Glauben, den er theoretisch und praktisch festhielt, indem er die Kunst des Nichtwissens pries, die sich stets klar mache, was man wissen könne und was nicht und weßhalb nicht. Das trat besonders in seinen theologischen Ansichten hervor, wo er als Philosoph wie als Philolog für die wissenschaftliche Forschung die volle Freiheit von jeder Auctorität in Anspruch nahm, und Unbefangenheit und Klarheit von ihr verlangte; aber weil er dem Glauben keinen Einfluß auf die Wissenschaft zugestand, so erkannte er ihm auf seinem Gebiete die vollste Berechtigung zu und wußte das Heilige heilig zu halten. Auch auf seine sittliche Ausbildung dürfen wir unbedenklich der kantischen Philosophie eine bedeutende Wirkung zugestehen, wie sie dieselbe in ähnlicher Weise auf die edelsten Männer unseres Volks ausgeübt hat. An sich selbst die strengsten Anforderungen zu machen, sich der Pflicht mit vollkommener Selbstverleugnung unterzuordnen, das als Recht Erkannte ohne Scheu zu bekennen und zu thun, war ihm zum sittlichen Grundsatz geworden; aber dieser Grundsatz ging aus seiner Natur hervor, darum übte er ihn ohne Zwang und Anstrengung und mit milder Schonung gegen Andere.

Obgleich Hermann mit dem angestrengtesten Eifer seinen wissenschaftlichen Studien oblag, die ihn ganz erfüllten, war er doch nichts weniger als ein Stubensitzer. Sein Behagen an tüchtiger Leibesübung fand in weiten Spaziergängen und Fußreisen und ganz besonders im Reiten Befriedigung, für welches er eine leidenschaftliche Vorliebe faßte. Seine Eltern hielten ihn für zu schwächlich, um ihm das Reiten zu gestatten, und hatten keinen geringen Schrecken, als er ihnen eines Tages zu einem Besuche bei seinem Großvater in Püchau zu Pferde folgte; der aber belobte ihn mit den Worten: „Das hast du recht gemacht, mein Söhnchen!" Diese Vorliebe für die Pferde hat ihn bis in sein hohes Alter nicht verlassen; einem schönen Thiere zuzusehen wurde er so wenig müde als es zu loben, ja er entwarf charakteristische Zeichnungen von Pferden, während er sonst nie zeichnete, und zäumte mit eigener Hand die Pferde auf, welche er seinen Knaben zu Weihnachten bescheerte. Nicht zufrieden ein kühner und gewandter Reiter zu sein, machte er die ganze Schule durch und brachte es auch im Reiten zu vollkommener Meisterschaft. Mit einem Behagen, das er bei seinen Erfolgen in der Wissenschaft nicht bezeigte, erzählte er, wie er von einem Cavalerieofficier gefragt worden sei, ob er nicht bei der Reiterei gedient habe. Wie ernst und tüchtig er auch diese Beschäftigung auffaßte, geht daraus hervor, daß er nicht nur in seiner philosophischen Begründung der Künste der Reitkunst einen Platz einräumte, sondern in späteren Jahren den Satz einer alten Reitschule lobte: „Wer da will ein guter Reiter werden, der muß vor allen Dingen ein braver Mann sein." Denn um gut zu Pferde zu sitzen, müsse man ein gutes Gewissen haben und in sich fest und ruhig sein; wie der alte Cato als erste Bedingung zur Tüchtigkeit in jedem Können und Wissen verlangte, daß man ein vir bonus sei. Seine ganze Erscheinung hatte dadurch einen eigenthümlichen Charakter bekommen; Haltung und Gang verriethen den Reiter, wie auch die Kleidung, besonders die Stiefeln und Sporen, welche er seit seinen Studentenjahren beständig trug. Damit hatte er freilich nicht weniger Anstoß gegeben, als da er nach seiner Magisterpromotion Zopf und Haarbeutel auf immer von sich that. „Denken Sie denn mit Ihren Sporen durch die Welt zu kommen?" fragte ihn einmal Platner; aber dergleichen irrte ihn nicht.

Mit Hermann war eine Anzahl lebhafter und talentvoller Studiengenossen eng verbunden, Ernst Platner, Heinroth, Clodius, Volckmann, Menzel, der

einzige Dutzbruder Hermanns. Meistens kamen sie im Bose'schen Garten zusammen; dort ging man, nicht selten in mondhellen Nächten, spazieren, es wurden Gedichte gemacht und kritisirt, mit großem Eifer disputirt, wo denn Hermann stets bereit war, zu opponiren oder Paradoxen zu vertheidigen, und des Wehrlosen und Unterdrückten sich kräftig anzunehmen. Die französische Revolution ließ es an Stoff zu lebhafter Unterhaltung nicht fehlen, wobei Hermann sich meistens als einen weniger enthusiastischen Verehrer der Republik zeigte, als manche seiner Freunde. Dieser Kreis ist zum Theil zerstreut worden, zum Theil lösten sich die Bande; später ist Hermann mehr zu Jüngeren, namentlich Schülern, in freundschaftliche Verhältnisse getreten. Auch mit Frauen verkehrte er gern, und der feurige, geistvolle junge Mann war bei ihnen wohl gelitten, da er ihnen im Umgange mit anmutiger Feinheit und echter Ritterlichkeit begegnete; bei näherer Bekanntschaft liebte er es sehr, sich mit ihnen zu necken, wo er ihnen dann lebhaft zusetzte, aber immer in der unbefangensten Heiterkeit und mit harmloser Gutmütigkeit. Auch über diesen leichteren Verkehr hinaus war er den Frauen ein ritterlicher Beschützer und flößte ihnen das Vertrauen ein, an ihm eine sichere Stütze zu finden, wodurch zu mehreren ein näheres freundschaftliches Verhältniß begründet wurde, an dem er mit aufrichtiger Treue hielt.

Nachdem Hermann aus Jena zurückgekehrt war, habilitirte er sich am 18. Oct. 1794 durch Vertheidigung seiner Abhandlung de poeseos generibus und eröffnete im folgenden Jahr seine Vorlesungen über Kants Kritik der Urtheilskraft und Sophokles Antigone. Seine Erfolge als Lehrer und Schriftsteller waren so entschieden, daß ihm schon 1797 eine außerordentliche Professur übertragen wurde, welche er am 28. März 1798, nachdem kurz zuvor sein Vater gestorben war (22. März), mit einer Rede auf Reiz öffentlich antrat. Sogleich bei seinem ersten Auftreten schlug er auf das Bestimmteste ausgeprägt die Richtung ein, welche er in der Wissenschaft bis an sein Ende treu und fest eingehalten hat. Dieses Festhalten an sich selbst ging weder aus Beschränktheit noch aus Mangel an Beweglichkeit hervor, es war die Wirkung eines innern Triebes, welche alle wahrhaft genialen Naturen mit unwiderstehlicher Macht auf das hinweist, was ihr wahrer Beruf ist. Nicht Wenige können nur nach Kampf und Noth dieser Stimme Gehör geben, und oft ist dann ihre beste Kraft gebrochen; Hermann war darin glücklicher. Er war so ganz und gar gesund, in sich selbst so einig und klar, daß man mit Wahrheit sagen kann, er habe nie geschwankt; im sittlichen, wie im wissenschaftlichen Leben prüfte er gewissenhaft; aber ohne Grübeln, ohne Kampf, ohne Selbstentzweiung war er zu dem entschieden, was seiner Natur gemäß war, wenn etwas Fremdes sich ihm aufdrängte, wurde es rasch und ohne allen Zweifel beseitigt. Das Gebiet seiner wissenschaftlichen Leistungen war die Sprache. Sein Verdienst ist es, daß er die Sprache nicht als ein Aggregat äußerer Erscheinungen nach abstrakten Regeln geordnet, sondern als ein lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes aufgefaßt hat, das denselben nothwendigen Gesetzen folgt, welchen dieser unterthan ist, und nur aus diesen begriffen werden kann, daß er aber auch die künstlerische Freiheit und Schönheit der Sprache in gleichem Maaße anerkannte und zur Klarheit brachte. Diese beiden Elemente der strengen Gesetzmäßigkeit des Gedankens und der freien künstlerischen Empfindung und Gestaltung, welche in der Sprache selbst untrennbar walten und schaffen, waren in Hermanns geistigem Wesen beide gleich scharf ausgeprägt; aber in vollkommenem Gleichgewicht mit einander brachten sie jene unwiderstehlich hinreißende Harmonie seines Wesens hervor. Dieses Verdienst sichert ihm nicht nur in seiner Wissenschaft den ehrenvollsten Platz, es weist ihm auch in der allgemeinen Entwicklungsgeschichte des deutschen Geistes eine eigenthümliche

und bedeutende Stellung an. Seitdem Winckelmann von der bildenden Kunst aus eine geistige Auffassung des Alterthums eröffnete, haben die größten und edelsten Geister unsers Volkes aus dieser Quelle geschöpft, und die Ausbildung unsrer Literatur steht in einem fortdauernden Wechselverhältniß zu der Erkenntniß des Alterthums. Hermann hat nicht, wie unsre großen Schriftsteller, unmittelbar auf die Fortbildung der Literatur eingewirkt, aber indem er die künstlerische Auffassung der Sprache der Rhythmen, und dadurch der antiken Poesie, wie Winckelmann der bildenden Kunst, erschloß, hat er mittelbar wesentlich zu dem großen Bau unsrer Literatur mitgewirkt, und es ist ein glücklicher Gedanke, der ihm zwischen Lessing und Kant einen Platz anwies.

Hermann fand die Behandlung der alten Sprachen als eine rein empirische vor. Die holländischen und englischen Philologen, durch Fleiß und Sorgfalt, zum Theil auch durch Scharfsinn ausgezeichnet, waren nicht über einzelne Beobachtungen hinausgekommen, aus denen man Regeln abstrahirte, welche mechanisch angewandt wurden und in schwierigen Fällen meistens in Stich ließen. Die deutsche Philologie konnte sich theils von der langen Abhängigkeit von der Theologie nicht ganz erholen, theils war sie, hauptsächlich durch Heyne's Einfluß, den sprachlichen Forschungen abgewandt. Hermann hatte gegen alles rein Empirische eine natürliche Abneigung und ließ ein auf diesem Wege gewonnenes Resultat zwar gelten, aber ungern und fast mit Widerstreben; er selbst schenkte sich die Mühe der genauesten Beobachtung, der sorgfältigsten Erforschung des Einzelnen nie, aber er legte gar keinen Werth darauf, weil er das dadurch gewonnene factische Resultat nur als die Basis für die eigentlich allein wichtige Frage nach dem Grunde ansah; wenn diese gelöst war, war ihm der vorbereitende Apparat gleichgültig; was zum Zwecke nöthig war, theilte er mit, wo es erforderlich schien, vollständig, übrigens hielt er sich alles fern, was Sammelei und Notizenkram war, und mit dem zu prunken, was nothwendige Vorbereitung der wissenschaftlichen Arbeit war, lag vollends nicht in seiner Art. Daher seine Schriften von der reichen Fülle, welche ehemals für das nothwendige Resultat gründlicher Gelehrsamkeit galt, sich durch die knappe Beschränkung auf das Nothwendige sehr unterschieden. Dieß war dadurch gerechtfertigt, daß er stets der Sache selbst ohne alle Umschweife auf den Grund ging. Wie er nie eine Auctorität als solche anerkannte, so ließ er auch die Auctorität der aus Beispielen abstrahirten Regel nicht gelten, um so weniger, je zusammengesetzter sie war, je mehr Unterabtheilungen und Ausnahmen sie aufzählte. Das war ihm der sicherste Beweis, daß man noch nicht den wahren Grund erkannt habe, der immer einfach und klar sei. Daher war es stets seine Aufgabe, das Gesetz des Denkens aufzufinden, das die Spracherscheinungen in sich faßt, nothwendig wie das Gesetz der Natur und unverrückbar, aber eben dadurch die Grundbedingung der wahren Freiheit, die in der Anerkennung der nothwendigen Schranken beruht. Diese Auffassung ließ ihn nicht die Sprache als das Material zu philosophischen Abstractionen betrachten, sondern mitten in dem vollen Strome ihres reichen Lebens erkannte er die verborgenen Quellen. Das System der griechischen Sprachlehre, das er in der Schrift de emendanda ratione grammaticae graecae (1801) begründete, ist nicht vollendet: es ist möglich, daß die Aufforderung, die Schrift des Viger de praecipuis graecae dictionis idiotismis zu bearbeiten (1802), dazu beigetragen hat, und vielleicht haben die hier niedergelegten Bemerkungen für das richtige Studium der griechischen Sprache in weiten Kreisen mehr gewirkt als es das philosophisch begründete System vermocht hätte.

Hermanns feines Gefühl und sicherer Takt für die Spracherscheinungen in ihren verschiedensten Nüancirungen, wie sie durch die Verschiedenartigkeit

der Zeit, der Stilgattungen, der Individualität der Schriftsteller bedingt werden, wurde durch seine Weise zu studiren sehr gefördert. Einfach, wie seine ganze Natur und sein Wesen, war auch seine Methode. Vieles, Verschiedenartiges zu gleicher Zeit zu treiben, war ihm nicht möglich, sondern Eins trieb er ganz. So las er auch nur Einen Schriftsteller, aber meistens rasch, um immer den vollen Eindruck des Ganzen frisch auf sich wirken zu lassen, aber oft hinter einander, so daß er bei erneueter Lectüre immer Anderes ins Auge faßte, um den Schriftsteller bis in seine feinsten Eigenthümlichkeiten klar und sicher zu erkennen. Dieses Verfahren stärkte auch sein von Natur treffliches Gedächtniß; in seinen Vorlesungen über Poetik führte er die Beispiele, oft lange Stellen, nicht bloß aus Dichtern, meistens aus dem Gedächtniß an, und mit dem Homer war er so vertraut geworden, daß er glaubte, die Ilias mit Ausnahme des Katalogs und einzelner gleichgültiger Stellen, wo er sich in Formeln irren könne, aus dem Gedächtniß herstellen zu können. Auch legte er sich nie weitschichtige Adversarien und Collectaneen an; jede Untersuchung führte ihn wieder zu den Quellen zurück: deßhalb machen seine Arbeiten nie den Eindruck des stückweise Zusammengesetzten, man fühlt in ihnen unmittelbar den frischen Hauch des Alterthums, und mit Wahrheit konnte er von sich sagen: was er wisse, das habe er nicht durch mühselige Arbeit erworben.

Die entschiedene Richtung seines Talents und seiner Forschung auf die Sprache haben auch die Auffassung der Philologie bestimmt, der er stets gefolgt ist. Denn obwohl Reiz geschichtliche Forschungen in den Kreis seiner Studien zog, obwohl Heyne und Wolf das Gebiet der Philologie bedeutend erweitert hatten, so sah Hermann doch die sprachlichen Studien als den eigentlichen Mittelpunkt der Philologie an, sowohl weil in ihnen das einzige Mittel zur Erkenntniß des Alterthums geboten sei, als auch weil die Sprache das edelste Erzeugniß des menschlichen Geistes und in der Literatur der Alten der reichste und höchste Gewinn menschlicher Kunst enthalten sei. Daß auch andere Seiten des Alterthums der Forschung würdig seien, läugnete er nicht, aber theils sah er hier nur die Resultate der sprachlichen Forschung, theils wollte er den Unterschied zwischen Philologie und Geschichte gewahrt wissen. Jedenfalls war er im Recht, wenn er die Unterscheidung einer sprachlichen und sachlichen Philologie eben so wenig zugeben wollte, als daß die Beschäftigung mit historischen Gegenständen unzulängliche Kenntniß der Sprache und unmethodisches Verfahren rechtfertigen könne. Daß aber diejenigen Theile der Alterthumsforschung, welche mit sprachlichen Studien nicht unmittelbar zusammenhängen, von ihm selbst nur gelegentlich betrieben und in ihrem vollen, selbstständigen Werth nicht hinreichend anerkannt wurden, lag in der Eigenthümlichkeit seines Geistes begründet. Sein künstlerisches Talent und Interesse war auf die Sprache, namentlich auf die Poesie gerichtet; für andere Künste, die bildende, und die Musik, war er nicht ohne Empfänglichkeit, allein eine dauernde, innere Theilnahme gewannen sie ihm nicht ab. Aehnlich verhielt er sich gegen die historische Forschung; er verkannte ihre Bedeutung nicht, hervorragende Leistungen, wie die Niebuhrschen, studirte und verehrte er, allein es war nicht sein eigentliches Element, die logische Entwickelung in der Geschichte in ihren allgemeinen Zügen war es, die ihn anzog und befriedigte. So wie es dagegen eine sprachliche Erscheinung galt, bewährte sich in ihm ein feiner historischer Sinn. Bezeichnend ist dafür die Art, wie er an der Wolfschen Frage über die homerischen Gedichte, die ihn lebhaft in Anspruch nahm, sich betheiligte. Auf die historischen vorbereitenden Untersuchungen, durch welche Wolf die Frage in Angriff genommen hatte, ließ er sich kaum ein, dagegen faßte er sogleich die Hauptfrage nach den innern Gründen ins Auge, welche die Annahme verschiedener Dichter unterstützten, und machte wieder-

holt auf Widersprüche, auf Verschiedenheiten in der dichterischen Behandlung, im Sprachlichen und Metrischen aufmerksam, er als der einzige, der in diesem Sinne auf die Frage einging, in welchem sie jetzt Lachmann ihrer Lösung entgegen geführt hat, und es ist bekannt, daß er ähnliche Untersuchungen auch über die homerischen Hymnen und den Hesiodus anstellte. Das schönste Denkmal der Art aber ist die Abhandlung über den Orpheus, ein Muster scharfer Beobachtung und feinen Taktes, in welcher auf dem Wege metrischer und sprachlicher Forschung Resultate von unzweifelhafter Sicherheit für die Literaturgeschichte gewonnen sind. Nicht minder charakteristisch ist die Stellung, welche er zur Mythologie einnahm. Seine Ansicht über das Wesen und die Bedeutung des Mythos enthalten viel Wahres und Treffendes, aber es sind bestimmt rationale Vorstellungen über die allgemeinsten Fragen der Mythologie, wobei der Phantasie fast gar kein Recht eingeräumt wird, und ohne auf die concrete historische Entwickelung näher einzugehen. Bei der Behandlung des Einzelnen tritt sofort die Sprache in den Vordergrund, und das Hauptmittel für die Mythendeutung ist ihm die Etymologie; diese aber übt er mit einer Meisterschaft, daß man, abgesehen von dem wissenschaftlichen Resultat, namentlich an der genialen Kühnheit der lateinischen Uebersetzungen, den reinsten Genuß empfindet. Allerdings ist aber auch die Wichtigkeit der Etymologie für die Mythologie eben so anerkannt, als es außer Frage steht, daß gerade hier der Forschung die verschiedensten Wege geöffnet sind.

Die Würdigung des Künstlerischen in der Sprache mußte ihn nothwendig auf dasjenige Element führen, das künstlerischer Gestaltung vorzugsweise fähig ist, das rhythmische, und mit Recht ist er als Begründer der Metrik allgemein gekannt. Denn „allein Bentley," sagt er selbst, „der erste unter den Kritikern, verstand den Rhythmus der Alten so gut wie ihre Sprache: aber, wie ein Dichter sagte er nur, was er fühlte, und überließ dieß Gefühl Anderen zu entwickeln. Keiner that es: denn keiner fühlte wie Bentley." So ging selbst die Kenntniß der gewöhnlichen Metra fast ganz verloren, Bentleys Lehren galten für thörichte Einfälle. Erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erweckte das regere Studium der griechischen Tragiker auch die Aufmerksamkeit auf die Metra derselben, aber wie in grammatischen Fragen brachte man es nur zu einer empirischen Sylbenzählerei, und auch dieß nur für die geläufigeren Maaße. Selbst Reiz, dem Hermann auch die Anregung zu den metrischen Studien und die Erkenntniß und Verehrung für Bentleys großes Vorbild verdankt, stand noch auf diesem Standpunkt, und Porson, als Kritiker durch Scharfsinn, Sorgfalt und Gründlichkeit hervorragend, kam in der Metrik, auf die er zuerst wieder das Studium lenkte, nicht über empirische Beobachtungen des Gewöhnlichsten hinaus. Hermann war es, der mit genialer Kühnheit die Bahn brach. Er durchforschte das ganze Gebiet der alten Poesie und entdeckte auch in der scheinbaren Willkür der freien lyrischen Maaße Ordnung und Gesetz. Unbekümmert um die Auctorität der alten Grammatiker drang er in das Wesen des Rhythmus ein und bestimmte aus dieser Einsicht die nothwendigen allgemeinen Gesetze der Metrik. Gestützt auf die sorgfältigste und schärfste Beobachtung erklärte er die einzelnen Maaße und ihren Gebrauch, ihre Verbindung zu größeren Gruppen, die in der strophischen Composition ihr höchstes Ziel erreicht, er wies die strenge Gesetzmäßigkeit und die geniale Freiheit in der metrischen Kunst der Alten nach, und verfolgte die Entwicklung derselben in ihren einzelnen Spuren. In allen wesentlichen Punkten stellte er gleich zu Anfang in der Schrift de metris (1796) mit sicherer Hand das ganze Gebäude fertig hin; im Einzelnen wurde er nicht müde, an dieser Aufgabe seines Lebens zu bessern und zu feilen. Auch praktisch führte er seine Ansichten gleich an der schwierigsten Aufgabe, am Pindar, durch. Heyne, der

mit grammatischer und metrischer Kritik nicht eben vertraut war, ersuchte ihn, dieselbe am Pindar zu üben, und unter seiner kühnen und kunstgeübten Hand entwickelte sich aus dem, was man höchstens als eine Art von Streckversen angesehen hatte, die prachtvolle Gliederung der chorischen Lyrik (1798); nicht minder neue Aufschlüsse gab er über die pindarische Sprache, und bahnte der Kritik desselben, die er durch geniale Emendationen, wie Niemand außer ihm, gefördert hat, den Weg, auf dem später Böckh fortgeschritten ist. Er hatte aber durch diese Leistung sogleich seine wissenschaftliche Stellung fest begründet; nicht nur die Fachgenossen freueten sich bewundernd der neuen Aufklärung, auch in weitern Kreisen fanden diese Studien, besonders seit der deutschen Bearbeitung der Metrik 1799 Beachtung und Theilnahme. Bei dem allgemeinen Aufschwung der poetischen Thätigkeit machte sich damals das Streben geltend, auch in der Vollendung der Form sich den Mustern des Alterthums zu nähern; wie willkommen mußte ein Werk wie die Metrik sein. Besonders Göthe, der damals mit der Achilleis und der Helena beschäftigt war, und genauer in das Wesen der antiken Versmaaße einzudringen strebte, nahm den regsten Antheil daran, und als er bald darauf nach Leipzig kam (1800), trat er eines Abends unerwartet zu dem erstaunten Hermann ins Zimmer. In dem Gespräche, das sich über Verskunst zwischen ihnen entspann, forderte ihn endlich Göthe auf, eine deutsche Metrik zu schreiben, was Hermann mit dem Bemerken ablehnte, es sei Göthe's Aufgabe, die deutsche Metrik zu schaffen. Die so angeknüpfte freundschaftliche Verbindung wurde sowohl durch Briefe, als persönliche Begegnung, namentlich in Carlsbad, wo sie 1820 zusammentrafen, unterhalten. Wir wissen, wie hoch Göthe Hermann schätzte und mit welchem Interesse er wiederholt auf seine Forschungen einging; man kann leicht ermessen, welche Freude beide Männer von griechischer, in so mancher Beziehung einander nahe verwandter Natur im persönlichen Verkehr empfunden haben.

Wie tief und wahr Hermanns Gefühl für die alten Sprachen war, und wie sehr man Recht hat, es ein künstlerisches zu nennen, zeigt am besten die Art, wie er sie beherrschte und selbst zur Darstellung brachte. Wer von Hermann einen Chorgesang oder eine pindarische Ode lesen hörte, der wurde ergriffen von der Begeisterung, Kraft und Klarheit seines Vortrages, in welchem sich die feinste Empfindung für das Schöne in den Rhythmen mit dem sichern Verständniß desselben durchdrang, so daß der Hörer, auch wenn er sich darüber keine Rechenschaft ablegen konnte, von dem Zauber dieser melodischen Sprache gefesselt und hingerissen wurde. Wenn dieses unmittelbar in Hermanns Persönlichkeit lag, so ist dagegen seine Meisterschaft in der lateinischen Sprache allgemein bekannt, und man kann mit Zuversicht behaupten, daß ihn Niemand darin übertrifft, ja kaum Einer erreicht. Er redete und schrieb die lateinische Sprache nicht wie eine angelernte und fremde, sondern wie die eigene und angeborne, und wenn man zugiebt, daß sie so in Rom nie gesprochen worden ist — er ließ sich einzelne Nachlässigkeiten im Ausdruck entschlüpfen, die zu verbessern es keines Hermanns bedarf, — so ist nicht minder gewiß, daß sie eben so echt antik als der eigenthümliche Ausdruck seines Charakters, wahrhaft sein Stil ist. Wer auch nur einen Satz von ihm liest, dem wird Hermann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit, ja der Ton seiner Stimme, seine Bewegung, der ganze Mann vor der Seele stehen. Was man von der römischen Sprache rühmt, männliche Kraft, Ernst und Würde, Klarheit und Deutlichkeit, Witz und Laune sind eben so viele Eigenschaften Hermanns und in seiner Schreibart aufs Bestimmteste ausgeprägt. Vornehmlich zeichnet diese aber ein eben so sicheres Gefühl für Tonfall und Wortstellung, als für die feinsten Schattirungen des Ausdrucks, je nach Verhältniß der Darstellung aus, worin der sicherste Maaßstab für die echte

Empfindung des wahrhaft Lebendigen in der Sprache beruht. Das zeigt sich namentlich in seinen Gedichten, die man in Wahrheit so nennen darf, und in denen Versmaaß und Ausdrucksweise aufs Bewundernswürdigste mit einander dem Gegenstande angemessen harmoniren. Die wenigen griechischen Gedichte, welche er nur zum Spiel gemacht hat, wie die köstlichen Uebersetzungen aus Schillers Wallenstein, beweisen hinlänglich, in welchem Grade er auch diese Sprache beherrschte. Er hatte die Muttersprache darüber nicht vernachlässigt, zwar sprach er, wenn es Repräsentation galt, lieber lateinisch, sein deutscher Stil aber ist zwar ungemein einfach und durchaus schmucklos, aber klar, präcis, kräftig und körnig. Er war keineswegs den alten Sprachen so einseitig zugethan, daß er gegen die neuern Dichter gleichgültig gewesen wäre. Vor allen verehrte er, wie sich erwarten läßt, Lessing, dann Göthe, der ihm als der einzige Grieche unter den Deutschen zu leben schien, und Schiller, der ihm in gewissen Beziehungen noch höher stand; Klopstock und Uz waren ihm noch aus jugendlichen Erinnerungen geläufig. Auch der altdeutschen Poesie hatte er, zunächst durch persönliche Verhältnisse angeregt, Aufmerksamkeit zugewandt. Der französischen, englichen und italienischen Sprache war er mächtig, von ihrer Literatur beschäftigten nur Shakspeare und Dante ihn dauernd. Bei dieser bestimmten Richtung auf die Poesie kann eine Neigung, die ihn außer seinen eigentlichen Studien lebhaft beschäftigte, fast Wunder nehmen, die zu mathematischen Aufgaben und vorzugsweise zu schwierigen und verwickelten Rechnungen. Nicht nur dahin gehörige Aufgaben aus dem Gebiete der alten Literatur suchte er mit Vorliebe zu lösen, sondern ganz selbstständig stellte er für sich mit Eifer und Geschick große Rechnungen an, offenbar angezogen durch die Strenge und Sicherheit der mathematischen Methode.

Die sprachlichen und metrischen Studien Hermanns hatten allerdings ihr Ziel und ihre Befriedigung in sich, allein ihre praktische Bewährung fanden sie in der Behandlung der alten Schriftsteller, zu deren vollem Verständniß sie den Weg bahnen sollten. Hermanns Behandlung der alten Schriftsteller war vorwiegend kritisch. Nicht als ob er darein das ganze Geschäft des Philologen gesetzt hätte; er erkannte und sprach es aus, daß Kritik und Erklärung einander nothwendig ergänzen, von einander getrennt nicht gedacht werden können, und nur in enger Verbindung und Wechselwirkung zum vollkommenen Verständniß führen. Aber da er, namentlich in seinen Schriften, hauptsächlich dahin sein Augenmerk richtete, wo Schwierigkeiten zu heben, Hülfe und Heilung zu bringen war, so trat hier allerdings praktisch die Kritik in den Vordergrund. Nie aber hat er die Kritik um ihrer selbst willen geübt, eine Conjectur vorgebracht, weil sie scharfsinnig und scheinbar war, oder mit einem Aufwand von Gelehrsamkeit unterstützt werden konnte; das widerstand gleich sehr der Einfachheit und Wahrheit seines Charakters. Auch darin unterschied er sich von der früher geltenden Weise der Philologen, denen es meist als die Hauptsache erschien, ihre Geschicklichkeit in der Technik und ihre Herrschaft über den gelehrten Apparat glänzend zu bewähren; waren Jene Virtuosen, so bewährte Hermann sich auch hier als Künstler. Auch war seine Kritik im Wesentlichen eine künstlerische. Jene diplomatische Kritik, wie sie von J. Bekker und Lachmann ausgebildet worden ist, welche durch sorgfältige Vergleichung und Abschätzung der Handschriften die Tradition des Textes ermittelt und im engen Anschluß an dieselbe Schritt für Schritt sich dem Ursprünglichen zu nähern sucht, hat er nicht geübt. Zum Theil lag das allerdings in der Ueberlieferung der Schriftsteller, mit welchen er sich vorzugsweise beschäftigt hat, aber es widerstrebte auch seiner Natur. Ihm schien dabei dem Materiellen und Technischen zu viel eingeräumt; den Hand-

schriften schenkte auch er sorgfältige Beachtung und Prüfung, aber sie galten ihm meist nur für das Handwerkszeug, mit dem der Kritiker in freier Kunstübung schaltet. Seine Kritik war divinatorisch; nachdem er durch scharfe, nüchterne Prüfung sich von der Verderbniß und ihrer Art überzeugt hatte, versetzte er sich an die Stelle des Schriftstellers und schuf ihm nach. Daher sind seine Vermutungen oft kühn und gegen die Ueberlieferung gehalten nicht wahrscheinlich, allein stets so beschaffen, daß der Schriftsteller so geschrieben haben könnte, daß man oft wünschen möchte, er habe so geschrieben; der eben so genialen als unzweifelhaft sichern Verbesserungen ist eine unzählbare Menge, und wie oft sind sie durch spätere Entdeckungen bestätigt worden. Kein Beispiel ist schlagender, als das des Plautus, an welchem er „den glänzendsten Triumph feierte, den eine über alle historische Bedingungen erhabene eingeborengeniale Divinationsgabe davon tragen kann.“ Denn nicht nur, daß die scheinbar festbegründete Tradition desselben falsch und trüglich sei, hatte er mit sicherem Blick erkannt, sondern unbeirrt durch das täuschende Dunkel dieser Ueberlieferung hatte er das wahre Wesen der Sprache und Verskunst des Plautus gefaßt und zu ihrer Herstellung den richtigen Weg gewiesen; wie das Alles durch Ritschl's neue Entdeckungen bestätigt worden ist. Obgleich seine Studien sich über den gesammten Kreis der alten Schriftsteller erstreckten, so wandte er sich doch mit Vorliebe den Griechen und namentlich den Dichtern zu. Von diesen aber kann man mit Wahrheit sagen, daß die kritische Behandlung derselben durch ihn begründet worden ist, und daß er im Einzelnen dieselben in einem Maaße gefördert hat, wie kein andrer Philolog, man mag an die epischen, lyrischen oder dramatischen Dichter denken. Diese Vielseitigkeit tritt auch in seinen Schriften hervor, und doch war es nicht der eigentliche Trieb zum Schriftstellern, der ihn bestimmte. Schriftstellerische Aufgaben, welche er sich selbst gestellt hatte, waren außer den Werken über Metrik und Grammatik eigentlich nur die Ausgaben des Aeschilus und Plautus — beide hat er nicht vollendet. — Mit dem Plautus hatte ihn schon Reiz förmlich verlobt, und die Ausgabe des Trinummus (1800) konnte als Aufgebot gelten; später hat er dem jüngern Bewerber seine Ansprüche abgetreten, nachdem er durch die Ausgabe der Bacchides (1845) gezeigt, daß die Jugendliebe noch frisch und kräftig geblieben sei. Am Aeschylus aber, der durch die Ausgabe der Eumeniden (1799) angekündigt, und oft verheißen stets erwartet wurde, hat er bis zu seinem Ende fort und fort gearbeitet und konnte sich kein Genüge thun, um dieser Arbeit seines Lebens die möglichste Vollendung zu geben. Wenige Tage vor seinem Tode legte er die Herausgabe seines Aeschylus als Vermächtniß in eine nahe verwandte Hand. Fast alle andern Ausgaben sind aus äußern Veranlassungen entstanden, welche meistens die Vorlesungen boten, zahlreiche Abhandlungen aber rief die oft sich wiederholende Pflicht hervor, im Namen der Universität Programme zu schreiben, welche ihn stets bereit fand, eine in sich abgeschlossene Untersuchung, musterhaft durch das methodische Verfahren und die anziehende Darstellung als reife Frucht seiner unausgesetzten Studien mitzutheilen. Dieser gesellen sich noch Recensionen in großer Anzahl hinzu, zum großen Theil wider seine Neigung auf den Wunsch von Schriftstellern verfaßt, die ihn um sein Urtheil baten, manche von nachhaltiger wissenschaftlicher Bedeutung, keine ohne eigenthümlichen Gehalt.

Bei dieser vielseitigen, langdauernden, literarischen Thätigkeit ist Hermann mit den meisten seiner Fachgenossen in Berührung gekommen; zum größten Theil waren diese Beziehungen wohlwollend freundschaftlich, nicht selten aber auch polemisch. Denn da Hermann eben so entschieden als lebhaft und offen, auch dem Disputiren nicht abgeneigt war, so sprach er sich über fremde Ansichten leicht und ohne Rückhalt aus und vertheidigte

seine Ueberzeugung mit Eifer. Das hat ihn in viele Streitigkeiten verwickelt, die zum Theil lange und mit Heftigkeit geführt worden sind. Ich bin so weit von der Anmaßung entfernt, mich zum Richter aufzuwerfen, als ich lange vergessene Fehden wieder erwecken möchte. Aber das darf und muß ich hier sagen, daß Hermanns Polemik stets nur der Sache und nie der Person gegolten hat. Er war in der Beurtheilung der Personen milde und schonend, wie ihn denn auch der heftigste Streit nie gemütlich erbittert hat, aber er ließ die Nachsicht gegen die Person nicht zur Schwäche in der Beurtheilung der Sache werden, und bei seinem entschieden ausgeprägten Wesen war es allerdings möglich, daß er eine ganz verschieden organisirte Natur nicht verstand und ihr so Unrecht that; aber das geschah, wenn es geschah, unbewußt. Er war vielmehr darin echt ritterlich, daß er seinen Gegner stets als ebenbürtig betrachtete, wodurch das Mißverhältniß freilich mitunter noch greller hervortrat. Rücksicht auf äußere Verhältnisse zu nehmen, wo es die Wissenschaft galt, kam ihm nie in den Sinn; daher ist auch der Ton seiner Polemik offen, bestimmt, kräftig, wo er es nöthig fand, strenge, sich stets gleich geblieben, und nicht verschieden, da er als junger Mann gegen den gefeierten Porson auftrat, und da er selbst als hohe Auctorität galt. Als solche galt er freilich nur Anderen, ihm selbst wäre es nie eingefallen, sich für eine Auctorität zu halten, dazu strebte er zu unablässig vorwärts, und das Ziel wahrer Gelehrsamkeit war ihm so hochgestellt, daß er sich selbst den Gelehrten kaum beizählen mochte. Seine reine und strenge Wahrheitsliebe, die sich auch darin offenbarte, daß er, wie selten Gelehrte, bereit war, eine als irrig erkannte Meinung zurückzunehmen, hat ihn auch mit den meisten seiner literarischen Gegner versöhnt und befreundet. Porson, der über den kühnen Angriff ganz erstaunt, beißenden Spott und Hohn gegen die Schwächen seines Gegners richtete, dessen Genialität er nicht begriff, war über die eben so würdige als feine Entgegnung Hermanns ganz betroffen und las sie kurz vor seinem Tode seinen Freunden mit freudigem Nachdruck vor. Auch Elmsley wurde aus seinem heftigen Gegner sein Freund, wie überhaupt die englischen Gelehrten, denen er durch seine Angriffe auf die unbedingt von ihnen als Auctoritäten verehrte Männer zu nahe getreten war, ihm später große Achtung und Freundschaft bewiesen; ja Samuel Parr vermachte ihm als dem ersten Kritiker seiner Zeit zum Zeichen seiner Verehrung nach englischer Sitte einen Trauerring. Auch mit seinen deutschen Gegnern ist ein wohlwollendes freundliches Verhältniß nur auf Zeiten getrübt worden; eine Fehde, die der Tod geschlossen, hat Hermann selbst durch edle Anerkennung des Hingeschiedenen versöhnt.

Wer Hermann allein aus seinen Schriften kennen gelernt hat, der wird zwar von ihm ein bestimmtes und in den Hauptzügen gewiß richtiges Bild gewonnen haben, allein den vollen Eindruck gab erst seine Persönlichkeit. Das zeichnete eben Hermann vor den meisten Gelehrten aus, daß er eine Persönlichkeit hatte, daß er eben so sehr der große Mensch als der große Gelehrte war. Deßhalb war sein Einfluß als Lehrer so bedeutend und segensreich, deßhalb hat er nicht bloß Zuhörer, sondern Schüler gehabt. Dreierlei verlangte er vom Lehrer: daß er den Stoff für gelehrte Studien mittheile, daß er den Weg und die Methode durch Lehre und Beispiel zeige, und daß er seinen Schülern Liebe zur Wissenschaft einflöße. Auf die erste Forderung legte er am wenigsten Nachdruck, weil hier Jeder doch das Seinige sich selbst erwerben müsse; desto glänzender erfüllte er die beiden andern. Er las über Metrik, Grammatik und andere philologische Disciplinen; aber wie in seinen Schriften, so legte er auch in seinen Vorlesungen das Hauptgewicht auf die Behandlung der Schriftsteller, und der Kreis derjenigen, über welche er las, ist außerordentlich groß: den Hauptstamm bildeten die Tragiker, Pindar

und Homer. Wer nun etwa eine praktische Anwendung der Kritik mit grammatischen und metrischen Excursen erwartete, der fand sich getäuscht. Das Verständniß des Schriftstellers war das Ziel, auf das er graden Wegs ohne Umschweife zuging; nie sollte man den Schriftsteller selbst aus den Augen verlieren. Das mechanische Verständniß setzte er voraus, oder deutete es in schwierigen Fällen kurz an, hielt aber vor Allem darauf, daß man stets strenge dem Gedankengange des Schriftstellers folge und den eigenthümlichen Ausdruck desselben klar erkenne, was, ohne daß er viele Worte darüber machte, wie unvermerkt aus der ganzen Behandlungsart hervorging. So schritt die Erklärung in Einem Flusse fort; nur da, wo es nöthig war, hielt er an, um ausführliche Erläuterung oder Verbesserung einer schwierigen Stelle zu geben, und lehrte so durch die That, stets nur auf die Sache zu sehen, und das Beiwerk nicht zur Hauptsache zu machen. Wenn er dann eine schwierige Stelle ausführlich behandelte, war es ein wahrer Genuß, zu sehen, mit welcher Klarheit und Schärfe er den Fehler aufdeckte, nachwies, was dem Zusammenhange gemäß gesagt sein müsse, und dann wie im Blitze das Richtige oder jedenfalls das Schöne und Passende fand, das Alles mit einer Lebhaftigkeit, Kraft und Eleganz des Vortrags, daß das Wort des alten Dichters auch von ihm gilt:

Die rasche Peitho thronte auf den Lippen ihm;
Ja er bezauberte den Hörer und allein
Ließ er den Stachel in der Seele ihm zurück.

Und doch hatte die Verehrung seiner Schüler noch einen tieferen Grund als in der Bewunderung für den Meister ihrer Kunst. Die frische, kerngesunde Natur, welche von nichts Gemachtem, Ergrübeltem noch Erkünsteltem wußte, die Hingebung und Begeisterung für die Sache, die reine Wahrheitsliebe, der sittliche Ernst, die der eigenen Größe unbewußte Einfachheit und Unbefangenheit, welche sich in Hermanns Wesen, in jeder Geberde und in jedem Worte treu und wahr aussprachen, gewannen über das jugendliche Gemüt eine unwiderstehliche Macht. Und wie jede bedeutende Erscheinung übte er diesen Einfluß, meist unbewußt, auf die verschiedensten Naturen; er hob den Zaghaften, mäßigte den Hastigen, spornte den Trägen, zwang den Flüchtigen sich zu sammeln; die Einheit und Klarheit seines sittlichen Wesens nöthigte Jeden in sich selbst zurückzugehen und mit sich einig zu werden, um dem Muster des Lehrers auch in der Wissenschaft nachzustreben. Er hat seine Schüler nicht blos geschickt, sondern tüchtig gemacht, und wenn wir die Reihe der Männer überblicken, die aus seiner Schule hervorgegangenen Zierden der Wissenschaft geworden sind, wir werden keinen finden, der nicht wie er, mutig und tapfer für Freiheit und Recht gekämpft hat. Wie hoch Hermann von seinen Schülern auch verehrt wurde, so stand er ihnen doch menschlich nahe. In seiner äußern Erscheinung schon sprach sich eine anmutige Freundlichkeit aus, die Jeden gewann, denn man fühlte, sie war herzlich und wahr. Niemand, der bei ihm gehört hat, wird den freundlichen Gruß vergessen, mit dem er die Begrüßung der Zuhörer erwiederte, wenn er durch ihre Reihen raschen Ganges auf das Katheder zuschritt. Wer zu ihm kam, fand bei ihm immer Bereitwilligkeit zu hören und zu helfen, Wohlwollen und Theilnahme für jedes Anliegen, und es zeugt eben so sehr für Hermanns humane Gesinnung als für die Elasticität seines Geistes, daß er, der immer beschäftigt war, jeden Besuch annahm und im Stande war, mitten aus seiner Arbeit heraus dem Besuchenden volle Theilnahme zu schenken, und, sobald er ihn verlassen, ganz wieder in der Arbeit zu sein. Die Veranlassung als Schüler ihm näher zu treten, gab meistens die Theilnahme an der von ihm geleiteten Gesellschaft. Gleich im Beginn seiner akademischen Thätigkeit kündigte er Uebungen, sowohl im

Lateinisch Schreiben und Disputiren (1795) als in der Behandlung der alten Schriftsteller an (1796). Sehr bald erwuchs hieraus eine Gesellschaft, welche sich anfangs die philologische (1801), später die griechische nannte (1805), als welche sie eine über Deutschland hinausreichende Berühmtheit erlangt hat und in der That die Pflanzschule deutscher Philologie geworden ist. Hier in unmittelbarer Berührung mit den Einzelnen wirkte die Persönlichkeit Hermanns in der ganzen Fülle ihrer Kraft und Liebenswürdigkeit. Er verlangte von den Mitgliedern Anstrengung und Fleiß: sie sollten Etwas leisten, das eigenthümlich und bedeutend sei; deßhalb ließ er ihnen volle Freiheit, sich aus sich selbst zu entwickeln, aber er überwachte sie mit Ernst und Liebe. Nie suchte er ihnen durch Auctorität zu imponiren, die man ihm um so bereitwilliger zugestand, je weniger er sie suchte und gebrauchte. Durch Lebendigkeit, Frische und Reinheit des Gemüts wie des Geistes auch als Greis noch ein Jüngling hat er stets das Vertrauen und die Liebe der Jugend gewonnen, und Keiner, der ihn erkannt, hat je von ihm gelassen; seine Schüler sind ihm treue Freunde gewesen, und Anhänger hat er nie gewollt.

Hermann hatte für Leipzig, wo er geboren, erzogen und durch vielfache Verhältnisse festgewurzelt war, eine große Anhänglichkeit, und hat es nie verlassen mögen. Nachdem er das Rectorat in Schulpforta (1802) und einen Ruf nach Kiel abgelehnt hatte, wurde ihm 1803 die ordentliche Professur der Beredsamkeit übertragen, wit welcher 1809 die der Poesie verbunden ward. Später schlug er noch einen Ruf an die eben gegründete Universität in Berlin aus, obwohl seine Lage in Leipzig allerdings anständig, aber keineswegs glänzend und seiner Wirksamkeit entsprechend war. Gelehrte Ehrenbezeugungen hat sein langes Leben ihm in Fülle gebracht, Ehrendiplome von drei Facultäten und vielen gelehrten Gesellschaften, zahllose Bücher sind ihm gewidmet als Beweise dankbarer Verehrung von Schülern und Freunden. Ihren lebhaftesten Ausdruck fand diese, als Hermann am 19. Decbr. 1840 sein Magisterjubiläum feierte. Es war ein Fest, das nicht nur die Universität, sondern die Stadt beging; von allen Seiten, aus allen Kreisen wurden ihm Gaben und Glückwünsche dargebracht, ein glänzendes Festmahl vereinigte Hunderte theilnehmender Gäste, und was der Feier ihre eigenthümliche und schönste Bedeutung gab, sie galt nicht sowohl dem berühmten Gelehrten als dem allgemein geliebten und verehrten Mann. Auch andere Auszeichnungen blieben nicht aus, nie von ihm gesucht, und nur so weit geschätzt, als sie eine Bedeutung haben konnten. Deßhalb hat er sich nie mit einem Titel behaften lassen, weil er nichts scheinen wollte; seine Ordenszeichen legte er nur bei festlichen Gelegenheiten an. Wahre Freude hatte er an dem Ritterkreuz des sächsischen Civilverdienstordens, das ihm bei dessen Stiftung verliehen wurde (1816), weil er es mit Recht als ein Zeichen der persönlichen Huld des Königs ansah, die er durch aufrichtige Verehrung verdient hatte, die er auch in den Zeiten der Unterdrückung laut und furchtlos bekannte. Wenn politische Ueberzeugung nur die ist, welche unter der Fahne der Parthei dient und auf ihr Stichwort schwört, so hatte Hermann sie nicht; aber er besaß, dessen nicht immer die Parthei sich rühmen kann, mutvolle Begeisterung für Licht und Freiheit, die sich nicht beirren ließ, und echt deutsche Vaterlandsliebe. Fern von aller Vielthuerei drängte er sich mit seiner politischen Ueberzeugung nicht vor, aber wo sein Amt ihn berief, wo seine Stellung ihn veranlaßte, da sprach er sie frei und offen, kräftig und entschieden aus ohne Ansehen der Person, ohne Rücksicht auf Gunst und Ungunst, ohne Furcht vor Gefahr. Er war ein treuer Sachse, aber über Sachsen ging ihm Deutschland, und mit Wärme hing er stets an der Hoffnung, den deutschen Kaiserthron wieder aufgerichtet zu sehen. Auch er begrüßte in dem

Frühlingssturm des vorigen Jahres den Vorboten einer großen Zukunft für unser Vaterland, das Brausen der Windsbraut erschreckte ihn nicht. „Mag der Sturm," sagte er, „immer einige Hütten niederreißen: die werden schon wieder aufgebaut; er reinigt die Luft." Und so folgte er den wechselvollen Ereignissen in einer Stimmung, welche manchen Jüngern beschämen konnte. Als der Reichsverweser hier eintraf, war auch Hermann unter denen, welche ihn empfingen, und er nahm in der freudigsten Bewegung an dem schönen Feste Theil. Bei seiner Heimkehr waren die Seinigen nicht ohne Besorgniß, wie er die ermüdende Anstrengung ertragen habe; er aber rief ihnen begeistert zu: „Ich danke Gott, daß er mich diesen Tag hat erleben lassen!" und nachdem er ihnen ausführlich berichtet hatte, fügte er in tiefer Rührung und mit Thränen in den Augen hinzu: „Es war mir, als kehrten alte Zeiten wieder; die Fürsten redeten, als ob sie nur edle Männer und brave deutsche Männer wären." Sein kräftiger Sinn für Recht und Freiheit machte sich in allen Verhältnissen geltend, immer war er sie zu vertheidigen bereit, und jede Unterdrückung wurde von ihm bekämpft. In den Angelegenheiten der Universität, welcher er als Rector zweimal vorstand, wie der Facultät, stand er zu jedem kräftigen Beschluß für die Ehre und Würde derselben — es war nicht seine Schuld, daß Dahlmann nicht die Zierde Leipzigs geworden ist, — und die Rechte derselben hat er gegen jeden Ein- und Uebergriff tapfer gewahrt. In der Freiheit der akademischen Studien sah er das Palladium wahrer Bildung, und mißbilligte jede lähmende Bevormundung, die nur die Mittelmäßigkeit fördert; so streng er gegen Unsittlichkeit und Rohheit war, so mild war er gegen die Fehler der Jugend, und sah ihr lieber kecken Uebermut, als feige Schlaffheit nach; als sich der Alp der demagogischen Untersuchungen über unsre Universitäten lagerte, da hat er laut und nachdrücklich seine Stimme erhoben, wie ungerecht und unklug sie seien.

Das Leben Hermanns, obgleich es in eine vielbewegte Zeit fällt, ist durch keine merkwürdige Begebenheit, die ihn unmittelbar anging, ausgezeichnet; der ruhige und stille Gang desselben ist fast nur durch zwei Reisen in die Schweiz (1815 und 1825) und öftere, eine Reihe von Jahren hindurch ziemlich regelmäßig wiederholte Reise nach Karlsbad, die meistens zu Pferde unternommen wurden, unterbrochen. Seine Zeit gehörte ihrem bei weitem größten Theile nach der wissenschaftlichen Arbeit; trotz seines feurigen Temperaments hatte er einen ausdauernden Fleiß, der um so mehr zu bewundern ist, da er sich durch mehr mechanische Arbeiten nur sehr ausnahmsweise abspannte, vielmehr immer die volle Thätigkeit seines Geistes angestrengt erhielt.

Es war stehende Gewohnheit für ihn geworden, bis Mitternacht zu arbeiten, und wenn geselliger Verkehr die Zeit verkürzte, so pflegte er um so tiefer in die Nacht hinein zu arbeiten, und es kam wohl vor, daß er gar nicht zu Bette ging, ohne am andern Morgen ermüdet oder abgespannt zu sein. Er hatte aber die höchstglückliche Eigenschaft, daß er die Arbeit nach Belieben abbrechen und sogleich Schlaf finden konnte, den dagegen gemütliche Aufregung ihm ganz störte, so daß er Abends keinen Brief las oder schrieb. Desto mehr schrieb er deren bei Tage, denn er hatte es sich zum Gesetz gemacht, jeden Brief sofort zu beantworten, und er führte einen sehr ausgebreiteten Briefwechsel. Diese Frische verdankte er zum großen Theile der regelmäßigen und lebhaften Bewegung, welche er sich durch Reiten und Gehen machte. Außerdem fand er Zerstreuung nur im geselligen Verkehr mit Freunden und im häuslichen Zusammenleben mit seiner Familie, an der er mit der vollen Liebe seines warmen Herzens hing.

Am 29. September 1803 feierte er seine Hochzeit mit Wilhelmine Schwägrichen, der Tochter eines hiesigen Kaufmanns, von strenger, ehrenfester

Gesinnung. Ihr stilles, ruhiges Wesen, das seine aufbrausende Lebendigkeit und Heftigkeit mäßigte, ihre Einfachheit und vollkommene Anspruchslosigkeit konnte sie dem flüchtigeren Beobachter weniger bedeutend erscheinen lassen, als sie in der That war; den wohlthuenden Eindruck reiner Herzensgüte und Milde mußte sie auch auf diesen machen. Sie war von tiefem Gemüt, das sich nicht leicht aufschloß, von unbestechlich klarem Gefühl für Sittlichkeit, das in jedem Zuge ihres stets gleichen Wesens, selbst in ihrer ungemein festen und zierlichen Handschrift sich aussprach. Bei einer gewissen Scheu vor Fremden und vor äußerem Auftreten fand sie ihre Befriedigung in stiller geräuschloser Wirksamkeit, streng in der Erfüllung ihrer Pflicht, glücklich in selbstvergessener Aufopferung lebte sie nur im Wohle Anderer. Hermann erkannte und würdigte das stille Verdienst der Frauen, das meist nur durch Opfer gewonnen und durch Entsagung belohnt wird. „Da hat man," sagte er zu einem vertrauten Freunde," „so viel Aufhebens gemacht von den Verdiensten, die ich haben soll; von den Verdiensten meiner Frau, die viel größer und schwerer erworben sind, ist keine Rede." Sie besaß nicht nur die zärtliche Liebe Hermanns, sondern auch seine Hochachtung und sein Vertrauen in vollem Maaße. Mit aller Sorgfalt war sie bemüht, ihm das häusliche Leben ruhig und behaglich zu machen, und alle Sorgen desselben fern von ihm zu halten. Das war keine leichte Aufgabe, denn ihre Verhältnisse waren Anfangs beschränkt, und die Kriegsjahre brachten immer neue Lasten, die kaum zu erschwingen waren. Und doch wußte sie es so einzurichten, daß das ihm unentbehrliche Reitpferd nie abgeschafft wurde, ohne daß er ahnte, welche Einschränkungen und Entbehrungen sie sich deßhalb auferlegte. Eine kräftige Stütze fand sie an seinem immer frischen Mut und Vertrauen, das von äußeren Sorgen nichts wußte; das Nothwendige werde sich schon finden, und was drüber sei, daran dürfe man sein Herz nicht hängen. Auch ward später, als er den größten Theil seines Vermögens verlor, seine Heiterkeit nicht auf eine Stunde getrübt. Freilich war Hermann von äußeren Bedürfnissen im höchsten Grade unabhängig, in sinnlichen Genüssen äußerst mäßig, obwohl er sie keineswegs verachtete, — so war ihm das Rauchen zur Gewohnheit geworden. Einfach wie sein ganzes Wesen, war seine Erscheinung und seine Umgebung. Der Schnitt seiner Kleidung war seit Jahren unverändert geblieben; von früh bis spät war er in Stiefeln und Sporen; sein Sitz war ein einfacher Rohrstuhl, erst in seinen letzten Tagen bediente er sich, nur auf Bitten der Seinigen, eines Lehnsessels. Er sah jede Bequemlichkeit in Wahrheit für eine Unbequemlichkeit an und verachtete jede Verweichlichung; Unterstützung und Bedienung suchte er von sich zu halten, und wußte sich in mancherlei kleinen Verrichtungen, oft auf originelle Weise, selbst zu helfen, nicht ohne eine gewisse Geschicklichkeit in Handarbeiten. Den Seinigen machte er die Sorge für ihn nur dadurch schwer, daß er sie nicht an sich kommen ließ; wo es geschah, mehr aus Freundlichkeit gegen ihre Dienstwilligkeit als um seiner selbst willen. Sein inniges Einverständniß mit seiner Frau bewährte sich namentlich in dem Vertrauen, mit welchem er ihr die Erziehung der Kinder übergab. Er selbst gab sich mit seinen Kindern viel und gern ab, spielte mit ihnen und war auf ihre Freude und Unterhaltung bedacht, so daß sie, mochte er sie auch durch seine Lebhaftigkeit und Heftigkeit oft erschrecken, unbefangen und vertraulich mit ihm verkehrten. Bei ihren sich wiederholenden Anforderungen war er äußerst geduldig, so oft sie ihn auch im Arbeiten störten, und ging immer bereitwillig auf ihre kleinen Interessen ein; in diesem Verkehr entfaltete sich seine ganze Milde und Güte. In die Erziehung der Kinder griff er aber selten ein. Er war der Ansicht, daß in einer durch Liebe und Pflichtgefühl begründeten Häuslichkeit in dem Verkehr

mit sittlich gebildeten Menschen die wahre Kraft der Erziehung läge, die in dem stillen Einfluß der mütterlichen Liebe am reinsten wirkt; jeden Eingriff in die Individualität hielt er für schädlich. Dieß wahrhaft glückliche Familienleben ist von Schmerzensprüfungen nicht verschont geblieben. Zwei Söhne verlor Hermann, einen im zartesten Kindesalter, den zweiten durch einen plötzlichen Tod, während er studirte. Der härteste Schlag aber traf ihn durch den Verlust seiner Frau (1841), der ihn im Innersten so tief erschütterte, daß es eine Zeit lang schien, als habe er seine Kraft gebrochen. Aber auch diesen Schmerz überwand der starke Mann und fand nicht nur das Gleichgewicht in sich wieder, sondern die frühere Kraft und Frische kehrten zurück.

In den geselligen Verhältnissen Hermanns machte der Tod seiner Frau allerdings eine Lücke, die nicht wieder ausgefüllt werden konnte. Ohne eigentliches Bedürfniß nach lebhaftem geselligem Verkehr stand Hermann mit Amtsgenossen und Freunden in weitem Kreise im vertraulichen Umgang, bei welchem sie oft Veranlasserin und Vermittlerin war. Denn er machte sehr selten einen Besuch ohne bestimmte Veranlassung, schlug aber nie eine Einladung aus, und deren kamen viele. Denn er gab sich in Gesellschaft ganz derselben hin, war stets heiterer Stimmung, jeder Unterhaltung zugänglich, an der er sich lebhaft betheiligte, und gern erzählte, lebendig und charakteristisch, mit manchem schlagenden Kraftwort und überaus ausdrucksvollen, aber immer anmutigen Mienen und Geberden. In allem Verkehr war er stets sich selbst gleich; unbefangen ohne alle Prätension gab er sich ganz einfach, so wie er war: um so tiefer war der Eindruck, den er zurückließ. Wer aber zu ihm kam mit dem Gedanken an den berühmten Mann, den konnte es wohl verlegen machen, daß so gar keine Gelegenheit war, ihm zu huldigen, daß er in seiner echten Bescheidenheit und Demut gar nicht ahnte, mit welchem Gefühl der Ehrfurcht man an ihn herantrat. So einfach er war, so feind war er aller Formlosigkeit; was Anstand und Höflichkeit verlangten, übte er mit einem gewissen Pflichtgefühl; in seiner äußern Erscheinung mit Zierlichkeit und Anmut, in Formen, die zum Theil an die Zeit seiner Jugend erinnerten, aber der lebendige Ausdruck des herzlichen Wohlwollens waren, das sein ganzes Wesen beseelte und sich in den edlen Zügen seines Gesichtes aussprach, das nur, wenn das Schlechte und Gemeine ihm nahe kam, einen vernichtenden Ausdruck der tiefsten Verachtung annehmen konnte.

Die ungetrübte Gesundheit seines Geistes, die innere Einheit seines Gemütes übten über seinen von Natur zarten Körper eine Macht aus, die durch die Einfachheit und Mäßigkeit seines Lebens unterstützt wurde. Er ist selten ernsthaft krank gewesen, und körperliche Beschwerden, wie der ihn lange quälende Husten, überwand er durch Geduld, und gestand ihnen keinen Einfluß auf seine Stimmung zu. Mitunter konnte er einer Neigung zu heroischen Selbstkuren nicht widerstehen, die er von seiner Mutter geerbt. So hatte er bei seinem Aufenthalt in Jena sich dadurch von einem furchtbaren Rheumatismus befreit, daß er in einem wohlgeheizten Zimmer anfangs mit unsäglichen Schmerzen Schritt vor Schritt, dann immer rascher, über zwölf Stunden ohne auszuruhen, auf und abging. Bis ins hohe Greisenalter blieb er körperlich rüstig, wie geistig frisch; er war wohl milder, aber nicht schwächer geworden; der rasche Gang, die Lebhaftigkeit aller Bewegungen, die kräftige Stimme, das glänzende Auge, Alles zeugte von frischer Kraft und ließ den Gedanken nicht wach werden, daß auch ihm sein Ziel gesetzt sei. Um so schmerzlicher war unsere Besorgniß, als ihn in den letzten Tagen des vergangenen Jahres ein Unwohlsein befiel, das bald ernstlich wurde und ein langes, schmerzenvolles Krankenlager befürchten lassen mußte, das Gott gnädig abgewendet hat. Er selbst erkannte die Nähe seines Todes sogleich mit kla-

rem Blick und sah ihm mit heiterer Ruhe entgegen. Er war zu gesund, um das Leben nicht zu lieben, das für ihn einen so reichen und reinen Gehalt darbot, aber er war bereit, es hinzugeben. Seine einzige Sorge war die, die der Seinigen zu erleichtern. Mit unerschütterlicher Standhaftigkeit ertrug er seine Leiden, die ihm bald den Schlaf gänzlich raubten; er ließ seine Umgebung nicht ahnen, wie schwer sie waren, seine Stimmung blieb stets die gleiche, heiter und klar, in jedem freieren Augenblick trat das geistige Interesse lebhaft hervor, bis zu seinem letzten Athemzug ist er sich treu geblieben. Immer war er darauf bedacht, die Pflege, welche die Seinigen ihm darboten, zu erleichtern, beklagte die Mühe, die er ihnen mache, und sprach ihnen für jeden Beweis ihrer Liebe seinen Dank aus. Wenn man vor dem letzten Tag Niemand glücklich nennen soll, so dürfen wir ihn in Wahrheit preisen, denn seine letzten Tage haben auf ein langes, reiches, edles Leben das Siegel der Vollendung gedrückt. Und auch den Wunsch, der allein noch gestattet war, erfüllte das scheidende Jahr; am letzten Tage desselben nahm ihn der Tod sanft und schnell in seine Arme.

Mit Gottfried Hermann ist unserer Universität die Krone genommen worden, welche sie nie in der Weise wieder gewinnen wird. Uns aber bleibt der Segen, einen großen Mann in Wahrheit den Unsrigen zu nennen, und in treuer, dankbarer Liebe sein Andenken heilig zu halten.

14.

Worte am Sarge Ludwig Tiecks,[1])

gesprochen am 1. Mai 1853 von Dr. A. Sydow, Prediger an der neuen Kirche zu Berlin.

In dem Herrn geliebte Anwesende,
Werthe christliche Männer und Freunde!

Es ist ein Werk voll ernster Wehmuth, welches uns hier versammelt; **Ludwig Tieck** ist aus dem Kreise der Lebendigen abgerufen; dieser enge Sarg umschließt die verwesliche Hülle, deren beseelender Geist einst in kühnem Fluge die Schöpfung durchmaß, und wir sind hiehergekommen, in frommer Pietät von ihm dem Staube wiederzugeben, was des Staubes war.

Uns Alle erfüllt, näher oder entfernter, ein persönlicher Schmerz. Am nächsten diejenigen in unserer Mitte, die dem Entschlafenen durch die Bande des Blutes und der Verwandtschaft geeiniget waren. Aber es zieren unsern Kreis auch noch einige der greisen, ehrwürdigen Männer, denen tiefeinsamer zu Mute wird, wenn nun wieder ein Edler dahingeht, mit dem sie in der Zeit der Jugend und der strebenden Kraft das Leben getheilt. Und uns Allen war die Gunst geworden, daß wir die reichen, mannichfaltigen Eindrücke, die uns aus der unversiegten Fülle seines Inneren kamen, in lebensvollerem, liebevollerem Verständniß an sein theures persönliches Bild anknüpfen konnten.

Doch gerade hieran knüpft sich eine erhebende Betrachtung des Trostes. Wer fähig ist, um Ludwig Tiecks Heimgang persönlich zu trauern, der steht auf einem Standpunkt des geistigen Lebens, dem der Entschlafene nicht geschieden ist, ob er auch dem äußerlichen Sinne nicht mehr gegenwärtig. Was wir in ihm geliebt, bewundert und geehrt nach der geistigen Ausrüstung, die ihm von Gott, dem Vater des Lichtes und der Geister, aus freier Gnade geschenkt war; es stirbt nicht mit der sterblichen Erscheinung.

Wo ist der Mensch wahrhaft gegenwärtig? Nicht doch nur da, wo die Nähe der leiblichen Hülle, wo die Wahrnehmung des äußeren Sinnes uns

---

1) Gest. zu Berlin d. 28. April 1853. Vergl. S. 432.

sein Dasein verkündigt! Da ist der Mensch gegenwärtig, wo innerlich vernommen wird, was er gesucht und errungen, was er gelitten und gewollt. Da ist er gegenwärtig, wohin sein Geist zu bleibendem Eindruck Bild und Gedanken sendet, wo sein inneres Leben, verwandtes Leben findend, befreundet anklingt und den antwortenden Ton entlockt. Da ist er gegenwärtig, wo die Thaten seines Gemütes, treffend die empfängliche Stätte Leben zünden und aus jenem geheimnißvollen, unbegriffenen Schöpfungsakt geistiger Vermählung neue Bildungen gestalten, neue Richtungen der geistigen Thätigkeit hervorrufen. In diesem Sinne bleibt Ludwig Tieck unter uns.

Aber nur zu leicht entschwindet dem Gedächtniß der Menschen, wie das errungen und geworden, was sie mühelos genießend besitzen, und der gedankenlose Sinn ist in Gefahr, mit der Anschauung der Arbeit seiner Wohlthäter auch die Früchte dieser Arbeit zu verlieren. So soll es nicht sein in unserm Verhältniß zu Tieck, so kann es nicht kommen in seinem Verhältniß zum deutschen Volke.

In dem Leben bedeutender Männer ist Alles bedeutsam. Ist dieser Gedanke nicht selbst nur eine einzelne Anwendung von der Weltanschauung jener Schule, der Tieck angehörte und die diese Weltanschauung mit dem Namen der symbolischen bezeichnete?

Ja, bedeutsam ist die Gunst gewesen, die nach der Fügung der Vorsehung ein erhabener Wille dem schon greise gewordenen Dichter zugewendet, eine Gunst, die wir als Genossen des engeren Vaterlandes, aus dessen Hauptstadt der Entschlafene hervorgegangen, mit freudigem Beifall, mit gerechtem Stolze gepriesen, und welche in der Ueberlieferung auf die künftigen Geschlechter als eine sinnvolle und lehrende Thatsache wird fortgetragen werden. Es hat der Fürst den Sänger in seine Hallen gerufen, daß eine Wirklichkeit, hinausgehoben über die irdische Nothdurft und Verkümmerung, ihn entsprechend umgebe, der dichtenden Kraft zu einem Zeichen und einer Erleichterung, ihre Ideale des Freien, Großen, in sich Zulänglichen und Schönen nicht krankhaft außerhalb oder jenseits edler Wirklichkeit zu suchen. Es hat der Fürst den Sänger gerufen zu einem Zeugniß, wie es das schönste Amt der Fürsten ist, die Güter des geistigen Lebens in der Menschheit zu schützen und zu pflegen, zu einem Beispiel davon, wie insbesondre die Macht und der Werth desjenigen Gebietes geistigen Lebens zu würdigen sei, dessen Chorführer in deutschen Gauen ein halbes Jahrhundert lang der edle Meister war.

Wir erkennen unter den unsichtbaren Gewalten, die zu dieser Zeit in streitender und bildender Gährung die Geister bewegen, auch die Thaten seines geistigen Schaffens.

Seiner Freunde Einer, Friedrich von Schlegel, sagt irgendwo, daß in dem bunten, scheinbar regellosen Gewühl der menschlichen Dinge es eigentlich immer nur einzelne wenige Helden sind, die großen Schlachten des Geistes schlagen und gewinnen. Daß unter diesen Einzelnen auch sein Name genannt werde, auch sein Haupt die gerechte Zierde seines Kranzes trage, sprechen wir ehrend an seinem Sarge aus, wird die Geschichte der vaterländischen Literatur sich immer beeifern zu bezeugen. Denn im Wesentlichen siegreich schon hat sich der Kampf gewendet, in welchem er einst, verbunden mit den edelsten Geistern der Nation, das neue Jahrhundert dem eingerissenen Verderben abgestritten.

Er ist ein deutscher Mann gewesen und hat in seinen Bestrebungen deutschem Sinn und Geist Treue gehalten; sowohl darin, daß er, was einst im Geist des Volkes, was in guten und hohen Vätern Eigenthümliches, Gesundes, Herrliches gelebt, der dankbaren Pietät der Enkel wiedergegeben, als auch darin, daß er mit seltener Kunst fremdes Große uns nahe gebracht; nicht blos jenen unvergleichlichen Genius des stammverwandten

Volkes, auch aus dem Romanischen Geiste Zartes und Treffliches, woran die heimische Kraft sich bereichere, erstärke und zu eigenem neuem Leben erwache.

In wie mannichfacher Gestalt sah er auf dem Posten, auf den die Vorsehung ihn gestellt, den Feind deutschen Wesens, deutscher Tiefe, deutscher Innigkeit, seinen Feind, sich gegenüber! Jetzt als jene falsche, vielgepriesene Aufklärerei in Religion, Wissenschaft und Leben, der das Ziel der Menschheit in der gemeinsten Deutlichkeit der Dinge gesteckt schien, die wohl blenden mochte, aber nicht erleuchten, wohl zerstören, aber nicht begeistern, nichts schaffen. Jetzt als jene Charakterlosigkeit des Geschmacks, welche nur nachahmend, sich unselbstständig dem Fremden zur Beute gibt. Jetzt als jene schnöde, unheilige Anmaßlichkeit, die nur einen Maaßstab hat für Alles, nämlich den der beschränkten Persönlichkeit und des beschränkten Zeitgeistes. Jetzt jene Hohlheit und Flachheit der Bildung, welche als Geistreichigkeit ausgeprägt, das Schöne, ja das Heilige selbst nur sucht, um damit leeren Prunk und eitle Kennerei zu treiben. Jetzt, verzeiht mir das Wort, wir haben kein anderes dafür, möchten wir nur auch die Sache nicht haben! als langweiliges und selbstzufriedenes Philisterthum, das dem deutschen Wesen immer eine so gefährliche Klippe sein wird. Jetzt als jenes gemeine Nützlichkeits- und Glückseligkeitswesen, welches auch keine Ahnung davon läßt an sich kommen, daß der Werth der Menschheit allein in Gütern liegt, die, weil sie das Göttliche sind in ihr, in ihnen selber Befriedigung, Würdigkeit, Bestand und Zweck haben. Aber wie ihm auch der Feind entgegengetreten und wie er ihn auch bestritten, es sei im strengen Ernste wissenschaftlicher Kritik, es sei in der unerschöpflichen, kindlichen, taumelnden Heiterkeit eines Humors, der auch in seiner ausgelassensten Bewegung niemals die edle, legitime Abkunft von der Idee verläugnet, er hat ihn immer mit tödtlichem Streiche getroffen!

Welch eine reiche Welt der Anschauung entfaltet er in seinen Lebensbildern vor unsern erstaunten Augen, wie umfaßt Menschheit und Natur, wie dringt in die innere Seele der Erscheinungen sein Blick! Mit sicherem Geist durchmißt er die inneren Räume des Gemüts; die Mächte alle, die in demselben weltgestaltend wohnen, die Zustände alle, von den innerlichsten religiösen Entzückungen bis zu der ungebundensten Lust des sinnlichen Daseins, der Kindessinn und fromme Friede und die wilde, ungebrochene, unversöhnte Leidenschaft, das wundersamverschlungene Gewebe des Weltlaufs mit der verworrenen Fülle seiner Zufälligkeiten wie mit seinen ewigen inneren Gesetzen — es ist alles seinem Geiste gelichtet, es muß sich stellen dem bildenden Rufe seines Genius, und wo dieser uns mit keckem Mut, ja vielleicht mit Uebermut bis an die äußersten Grenzen des Sittlichen und Zulässigen hinführt, da ist es immer noch der Geist der Form, der Alles bindend hält, daß Nichts sich aus dem Umkreise des Menschlichen, der Theilnahme und Beachtung Würdigen verliere!

Aber, so ergeht nun die besorgte Frage der Zeit, wie stand es mit seinem Christenthum? Gewiß, die erste und ernsteste Frage für den Menschen, nur daß sie billig dem Richter der Welt gebührt und ihre Antwort dem Menschen selbst in dem heiligen Zwiegespräch des Bewußtseins mit seinem Herrn und Gott. Statt dessen hören wir sie richtend aufgeworfen und unbefugt beantwortet, und sehen, wie man sagt vom christlichen Standpunkt aus, die großen königlichen Geister unsers engeren Vaterlandes wie der deutschen Nation mit kleinen Gedanken in den Staub ziehen. Doch die Frage hat auch einen Sinn der Liebe, der Gottes Werk im Menschen aufsuchen will. Nun wohlan, wie stand es mit Ludwig Tieck's Christenthum? In der fertigen Formel, die man abfragen könnte, in der Satzung, die als fremdartiger Maaßstab angelegt würde, hat der freie, lebenreiche Geist es nicht getragen; aber wir wissen, daß weder aus dem Judenthum noch aus dem Hei-

denthum die Romantik entspringt. Was er von Lessing gesagt hat, daß Keiner kräftiger und würdiger die Skeptik verkündigt, aber nie habe er das Fundament verlassen, das gilt nach dem Inhalt vertrauter Aeußerungen auch von ihm. Das tiefe Gefühl, was in sich selber ein Heiliges ist, daß der Geist, wohin er sich mit seiner Thätigkeit richte, nur Leben und Wahrheit habe in der andachtsvollen Beziehung des ganzen Daseins zum Unendlichen, ist ihm der Quell seiner Begeisterung geworden, und der versteht Tieck's Genius nicht, der es verkennt, daß er seine letzte und höchste Weihe aus jener überschwänglichen Berührung schöpfte.

Darin ist es ihm gegeben worden, Natur und Geist in so inniger Durchdringung zu haben und eines durch das andere aus ihrer ewigen Einheit in Gott zu deuten. In seiner eigenen Erscheinung hatten wir davon ein ergreifendes Bild — in diesem Antlitz, eben so edel in den Formen, als durchlichtet von Geist, in diesem so wunderschönen wie schauungsreichen Auge; in diesem Ton, der mit wunderbarer Lebendigkeit das durchsichtige, schmiegsame Gewand des Gedankens war, um dessentwillen, wenn wir ihn lesen hörten, Steffens sagen mochte, das Drama sei an Tieck's Sessel gefesselt. Darin hatte seinem Geist die Schöpfung Leben und Sprache, und in der Sprache entfaltete sich unter seiner Hand eine neue ideale Schöpfung. Jeden guten Geist des Wohllauts, des Adels und des Maaßes, der in des Menschen Rede wohnt, hat er vermocht heraufzubeschwören. Die Schranken, welche Zeit und Raum, welche der sondernde Verstand den Dingen setzen, sind gefallen in seiner innern Welt; das Ferne wird uns nah, das Natürliche und Geringe verklärt sich zum Sinnbilde des Höchsten; die mondbeglänzte Zaubernacht des Mährchens wird der innigsten Lebenswahrheit freundliche Botin, und eingetaucht in das Leben der Erscheinung, feiert die Seele unaussprechliche Ahnungen ewigen Wunders. In dem Leben bedeutender Menschen, wie ich vorhin schon sagte, ist Alles bedeutend, so hatte der Wonnemond ihn uns geschenkt, daß er in seinen Dichtungen ein wundervolles, wonnereiches Frühlingsleben freudig ausstreue, dessen Blüten nie verwelken werden, und unter die Blüten des Mai wollen wir ihn betten! — — —

Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume; das Gras ist verdorret, die Blume ist abgefallen, aber des Herren Wort bleibet in Ewigkeit; das ist das Wort, das unter uns verkündiget wird.

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht. Davon hatte Tieck ein tiefes Gefühl; das war in seinem gegenwärtigen Leben die ewige Zukunft. So konnte ihm das Leben wie ein lichter, ahnungsreicher Kindestraum erscheinen und er konnte seinen Freunden, wenn er sie entließ, halb scherzend, doch mit tiefgerührtem Sinne zuwünschen: träume wohl! Jetzt ist ihm die irdische Binde vom Angesicht genommen und er schaut in eine Creatur, frei von dem eitlen Dienst des vergänglichen Wesens, in eine Schöpfung, gegen deren Herrlichkeit seine kühnste Dichtung ein kindliches Lallen war. Das unmittelbare Verhältniß, in welches die Gottheit zur Menschenseele tritt, wenn sie sie aus dem unendlichen Born ihres unsterblichen Lebens ausrüstet mit der geistigen Begabung, hebt die Seele hinaus über das Schicksal der Vernichtung. Gott ist nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen, spricht der Herr, und wir verstehen es als Christen, wie gerade der Tod uns der kräftigste Erinnerer sein kann an des Menschen persönliche Unsterblichkeit.

Wir befehlen ihn dem lebendigen, gnadenreichen und allmächtigen Gott! Lasset uns nun seinen Leib hinaustragen zu der Stätte der Gräber!

Der Friede Gottes sei mit ihm, der da schläft und mit uns, die wir noch wandeln! Amen.

Druck von C. W. Vollrath in Leipzig.

Der deutsche Redner oder Album classischer Prosa in einer chronologisch geordneten Beispiel- und Mustersammlung deutscher Beredsamkeit aller Zeiten zum Gebrauch auf Gymnasien, ferner für Studirende u. Staatsbeamte u. für Gebildete überhaupt ; vorangehend d. Grundsätze d. Rhetorik

Leipzig 1854